

Der Harz

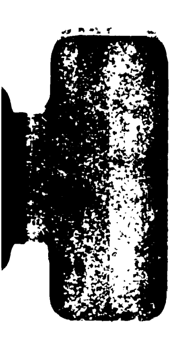
in

Geschichts-, Kultur- und

Landschaftsbildern

von

F. Günther




VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



H. Pieper.

Der Harz.

Der Harz

in

Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern

geschildert von

F. Günther.

Mit einer Karte des Harzes von C. Diercke, enthaltend die Gau- und Diözesangrenzen.

Hannover.

Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)

1888.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Herrn Oberprediger **Th. Jesse**

in Quedlinburg,

seinem lieben Schwager und Jugendfreunde,

zugeeignet

vom Verfasser.

Der Ambergau.

Von

F. Günther.

XVI und 576 Seiten Lexikon-Oktav.

Brosch. 12 M.

Diese mit großem Fleiße ausgeführte Schilderung einer kleinen Landschaft hat auch für weitere Kreise Interesse, da sie reiches und sonst nicht leicht zugängliches Material enthält. (Gäa.)

Verfasser, Schulinspektor in Klausthal, von dem in demselben Verlage ein gediegenes Werk über den Harz erscheint, bietet in obigem Werke eine Schilderung seines Heimatgaues dar, in der er uns zeigt, wie eine Heimatskunde angelegt sein muß. Ist die auf gründlichen historischen Studien 2c. beruhende Schrift zunächst auch für die Bewohner und namentlich für die Lehrer des betr. Gaues, der einen Teil Hannovers und Braunschweigs umfaßt und zu dem Vorharz gehört, von Interesse, so verdient sie aber auch wegen ihres vielfachen interessanten historischen, kulturhistorischen und volkstümlichen Inhalts die Beachtung in weiteren Kreisen. (Preußische Schulzeitung.)

Der Ambergau ist das Flußgebiet der Nette, welche südöstlich von Hildesheim sich in die Innerste ergießt; er hat auch danach seinen Namen, daß er sich zu beiden Seiten „des Flusses“, d. h. eben der Nette entlang zieht, denn „Amber“ (auch in der Form „Ammer“ vorkommend, so in Süddeutschland als Name des bekannten Zuflüßchens der Isar, welches durch den „Ammergau“ in aller Leute Mund kam, ferner auch als Name eines linken Neckar-Zuflusses) heißt ursprünglich ganz allgemein „Fluß“. Der Verfasser ist ein Sohn des norddeutschen Ambergaus, der sich in einer Breite von nicht ganz zwei Meilen 4½ Meilen lang vom Oberharz ins Harzer Vorland erstreckt. Er hat seiner engeren Heimat in dem vorliegenden stattlichen Bande von nicht weniger als 576 Seiten ein schönes Denkmal gesetzt. Das Werk verdiente es, der Göttinger Georgia Augusta zur Feier ihres 150jährigen Bestehens als Festgabe dargebracht zu werden, denn es beleuchtet die historischen und historisch-geographischen Verhältnisse des Ländchens mit außerordentlicher Ausführlichkeit bis ins einzelnste und dazu mit quellenmäßiger Gründlichkeit. Der Reihe nach werden uns vorgeführt die Entstehung des Gaus aus drei „Ländern“ (jedes eine „Go“ geheißen), seine kirchlichen Einteilungen, die über ihn einst regierenden Grafengeschlechter und die Geschichte seiner Besiedelung; darauf folgen etwas über den Rahmen der Gaukunde hinausgehende Schilderungen der sozialen und Rechtsstellung von Freien wie Unfreien im Mittelalter (der Verf. wollte eben auch den Laien in das Verständnis dieser Dinge, soweit sie in die vorliegende Gaugeschichte hineinspielen, einweihen), dann einiges über Hüttenwesen, Landbau und Viehzucht, Gewerbe und Verkehrswesen, viel mehr über die Schicksale des Ambergaus im Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. Dieser erste allgemeine Teil schließt ab mit Darlegung der volkstümlichen Festbräuche. Der weit umfassendere zweite und dritte Teil bespricht die Burgen und Ortschaften des Gaus, insbesondere die beiden Städte desselben (Bockenem und Seesen), sowie die aus den einzelnen Orten hervorgegangenen Adelsfamilien genealogisch-historisch. Durch ein detaillierendes Inhaltsverzeichnis ist die große Fülle des hier niedergelegten Stoffes gut zu überschauen. (Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.)

Der Verfasser, als geborener „Härzer“ mit Sitten und Eigentümlichkeiten des Harzgebirges von Jugend auf vertraut, als derzeitiger Schul-Inspektor in Klausthal mit dem Gebirge selbst und dessen Pulsschlag in engster Fühlung, giebt in vorliegender Abhandlung eine aus besten Quellen geschöpfte Übersicht über die Detail-Verhältnisse eines im Nordwesten des Harzes gelegenen, ca. 6 Quadratmeilen umfassenden Landstriches, welcher das Flußgebiet der Nette umfaßt; der Name desselben, Ambergau, dürfte wohl nur den Ortsangehörigen oder Special-Geographen bekannt sein, ist jedoch historisch beglaubigt und wird durch Günther's Arbeit der Vergessenheit entrissen. Dieses in historischer und geographischer Hinsicht interessante Stückchen Landes wird vom Verfasser in erschöpfender Weise dem Leser vorgeführt. Aus dem reichen Inhalte dieser Arbeit führen wir nur folgendes an. Zunächst werden die kirchlichen Verhältnisse in alter Zeit und die Grafengeschlechter des Ambergaues, dann die Besiedelung desselben dargestellt, welche urkundlich bis in das neunte Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Ferner werden die Verhältnisse der Freien und Unfreien (Edelfreie, Gemeinfreien und Laten) historisch beleuchtet, des weiteren dann die Mineralschätze, Ackerbau, Viehzucht, Industrie, Verkehrswege dargestellt, die Schicksale des Gaues in der Stiftsfehde, der Reformation, im dreißigjährigen Kriege erörtert, die Schlacht bei Bockenem im Jahre 1700, in welcher der Graf von Ahlefeld, dänischer Gesandter am sächsischen Hofe, mit 4000 Polen aufs Haupt geschlagen wurde, geschildert. Es folgt darauf eine Durchmusterung der Volksbräuche des Ambergaues. Der zweite Teil handelt von den Burgen, Städten und mythischen Stätten.

Ohne Zweifel ist das vorliegende Werk mit großer Sachkenntnis und gründlicher Ausnutzung der Quellen in ansprechender Form verfaßt, so daß man in ihm einen wertvollen Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde erblicken darf. (Aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.)

Der Verfasser des „Harz“ giebt unter diesem fast unscheinbaren Titel eine Heimatskunde über das Flußgebiet der Nette, also des nordwestlichen Abhanges des Harzes und seiner Vorlande, welche in erster Linie als eine Art Ergänzung zu dem gedachten größeren Werke über den Harz anzusehen ist, imgrunde aber geeignet, ein Muster abzugeben, wie man Geschichte und Topographie popularisieren muß. Und wie trefflich ihm das gelungen, muß man im ersten Teile „Allgemeines“ selbst lesen, selbst studieren. Die Bedeutung dieser Publikation liegt demnach nicht bloß in der Aufdeckung der Thatsachen, in der objektiven Wahrheit der vorgetragenen Lokalgeschichte und -Beschreibung, sondern in der fesselnden Darstellung, an der sich jeder erfrischt, wenn er auch nicht im Ambergau wohnt, an der insbesondere der Lehrer für seinen Beruf sich bilden kann. — Es sei darum „der Ambergau“ eben so warm empfohlen wie „der Harz“. (Hannov. Schulzeitung.)

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.

Die
Heimat im Schulunterricht.

Von

F. Günther,

Schulinspektor in Klausthal.

8⁰. Geh. 40 ₰.

Der Aufsatz verbreitet sich über die beiden Fragen: 1) Worin liegt die Bedeutung der Heimatskunde? und 2) Wie wird die Schule dieser Bedeutung der Heimatskunde gerecht? Verfasser führt aus, wie sich der geographische Unterricht früher nur einseitig an das Gedächtnis wandte, Gemüt und Verstand leer ausgingen, wie ein fruchtbringender Unterricht in der Heimatskunde erst möglich wurde, seit durch K. Ritter statt der politischen die physischen Verhältnisse der Länder die Grundlage der Betrachtung geworden sind. Die Heimat ist der einzige naturgemäße Ausgangspunkt des geographischen Unterrichts. Die Heimat lehrt die Fremde verstehen, in der engeren Heimat hat die Vaterlandsliebe ihre Wurzeln. Mit Recht will der Verfasser die Heimatskunde nicht nur als Vorbereitungsstufe für den geographischen Unterricht gelten lassen. In der Heimatskunde liegen auch die Anfänge und Wurzeln der Naturbeschreibung und Naturlehre ganz besonders aber des Geschichtsunterrichts. Die Denksteine der heimatlichen Geschichte sollen Marksteine der deutschen Geschichte werden, Momente der heimatlichen Geschichte sollen der vaterländischen Geschichte dienen. Diese Forderungen sind psychologisch gerechtfertigt und verdienen die größte Beachtung. Das Schriftchen sei darum den Lehrern der Geographie und Geschichte zu erneuter Anregung empfohlen.

(Preuß. Lehrerzeitung.)

Der Herr Verf., Schulinspektor in Klausthal und bekannt durch seine Werke über den Harz, den Ambergau u. a., sucht hier in warmen, beredten Worten der Lehrerwelt die Bedeutung der Heimat für unsere Jugend auseinanderzusetzen. Dies geschieht, indem er nachweist, wie 1) nur „aus der Heimat die Fremde verstanden werden könne“ und wie 2) die „Vaterlandsliebe ihre Wurzel in der Liebe zur engeren Heimat hat“. Daran schließt sich sachgemäß eine vom Verf. fein gegliederte Erörterung über die Frage: wie nun die Schule dieser Bedeutung der Heimatskunde gerecht werden kann? Die Antwort lautet: die Schule hat den Schüler zunächst durch die „Heimatskunde im engeren Sinne“ planmäßig mit seiner Heimat vertraut zu machen, ihn aber zugleich im Anschluß hieran die geographische Sprache und die Bezeichnung der geogr. Begriffe, zur Vorbereitung für Späteres, zu lehren. Die Schule schließt dann auf der Oberstufe den Unterricht in der Erdkunde mit einer eingehenden Betrachtung des Vaterlandes ab als der Heimat im weiteren Sinne. Der naturkundl. Unterricht muß vorzugsweise die Heimat, erst die engere, dann die weitere, berücksichtigen, ebenso der Unterricht in der Geschichte, wohin gehört, daß man schon in den heimatlichen Vorkursus geeignete kleine Geschichten und Sagen einflicht, was sich in der Folge dahin steigert, daß man, außer der kräftigen Betonung des Allgemeingültigen in der Heimatsgeschichte, namentlich auf dem Gebiete der Kulturgeschichte heimatliche Züge (z. B. vorgeschichtliche Funde, Pfahlbauten, Münzen, Hünengräber, Wallburgen, Steinwälle u. s. w.) belebend zu nutzen weiß.

Durch die Nennung zahlreicher einschlägiger Werke und Abhandlungen wird die an sich schon empfehlenswerte Schrift für den Lehrer noch wichtiger. (Central-Organ f. d. Interessen des Realschulwesens.)

Ein ebenso gediegener, wie anregender Vortrag, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen wäre.

(Preußische Schulzeitung.)

Das Schriftchen behandelt die beiden Fragen: „Worin liegt die Bedeutung der Heimatkunde?“ „Wie wird die Schule dieser Bedeutung der Heimatkunde gerecht?“ (Bez. Thesen sind voraufgestellt.) Wir freuen uns über die Ausführungen des Verfassers und stimmen ihm rückhaltslos bei, selbst seiner Forderung, daß der Unterricht in der Erdkunde nicht bloß von der Betrachtung der Heimat ausgehen, sondern auch auf der Oberstufe mit einer eingehenden Betrachtung des Vaterlandes und der Heimat schließen muß. Denn es ist nur zu wahr, daß das politisch-statistische Material im geographischen Unterricht, auch wenn es auf das Notwendigste beschränkt wird, das Bild der Heimat erblassen, erkalten läßt oder gar vernichtet. Das Bild und besonders das physische Bild des Vaterlandes und der Heimat muß aber die Schule der Jugend in aller Anschaulichkeit, Schönheit, Lebendigkeit mit ins Leben geben; denn wo anders sind die Wurzeln der Vaterlandsliebe zu suchen, als in der Liebe zur Heimat, und wie anders kann diese Liebe geweckt, gestärkt werden, als durch verständnis- und gemütvolle Beschäftigung mit der Heimat, ihrer Natur, ihren Sagen, ihrer Geschichte (namentlich Kulturgeschichte, weniger Kriegsgeschichte!) u. s. w. Wir empfehlen das Schriftchen einer eingehenden Beschäftigung!

(Pomm. Blätter.)

Der edle Begeisterung atmende Vortrag führt die Beweise, daß ein guter, mit Wärme erteilter und seitens des Lehrers von eigener Heimatliebe belebte Unterricht in der Heimatskunde die sichersten grundlegenden Kenntnisse und Anschauungen für die gesamten realistischen Fächer zu schaffen vermag. Meist bezugnehmend auf die Verhältnisse eines hannoverschen Bezirks, zeigt der Verfasser (vorbildlich für andere Landesteile) die Reichhaltigkeit und die Gestaltung der Heimatskunde und macht aufmerksam auf die Anknüpfungspunkte für Naturgeschichte und Physik, Kultur-, Volks-, Kriegsgeschichte alter und neuer Zeit, für Sage, Dichtung und Volksglauben.

(Schlesische Schulzeitung.)

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.

Die Provinz Hannover

in

Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern.

In Verbindung mit

C. Diercke, Regierungs- und Schulrat in Osnabrück,
A. Ebert, Regierungsrat in Hannover,
E. Görges, Oberlehrer am Gymnasium in Hameln,
F. Günther, Schulinspektor in Klausthal,
W. Hering, Seminarlehrer in Aurich,
L. Rosenbusch, Hauptlehrer in Hannover,
H. Steinvorth, Oberlehrer am Realgymnasium in Lüneburg,

herausgegeben von

Johannes Meyer,
Lehrer in Osnabrück.

Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen namhafter Künstler und einer Karte der Provinz Hannover von C. Diercke.

Komplett brosch. 14 ℳ, eleg. geb. 16 ℳ 40 ₰.

Daß von diesem Werke, welches zuerst im Jahre 1882 erschien, schon jetzt eine zweite Auflage erforderlich wurde, beweist, daß dasselbe einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam. Mit vollem Rechte ist diese Auflage eine vollständig umgearbeitete und erweiterte genannt worden. Denn von dem alten Werke ist in den bis jetzt neu erschienenen Teilen wenig mehr übrig geblieben, und diese schon allein, welche in der alten Ausgabe etwas mehr als ein Drittel des Buches bildeten, haben jetzt einen mindestens ebenso großen Umfang als das ganze frühere Werk. Nur die Teilung in die Hauptabschnitte ist dieselbe geblieben, alles andere von Grund aus umgestaltet. Während der Verf. sein Buch früher im wesentlichen aus Auszügen von den verschiedensten Schriftstellern selbst zusammengestellt hatte, sind jetzt die einzelnen Hauptabschnitte verschiedenen Bearbeitern übertragen. Die allgemeine Einführung in das Werk (Sp. 1—104) hat der Herausgeber sich selbst vorbehalten. Er erläutert hier die allgemeinen Verhältnisse der Provinz in geographischer, geognostischer, klimatischer Hinsicht, die Flora, Fauna, die Land- und Forstwirtschaft, Handel, Gewerbe, Verkehr u. s. w. Daran schließt sich ein geschichtlicher Rückblick. Die beiden folgenden Abteilungen, „das Gebirgsland des Harzes“ und „das Leine-Bergland“ rühren von F. Günther her, einem für diese Aufgabe gewiß berufenen Manne, da er sowohl als selbständiger Forscher wie als volkstümlicher Schriftsteller sich auf diesem Gebiete vorteilhaft bekannt gemacht hat. Würdig schließt sich diesen Teilen der vierte an, „das Weser-Bergland“, welches E. Görges bearbeitet hat. . . . . . .

Ein reicher Bilderschmuck zeichnet diese zweite Auflage vor der ersten aus. Auch die übrige Ausstattung ist gut, und es kann somit nach Inhalt und Form dieses Buch weiteren Kreisen wohl empfohlen werden. (Deutsche Litteraturzeitung.)

☛ Amtlich empfohlen vom Königl. Provinzial-Schul-Kollegium zu Hannover.

Alte Steine in neuer Fassung.

Bilder und Sagen

aus der

Provinz Hannover.

Von

W. Rustmann.

VIII u. 191 S. gr. 8°. Geheftet 2 ℳ 40 ₰, eleg. gebunden 3 ℳ 40 ₰.

Das niedersächsische Volk besitzt einen reichen Schatz an Sagen, durch die seine Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft wird. Einzelne Personen und historische Vereine haben sich mit den alten Volkssagen, in denen die Volkspoesie in reiner, kräftiger, oft derber Gestalt auftritt, beschäftigt. Rustmann liefert in seinem Buche „Alte Steine in neuer Fassung“ eine stattliche Reihe anmutiger Bearbeitungen von hannoverschen Volkssagen. Diesen sind im Anhange geschichtliche Anmerkungen beigegeben, welche das enthalten, was historisch feststeht. (Litterarisches Centralblatt.)

„Alte Steine in neuer Fassung“ betitelt sich ein Buch, das in seiner Art ein vortreffliches Werk genannt werden darf. Es enthält sechsundneunzig verschiedene Geschichten, die alle kurz und schlicht, aber durchaus im gesunden Volkstone erzählt erscheinen. Der Verfasser hat sich ersichtlich die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm zum Muster genommen und dieses Muster glücklich erreicht. Man darf seine Sammlung durchaus rühmlich nennen und den Liebhabern und Kennern dieser Litteraturgattung bestens empfehlen. Sie atmet den vollen und frischen Hauch volkstümlichen Sinnes und Geistes. (Hamburger Reform.)

Vorwort.

Zur Bearbeitung einer ausführlichen Heimatskunde des Harzes hat mich zunächst das Bedürfnis der Schule veranlaßt. Je größer die Bedeutung ist, welche ich dem Unterrichte in der Heimatskunde beilegen muß — ich erlaube mir, hier auf meinen Vortrag „Die Heimat im Schulunterricht" (Hannover, Carl Meyer, 1886) zu verweisen — um so mehr bedauerte ich seit Jahren, daß es an einem Buche fehlte, welches die Resultate der eifrigen Geschichtsforschung namentlich der letzten Jahrzehnte auch für die Schule nutzbar macht, daß überhaupt das von kundigen Männern in alter und neuer Zeit erschürfte und zu Tage geförderte edle Metall nicht in gangbare Münze umgeprägt und in Kurs gebracht wurde.

Wenn ich mich nun der Hoffnung hingebe, in diesen Bildern aus der Vorzeit und Gegenwart unsers Harzes alles zusammengestellt zu haben, was geeignet ist, den Unterricht auch auf der Oberstufe durch Einfügung heimatlicher Züge zu beleben und fruchtbar zu gestalten, so geht mein Bemühen doch über die Schule hinaus. Ich möchte Alt wie Jung nicht nur über die Geschichte und Natur der Heimat belehren, sondern zugleich und vor allem sie zu treuer Heimatsliebe gewinnen. In der Liebe aber zur engeren Heimat hat die **Vaterlandsliebe** ihre tiefste Wurzel; ohne jene fehlt ihr trotz ihres glänzenden Scheins der warme Pulsschlag gesundes Lebens. „Wenn der Mensch", sagt Bogumil Goltz, „am Geburtsorte, am Vaterhause, an der Scholle nicht haftet, so hängt er auch nicht am Vaterlande, so fehlt dieser Vaterlandsliebe, seiner Deutschheit, mit der er vor der modernen Welt prahlen will, das Centrum, so fehlt ihr das Herz." Was vermöchte aber mehr die Heimatsliebe zu wecken und zu kräftigen, als die von der Liebe zu Vaterland und Volk, zu Kaiser und Reich getragene Einführung in die Geschichte der Heimat, in das Verständnis unsers Volkstums und seiner Eigenart! —

Die zahlreichen zustimmenden Rezensionen, welche mir während des Druckes zugegangen sind, lassen mich zu meiner Freude hoffen, daß mein Buch überall auch in Haus und Familie günstige und willige Aufnahme findet. Dem dabei mehrfach geäußerten Wunsche, daß ihm auch eine Karte beigegeben werden möchte, ist der Herr Verleger bereitwilligst entgegengekommen, und ich zweifle nicht daran, daß die vom Herrn Schulrat Diercke gezeichnete treffliche Karte, in welche ich die Gau- und Diözesangrenzen eingetragen habe, nach jeder Seite gute Dienste leisten wird.

Für meine Arbeit haben mir die Veröffentlichungen des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, und danach die des historischen Vereins für Niedersachsen die reichste Ausbeute gewährt. Ich habe mich bemüht, für jeden

Aufsatz die Hauptquellen gewissenhaft anzugeben, aber Zweck und Umfang des Buches verboten mir, jede einzelne Nachricht mit Quellenangabe zu versehen. Rezensionen gegenüber, welche in demselben nichts weiter, als eine „Popularisierung dessen, was seit Jahren in dem Vereine für Geschichts- und Altertumskunde des Harzes erforscht und in dessen Vereinsorgane niedergelegt ist“, sehen, oder daneben eine Verwertung nur der neueren Harzlitteratur erkennen, darf ich unter Hinweis auf das Urteil sachkundiger Harzer Geschichtsforscher (wie des Herrn Archivrats Dr. Jacobs in der Zeitschrift des Harz-Vereins, des Herrn Archivsekretärs Dr. Paul Zimmermann im Litteraturblatt ꝛc.) hervorheben, daß ein nicht geringer Teil des Buches auch auf eigenen Forschungen beruht, und daß überall auch die umfangreiche ältere Litteratur, soweit sie mir zugänglich war, zu Rate gezogen ist. (Ich nenne nur die Werke von Gilbert 1795, Gatterer 1785—93, Hoche 1790, Stübner 1788—90, Spittler 1786, Gmelin 1783, Jovius 1772, Koch 1764, Calvör 1763—65, Zückert 1762—63, Honemann 1754, die Origines Guelficae 1750, die Werke von Schlüter 1738, von Rohr 1736—39, Harenberg 1734, Zeitfuchs 1717, Leuckfeld 1708—17, Beckmann 1710—16, Kettner 1710, Heinecke 1707, Behrens 1703, Zeiler-Merian 1650—54, Letzner 1596, Häcke 1583 und von den neueren Urkundensammlungen, außer den von den beiden Geschichtsvereinen und der historischen Kommission der Provinz Sachsen herausgegebenen, die umfassenden Sudendorfschen Urkundenbücher.)

Allen, welche mich bei meiner Arbeit so bereitwillig mit Rat und That unterstützt haben, insbesondere dem Herrn Archivrat Dr. Janicke, durch dessen gütige Vermittelung mir die Benutzung des königlichen Staatsarchivs ermöglicht wurde, dem Herrn Geheimen Archivar Dr. Doebner, dem Herrn Bibliothekar Rat Dr. Bodemann, den Herren Archivrat Dr. Jacobs und Professor Dr. Größler, dem Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. von Heinemann, welcher mir die Benutzung der Harzzeitschrift namens des Vorstandes freundlichst gestattete, nicht weniger den verehrlichen Verwaltungen der Königlichen Universitäts-Bibliothek in Göttingen, der Bibliothek des Königlichen Oberbergamts und der Königlichen Akademie, der Calvörschen Bibliothek in Zellerfeld wie des Königlichen Gymnasiums hierselbst, statte ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ab.

Da eine weitere Überschreitung des ursprünglich in Aussicht genommenen Umfanges des Buches sich ohne Zustimmung der geehrten Subskribenten nicht rechtfertigen lassen möchte, so habe ich zu meinem Bedauren einige am Harzrande gelegene Städte (Nordhausen, Sangerhausen, Halberstadt, Aschersleben), den Kyffhäuser und die Rotenburg ꝛc. nicht mehr zur Besprechung bringen können. Für den Fall jedoch, daß dahin gehende Wünsche laut werden, erlaube ich mir für nächstes Jahr ein Ergänzungsheft in Aussicht zu stellen.

Klausthal, im Dezember 1887.

F. Günther.

Inhaltsverzeichnis.

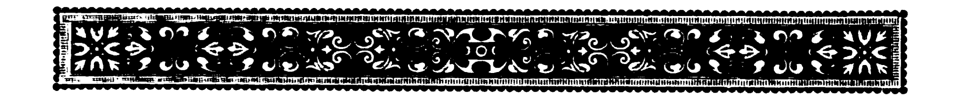
I. Teil. Allgemeines.

II. Teil. Einzelbilder.

Erster Teil.

Allgemeines.





Einleitung.

Unter den kleineren Gebirgen Deutschlands giebt es kaum ein zweites, das so allgemein bekannt und viel besucht, so oft beschrieben und besungen ist als der Harz. Mag ein Teil des Interesses, welches man ihm entgegenträgt, darauf zurückzuführen sein, daß er nächst dem Riesengebirge die bedeutendste Erhebung nördlich der Alpen und ihm im Norden bis zur Nord- und Ostsee hin nur Flachland vorgelagert ist; dennoch darf er sich dessen getrösten, daß ihm keine Auszeichnung unverdient zu teil wird.

Welche Fülle von Landschaftsbildern, unter einander so verschieden und jedes doch von eigenartiger Schöne, drängt sich hier auf engem Raume zusammen! Hier braust die Bode zwischen hohen, schroffen Granitwänden schäumend dahin, dort zieht sich die Wipper friedlich und still durch anmutiges Hügelgelände. Hier türmt sich wildromantisch Berg auf Berg, und von den Höhen schauen wunderliche Felsgebilde, gleich den Ritterburgen von Epheu und Sagen umrankt, weit hinaus in das Land; dort erstreckt sich bis an die Grenze des Horizontes unabsehbar die weite Hochebene. Wem sollen wir den Preis zusprechen: den üppigen Fluren der Vorlande unseres Gebirges, auf denen sich der goldige Weizen mit schwerer Ähre im Winde wiegt; oder den lieblichen Thälern der klaren Harzgewässer mit ihren buchenbestandenen Hängen, ihren Eisenhämmern und schmucken Ortschaften; oder dem hohen Harze mit seinem dunklen Tannenwalde, aus dem hie und da der Spiegel eines Teiches glänzend hervorleuchtet, mit seiner feierlichen Waldeinsamkeit, in die aus weiter Ferne die Herdenglöckchen wie „Glockengeläut einer verlornen Waldkirche“ herüberklingen?

Man hat den Harz ein „großartiges Naturalienkabinett“ genannt. Und wahrlich mit Recht. Giebt es auch Gegenden mit mannigfaltigerer Flora, so bietet doch der Harz mit seiner Menge seltener Pflanzen, die in ganz Norddeutschland nur hier zu Hause sind, mit seinen Eibengebüschen und seinem Beerengestrüpp, seinem Reichtum an Farnen und Pilzen, mit seiner alpinen Vegetation dem Botaniker ein dankbares Feld seiner Thätigkeit. Und auch mit seiner Tierwelt kann der Harz sich sehen lassen. Elch und Schelch, Ur und Wisent sind freilich ausgestorben, der letzte Bär ist 1705, der letzte Wolf 1798 und der letzte Luchs 1818 erlegt. Aber noch immer balzt auf den einsamen Höhen des Bruchberges und Ackers der Auerhahn, noch immer wühlt sich in den Schluchten das Schwarzwild seine Kessel, und Hirsch und Reh zeigen sich oft in stattlichen Rudeln dem Wanderer, der die ausgetretenen

Touristenpfade meidet. Und fehlt auch dem hohen Harze die Königin der freien Waldsänger, die „hochbegabte" Nachtigall, so ist das Waldkonzert im Gebirge doch vollstimmiger und an Abwechselung reicher als irgendwo im Flachlande. — Ein wahres „Schatzkästlein" aber ist der Harz für den Geognosten, denn er „enthält im kleinsten Raume alle Formationen und Eruptivgesteine mit einziger Ausnahme des krystallinischen Schiefergebirges und der jungen vulkanischen Gesteine". „Auf Schritt und Tritt sind die trefflichsten geognostischen Aufschlüsse zu finden, die tiefen Gruben haben die herrlichsten geognostischen Durchschnitte enthüllt." (Noeggerath.) So ist denn der Harz von altersher der Zielpunkt der Geognosten gewesen und in neuerer Zeit von ihnen so genau untersucht, wie kaum ein anderes Gebirge der Welt.

Und wie viele bedeutsame historische Erinnerungen knüpfen sich an den Harz! Soviel Städte ihn umgrenzen, soviel Burgruinen von seinen Höhen in das Land schauen: soviel Denksteine deutscher Geschichte reden hier ihre eindringliche Sprache. Liegt nicht dort an der Oker in seinen nördlichen Vorlanden das Dorf Ohrum, wo die Thüringer im Jahre 528 von den Franken besiegt wurden, wo 747 Pipin der Kleine seinem Stiefbruder Gripho gegenüberstand, wo sich 775 die Ostfalen Karl dem Großen unterwarfen und 780 die Albinger von ihm zur Taufe gezwungen wurden! Aus der Kaiserzeit aber weiß mehr noch die benachbarte Pfalz Werla, zu welcher einst ein großer Teil des hohen Harzes als Jagdgebiet gehörte, uns zu erzählen. Hier schloß Heinrich I. seinen neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn, hier hielten seine Nachfolger bis auf Friedrich I. glänzende Reichstage und Fürstenversammlungen. Gerade diesem ersten Könige aus dem Sachsenvolke bewahrt der Harzer eine unverwischbare Erinnerung; Schulenberg, Staufenburg, Pöhlde, Quedlinburg und andere Orte zeigen noch heute den Vogelherd Heinrichs; viele Harzstädte führen, zumteil allerdings ohne Grund, ihren Ursprung auf ihn zurück. In der Harzstadt Quedlinburg, seiner Schöpfung, hat der große Mann seine letzte Ruhestatt gefunden. — Doch wie dürfte ich sie hier alle nennen, diese Denksteine aus der Kaiserzeit! Nur der Reichsstadt Nordhausen mit ihren Reichstagen, der Kaiserstadt Goslar, wo die Salier und Hohenstaufen so oft ihr glänzendes Hoflager aufschlugen, der Pfalz Bodfeld, in welcher der gewaltige Heinrich der Schwarze in den Armen eines Papstes verschied, und der Harzburg mit ihrer Erinnerung an den unglücklichen Heinrich IV. will ich noch Erwähnung thun. — Diesen Kaiserstätten schließt sich ein dichter Kranz von Burgen und Schlössern an; einige (Anhalt, Herzberg und Osterode) einst Residenzen fürstlicher Häuser, andere (Stolberg und Wernigerode) noch heute Residenz regierender Harzgrafen, die meisten (Blankenburg und Regenstein, Mansfeld und Falkenstein, Ilfeld und Hohnstein, Lutterberg und Scharzfeld, Catlenburg und Woldenstein) Stammsitze längst erloschener Grafengeschlechter berühmten Andenkens. Sie alle, und mit ihnen die Ruinen zahlreicher Burgen anderer Herren vom Adel und die Trümmerstätten der einst so reich begüterten Harzklöster, sie alle könnten gar viel erzählen von Krieg und Fehde, von Heldenmut und Mannentreue, gar manche auch von Raub und Verrat; die einen von den Kämpfen Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen, oder von dem Markgrafen Gero und Albrecht dem Bären, die anderen vom Flegler- und Bauernkriege, ja auch noch aus dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege. Kaum hat sich eine Kriegesflut durch Deutschland gewälzt, deren Wellen nicht auch tosend und zerstörend sich über die Harzlande ergossen hätten.

Eine Wartburg freilich hat der Harz nicht aufzuweisen. Aber liegt nicht die Burg des Minnesängers Heinrich von Morungen im Harze? Hat nicht Berthold von Holle im harzischen Ambergau seinen „Krane“, sein „Demantin“ und „Darifant“ und Heinrich Rosla hier seine „Herlingsberga“ gesungen? Hat nicht Eike von Repkow auf dem Falkenstein seinen „Sachsenspiegel“ geschrieben? Stand nicht Klopstocks Wiege in Quedlinburg? Und ist nicht unser Dr. Luther im harzischen Eisleben geboren und gestorben und in Mansfeld erzogen?

Wahrlich, wer nur einigen Sinn für die Geschichte unseres Volkes, etwas Interesse für die Männer, welche auf geistigem und geistlichem Gebiete Großes vollbracht haben, mitbringt, der liest mit Befriedigung in dem reichhaltigen, großen Archive, zu dem fast jeder Ort unseres Gebirges seinen Beitrag liefert.

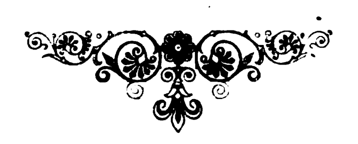
Ja, selbst in die vorgeschichtliche Zeit läßt uns der Harz einen Blick thun. Rings um denselben und gar an der Bode hinauf bis zur Susenburg ziehen sich die Wallburgen aus der Heidenzeit, teils mächtige Erdwälle, teils ohne Mörtel aufgeführte rohe Steinmauern. Nicht weniger zahlreich sind die Grabhügel mit ihren Steinkränzen und Steinkammern, ihren Aschenkrügen und Skeletten, ihren Steinwaffen und Geräten, mit Bronzeschmuck und Goldbrakteaten. Hat man doch (in der Grafschaft Wernigerode) die Feuerstätten ganzer Dorfschaften der Heidenzeit bloßgelegt und am Ostrande des Gebirges (im Westerhäuser Bruche und bei Gröningen) Reste von Pfahlbauten aufgefunden.

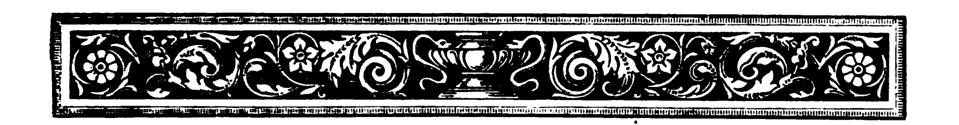
Auch mancher Name am Harze versetzt uns in die Heidenzeit zurück. Vor allem ist der große Heidenstieg zu nennen, jener uralte, erst in geschichtlicher Zeit als „Kaiserweg“ fahrbar gemachte Fußpfad, welcher von Goslar aus, die Oker überschreitend, den ganzen Harz, und gerade den höchsten und wildesten Teil desselben, in südsüdöstlicher Richtung bis in die Gegend von Walkenried und Ellrich durchsetzt und nicht mit Unrecht der harzische Rensteig — er ist in seinem ganzen Verlaufe Stammes- oder doch Gaugrenze — genannt wird. Hier werden die hartnäckig an ihren Göttern festhaltenden Sachsen verkehrt und hier in unbewohnter Einöde, in fast undurchdringlichem Urwalde ihren Götzenkult noch eine Zeit lang gefristet haben, als bereits rings im Lande durch Karls Machtgebot das Kreuz von den Kirchen leuchtete. Das (wüste) Dorf Godenshusen, d. i. Wodanshausen, am Nordrande, der Wodansberg am Südrande des Gebirges, die Ostersteine, Osterberge und Osterhölzer, die Donarshöhe (bei dem wüsten Holtemmeditfurt) und das Thorsthor (in der Nähe der Schnarcher), der Hübichenstein (Giebich ist eine Beiname Wuotans) und der Gallberg (d. i. Götzenberg), die Hünen- und Bielsteine, die zahlreichen Bockshorn- (Osterfeuer-) und Bocksberge: diese und viele andere Stätten, meistens an den von den Vorlanden leichter zugänglichen Randbergen belegen, verweisen uns mit ihren Namen in die Heidenzeit unsers Volkes. Und welche Fülle von Sagen klingt aus dieser zu uns herüber! Ist der Krododienst auf der Harzburg auch ein Phantasiegebilde des späten Mittelalters, und entbehrt die noch später erst versuchte Verlegung eines Hexen- und Opferplatzes auf den Brockengipfel auch jeder Begründung und Wahrscheinlichkeit, und sind die darauf bezüglichen Sagen erst durch kritiklose und leichtgläubige Geschichtsschreiber oder im Gewande der Dichtung in das Volk hineingetragen; so sind doch die Sagen vom wilden Jäger, von Hackelberg, von König Hübich, vom wilden Manne unzweifelhaft alte Mythen, deren Beziehung auf Wuotan, d. i. den stürmend Einherschreitenden, der mit Hackelberend, d. i. dem Mantelträger, und Hübich, d. i. dem Geber, eine Person bildet, offen zu Tage liegt.

Und flammen nicht noch die Osterfeuer alljährlich auf allen Höhen? Feiert nicht der Oberharzer noch heutzutage am Johannistage mit seinem Tanz um den blumengeschmückten Baum und der Südharzer mit seinem Questenfeste die Sommersonnenwende in heidnischer Weise?

Mitten in diesem altbesiedelten Gebiete mit seiner reichen Geschichte und seinen mythischen Nachklängen liegt gleich einer erst spät entdeckten „amerikanischen Insel“ der Oberharz mit seinen jungen Bergstädten, arm an geschichtlichen Erinnerungen, aber hervorragend an Bedeutung für den Bergbau und seine Geschichte. Wie einst (um 1175) Harzer Bergleute von Goslar aus den Bergbau bei Freiberg in Sachsen aufnahmen, und wie der bereits im 13. Jahrhundert in der Grafschaft Henneberg blühende Bergbau auf harzische Einwanderung zurückgeführt wird, so giebt es kaum eine bergbautreibende Gegend in der alten und neuen Welt, in welche nicht oberharzische Bergwerkskolonieen zur Einrichtung eines geordneten und lohnenden Betriebes gerufen sind. Selbst China, das mit den „rotborstigen Barbaren“ sonst nicht gern zu thun hat, geht nach den üblen Erfahrungen, die es mit dem vor etwa einem Jahrzehnt an die Spitze seines Bergwesens gestellten französischen Trommler hat machen müssen, jetzt mit dem Plane um, nach dem Vorgange Japans, Harzer Beamten die Leitung seines noch in den Windeln liegenden Bergbaues zu übertragen. Unter den wenigen Bergakademieen Deutschlands (Freiberg, Berlin, technische Hochschule in Aachen) und Österreichs (Pribram, Leoben und Schemnitz) wird die in Klausthal namentlich von den Ausländern bevorzugt. Auf dieser altberühmten Hochschule, der „die geognostischen Verhältnisse des Harzes und die mustergiltige Art der Gewinnung, Aufbereitung und Verhüttung der Erze“ in hohem Maße zu Hilfe kommen, suchen und finden nicht nur Angehörige aller bergbautreibenden Nationen Europas, von Griechenland und Serbien, Italien, Spanien und Portugal im Süden bis zu Schweden und Norwegen im Norden ihre Ausbildung, sondern auch Brasilien und die Freistaaten Südamerikas, Cuba, Mexiko und die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Marokko und die Sundainseln sind unter den Studierenden der Hochschule vertreten.*)

*) Diese Einleitung wurde mit Bewilligung des Verfassers auch in die „Charakterbilder von Dorenwell und Hummel“ aufgenommen.





I.

Gau- und Diözesan-Einteilung.*)

A. Ostfalen.

1. Der Ambergau.

Derselbe umfaßt das Gebiet des Flusses Nette mit ihren Nebenflüssen, von denen die Schildau und der Pandelbach am weitesten in den Harz hinaufgreifen, das Gebiet der oberen Neile und der mittleren Innerste bis auf die Höhe des Vorholzes und an das Bereler Ries im Norden.

Im eigentlichen Harze ist seine Grenze so zu ziehen, daß sie in der Gegend der Pebbekenmühle von den Nauer Bergen auf das rechte Ufer der Neile springt (so daß der Paß von Neukrug oder Hahausen noch in den Ambergau fällt), von hier den Oberharz ersteigt und in südlicher Richtung auf der Wasserscheide der Innerste einer- und der Neile und Nette andererseits bis etwa zur Quelle des Pandelbachs oberhalb der Stadt Wildemann verläuft, worauf sie, westliche Richtung einschlagend, an diesem Bache hinunterzieht und das Dorf Münchehof, das alte Kaminade, durchschneidet.

Die Malstätten des Gaues waren unter der Eiche bei dem Flecken Holle, auf dem Amberge zwischen Bönnien und Bockenem, von dem der Gau den Namen führt, und auf dem Piepenbrink vor Seesen.

Von den Orten sind zu nennen: die Städte Seesen und Bockenem, der Flecken Holle, die Schlösser Kirchberg, Derneburg und Söder, als ehemalige Burgen Schiltberg an der Schildau im Oberharze, Woldenstein auf dem Heber, Werder an der Nette, Woldenberg und Asselburg; als einzige Klostergründung Derneburg.

Der Gau gehörte zur Diözese Hildesheim und bestand aus den Bannen Seesen, Bockenem und Holle.**)

---

*) Als Quellen sind hauptsächlich benutzt:
v. Bennigsen, Beitrag zur Feststellung der Diözesangrenzen des Mittelalters in Norddeutschland. Zeitschr. d. Hist. V. f. Niedersachsen. Jahrg. 1862. 1867, 1—123.
Böttger, Gau- und Diözesangrenzen.
Böttger, Grenzen der Diözesen Hildesheim, Halberstadt und Mainz innerhalb des Harzes. Zeitschr. d. Harzv. III, 399—420.
Größler, Der gemeinsame Umfang der Gaue Friesenfeld und Hassegau. Zeitschr. d. Harzv. VI, 267—286. 535 f.
Größler, Binnengrenze der Gaue Friesenfeld und Hassegau. Zeitschr. d. Harzv. IX, 51—209.
Jacobs, Zur Geschichte des anhaltischen Harzes. Zeitsch. d. Harzv. VIII, 181—226.
Meyer, Der Helmegau. Zeitsch. d. Harzv. VIII, 731—737.

**) Eingehendes in meinem in gleichem Verlage erscheinenden „Ambergau“.

2. Der Wenzigau (Densigau).

Dieser kleine Gau, welcher als eine frühere, von dem Ambergau vor dem Jahre 1000 abgezweigte Go (von Böttger als ein Untergau des Salzgaues) angesehen wird, schließt sich im Südosten an den Ambergau an. Seine Grenze innerhalb des Harzes zieht von der Quelle des Pandelbaches bei dem heutigen Wildemann quer durch das Innerstethal, führt an dem Spiegelthalerwasser, dem alten Furbach oder Vorbach, hinauf über die Wegsmühle bei Zellerfeld und die später angelegten Teiche Großer Kellerhals und Schwarzer Hermann bis zu seiner Quelle am Westabfalle der Schalk, geht von hier ostsüdöstlich, überschreitet in der Gegend von Unterschulenberg das Weiße Wasser und die Oker, zieht sich in nordwestlicher Richtung über den großen Ahrensberg bis zu der südlichen Quelle der großen Rohmke (im großen Steffensthale), folgt diesem Bache bis zu seiner Mündung bei Rohmkerhalle und von hier dem Flusse Oker. Wo dieser aus dem Gebirge tritt, nimmt sie die Richtung auf Goslar, so daß sie diese Stadt, doch nicht mehr das vor ihrem Thore gelegene Stift auf dem Petersberge einschließt.

Im Wenzigau liegen: die Stadt Goslar, die Flecken Langelsheim und Lutter, sowie die junge Bergstadt Lautenthal und die Harzorte Hahnenklee und Bockswiese.

Der Gau gehörte in die Diözese Hildesheim und bildete die beiden Banne Haringen und Stadt Goslar.

3. Der Lerigau.

Dieser Gau schloß bei Goslar an den Wenzigau und zog sich von da am linken Ufer der Oker hinab. Ihm gehören das Petersstift, das Kloster Wöltingerode, die Burgen Herlingsberg und Schladen, sowie die Reichspfalz Werla an.

Er gehörte zur Diözese Hildesheim und bildete den Bann Neuenkirchen.

4. Der Derlingau.

Er begann nördlich vom Harze mit den Kirchspielen Harlingerode und Wiedelah und erstreckte sich über Osterwiek, Hornburg, Wolfenbüttel, Schöningen und Schöppenstedt bis nördlich von Fallersleben, ward also ungefähr durch die östlichen Grenzen des Herzogtums Braunschweig und durch Oker, Aller, Ise und Ohre begrenzt.

Dieser Gau gehörte zur Diözese Halberstadt. Der an den Harz grenzende Bann war Westerode.

5. Der Harzgau.

Die Grenzen dieses Gaues ziehen „von dem Kamme des Harzes, dessen höchste Gipfel in sich schließend, westlich zum Austritte der Oker, südöstlich zum Austritte der Bode aus dem Gebirge und folgen dann dem Laufe beider Flüsse bis dahin, wo deren Fluten durch die merkwürdige Niederung des großen Bruches zwischen Börßum und Oschersleben gewissermaßen verbunden sind". (v. Schmidt-Phiseldek.)

Zum Harzgau gehören, soweit der eigentliche Harz in Frage kommt,

von der Provinz Hannover: das Brockenfeld und das Amt Elbingerode;

vom Herzogtum Braunschweig: Harzburg und die nördliche Hälfte des Fürstentums Blankenburg;

von der Provinz Sachsen: Benneckenstein, die Grafschaft Wernigerode und der in die Stifter Halberstadt und Quedlinburg abfallende Harzrand.

Im Westen bildeten die Oker bis Rohmkerhall, die große Rohmke und der große Ahrensberg seine Grenze gegen den Wenzigau (siehe 2.). Bei der Kalbemündung verließ sie die Oker zum zweiten Male, stieg in der Kalbe hinauf bis an den Heidenstieg in der Gegend vom Torfhaus und folgte diesem (so daß dem Harzgau die Abbensteinklippe, das Brockenfeld, die Achtermannshöhe, der Königskrug, der Flecken Braunlage, die Blaufarbenmühle, die Brunnenbachs- und die Schächermühle zufallen) auf der Grenze des Amts Zellerfeld und des Kreises Blankenburg bis an den alten Grenzdreipunkt zwischen Grubenhagen, Regenstein und Walkenried, von wo ab der Heidenstieg oder Kaiserweg die genannte Grenze verläßt. Von diesem Dreipunkte wandte sich die Grenze des Harzgaues nach Osten, so daß diesem Benneckenstein und Trautenstein zugewiesen werden, und erreichte bald darauf in nordöstlicher Richtung die Bode.

Der Gau gehörte in das Bistum Halberstadt. Von den 37 Bannen desselben kommen für den Harz insbesondere in Betracht: Osterwiek, der Harz- oder Waldbann (bannus Nemoris), Kaltenborn und Utzleben.

6. Der Schwabengau.

Dieser Gau schloß sich innerhalb des Harzes südöstlich an den Harzgau, erreichte an den Ufern der Bode zwischen Oschersleben und der Mündung der Saale seine Nordgrenze und stieß im Süden an den Helmegau, den Gau Friesenfeld und den Hessengau.

Für uns kommt nur noch diese Südgrenze in Betracht, da seine Westgrenze mit der Ostgrenze der Enklave Benneckenstein in eine Spitze ausläuft. Von diesem Punkte, auf welchem auch die Grenzen des Fürstentums Blankenburg und der Grafschaft Honstein wernigerodeschen Anteils zusammenstoßen, stimmt sie, südöstlich verlaufend, mit der Nordgrenze der Grafschaft Honstein und der Südgrenze der gräflich roßlaischen Enklave Breitenstein überein, durchschneidet in derselben Richtung die Grafschaft Stolberg, so daß Straßberg, Friedrichshof, Hayn und Hilkenschwende dem Schwabengau zufallen, sowie die Nordostspitze der Grafschaft Roßla und schlägt zwischen Breitenbach (r.) und Rotha (l.) nördliche Richtung ein, um etwa an der Mündung des Rothischen Baches den südlichsten Punkt der Wipper zu erreichen. Sie folgt dann diesem Flusse abwärts in nordöstlicher und östlicher Richtung, verläßt ihn aber südlich von Burgörner, wo er nördliche Richtung einschlägt, und tritt, sich östlich haltend, aus dem Harze hinaus.

In den Schwabengau gehören also der südliche Teil des Fürstentums Blankenburg (mit Hasselfelde, Stiege und Allrode) und des Stiftes Quedlinburg, die bereits bezeichneten Stücke der Grafschaften Stolberg und Roßla, das Harzgebiet des Herzogtums Anhalt und der zwischen diesem und der Südgrenze liegende Teil der Provinz Sachsen mit den Städten Hettstadt, Ermsleben und Aschersleben.

Er gehörte zur Diözese Halberstadt. Sein Harzbezirk bildete die Banne Gebirgs- oder Harzbann (bannus Nemoris), Aschersleben und Unter-Wiederstedt.

7. u. 8. Friesenfeld und Hassegau.

Diese beiden, schon in früher Zeit mit einander vereinigten Gaue wurden im Norden von dem Schwabengau durch die Wipper auf der Strecke von der Mündung des Rothischen Baches bis südlich von Burgörner geschieden.

(Grenze außerhalb des Harzes: von Burgörner durch die Südseite des Welfesholzes bis zum Hanfgraben [bezw. Schlenzequelle], die Schlenze abwärts bis zu ihrer Mündung in die Saale bei Friedeburg, die Saale*) aufwärts bis zur Unstrutmündung, die Unstrut aufwärts bis zur Mündung der kleinen Helme, diese aufwärts bis zum Bett der großen Helme, diese abwärts bis zur Mündung des Sachsgrabens.)

Hier bedarf es nur der Beschreibung der Westgrenze innerhalb des Harzes.

Der vormals mit Wällen versehene Sachsengraben, der Sachsen und Thüringen scheidet, mündet südöstlich von Wallhausen in die Helme. In diesem Graben steigt die Grenze aufwärts nach Norden bis zur „hohen Mark“, dem westlichen Teile der Mooskammer, führt zwischen Gr.-Leinungen und Mohrungen von dem Bergzuge in den Quellbach der Leine hinab, welcher aus Nordwesten kommt, benutzt diesen Bach aufwärts bis zu den Höhen südlich von Horla und Rotha und geht von hier in dem westlich von Horla gelegenen Grumpelsgrunde hinab an der Käckelsburg vorbei nach dem an dem Grenzpunkte der Fluren Horla, Roda (Rotha) und Bodenschwende gelegenen Kriegberge und Kriegholze. Von hier läuft sie, den Heiligenberg zur Linken, den Wiechmannsberg zur Rechten, auf dem Willmannssteige (oder Willwege) am östlichen Ufer des Rothischen Baches, welcher auch Bodenschwender Grund heißt, hinab zur alten Wipper.

Die Binnengrenze der beiden Gaue beginnt dem in den Schwabengau gehörenden Dorfe Biesenrode gegenüber an der Wipper. Hier steigt sie, sich zunächst südlich haltend, den Querberg (östlich von Wimmelrode) hinauf, folgt dann, Biskaborn nördlich lassend, dem von Westen kommenden Finskebache bis zur Quelle, geht im Böhlengrunde zwischen den Fluren Lichthagen (w.) und Görenzen (ö.) nach Süden, ersteigt an der Stelle, welche nach dem dort gelegenen einzelnen Hause „die Lust“ genannt wird, die Wasserscheide zwischen Wipper und Helme, folgt dieser bis südlich von Annarode zur Quelle des Dippelsbaches, geht im Bette desselben bis Ahlsdorf und von da ab in südöstlicher Richtung im Bette der „Bösen Sieben“ bis Wimmelburg hinunter. Bei der Brücke, welche am Nordfuße der Hüneburg östlich von Wimmelburg über dieses Wasser führt, geht sie nach Süden in dem Wassergraben hinauf, welcher die erst 1874 vereinigten Dörfer Wolferode A. und B. scheidet, ersteigt in dem jetzt verschütteten Hohlwege den Mühlberg und folgt von dem Grenzstein neben der einen Windmühle in südöstlicher Richtung dem nach Bischofsrode führenden und dann von der Westseite der Feldmark dieses Dorfes dem nach Hornburg führenden Wege. — Der weitere Verlauf der Binnengrenze gehört dem Harze nicht an.

Im Gau Friesenfeld liegen innerhalb des Harzgebietes die Stadt Sangerhausen, der Flecken Wippra, die Burgruinen Morungen und Grillenburg; im Hassegau die Städte Eisleben, Mansfeld, Leimbach.

Beide Gaue gehörten in die Diözese Halberstadt; Friesenfeld bildete den Bann Caldeborn, der nördliche Hassegau den Bann Eisleben, der südliche den Ostbann.

---

*) Die alte Saale ist indes als Grenze anzusehen. Ihr Bett zweigt sich oberhalb Merseburgs von der jetzigen Saale ab, nimmt nach 3/4 Meilen die von Südosten kommende Luppe auf, deren unteres Bett demnach das alte Saalbett ist, und vereinigt sich unterhalb Merseburgs wieder mit dem neuen Saalbette.



B. Engern.

9. Der Lisgau.

Diesem großen Gau, welcher fast das ganze Fürstentum Grubenhagen, das untere Eichsfeld und vom Herzogtum Braunschweig das frühere Amt Staufenburg umfaßt, gehört der größte Teil des Oberharzes an.

Innerhalb des Harzes fällt seine Nordgrenze mit der Südgrenze des Ambergaues und des Wenzigaues, seine Ostgrenze von der Oker bis zu dem Grenzdreipunkte am Heidenstiege östlich von Oderhaus mit der Westgrenze des Harzgaues zusammen. Es ist hier also nur noch das südliche Stück der Westgrenze nachzuholen.

Auf dieser Strecke verläuft die Grenze in südwestlicher, südsüdwestlicher und südlicher Richtung und stimmt genau mit der Grenze zwischen dem Amte Zellerfeld und dem Stifte Walkenried (Wieda), vom Ravenskopfe an mit der des genannten, dann des Amtes Herzberg (Steina und Nixey) und des Kreises Nordhausen (Gasthaus auf dem Ravenskopf, Sachsa, Tettenborn) überein.

Die südlich von Nixey, Osterhagen, Bartholfelde und Barbis gelegenen Ortschaften der Provinz Sachsen gehören in den thüringischen Gau Ohmfeld (Bann Bleicherode, Grafschaft Lohra).

In den Lisgau gehören demnach vom Oberharze: die Bergstädte Klausthal, Zellerfeld, Altenau, Andreasberg, Wildemann und Grund, die Ortschaften Schulenberg, Buntenbock, Lerbach, Festenburg, Lonau, Sieber mit den zu ihnen gehörenden Weilern (ausgenommen den Auerhahn und das Ahrensberger Forsthaus); vom Fürstentum Grubenhagen außerdem der Harzrand von Steina bis Lasfelde mit der Stadt Osterode und den Flecken Lauterberg und Herzberg; vom Herzogtum Braunschweig der Harzrand von Badenhausen bis Münchehof mit dem Flecken Gittelde und der Ruine Staufenburg.

Der Lisgau gehörte zur Erzdiözese Mainz. Die großen Archidiakonate derselben waren wieder in Erzpriester-Bezirke (sedes) eingeteilt. Das ganze Harzgebiet des Gaues gehörte zur sedes Berka und diese zum Banne Nörten, welcher außerdem noch die Erzpriestersitze Dransfeld, Geismar, Greene, Hohnstedt, Markoldendorf, Ödelsen, Seeburg und Stöckheim umfaßte.

C. Thüringen.

10. Der Helmegau.

Zu diesem Gau, welcher sich auch über die goldene Au und über den Kyffhäuser hinaus erstreckte, gehörte der mittlere Teil des Südharzes.

Seine Nordgrenze fiel von dem mehr erwähnten Dreipunkte am Heidenstieg östlich von Oderhaus bis zu dem Grenzdreipunkte an der Südostecke der Enklave Benneckenstein mit der Südgrenze des Harzgaues, von hier bis in die Gegend von Roda (Rotha) mit der Südgrenze des Schwabengaues, seine Ostgrenze mit der Westgrenze des Friesenfeldes, seine Westgrenze von dem Dreipunkte am Heidenstieg bis südöstlich von Nixey mit der Ostgrenze des Lisgaues zusammen. (Von Nixey zog die Grenze in südlicher Richtung westlich von Mackerode und Trebra zum nördlichsten Punkte der thüringenschen Wipper.)

Vom Harze gehörten also in den Helmegau: von der Provinz Hannover: die Grafschaft Honstein; von Braunschweig: das Stift Walkenried (mit

Hohegeiß, Wieda, Zorge, Walkenried, Neuhof); von der Provinz Sachsen: die südwestliche Hälfte der Grafschaft Stolberg (mit Tannengarten, Haynfeld, Stolberg, Viktorshöhe, Schwende, Eichenforst, Rodishain, Stempeda und Rottleberode), die Grafschaft Roßla mit Ausnahme der unter 6. benannten Dörfer; der Harzrand mit Sachsa, Ellrich, Nordhausen und Wallhausen.

Er gehörte in die Erzdiözese Mainz und bildete die Banne Ober-Berga (Berga superior) — darin Sachsa, Ellrich, Nordhausen, Honstein —, Unter-Berga (Berga inferior) — darin Stolberg und Roßla — und Großwessungen.



II.

Die Besiedelung des Harzes.

A. Aus vorgeschichtlicher Zeit.

Die dem Harze vorgelagerten Hügellandschaften und Flußebenen, welche sich fast ausnahmlos durch große Fruchtbarkeit auszeichnen, sind schon in sehr früher Zeit besiedelt. Das beweisen nicht nur zahlreiche Ortsnamen mit mythischer Beziehung, sondern auch die in neuerer Zeit aufgefundenen vorchristlichen Grabstätten und die noch vorhandenen vorgeschichtlichen Befestigungen.

Indem ich in betreff jener Namen auf den folgenden Abschnitt verweise, beschränke ich mich auch hinsichtlich der vorchristlichen Altertümer im allgemeinen auf die Ausgrabungen, über welche in den Zeitschriften des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde und des Historischen Vereins für Niedersachsen berichtet ist.

Die Fundorte derselben liegen auf allen Seiten unseres Gebirges.

1. Heidnische Wohn- und Begräbnisstätten.

Im Osten desselben sind vor allem die Reste von Pfahlbauten im Westerhäuser Bruche, einem Torfmoore zwischen Blankenburg und Quedlinburg, zu nennen. In demselben findet man nämlich unter der untersten Torfschicht, also auf dem Boden des ehemaligen Seees, nicht nur Scherben, Hirschgeweihe, alte Waffen und Kohlenstücke, sondern an der Timmenröder Seite auch eine große Menge aufrecht stehender und regelrecht geordneter Holzstämme, „wie wenn Brücken von dem ziemlich steil ansteigenden Ufer ab als Zacken in das Torfmoor hineingebaut gewesen wären“. Eine eingehende Untersuchung dieser Pfahlbauten scheint nicht stattgefunden zu haben.

Gegen dreißig Grabhügel fanden sich noch vor wenigen Jahrzehnten auf dem vorchristlichen Begräbnisplatze am Hauersholze auf dem Ostufer des Westerhäuser Bruchs. Fünf derselben sind im Jahre 1858 und mehrere andere im Jahre 1868 von sachverständiger Hand geöffnet. Dabei wurden Bronzegeräte, Bronzedraht, ein Stück eines Feuersteinmessers, Steinkammern

mit unzerbrochenen Urnen und eine große Menge von Urnenscherben aufgefunden. Auf einem der Hügel wurden zwei Steinkränze bloß gelegt, welche sich kreisförmig um den Mittelpunkt desselben ziehen.

Als das jetzige Gasthaus auf der Roßtrappe errichtet ward, fand man innerhalb einer alten Umwallung eine Menge Urnen. „Der ganze Berggipfel ist eine befestigte germanische Niederlassung gewesen, die durch einen 5—8 m hohen, 3—5 m breiten, aus Erde und Steinen aufgeführten Wall namentlich gegen die zugänglichere Westseite geschützt war. Auffallend ist, daß der Felsenvorsprung der Roßtrappe selbst noch wieder durch Gemäuer und Gräben abgeschlossen und zugleich auch eine Totenstätte gewesen ist, wie die dort ebenfalls gefundenen Urnen bezeugen.“ (Harz-Z. I, 321.) Zwei Schleuderkugeln vom Walle auf der Roßtrappe, eine von Stein, 20 cm im Durchmesser, die andere von Thon, 6 cm im Durchmesser, werden in der Sammlung des Harzvereins zu Wernigerode aufbewahrt. Demselben hat der Herr Minister auch folgende im Bodethale unweit der Roßtrappe ausgegrabenen Altertümer überwiesen: Eine Urne aus schwarzgrauer Masse, 17 cm hoch, 12 cm oben weit, mit einem senkrecht absteigenden Halse von 6 cm Höhe, durch vier ringsum laufende schmale Rinnen da, wo der Hals in den Bauch übergeht, verziert. Der Bauch ist 6 cm, vom Boden 19 cm weit, der Boden mißt 7 cm im Durchmesser; eine Beigabeschale aus schwarzgrauer Masse, 12 cm hoch, oben 12,5 cm weit, der Hals 2,5 cm hoch mit einem kugeligen, bis 15 cm weiten Bauch; einen Paalstab*) von Eisen, 12 cm lang, an der Schneide 7,5 cm breit, mit oblongem Schaftloch von 2,3 und 5 cm Weite; eine große Anzahl von Scherben zerbrochener Urnen; Bruchstücke menschlicher Schädel und andere menschliche Knochen; verschiedene Tierknochen. Von den gelegentlichen Funden, welche innerhalb der äußeren Umwallung gemacht sind, ist noch ein großer Grünstein zu erwähnen, in welchen, anscheinend mit einem dreieckigen Instrumente, zwei tiefe etwa zwei Zoll von einander entfernte Rinnen, welche wie poliert erscheinen, hineingearbeitet sind. Vielleicht war der mittlere Streifen zu einer Art bestimmt.

Urnenscherben sind auch in dem Galgenberge und in dem Platenberge bei Blankenburg aufgefunden, am letzteren unterhalb eines christlichen frühmittelalterlichen Kirchhofs, von dem man nicht weiß, zu welchem Dorfe er gehört hat.

Im Jahre 1880 wurden auf der Wüstung Groß-Orden bei Quedlinburg Steinsärge und ein aus Gold, Perlen und Steinen hergestelltes Diadem gefunden.

Reiche Ausbeute an Überresten aus der Heidenzeit hat von jeher die alte Stadt Aschersleben, welche schon zur Zeit des heil. Bonifacius urkundlich erwähnt wird, dargeboten. Nicht nur an dem Ufer des einst bis an die Thore der Stadt reichenden, nunmehr trocken gelegten Aschersleber oder Gatersleber Seees, sondern auch im Innern der Stadt selbst sind zu verschiedenen Zeiten Bronze, Gefäße und Geräte ausgegraben; so im Jahre 1723 in der Neustadt zwölf Urnen, gegen die Mitte dieses Jahrhunderts in einem mit rohen Granitsteinen ausgesetzten Grabe ein merkwürdiges Gefäß in Hausform, im Jahre 1869 in einer Kiesgrube am westlichen Ende der Stadt ein (von den Arbeitern leider zerschlagenes) Hirschgeweih, dessen Dimensionen diejenigen der Geweihe der jetzt lebenden Hirsche um ein Drittel oder die Hälfte übertraf. Höchst interessant aber ist ein Fund, welcher im Juni 1869 in der Nähe dieser Kies-

*) Sowohl als Streitaxt und Beil, wie als Stemmeisen und Meißel benutzbar.



gruben gemacht wurde. Beim Wegschaffen der oberen Erdschicht wurde nämlich 6 Fuß tief im Lehm ein 4 Fuß langes und im Norden 1½, im Süden 1 Fuß breites Grab bloß gelegt, an dessen Nordende eine mit einem grauschwarzen Pulver gefüllte Urne, in dessen Mitte drei Goldmünzen und an dessen Südende Fragmente eines menschlichen Skeletts und zwei Bronzeringe sich befanden. Letztere, ¼ Zoll stark und zwischen 5 und 6 Zoll im Durchmesser, sind wohl als Halsringe anzusehen. Die drei Goldstücke, das Wertvollste dieses Fundes, sind s. g. barbarische Goldbrakteaten, welche, wie auch die angebrachten Henkel beweisen, nicht als Münzen, sondern als Schmuck oder Amulett dienten. Solche Goldbrakteaten, von denen einige Hunderte in den skandinavischen Ländern, namentlich in Dänemark und Schonen, nur sehr wenige in Deutschland gefunden worden, sind Nachbildungen römisch-byzantinischer Münzen (besonders aus der Zeit Konstantins) und um so älter, je mehr ihr Gepräge, das zuweilen selbst die ursprüngliche Inschrift herübergenommen hat, dem jener Münzen gleicht. Später traten Runen und Darstellungen aus der Volkssage (namentlich aus der vom goldenen Schatze handelnden Niflungasage) an die Stelle des römischen Gepräges. Die jüngsten sind diejenigen, welche vorzugsweise oder allein Schlangen in verschiedenartigen Windungen und Durchkreuzungen, Drachen und einige andere Tiere zeigen. Die deutsch-germanischen Stücke jüngster Art enthalten nur verschlungene Verzierungen mit einigen Tierfiguren, welche Elefanten ähnlich sehen. Sämtliche Goldbrakteaten aber gehören dem Mittelalter (der zweiten Periode) des Eisenzeitalters, d. h. dem Zeitraume von etwa 450—700 nach Christus an. — Von den Aschersleber Brakteaten folgen zwei der neueren Darstellungsweise und haben unzweifelhaft deutsch-germanisches Gepräge, die dritte wird aus älterer Zeit stammen. — Da die Bewohner der Gegend von Aschersleben (des Schwabengaues) schon von Pipin dem Kleinen bald nach dem Jahre 748, in welchem er bei seinem Zuge gegen Grifo die dem Harze im Osten vorgelagerten Landschaften verwüstend durchzog, zum Christentum bekehrt worden sind, so ist das Grab, dem diese seltenen Fundstücke entstammen, im Anfange des achten Jahrhunderts angelegt.

In der Nähe der Stadt Gröningen, nicht weit vom Ufer der Bode, und gleichfalls im Schwabengau, sind verschiedene Bronzen gefunden, darunter drei in seltener Weise gut erhaltene Armringe, auch Bronzedraht mit Spiralen aus Bronzeblech, ein massiv bronzener Armring und einige Zierscheiben aus Bronze. Auch sollen im Schüttenteiche (Schützenteiche) bei Gröningen im Jahre 1867 Pfahlbautenreste zu Tage gefördert sein.

Ein heidnischer Begräbnisplatz, auf dem nach und nach gegen 40 Skelette von Personen jedes Alters und Geschlechts ausgegraben sind, findet sich auf dem Plockpipenhoch bei Nienhagen an der Holtemme (im Harzgau). Die im November 1872 bloßgelegten Gerippe haben zu Häupten je eine Urne; dasselbe wurde von den Arbeitern der benachbarten Ziegelei betreffs der früher gefundenen behauptet. Bei einem aus einem roten Granitfindling gehauenen gewaltigen Steine, welcher ehemals östlich von dem Gräberfeld stand, wurde ein Steinmesser aufgefunden.

Im Jahre 1867 wurde bei Osterode am Fallstein, am unteren Abhange des Eulenberges, auf einem Acker eine 14 Schritt lange und 7 Schritt breite Steinkammer entdeckt, welche aus 4 Fuß hohen rohen Kalksteinplatten und fünf Deckplatten desselben Gesteins errichtet war. In demselben lagen in der Richtung nach Morgen, je zu dreien bis sechs abgeteilt, 20 menschliche

Gerippe, denen kleine leere Thongefäße und eine Knochen und Asche enthaltende größere Urne beigegeben waren.

Im Frühjahre 1882 wurde auf der Domäne Adersleben bei Halberstadt in geringer Tiefe eine Bronzebüste gefunden, welche von Sachverständigen für einen Apollokopf gehalten wird und ohne Zweifel eine römische Arbeit ist. Sie ist nur 84 mm hoch, hat auf der Rückseite einen nach aufwärts gebogenen Haken und auf der unteren Fläche ein Loch von 1 cm Durchmesser, in welchem ein Bronzestab steckt, so daß sie als Schmuck eines künstlerisch ausgestatteten Gerätes gedient haben wird. Im Haar trägt die Büste einen (Lorbeer-) Kranz. „Vorn ist derselbe in der Scheitelmitte durch eine Blüte unterbrochen, hinten durch mehrere über den Haarknoten hinabfallende Binden. Die Augen sind mit Silber eingesetzt; das linke steht in auffälliger Weise zu hoch. Abgesehen von dieser Eigentümlichkeit und von der plumpen Bildung der unter dem Haar zum Vorschein kommenden Ohrläppchen ist die Formengebung nicht ohne Reiz, die Arbeit ist gut und die Erhaltung im großen und ganzen vortrefflich." Unten geht die Büste in ein Blätterornament über. — Ich erwähne diesen Fund, obwohl er nicht germanisch ist, hier nebenbei, da römische Altertümer in den Harzgegenden nicht allzu häufig gefunden werden.

Ein seltener Fund wurde vor noch nicht 20 Jahren an den in der Grafschaft Wernigerode zwischen Altenrode, Charlottenlust und Veckenstedt belegenen Hügeln Köhlerbrink und Stukenberg gemacht. Bei dem Abtragen dieser Sand- und Kieshügel kam man nämlich im Jahre 1867 am Köhlerbrinke 1—4 Fuß unter der Rasendecke auf die Feuerstellen eines ganzen vorgeschichtlichen Dorfes, wohl 100 an der Zahl. Jeder Kochherd bestand aus drei bis acht Steinen, welche so neben und teilweise auch auf einander gelegt waren, daß ein von drei Seiten (einer Längsseite und zwei im rechten Winkel anschließende Schmalseiten) begrenzter Raum von 1—2 Fuß Durchmesser geschaffen war, der zur Aufnahme des Feuerungsmaterials wie zum Aufstellen von Kochgeschirr sich eignete. Die Steine waren meist nur an einer Seite von Rauch geschwärzt. Zwischen ihnen in der mit Kohlen gemengten Asche, zuweilen auch unter oder über den verschobenen Steinen, oder außerhalb derselben, lag eine große Anzahl von halben Töpfen und kleineren Topfscherben, bei einigen Herden die Reste von sechs bis acht Töpfen. Ihrer Zusammensetzung nach stimmen sie mit den in Grabstätten gefundenen Gefäßen darin überein, daß sie im Innern meist eine große Menge von groben Quarz- und Glimmerkörnern enthalten, während ihre innere und äußere Fläche mit einer feineren geschlämmten Thonmasse überzogen ist, welche alle möglichen Farbennüancen zwischen grau, rot, gelb und schwarz aufweist. (Tacitus sagt im 17. Kapitel der Germania von den Deutschen, die „nur rohes Baumaterial ohne Auswahl und Ansehen" benutzen: „Einige Stellen bestreichen sie aber sorgfältig mit einer so reinen und glänzenden Erdart, daß es wie Malerei und bunte Linien aussieht.") Die Wandung der kleineren Gefäße ist nur einige Linien, die der größeren 1—1¼ Zoll stark. „Ein Teil der Töpfe hat einen flachen Boden, andere sind unten kugelförmig abgerundet. Die Gestaltung der oberen Ränder ist äußerst verschieden; einige zeigen fast einen nach innen sich neigenden Rand, andere schneiden glatt an der oberen Seite ab, andere sind leicht nach außen in einer schmaleren oder breiteren Kante umgebogen; der Bauch der Töpfe ist in der Regel in der Mitte am weitesten, bei einigen findet sich aber die größte Ausweitung bereits im oberen

ersten Drittel; die Mündung der Töpfe ist meist kreisrund, viele zeigen aber auch eine ovale obere Öffnung. Töpfe mit Henkeln kamen ziemlich selten vor, auch fanden sich keine Töpfe mit Zapfen. Nur ein Topf von ungefähr $3^1/_2$ Zoll Höhe hat eine runde Tülle, einen röhrenartigen Ausguß, wie sie noch jetzt an Wasserkruken aus Steingut zu finden sind." Auch einige Topfdeckel wurden gefunden. „Sie haben alle eine ovale Form von 8—10 Zoll größtem Durchmesser und eine Dicke von $^3/_4$—$2^1/_2$ Zoll. Der eine Deckel zeigt die Spuren seiner primitiven Formation; man sieht, wie ein kuchenartig ausgebreiteter Thonklumpen an den Rändern mäßig nach der inneren Seite umgerollt, und wie die innere Fläche dann mit den Fingerspitzen ausgeglättet ist, deren Eindrücke als Rinnen zurückgeblieben sind." (Sanitätsrat Dr. Friedrich.) Die in der Asche zahlreich vorgefundenen Tierknochen sind meistens nicht zu bestimmen, da man sie um des Marks willen zerschlagen hat; sicher erkennen lassen sich nur Knochen von Wildschwein, Hirsch und Rind. Menschenknochen sind nicht darunter. — Außer einer Menge von größeren und kleineren abgesprengten Feuersteinsplittern mit flacher, scharfer Schneide, welche durch den Gebrauch äußerlich abgeschliffen und glatt geworden sind, hat man noch einen Hammer von Granit und eine Hacke von Feldquarz in und bei den Feuerstellen aufgefunden. Der Hammer ist oval, 5 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll dick und an einer Seite von Rauch geschwärzt. Das glattgebohrte Loch ist außen $1^1/_4$ Zoll, in der Mitte nur $^3/_4$ Zoll weit, ohne Zweifel, damit der Stiel von beiden Seiten verkeilt werden konnte. Die Hacke ist 4 Zoll breit, 5 Zoll lang und $1^3/_4$ Zoll dick und hat ein Stielloch von einem Zoll Weite. — Die Feuerstellen erstrecken sich über einen vier Morgen großen Raum, setzen sich aber anscheinend noch unter dem östlich angrenzenden Acker fort, da auf diesem nach frischer Bearbeitung ähnliche Topfscherben aufgefunden sind.

Am Stukenberge, welchen die alte Straße von Wernigerode nach Beckenstedt durchschneidet, ist ein großer Teil der Feuerherde bei der Kiesabfuhr unbeachtet zerstört; nur etwa acht derselben sind genauer untersucht, sie glichen völlig den am Köhlerbrink vorhandenen. Besonderer Beachtung ist aber ein Töpferofen wert, der im Juni 1868 bloßgelegt ward. Vier Fuß unter der Rasendecke stieß man nämlich auf eine Schicht Asche und Kohlen in der Mächtigkeit von 3 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite und Höhe. Zwischen den rauchgeschwärzten Granitsandsteinen befand sich ein chaotisches Gemisch von Topfscherben, gebrannten Thonstücken, Asche, Kohle und Rollsteinen, wie es nur durch den Zusammensturz eines Mantels, der über dem Herde und um denselben aufgeführt gewesen, bewirkt sein konnte. Nach den in dieser Trümmermasse vorgefundenen Teilen des Mantels hat dieser den 16 Quadratfuß großen Herd in einer Höhe von einem Fuß und einer Wandstärke von 3 Zoll umgeben. Jedes Thonstück hat eine äußere flache und eine innere konvexe glatte Seite und im Innern senkrecht herablaufende hohle Röhren von $^3/_4$ Zoll Stärke, welche unten blind enden und mit einem glatten Stabe eingedrückt sein müssen, als die Thonwand noch weich war. Die Stücke, welche dem Feuer am stärksten ausgesetzt gewesen sind, haben sich teilweise verglast und sind fast schwarz gebrannt, andere sind so schwach gebrannt, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. — Die unter den Trümmern des Brennofens vorgefundenen Topfscherben gehören fünf verschiedenen Gefäßen an; der größere Topf, rötlich gefärbt und aus einer stark mit groben Quarz- und Kieskörnern durchkneteten Thonmasse hergestellt, ist 13 Zoll hoch, oben $8^3/_4$, im Bauche 12, unten 5 Zoll im Durchmesser, und hat halbzöllige Wandung.

Ein anderer, gelblich gefärbter Topf hat 5 Zoll Höhe und oben 8 Zoll im Durchmesser. Von einem größeren Topfe sind nur zwei Scherben so weit erhalten, daß sich auf ihnen die Spuren einer rohen Verzierung erkennen lassen. Diese bestehen auf der einen Scherbe in eingravierten senkrechten Linien, welche 2 Linien Abstand haben und zwei horizontale, $2^1/_2$ Zoll von einander entfernte Linien mit einander verbinden, teilweise sich auch kreuzen, auf der andern in schräg nach unten laufenden kurzen Linien. Ein viertes Gefäß besteht aus einer äußerst feingeschlemmten Thonmasse von sehr gleichförmiger Textur von bräunlicher, chokoladenartiger Färbung. Oben etwa $2^1/_2$ Zoll im Durchmesser, erweitert es sich zu einem 3 Zoll weiten, fast kugelförmigen Bauche; der $^3/_4$ Zoll hohe Rand ist ein wenig nach außen gebogen. Das fünfte, nicht vollständig herstellbare Gefäß besteht aus einer feinen, schwarzen Masse, hat 11 Zoll Durchmesser und wird ein flacher Napf von $1^1/_4$ Zoll Tiefe gewesen sein. Größeres Interesse noch nehmen vier vierseitige Pyramiden aus rotgebranntem Thon, von denen zwei noch aufrecht im Brennofen standen, wegen ihres seltenen Vorkommens in Anspruch; dieselben sind $6^1/_2$ Zoll hoch, unten $4^1/_2$ Zoll, oben $2^1/_2$ Zoll dick, so daß sie fast die Form eines eisernen Plättbolzens bieten. Durch die Spitze geht horizontal ein Loch von einem Zoll Durchmesser, die Basis der einen Pyramide hat eine nach oben gehende konische Vertiefung. Es sind Gewichtsteine, welche beim Weben von Zeugen benutzt wurden. Zahlreicher finden sich solche in den Rheinlanden, der Schweiz und in Frankreich.

Diese und viele andere irdene Gefäße und Urnen der verschiedensten Art, Größe, Form und Bestimmung, sowie eine große Zahl Waffen und Werkzeuge von Stein, Bronze und Eisen sind zu einer Sammlung in den oberen Räumen des gräflichen Bibliothekgebäudes in Wernigerode vereinigt.

Eine überaus reiche Ausbeute, nämlich 46 unverbrannte Gerippe, eine Anzahl wohlerhaltener und mit verbrannten Menschenknochen gefüllter Urnen, eine Menge zerbrochener Urnen (nach den Randstücken zu schließen, 217 Stück), außerdem wertvolle Steingeräte und Steinwaffen und eine Anzahl eiserner Waffen und Geräte lieferte die Ausgrabung eines Opfer- und Totenhügels auf dem „Kniel“ bei Minsleben in der Grafschaft Wernigerode.

Wie die Ostseite unsers Gebirges, so hat auch die Südostseite desselben zahlreiche Fundstätten heidnischer Altertümer.

Im Jahre 1873 wurde auf dem Lindey, einer Anhöhe südlich von Uthleben an der Wipper (im Helmegau), ein Hünengrab ausgegraben, welches unter einer dünnen Sand- und einer $1^1/_4$ Meter tiefen Thonschicht, zwischen denen man bereits auf einen um den Hügel (Umfang desselben 75 Schritt) laufenden Kreis von Sandsteinen stieß. Die Holzkohlen und Urnenscherben, welche man unter der Thonschicht zunächst fand, erwiesen den Platz als eine alte Feuerstätte. Nachdem auch noch unter der Kohlen- eine lockere Lehmschicht weggeräumt war, gelangte man auf den Steinboden des Hügels. Dieser „war von einem Kreise großer Sandsteine umgrenzt; in der Mitte derselben lag der Leichnam in der Richtung von Ost nach West. Neben den Gebeinen des Bestatteten fanden sich Tierknochen, anscheinend die eines Hundes. In der Nähe des Hauptes lagen mehrere Steinbeile; in der Nähe der Füße, die kreuzweise über einander lagen, fanden sich Urnen und Schalen.“ — Der lockere Lehm lieferte bei sorgfältiger Untersuchung eine wertvolle Ausbeute. An Waffen wurden gefunden: „eine sehr schön erhaltene Streitaxt, meißelförmig, 13 cm lang, am Grunde 7 cm breit, aus schwarzem Serpentinstein,

poliert; eine kleine Axt, 7 cm lang, 4 cm breit, aus derselben Masse, ebenfalls poliert; eine Streitaxt von hellgrünem weichem, zerbröckelndem Serpentinstein, 9 cm lang, 6 cm breit; vier Feuersteinsplitter, einer zu einer flachen Pfeilspitze verarbeitet, ein anderer wahrscheinlich Bruchstück eines Dolches.“ Die Gefäße waren sämtlich aus feinem, rotem Thon und gut gehärtet; vollständig erhalten waren: eine Urne in Blasenform mit verengertem, am Rande geschweiftem Halse, in welchen schnurenähnliche Reifen eingedrückt sind, 15 cm hoch, oben 9, im Bauche 18 cm weit, mit zwei kleinen, in der Mitte der Seiten angebrachten durchbohrten Handhaben; eine ungeschickter gearbeitete kleine Urne in Blasenform, 13 cm hoch, größter Durchmesser 8 cm, mit langem, weitem Halse, an dem sich Spuren von Reifen finden; eine 4 cm tiefe und oben 15 cm weite Schale mit fünf kurzen Füßen und einer kleinen, doppelt durchbohrten Handhabe, am äußeren Rande durch zackenförmig zusammengestellte Querstriche verziert; eine plumper gearbeitete kleine Schale, 3 cm tief, oben 9 cm weit, deren vier Füße abgeschliffen sind. Ferner wurden Stücke eines kleinen becherartigen Gefäßes von schwerfälliger Arbeit, 6 cm hoch, oben 5 cm weit, mit durchbohrter Handhabe am Rande, sowie eine Partie Scherben, teils einfachere, rohe Arbeit, teils künstlich und verziert, gefunden. Dazu kamen an Schmucksachen und Geräten: ein Stück Muschelschale, sauber durchbohrt und wahrscheinlich als Halsschmuck verwendet; ein zierlicher, sehr sauber gearbeiteter und sorgfältig polierter Ring aus einem weichen, hellgrauen Steine, 2 cm weit, mit einem 5 cm langen Stiele, der unten durchbohrt ist, so daß eine Schnur durchgezogen werden konnte; eine aus dem Schenkelknochen eines Sumpfvogels geschliffene und sauber zugespitzte Pfrieme. — „Wir haben hier die Reste und die Begräbnis-Ausstattung eines Urbewohners unserer Gegend: seinen Lieblingshund, seine Waffen, sein Geschirr, seinen Schmuck. Die Pfrieme scheint sein Arbeitsinstrument gewesen zu sein, sie paßt so genau in die Löcher, mit welchen die Henkel und Handhaben der oben erwähnten Gefäße durchbohrt sind, daß man wohl vermuten mag, sie sei bei Anfertigung derselben verwendet worden.“ (Z. d. H.-V. VI, 486 ff.)

Im folgenden Jahre wurde ein anderer Hügel bei Uthleben aufgedeckt. Dort beschränkte sich das Resultat auf die Bloßlegung von zwei concentrischen Reihen Sandsteinblöcke und die Ausgrabung einer Partie Scherben an der Ost- und Südseite, so daß der sanft erhabene Hügel, welcher einen Umkreis von 55 Schritt und einen Durchmesser von 7 Schritt hat, als eine Opferstätte anzusehen sein wird.

Bekannt als Fundort von Knochen vorgeschichtlicher Tiere, namentlich des antediluvianischen Höhlenbären, ist die Einhornshöhle bei Scharzfeld (im Lisgau). Aber bestimmte Spuren davon, daß die Höhle einst bewohnt gewesen ist, waren bei der vielfachen Durchwühlung des Höhlenbodens, besonders im 17. Jahrhundert, als man die s. g. Einhornsknochen als Arzneimittel hochschätzte, und zur Zeit des Professors Blumenbach, bislang nicht angetroffen. Dies geschah erst bei einer eingehenden Untersuchung, welche Professor Virchow am 16. September 1872 anstellte. Bei dieser Ausgrabung, welche Inspektor Meyer aus Oderfeld leitete, fand man zunächst in der oberen, lehmartigen angeschwemmten Schicht, welche 4 bis 5 Fuß mächtig ist, zahlreiche Tierknochen und Zähne, die durch den eingesogenen Kalksinter versteinert waren. „In einer Tiefe von 4 Fuß stieß man plötzlich auf die ersten sicheren Anzeichen ältester Bewohner: Asche, Kohlen, Topfscherben, Schweinskinnbacken, alles von Kalksinter vollständig inkrustiert.“ Der Durchforschung der eigent-

lichen Sinterschicht stellte leider ein über derselben liegender Felsblock ein unerwartetes Hindernis entgegen. (Z. d. H.-V. V, 502 ff.)

Am folgenden Tage nahm Professor Virchow eine Ausgrabung am Roßberge zwischen Berga und Roßla (Helmegau) vor, in welchem beim Bau der Halle-Kasseler Bahn eine Erdschicht mit zahlreichen Resten urältester Bewohnung bloßgelegt war. Er fand hier noch Knochen und Scherben, jedoch nichts mehr, was besonderer Beachtung verdiente.

Im Jahre 1876 wurden drei von den Hügeln, welche sich südlich von Kelbra auf einem Ausläufer des Kyffhäusergebirges erheben, geöffnet. Zwei unregelmäßig aus Sandstein aufgeschichtete erwiesen sich als Kenotaphien (nur zur Erinnerung an Tote aufgeworfen), auf der Sohle des dritten fand man dagegen ziemlich in der Mitte ein gut erhaltenes Skelett mit zerschlagenem Hinterkopfe, in gekrümmter Lage auf einem großen Steinblocke ruhend, und daneben eine einhenkelige tassenförmige Urne von grauem Thon, mit Asche gefüllt, 6 cm hoch, am Fuße $5^1/_2$ cm, an der Öffnung $8^1/_2$ cm Durchmesser, bei nochmaliger Durchsuchung des Hügels auch zwei bronzene Pfundstücke, eine gut erhaltene Nadel, 8 cm lang, mit einfachem, plattem Knopfe und eine dünne Spange.

Ein noch nicht untersuchtes „Hünengrab“ liegt im Markthale, eine halbe Stunde südlich von Neustadt unter dem Honstein, inselartig zwischen Ackerland. Dasselbe erstreckt sich von Westen nach Osten, ist an seiner westlichen Seite von Steinen erbaut, nach der östlichen zu aus Erde aufgeschüttet, und hat bei einer Höhe von 15 bis 20 Fuß etwa 150 Schritt Umfang. Auch das Riesen- oder Rubenhaupt, ein Hügel von etwa 20 Fuß Höhe, der mitten im Felde zwischen dem Johannis- und Mühlberge bei Niedersachswerfen liegt, wird mehrfach als eine heidnische Grabstätte angesehen.

Scherben von vorchristlichen Thongefäßen und s. g. „Opfermesser“, vermutlich Steinkeile, sind auf der großen Harzburg, einem Berge bei Ilfeld, und bei Anlage der Straße nach der Braunsteinhütte unterhalb und südöstlich der benachbarten kleinen Harzburg vorchristliche Thongefäße mit Asche und Knochen gefunden.*)

*) Der außerordentliche Erfolg einer Ausgrabung zu Laubingen bei Sömmerda an der Unstrut mag es rechtfertigen, wenn ich betreffs derselben über die meiner Zusammenstellung gesteckten Grenzen einmal hinausgehe. Professor Dr. Klopfleisch in Jena berichtet darüber: „Der zum Behuf der Ausgrabungen ausgeschachtete Hügel hat $8^1/_2$ m Höhe, 34 m Durchmesser. Er besteht aus zwei Schichten und zwei ganz verschiedenen Zeiten. In der ersten Schicht befanden sich gleich nach den ersten Spatenstichen Knochen. Drei Reihen Skelette konnten hierbei mit Sicherheit unterschieden werden. Nach den Schädeln waren die darunter vertretenen Nationalitäten sehr verschieden. Die Beigaben waren besonders Glas- und Steinperlen, außerdem die s. g. Schläfenringe. Diese Ringe hat man überall da gefunden, wo sich eine slavische Bevölkerung fand. Darnach rührt also die oberste Schicht aus einer Zeit, in welcher schon eine slavische Bevölkerung in Thüringen ansässig war. Beim Hang des Hügels fanden sich römische Münzen von Claudius Gothicus 276—279 n. Chr. Außerdem fanden sich unter den Glasperlen noch solche, die an Pompejanische Funde erinnern. Sie müssen aus der antiken Welt herübergebracht sein um die Zeit der Völkerwanderung. Es fand sich auch ein Rest von Gewandzeug, das Muster darauf mit zickzackartiger Verflechtung. In den Torfmooren Schleswigs hat man ähnliche Gewänder aus der Zeit des 4. Jahrhunderts hervorgefördert. Dann fanden sich noch Ringe mit Filigranarbeit und ein Eisenmesser von mondsichelartiger Form aus dem Übergang von der heidnischen zur christlichen Zeit.“

„Unter dieser oberen Schicht folgte erst eine mächtige Lage Erde von gegen 16 Fuß Tiefe. In diesem mittleren Teil fand sich eine Steinanhäufung in konischer Gestalt,

Auch die Nordwestseite des Harzes entbehrt nicht der Altertümer aus der Heidenzeit. Die Hünengräber, welche sich früher oberhalb des Dorfes Werder (im Ambergau) gefunden haben sollen, sind unbeachtet abgetragen und zerstört. Im Jahre 1877 wurden im Dorfe Dahlum bei Bockenem zufällig einige Urnen, von denen eine sich im Besitze des Rektors Henckel in Bockenem befindet, und Topfscherben ausgegraben, ohne daß man indes zu einer gründlichen Untersuchung des Bodens schritt. Eine andere Fundstätte alter Urnen wurde im Sommer 1882 in Schlewecke bei Bockenem gelegentlich entdeckt.

2. Befestigungen aus heidnischer Zeit.

Wie sich rings um den Harz eine Reihe altgermanischer Gräbermale und die Fundstätten von Gefäßen, Geräten und Waffen aus der Heidenzeit unseres Volkes hinziehen, so finden sich auch auf allen Seiten unseres Gebirges die Reste von Befestigungen aus vorgeschichtlicher Zeit.

Auf der Nordseite wird die Harlyburg bei Vienenburg, die südöstliche Kuppe des lang sich erstreckenden bewaldeten Harlyberges, für eine solche gehalten. Ob mit Recht, läßt sich nicht mehr erweisen, da die beiden noch vorhandenen gewaltigen Ringwälle einer mittelalterlichen Burg angehören, welche vom Kaiser Otto IV. im Jahre 1204 in seinem Kriege mit dem hohenstaufischen Goslar angelegt und schon im Jahre 1291 von einem Bunde der benachbarten Fürsten, Grafen und Städte in dem von Heinrich Rosla in

dachziegelartig über einander gelegt zur Abhaltung des Wassers gegen 7 Fuß über dem Grabe. Das Grab selbst hatte eine prismatische Gestalt und stellte eine aus starken Bohlen hergestellte Hütte nach Art eines Blockhauses dar. Erst folgten Erde mit Knochen, dann eine Diele. Fast auf der letzteren lagen die Toten. Oben lag ein fester Balken, darauf Schwartenbretter. Die Lücken der Bohlenfugen waren mit Gips ausgegossen, ein sehr bemerkenswerter Beweis, daß die Bewohner Thüringens schon ein halbes Jahrtausend vor Christus die Verwendung und Bearbeitung dieses Materials verstanden. Interessant ist ferner, daß das Holzgerüst nach hinten durch einen $1/2$ m starken Baumstamm gestützt erschien. Der Bau war mit Platten und zwischen den Platten und Bohlen mit Schilf bedeckt."

„Das Innere des Grabes war 4 m lang, 2 m breit, der umgebende Graben $1/2$ m breit. Der Tote lag mit dem Kopfe nach Norden sehend, zu Füßen eine merkwürdige kolossale Urne, glatt poliert. Diese Begräbnisweise ist durchaus ungermanisch, denn nach Tacitus bedeckten die Deutschen ihre Toten nur mit Rasen. Die Laubinger Art der Gräber findet sich nur da, wo Kelten saßen. Für die Kelten spricht auch die innere Einrichtung des Grabes. Hier fanden sich ein viereckiger Stein zum Messerschärfen, eine Streitaxt, vier Dolchklingen. Der Griff der letzteren hat die Gestalt einer Parierstange; das ist eine orientalische oder altetruskische Form. Mit den Etruskern mußten die Verstorbenen schon in Handelsverbindung stehen. Noch fand sich im Grabe eine Reihe von Steinbohrern von Bronze."

„Das merkwürdigste sind die Goldsachen, die mitgefunden wurden, zusammen von etwas über $1/2$ Pfd. Gewicht: 1) ein Unterarmring; 2) zwei Fingerringe. Merkwürdig ist, daß sich hier eine vollkommene Parallele für den Ring im Hallstadter Funde bietet. 3) eine Spirale von Golddraht; 4) zwei Haarnadeln von sehr seltener Form."

„Hiernach ergiebt sich mit Vergleichung des Hallstadter und mehrerer italienischer Funde folgende Zeitbestimmung. Den sichersten Anhalt bietet uns die Münzkunde. Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. begann ein neues bis gegen 217 v. Chr. dauerndes System der etruskischen Münzen, des aes grave. Im ganzen werden drei Perioden etruskischer Münzen unterschieden. In Deutschland gehört einer ähnlichen Periode der Hallstädter Fund an, doch zeigt Laubingen einen noch etwas älteren Typus. Er ist in die Zeit zwischen dem 4. und 5. Jahrh. v. Chr. zu setzen, so daß zwischen dem eigentlichen Grabe und den Begräbnissen der oberen Schicht ein Zeitraum von gegen 1000 Jahre liegt."

„Es ist zu bemerken, daß das innere Grab die Leiche eines älteren Mannes zeigt, welchem zwischen Ober- und Unterkörper eine jüngere weibliche Leiche quer übergelegt ist, etwa die Leiche eines Edeln und seiner jüngeren Tochter."

seiner „Herlingsberga“ besungenen s. g. Herlingsbergschen Kriege wieder zerstört wurde. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man bei der Erbauung dieser Burg vorhandene altgermanische Ringwälle benutzte. Der äußere Wall ist an der Basis durchschnittlich 20 Schritt, an der Krone 4 bis 8 Schritt breit, sein äußerer Abhang beträgt 5,84 bis 17 m und sein Umfang etwas über 1000 Schritt. Der äußere Graben hat an der Sohle eine Breite von 2,92 bis 3,50 m und zwischen den Rändern von 8,76 bis 14,6 m, die Länge seiner Abdachung vom Rande bis zur Sohle beträgt 8,76 bis 17 m.

Auf der Westseite des Harzes treffen wir zunächst, etwa 3 km nördlich von der Stadt Osterode, die Pipinsburg an. Nach zwei, indes nicht sicher beglaubigten Nachrichten stand auch hier im Mittelalter eine Burg, welche 1134 der Ritter Werner von Berkefeld, Kastellan auf der Burg Windhausen, bewohnte und 1365 die Markgrafen von Meißen und der Erzbischof Gerlach von Mainz in ihrer Fehde mit dem Herzog Albrecht I. von Grubenhagen zerstörten. Indes zeigt die Wiese, welche den Namen Pipinsburg führt, keine Spur von Mauerwerk, und in ganz Norddeutschland werden vielfach vorchristliche Umwallungen mit Pipin, Wittekind und anderen historischen Personen in Verbindung gebracht. — Die Burg liegt in der Nähe der Schwarzenhütte und dem Dorfe Lasfelde gegenüber auf einem senkrecht zur Söse abfallenden Kalkfelsen, der von dem Höhenzuge durch einen bis zur Thalsohle gehenden Einschnitt abgetrennt ist, doch so, daß er im Südosten von demselben zugänglich bleibt. Das nicht sehr umfangreiche Plateau wird von einem Graben in Hufeisenform umzogen, dessen beide Enden in den Fluß münden.

Wie die Harlyburg, so soll auch die Burg Scharzfels in einem alten Ringwalle erbaut sein. In den noch vorhandenen Ruinen der 1761 von dem französischen General Vaubecourt zerstörten Burg lassen sich jedoch die Spuren einer älteren Befestigung nicht nachweisen. Auch ist es zweifelhaft, ob die Schanzen, welche sich auf einer Felsenkuppe südlich von der s. g. Steinkirche vorfinden, in die vorchristliche Zeit zu versetzen, oder ob sie erst bei der Belagerung von Scharzfels angelegt sind. Ebenso wenig steht es fest, ob der Römerstein bei Nixey in ältester Zeit von Menschenhand zu einer kleinen Festung ausgehauen ist.

Dagegen befindet sich auf dem Rotenberge bei Pöhlde einer jener Ringwälle, die, nur aus einem Aufwurf mit Graben bestehend, in die frühesten Zeiten zurückreichen. Studienrat Dr. Müller in Hannover beschreibt diese Befestigung*) folgendermaßen: „Der Rotenberg zieht sich in einer Ausdehnung von etwa 3 Stunden von Südosten nach Nordwesten und wird im Nordosten von der Oder, im Südwesten von der Rhume begleitet. Bei Pöhlde bildet er eine Kuppe, die im Südosten einen leichten Zugang bietet, nach Norden, Nordwesten und Nordosten steil abfällt, im Südwesten dagegen wieder flacher verläuft. Im Süden und teilweise Südosten hat der Berg einen Einschnitt, in der sich das Plateau ziemlich schroff hinabsenkt, und jenseit dessen der Bergrücken sich wieder steil erhebt. Demgemäß ist der Ringwall folgendergestalt. Der Umfang desselben beträgt etwa 1000 Schritt. Im Osten führt ein Fahrweg, offenbar neueren Ursprungs, hinein und im Westen wieder heraus. Geht man von dem Eingange im Osten nordwärts um den Wall herum, so hat hier der letztere an der Basis eine Stärke von 16,35 m (56′), die steile Abdachung nach außen beträgt 12,26 m (42′), die minder schroffe an der Innen-

*) Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1871, 348 ff.



seite 8,17 m (28'), die Wallkrone hat jetzt eine Breite von 5,25 m (18'). Der Graben an der Außenseite des Aufwurfes hat hier zwischen seinen Rändern eine Breite von ca. 7 m (24'), auf der Sohle ca. 2,33 m (8'), und von der Basis des Aufwurfes eine Abdachung von ca. 5,25 m (18') Länge. Die Maßen differieren übrigens an den verschiedenen Stellen sehr. Etwa 33 Schritt vom Eingange nach Norden senkt sich der Wall nach außen mindestens 17,52 m (60') steil hinunter, nach 250 Schritt ist derselbe weniger hoch und der Graben weniger breit und tief; der letztere hört nach 400 Schritt sogar ganz auf und schneidet hier mit seinem Ende in den Wall hinein, eine Lücke bildend. Der Aufwurf setzt sich indessen nach Westen noch fort und erreicht etwa 80 Schritt weiter an dieser nördlichen und nordwestlichen Seite durch den schroffen Abfall des Terrains wieder eine bedeutende Stärke. Im Südwesten, etwa 670 Schritt vom öffentlichen Eingange, beginnt der Graben von neuem und ist hier, ebenso wie der Wall, von gleich großen Dimensionen wie an der Ostseite. Bedingt ist dies durch den leichteren Zugang, den an diesen Stellen die Höhe der Burg hat. Es scheint die Anlage an diesen Seiten sogar noch durch Außenwerke besonders geschützt gewesen zu sein, aber die Spuren dieser letzteren sind leider zu stark verwischt, so daß sich der Thatbestand nicht ganz genau feststellen läßt. Die Front ist hauptsächlich gegen Osten gekehrt, hier hat die Burg ihre größte Stärke. — Im Innern, um dies wenigstens beiläufig zu bemerken, sind nördlich mehrere trichterförmige Vertiefungen von etwa 30 Schritt Umfang und 2,33 m (8') Tiefe, deren Zweck ich nicht näher angeben kann. Als zeitweiliger Aufenthalt für die Verteidiger, denkt man sich die Löcher mit Baumzweigen ꝛc. überdeckt, sind sie wohl zu klein und zu wenig zahlreich; als Wasserbehälter (Cisternen) sind sie auch sehr fraglich, um so mehr, da im Westen, noch innerhalb der Verschanzung, sich eine (jetzt ziemlich versumpfte) Quelle befindet. Dagegen scheinen sie mir auch nicht etwa vom Baumroden herzurühren, indem sie hierfür zu groß und in ihrer Form zu regelmäßig sind. — Im Ganzen bekundet die Anlage, jetzt mit Buchen bestanden, eine ganz bedeutende Verteidigungsfähigkeit."

„Bei Pöhlde ist noch eine andere Befestigung zu erwähnen. Dieselbe liegt nordöstlich vom Orte, dicht in der Nähe. Ihre südöstliche Seite läuft in gerader Linie längs des Mühlgrabens, die nordwestliche bietet dazu die Parallele, beide etwa 80 Schritt lang. Auch die nordöstliche Seite hält auf 95 Schritt die gerade Linie, dagegen ist dies bei der vierten Seite von Westen nach Süden nur auf 59 Schritt der Fall, während der Rest dann auf die Südostseite mit einem spitzen Winkel stößt. Der Aufwurf ist etwa 1,16 m (4') an der Basis stark und 0,87 bis 1,16 m (3—4') hoch, also ziemlich unbedeutend; ebenso unbedeutend ist der vorliegende Graben. Die allenfallsige Verteidigungsfähigkeit beruht wesentlich auf der Terrainbeschaffenheit, indem jenseit des Mühlgrabens, an der Südostseite, sich ein Teich erstreckte, der jetzt in eine Wiese verwandelt ist. An der Südwestseite ist jetzt noch ein Teich. — In kurzer Entfernung von dieser ersten Umwallung liegt eine zweite, viereckig, jede Seite etwa 70 Schritt lang, im übrigen von derselben Stärke (oder Schwäche) wie die erste. Beide reichen sicher nicht in eine sehr frühe Zeit zurück."

Zwischen der Stadt Sachsa und dem Flecken Walkenried, auf herzoglich-braunschweigischem Gebiete, durchschneidet die Eisenbahn in einem etwa 9 m tiefen Einschnitte den Sachsenstein, einen Gipsfelsen, an dessen Fuße die Uffe fließt. Hier befinden sich die Ruinen der Burg Sassenstein, welche (nach

Lambert von Hersfeld) der Kaiser Heinrich IV. zur Zügelung der widerspenstigen Thüringer erbaute, aber schon 1704 anzünden und wieder zerstören ließ. Anscheinend bestand sie hauptsächlich aus einem runden Turme, dessen Mauerwerk noch etwa 3 m hoch vorhanden ist. Auch der zum Schutze desselben aufgeworfene Wall ist nach Südosten noch erkennbar. Dagegen ist ein zweiter Wall, welcher die ganze, etwa 78 a (3 Morgen) große Felszunge, auf welcher die jetzt Sachsenburg genannte mittelalterliche Feste liegt, von dem Bergzuge abtrennt, unzweifelhaft vorhistorisch. Er bildet einen stumpfen Winkel und ist noch gegen 3 m hoch. Nach Norden, Süden und Westen fällt die Felsenzunge etwa 29 m (100') tief steil ab, so daß sie hier keines weiteren Schutzes bedurfte.

Ehe wir unsere Wanderung am Südwestrande des Harzes fortsetzen, machen wir einen kurzen Abstecher nach Süden in die Grafschaft Lohra. Denn wenn dieselbe auch keinem der in den Harz selbst hinaufgreifenden Gaue angehört, vielmehr Teile des Wipper-, des Ohmfeld- und des Wendengaues umfaßt, so war sie doch von etwa 1330 bis zum Jahre 1593 im Besitze der Harzgrafen von Honstein, so daß sie auf eine gelegentliche Berücksichtigung um so mehr Anspruch haben möchte, als sie eine nicht geringe Zahl vorgeschichtlicher Burgstätten aufzuweisen hat.

Spuren einer solchen Wallbefestigung finden sich auf der Kattenburg, einem kahlen Berge nordwestlich von Friedrichslohra. Umfangreicher ist der mächtige Ringwall auf der Nordwestecke der Webelsburg, eines hohen Berges östlich von Hainrode; derselbe ist auf allen Seiten durch Gräben verstärkt, seine beiden Eingänge liegen im Süden und Südosten. Im Klosterwalde von Dietenborn liegt eine kleine Wallburg, welche den Namen Nonnenburg führt, und eine Stunde unterhalb des Forsthauses Lohra im Helbethale die Helbeburg. „Eine weit herausspringende Höhe senkt sich stark abgeschrofft in das Flußthal. Ihr Gipfel ist abgeflacht und von einem deutlich hervortretenden Ringwalle in weitem Kreise eingefaßt. Innerhalb desselben erhebt sich an der dem Thale zugewandten Seite ein erhöhtes Terrain, welches vielleicht früher eine Burg trug; durch ein kompliziertes System von Ringwällen ist dieser an sich schon steile Punkt noch besonders geschützt." An der untersten Abdachung des Berges liegt ein noch nicht untersuchter Heidenkirchhof, welcher aus einer großen Menge kleiner abgerundeter Hügel und einigen größeren, sargähnlichen besteht. — Eine kleine vorgeschichtliche Wallburg ist wahrscheinlich die Kuppenburg in der Nähe des Dorfes Elende. Auf dem nordöstlichen der Bleicheroder Berge liegt die auf der West- und Südseite von Gräben umzogene Löwenburg (von ahd. hleo = Hügel), in welcher zahlreiche Urnenscherben sich vorfinden. Eine andere vorhistorische Wallburg auf einem isoliert liegenden Berge zwischen Buhla und Wallrode heißt die Hasenburg. Auf der durch einen besonderen Wallgraben davon abgetrennten Nordecke erbaute Kaiser Heinrich IV. die Zwingburg Asenberg, welche am 21. Januar 1074 von den Thüringern erobert und niedergebrannt und im März dess. J. mit den übrigen gegen die Sachsen und Thüringer aufgeführten Burgen auf Befehl des Kaisers völlig zerstört ward. Die vorgeschichtlichen Wälle liegen auf der Südseite der Bergoberfläche, auf welcher Urnenscherben und Bronzegegenstände in großer Anzahl gefunden sind. Eine kleine Ringburg, welche die Urbenschanze genannt wird, findet sich auf dem Sonnenstein bei Gerode. Dagegen ist der Ringwall auf dem Turmberge bei Hain, innerhalb dessen ein alter Wartturm steht, wohl nicht in die Heidenzeit zurückzuführen, wenngleich der anliegende Teil

der Landwehr, welche die Ostgrenze der Grafschaft Lohra bildet, den Namen Heidengraben trägt. (Z. d. H.-V. X, 158 ff.) —

Kehren wir nun an den Südwestrand des Gebirges zurück, so treffen wir gleich in der Grafschaft Honstein mehrere vorgeschichtliche Befestigungen.

Auf einem Melaphyrfelsen südlich vom Flecken Ilfeld erbaute Elger von Bielstein (die Burgstätte auf dem benachbarten Bielstein ist kaum noch zu erkennen) um die Mitte des 12. Jahrhunderts die gewöhnlich Ilburg genannte Burg Ilfeld. Als sein gleichnamiger Enkel (oder Sohn?) die Burg Honstein erheiratete, verfiel jene, so daß von derselben jetzt nur spärliche Ruinen vorhanden sind. Diese liegen auf der steilen und schroff abfallenden obersten Kuppe, welche sich von der ganzen Berghöhe in einer Weise abhebt, daß man die Abdachung teilweise für eine künstliche halten muß. Um diese oberste Spitze nun, welche die mittelalterliche Burg trug, läuft ein Wall mit Graben, der wegen der Ähnlichkeit, welche die Ilburg mit den beiden benachbarten Harzburgen bezüglich der Lage, der Benutzung und Herrichtung der Bergspitze und der Steinwälle unverkennbar darbietet, als ein altgermanischer Ringwall anzusehen sein wird. „Im Osten und Südosten fehlt der Graben teilweise, vermutlich hielt man ihn hier wegen der besonderen Steilheit des Berges an dieser Seite für überflüssig. Die Krone des Walles hat 2,4 bis 2,92 m (7 bis 10 Fuß) Breite, die Abdachung bis auf die Grabensohle 5,25 m (18′) Länge, die Sohle des Grabens 1,75 bis 2,4 m (6 bis 7′) Breite und der Abhang der Kuppe von der Spitze bis zur Grabensohle 17,52 bis 23,36 m (60—80′). Übrigens variieren die Maße von Höhe und Tiefe je nach dem Terrain bedeutend. Die Außenseite des Walles fällt vielfach, denselben Abfall bildend, mit dem Abhange des Berges zusammen. Die Distanz der Grabenränder beträgt 4,38 bis 8,76 m (15—30′). Die Ebene auf der Kuppe hat etwa 100 Schritt Durchmesser und hier, auf einem noch kleineren Raume, nämlich auf einer teils natürlichen, teils durch Substruktionen gebildeten Anhöhe erheben sich die Ruinen der mittelalterlichen Burg. Der Umfang der ganzen Anlage, mit Wall und Graben, beträgt etwa 550 bis 600 Schritt. Das Terrain ist felsig (Melaphyr), der Wall mit den aus dem Graben gebrochenen Steinen, schwach mit Erde untermischt, aufgeschüttet, so daß er zu den Steinwällen zu rechnen ist.“ (Studienrat Dr. Müller.)

Den Namen „große und kleine Harzburg“ tragen zwei, dicht bei einander befindliche Bergkuppen nordwestlich von Ilfeld in der Nähe der Braunsteinhütte. „Die große Harzburg fällt nach allen Seiten steil ab, die oberste Spitze ist von einem Wall mit Graben umschlossen, und zwar zieht sich der letztere innerhalb des Aufwurfes herum. Aus dem Ringwalle erhebt sich der Gipfel des Berges noch etwa 7,30 bis 8,76 m (25—30′) hoch, sie ist auf der Oberfläche künstlich abgeplattet und hat hier einen Durchmesser von etwa 70 bis 80 Schritt. Die Grabensohle ist etwa 1,16 m (4′) breit, die Länge der Wallböschung von hier bis zur Wallkrone mißt etwa 2,4 m (7′), die Wallkrone hat einen Durchmesser von 1,16 bis 1,46 m (4—5′). An einzelnen Stellen variieren übrigens diese Maste. Der äußere Wallabhang fällt mit dem Bergabhang zusammen, so daß, zumal der Graben nicht vor, sondern hinter dem Aufwurf liegt, die von den Verteidigern den Anstürmenden entgegengerollten Felsstücke ungehindert und mit voller Wucht ihren Weg fanden. Der Graben ist in den Felsen gearbeitet, der vor ihm liegende Ringwall somit teils von selbst entstanden, teils mit den ausgebrochenen Steinen erhöht. An der Nordwestseite sind Wall und Graben am höchsten und tiefsten.

Im Innern scheint ein Rest Mauerwerk, aber nur geschichtet, zu sein, etwa 2,92 m (10') lang und 1,16 m (4') breit." Daß hier früher s. g. Opfermesser und noch neuerdings Scherben von vorchristlichen Thongefäßen gefunden worden sind, wodurch das hohe Alter der Harzburg unzweifelhaft erwiesen ist, habe ich bereits erwähnt.

„Die kleinere Harzburg ist von ähnlicher Konstruktion, gleichfalls ein Steinwall, aber ohne Spuren von Mauerwerk." „In der Nähe der Harzburgen liegt auch die Frauenburg und der Silberkopf: bei beiden ist der Kamm sehr schmal, schroff abfallend und ober- und unterhalb mit mächtig großen scharfkantigen Steinen bedeckt, der Art, daß man hier stellenweise künstliche Steinwälle vermuten könnte. Indessen wäre hier der Zweck von solchen, da sie ganz dem Zuge des Berges folgen, die Formen des Rund- oder Langwalles nirgends bestimmter annehmen und ohne alle Verteidigungsfähigkeit sind, gar nicht einzusehen."

Dagegen trägt der Spielberg bei Neustadt unter dem Honstein, welcher etwa 150 bis 200 Fuß aus der Ebene aufsteigt, unbestreitbar eine vorchristliche Wallburg. „Im Osten und Süden fällt er steil ab, im Norden und Westen dagegen ist die Erhebung nur eine allmähliche. Die auf demselben befindliche Schanze wendet sich gegen Osten, Norden und Westen, bleibt aber im Süden offen, wenigstens lassen sich nach dieser Seite hin die Gräben nicht weiter verfolgen. Der Aufwurf besteht an der nordwestlichen Ecke, von wo aus nach der Sage der Honstein beschossen sein soll, aus Steinen, der übrige Teil ist eine Erdaufschüttung, die sich nach Osten und Süden zu abflacht. Dieser Wall ist an der Außenseite von einem 1,75 bis 2,37 m (6 bis 8') breiten Graben begleitet, der an der Nordwestseite deutlich hervortritt, aber nach Osten und Süden zu immer mehr verschwindet. An jener Seite beträgt die senkrechte Höhe des Aufwurfes 4,38 m (15'), die Stärke an der Basis 60 Schritt. Innerhalb desselben ist keine Spur von Mauerwerk. Die Front ist hauptsächlich gegen Nordwesten gerichtet; die steilen Abhänge des Berges im Osten, Süden und Westen geben der Anlage, die in die altgermanische Zeit zurückreicht, eine besondere Festigkeit." (Studienrat Dr. Müller.)

Auch die benachbarte Bergspitze, welche den Namen Heinrichsburg führt, ist ein alter Zufluchtsort der Ureinwohner. Doch scheint sich hier die Befestigung auf einen Querwall, welcher die Spitze von dem übrigen Bergzuge abschneidet, zu beschränken.

Bei Niedersachswerfen, welches schon in seinem Namen an einen Aufwurf der Sachsen zu erinnern scheint, liegen die höhlenreichen Kalkberge Mühlberg und Kohnstein. Auf dem erstgenannten findet sich eine alte Befestigung, welche im Volksmunde der Faciusgraben heißt. Der Berg „dehnt sich oberhalb des Ortes nach Norden aus, ist an zwei Seiten von Flüssen, deren einer von Norden, der andere von Westen kommt, in der Art eingeschlossen, daß er in der Gabelung dieser unterhalb sich vereinigenden Flüsse liegt. Nach Norden, Osten und Süden fällt der Berg ziemlich steil ab, so daß das Ersteigen an diesen Seiten sehr beschwerlich ist; namentlich an der Ostseite ist der Abfall fast senkrecht. Der Zugang ist am leichtesten von Westen her, da der Abhang hier ziemlich allmählich verläuft. Nach dieser Richtung hin ist daher die Front des auf dem Rücken des Berges befindlichen Aufwurfs gerichtet, der sich, von einem Außengraben begleitet, in der Linie von Norden nach Süden zieht, und zwar in einer Länge von etwa 100 bis 150 Schritt." (Ders.)

Weniger zahlreich als in der Grafschaft Honstein sind die altgermanischen Befestigungen in den Grafschaften Stolberg-Roßla und Stolberg-Stolberg. In ersterer finden sich, abgesehen von der s. g. Schwedenschanze in der Nähe der Wüstung Blidungen bei Bennungen, welche ein heidnischer Begräbnisplatz sein wird, deren drei, nämlich auf dem Berge Alzen, auf dem Questenberge und dem Klauskopf.

Die Bergspitze Alzen, welche östlich von der erwähnten Heinrichsburg und nordwestlich von der Ruine der Ebersburg liegt, ist durch Ringwälle befestigt. Der Questenberg, auf welchem das bekannte Questenfest alljährlich am dritten Pfingsttage gefeiert wird, ist nicht nur von einem Ringwalle umgeben, sondern auch durch drei Querwälle von dem angrenzenden Rückfelde abgeschnitten. Auf dem Plateau ist eine große Anzahl von Urnenscherben, angebrannten Knochenresten und durchlöcherten Thonkügelchen gefunden. Nordwestlich davon liegt der gleichfalls umwallte Klauskopf.

In der Grafschaft Stolberg-Stolberg liegt nördlich von der Aumühle, dicht am nördlichen Ufer der Helme, auf einem Stück Land, welches „das Wahl“ genannt wird, ein von einem Wallgraben umzogener Hügel. Wegen der geringen Verteidigungsfähigkeit wird dieser indes eher für einen Begräbnisplatz oder eine Opferstätte, als für eine Wallburg zu halten sein.

In den ein Ganzes bildenden Gauen Friesenfeld und Hassegau treffen wir, wenn wir unsere Wanderung am Harzrande fortsetzen, auf folgende alte Befestigungen:

Die Grenze zwischen dem Helmegau und dem Friesenfelde bildet in der Gegend von Wallhausen der mit Wällen versehene Sachsengraben. Nordöstlich von Martinsriet, an der Helme beginnend, steigt er in nördlicher Richtung in das Gebirge hinein. Nicht weit von seinem Endpunkte liegt bei Morungen die jetzt mißverständlich Schwedenschanze genannte Sachsenschanze, ein umwallter Schutthaufen auf einer Höhe. Nur durch wenige Höhen davon getrennt, zieht unweit des Dorfes Lengefeld (nordwestlich von Sangerhausen) auf der Nordseite des Bergrückens, welcher den Korbeshügel trägt, diesem gegenüber der Friesengraben herab ins Thal, und nördlich von Grillenberg, also ungefähr der Sachsenschanze gegenüber, erhebt sich die Friesenburg, eine aus Wall und Graben bestehende Befestigung, welche, quer über die Hochfläche des Berges hinlaufend, den nördlichen Teil desselben gegen Süden deckt, während die Höhe nordwärts steil abfällt. Älter noch als diese Anlagen wird „der Wall im Osterthale“ sein, welcher sich westlich von Unter-Röblingen, nahe am salzigen Mansfelder See, vorfindet. Jetzt von dem See zum größten Teile abgespült und zerstört, bestand er aus einem ziemlich hohen, runden, künstlich aufgeworfenen Hügel, der von einem doppelten Ringwalle mit drei Gräben — einem inneren, einem zwischen den beiden Wällen liegenden und einem Außengraben — umzogen war. Urnen-Fragmente, Stücke von Streitärten u. dergl., verbrannte Gerste, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der abgespülten Erde aufgefunden wurden, erweisen ihn als eine vorchristliche Befestigung.

Indem ich von Anlagen zweifelhaften Alters, wie den Hünenburgen bei Closchwitz und Salzmünden, dem Burgberge bei Spielberg, dem Kapellenberge bei Einzingen u. a. absehe, erwähne ich nur noch den in der Gegend von Schkopau und Corbetha, außerhalb unseres Gebirges, aber noch in dem genannten Gaue liegenden interessanten Suevenhök, d. i. Schwabenhügel, mißverständlich jetzt Schwedenhügel genannt. „Derselbe lag $1/8$ Meile

nördlich von Schkopau und 50 Ruten vom Ufer der Saale entfernt, auf dem höchsten Punkte der Gegend, völlig isoliert. Unverkennbar war er planvoll von Menschenhänden aufgeführt worden. Der Durchmesser seiner Grundfläche betrug ungefähr 16 Ruten; die obere Rundung des Hügels hatte 5 Ruten im Durchmesser und bildete einen wallähnlichen erhabenen Rand, welcher eine kesselartige Vertiefung in zwei Abstufungen dergestalt umschloß, daß nur auf der Südseite, wo eine flache Vertiefung den Aufgang zur Höhe andeutete, der Eingang zur Mitte frei und offen blieb. Die Höhe des Hügels von der Grundfläche bis zum höchsten Rande des 7′ tiefen Kessels war 29′." Um den Fuß des Suevenhöks zog sich ein Kranz von Steinen. „Beim Abtragen desselben (im Jahre 1823) kamen viele Urnenscherben zum Vorschein. Alle Urnen enthielten die Überreste verbrannter Knochen und zum Teil Bruchstücke breiter Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbeschläge und andere Überreste von Eisen; wenige Überreste (aber keine Waffen) von Bronze, auch einige Überreste von Urnen und anderen Gefäßen aus Eisen- und Kupferblech fanden sich vor, aber nichts von Stein." War dieser merkwürdige Hügel eine Befestigung, so kämpften hier wohl die Nordschwaben gegen die aus Italien heimkehrenden Sachsen. Vielleicht ist er aber, worauf der Kranz von Steinen hinweist, nur die Begräbnisstätte für die in diesem Kampfe gefallenen Schwaben. (Prof. Größler.)

Von den vorgeschichtlichen Wallburgen an der Ostseite des Harzes sind die bedeutendsten die Winzenburg über der Roßtrappe, in welcher, wie ich bereits erwähnte, Urnenreste und Bronzegeräte aufgefunden worden sind, und die ihr gegenüberliegende Homburg. Weiter vom Gebirge ab liegt im Nordosten die Hünenburg bei Watenstedt mit fester Umwallung.

Im Innern unseres Gebirges ist nur eine vorchristliche Befestigung bekannt, die Susenburg an der vereinigten kalten und warmen Bode, eine halbe Meile südlich von Elbingerode. Sie erhebt sich auf dem Scheitel eines von Südwesten nach Nordosten in einer Ausdehnung von etwa 100 Ruten auf dem linken Ufer der Bode sich hinziehenden Bergrückens, der gegen 200 Fuß nach dem Flusse abfällt und von diesem halbinselartig umflossen wird. „Im Nordwesten hängt er mit der Hochebene zusammen. Im Nordosten liegt eine malerische Felsenpartie, die der Bode zu steil abfällt. Im Süden stürzt der Abhang gleichfalls steil hinunter, während im Norden das Terrain sich allmählicher, terrassenförmig, bis in die angrenzenden Wiesen abdacht." An der schmalsten, nur 40—50′ breiten Stelle der Einschnürung, ziemlich in der Mitte des Bergrückens, setzt sich auf diesen, im Süden und Westen 25—30′, im Norden und Osten 12—15′ hoch, ein besonderer Felsvorsprung auf, dessen ovale Fläche, 105′ lang und 29′ im größten Durchmesser haltend, den eigentlichen Burgplatz abgiebt. Derselbe ist demnach sehr schmal und klein. Von dem Burgplateau „führt an der Nordseite eine in den Felsen gehauene Treppe von 7 Stufen (die achte ist mit dem Plateau gleich) auf einen oblongen geebneten Absatz herab, der durch zwei aus dem höheren Teile des Felsens hervorspringende, 6 und 8 Fuß vorstehende Pfeiler zwei Abteilungen erhält, die einstmals vielleicht bedacht gewesen sind. Die Breite der Abteilungen mißt $16\frac{1}{2}$ und 19′. Neben der westlichen dieser Abteilungen scheint der Aufgang gewesen zu sein, wenigstens sind der Felsenabsatz und das Plateau darüber gegenwärtig nur von dieser Seite aus zugänglich." Ziemlich in der Mitte des Plateaus befindet sich eine oblonge Vertiefung von 5 und 3 Fuß Seitenlänge und $1—1\frac{1}{2}$ Fuß jetziger Tiefe, deren Zweck unbekannt ist." Die Burg ist im Nordosten (innerhalb der birnenförmigen Halbinsel) durch

drei, und im Südwesten (wo der Bergrücken mit der Hochebene zusammenhängt) durch vier in den Stein hineingearbeitete und auf der Innenseite mit einem Steinauswurf versehene Quergräben geschützt. Gehen wir von der erwähnten Felsenpartie im Nordosten der Länge nach über das befestigte Terrain, so stoßen wir nach etwa 44 Schritt auf den ersten, 70' langen, 12' breiten und 8' tiefen Wallgraben, 26 Schritt (59') weiter auf den zweiten, welcher 82' lang, 20' breit und 10' tief ist, und etwa 16 Schritt (südlich 22', nördlich 37') weiter auf den dritten, welcher 194' lang, 14' breit und von der Oberfläche des Absatzes bis auf die Grabensohle 26' tief ist und sich im Halbbogen unmittelbar um das Burgplateau derart herumzieht, daß er an der West- und Ostspitze desselben scharf hergeht, die Südseite mit ihrem schroffen Abfall zur Bode aber frei läßt. Nachdem wir nun den Burgplatz in südwestlicher Richtung durchschritten haben, treffen wir zunächst wieder auf diesen halbkreisförmigen Graben. Der zweite, 106' lang, 11' breit und 5' tief, folgt unmittelbar auf den Wallauswurf jenes ersten; der dritte, 108' lang, 12' breit und 8' tief, hat einen Abstand von südlich 33' und nördlich 29', und der vierte und letzte, 105' lang, 24' breit und 8' tief, einen weiteren Abstand von südlich 86' und nördlich 116'. — Diese Burg, auf welcher weder Mauerreste noch Gerät ausgegraben ist, muß aus recht früher Zeit stammen. (Studienrat Dr. Müller.)

3. Alter dieser Denkmale aus der Heidenzeit.

Fragen wir nun nach dem Alter der am Harze aufgefundenen Altertümer, Gräber und Befestigungen, so sind diese weder den Kelten, noch den Slaven zuzuschreiben. An Spuren einer vorgeschichtlichen keltischen Bevölkerung fehlt es in unserem Gebiete ganz und gar, und die Ansicht einiger, daß die Bronze ausschließlich den Kelten zuzuschreiben sei, hat sich längst als unhaltbar erwiesen; die Bronzegegenstände kommen nicht einem einzelnen Volke, sondern in einem ganzen Zeitraume einer ganzen Reihe von Völkern zu. „Die Slaven aber rückten erst nach Christi Geburt aus dem östlichen Rußland heran, und es vergingen Jahrhunderte, bis sie die Landschaften in Besitz nahmen, welche die Germanen, um nach Westen und Süden weiterzuziehen, in der großen Wanderung verließen." Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts saßen sie noch jenseit der Oder und Weichsel. Erst als die Deutschen auch diese Gebiete räumten, drangen jene eilig nach, und im Anfange des 7. Jahrhunderts nahm ihre Vorhut, der Stamm der Sorben, das Land zwischen Elbe und Saale ein. Nur an einer Stelle überschritten sie — ich werde darauf zurückkommen — die Ostgrenze der in den Harz hineinreichenden Gaue.

Der ganze Süd- und Ostrand des Harzes bis zur Oder im Westen
...hichte einsetzt, also etwa um 500, ohne Zweifel
...lters, zu dem Königreiche der Hermanduren
...brigen Seiten unseres Gebirges saßen

... Urnen und Geräte, die Wall-
...t sich in nichts von ähnlichen
...n Gebieten.
Grab- und Wohnstätten
...er liegenden Jahrhunderten.
...Steingeräte angetroffen hat,
...gt ist, daneben oder aus-

schließlich Bronzegeräte, und wieder andere neben diesen auch Eisenwaffen. Wie es aber überhaupt nicht möglich ist, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit nach bestimmten Jahren feststehend von einander abzugrenzen, zumal der Eintritt in diese Zeitalter je nach der Gegend verschieden ist, und für manche Länder das Bronzealter völlig geleugnet wird; so giebt auch das Auffinden von Stein-, Bronze- oder Eisenwaffen und Geräten in unserem Gebiete keine genügende Handhabe zur Bestimmung des Jahrhunderts, in welches die betreffenden Anlagen zu verweisen sind. Nur im allgemeinen ist man zu der Annahme berechtigt, daß die Fundstätten von Steingeräten (wie die Niederlassung in der Grafschaft Wernigerode) einer noch älteren Zeit angehören, als die Fundstätten von Eisenwaffen (wie der Suevenhök).

Unsere **Wallburgen** sind zum bei weitem größten Teile in eine sehr frühe Zeit zu versetzen, und zwar sowohl die Erd- wie die Steinwälle. Denn die Ansicht einiger, daß nur diese germanischen Ursprungs, jene aber erst Jahrhunderte später durch die Slaven erbaut worden seien, ist schon deshalb unhaltbar, weil sich Erdwälle zahlreich da vorfinden, wo niemals Slaven auch nur vorübergehend gewohnt haben.

Die **Steinwälle** bestehen aus übereinander getürmten, durch kein Mauerwerk, keinen Mörtel unter sich verbundenen rohen Steinmassen. Der Kalkmörtel wurde erst durch die Römer in Deutschland eingeführt und scheint in unseren Gegenden, die kaum von eines Römers Fuße betreten wurden, erst verhältnismäßig spät zur Anwendung gelangt zu sein. Soweit die Steinwälle nicht etwa mauerartig, sondern nur durch Aufschüttung zusammengelesener Steine errichtet werden konnten, ließ sich die erforderliche Steilheit auf der feindlichen Seite nur dadurch herstellen, daß dem Steinmaterial durch Zwischenlagen und Bekleidungen von Holz und Strauchwerk ein fester Halt gegeben ward. Von diesen Bindemitteln hat sich natürlich nichts erhalten. Aber in dem höher kultivierten Gallien wurden nach Julius Cäsars Beschreibung die Mauern in dieser gemischten Konstruktion aufgeführt, und in dem minder vorgeschrittenen Germanien ward diese noch in geschichtlicher Zeit angewandt. Zudem läßt sich die Schwärzung und selbst Verschlackung des Gesteins mancher zusammengebrochener Wälle nicht anders erklären, als daß das Holzwerk bei einem feindlichen Angriffe in Brand gesetzt ist. Auch da, wo das Holz einfach vermoderte, sind die Wälle selbstverständlich zusammengesunken.

Innerhalb der **Erdwälle** findet sich keine Spur von Mauerwerk. Sollten hier in einigen Fällen ursprünglich Gebäude vorhanden gewesen sein, so haben diese nur aus Holz bestanden. Wird doch vielerseits angenommen, daß die Sachsen vor der Zeit Karls des Großen keine gemauerte Wohnungen gebaut haben. Fast alle Befestigungen unseres Gebietes liegen auf dominierenden Höhen, auf isolierten Vorbergen und Ausläufern des Gebirges. Wo sich die Möglichkeit darbot, wurde die natürliche Stütze eines Gewässers benutzt. (In ebenen Gegenden finden sich die Heidenwälle vielfach in der Gabelung zweier Bäche oder in schwer zugänglichen Sümpfen und Brüchen.)

„Eigentümlich ist, daß die betreffenden Werke zu ihrer eigenen **Verteidigung** jeder Flankierung entbehren. General von **Peucker** findet den Grund hierfür in der Vorliebe für den Kampf in offener, gerader Front und für den Gebrauch der zum Nahgefecht (Mann gegen Mann) bestimmten Waffen. Da die germanische Verteidigung jederzeit eine durchaus aktive war, deren Hauptkraft in heftigen Ausfällen bestand, so wurde überdies das Bedürfnis solcher Flankierungen weniger dringend empfunden. Es schien ein einfacher, aber

starker Wallgürtel, welcher durch einen vorliegenden Graben geschützt, und bei welchem womöglich die Zugänge zum Grabenrande und zur äußeren Wallböschung durch Verpfählungen und Pallisadierungen erschwert wurden, vollkommen zu genügen. Nur in dem Falle wurden vor dem Hauptwalle besondere Vorwerke angelegt, wo es sich um Festhaltung durchaus wichtiger Terrainpunkte jenseits des Grabenrandes handelte. Für den alleinigen Zweck einer unmittelbaren Verstärkung des Hauptwalles wurden Vorwerke niemals und zwar um so weniger angewendet, als durch dieselben das schnelle Hervorbrechen mit starken Massen würde behindert worden sein. Die Befestigung mittelst mehrerer vor einander liegender Werke, von denen die vorderen durch die rückwärts gelegenen überhöht wurden, gehört mit Ausnahme der s. g. Ringwälle daher einer späteren Zeit an." (Studienrat Dr. Müller.)

In unseren Gegenden ist der Wall in der Regel von einem Graben begleitet. Wo dieser fehlt, hat man sich die Verteidigung so zu denken, „daß die Verteidiger ungedeckt auf die Krone des Walles stiegen und sich in Masse dem Feinde, sobald er ziemlich die Höhe erreicht hatte, entgegenstürzten, um ihn wieder hinabzuwerfen und ihn dann, den errungenen Vorteil benutzend, unaufhaltsam zu verfolgen".

Als Eingang dient häufig eine Walllücke. Zuweilen führt der Weg an einer niedrigen Stelle den Wall von rechts nach links schräg hinan, so daß der Angreifende dem Verteidiger die rechte, vom Schilde nicht gedeckte Seite seines Körpers zuwenden mußte.

Nicht selten findet sich innerhalb der Umschanzung ein Brunnen; wenn nicht, so war doch bei der Anlage Rücksicht auf die Nähe von Trinkwasser genommen. —

Auf das hohe Alter unserer Heidenburgen weist auch ihre Form hin. „Bei den mangelhaften Werkzeugen der frühesten Zeiten war man darauf angewiesen, seine Absicht auf dem kürzesten Wege zu erreichen, und der Kreis (Ring) schließt verhältnismäßig mit der kürzesten Linie den größten Raum ein." Überall sind die Rund- und Ringwälle die ältesten Anlagen. Die viereckige Umwallung, welche wir in höchster Vollendung in Bezug auf das Lager bei den Römern finden, gehört der späteren Zeit an und derartige Befestigungen datieren vermutlich aus den Kriegen der Franken unter Karl dem Großen mit den Sachsen.

Als Rundwälle bezeichnet man „runde oder ovale Walllinien, welche Räume von verschiedenem Durchmesser umschließen und sich mehr oder weniger nach der Formation des Terrains richten. Gemeiniglich sind zu denselben Punkte gewählt, die schon durch die Natur in gewisser Weise geschützt sind." „Schmale Bergrücken wurden oft durch einen einfachen Querwall abgesperrt; vorspringende Bergecken auch längshin mit Gräben umzogen, deren Erde, nach außen geworfen, die Abhänge noch steiler machte. Auf das Alter dieser Rundwälle möchte der Umstand mit hindeuten, daß da, wo in den Grabenlinien festes Gestein auftrat, dieses stehen gelassen ist, vermutlich weil es an den erforderlichen Geräten von Eisen noch mangelte."

„Die Ringwälle sind, genau genommen, nur eine Art der Rundwälle. Sie umschließen einen Kessel, der gewöhnlich eben, zuweilen aber auch mit Vertiefungen und Erhöhungen, selbst mit Terrassen versehen ist. Die Wallhöhe ist gemeiniglich verschieden, je nach der Sicherheit, indem der Wall an den besonders exponierten Punkten am höchsten ist. Hier bildet derselbe dann die „Stirn" der Verschanzung. Die Abdachungen wurden häufig mit Gestrüpp

und Dornbüschen bepflanzt, ebenso erhielten die Wallkronen wie die Ränder der Gräben durch Verpfählungen oft noch einen besonderen Schutz.“ (Dr. Müller.)

Langwälle (wie der Sachsengraben), vielfach durch lebendige Hecken verstärkt, bezeichnen und verteidigen die Grenzen ganzer Stammesgebiete oder auch der einzelnen Gaue desselben. Vielfach wurden sie auch später noch als Landwehren benutzt und mit Türmen versehen, so daß sie nicht immer von den Landwehren des Mittelalters, wenigstens nicht, soweit die alte Gau- zur neuen Territorialgrenze wurde, sicher unterschieden werden können.

In den alten Wallanlagen sind vielfach Geräte und Waffen ausgegraben, welche mit den in den Heidengräbern gefundenen völlig übereinstimmen. Es müssen also Schanzen und Gräber im allgemeinen von demselben Volke herrühren, und erstere von den Einwohnern zu ihrem Schutze, nicht aber zu deren Unterjochung von fremden Eroberern errichtet sein.

Hin und wieder reichen die Gräber (z. B. bei der Roßtrappe) bis unmittelbar an die Schanzen heran. Da jene nicht eingeebnet sind, so müssen diese älter sein. Aber auch durch die Annahme, „daß einzelne dieser Plätze nur notgedrungen befestigt wurden und daß man dabei die schon vorhandenen Gräber aus Pietät mit größter Schonung behandelte, oder daß man den Ort sogar absichtlich wählte, um angesichts der Gräber mit desto größerer Tapferkeit zu kämpfen, oder andererseits, daß in den Grabhügeln die Asche der hier Gefallenen in derselben Absicht beigesetzt wurde“, würde das Alter der Wälle nicht weiter herabgedrückt werden. (Ders.)

B. Aus geschichtlicher Zeit.

a. Die Vorlande.

Die ältesten Bewohner. Die Nachrichten über die ältesten germanischen Bewohner der Vorlande des Harzes — das Gebirge selbst war noch Jahrhunderte hindurch unbewohnt — sind überaus dürftig. Doch kann als gewiß angenommen werden, daß die den mitteldeutschen Herminonen angehörenden Cherusker (d. i. Schwertmänner), welche vorher nur den Westrand des Harzes erreicht zu haben scheinen, zur Zeit ihrer höchsten Blüte fast den ganzen Saum unseres Gebirges inne hatten, wenn auch einzelne Gebiete dieser Vorlande nicht von ihnen selbst, sondern von den ihnen eng verbündeten Stämmen bewohnt wurden. Als solche werden am Nordrande des Oberharzes die Kamaven genannt, welche wieder die Fosen, deren Namen man mit dem Flüßchen Fuse in Verbindung setzt, zu ihren nördlichen Nachbaren hatten.

Als gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der Name der Cherusker und der übrigen Stämme verschwindet, erscheinen bald die Sachsen und einige Jahrhunderte später die Thüringer als Umwohner des Harzes. Doch bezeichnen diese Namen nicht etwa damals neu eingewanderte Völker, von denen die früheren Bewohner dieser Gegenden vertrieben oder unterjocht wären, sondern sie sind nur die zusammenfassende Benennung der aus einer Vereinigung der alten Einzelstämme entstandenen Völkerbündnisse. Ist doch auch, da Sachs Messer oder kurzes Schwert bedeutet, der Name der Sachsen mit dem der Cherusker, des mächtigsten in diese Volksvereinigung aufgehenden Stammes, dem Sinne nach völlig gleichbedeutend.

Mit dem Namen „Sachsen“ wird zuerst, um 150 n. Chr., von dem alexandrinischen Geographen Ptolemäus ein Volksstamm bezeichnet, welcher den Süden der kimbrischen Halbinsel, das Land östlich der unteren Elbe und

nördlich der Trave (Chalusus) einnahm. Vom Jahre 286 an sind sie den Römern als ein verwegenes Küstenvolk bekannt, das zunächst in kühnen Seezügen die Küsten des römischen Niedergermaniens, Galliens und Britanniens raub- und beutegierig heimsuchte, dann aber, sich damit nicht begnügend, in Nordwest-Gallien sich festsetzte und bald darauf in Verbindung mit Angeln und Jüten in Britannien die sieben kleinen Königreiche gründeten, welche sich später zu dem angelsächsischen Reiche zusammenschlossen. Zu derselben Zeit erscheinen auch schon die Sachsen in den weiten Ebenen zwischen Rhein und Elbe als zahlreiches, mächtiges Volk. Daß die in dieses aufgehenden Binnenstämme gerade den Namen jenes Küstenstammes annahmen, findet seine genügende Erklärung darin, daß der Sachsenname weit und breit der ruhmvollste und gefürchtetste war. (Prof. Dr. von Heinemann.)

Die davon abweichende Stammessage der Sachsen, welche Widukind von Corvey in seine zur Zeit Ottos des Großen verfaßte sächsische Geschichte aufgenommen hat, kann nicht den geringsten Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit machen. Darnach landeten die Sachsen in geringer Zahl an der Küste des Landes Hadeln, bemächtigten sich eines Hafens und erstritten sich in erbitterten Kämpfen von den Thüringern, deren Reich sich damals bis an das Meer erstreckte, einen Vertrag, welcher ihnen den Handel mit den Nachbarn gestattete. Zu neuem Hader kam es, als sich ein sächsischer Jüngling dadurch eine große Strecke Landes zu erwerben suchte, daß er sie listiger Weise mit einem Mantel voll gekaufter Erde bestreute. Seine Stammesgenossen ergriffen für ihn Partei, verabredeten mit den Thüringern eine Besprechung, griffen dort zu den unter den Mänteln verborgen gehaltenen Messern und metzelten die unbewaffnet erschienenen Thüringer mit allen ihren Fürsten nieder.

Ist also die Annahme, als seien die Sachsen ein von außen (aus Holstein, aus England) eingedrungenes Volk, das sich die weiten Gebiete, als deren Bewohner wir zu Karls des Großen Zeit die Westfalen, Engern und Ostfalen antreffen, erst durch Eroberung gewonnen habe, als irrig völlig zurückzuweisen, so hat doch der Sachsenbund seine ursprünglichen Grenzen nach Osten und Südosten durch eine Eroberung erweitert.

1. Die vormals thüringischen Gaue.

Vordringen der Sachsen. Um das Jahr 500 umfaßte nämlich das Königreich der Thüringer den ganzen Süd- und Ostrand des Harzes und erstreckte sich nördlich bis an die Grenze des Bardengaues in der Landdrostei Lüneburg.

Als Bundesgenossen des Frankenkönigs Theodorich, der 527—531 siegreich gegen den Thüringerkönig Hermannfried kämpfte*), drangen die Sachsen bis zur Unstrut vor und nahmen mit Einwilligung ihres Verbündeten das ganze eroberte Gebiet, dessen thüringische Bewohner sie zu zinspflichtigen Hörigen machten, bis an diesen Fluß dauernd in Besitz. Damit ward auch der ganze Ostrand des Harzes und der Südrand desselben bis zum Sachsgraben bei Wallhausen, das Land, für welches später das Bistum Halberstadt gegründet wurde und welches noch Jahrhunderte lang den Namen Nordthüringen führte, sächsisch.

Fragen wir nun, welche Ortschaften in den ehemals thüringischen Gauen noch von den Thüringern gegründet sind, ehe die Sachsen und die austrasischen Franken ihr Land unter sich teilten, so ist es allerdings richtig, daß diejenigen

*) Eingehenderes unter „Ohrum".



Ortsnamen, welche „der Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit und der Lage"*) ihre Entstehung verdanken, also die auf -berg, -bach, -ach, -see, -leite und dergl. endenden, ihrer Einfachheit wegen zum großen Teil der frühesten Zeit angehören werden, aber mit voller Bestimmtheit lassen sich nur die auf -leben und mit großer Wahrscheinlichkeit die auf -stedt endigenden Orte als thüringische Ansiedelungen bezeichnen. Die Endung -leben (got. und ahd. laiba, leiba, altfries. lâva, altsächs. lêva, ags. lâf, von der germanischen Wurzel -lib, welche Haus, Aufenthaltsort bedeutet) findet sich, acht Wüstungen mitgezählt, im Friesenfeld-Hassegau 22mal, im Schwabengau nicht weniger häufig, allein im anhaltischen Anteil 11mal, und reicht im Norden, den Harzgau, die Altmark und den östlichen Teil des Lüneburgschen durchschreitend, bis zur Mündung der Orze. Die Endung -stedt (altſ. stad, ahd. stat), d. i. Wohnstätte, treffen wir allerdings auch am Nord- und Westrande unseres Gebirges (z. B. Jerstedt, Hackenstedt, Wehrstedt), die niemals dem Königreiche der Thüringer angehört haben; aber nirgend so massenweise als in Thüringen und den ehemals thüringischen Gauen — im Friesenfelde 8-, im Hassegau 30-, im anhaltschen Teile des Schwabengaues 12mal — so daß dieselbe als eine dem thüringischen Stamme vorzugsweise eigentümliche angesehen werden muß. —

Nach der Angabe fränkischer Geschichtsschreiber mußten die Sachsenstämme, welchen Nordthüringen als Kriegsbeute zugefallen war, den Franken dafür einen jährlichen Tribut entrichten. Als das austrasische Königshaus 555 ausstarb, verbündeten sich die Sachsen, um sich dieser lästigen Verpflichtung zu entledigen, mit den aufständischen Thüringern, wurden aber von dem Frankenkönige Chlotar, Theoderichs Bruder, geschlagen, behielten jedoch, als sie nun um Frieden baten, ihr Land unter der Bedingung, daß sie als jährlichen Tribut 500 Kühe in die Küche des Königs lieferten. Nach Chlotars Tode († 561) versuchten sie noch einmal, sich frei zu machen, vermochten aber auch gegen den König Sigbert († 575) nichts auszurichten. Da verließen die Bewohner der südlichsten Gaue Nordthüringens, auf welche sich wohl jene Tributzahlung beschränkte, das vor 40 Jahren eroberte Gebiet und zogen im Jahre 568 den damals in Pannonien sitzenden Longobarden zu, stiegen mit diesen über die Alpen und erkämpften sich mit ihnen neue Wohnsitze in Norditalien. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. Als ihre Bundesgenossen sie als ihre Unterthanen behandeln und ihnen nicht gestatten wollten, nach ihren heimischen Gesetzen zu leben, da trieb ihre Freiheitsliebe sie wieder nach dem Harze zurück.

Einwanderung anderer deutschen Stämme in die südöstlichen Gaue. Hier aber, in dem von ihnen aufgegebenen Gebiet zwischen Bode, Saale, Unstrut und Harz, hatten sich mit Zustimmung des austrasischen Königs Sigbert inzwischen andere germanische Stämme, namentlich Schwaben, Friesen und Hessen angesiedelt. Das erstgenannte Volk, die transalbingischen oder Nordschwaben, war der in der Stammesheimat zwischen Elbe und Oder verbliebene Rest des lange zuvor nach Süddeutschland ausgewanderten schwäbischen Stammes. Da dasselbe in seiner Vereinsamung unter dem Vordrängen der slavischen Völkerschaften sehr zu leiden hatte, so ergriff es mit Freuden

*) Ich folge hier, soweit die vormals thüringischen Gaue in Frage kommen, im wesentlichen den Ausführungen des Herrn Professors Dr. Größler, betreffs des Schwabengaues auch denen des Herrn Archivrats Dr. Jacobs.

die Gelegenheit, an dem von den Sachsen verlassenen Ostrande des Harzes geschütztere Wohnsitze und festeren Anschluß an die Volksgenossen zu erlangen. Das Gebiet, welches der Frankenkönig Sigbert ihm hier zuwies, ist der oben näher beschriebene Sueven- oder Schwabengau. Den südlichen Teil desselben überließen die Schwaben, wie es scheint, einem kleinen Reste des mit den Vandalen verwandten Stammes der Silingen, der sich ihnen, da seine Wohnsitze in der Urheimat gleichfalls von den Slaven bedroht waren, nebst den Trümmern anderer Stämme bei der Wanderung nach dem Harze angeschlossen haben wird. An ihn erinnert der Name Schlenze (Silenza), welchen der südliche Grenzfluß des Schwabengaues führt. — Die Friesen und Hessen kamen aus Gebieten, welche schon wiederholt an Übervölkerung gelitten hatten; wie von Hessen aus schon Jahrhunderte zuvor die Betuwe und andere Landschaften am Niederrhein bevölkert waren, so hat auch das Land von Sincfal bis zur Ems sowohl vorher wie später seine überschüssige Mannschaft verödeten Landschaften zugeführt. Die Friesen ließen sich südlich von den Schwaben im Gaue Friesenfeld nieder, die Hessen schlossen sich ihnen östlich im Hassegau an.

Die Schwaben, Friesen und Hessen hatten noch nicht Zeit gehabt, sich in ihrer neuen Heimat völlig einzurichten, als die Sachsen, welche nach ihrem Aufbruche aus der Lombardei im Jahre 572 mancherlei Irrfahrten gemacht und Burgund und Westfranken in Schrecken gesetzt hatten, im Jahre 577 (nach anderer Angabe 575), noch 20,000 streitbare Männer, an der Grenze ihres früheren Gebietes erschienen und die Rückgabe desselben forderten. „Zwar versuchten die Schwaben und ihre in gleicher Lage befindlichen Mitbesitzer, den Kampf mit den wilden Gesellen zu vermeiden; sie baten den Sachsen erst die Hälfte, dann zwei Drittel des Grundes und Bodens freiwillig an; doch umsonst, denn den Sachsen genügte dies Angebot nicht.“ Sie bestanden nicht nur auf Herausgabe des ganzen Landes, sondern sprachen auch schon von Verteilung der schwäbischen Weiber unter einander. „So kam es zum Kampf, den die Bedrängten mit dem Mute der Verzweiflung kämpften. Es gelang ihnen, die Sachsen in zwei Schlachten entscheidend zu schlagen und beinahe zu vernichten. Wo der Kampf stattgefunden, darüber haben wir keine Überlieferung. Doch ergiebt sich aus der Richtung des sächsischen Anmarsches fast mit Notwendigkeit, daß der Ort des Kampfes nicht weit von der Ost- oder Südgrenze des Hassegaues zu suchen ist, da diese Grenze die zunächst bedrohte war.“ Vermutlich war die eine Schlacht auf dem „Schlachtfelde“ und dem „Walberge“ bei Schafstedt, wohin man sonst keine Schlacht verlegen kann, die andere in der Nähe des Suevenhöck (Schwabenhügels) bei Schkopau, in welchem neben Urnen Bruchstücke von breiten Schwertern, Lanzenspitzen und Schildbeschläge in Menge aufgefunden sind. — Die Überbleibsel der Sachsen erhielten anscheinend Wohnsitze im Hassegau.

Daß dieses Volk während seines 40jährigen Besitzes neue Niederlassungen in den drei nordthüringischen Gauen gegründet haben sollte, ist nicht anzunehmen. Dagegen ist durch die Schwaben, Friesen und Hessen die Zahl der Ortschaften ohne Zweifel bedeutend vermehrt.

Auf die Schwaben zunächst ist die Anlage vieler Orte zurückzuführen, deren Namen auf -ingen (oder -ungen) endigen. Doch ist diese Endung nicht ausschließlich schwäbisch. Sie findet sich nicht nur schon vor der Einwanderung der Schwaben in unserem Gebiete — so hieß Burgscheidungen schon 527 Schidingi, sondern auch in Gauen, in denen eine schwäbische Ansiedelung nicht anzunehmen ist — so im Ambergau die Gruppe Haringen, Storingen, Boningen

(jetzt Hary, Störy, Bönnien). Überall aber deutet diese patronymische Endung eine Art der Ansiedelung an, welche auf uralte Zeit zurückweist; sie bezeichnet nämlich den Ort, wo die Nachkommen eines Mannes wohnen, dessen Namen als Bestimmwort im Ortsnamen enthalten ist. Röblingen z. B. bedeutet „Niederlassung der Nachkommen des Hraban“, also die Ansiedelung einer ganzen Sippe. In manchen Ortsnamen hat indes diese Endung, besonders in ihrer Nebenform -ungen, nur topische Bedeutung, so daß also Scheidungen als Ansiedelung an der Grenzscheide, Tyrungen als Ansiedelung an der Tyra zu verstehen ist. — Lassen sich einzelne Orte mit dieser Endung um den ganzen Harz herum nachweisen, so findet sich dieselbe jedoch im Schwabengau in solcher Häufigkeit (im Anhaltischen: Bicklingen, Elsingen, Hecklingen, Mehringen, † Pferdingen*), † Redlingen, † Zehlingen; ferner Quitlingen, jetzt Quedlinburg, Schneidlingen, Winningen u. a. m.), daß die Zurückführung dieser Orte auf die schwäbische Besiedelung dadurch mindestens sehr nahe gelegt wird.

Welche Ortschaften von den Hessen und Friesen gegründet sind, läßt sich im einzelnen nicht genau nachweisen. Die Endung -hausen, welche bei der Mehrzahl der Ortsnamen in Hessen vorwiegt, findet sich im Friesenfelde und Hassegau nicht häufiger, als in anderen Gegenden Norddeutschlands, in denen niemals Hessen gewohnt haben. Während nämlich in diesen beiden Gauen zusammen nur 11 Ortschaften mit dieser Endung sich nachweisen lassen (Mittelhausen, Obhausen, Osterhausen, Sangerhausen, Sotterhausen, † Kaldenhausen, † Kieselhausen, † Sobenhausen, † Westerhausen, Neehausen und † Windhausen), hat z. B. der auf der entgegengesetzten Seite unseres Gebirges belegene Ambergau deren nicht weniger als 24 († Ammenhausen, † Brunshausen, † Hebenhausen, † Heberhausen, † Hieshausen, † Meweshausen, † Modeshausen, † Nakershausen, † Odeshausen, † Odenhausen, † Panshausen, † Pockenhausen, † Reinhausen, † Tillhausen, Wohlenhausen, † Wrochthausen, Bornhausen, Herrhausen, Holzhausen — jetzt Bodenstein genannt —, Hahausen, Ildehausen, Mechtshausen, Ortshausen und Seehausen [Seesen]). Diese Endung ist eben allen deutschen Stämmen gemein, sie bezeichnet den Ort als die Niederlassung zunächst nur einer einzelnen Familie und haftet deshalb fast ausschließlich an Ansiedelungen der ältesten Zeit. Jene 11 Ortschaften, von denen außerdem nur zwei im eigentlichen Hassegau liegen, sind somit unzweifelhaft schon thüringischen Ursprungs.

Anders dagegen steht es um die Endung -dorf. Im Gegensatz zu -hausen, -leben und -stedt, welche auf die einzelne Familie, und zu -ingen, welche auf eine Sippe, eine Anzahl verwandter Familien, verweisen, bezeichnet die Endung -dorf einen Ort als die gemeinsame Niederlassung einer größeren Zahl dicht bei einander wohnender, zu Schutz und Trutz schnell verbundener Familien. Diese Orte sind darum jünger als jene. Während sich in dem vorhin zum Vergleiche herangezogenen Ambergau die Endung -dorf nur zweimal (Burgdorf, Grasdorf) findet, kommt sie im Friesenfelde 27 mal und im Hassegau gar 127 mal vor. Ohne Zweifel haben wir in diesen Orten die Ansiedelungen der Hessen und Friesen vor uns. Daß dieselben bei ihrer Besiedelung eines ihnen bis dahin fremden, von den Landen ihrer Stammesgenossen weitab liegenden Gebietes, dessen bisherige Bewohner nicht etwa vernichtet, sondern nur auf der Heerfahrt begriffen waren, den engen Zusammen-

*) Die mit einem Kreuze bezeichneten Orte sind Wüstungen.

schluß des Dorfes dem vereinzelten Wohnen auf einsamem Hofe vorziehen mußten, bedarf keines Beweises. Manche dieser Ortschaften sind indes nicht sofort im 6. Jahrhundert entstanden, und 86 derselben sind im Laufe der Jahrhunderte wieder eingegangen, ein Umstand, welcher die Ansicht, daß diese Orte nicht zu den ältesten gehören, bestätigt. Denn diese haben die späteren Ansiedelungen in der Regel um deswillen überdauert, weil sie „an solchen Stellen angelegt wurden, welche von der Natur am meisten begünstigt waren und sonach ein dauerndes Verbleiben ihrer Bewohner auch unter widrigen Verhältnissen am ehesten ermöglichten". (Dr. Größler.)

Als hessische Ansiedelungen werden auch diejenigen Ortschaften anzusehen sein, deren Namen in übereinstimmender Form auch in Hessen vorkommen. Dahin gehören Rohrbach a. d. Helme (in Hessen fünfmal), Leimbach bei Querfurt und bei Mansfeld (in Hessen siebenmal), Barka, Kalbsrieth, Steigra, Elben, Blankenhain, Lüdersdorf, Lichtenhagen. An die Friesen erinnert (abgesehen von der Friesenburg bei Grillenberg, dem Friesengraben bei Sangerhausen, der Friesen- (jetzt Frei-) straße und dem Friesenthore in Eisleben) nur das Dorf Friesdorf a. d. Wipper, an die Sachsen, wie ich hier anfüge, nur die Wüstung Sachsendorf bei Burgwerben. Die wenigen Ansiedelungen der aus den Vernichtungskämpfen des Jahres 577 übriggebliebenen Sachsen werden unter den auf -dorf endigenden zu suchen sein. —

Harz- und Helmegau. Wie im Schwabengau, im Friesenfeld und Hassegau, so finden sich auch im Harzgau, dessen sächsische Bewohner in dieser ihrer neuen Heimat zurückblieben, als ihre Stammesbrüder aus den südlich von jenem liegenden drei Gauen nach Italien zogen, so daß der Harzgau seit 527 in vollem Sinne ein sächsischer Gau ist, und im Helmegau, welcher bei der Teilung des eroberten Thüringens im genannten Jahre als ein Teil Süd-Thüringens den Franken zufiel, zahlreiche Ortschaften, welche durch ihre Endung als altthüringische Niederlassungen bezeichnet werden. Aus dem Harzgau nenne ich nur die dem Gebirge am nächsten liegenden Weddersleben, Harsleben, Wegeleben, Emersleben, Minsleben, Wasserleben, aus dem Helmegau Auleben, Uthleben, Rüxleben, Wollersleben, Pustleben, Gutersleben, Woffleben, Berbisleben. Auch die Endung -stedt, welche am meisten in thüringischen Gegenden vorkommt, ist in beiden Gauen stark vertreten; aus dem Harzgau erwähne ich beispielsweise Warnstedt, Kattenstedt, Wehrstedt, Quenstedt, Sargstedt, Aspenstedt, Athenstedt, Dannstedt, Sillstedt, Veckenstedt, aus dem Helmegau Hochstedt, Kehmstedt, †Lauchstedt, †Wiestedt, †Dopstedt, †Topfstedt, †Othstedt. Das häufige Vorkommen der patronymischen Endung -ingen im Helmegau (Kleisingen, Pützlingen, Heringen, †Klübingen, †Ellwingen, †Klingen u. a.), sowie das der verwandten Endung -ungen (Melsungen, Haserungen, Bliedungen, Gratzungen, Schiedungen, Leinungen, Bennungen, Uftrungen, †Rosungen u. a.) darf nicht zur Annahme einer teilweise schwäbischen Besiedelung, von der nichts bekannt ist, führen: der Helmegau ist, von späteren Kolonieen, auf welche ich zurückkommen werde, abgesehen, rein thüringisch; die Franken, denen man die Gründung eines Teils der Ortschaften zuschreiben könnte, haben sich im allgemeinen mit der Unterwerfung der Südthüringer begnügt, ohne sie aus Land und Besitz zu verdrängen. — Von den alten Orten des Helmegaus sind hier vor allem die Reichsstadt Nordhausen und die Pfalz Wallhausen zu nennen. Erstere gehört zu den wenigen Städten, deren Befestigung mit aller Bestimmtheit auf König Heinrich I. zurückgeführt werden kann; als Reichsstadt kommt sie bereits 1220 urkundlich vor. Die curtis

Valeshusen wird schon 968 genannt (985 Walahuson), 1446 war Walhusin noch Dorf.

Eindringen der Sorben. Ehe wir uns zu den westlichen Gauen wenden, welche von jeher nur sächsische Bevölkerung gehabt haben, ist noch eines nicht germanischen Volkes Erwähnung zu thun, welchem es gelang, in die östlichen Gauen unseres Gebirges feindlich einzudringen und in einem Teile derselben sich festzusetzen. Es ist dies das Volk der slavischen Sorben. „Etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts saß die große Masse der slavischen Völkerschaften noch jenseits Oder und Weichsel, noch um das Jahr 561 rechnete man das Land an der Elbe, also auch das ganze später sorbische Land zwischen Elbe und Saale, zu Thüringen, denn in diesem Jahre schlug Sigbert, König von Ostfranken und Herr von Thürungen, nach dem Bericht des Paulus Diaconus den Chachan der Avaren in einer gewaltigen Schlacht „an der Elbe in Thüringen". „Seit aber die Deutschen die westlich der Weichsel und Oder liegenden Gebiete geräumt hatten, drangen die Slaven eifrig nach, und als ihre Vorhut erschienen die Sorben gegen Anfang des 7. Jahrhunderts bereits an der Saale. Schon um das Jahr 620 ist das Land zwischen Saale und Elbe sorbisches Land, schon um diese Zeit konnte die Saale, wie es später geschieht, bezeichnet werden als der Fluß, der Thüringen und Sorben scheidet. Doch blieb sie nicht die Grenzscheide, denn auch über diesen Fluß drangen die Sorben vor und gründeten in dem östlichen Teile des Hassegaues eine bedeutende Anzahl von Niederlassungen." In die Zeit der Karolinger kann diese letzte Vorschiebung nicht fallen. Denn wenn auch Einhard berichtet, daß die sorbischen Slaven, welche das Gebiet zwischen Saale und Elbe bewohnen, in das Land der ihnen benachbarten Thüringer und Sachsen im Jahre 782 eingefallen seien, um Beute zu machen; wenn ferner bedeutende kriegerische Unternehmungen der Sorben in den Jahren 805 und 806 unter ihrem Herzoge Molito gemeldet werden; und wenn berichtet wird, daß sie 869 abermals die alte Grenze der Thüringer, die Saale, überschritten hätten: so ist doch auf diese Beutezüge die seßhafte Niederlassung im östlichen Hassegau um so weniger zurückzuführen, als nicht nur schon im Jahre 777 die beiden fränkischen Grafen (Albrich und Markwart) für unsere nordthüringischen Gaue genannt werden und zum Jahre 806 berichtet wird, daß Karl der Große zum Schutze derselben östlich von der Saale bei Halle eine Feste (vermutlich die spätere Moritzburg) erbauen ließ, sondern als auch bereits 828 außer sächsischen Grafen auch sächsische Markgrafen und 839 sogar schon östliche Marken auf slavischem Boden als integrierender Teil des Herzogtums Thüringen erwähnt werden. Nicht weniger ist Gewicht darauf zu legen, daß ein mit dem Majordomat bekleideter Ahnherr der Karolinger schon im Jahre 766 der sorbischen Macht bei Wettaburg a. d. Wetha (zwischen Beuditz und Wetterscheid unweit Naumburg a. d. Saale) einen tödlichen Schlag beigebracht hatte. — Vielmehr ist „anzunehmen, daß die Sorben schon zu der Zeit, wo sie erobernd bis an die Saale vordrangen, also in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts, in der Periode schmachvoller Schwäche des merowingischen Herrschergeschlechts, auch über dieselbe gegangen sind und die östliche Hälfte des Hassegaues mit ihren Dörfern bedeckt haben. Es ist das die Zeit des siegreichen Wendenkönigs Samo, der, ein fränkischer Renegat, die Wenden gegen die Avaren zum Siege führte und dann, von den dankbaren Befreiten zum Könige erwählt, auch die thüringischen Gebiete des Frankenreiches mit seinen Scharen überschwemmte, bis König Dagobert, seit 622 König von Au-

strasien und Herr von Thüringen, noch einmal die alte Kraft der Merowinger entwickelte. Doch werden diese gewaltsam eingedrungenen sorbischen Ansiedler nach dem Erstarken der fränkischen Reichsgewalt nur als fränkische Unterthanen, nur durch Anerkennung der fränkischen Könige als ihrer Landesherren in ihrem durch Eroberung gewonnenen Besitze unbehelligt geblieben sein. Damals also müssen die meisten der oben aufgezählten slavischen Ansiedelungen entstanden sein, obgleich man zugeben kann, daß auch das ganze 7. und 8. Jahrhundert hindurch, ja vielleicht auch im 9. noch, unter der oben bezeichneten Bedingung spätere Ansiedelungen auf friedliche Weise stattgefunden haben mögen." (Prof. Dr. Größler, dessen gründlichen Untersuchungen ich hier folge.)

Die Zahl der slavischen Ansiedelungen ist in unserem Hassegau bedeutend; sie erstrecken sich über mehrere Quadratmeilen. Viele von ihnen führen in ihrer ältesten Namensform die altslavische Endung -icy oder -ecy, welche, analog unserer Endung -ingen, das Zusammenleben mehrerer Familien unter einem Familienoberhaupte bezeichnet, mehrfach aber auch, wie unsere Endung -ungen sich an eine Ortsbeschaffenheit anschließt (z. B. Görlitz = Wohnsitz auf der Brandstelle, Röpzig = Wohnsitz auf dem Rübenfelde, Öglitsch = Wohnsitz auf der kahlgemachten Stelle). Jetzt tragen diese Orte, welche zu den ältesten sorbischen Ansiedelungen zu zählen sind, die Endungen -witz, -bitz, -litz, -nitz, -ritz, -ditz, -sitz, -schütz, -itsch, -ig. Es sind Elbitz, Gödewitz, Hübitz, Kloschwitz, Lochwitz, Reidewitz, Schochwitz, Trebitz, Zabitz, Zaschwitz, Zornitz im nördlichen und Beichlitz, Cröllwitz bei Halle, Cröllwitz bei Merseburg, Daspig, Dölitz, Dörstewitz, Geiselröhlitz, Gölitsch, Göritz, Kämmeritz, Lobitsch, Markröhlitz, Obschütz, Öchlitz, Öglitsch, Raschwitz, Reipisch, Röbzig, Schellsitz, Schiepzig, Sibrowitz, Stöbnig, Richteritz, Weischütz, Nieder- und Ober-Wünsch und Zscheiplitz im südlichen Hassegau. Dazu kommen noch 10 bezw. 32 Wüstungen, so daß von den 80 Ortschaften dieser Klasse 42 eingegangen sind. Deutsch sind trotz der jetzigen Endung Gölbitz (beke = Bach), Wölbitz, Volkmaritz und Clausnitz.

Eine zweite Gruppe sorbischer Namen, welche ursprünglich auf asti, esti, isti endigten, sind adjektivische Formen. Es sind außer zwei Wüstungen die Orte Freist und Öste im nördlichen und Gröst, Pödelist, Preditz, Zingst und Klein-Zingst im südlichen Hassegau.

Diejenigen Ortsnamen dagegen, welche heutzutage auf -a und -au endigen, können sowohl, mit dem ahd. acha, aha d. i. Wasser (und owa d. i. Aue) gebildet, deutschen, als auch, mit dem slavischen -ow (männl.), -owa (weibl.), -owo (sächl.) gebildet, sorbischen Ursprungs sein. In letzterem Falle bezeichnen sie entweder das einer Person zugehörige Eigentum (also Meuschau, früher Miscawa, Eigentum des Miseco), oder es liegt in dieser Endung, wo sie sich nicht an einen Personennamen setzt, der Begriff Dorf (also Kayna, früher Kone, Roßdorf; Geusau, früher Guzowe, Dorf am Hügel). Namen dieser Gruppe sind Bedra, Beuna, Cracau, Craslau, Dobichau, Dölau, Eulau, Geisau, Gleina, Gr.- (früher Wendisch-) Jena, Gr.- und Kl.-Kayna, Kriechau, Ober- und Nieder-Krumpa, Leuna, Lieskau, Meuschau, Milzau, Netschkau, Schkopau, Schlettau, Schmirma, Schortau, Sorge, Storkau, Zorbau neben sieben Wüstungen im südlichen und Krimpe im nördlichen Hassegau.

Unzweifelhaft sorbisch sind die Ortschaften, deren Namen auf die slavische Endung -in (männl.), -ina (weibl.), -ino (sächl.), -ini (plur.) ausgeht, welche sich teils an Personennamen (z. B. Quiltschina = Ort des Quilitsch), teils an ein die Ortsbeschaffenheit bezeichnendes Wort ansetzen (z. B. ist Steuden

von studeno kühl, Werben von wrba Weidenbaum abzuleiten). Im nördlichen Hassegau finden sich an Namen dieser Art Quitschina, Rumpin und eine Wüstung, im südlichen Deutschenthal (vor 900 Dussina, später Deussen im Thal), Kötzschen, Lettin, Plesien, Rössen, Steuden, Strößen, Werben, Zicherben bei Halle, Zscherben bei Merseburg und drei Wüstungen. In der Mehrheitsform -i oder -e: Räther und Wils im nördlichen, Cöllme, Corbetha, Groß Corbetha, Kobolani, Nieder-Wünsch, Ober-Wünsch, Zöbigker, und drei Wüstungen im südlichen Hassegau.

Außer diesen nach ihrer Endung gruppierten kommen noch folgende sorbische Ortschaften im (südlichen) Hassegau vor: Ober- und Nieder-Globigkau (Cloboco), Elben (Elvebel), Siebenhitze, eine Vorstadt von Eisleben, der am weitesten nach Westen vorgeschobene Posten der Sorben im Hassegau (Sebenitza, d. i. Galgenberg, oder von dem Bache „Böse Sieben", den die Sorben „Böse Save" — er hieß in ältester Zeit Wildarbach — genannt haben könnten) und Zeuchfeld (Tzuchebel).

Im angrenzenden Friesenfelde finden sich, abgesehen von dem zweifelhaften Wenthdorf, nur ein slavischer Ortsname, Döcklitz bei Querfurt und die Wüstung Kriebitsch, ein Beweis, daß die Sorben die Grenzen dieses Gaues nur an einer Stelle überschritten haben.

Dagegen findet sich im äußersten Osten und Nordosten des Schwabengaues in den feuchten Uferniederungen der Saale, Wipper und Bode auf beschränktem Raume, inmitten alter deutschen Ortschaften, eine nicht geringe Anzahl slavischer Wüstungen. Die Dörfchen und Weiler, welche einst hier lagen, können nur kurzen Bestand gehabt haben, denn schon im Jahre 975 war die westlich vorgeschobene alte Wendenburg Budizco, welche Allenburg gegenüber auf dem rechten Ufer der Saale lag, unter dem Namen Grimmerslove (Grimsleben) in den Händen der Deutschen, und wenn bereits im 12. Jahrhundert östlich von der Saale in die verlassenen slavischen Dörfer deutsche Ansiedler einzogen, so wird dies innerhalb der alten deutschen Gaue noch früher geschehen sein. Ortsnamen slavischen Klanges sind im Schwabengau: Güsten, Kutze (Kuditz), Lentz, Lepenitz, Nossel, Nyenkore, Plesien, Strenz (Stronitz), Tripede, Zabrowe,. Zernitz, sämtlich in der Gegend von Aderstedt und Bernburg, Teetz, Eddelitz und Köckte bei Erxleben, Plesege bei Ilverstedt, Kosede bei Warmsdorf, Matelitz und Zabitz bei Giersleben, Cöln, Köhlen, Lenzen und Nuelitz bei Amesdorf, Leez bei Osmarsleben, Lösewitz bei Gröna, Borley, Pretewitz und Presten bei Plötzkau und Templitz bei Schackenthal. — Von einiger Bedeutung sind von den Orten slavischer Benennung auf dem linken Saalufer nur Plötzkau (Plesege), Güsten, schon 1373 deutsche Stadt, und Kölbigk (Cholebize), schon 1043 deutsch.

Nur einzelne Wüstungen, deren Namen mit den Slaven, welche überall die Gebirge mieden, in Beziehung gebracht werden kann, finden sich am eigentlichen Harze: Jannerive bei Treseburg, Cobelez bei Hasselfelde, Buritze und Lincete bei Blankenburg.

2. Die altsächsischen Gaue.

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die Besiedelung der Gaue zu werfen, welche seit alters sächsisch gewesen sind, auf die dem Lisgau, Ambergau, Densigau und Lerigau angehörenden Vorlande des Oberharzes von Steina i. S. bis Hahausen im N. und von hier bis zur Oker im Osten. Von allen Ortschaften dieses stark bevölkerten Gebietes wird nur ein Ort,

Ohrum (Horoheim, Horem, Arem, Arhen) bei Schladen, schon vor dem Jahre 800 (527, 743, 780) erwähnt, und auch aus dem 9. Jahrhundert lernen wir nur die Namen der Orte kennen, in denen die Klöster Corvey, Lamspringe und Gandersheim Grundbesitz erhielten; aus dem Lisgau Badenhausen (Battanhus 890—900), Gittelde (Gethlithi 890—900), Förste (Versithi 890—900), Wulften (889 Wolfenni), Rhotberteshus (Rüdershausen oder Wüstung Rodershusen 854—877), Echte (Ethi 889), Kalefeld (Halafeld 889), Wiershausen (Wuringereshusen 826—853); aus dem Ambergau Astenbeck (826—853), Hieshausen (Hikieshus, wüst im Klosterholze, 9. Jahrh.), Odenhusen (wüst zwischen Bilderlah und Mechtshausen, 872 und 873), Rhene (Hrieon 826—853), Rhüden (844, 826—853), Upstedt (Upstedi 826—53); aus dem Wenzigau Nauen (Nainun 879—890); aus dem Lerigau, soweit er dem Harze benachbart ist, Flöthe (Flotide). Wo solche Schenkungen nicht stattfanden, fehlte es in diesen Gauen, welche, den Ort Ohrum ausgenommen, von Pippins und Karls des Großen Zügen nicht berührt wurden, und in welchen zur Zeit der Karolinger weder eine Schlacht geschlagen, noch sonst etwas Nennenswertes sich ereignete, an jeder Veranlassung, der einzelnen Ortschaften in Chronik und Urkunde Erwähnung zu thun.

Die Namen der meisten von ihnen weisen auf ein sehr hohes Alter hin, auf eine Zeit, in welcher noch jede Familie in altgermanischer Weise allein wohnte: sie endigen vorwiegend auf -hausen und -heim. Im Lisgau liegen auf einem Gebiete, welches den Oberharz von Steina bis Münchehof in einer Breite von etwa einer Meile begleitet, folgende Ortschaften auf -hausen: Brochthausen, Rüdershausen, Lütgenhausen, Wollershausen, Schwiegershausen, Wachenhausen, Badenhausen, Windhausen, Oldershausen, Willershausen, Wiershausen, Eboldshausen; und zwischen diesen die Wüstungen: Helwigshausen, Erpeshausen, Rollshausen, Reiningeshausen, Ellingeshausen, Bodenhausen, Rikmannshausen, Langelshausen, Albrechtshausen, Rodershausen, Wolbechtshausen, Wolfershausen, Brunteshausen, Barolveshausen, Hahausen bei dem Schnedekruge, Abbenshausen, Illingehausen und Bennekenhausen. Aus dem nicht sehr umfangreichen Ambergau, welcher den Oberharz von Münchehof bis Hahausen vor dem Barenberge begleitet, habe ich bereits 24 Ortsnamen dieser Endung aufgezählt. — Die Endung -heim (Wohnung, also Bockenem = Wohnsitz im Buchenwalde, Dahlum = Wohnsitz im Thale), welche sich meistens in -em und -um abgeschliffen hat, findet sich besonders im Ambergau häufig: Volkersheim, † Kantelsheim, Bockenem, † Stidem, Bornum, Bültum, Dahlum, † Hachum, Luttrum, Mahlum, Sillium, Sottrum; doch auch am Nordrande des Oberharzes, z. B. Langelsheim (in ältester Form allerdings Langenizze), Bredelem, Bündheim, Lochtum. — Die gleichfalls noch auf vereinzeltes Wohnen hinweisende Endung -stedt findet sich weniger häufig. Doch liegen im Ambergau Hakenstedt, Hochstedt, † Kopstedt, † Nienstedt, Upstedt und Wartjenstedt, im nördlichen Vorlande des Oberharzes Jerstedt, im Lisgau Nienstedt.

Von den Ortsnamen, welche wegen ihrer Beziehung zu der Beschaffenheit des Bodens, wegen ihrer Zusammensetzung mit -berg und -stein, -beek und -ahe fast ausschließlich sehr alte Niederlassungen bezeichnen, nenne ich aus dem Lisgau (von dem ich stets nur die Harzgebiete berücksichtige) Lauterberg, Herzberg, † Lesenberg, † Calenbeke, † Smerbeek, † Rodenbeek, † Weißenwasser, † Aschau, † Söse; aus dem Ambergau Bodenstein, Astenbeck, Werder, Holle, Nord- und Hohen-Assel (Hesle, Gestrüpp), Söder. Die patronymische Endung -ingen zeigen im Lisgau die Wüstungen Ellwingen und Besingen, im Am-

bergau das wüste Scheningen und die Dörfer Hary, Störy und Bönnien, im Densigau die Ortschaft Ostharingen und die Wüstungen Mittel- und Westharingen.

Die in den südöstlichen Vorlanden des Harzes so häufig auftretende Endung -dorf, welche eine Ansiedelung als das gemeinschaftliche Unternehmen einer größeren Zahl von Familien bezeichnet und deshalb den Orten, welche auf das höchste Alter Anspruch machen können, nicht eignet, ist in dem nordwestlichen Vorharze nur spärlich vertreten: Burgdorf (unter der Asselburg) und Grasdorf im Ambergau, Hahndorf, Ohlendorf und Burgdorf (bei der Pfalz Werla) in den nördlichen Gauen, Eisdorf und Hattorf im Lisgau.

3. Die ausbauende Kolonisation der Vorlande.

Fast alle Ortschaften mit den bis jetzt erwähnten Endungen liegen in der fruchtbaren Ebene, in geschützten Thalmulden der Vorberge, dem Gebirge nicht allzu nahe. Sie bestanden schon längst, als nicht nur die eigentlichen Harzberge noch mit fast undurchdringlichem Urwalde bedeckt waren, sondern als auch noch in den Vorlanden die waldfreien, für Ackerbau und Viehtrift geeigneten Stellen hie und da durch größere oder kleinere Strecken ungelichteten Dickichts auf den Höhenzügen, oder auch, allerdings in geringerem Umfange, durch Sümpfe und seeenartige Verbreiterungen der Flüsse getrennt wurden. Erst als die Volksmenge dichter wurde, nahmen die Bewohner auch diese öden Gebiete in Angriff, lichteten den Urwald mit Axt und Feuer, legten die Sumpfgegenden durch Gräben und Dämme trocken und machten den so dem Walde und Wasser abgewonnenen Boden durch den Pflug zu artbarem Boden.

Dieser „ausbauenden Kolonisation“ gehören alle Orte an, welche sich auf -rot (später -rode) und -schwende (von suandjan schwinden machen), auf -loh (d. i. Wald) und -holz, auf -feld und -hago (später -hagen und -hain), sowie auf -reot (später -ried) endigen.

Rodungen. Noch jetzt umzieht ein dichter Kranz von Ortschaften, welche sich auf -rode endigen, den ganzen Harz, die meisten aber sind längst wieder eingegangen. In einigen Gauen sind die Rodungen besonders zahlreich. Der Hassegau hat 32 Wüstungen und folgende noch bestehenden Ortschaften dieser Art: Albersrode, Annarode, Baumersrode, Bischofrode, Blumerode, Branderode, Ebersrode, Klosterrode (vor 900 Hildeburgerode), Landgrafrode, Münchenrode, Schleberode, Schmalzerode, Schnellrode, Siebigerode, Vatterode, Wettelrode, Wimmelrode, Wolferode, Ziegelrode bei Eisleben, Ziegelrode bei Querfurt (1174 Mathilderode nach der Gräfin Mathilde von Wippra, später Mechelrode). Sie ziehen sich teils gürtelförmig auf dem noch jetzt zum Teil bewaldeten Höhenrücken hin, welcher vor Anlage jener Neugründungen die natürliche Grenzscheide des Friesenfeldes und Hassegaues war, teils liegen sie gruppenförmig auf der Hochfläche, welche die südöstliche Ecke des Hassegaues ausfüllt.

Nicht geringer ist die Zahl der Rodungen im Helmegau. In der Grafschaft Roßla liegen die Ortschaften Dittichenrode, Wickerode, Hainrode und die Wüstungen Veresrode, Almerode, Kinderode, Ramderode, Bettenrode, Hunrode, Bockenrode; in der Grafschaft Stolberg die Ortschaft Rottleberode und die Wüstungen Walkerode, Bodenrode, Barberode, Ritterode; in der Grafschaft Honstein die Ortschaften Bösenrode, Osterode, Appenrode, Crimderode und die Wüstungen Tiemerode, Crimderode, Nikolausrode, Liebichenrode, Blicherode, Balrode, Tütcherode, Bischofrode (unter dem Johannisberge), Bischofrode (bei Wofleben), Walrode, Königerode, Wülferode; in der Grafschaft Clettenberg die Ortschaften Hasserode, Mauderode, Günzerode, Immenrode, Etzelsrode, Liebenrode, Branderode, Epschen-

rode, Limlingerode, Mackenrode und die Wüstungen Ober= und Nieder=Rode, Ritterrode, Dunkelrode, Ratherode, Warmerode, Wieperode, Unkenrode, Amelingerode, Bodenrode, Fronderode, Schelmenrode, Enkenrode, Krebserode, Ellenrode, Herkenrode, Watzkerode, Bouenrode, Oygerode, Mainrode, Wittickerode; im Stiftsgebiet Walkenried die Wüstungen Engelharderode, Immenrode, Hunderode; im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Northausen die Wüstungen Gumprechterode (oder Benterode) und Gerbichsrode. — Die Reihe der Rodungen setzt sich westlich in dem bei Osterhagen und Bartholfelde dem Harzrande sehr nahen thüringischen Gaue *Ohmfeld* mit den Ortschaften Werningerode, Bischofrode, Klostergerode, Lüderode, Weilrode, Silkerode und den Wüstungen Gr.= und Kl.=Bielrode, Poppenrode, Kizzenrode fort. (Nach *Karl Meyer*.)

Auch der Saum des Oberharzes, welcher dem *Lisgau* angehört, ist nicht arm an solchen durch Ausrodung des Waldes geschaffenen Neugründungen, doch haben von diesen nur Osterode, Elbingerode und Suterode Bestand gehabt. An Wüstungen nenne ich nur Großen= und Nieder=Rode bei Hattorf, Hermelingerode, Amkerode, Abbaterode, Runingerode, Müncherode, Wetterode, Clapperode, Wittigerode, Bunenrode, Braunrode, Mötlingerode, Nienrode bei Wachenhausen, Ellingerode, Abbenrode, Nygenrode bei Hilkerode.

Dagegen enthält der sich nördlich anschließende *Ambergau* nur die eine Ortschaft Hennekenrode und eine Wüstung, Emelingerode, welche mit dem 973 erwähnten Hammingerode identisch sein wird. Auch der dem Densigau und Lerigau angehörende Nordrand des Oberharzes westlich der Oker hat weniger Rodungen, als der Südwestrand (Rhode, Immenrode, Wöltingerode). Dagegen treten sie östlich der Oker an dem dem Harz= und dem Schwabengau angehörenden Nordostabhange des Gebirges wieder häufiger auf; im Harzburgischen: Harlingerode, Bettingerode, Westerode, Schulenrode, Gottingerode, Ysingerode, Ebelingerode, Harlierode, Bovingerode, Alfwerdiggerode; nordöstlich von der Ecker: Abbenrode und Wennerode; in der Grafschaft Wernigerode: Altenrode, Darlingerode, Wernigerode, Nöschenrode, Hasserode; im Amte Elbingerode: Elbingerode; im Fürstentum Blankenburg: Benzigerode, Timmenrode, Wienrode, Hüttenrode, Allrode; im Quedlinburgschen: Suderode; im Fürstentum Ballenstedt: Friedrichsrode, Gernrode, Apperode, Bärenrode, Harzgerode, Abberode, Tilkerode; auf preußischem Gebiete nördlich der Wipper: Wiesenrode, Harkerode, Ulzigerode, Stangerode, Alterode, Willerode, Braunrode, Hartwigerode, Ritterode, Friedrichsrode, Wernrode, Biesenrode, Ritzgerode, Hermerode, Popperode, Königerode, Dankerode. — Die Zahl der Wüstungen vermag ich in diesem Teile nicht anzugeben. Jedenfalls ist sie bedeutend; so liegen allein auf der kurzen Strecke von Güntersberge bis Mägdesprung (Schwabengau) die Wüstungen Bischoferode, Bererode, Billingerode, Bitzkerode.

Wie -rode eine mit der Axt geschaffene Lichtung, so bezeichnet die Endung *-schwende* eine mittels Feuers behuf der Ansiedelung hergerichtete Lichtung. Sie tritt nur im Südostharze auf: im Hassegau mit den Wüstungen Bodenschwende und Schweinswende; im Helmegau mit Schwende und Schwiederschwende; im Schwabengau mit Hilkenschwende, Braunschwende, Mölmerswende.

An Neugründungen mit der Endung *-loh*, d. i. Wald, sind zu nennen: die Wüstungen Emseloh im Friesenfelde und Emethla im Lisgau, die Ortschaften Engelade und Bilderlah im Ambergau, der Flecken Braunlage im Harzgau; mit der Endung *-holz* die Wüstungen Münchholz und Brandholz im Friesenfelde, die Ortschaft Buchholz im Helmegau; mit der Endung *-feld*, welche gleich den vorgenannten solche Orte auszeichnet, deren Flur dem Walde

abgewonnen ist, die Ortschaften Creisfeld, Lengefeld, Muser-Lengefeld, Mansfeld, Pölsfeld, die Wüstungen Hatzkerfelde, Muthfeld, Ottofeld, Schaubesfelde im Hassegau und Friesenfeld, die Wüstung Harzfeld im Helmegau, die Ortschaften Scharzfeld und Lasfelde und die Wüstung Berkefeld im Lisgau, die Ortschaft Astfeld im Wenzigau, die Niederlassungen Schmazfeld, Öhrenfeld, Wiethfeld, Bodfeld, Birkenfeld, Voigtsfelde im Harzgau, die Stadt Hasselfelde, die Ortschaften Siptenfelde und Pansfelde im Schwabengau.

Häufiger ist die Endung -hagen. Von hagen, d. i. einschließen, verschließen abgeleitet (wovon auch Hag und Hecke, Gehege, Hagedorn und Hagebuche herkommen), bezeichnet sie einen umschlossenen, eingefriedigten Raum. Manche halten den Hagen deshalb für einen befestigten Platz, indem sie darauf hinweisen, daß so benannte Orte sich meistens an den Stammes- und Gaugrenzen, namentlich bei Pässen durch das Grenzgebirge, bei seichten Stellen der Grenzflüsse u. s. w. finden, wenn auch nur selten genau auf der Schneide, sondern an einem durch die Belegenheit des Terrains ihnen angewiesenen günstigen Punkte. Einige Ortschaften auf -hagen lassen sich allerdings so deuten. So konnte Rolfshagen (früher Kirchdorf, jetzt nur Forsthaus) im Ambergau den Paß über den Heber decken; ihm gegenüber liegt im Gau Flenithi in der Nähe von Gerenrode (d. i. der Rodung an der Grenze) ein Heberhagen. Die nebeneinander liegenden Klingenhagen (Vorwerk) und Stavershagen (Wüstung) vermochten am Passe von Hahausen (in dessen Namen, der früher Hagehusen lautete, gleichfalls ein Hagen steckt) oder Neukrug die Grenze des Ambergaues gegen den Densigau zu decken. Aber schon Nienhagen in demselben Gau liegt an keiner Grenze, und die beiden Crammhagen bei Volkersheim und der Schmachthagen bei Jerze sind eingehegte Felder, keine befestigten Plätze gewesen. Welchen Paß sollte auch das schon in den Oberharz hineinreichende Wolfshagen (Densigau) zu schirmen bestimmt gewesen sein? Am häufigsten finden sich Ortschaften auf -hagen im Lisgau; den Oberharz entlang enthält er folgende Wüstungen: Papen-, Plessen-, Olde-, Clauen-, Helmoldes-, Thomas-, Michaels-, Königs-, Schmacht-, Wenigen-, Kratzenhagen, Hagen bei Herzberg, Geylshagen, Wenningen- und Koyhagen; dazu kommen noch die Ortschaft Osterhagen und die Domäne Fürstenhagen unter der Staufenburg. Mag man einige Hagen (im Lisgau etwa Osterhagen) als durch Einfriedigung befestigte Orte gelten lassen, im allgemeinen und namentlich da, wo diese Namensform so häufig wie im Lisgau auftritt, kann man darunter nur auf Waldblößen angelegte Ortschaften mit eingefriedigter Feldmark verstehen.

Am Südharze sind noch zu nennen Bockelhagen (Ohmfeld), Rodishain, †Bettlershain, †Bischofshain und †Scharfenhagen oder Schorshain im Helmegau, Blankenhain und die Wüstungen Bettlershagen, Horlehagen, Krommenhain, Lichthagen, Schraubishain und Wigenhain im Friesenfeld-Hassegau, Hain im Schwabengau. —

Fragen wir nun nach dem Alter dieser verschiedenen Neugründungen, so ist dasselbe nur von wenigen genau oder auch nur annähernd anzugeben. Von den Rodungen im Hassegau werden Klosterrode, Etzkerode, Hohenrode, Lichthagen, Lengefeld, Hatzkerfelde, Pölsfeld, Schweinswende und Emseloh schon im Hersfelder Zehntverzeichnisse genannt, und es steht deshalb zu vermuten, daß sie schon im 8. Jahrhundert gegründet sind. Im allgemeinen aber reichen die Neugründungen nicht in eine so frühe Zeit zurück. Wie in Thüringen von hundert Ortschaften, welche zur Zeit Karls des Großen in Schenkungen an die Kirche in Fulda genannt werden, nicht ein einziger auf -rode endet,

so werden auch am Harze nur sehr wenige Orte mit dieser Endung vor dem 10. oder 11. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Solche seltene Ausnahmen bieten das Dorf Branderode bei Obersachswerfen (Helmegau), welches schon im Jahre 874 als Hadebrandesrode vorkommt (sein Gründer ist ohne Zweifel der Hadebrant, welcher im 9. Jahrhundert seine Güter in Sachswerfen dem Kloster Fulda übergab), und das im Amte Ilfeld (Helmegau) ausgegangene Dorf Crimderode, welches als Criemhilterot schon 891 erwähnt wird. Auch die Zahl der Namen, welche bis in das 10. Jahrhundert zurückreichen, ist noch gering; ich kann nur nennen aus dem Helmegau Mackenrode (977 vom Bischof Gisalhar von Merseburg angelegt), Bernsrode (961 Bernhardesrotha); aus dem Lisgau Watterod (952), Mötlingerode (990 Motlevingerode), Elbingerode (990 Habilvingerod), Berkefeld (952), aus dem Ambergau Emelingerode (973 Hammingerod), aus dem Harzgau Bodfeld (937), Thiderzingerode (964), Windelberode (995); aus dem Schwabengau Bernrode (964 Bernzincrot) und Gernrode (961 vom Markgrafen Gero angelegt). Daran schließen sich aus dem 11. Jahrhundert Schelmenrode (1055) und Welkerode (1093) im Helmegau, Hermelingerode (1022 Hermannigeroth) im Lisgau, Immenrode (1086) am Nordrande des Oberharzes, Wanlefsroth im Schimmelwalde, Altenrode, Backenrode, Betsingerode, Bernardingerode, Boningerode oder Bonkenrode, Wollingerode (alle 1018), Darlingerode und Gunderaderode (Günderode, 1086) in der Grafschaft Wernigerode, Ricbertingerode und Egihartingerode im Blankenburgschen. Auch die Stadt Elbingerode, welche allerdings erst 1206 als Alwelincherot namentlich erwähnt wird, ist ohne Zweifel im 11. Jahrhundert gegründet, denn um das Jahr 1070 kamen 600 nordalbingsche Familien, welche von den andringenden Slaven aus Holstein entflohen waren, „in die Harzberge und blieben daselbst, sie, ihre Söhne und Enkel bis auf den heutigen Tag“. Im 12. Jahrhundert treten etwas mehr Rodungen, die meisten aber erst nach dem Jahre 1200 urkundlich auf.

Trockenlegung der Riede. Kurz vor dem Jahre 1200 begann auch die Urbarmachung der Riedgegenden an der Helme durch Abwässerung. Bis dahin waren weite Strecken zwischen Heringen und Kelbra — das obere oder hohe Ried — und der ganze Raum abwärts von Martinsrieth zwischen den beiden Helmen, sowie der südliche Teil des Gebietes zwischen der großen Helme und dem Rohneflüßchen — das untere Ried — völlig unbewohnbar. Da nahmen die betriebsamen Cisterzienser des zwischen 1120 und 1127 gegründeten Klosters Walkenried (der Ort Walkenreit, d. i. Alt-Walkenried, von welchem das Kloster im Anfange des 13. Jahrhunderts etwas südwärts verlegt wurde, wird zuerst 1085 erwähnt) die Trockenlegung der Riede in die Hand und besiedelten die mit großer Mühe dem Wasser abgerungene fruchtbare Landschaft mit Flämingern oder Holländern.

Schon der Name Walkenried zeigt, daß auch ältere Ortschaften die Endung -ried führen. Doch nur ausnahmsweise. Älter als Walkenried ist in unseren Gegenden nur Kalbsrieth. Dieses hieß 932 Reot, 933 Riade und Riede und erhielt seinen jetzigen Namen erst später von der dort begüterten Familie Kalb, als in seiner Nähe andere Rieddörfer entstanden waren. Hier, wo Heinrich I. auch eine Urkunde ausgestellt hat, fand am 15. März 933 die große Ungarnschlacht statt, welche nur um deswillen meistens „Schlacht bei Merseburg“ genannt wird, weil die Sieger die fliehenden Magyaren vom „Schlachtberge“ auf dem südlichen Ufer der Unstrut bei Gehofen acht Meilen weit bis an die Saale bei Merseburg verfolgten.

Eine spätere Urkunde nennt den Namen des Walkenrieder Mönchs, welcher als der Erste die Entwässerung dieser Sumpfgegenden im Jahre 1188 in Angriff nahm. Er hieß Jordan. Durch seine geschickte Arbeit wurden zunächst östlich vom Rohnebach, südlich dicht bei Mönchpfiffel im unteren Ried sieben Hufen Landes trocken gelegt und zu ihrer Bewirtschaftung in der Nähe der Kurtgehofener Mühle der Hof Kaldenhusen erbaut, dessen längst wüste Stelle noch bis zur Separation mit Bäumen umstanden war. Dann entstanden, anscheinend schon vor 1221, im unteren Riede auf dem rechten Ufer die Ortschaften Katharinenrieth (westlich von Allstedt), Lorenzried (Ober-Röblingen gegenüber, auf der westlichen Seite des Edersleber Dammes, 1470, vielleicht schon 1448, wieder wüst), Martinsrieth und Nikolausrieth. Auch das zwischen Wallhausen, Martinsrieth und Brücken ausgegangene Dorf Weidenhorst, an den bis vor einige Jahre „der Schulze von Weidenhorst" in Wallhausen erinnerte, war eine flämische Kolonie.

In dem oberen Ried, in welchem Walkenried schon seit 1155 an dem Platze östlich von Heringen, wo jetzt eine Knochenbrennerei steht, den Riethhof — derselbe ward 1404 und 1406 vom Grafen Dietrich von Honstein-Heringen niedergebrannt — und in der Nähe derselben die (1260 zuerst erwähnte) Mühle Lappe besaß, entstanden die flämischen Niederlassungen Langenrieth, Vorrieth, Horne und Elre. Langenrieth, zuerst 1253 urkundlich erwähnt, lag an der Stelle der Aumühle auf dem linken Ufer der Helme, südlich von Görsbach und führte auch den Namen „Goldene Au", welcher später auf die Ämter Heringen und Kelbra und endlich auf das ganze Helmethal ausgedehnt wurde. — In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird der Ort verlassen sein, denn 1445 war die Kirche dem Verfalle nahe. Die Flur des Dorfes, auf dessen Kirchhofe vormals die Gerichtsversammlungen der Fläminger aus den genannten vier Orten abgehalten wurden, stand bis zur Aufhebung des flämischen Rechts im Jahre 1849 unter dem flämischen Langenriethschulzen zu Berga. — Vorrieth wird zum ersten Male im Jahre 1300 erwähnt und bestand noch 1583. Seine Bewohner haben sich gleichfalls nach Berga gewandt, denn hier gab es bis 1849 einen „Vorriethschulzen". Die Dorfstätte liegt zwischen Görsbach und Berga, an der Südwestecke des s. g. „Vorriethes". — Horne, welches 1279 zuerst urkundlich erwähnt ist und 1537 noch bestand, lag in der gleichnamigen Feldmark zwischen Heringen, Auleben und Hamma; Elre, 1300 erwähnt und 1538 noch nicht verlassen, „im Eller" an der Zorge, nordöstlich von Heringen, wo es bis 1849 einen flämischen Ellerschulzen gab. — Langenrieth und Vorrieth waren Kirchdörfer. Die Nachkommen jener flämischen Ansiedler wohnen in Berga, Görsbach und Heringen.

4. Das Eingehen von Ortschaften in den Vorlanden.

Bevor wir unsere Wanderung durch den eigentlichen Harz antreten, wird es angezeigt sein, die auf den ersten Blick auffällige Thatsache zu erklären, daß in den Vorlanden desselben eine so große Anzahl von urkundlich bezeugten Ortschaften im Mittelalter hat eingehen können. Soweit hierbei die Rodungen und andere Neugründungen in Frage kommen, die sich zum größten Teile mit weniger günstiger Lokalität begnügen mußten, ist die Antwort bereits gegeben. Aber auch von den ältesten Ansiedelungen, von den auf -hausen und -heim endigenden, liegen viele seit Jahrhunderten wüst.

Der Volksmund führt die Verödung derselben auf den dreißigjährigen, ja selbst auf den siebenjährigen Krieg zurück. Doch läßt sich in unserem Ge-

biete kaum ein Ort nachweisen, der vom dreißigjährigen Kriege auf die Dauer wüst gelegt ist. Die Wüstungen sind viel älter. So sollen in der Schlacht bei Lutter am Barenberge 1626 die Dörfer Dolgen, Nahnauen und Rauten zerstört sein; aber die Ländereien des erstgenannten wurden schon 1578 ebenso wie heute von Langelsheim aus bewirtschaftet, und Nahnauen, mit welchem Rauten eine Gemeinde gebildet hatte, war nach dem Erbregister des Amtes Lutter schon im Jahre 1548 vollständig wüst.

Auf noch frühere Kriege und Fehden ist allerdings manche Verödung zurückzuführen. So wurde Riethof, wie ich vorhin erwähnte, 1404 und 1406 vom Grafen Dietrich von Hohenstein niedergebrannt, so fanden die in Neustadt unter dem Honstein aufgegangenen Dörfer Harzfeld, Gunsdorf, Blicherode und Thiergarten, sowie das Dorf Tiemerode zwischen Görsbach und Uftrungen im Fleglerkriege 1412, Nienstedt im Ambergau 1519 in der Stiftsfehde, Dolgen im Densigau wahrscheinlich im Herbst 1521 in eben derselben und Hagenrode im Unterharze im Bauernkriege 1525 ihr Ende. Aber groß ist die Zahl der auf diese Weise verwüsteten Dörfer in unseren Landen nicht.

Dagegen ließ die wachsende Unsicherheit schon im 13. Jahrhundert es den Bewohnern der weilerartigen, ursprünglich nur auf eine Familie oder Sippe berechneten Ansiedelungen vorteilhaft erscheinen, sich benachbarten größeren Gemeinden anzuschließen. So zogen z. B. die Einwohner von Panshausen, Scheningen und Ödeshausen nach Rhüden, die von Pockenhausen nach Jerze, die von Tillhausen nach Volkersheim.

Eine nicht geringe Zahl von Ortschaften ist aber auch dadurch verödet, daß sie von den Klöstern, in deren Besitz sie gelangt waren, nach und nach, oder auch mit einem Schlage niedergelegt wurden, indem diese ihre Laten von dort in andere Dörfer versetzten, vielleicht auch ihre Einwanderung in die Städte begünstigten, um die früheren Lathufen zu einem größeren Gute zusammenlegen zu können. So legte z. B. im Ambergau das Kloster Derneburg die Dörfer Astenbeck und Kantelsheim, das Kloster Lamspringe die Dörfer Brunshausen, Moleshausen, Hieshausen, Hebenhausen, Ammenhausen, Wohlenhausen, Hategershausen, Suctereshausen und Rolfshagen nieder und verwandelte die Feldmarken derselben zum größten Teile in Wald.

Eine große Anzahl von verödeten Ortschaften aber hat die Bewohner derselben an die Centralstellen der Gaue und Gohen abgegeben, als diese sich zu Märkten und Städten entwickelten. Über diesen Einfluß, den die Städte auf die Verringerung der Dörfer ausübten, sagt Dr. Gustav Brecht: „Den Tausenden und aber Tausenden, welche nach der Weise der Vorfahren zerstreut an zusagendem Quell, Feld und Waldung, oder sorgfältig gesondert in langgedehnten Dörfern wohnten, mußte es im Hinblick auf die wunderbar emporstrebenden Marktorte alsbald klar werden, daß auch sie als Glieder eines wohlgeordneten größeren Ganzen vor mancherlei Plage bessern Schutz finden, ihre Bedürfnisse vielfach besser befriedigen, ihre Kräfte besser verwerten könnten. In der Stadt konnten sie das, was ihnen im überreichen Segen zugewachsen war, was sie mit dem Fleiße der Hände über den eigenen Bedarf gefertigt hatten, leichter austauschen gegen das ihnen Mißratene, oder das, zu dessen Verfertigung ihr Geschick nicht ausgereicht hatte. Bessere Wege erleichterten dort die durch mannigfaltigeres Bedürfnis belebten Verbindungen; Unterweisung der Jugend, Nahrung für den Geist, Erfrischung und Trost für das Gemüt, Hülfe in der Not, in Krankheit und Alter war dort eher zu erwarten. Gemeindliche Anlagen und Einrichtungen schützten gegen Überschwemmung,

Feuer, Diebstahl und Raub. Das Recht breitete seine schirmende Hand kräftiger aus über die in harmonische Gesamtwirkung zusammenlaufenden gesunden Bestrebungen der Einzelnen. Stadtrecht löste die Erbunterthänigkeit, die sich in den Burgflecken als Gegenleistung für den Schutz des Gutsherrn entwickelt hatte. Recht und Pflicht des Schutzes lagen in den Städten bei der Gesamtheit, deren jeder Einzelne ein vollbefugtes Mitglied war."

b. Der Harz im engeren Sinne.

1. Der Vorharz.

Wir kommen nun zur Besiedelung des Harzes im engeren Sinne.

Ehe wir uns dem mit Laubwald bestandenen südöstlichen Teile des Gebirges zuwenden, machen wir zunächst einen Rundgang um den in die Vorlande meist schroff abfallenden Oberharz, unter dem ich hier ohne Berücksichtigung der Wasserscheiden und Gau- oder Territorialgrenzen die ganze nordwestliche, mit Tannen bewachsene Hälfte des Gebirges verstehe.

Da, wo das Flüßchen Behre, vom Norden kommend, aus dem Harze tritt, an dieser alten „Pforte des Harzes" liegt der Flecken Ilfeld. Er ist in der Mitte des 12. Jahrhunderts unter dem Schutze der Burg herangewachsen, welche Elger von Bilstein, der zuerst 1154 als Adelgerus de Ilevelt urkundlich erwähnt wird, auf dem westlich vom heutigen Flecken am Ausgange des auf Nordhausen weisenden Passes, den das Thal des genannten Flusses bildet, erbaute.

Westlich von Ilfeld treffen wir am Ausgange des tief in den Harz hinauf greifenden Zorgethales die im Mittelalter durch eine besondere Straße mit Goslar verbundene Stadt Elrich, welche vielleicht mit einem im Jahre 874 erwähnten Orte Alerici identisch ist und schon im Jahre 1298 als Stadt erscheint, und nahe dabei, am Ausgange des Wiedathales, den Flecken Walkenried, welcher um das im Anfange des 13. Jahrhunderts von Alt-Walkenried, das ein Kilometer dem Gebirge näher lag, hierher verlegte Kloster entstanden ist. Unmittelbar am Fuße des Ravenskopfes, des früh erwähnten Rupenberges, liegt in der Nähe des Sachsensteines als letzter thüringischer Ort nach den Sachsen hin das Städtchen Sachsa, im Jahre 1219 zuerst erwähnt und 1506 noch ohne Stadtgerechtsame.

Der an der Mündung des Oderthales von hohen Bergen eingeklemmte Flecken Lauterberg ist, wie sein Name zeigt, jünger als die Burg Lutterberg, von welcher sich noch geringfügige Spuren auf dem aus dem Lutterthale aufsteigenden Hausberge vorfinden, und kann demnach, da diese 1190 zuerst erwähnt wird, erst im 12. Jahrhundert entstanden sein. Bedeutung und Wachstum verschafften ihm die reichen Eisensteinslager in seiner Nähe. Älter ist ohne Zweifel der am Ausgange des lieblichen Sieberthales belegene Flecken Herzberg, denn die Burg, von welcher er den Namen entlehnt hat, wird schon im Jahre 1157 urkundlich genannt. Der Name der Stadt Osterode, welche am Austritte der Söse aus dem Harze liegt, wird zuerst 1130 erwähnt; schon 1152 heißt der Ort „villa opulentissima" und bekam zwischen 1218 und 1223 Stadtrechte.

Der Flecken Gittelde, welcher sich nicht so eng an den Harzrand anschließt, wie die vorhin genannten Ortschaften, und auch nicht am Ausgange eines Flußthales liegt, ist eine sehr alte Anlage; schon Kaiser Otto I. soll hier 975 eine Münze gestiftet haben. Nachdem wir in dem ehemals Walkenriedischen Münche-

hof, dem alten Kemnade, die Grenze zwischen Engern und Ostfalen, Mainz und Hildesheim überschritten haben, treffen wir da, wo die Schildau aus dem Gebirge tritt und sich ehemals seeenartig ausbreitete, die Stadt Seesen (Seehausen), welche als Seuson schon 973 urkundlich erwähnt wird, aber erst im Jahre 1428 Stadtgerechtsame erhielt. Von Hahausen, welches am Austritt des Flüßchens Neile an der Nordwestecke des Oberharzes liegt, wenden wir uns östlich auf den am Ausgange des Innerstethales belegenen Flecken Langelsheim, das alte Langenizge, und gelangen in kurzem nach der berühmtesten aller Harzstädte, dem am Ausgange des Gosethales gelegenen Goslar, welches im Jahre 979 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird und als Mittelpunkt des Silberbergbaues am Harze sich bereits einige Jahrzehnte später zur Stadt entwickelt hatte. Der bedeutende Hüttenort Oker an der Mündung des einst fast unzugänglichen Okerthales ist eine Neugründung aus den letzten Jahrhunderten. Noch im Anfange des 16. Jahrhunderts stand hier nur ein Goslarscher Wartturm. Der Flecken Neustadt unter der Harzburg an der Mündung des Radauthales, noch im Jahre 1600 Dorf, ist, worauf schon sein Name hinweist, ohne Zweifel jünger als mancher kleinere Ort in seiner Nachbarschaft, hatte aber doch schon 1338 Kirche und Pfarrer. Während die im Jahre 1018 in ein Kloster umgewandelte Ilsenburg (Elysynaburg) schon im Jahre 995 als Ausstellungsort einer Urkunde Kaisers Otto III. erwähnt wird, läßt sich, abgesehen von dem 1131 genannten suburbium Hilsineburg, ein Dorf dieses Namens erst im 13. Jahrhundert nachweisen, doch war es schon im folgenden Jahrhundert dadurch, daß es die fünf unmittelbar benachbarten Dörfer im Ilsethal: Wollingerode, Bonkenrode, Bernardingerode, Betsingerode und Backenrode in sich vereinigte, zu einem Flecken herangewachsen. Die am Eingange zweier großen Thäler und eines den Harz durchsetzenden alten Straßenzuges günstig gelegene Stadt Wernigerode ist spätestens im 11. Jahrhundert entstanden, denn als die Burg gleiches Namens zwischen 1117 und 1121 gebaut ward, war er bereits vorhanden. Zur Stadt hat er sich schon im Anfange des 13. Jahrhunderts entwickelt.

2. Der Unterharz.

Der Ostrand. Unter Beibehaltung des eingeschlagenen Weges wenden wir uns nun zur Besiedelung des Unterharzes. Der Flecken Heimburg ist unter dem Schutze der gleichnamigen Burg entstanden, welche anscheinend 1073 zuerst erwähnt wird. Auch die unmittelbar an die Harzfelsen gebaute Stadt Blankenburg ist jünger, als die Burg, deren Namen sie trägt, und diese wird zuerst 1122 durch die darnach benannten Edlen bekundet. Die in fruchtbarer Ebene am linken Ufer der wilden Bode liegende Stadt Quedlinburg kann sich hohes Alters rühmen, denn Heinrich I. war es, welcher auf dem Felsen oberhalb des alten Königshofes Quitilinga eine Burg erbaute, so daß der Ort mit Recht unter die Städte zu zählen ist, durch deren Anlage König Heinrich die deutschen Lande gegen die Einfälle der Magyaren und Slaven zu sichern suchte. Schon am 20. Februar 922 datierte er eine Urkunde von Quitilingaburg. Ebenso alt ist das fast unmittelbar an die gewaltigen Felsen des zerklüfteten Bodethales gerückte Thale, denn in diesem Orte, welcher ehemals Windhausen (Winethahusen) hieß, bestand schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts ein Jungfrauenkloster, welches 937 dem Stifte Quedlinburg geschenkt wurde. Die benachbarte Stadt Gernrode kann ihren Ursprung auf das Jahr 961 zurückführen, in welchem Markgraf Gero hier „am Fuße des Harzes, mitten

im tiefen Forste, den damals die Axt des Menschen noch wenig gelichtet hatte", bei seiner Burg Rode das Kloster Gernrode gründete, an welches sich ein später zur Stadt anwachsender gleichnamiger Ort anbaute. Sehr alt ist auch **Ballenstedt**, schon 1073 wird es als Kirchdorf erwähnt; Dorf war es übrigens noch 1514 und 1531 erst Flecken. Da das dortige Schloß, welches die Grafen von Ballenstedt gegen Ende des 11. Jahrhunderts in ein Kollegiatstift des Benediktinerordens verwandelten, den Namen des Ortes führte, so muß dieser älter sein als jenes.

Das südöstliche Gebiet. Wir haben uns bislang am Rande des eigentlichen Gebirges gehalten und müßten uns nun dem niedrigen, mehr als Hügellandschaft erscheinenden südöstlichen Teile desselben zuwenden, um von da, nordwestlich fortschreitend, schließlich den erst vor einigen Jahrhunderten besiedelten Oberharz zu erreichen. Da ich aber auf die Besiedelung jenes dem Schwabengau, dem Hassegau und Friesenfelde angehörenden Gebietes bereits näher habe eingehen müssen, so geschieht hier nur noch der in demselben liegenden Städte besondere Erwähnung. Mit Ausnahme von **Mansfeld** werden sie sämtlich (Ermsleben, Aschersleben, Hettstedt, Leimbach, Eisleben, Sangerhausen und Allstedt) schon durch ihre Endung als alte Ansiedelungen gekennzeichnet. Aber auch jenes wird bereits im Jahre 974 in einer Urkunde Kaisers Otto II. genannt. **Eisleben** wird zuerst 994 als Islevo in einer Urkunde Kaisers Otto III., **Aschersleben** 1086 in einer Ilsenburger Urkunde als Ortschaft genannt, doch ist letzteres ohne Zweifel auch mit dem Ascegereslebe „in Thüringen" identisch, in welchem dem Stifte Fulda zur Zeit der Karolinger von einem gewissen Madalwin ein Gut geschenkt wurde. **Hettstedt** wird 1046 in einer Urkunde Kaisers Heinrich III. als Heizstete, **Leimbach** 974 in einer Urkunde Kaisers Otto II., **Sangerhausen** und **Allstedt a. d. Rohne** schon 899 im Hersfelder Zehntverzeichnisse, letztgenanntes sogar schon 777 erwähnt.

Treten wir nun von der Linie, welche diese Städte verbindet, in den **Laubwaldharz** ein, so stoßen wir allerdings auf eine große Anzahl von Ortschaften, welche sich durch die Endung -rode (-schwende, -feld, -hagen ꝛc.) als verhältnismäßig späte Ansiedelungen bezeichnen. Aber einem nicht geringen Teile der dort belegenen und ausgegangenen Ortschaften, selbst einigen mit jener Endung, ist doch ein hohes Alter beizumessen. So nennt z. B. das Hersfelder Zehntverzeichnis vom Jahre 899 die nördlich von Sangerhausen belegenen Dörfer Gonna, Obersdorf, Pölsfeld, das wüste Etzkerode bei Emseloh, Mißerlengefeld (jetzt Vorwerk), Lengefeld, das wüste Hohenrode bei Lengefeld, Morungen, Wettelrode, Grillenberg (früher Gherlenberg), den jetzigen Flecken Wippra, die bei demselben ausgegangenen Dörfer Lichthagen, Brumbach, Hatzkerfelde, und Friesdorf.

Die Grafschaften Roßla, Stolberg und Honstein. In der Grafschaft Roßla werden Breitungen und Uftungen schon im 8. und 9. Jahrhundert bezeugt. Das höher im Gebirge liegende Stolberg, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, wird dagegen erst 1210 genannt, und die noch nördlicher liegenden Dörfer Straßberg, welches von einer alten Harzstraße den Namen hat, und Breitenstein in einer roßlaschen Enklave können nicht vor 1400 bezw. 1485 mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. In der Grafschaft Honstein stolbergschen Anteils gehört Niedersachswerfen schon zu den alten Schenkungen des Klosters Fulda, dagegen erscheint der Flecken Neustadt unter dem Honstein zuerst in einer Urkunde von 1393, besaß 1514 noch kein Siegel, wird indes

1531 zeitweilig zu den Städten gezählt. Die Dörfchen und Weiler im wernigerödeschen Anteil der Grafschaft, in welchem nördlich von Appenrode die Wüstung Bettlershain und im Nordosten (südöstlich vom Großen Ehrenberge) eine namenlose Dorfstätte liegen, gehören zu den allerjüngsten Ansiedelungen im ganzen Harze. Das erste Haus von Rotesütte ward im Jahre 1679 gebaut, andere Wohnhäuser wurden 1705, 1712 und 1713 angelegt und 1733 daselbst eine Pfarre für den ganzen honsteinschen Forst errichtet. Sophienhof nahm 1661 seinen Anfang als Rinderstall und Hufhaus 1698 als Fohlenhaus und Viehhof mit Schenke. Das nördlich von Hufhaus im Stift-Ilfeldschen Gebiete belegene Vorwerk Birkenmoor, dessen Name als Forstort schon 1286 vorkommt, ist im Jahre 1580 vom Rektor Michael Neander, dem berühmten Pädagogen, angelegt.

Anhalt. Für den anhaltischen Harz*) ist eine zweimalige Besiedelung zu unterscheiden, doch ist auch die erste, da die Ortschaften fast ausnahmslos auf -rode, -schwende und -feld endigten, in nicht sehr früher Zeit erfolgt. Wir betrachten zuerst den schmalen südöstlichen Ausläufer des Ländchens, welches zungenförmig in das preußische Gebiet eingreift. In und an demselben liegen jetzt die Ortschaften Schielo, Molmerschwende, Steinbrinken, Abberode und Tilkerode. Aus dem Namen Schielo könnte man slavische Klänge heraushören, wenn nicht, zumal ringsherum kein Ortsname auf vorchristliche Zeit hinweist, die Annahme einer Bildung jenes Namens mit -loh (Wald) näher läge. Übrigens ist der in alter Zeit kaum genannte Ort erst 1546 unter Fürst Georg auf einer Wüstung wieder aufgebaut. Tilkerode, welches noch 1384 als mittelalterliche Anlage bestand, hat Jahrhunderte hindurch wüst gelegen, bis es in der Mitte des 17. Jahrhunderts von dem zu Harzgerode residierenden Herzog Wilhelm wieder aufgebaut wurde. An Wüstungen aus der Zeit der ersten Besiedelung sind in diesem kleinen Landstreifen nicht weniger als sieben bekannt. Die wichtigste und interessanteste derselben ist die des Dorfes Volkmannsrode, denn unter einer weitschattenden Linde neben der Kirchenruine wurde daselbst bis in unsere Tage zweimal im Jahre das uralte Rügegericht gehalten. Das Dorf lag oberhalb des preußischen Stangerode bei der Einmündung des Wiebeck in die Eine in einem freundlichen Waldthale am Fuße des nördlich sich erhebenden Hakeberges. Zum ersten Male erwähnt wird es als Fulkmeresroth in einer Urkunde Kaisers Heinrich III. vom 27. Juni 1043, durch welche dieser dasselbe mit seinen 100 Mansen kultivierten Landes dem Hochstifte zu Naumburg überträgt. Im Jahre 1360 wurde es von Hans und Busso von Marschalk — wie dieses Adelsgeschlecht in den Besitz des Dorfes gelangt, ist nicht bekannt — den Fürsten Heinrich und Otto von Anhalt verkauft. Seine Kirche war Filial von der Mutterkirche zu Anhalt. Zwischen Volkmannsrode und Tilkerode lag am gleichnamigen Bache das 1179 zuerst erwähnte Dorf Wibike, und nordöstlich von Tilkerode, wo noch jetzt der Eskaborner Berg links von der Straße nach Stangerode, südlich von Wiebeck, den Namen bewahrt, das Dorf Eskaborn. Ebenso werden in der Nachbarschaft die Wüstungen Redlingen, Elfingen und Pferdingen, die um ihrer Endung willen als schwäbische Ansiedelungen angesprochen werden können, gelegen haben. Südöstlich von Schielo lagen Buggenrode, Baurode und Wenfeld.

---

*) Ich folge hier ganz den Ausführungen des Herrn Archivrats Dr. Jacobs.



Auch in dem nach der Ebene zu von Gernrode, Ballenstedt und Opperode begrenzten größeren Stücke anhaltischen Gebiets lagen einst zahlreiche Ortschaften, von denen nur drei, Harzgerode, Güntersberge und Neudorf, sich erhalten haben. Eine der ältesten dieser Ansiedelungen war das Kloster Tankmarsfeld, dessen Name vielleicht an Tankmar, den Stiefbruder des Kaisers Otto I., erinnert. Im Jahre 970 gründeten es Erzbischof Gero von Köln und sein Bruder Thietmar im tiefen Waldversteck nordöstlich vom heutigen Mägdesprung, rechts von dem vom Sternhause nach Ballenstedt führenden Fürstenwege. Aber schon am 28. Juni 975 verlegte es Kaiser Otto II. wegen der Rauheit des Ortes und der in solcher Einöde damals unvermeidlichen mannigfaltigen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten in das offene Land nach Nienburg. Nun lag der Ort achthundert Jahre wüst, dann legte Fürst Friedrich Albrecht zunächst ein Gestüt hierher und erbaute 1787 einen Viehhof auf dem „Dammersfelde", welchen er einer Mennonitenfamilie Sommer aus der Schweiz übergab. Aber nach dem Tode des alten Ehepaares — es ruht in dem von acht Lärchenbäumen umstandenen Grabe in der Nähe des verfallenen Teichdammes — kehrten die Kinder nach ihrer Heimat zurück, und 1816 wurden die Gebäude wieder abgebrochen. — Als das Kloster 975 aus dem Gebirge in die Ebene verlegt wurde, vermochte sich ein Teil der eifrigen Benediktiner von dem geliebten Walde nicht zu trennen und gründete mit dem Abte Hagano, einem Verwandten Ottos, noch tiefer im Gebirge, oberhalb des heutigen Alexisbad, die Propstei Hagenrode (983 Haganenrothe, 993 Hagenenrod). Sie gelangte bald zu Ansehen und Bedeutung, denn schon 993 gestattete Kaiser Otto III., daß im Klosterorte Hagenrode eine Münze und ein Markt angelegt und von diesem ein Zoll erhoben würde. Im Bauernkriege wurde das Kloster 1525 von Harzgeroder Bürgern und andern Aufständischen ausgeraubt und zerstört. — Im jetzigen Forstorte Burroth am Wege von Ballenstedt nach Mägdesprung lag einst das (1159 zuerst erwähnte) Dorf Burcharderode; bei der Konrodsmühle bei Alexisbad, unmittelbar bei dem heutigen Hähnchen, das Dorf Konrode (1179 Konenrothe, 1200 Konenrode, 1512 und 1529 Kunersrode), einst eine Besitzung des Klosters Hagenrode; bei der Silberhütte oberhalb Alexisbad Selkenfelde (961 Silicanvelth, früh eingegangen); westlich von Harzgerode, im Thale unterhalb der Erichsburg das Dorf Bischofrode (1400 Bischoperode); ebenfalls in der Nähe von Harzgerode die Dörfer Kitzenrode (983 als Besitzung des Klosters Nienburg Kizanrothe, 1400 Kitzenrode, 1467 Wüstung Kitzerode, 1524 Kitzkerode), Birnbaum (1467 Wüstung uf dem Berbeyme), Werningrode (1391 schon wüst), Stammerenrode (1467 ein Holzfleck) und Hoymesrode; eine halbe Stunde südlich von Harzgerode unweit des Weghauses Abtsförde (1400 Apesvorde, 1467 wüst Aptsfurden), und im Forstorte Magdsterbe östlich von Harzgerode vielleicht ein Dorf namens Makkecerwe. — Auch bei der Mühle zum Anhalt, die jetzt gewöhnlich Selke- oder Leimufermühle genannt wird, muß eine dorfähnliche Anlage vorhanden gewesen sein, die dortige Mutterkirche war noch 1376 mit einem Pfarrer besetzt.

An der Ostspitze des Teiches zwischen Harzgerode und Neudorf, welches seinem Namen nach nicht zu den ältesten Gründungen gehören kann, aber doch schon 1311 vorkommt, lag Bolkendorf (1178 und 1200 als Besitz des Klosters Hagenrode Bolekendorf und Bolikendorf, 1521 Bolgkendorff, 1531 Wüstung Bolkendorff), östlich von diesem vielleicht das Dorf Mizzeloke (1179, 1205) und östlich von Neudorf beim Osterborn das noch 1400 erwähnte Osterdorf.

4*

Etwa in der Mitte zwischen Alexisbad und Güntersberge liegt das Dorf Siptenfelde. Das ältere Dorf gleiches Namens, von welchem aus Kaiser Otto I. häufig im Hochsommer der Jagd pflegte (936 Sipponvelden, 940 Sippenvelde, 21. Juli 946 Sibbinvelde, 966 Sipponifelde) lag eine Viertelstunde davon entfernt; es bestand noch 1526 (Czipenfelde), wurde dann wüst und 1663 vom Fürsten Wilhelm an der jetzigen Stelle neu gegründet.

Unter dem nur noch in Resten vorhandenen Schlosse Güntersburg oder Güntersberg entstand zunächst eine dorfähnliche Anlage, welche später, als sich neben ihm ein Flecken Güntersberg entwickelte, das Altedorf genannt ward. Es bestand noch im Jahre 1363, muß aber bald darauf in den Flecken Güntersberg, der 1508 einen Rat besaß und 1510 Stadt genannt wird, aufgegangen sein. Nordnordöstlich davon bei dem jetzigen roßlaschen Gute Bärenrode lag das Dorf Bernrode; 964 schenkte Markgraf Gero dasselbe (Bernezincrot) dem Kloster Gernrode, 1178 und 1200 hatte das Kloster Hagenrode Güter zu Berzincherode bezw. Berzineroth, 1514 hieß die Wüstung Bernderode. In der Nähe lag auch das Dorf Eschenrode (1170 Essekenroth, wohl vom Grafen Esiko von Ballenstedt gegründet), in einem Thale nördlich von Güntersberg das Kirchdorf Bitzgerode (1218 als Eigentum des Klosters Marienthal Viceroth), eine Viertelstunde nördlich von Bärenrode, an der Nordseite des Harzberges, wo noch die Ruinen der Kirche vorhanden sind, das Dorf Billingerode oder Billrode, welches noch im Jahre 1400 dem Archidiakon des Harzbannes den kirchlichen Zins entrichtete, und wahrscheinlich in der Gegend der Selkequellen, Forstort Schweinshöfe, das Dorf Eberswende (1179 als Besitzung des Klosters Hagenrode Everensvende, 1205 Everswende, 1467 als Wüstung Obberswende).

Außer Güntersberge und Neudorf ist von den zahlreichen Ortschaften, welche einst die lieblichen Bergreviere des anhaltischen Harzes bedeckten, nur die Hauptstadt desselben, Harzgerode, auf unsere Zeit gekommen. Frühestens im Anfange des 10. Jahrhunderts gegründet, erscheint der Ort 964 als Hasacanroth, 1055 als Hazechenrode, d. i. Rodung des Haseco oder der Hazecha. Erst um 1500 tritt daneben die falsche Benennung Harzgerode auf, bis sie im 18. Jahrhundert zur herrschenden wurde. Schon am Ende des 10. Jahrhunderts hatte der Ort, der sein rasches Aufblühen wohl der Entdeckung von Silberadern und der größeren Fruchtbarkeit seines Bodens verdankt („das Harzgeröder Feld trägt Korn und Geld“), die Marktberechtigung und eine bald darauf nach Nienburg verlegte Münze, im 14. Jahrhundert heißt er Flecken, im 16. bald Stadt, bald Flecken.

Von den Burgen dieses Gebietes wurde die 1301 zuerst erwähnte Erichsburg, deren Trümmer zwischen Güntersberge und dem Ramberge liegen, schon im Jahre 1345 von den Grafen von Honstein und Schwarzburg in Gemeinschaft mit den Bürgern von Erfurt und Mühlhausen zerstört, die anscheinend zuerst 1327 genannte Heinrichsburg, an deren Ruinen der Weg von Mägdesprung nach dem Sternhause vorüberführt, soll schon 1344 von den Grafen von Honstein zerstört sein, erscheint allerdings noch einmal im Jahre 1381 als dat hus to dem Heinrichesberghe, und die Burg Anhalt (über welche der zweite Teil Ausführlicheres bringen wird) war spätestens im 15. Jahrhundert unbewohnbar und verlassen.

So war es denn „in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gar still und einsam in jenen Waldgebieten im Vergleich zu dem regen, allseitigen und leichten Verkehr daselbst in unseren Tagen. Nicht nur waren an Stelle der

oben aufgeführten etwa 25 eingegangenen Dörfer und Örtchen des früheren Mittelalters Wald und Wildnis wieder in ihr Recht getreten: auch die kirchlichen Anlagen Dammersfelde und Hagenrode waren oder wurden, wie wir sahen, wüst. Ja, auch von Tilkerode, Schielo, Bärnrode, die jetzt wieder mit ihren alten Namen als bestehende Ortschaften erscheinen, waren damals nur die Namen in der Erinnerung. Nur Siptenfelde bestand wenigstens 1526 noch. Noch keine Spur fand sich von jenen Orten und Anlagen, welche erst durch die Richtung, den Natursinn und durch die Bedürfnisse der neuen Zeit hervorgerufen wurden." (Dr. Jacobs.)

Die älteste von den in der zweiten Besiedelung entstandenen Ortschaften ist das an der oberen Selke dem stolbergschen Dorfe Straßberg gegenüber liegende Lindenberg, früher auch Knippen- und Kneipenberg genannt. Vielleicht ist es auch schon vor 1500 entstanden.

Im übrigen reicht am weitesten zurück das durch seine großartigen Eisenhüttenwerke und besonders als beliebter Sommeraufenthalt und klimatischer Kurort berühmte Mägdesprung im lieblichen Selkethale. Schon im 17. Jahrhundert wurde dort wiederholt der Versuch gemacht, die Eisensteine von Harzgerode und Neudorf zu verarbeiten; doch ohne guten Erfolg, so daß man das Eisenwerk in eine Papier- und Ölmühle umwandelte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde ein Blauofen angelegt, aber 1709 bereits wieder eingestellt. Um die Mitte des Jahrhunderts war die Eisenhütte wieder in Betrieb und nahm trotz des Holzkohlenmangels einen guten Aufschwung, als ihr 1763 die Eisengruben bei Rottleberode überlassen wurden. Auf die Wiederaufnahme bergmännischer Unternehmungen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ist auch der Ursprung des jetzigen Badeortes Alexisbad zurückzuführen, indes nahm er seinen eigentlichen Anfang als Ortschaft erst 1767 und erhielt bedeutenderen Umfang und seinen Namen erst im Anfange des 19. Jahrhunderts (1810) durch den Herzog Alexius. Das westlichste Dorf des Herzogtums, Friedrichshöhe, und der zwischen 1682 und 1690 gebaute Wilhelmshof nordöstlich von Harzgerode stammen aus der Zeit des Fürstentums Anhalt-Harzgerode (1630 bis 1709). Der Zeit, in welcher die Linie Bernburg ihre Residenz in Ballenstedt genommen hatte, verdankt der anhaltische Unterharz seine schönen Wege.

Stift Quedlinburg. In dem Teile des Gebirges, welcher dem ehemaligen Stifte angehört, findet sich nur eine Ortschaft, das im Jahre 1776 vom Könige Friedrich dem Großen angelegte Kolonistendorf Friedrichsbrunn am westlichen Abhange des Ramberges.

Grafschaft Blankenburg. Wir treten nun in die Grafschaft Blankenburg ein. Das Dorf Wienrode, welches im Güterverzeichnisse des Grafen Siegfried II. (1186—1241) Wigenrod heißt, wird schon durch seine Endung als eine späte Ansiedelung gekennzeichnet. Auch die mit demselben gleichzeitig erwähnten ehemaligen Dörfer Bernstorf und Albrechtsfelde (im Anfange des 13. Jahrhunderts Adelbrechtesfelde) werden keinen Anspruch auf hohes Alter machen können. Ersteres lag zwischen Wienrode und Thale am Silberbache, letzteres, als Wüstung jetzt Armsfeld genannt, an der Kreuzung der Straßen auf der Berghöhe zwischen Wienrode und Wendefurt, Hüttenrode und Altenbrak. Das Dorf Hüttenrode wird als Heddenrodt in einer Urkunde des Bischofs Otto von Halberstadt vom 22. Juli 1133 zuerst erwähnt, doch geht aus dieser zugleich hervor, daß es schon längere Zeit bestand, da bereits der Vorgänger des genannten Bischofs daselbst Grundbesitz und eine

Mühle vom Pfalzgrafen Friedrich von Putelendorf erworben hat. Auf sehr frühen Hüttenbetrieb weisen die alten Eisenschlackenhalden in und vor dem Dorfe hin, welche noch aus der Zeit des unvollkommenen Rennfeuerbetriebes*) herrühren.

Das Dörfchen Treseburg am linken Ufer der Bode, der Mündung der Luppbode gegenüber, hat seinen Namen von einer Burg. Doch ist über diese, falls sie nicht etwa mit der Treteburg, welche in den Kämpfen Heinrichs IV. mit den Sachsen 1074 erwähnt wird, identisch ist, nichts bekannt. Der Ort entstand erst im 15. Jahrhundert im Anschluß an eine 1458 als vorhanden bezeugte Eisenhütte. Das benachbarte Altenbrak soll eine alte Ansiedelung sein, welche nach mehrmaliger Zerstörung durch die wilde Bode an eine gegen Überschwemmung gesicherte Stelle verlegt, im Jahre 1448 aber wieder auf dem „Alten Brak" aufgebaut wurde. Sicher ist, daß in diesem Jahre hier eine Eisenhütte bestand, die im Anfange des 30jährigen Krieges einging, doch 1648 wieder in Betrieb gesetzt ward. Die gleich diesen beiden eingestellte Ludwigshütte wurde 1728 vom Herzoge Ludwig Rudolf angelegt. Da bei Wendefurt eine alte Harzstraße die Bode überschreitet, so mag der Ort ziemlich alt sein. Die dortige Eisenhütte wird zuerst 1448 erwähnt und wurde 1556 in gutem Stande vom Grafen Ernst an einen Blankenburger verkauft. 1573 gestatteten die Grafen Ernst Botho und Kaspar Ulrich mit Zustimmung des Herzogs Julius von Braunschweig ihren Getreuen Hans v. d. Heide und Barthel Meinhart, „zu Wendefort eine Eisenhütte und Pochwerk zu erbawen". Auch in dem höher an der Bode belegenen Neuwerk bestand schon 1448 eine Eisenhütte, welche zu Anfang des 30jährigen Krieges kalt gelegt wurde, im Beginn des 18. Jahrhunderts aber mit einem Hochofen, zwei Frischfeuern und einem Zainhammer arbeitete. Später wurde noch ein Blauofen gebaut, doch lag derselbe um 1800 bereits wieder kalt. 1812 wurde auch der Zainhammer eingestellt. Rübeland, früher Roveland, Roseland, d. i. Raubeland, wird seinen Namen den besonders im 14. Jahrhundert häufigen Raubanfällen verdanken. Die dortige Eisenhütte wird 1448 und 1483 erwähnt. Nachdem sie, wie die vorhin genannten Hüttenwerke, im 30jährigen Kriege längere Zeit kalt gelegen hatte, bestand sie um 1700 aus einem Hochofen und zwei Frischfeuern, wozu später noch ein Zainfeuer kam.

An Wüstungen in der Nachbarschaft des Bodeflusses sind noch Dovenrode, das etwa im 10. Jahrhundert gegründet wurde und 1046 urkundlich erwähnt wird, jetzt Jagdschloß Dobenrode, Janneripe, zwischen diesem und Treseburg, jetzt Forstort Riefen, Hordeshusen bei Hüttenrode und die schon im Jahre 966 erwähnten Evingerode (Engeröder Brunnen- und Forsthaus) und Ripperode (Ricbertingerode) zu nennen.

An der anhaltschen Grenze lagen außer dem noch bestehenden Allrode (Alberode) noch die im Güterverzeichnisse des Grafen Siegfried II. genannten Dörfer Voceshagen, nahe bei Allrode, und zwischen Stiege und Güntersberge unmittelbar an der Grenze Selkenfelde (961 Silicanfelth, 1200 Selekenfelde, 1483 und 1484 Sillickenfelde).

Der Flecken Stiege verdankt Entstehung und Namen (früher Stigh, Stega, der Steig, zum Steige) der alten, ehemals Heidenstieg genannten

*) Die Nachrichten über Eisenhütten nach den Ausführungen des Herrn Geh. R. Dr. Wedding.

Straße, gelangte aber erst zu einiger Bedeutung, als die Ortschaften Hersleben und Cobälz (Cobelez, Cobelers, im Anfange des 13. Jahrhunderts zuerst urkundlich erwähnt) damit vereinigt wurden.

3. Der Oberharz.

Grafschaft Blankenburg. Mit der am Haselbache in einer an Haseln reichen Gegend belegenen Stadt Hasselfelde treten wir in den mit Tannen bewachsenen „hohen Harz". Schon im 11. Jahrhundert stand hier ein Jagdhaus, welches Kaiser Heinrich III. im Wintermonde 1043 (Haselfelt) und 1052 vorübergehend bewohnte. Durch die Lage an einer Harzstraße oder an einer Kreuzung mehrerer begünstigt, entstanden neben dem Dorfe Alt-Hasselfelde zwei gleichfalls Hasselfelde genannte Ansiedelungen, die bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts als Reichslehen des Grafen Poppo erwähnt werden. Im Jahre 1277 gründete Graf Heinrich von Regenstein in Alt-Hasselfelde ein Kloster der Marienknechte vom Paradiese, Augustinerordens, doch ist über dasselbe nichts bekannt als die Bestätigungsurkunde des Papstes Johann XXI. vom 5. April 1277. Als später in der Nachbarschaft Bergbau auf Silber und Kupfer aufgenommen ward, erwuchsen die drei gleichnamigen nunmehr vereinigten Dörfer zur Stadt. An der Kuhfurt bei Hasselfelde bestand schon 1448 und 1451 eine Eisenhütte, und weiter abwärts lagen an der Bode Haselhütte und Gottesgabe, welche im 30jährigen Kriege zum Erliegen kamen. Nordwestlich von Hasselfelde liegt der Bode nahe die Wüstung Lange. Im Jahre 1725 an der Stelle der im 16. Jahrhundert angelegten Stuterei Wildenhof erbaut, wurde die Domäne wegen der Unwirtbarkeit des Bodens 1848 aufgegeben, und die Wirtschaftsgebäude wurden nebst dem herzoglichen Jagdhause auf Abbruch verkauft. Westlich von Hasselfelde und noch in der Feldmark desselben lag unfern der Hagenmühle auf dem Hagenfelde, auf welchem noch eine Stelle als Hagenkirche bezeichnet wird, das Dorf Hagen. Nach dem Güterverzeichnisse des Grafen Siegfried bestand es schon um 1200 und war nach den Stieger Amtsrechnungen 1566 noch nicht wüst. In derselben Richtung die Grenze des Harzgaues überschreitend, gelangen wir nach Trautenstein, dem früheren Trudenstein oder Trutenstein. Es wird zuerst 1448 und 1458 als Eisenhütte erwähnt und erhielt 1593 Pfarrer und Kirche. Der Hüttenbetrieb ist nach dem 30jährigen Kriege nicht wieder eröffnet. Das benachbarte Dorf Tanne, nur zuweilen zur Tanne, meistens und schon seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts to dem Danne, zum Tanne genannt, hat seinen Namen nach dem Tann oder Tannenwalde, innerhalb dessen es gerodet wurde. Da es an einer wichtigen Harzstraße lag und schon 1355 als Zollstätte erwähnt wird, mag ihm ein verhältnismäßig hohes Alter zukommen. Im genannten Jahre war hier auch bereits eine Eisenhütte, die älteste, welche im ganzen Harze bestimmt nachgewiesen werden kann. Nachdem dieselbe zur Zeit des 30jährigen Krieges längere Zeit wüst gelegen hatte, wurden im Jahre 1714 die Kahlenberger Hütte (südlich von Trautenstein) und die benachbarte Gustavhütte, welche nach jenem Kriege wieder in Betrieb gesetzt waren, hierher versetzt. Einen eigenen Pfarrer erhielt die 1593 erbaute Kirche erst 1708. Der höher an der warmen Bode belegene Flecken Braunlage (älteste Namensform Brunlo, Brunlohe, d. i. brauner Wald) verdankt wohl der Aufnahme der reichen Eisensteinslager am Wurmberge seine Entstehung und mag bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Im Jahre 1550 lag die Eisenhütte kalt, aber 1587 waren sowohl hier wie in dem benachbarten Katenesse

Zerrennherde im Betrieb. Um jene Zeit nahm der Ort schnell zu und erhielt 1602 seine eigene Kirche. Im 17. Jahrhundert bestand die Hütte aus einem Hochofen und einem Frischfeuer; ersterer ward 1725, die Schmiede 1769 eingestellt. Nicht ohne Bedeutung war es für die Entwickelung des Orts, daß ihn die „Neue Straße“ von Harzburg nach Nordhausen, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle des verfallenen Kaiserweges trat, berührte. Der Königskrug zwischen Braunlage und Oderbrück liegt an seiner jetzigen Stelle erst seit Anlage der heutigen Chaussee vor etwa 50 Jahren. Der alte Königskrug lag 1 Kilometer weiter nördlich unterhalb der Achtermannshöhe an der Kaiserstraße, wo neben dem Königsborn die von Nesseln überwucherte Trümmerstätte noch vorhanden ist. Die von einem Graben umgebenen Grundmauern auf der Wiese neben dem jetzigen Königskruge rühren von einem „Neuen Schlosse“ her, unter welchem nach einer Urkunde vom 23. Juni 1558 ein altes festes Jagdhaus zu verstehen sein wird, welches damals in gräflich stolbergschem Besitze war. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war es bereits verfallen, denn Merian zählt es unter den alten Burgen auf.

Stiftsgebiet Walkenried. An dem südlich von Braunlage der warmen Bode zufließenden Brunnenbach (früher Brunbeek, d. i. Braunbach), mit welchem wir in das ehemalige Stiftsgebiet Walkenried eintreten, legte dieses Kloster im Jahre 1237 mit Genehmigung des Grafen Dietrich von Honstein das Hüttenwerk Brunebach an. Dasselbe, 1249 als bestehend erwähnt, verhüttete ohne Zweifel Rammelsbergsche Erze und verfiel deshalb schon in früher Zeit. Der Flecken Hohegeiß entstand erst mit der Aufnahme der Bergwerke im 16. Jahrhundert, wird 1573 zum ersten Male als Dorf Hohegeist erwähnt und erhielt erst 1704 eine ordentliche Kirche. Vorher stand an dieser einsamen, durch Mordthaten und Räubereien berüchtigten Stelle nur eine im Jahre 1257 erbaute und im Jahre 1444 vom Abte Nikolaus von Walkenried erneuerte Elendskapelle (capella Beatae Mariae virginis ad peregrinos) zum hohen Geiste oder Hohegeiß. Eine andere Elendskapelle, 1257 erwähnt, lag auf der Westgrenze des Stiftsgebietes am Kaiserwege auf dem noch jetzt Kapellenfleck genannten Platze südöstlich von Oderhaus, und ein gräflich clattenbergsches Jagdhaus oder Wildeshaus auf dem Wildenberge, doch nennen die Urkunden von 1219, 1242, 1253 und 1273 nur den gleichnamigen Wald, so daß es schon damals wüst gewesen sein wird. Zu Wieda mag das Kloster Walkenried schon im Mittelalter einige Wirtschaftsanlagen gemacht haben, das Dorf bildete sich aber erst mit der Aufnahme des Bergbaues im 16. Jahrhundert. 1569 wurde auch eine Zinnobergrube aufgenommen, und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde hier (von Hans Sieme aus dem Voigtlande) ein Hochofen erbaut. 1610 erhielt der Ort eine Kapelle und 1662 einen eigenen Pfarrer. Um 1700 hatte die Hütte, welche durch den dreißigjährigen Krieg auf längere Zeit kalt gelegt war, einen Hochofen, zwei Frischfeuer und einen Zainhammer. Im Jahre 1790 wurde die Hütte neu gebaut. In Zorge (Szurgenge) besaß das Stift schon 1249 eine Erzhütte, welche nach längerem Erliegen zwischen 1540 und 1550 als Eisenhütte neu aufgenommen wurde. 1571 kam zu diesem Werke am Kahlenthal die untere Eisenhütte am Staufenberge. Doch war noch 1573 „die Zorge allein ein Eysenhütten vnnd Brettmühle, darbey kleine Hüttlein, die offtmals nicht fünff silbern schock wirdig, vnnd also kein oder nur ein arm Dorff“. 1577 erhielt der Ort eine Kapelle, 1684 einen eigenen Prediger und 1702 eine Kirche. Um 1700 hatte die nach dem dreißigjährigen Kriege wieder in Betrieb gesetzte

Hütte zwei Hochöfen, drei Frischfeuer und einen Zainhammer und scheint hiernach die bedeutendste im ganzen Harze gewesen zu sein. Um 1800 arbeitete sie mit zwei Hochöfen, vier Frisch-, einem Zain-, einem Blechhammer und einer Drahtzieherei. Auf dem kleinen Staufenberge südlich von Zorge erbaute Graf Dietrich von Honstein um das Jahr 1243 unter dem Widerspruche des Stiftes eine Burg, gestattete aber 1253 die Niederreißung derselben.

Enklave Benneckenstein. Völlig dunkel ist der Anfang der Stadt Benneckenstein in der gleichnamigen Enklave des Regierungsbezirks Erfurt. Erst 1319 wird der Ort Benkenstene in einer Verkaufsurkunde des Grafen Heinrich von Blankenburg als Grenzpunkt erwähnt. 1344 erwarb ihn Heinrich IV. von Honstein vom Grafen von Regenstein und erbaute daselbst eine Burg. Doch weist schon der Name des Orts auf ein von einem Beneke auf einem Felsen erbautes festes Haus hin. Im Jahre 1424 werden Hüttenmeister zu dem Benkinsteine erwähnt. Da indes von einem Hüttenwerke daselbst nichts bekannt ist, so wird, wie auch eine Urkunde von 1569 an die Hand giebt, jene Erwähnung auf die benachbarten Hütten zu beziehen sein. Stadtrechte erhielt der Ort erst 1741, als die Doppelherrigkeit desselben dadurch ein Ende erreichte, daß König Friedrich der Große das schwarzburg-rudolstädtische Viertel käuflich erwarb. Früher als Benneckenstein wird das an der Nordgrenze der Enklave gelegene Voigtsfelde erwähnt. Im Jahre 1260 kaufte nämlich das Kloster Walkenried vom Grafen von Honstein die Holzmark Obervalsvelde oder Vogelsfelde, um Wohnungen daselbst anzulegen. 1506 war ein Hüttenwerk zu Falsfelde, das später mit dem zu Sorge vereinigt wurde. Die Hütte in diesem an der warmen Bode belegenen Dörfchen wird gleichfalls 1506 zuerst erwähnt. Im Jahre 1782 kaufte sie nebst Voigtsfelde der preußische Fiscus, der sie bereits von 1771—81 administriert hatte, von dem Juden Itzig. Im Jahre 1800 waren ein Hochofen, ein Frisch-, ein Schwarz- und ein Weißblechhammer im Betrieb. Auch an der Stelle des jetzigen Viehhofs Kahlenberg („zum Kallinberge") lag 1507 eine Eisenhütte; sie ging im 30jährigen Kriege zu Grunde.

Amt Elbingerode. In dem Amte Elbingerode, dem wir uns nun zuwenden, ist die frühest erwähnte Wohnstätte das kaiserliche Jagdschloß Bodfeld, das schon König Heinrich I. häufig bei seinen Jagden benutzte. (Eingehenderes über dasselbe später.) Da sich bei demselben eine Kirche und ein Kirchhof befanden, so muß es einst auch ein Dorf Bodfeld gegeben haben. Im Jahre 1258 stand jedoch nur noch die Kirche. Indem ich hinsichtlich der Susenburg auf S. 27 und wegen des Alters der Stadt Elbingerode auf S. 44 verweise, erwähne ich von älteren Wohnstätten noch die 1324 urkundlich genannte Burg Königshof, welche fast am Zusammenflusse der kalten und warmen Bode stand, und das Dorf Erdfeld, welches östlich von Elbingerode am Goldborn (im kalten Thale) an der blankenburgschen Grenze lag, 1343 noch bestand, zu Anfang des 15. Jahrhunderts aber schon wüst war. Alle übrigen Ortschaften sind spätere Anlagen und verdanken mit Ausnahme von Wietfeld im südlichsten Teile des Amtes, welches (jetzt Viehhof) von Eisensteinsbergleuten bewohnt wurde, sämtlich der Anlage von Hüttenwerken ihre Entstehung. Wir gehen bei Aufzählung derselben den Bodefluß aufwärts. An der Trogfurter Brücke unter der alten Susenburg wurde 1538 der Blechhammer Sausenburg angelegt und Frischern aus Schmalkalden übergeben. Nach mehrmaliger Erweiterung kam er schon 1584, weil der Absatz an Blech zur See stockte, zu dauerndem Erliegen. An Wohngebäuden

waren außer dem Bergfried, dem Blechhammer und der Eisenhütte sieben vorhanden, von denen aber schon 1561 nur noch drei bewohnt wurden. Im Jahre 1549 wurde in ihrer Nähe die Trogfurter Hütte erbaut und Schmieden aus Schneeberg und der Pfalz übergeben. Sie ward durch den dreißigjährigen Krieg für immer kalt gelegt. Unter der Ruine der Burg Königshof erbaute Graf Wolfgang 1551 die Hütte Königshof. Nach ihrem Umbau im Jahre 1578 war sie das bedeutendste Werk; sie arbeitete selbst während des dreißigjährigen Krieges und bestand noch um 1700, lag aber damals kalt. Die Ortschaft Königshof zählt jetzt etwa 500 Einwohner. Älter als diese war die Eisenhütte in Urhole oder Murholl, dem heutigen Lukashof. Sie bestand schon 1506 neben einer Sägemühle als Zerrennhütte, wurde 1575 erweitert, ging aber im dreißigjährigen Kriege ein, wurde noch einmal wieder aufgenommen, lag aber um 1700 kalt. Auch die Hütte zu Lüderhof war schon 1506 im Betrieb, stand 1616 in lebhafter Thätigkeit, lag 1700 zeitweilig kalt, wurde aber wieder bis zum Jahre 1793 mit zwei Hochöfen betrieben. Die Rotehütte ist erst nach dem dreißigjährigen Kriege angelegt. Um 1700 bestand sie nur erst aus einem Hochofen, einem Frisch- und einem Alteisenfeuer. Im Jahre 1786 hatte sie dagegen drei Hochöfen und ward in den Jahren 1780—93 mit einem Granulierwerk versehen; um 1800 war sie das Hauptwerk zur Verarbeitung der Elbingeroder Erze und bestand aus drei Hochöfen, vier Frischfeuern, einem Zainhammer, Bohrwerk, Blankeisenschmiede und Gießereien. Die Neuehütte bestand schon 1506, wurde 1615 wegen Mangels an Kohlen kalt gelegt, war aber 1700 wieder mit einem Zainhammer im Betriebe. Die Basthütte („die Bast“ wird zuerst 1471 erwähnt) ist nach 1612 neben einer 1506 genannten Sägemühle erbaut, kam aber bald zum Erliegen. Mandelholz, früher Mangelholz, ward 1612 vom Herrn von Münchhausen, dem Pfandbesitzer des Amtes, nach steierscher Art (als Rennofen) angelegt und lag 1700 kalt. Nachdem 1736 ein alter Blauofen samt Löschfeuer abgebrochen war, wurde das ganze Werk 1767 und 1796 mit zwei Frischfeuern und einem Schwarzblechherd neu erbaut. Das Dörfchen Elend verdankt seinen Namen einem Hospize für die Elenden, d. i. Pilger. (Näheres später.) Nachdem dasselbe, gleichwie die ältere Elendstätte auf der s. g. Elendsburg, lange wüst gelegt hatte, bestand hier 1506 eine Sägemühle. Zur Gründung des Dörfchens, das jetzt etwa 200 Einwohner zählt, kam es erst mit Erbauung einer Eisenhütte in den Jahren 1778—82, welche 1783 mit einem und 1789 mit einem zweiten Hochofen versehen wurde. Schließlich erwähne ich noch, daß in der Nähe von Elbingerode die Querfurtshütte lag, welche nach ihrem Verfall im dreißigjährigen Kriege 1657 wieder aufgebaut und 1677 von der Familie von Rheden an den Herzog Johann Friedrich verkauft wurde, sowie, daß auch an der Ramse westlich von Wietfeld, wo um 1550 eine Sägemühle erbaut wurde, ehemals eine Hütte gelegen haben muß, da 1518 die dortigen Schlacken erwähnt werden.

Grafschaft Wernigerode. In dem Harzgebiete der Grafschaft Wernigerode, in welche wir nun eintreten, treffen wir außer den an der Holzemme oberhalb der Stadt Wernigerode belegenen Rodungen Nöschenrode und Hasserode, welche jünger sind, als jene, nur eine Ortschaft, das Brockendorf Schierke*) an der kalten Bode, eine der jüngsten Anlagen des ganzen

*) Die Nachrichten über die Besiedelung des hohen Harzes sind zum großen Teile Aufsätzen des Herrn Archivrats Dr. Jacobs entnommen.



Harzes. Denn erst im Jahre 1669 wurde hier an Stelle einer 1590 erbauten Sägemühle „im Schierke" ein Hüttenwerk eingerichtet. Im Jahre 1682 waren ein Hochofen, ein Frischfeuer, ein Schlacken- und ein zweites Pochwerk, ein Hammer und eine Schreiberei vorhanden, wozu später noch ein Blech- und ein Kraushammer kamen. Im Jahre 1691 bekam das Dörfchen Kirche und Schule und 1716 einen eigenen Prediger. In den letzten Jahrzehnten ist die Einwohnerzahl, welche 1840 auf 558 gestiegen war, infolge Eingehens der Glashütte im Jakobsbruche und der Eisenhütte um 25% gesunken. Außer dem nach Schierke eingepfarrten Viehhof Schluft liegen nahe der Elbingeroder Grenze noch die Einsiedeleien Hohne, ein im 17. Jahrhundert angelegter Viehhof, Drei Annen, im 16. Jahrhundert als Zechenhaus erbaut, jetzt Viehhof, das Zechenhaus am Büchenberge und Hartenberg, gleichfalls früher Zechenhaus, jetzt Waldarbeiterwohnung. — Das nach einem Fürsten von Anhalt-Pleß benannte Jagdhaus Plessenburg entstand 1776, das Brockenhaus im Jahre 1800. — Über die Ernstburg und die Ahlsburg, deren Stätten westlich von der Ilse liegen, ist nichts bekannt.

Herzogtum Braunschweig. Auch von der im angrenzenden Braunschweigschen links vom Ilsenburg-Harzburger Stiege belegenen Hasselburg weiß man nichts als den Namen. Nördlich von diesem Fußsteige lag in dem Zellholze, einem Teile des Schimmelwaldes, auf dem Zellbleek einst die Propstei und das Dörfchen Wanlefsroth. Um das Jahr 1000 als Einsiedelei von dem Priester Wanlef gegründet, den Kaiser Heinrich II. wiederholt in der Waldeinsamkeit besuchte, wurde sie von diesem zur Propstei erhoben, mit einer Kirche versehen und dem Kloster Ilsenburg übergeben. Um 1280 bestand sie noch, denn damals wurde der Ilsenburger Abt Hugold in der Stephanskirche daselbst begraben, doch muß sie bald darauf eingegangen sein, da 1314 nur noch der hof tu Celle erwähnt wird, in 1484 war auch dieser nicht mehr vorhanden.

Aus dem braunschweigschen Oberharze sind nur das große Dorf Wolfshagen zwischen Langelsheim und Lautenthal und die Burg Schildberg zwischen Seesen und Lautenthal zu nennen. Ersteres wird zuerst 1316 urkundlich erwähnt und hatte bereits 1356 eine Kapelle, welche von dem Pfarrer des ältern vor dem Harze belegenen Astfeld bedient wurde. Schildberg wurde 1148 vom Grafen Hermann II. von Winzenburg erbaut und lag um 1654 in Trümmern.

Gebiet der sieben Bergstädte (der Oberharz im engeren Sinne).*) Das Gebiet der sieben „freien" Bergstädte, mit dem wir unseren Gang durch das Gebirge abschließen, hat — wie seine Natur nicht anders erwarten läßt — erst spät bleibende Ortschaften erhalten. Wohl ist auf keiner Seite in den Vorlanden unseres Harzes der Procentsatz der Ortschaften, welche schon durch ihren Namen als uralte Ansiedelungen gekennzeichnet werden, auch nur annähernd so groß wie am Rande des Oberharzes. Aber auch nirgend sonst erhebt sich unser Gebirge so rasch und inselartig und abschließend zu bedeutender Höhe wie hier in seinem nordwestlichen Drittel; nirgend sonst stellte die Natur dem mit Axt und Pflug vordringenden Kolonisten so große, unüberwindliche Schwierigkeiten abwehrend entgegen wie auf unseren urwaldartigen, zum Ackerbau ungeeigneten Hochebenen. Und wenn schon der Weg von Elbingerode

*) Aus meinem in der „Zeitschrift des Harzvereins" 1885 abgedruckten Vortrage hier mit einigen Kürzungen wiedergegeben.



nach Bodfeld noch im 13. Jahrhundert als lebensgefährlich galt, wie viel mehr wird dann der eigentliche Oberharz, in dessen Schluchten und Brüchen die reißenden Tiere ungestört hausen konnten, die Umwohner von jedem tieferen Eindringen abgeschreckt haben.

So legten sie denn wohl am Rande, namentlich da, wo die eilfertigen Harzbäche aus den Bergen heraustreten, die Art an zur Lichtung des Urwaldes — wie Osterode, Wolfshagen und andere Namen beweisen, die mit wenigen Ausnahmen schon seit Jahrhunderten nur noch als Flurbezeichnungen bekannt sind — aber eine dauernde Ansiedelung ward nicht einmal am Oberlaufe dieser Bäche versucht. (Es müßte sonst unter dem Cruppiligarothe der Hildesheim-Mainzer Grenzbeschreibung eine Ortschaft am oberen Pandelbach zwischen Münchehof und Wildemann zu verstehen sein.)

Im 12. Jahrhundert finden wir auf den westlichen Randbergen des Oberharzes und auf dem Höhenzuge, welcher ihn in geringem Abstande begleitet, eine Reihe stattlicher Burgen, deren von Epheu und Sagen umrankte Ruinen noch heute weit in die Vorlande hinausschauen. Aber der Oberharz kann keine derselben für sich beanspruchen. Selbst nicht die am weitesten vorgeschobene Burg Schildberg, deren Trümmerstätte wir an dem schönen Wege, welcher von Seesen an der Schildau hinauf nach Lautenthal führt, in der Nähe der Köhlerbucht antreffen, in welcher sich der Wanderer für die nun beginnende Steigung zu stärken pflegt. Als Graf Hermann II. von Winzenburg sie im Jahre 1148 hier auf dem vom Stifte Gandersheim eingetauschten Platze erbaute, führte noch keine Straße an ihr vorüber in den Oberharz, und auf diesem hatten die Winzenburger kein Besitztum. Sie konnte nur die Aufgabe haben, dem Grafen als Stützpunkt seiner Macht im Ambergau zu dienen, in dessen nördlicher Go er die Asselburg besaß, und in dessen südlichen, dem Harze sich anschließenden Gohen u. a. die Edlen von Bornum und Rhüden zu seinen Lehnsmannen gehörten.

Wie dem Oberharze die Burgen fehlten, so ist für ihn auch kein Jagdhaus in ältester Zeit bezeugt. Wohl werden die deutschen Könige und Kaiser gar oft mit zahlreichem Gefolge Jagdzüge in den wildreichen Oberharz unternommen haben, aber da der westliche Teil desselben vom nahen Goslar und von der Harzburg und der östliche von Bodfeld aus in wenigen Stunden zu erreichen war, so konnten sie eines Jagdhauses hier entbehren. Allerdings heißt ein Platz bei Schulenberg, wohin die Sage den Finkenherd Heinrichs I. verlegt, noch heute „der Kaiser Heinrich", und die älteste Karte des Oberharzes aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts hat hier eine „Königswiese". Aber von einem Hause an dieser Stelle weiß nicht einmal die Sage zu erzählen.

Die ältesten Gebäude in unserem Gebiete sind ohne Zweifel die Wegsklausen. Die großen Handelsstraßen freilich, welche den Verkehr zwischen Süd- und Norddeutschland vermittelten, berührten den Oberharz nur an seinem Westrande. Diesen begleitete zunächst von Nordhausen ab die Thüringerstraße, mit welcher sich in Osterode, später in Badenhausen, die über Duderstadt heranziehende Nürnberger oder Augsburger Straße vereinigte. In Seesen, das damals — wie heute wieder — ein wichtiger Knotenpunkt der Verkehrswege war, wurde dann dieser vereinigte Straßenzug von der Frankfurter Straße gekreuzt, welche, über Göttingen und Northeim heranziehend, südlich von Ildehausen, eine Meile vor Seesen, die Holzminden-Gandersheimer Straße aufgenommen hatte. Während diese Frankfurter Straße durch die Päße von Hahausen und Neu-Wallmoden die Richtung auf Braunschweig einschlug,

wandte sich die Nürnberger Straße über Bockenem, wo sich zur Linken die Straße nach Hildesheim, Celle und Hamburg abzweigte, über den Woldenberg und Holle, wo sie eine zweite Gandersheimer Straße aufnahm, gleichfalls auf Braunschweig.

Mit diesem Straßennetze, auf welchem sich hier angesichts der Harzberge ein Verkehr zusammendrängte, der kaum an einer anderen Stelle Deutschlands größer gewesen sein mag, hatte Goslar, dessen Handelsbetrieb schon zur Zeit Barbarossas und Philipps von Schwaben von bedeutendem Umfange war, in der Richtung nach Süden nur durch die bekannte Kaiserstraße über Oker, Oderbrück und Walkenried eine genügende Verbindung. Nach der Nürnberger Straße fehlte dagegen ein angemessener Anschluß um den Nordwestrand des Gebirges. Waren doch noch im 30jährigen Kriege die jetzt trocken gelegten, von Chaussee und Eisenbahn durchschnittenen Brüche zwischen Langelsheim und Neukrug nur schwer passierbar. Vielleicht war der alte Hohlweg, welcher in der Nähe des Lautenthaler Weghauses das Innerstethal durchsetzt, anfangs die einzige direkte Verbindung zwischen Goslar und Seesen. Auf diesem werden sich auch die Erzfuhren des Klosters Walkenried bewegt haben, als es nach Erwerbung des vormals von Fredenschen und anderer Hüttenwerke in der südlichen Go des Ambergaus hier im oberen Nettethale seine Rammelsbergschen Erze teilweise zu verhütten anfing. Wie mühsam und beschwerlich aber der Transport auf diesem Wege, der das Gebirge in widersinniger Richtung durchsetzte, gewesen sein muß, mag daraus hervorgehen, daß die Erzfuhren später den Umweg über das Klausthaler Hochplateau und Windhausen vorzogen.

Die Anlage einer für den Warenverkehr brauchbaren Straße von Goslar über den Oberharz nach Osterode war für den Goslar'schen Kaufherrn, der zu Süddeutschland in Handelsbeziehungen stand, ein Gebot der Notwendigkeit. Wann dieselbe erfolgt ist, läßt sich nicht erweisen, aber man darf wohl annehmen, daß dieser Handelsweg, der 1457 zum ersten Male als „rechte Heerstraße" urkundlich genannt wird, spätestens dem 13. Jahrhundert seine Entstehung verdankt, der Zeit, „wo mit der Bildung des Hansebundes der Handel der deutschen Städte einen früher nicht geahnten Aufschwung nahm, wo auch Quedlinburg, Halberstadt und andere aufstrebende Städte am Harzrande anfingen, die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes direkt über das bis dahin unwegsame Gebirge zu senden." (Dr. v. Heinemann.)

An dieser Straße, welche nach Übersteigung der mit einem schmiedeeisernen Kreuze versehenen hohen Kehle den Fuhrbach, die alte Grenze zwischen Ostfalen und Engern, Hildesheim und Mainz, Densiga und Lisgau, bei der Wegsmühle mittels einer Knüppelbrücke überschritt, standen (abgesehen von der Kapelle auf dem Zipollenbleek, d. i. Kapellenbleek, zwischen Goslar und dem Auerhahn) zwei Wegsklausen, die eine im oberen Teile des nach ihr benannten großen Klausthals, die andere in der Nähe des Heiligenstocks. Die Überlieferung verlegt erstere mit Recht zwischen den trocken gelegten Sorgerteich und den Rosenhof, das Vorhandensein der zweiten kann nur aus dem Namen Klausberg, welchen die Straße unmittelbar beim heutigen Buntenbock erstieg, und Heiligenstock geschlossen werden.

In den Anfang des 13. Jahrhunderts, in welchem diese Klausen entstanden sein mögen, fällt nun auch die erste wirkliche Besiedelung des Oberharzes, oder doch eines Teiles desselben. Alle Nachrichten von einem schon im 11. und 12. Jahrhundert hier blühenden Bergbau entbehren jedes urkundlichen Beweises. Die Unternehmungen des Stiftes Walkenried reichten nicht bis

hieher, und die Erze, welche ihm seit dem Jahre 1157 aus dem Rammelsberge zuflossen, ließ es über die wasserarme Hochebene in die Thäler der Wieda und Zorge fahren, oder — wie ich bereits bemerkte — in der südlichen Go des wasserreichen Ambergaus verhütten. Erst aus der Zeit des Klosters Cella haben wir sichere Kunde von Bergbau und Hüttenbetrieb im Gebiete der Bergstädte.

Das Jahr, in welchem das monasterium cellae oder in cellis oder coenobium montis cellae auf der Mitte unserer Hochebene an dem Horn- (d. i. Sumpf-) bache, welcher von da bis zu seiner Mündung im 16. Jahrhundert den Namen Zellbach erhielt, erbaut wurde, hat bisher nicht festgestellt werden können, da weder eine Stiftungsurkunde, noch ein Bestätigungsbrief bekannt ist. Vielleicht war der Abt Alexander, welcher im Jahre 1208 vom Kapitel des Simon-Judasstiftes in Goslar gewählt und vom Erzbischof Siegfried II. von Mainz bestätigt ward, der erste Abt dieses dem Apostel Matthias geweihten Benediktinerklosters. Daß die Gründung desselben aber vom Simon-Judasstifte ausgegangen ist, kann nicht bezweifelt werden. Abgesehen davon, daß der heil. Matthias auch zu den Schutzpatronen dieses Kaiserstiftes gehörte, stand diesem nicht nur die Wahl des Abtes zu, sondern es verfügte auch über die Güter und Einkünfte des Cellaklosters wie über seine eigenen. Und da, wo dieses ausnahmsweise selbst die Veräußerung eines Klostergutes beurkundet, erwähnt es ausdrücklich der Zustimmung des Kapitels.

Von den wenigen Urkunden des Klosters Cella, welche den Verfall desselben überdauert haben, ist besonders eine Grenzbeschreibung aus dem Jahre 1301 dadurch für uns wichtig, daß sie die älteste Nachricht ist, welche Orte auf unserer Hochebene namentlich aufführt. Diese Beschreibung, welche den Horbach als Haupt-, die Innerste als Nebenfluß ansieht, zieht folgende Grenze um den Wald sancti Matthiae in cellis: Vom Fuhrbache auf dem Kampeswege bis zur Höhe des Horbachs, von da auf dem Honserwege bis zur Innerstehöhle, die Innerste abwärts bis zum Frankenscherven, den Horbach, d. i. die Innerste abwärts bis zum Stufenthal, und von diesem über den Gipfel des Spiegelberges bis zum Wege Fuhrbach. Der Kampesweg zog sich in der Richtung vom Weißenwasser nach der Kampeshütte, dem späteren Kamschlacken, über den Mittelberg; die Quellen des Horbachs sind etwa im heutigen Hirschlerteiche zu suchen; der Honserweg, welcher in den Bergfreiheiten des 16. und 17. Jahrhunderts Honster-, Honscher-, Hönscher- und Hänscherweg heißt und zu einem Teile noch jetzt als Honscher- oder Hundscherweg bekannt ist, zog sich anscheinend von der Wegsmühle in südlicher Richtung über den Heidelbeer- und Blocktötenkopf und von hier in westlicher Richtung auf der Wasserscheide zwischen der Söse und dem Lerbacherwasser nach Osterode. Die Innerstequelle, im 16. Jahrhundert Ahornbrunnen, ist in der Gegend des Entensumpfes zu suchen. Die Innerste bildet die Grenze von der Quelle bis in die Mitte der Stadt Wildemann, von da folgt sie um den Stubenberg herum ein kurzes Stück dem heutigen Spiegelthaler Wasser, steigt dann bis in die Gegend des Haussachsener, gewöhnlich Jochen genannten Zechenhauses im Stufenthale hinauf und wendet sich von hier über die Winterhalbe dem Fuhrbache wieder zu. — Der Klosterwald umfaßte also die ganze Zellerfelder und Klausthaler Wiesenflur und den größten Teil der Buntenböcker, ferner die Forstorte Kuhfuß beim Kronprinzen, Abtshöfe und obere Lange bei Voigtslust, Schiere Tannen und Lange Brücke, das Buntenböckerholz, den Flamsberg, die Seidelsköpfe, den Hütten-, Einers-, Hohen- und Badstubenberg und den östlichen

Teil der Winterhalbe. Die beiden Mönchsthäler, sowie die Forstorte Coventshai und Münsterhai, deren Namen doch auf das Kloster hinweisen, liegen außerhalb jener vereinbarten Grenze.

Wenden wir uns nun zu der Beantwortung der Frage, wie das Kloster Cella seine Mission, eine Pflanz- und Pflegstätte jeder Art von Kultur zu sein, hier im hohen Harze unter den durch diese Lage gegebenen erschwerenden Verhältnissen erfüllte, so drängt sich uns zunächst die Vorfrage auf, ob von ihm die erste Anregung zum Bergbau ausgegangen ist. Jede urkundliche Nachricht fehlt hierüber, aber die vorzugsweise dem nordwestlichen Oberharze eigene Sage vom Bergmönche, der als Bergmeister die Gruben durchfährt, scheint diese Frage bejahen zu wollen. Jedenfalls liegt die Annahme sehr nahe, daß um das Jahr 1200, zur Zeit, als die Goslarschen Bergwerke und Hütten in den Kämpfen Barbarossas und Heinrichs d. L., Ottos IV. und Philipps von Schwaben wiederholt verwüstet wurden und zeitweise völlig darniederlagen, ein Teil der dortigen Bergleute sich in den Oberharz wandte, in dessen unteren Thälern sie schon früher ihre Erze teilweise verhüttet hatten und dessen Holzreichtum ihnen schon früher die Kohlen für ihren Hüttenbetrieb hatte liefern müssen. — Aber diese Bergleute arbeiteten nicht auf eigene Hand und Rechnung, etwa nach Art der späteren Eigensteins-Eigenlehner, sondern im Auftrage von Bergbau berechtigten Gewerken. Am Rammelsberge hatten aber nach der alten Legende in älterer Zeit nur die drei Stifter Simon-Judas, St. Petersberg und Walkenried und die Stadt Goslar Anteil. Von diesen Gewerken, welche mit Ausnahme des Stiftes Petersberg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts oder doch im Laufe des 13. auch urkundlich als die Hauptgewerken am Rammelsberge erscheinen, wird auch der Bergbau am Oberharze in Angriff genommen sein. Auf den Zusammenhang des ältesten oberharzischen Bergbaus mit dem Goslarschen weisen klar und bestimmt die jura et libertates silvanorum des Herzogs Albrecht d. Gr. vom 25. April 1261 dadurch hin, daß sie das eine der drei Goslarschen Berggerichte, welche von den „Sechsmann", d. i. dem Bergamte, unter Zuziehung des Försters gehalten wurde, nach „sante Matthiesen to der Celle" legen. Auch leiteten zu jeder Zeit die Herzöge von Braunschweig den Lehnsbesitz des Bergregals im Oberharze aus dem vom Kaiser Friedrich II. dem Herzog Otto dem Kinde verliehenen Goslarschen Zehnten her.

Indes wird der erste Bergbau auf unserer Hochebene nicht etwa gemeinschaftlich von jenen vier Berechtigten, sondern vom Simon-Judasstifte allein ins Werk gesetzt sein, denn als die Versuchsbauten auf diesem bis dahin ungeritzten Felde günstigen Erfolg zeigten, da war es eben dieses Stift, welches der über einen weiten Raum zerstreuten Bergwerkskolonie einen Sammel- und Mittelpunkt, eine Kirche und Missionsanstalt durch Gründung des Klosters Cella gab. Erst unter seinem Schutze und seiner Pflege entwickelte sich der Bergbau zu einiger Bedeutung. Vielleicht trifft jene Sage, welche einen Mönch zum Aufseher der Bergleute macht, das Richtige. Wie Mönche des Klosters Walkenried in den Urkunden desselben geradezu den Titel Hüttenmeister führen, so ist wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein Mönch des Klosters Cella im Auftrage des Simon-Judasstiftes das Amt eines Bergmeisters verwaltete.

Parochianen des Klosters, die cives de nemore, erscheinen urkundlich zum ersten Male im Jahre 1240, und zwar gleichsam als Vertreter der Klostergemeinde. Es sind darunter hier wohl nicht die eigentlichen Arbeiter,

obwohl auch deren Zuziehung zur Beurkundung eines Verkaufes nichts Auffälliges haben würde, sondern die Arbeitgeber, die vom Stifte konzessionierten Gruben- und Hüttengewerken, zu verstehen. Daß sie nicht etwa von dem zwei Meilen entfernten Goslar aus den Bergbau im Oberharze betrieben, sondern in der Nähe des Klosters sich seßhaft gemacht hatten; daß auch die Gemeinde schon einigermaßen zahlreich und nicht ohne Ansehen war, geht bestimmt daraus hervor, daß sie sich — wie Urkunden aus den Jahren 1243 und 1288 erweisen — die Wahl des Abtes anzumaßen und den auf ihre Präsentation vom Erzbischof von Mainz bestätigten Abt Ekbert 1½ Jahre gegen den Willen des Stiftes zu halten vermochten. Auch die große Anzahl von Schächten und Stollen und Schlackenhalden, welche dem Alten Manne zugeschrieben werden müssen, bezeugt, daß die Zahl der montani und silvani, der Berg- und Hüttenleute, nicht gering gewesen sein kann.

Zur Gründung von Städten kam es damals allerdings noch nicht; die zur Erklärung des mißverstandenen Namens Frankenscharn erfundene Erzählung der Chronisten Häcke und Hoffmann von 600 oder 300 Fleischern, welche an diesem Orte ihre Fleischscharren gehabt haben sollten, gehört in das Reich der Fabeln. Aber es ist doch nicht anzunehmen, daß die Franken, welche beim Frankenscherven und an anderen Orten schürften, sämtlich isoliert und zerstreut im Walde gelebt haben, vielmehr werden sie sich da, wo der Bergbau sich ihnen am lohnendsten zeigte, vor allem aber in der Nähe der schützenden Klostermauern gruppenweise zusammen geschlossen haben. Häcke erwähnt die noch zu seiner Zeit (1572) erkennbaren „Hoffstätten“ des Alten Mannes, und Martin Hoffmann schreibt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: „Glaublich ist es, und geben es die Rudera, alte Mauern und sonst der Augenschein, ... daß die Burgstätte voll bebauet und bewohnet und mit einer Burg wider der Feinde Anlauf befestiget gewesen, davon noch heutiges Tages Hügel und Graben zu sehen.“ Und der zuverlässige und vorsichtige Henning Calvör sagt 1765: „Daß etwa gegen den Ausgang des 13. oder im Anfange des 14. Seculi eine Burg an dem genannten Orte gebauet worden, ... ist außer Zweifel, weil sich noch in neueren Zeiten daselbst einige Überbleibsel von dem Mauerwerke (?) gefunden haben.“ Hiernach zog sich also vom Kloster Cella am Hornbache, im jetzigen Burgstätterzuge, eine Reihe von Wohnhäusern hinauf. Die Burgstätte selbst ist auf Grund eines vom Markscheider Adam Illing im Jahre 1661 angefertigten Grubenrisses vor einigen Jahren wieder aufgefunden und noch immer trotz Haldensturzes und anderer Veränderungen, welche das Terrain durch Anlage eines Wassergrabens, durch Erbauung und Zerstörung einer Schmiede erfahren hat, in der auf jenem Risse dargestellten Form allenfalls zu erkennen. Diese Befestigung, welche anscheinend aus einem nur einen beschränkten Raum einschließenden, vom Hornbache umflossenen Rundwalle aus Erde bestand, ist wohl erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angelegt, als die Unsicherheit in unserem Gebirge überaus groß war, und hatte wohl die Bestimmung, den Bewohnern des oberen Teiles der Ansiedelung bei dem plötzlichen Einfalle eines Räuberhaufens so lange als Zufluchtsstätte zu dienen, bis ihnen von dem unteren an das Kloster anschließenden Entsatz gebracht werden konnte. — Nach Sudendorf hieß diese Niederlassung wie das Kloster, Cella, denn er bezieht auf dieselbe eine Urkunde aus dem Jahre 1345, in welcher Herzog Magnus von Braunschweig die Gebrüder Johann und Wilhelm von Utze für ihre Ansprüche auf Güter zu Linde mit einem Dorfe Tzelle wiederverkäuflich belehnte; doch

bedarf diese Frage noch eingehender Untersuchung. Eine zweite Anlage bestand vielleicht beim Frankenscherven; der Wortlaut der Grenzbeschreibung von 1301 zwingt wenigstens nicht dazu, unter dieser Benennung nur eine Zeche zu verstehen, und auch andere Harzorte, wie Wildemann und Festenburg, haben ihren Namen von einer Grube.

Im übrigen kennt man wohl die Schächte, Stollen und Verhüttungsplätze des Alten Mannes, nicht aber seine Wohnstätten. Dicht gedrängt lagen seine Gruben, von denen jede nur ein kleines Feld umfaßte, namentlich auf dem Hütschenthaler, Stufenthaler und Burgstätter Zuge, also auf dem Gange, welcher, beim Hütschenthal nördlich von Wildemann beginnend, die Innerste auf ihrem rechten Ufer bis zu dieser Stadt begleitet und von hier im Stufenthale hinauf über den Jochen und Johannes nach Zellerfeld und Klausthal zieht. Doch auch auf dem jetzigen Silbernaaler und Rösenhöfer Zuge, auf dem Lautenthaler Gange bei Hahnenklee, Bockswiese und in den Pißthälern, sowie im Gemkenthal bei Altenau hat der Alte Mann zahlreiche Schächte abgesunken.

Alte Hüttenstätten sind im 16. Jahrhundert nachgewiesen: eine oberhalb des Frankenscharns, zwei zwischen dieser und Wildemann, eine unterhalb der früheren Wildemänner Hütte, je eine beim Hütschenthal und im Lautenthal, am oberen Pandelbach und am Grumbach, andere am Lilienwasser und am Kunstberge bei Altenau. — Die Hüttenwerke im oberen und mittleren Ambergau von Münchehof bis jenseit Rhüden hinunter gehören dagegen nicht dem oberharzischen Bergbau, sondern dem Rammelsberge an. Und wenn Häcke seinen Bericht von „Hüttenstätten so der Alte Mann inne gehabt", mit den Worten schließt: „Es sind aber nicht allein Schmelzhütten gewesen an Wassern, da es ein Rad hat treiben können, sondern man findet auch viel Schlacken im Harze hin und wieder, wo man sich kehret und wendet, auf Höhen und an Bergen", so sind diese auf Bergen gelegenen in erster Linie als alte Plätze zur Verhüttung des Eisensteins anzusprechen. — Die Verhüttung war noch eine sehr unvollkommene, so daß die „Harzschlacken" im 18. Jahrhundert gerodet und der Beschickung auf der Klausthaler Hütte mit Nutzen zugesetzt wurden.

Das Kloster Cella beschränkte sich nicht darauf, der kleinen Berggemeinde zum Mittel- und Sammelpunkte zu dienen und ihres Seelenheils sich anzunehmen, die fleißigen Benediktiner schwangen auch rastlos die Axt zur Lichtung des Urwaldes. Von Jahr zu Jahr ward die Grenze desselben mehr und mehr zurückgedrängt und ihm so allmählich die schöne, weite Wiesenflur abgerungen, in deren Mitte die Schwesterstädte Zellerfeld und Klausthal erbaut sind. Mag auch hie und da noch im 16. Jahrhundert eine Rodung in beschränktem Umfange vorgenommen sein — bekannt ist es mir nur von der Bremerhöhe — im wesentlichen hatte das Zellerfeld, d. i. die Waldblöße um das Kloster, bei der Wiederaufnahme unseres Bergbaues dieselbe Ausdehnung wie heute. Der Wasserarmut unserer Hochebene halfen die Mönche dadurch ab, daß sie oberhalb des Klosters die Quellbäche des Hornbaches in einem großen Teiche sammelten, der auf der ältesten Karte und in Schriftstücken des 16. Jahrhunderts den Namen Papen- oder Pagenteich führt.

Auch ist kaum daran zu zweifeln, daß das Kloster schon Ackerbau auf unseren Höhen versucht hat. Lohnender aber erwies sich jedenfalls die Viehwirtschaft. Die im Klausthaler Stadtgebiet liegenden Abtshöfe, deren Ruinen jene alte Karte verzeichnet hat, und der Bösehof auf der anderen Seite von

Zellerfeld, der trotz des später von einem Förster Böse vorgenommenen Umbaues noch alte Teile, namentlich ein kapellenartiges Zimmer enthält, aus dem erst der im vorigen Jahre verstorbene Wirt Bergener einen kleinen Wandaltar entfernt hat, sind ohne Zweifel zu Zwecken der Viehwirtschaft angelegte Außenhöfe des Kosters gewesen. Daß auch die umfangreichen Grundmauern, welche sich im westlichen Teile der Stadt Zellerfeld befinden, noch aus der Zeit des Klosters herrühren, wage ich indes nicht zu behaupten.

Anderthalb Jahrhunderte hatte das Kloster mit seiner Pfarrgemeinde bestanden, da drang der schwarze Tod, jene furchtbare Pest, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts wie ein Würgengel ganz Europa heimsuchte, 1348 auch in die Ansiedelungen der oberharzischen Franken wie in die Mauern des Klosters und raffte einen großen Teil der Bewohner in kurzer Zeit hinweg. Der Tod ergriff die Bergleute, alt und jung, so plötzlich, daß sie oft nicht mehr Kraft und Zeit fanden, zu Tage auszufahren. (Als man im 16. Jahrhundert die Gruben des Alten Mannes wieder aufnahm, fand man mehrfach in der Tiefe vollständige Skelette. Häcke bezeugt, daß er selbst dabei gewesen sei, als man aus der Grube Festenburger Maßen solche Gebeine heraufschaffte.) — Doch ist die Verödung des Oberharzes auf die Pest allein nicht zurückzuführen. Das Kloster war noch im Jahre 1357 mit Mönchen besetzt. Von da bis zum Jahre 1431 aber fehlt jede Nachricht über dasselbe. Die Goslarschen Gruben kamen nach der Mitte des 14. Jahrhunderts völlig zum Erliegen, angeblich, weil bei zunehmender Tiefe derselben die Wasser nicht mehr gewältigt werden konnten. Für die oberharzischen Gruben wäre diese Begründung bedeutungslos: der Alte Mann gab den Bau bei einer Tiefe von c. 11 Lachter regelmäßig auf und teufte auf dem auch an der Oberfläche bei weitem noch nicht erschöpften Gange eine neue Grube ab. — Häcke führt die Auflassung unserer Gruben zum Teil auf Holzmangel zurück, weil man die Baue des Alten Mannes im 16. Jahrhundert vielfach mit Buchen-, Birken-, Linden-, Quitschen- und anderem Laubholze verzimmert fand. Diese Thatsache läßt aber keineswegs auf Holzmangel schließen: die Wälder unserer Hochebene hatten damals, wie die Namen zahlreicher Berge und Forstorte, wie die Verträge der Herzöge mit dem Rate zu Goslar über die Apelderen, d. i. Ahornbäume, beweisen, einen gemischten Bestand. Beachtung verdient dagegen die Nachricht Häckes, daß ein unvollendeter Stollen im heutigen Wildenmann und mehrere Gruben sorgfältig zugebaut und zugebühnt waren. Der von der Pest verschonte Rest der Franken beabsichtigte darnach, die Gruben nur vorläufig einzustellen.

Die Verödung des Oberharzes läßt sich genügend wohl nur aus der Unsicherheit erklären, unter welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ganz Deutschland schwer zu leiden hatte. Wie groß dieselbe aber hier im schwach bevölkerten Oberharze war, der den Räuberbanden allzeit sichere Schlupfwinkel darbot, beweisen die Bündnisse der Harzgrafen, der Herzöge von Braunschweig und Sachsen, der Städte Wernigerode und Osterode gegen das „Gesindlein leichtfertiger Knechte und Stroder“.

Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wird auch das Kloster Cella von ihnen ausgeraubt und verwüstet sein. Denn als Papst Eugen am 3. Mai 1431 die Einverleibung der geringen Güter dieses ehemaligen Klosters, welches nun weder Kloster noch Mönche habe, sondern wüste und verlassen und in seinen Gebäuden ganz verfallen sei, in den Tisch des Simon-

Judasstiftes genehmigte, sagte er, daß diese Inkorporation schon lange vorher einmal vom päpstlichen Stuhle genehmigt, aber hinterher widerrufen sei.

So überließ man denn die Ruinen des Klosters und der Abtshöfe den Räubern und wilden Tieren, und es schien, als sei alle Arbeit und Mühe der fleißigen Benediktiner fruchtlos gewesen. Aber der Ruhm ist ihnen verblieben, zuerst die Axt zur Lichtung unseres Urwaldes geschwungen, zuerst die unterirdischen Schätze desselben durch die Hand seiner Parochianen aus der Tiefe heraufgeholt, zuerst die Bewohnbarkeit des hohen Harzes bewiesen zu haben.

Während es nun so auf lange Zeit still und öde geworden war auf unserer Hochebene, entwickelte sich in den nach N. gerichteten Flußthälern des Oberharzes, welche östlich und westlich von Goslar in das Flachland ausmünden, ein neues, geschäftiges Treiben. Gegen das Jahr 1500 und im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde der Bergbau in Rammelsberge, an welchem seit dem Jahre 1375 dem Rate der Stadt und seinen Mitgewerken alle Rechte einschließlich des Gerichts und Zehnten lehns- und pfandweise zustanden, in einem Umfange und mit einem Eifer betrieben wie nie zuvor. Während vormals das Kloster Walkenried und andere Anteilsinhaber ihre Erze zur Verhüttung meist weit hinaus verfahren hatten, sahen sich nun die Goslarschen Bürger, neben denen andere Gewerken nur von geringer Bedeutung waren, nach geeigneten Verhüttungsplätzen in unmittelbarer Nähe der Stadt um. Solche boten sich ihnen in den Thälern der Radau und Grane dar, namentlich aber machten sie sich die bedeutende Wasserkraft der Oker und der Nebenflüsse derselben dienstbar. An der Grane entstanden die Ochsen- und die Glockenhütte. Erstere wird 1525 erwähnt und ist auch auf der alten Karte verzeichnet. Letztere lag an der Stelle der 1609 angelegten Glockenmühle, denn dieser wurde das Gefälle des ehemaligen Pochwerks überwiesen. — Im Okergebiete verzeichnet die erwähnte Karte die Rabohütte an der unteren Romke, die Meysenhütte am Weißenwasser unterhalb der Bramkemündung, die Frau Vorgluckhütte auf dem rechten Ufer des Weißenwassers unterhalb der Mündung des Riesenbachs, wohl identisch mit der „Hütte am Weißenwasser", welche der Albrecht von der Hellesche Verzicht von 1462 erwähnt, und die Pfannenschmidts-Hütte am linken Ufer des unteren Kellwassers. An Stelle der Hasenbalgshütte, welche 1527 erwähnt wird, lag damals nur noch eine Sägemühle. An Hüttenstätten führt Häcke noch folgende auf: unter dem Ochsenberge, wo die Hüne in die Kalbe fällt, am oberen Kellwasser an Stelle der (auf der Karte verzeichneten) Sägemühle und an der Oker selbst die Bücherhütte vor dem Adenberge, zwei Werke an der Stelle der späteren Kesselhütte, die Bebel-, die Hans von Hagen- und die Dilgenhütte, die Hütte Henning Lüders an Stelle der späteren Papiermühle und zwei Hütten der Familie Schlüter.

Alle diese Werke hatten indes nur kurzen Bestand. Als die Stadt Goslar im Jahre 1527 trotz alles Widerstrebens dem Herzog Heinrich d. J. den Zehnten des Rammelsberges gegen Zahlung der Pfandsumme zurückgeben mußte, stellte sie in maßlosem Groll darüber den Bergbau völlig ein. Noch einmal freilich, als Herzog Heinrich Jahre lang seiner Lande beraubt war, nahm sie die noch immer reichen Gruben mit erhöhtem Eifer wieder auf, aber mit dem Tage von Riechenberg, 1552, an welchem sie sich ihrem Erb-Schutzherrn demütig unterwarf, ging auch ihre Bergherrschaft für immer zu Ende.

Die meisten jener vom Rammelsberge abhängigen Hüttenwerke in unsern Flußthälern werden schon im Jahre 1527 für immer kalt gestellt sein, denn unser Chronist Häcke erwähnt 50 Jahre später nur von der Hütte am Weißenwasser, daß sie noch bei Menschengedenken umgegangen sei. Die für die Hütten angelegten Gefälle und Gefluter fanden aber vielfach dadurch Verwendung, daß man die standfesten Gebäude in Sägemühlen umwandelte. Außer den genannten führt die Karte, welche auch ein Viehhaus an der oberen Romke und ein Jagdhaus am linken Ufer der Oker unter dem Dietrichsberge, dem Ochsenberge gegenüber, verzeichnet, noch eine Sägemühle an der oberen Kalbe auf, also an der Stelle, wo nach Häcke ein Hüttenwerk gelegen hat. Auch auf unserer wasserarmen Hochebene selbst sah man sich nach Plätzen um, welche sich zu solchen Anlagen eigneten. So entstanden an der oberen Innerste beim heutigen Buntenbock Fronefelds und bei der Silberhütte die Frankenscharner Sägemühle, und eine dritte zwischen Klausthal und Altenau da, wo Heller- und Polsterthal zusammentreffen. — Hatten früher die Holzknechte und Köhler Albrechts von der Helle, der Stadt Goslar und anderer Berechtigten im wesentlichen nur im Dienste der Hütten gearbeitet, so kam nun der Holzreichtum unserer Wälder zur unmittelbaren Verwertung und wurde Gegenstand des Handels.

Wie der Hüttenbetrieb in den Thälern der Grane und Oker dem Bergbau am Rammelsberge sein kurzes Leben verdankt, so entstanden auch die Hüttenorte an der Söse und Sieber ohne Zusammenhang mit der zweiten Besiedelung des inneren Oberharzes.*) Die ältere Kampeshütte, über deren

*) Die Hütten im Sösethale gehören zu den ältesten derartigen Anlagen im ganzen Gebirge, denn als Herzog Albrecht von Grubenhagen am 15. Februar 1460 zwei Osteroder Bürgern eine Hüttenstätte an dem Scherenberge einräumte, schenkte er ihnen auch die Schlackenhalden von vier eingegangenen Hütten im oberen Sösethale, darunter die Kampesslaggen. Ich möchte annehmen, daß jene älteste Kampeshütte, von welcher damals nur noch die Schlacken vorhanden waren, kein Eisenwerk, sondern eine mit Rammelsbergschem Erze beschickte Silberhütte gewesen ist. Der Kampesweg, welchen die Grenzbeschreibung des Cellwaldes aus dem Jahre 1301 erwähnt, zog sich nämlich in einer Richtung über die Klausthaler Hochebene, welche ihn als direkte Verbindung zwischen Goslar und Kamschlacken erkennen läßt. Nach den mir aus K. Staatsarchiv mitgeteilten Akten über Grenzstreitigkeiten zwischen Braunschweig und Grubenhagen zog er sich im Jahre 1548 von N. nach S. über den Mittelberg und schnitt den Stieg, welcher vom Pagenteiche nach dem Dietrichsberge führte. Letzterer wurde als Südgrenze eines über die im Jahre 1531 vereinbarte Landesgrenze hinausgreifenden Waldareals festgesetzt, dessen Nutzung dem Herzog Heinrich von Braunschweig einstweilen eingeräumt ward; er ist also mit dem noch jetzt von den Haus-Herzberger Teichen nach O. führenden Fußwege identisch, den wir als Kommuniongrenze bezeichnen. Ersterer, der Kampesweg, muß ihn etwa da geschnitten haben, wo jetzt die Altenauer Chaussee die Kommuniongrenze kreuzt. Stand aber der Kampesweg in Beziehung zur Kampeshütte und in Verbindung mit ihr, so war dieses Hüttenwerk schon im Jahre 1301 vorhanden und muß um so mehr als Silberhütte angesehen werden, als ein Eisenwerk im Harze vor dem Jahre 1355 nicht nachgewiesen ist und die Benutzung der Wasserkraft für Eisenhämmer nicht in so frühe Zeit fällt. — Mit der Hütte verfiel auch der Weg; nach einem Schreiben des Herzogs Heinrich aus dem Jahre 1568 kannten ihn nur wenig Zeugen.

Ob die Eisenhütte Kamschlacken sofort nach dem Jahre 1460, zu einer Zeit, in welcher die Teichhütte bei Gittelde schon im Betriebe stand, eröffnet wurde, ist nicht erwiesen. Die Urkunde vom 19. November 1462, in welcher Albrecht von der Helle zu Gunsten der Stadt Goslar auf das Nutzungsrecht des Laubholzes in dem ihm vormals von Grubenhagen verliehenen Teile des Oberharzes verzichtet, nennt allerdings auch die Kampeshütte und den „Richensbeek" mit den zu ihnen gehörenden Holzmarken, doch scheint der Gebrauch dieses älteren Namens statt des schon 1460 angewandten Kampesslaggen dafür zu sprechen, daß die Orts- und Grenzbezeichnungen aus dem älteren Lehnbriefe



Schlackenstätte Herzog Albrecht 1460 verfügte, wird schon im Jahre 1301 bestanden haben und deshalb eine mit Rammelsbergschem Erze beschickte Silberhütte gewesen sein. Zu ihr wie zu Riefensbeek gehörte eine besondere Holzmark, in welcher die Stadt Goslar 1462 das Nutzungsrecht des Laubholzes erwarb. Die Eisenhütten Kamschlacken (d. i. Kampesschlacken) und Riefensbeek sind vielleicht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angelegt, im 16. waren sie im Betriebe und wurde im folgenden (Riefensbeek 1616, Kamschlacken, wo noch 1626 die Dänen Geschütze gießen ließen, nach dem 30jährigen Kriege) auf immer eingestellt. Wie die Hütten im Okergebiet, so wurden auch diese beiden in Sägemühlen umgewandelt. An diese schlossen sich in Kamschlacken eine und in Riefensbeek drei fiskalische Meiereien, sowie einige Forsthäuser und Waldarbeiterwohnungen. Gegenwärtig zählt R. 14 und K., dessen Sägemühle längst wieder eingegangen ist, 7 Wohnhäuser.

Auch die beiden Waldarbeiterdörfer Sieber und Lonau, sowie die kleine Ortschaft Lonauerhammerhütte, welche eine besondere politische Gemeinde bildet, sind als Hüttenorte entstanden. Die Eisenhütte in Sieber war schon 1530 im Betriebe, die in Lonau wird 1615 zuerst erwähnt, als die Hüttenleute zur Landessteuer herangezogen wurden. 1687 wurde für diese Ortschaften eine Pfarre in Sieber errichtet, doch mußte diese 1814, nachdem die Dörfer seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo die letzten Feuer ausgeblasen wurden, mehr und mehr zurückgegangen waren, wegen unzureichender Einkünfte wieder aufgehoben werden.

Nicht ganz so früh wie Sieber, aber doch schon im Jahre 1551, wird Lerbach als Hammerhütte erwähnt. Obwohl dieses Werk gleich den meisten harzischen im 30jährigen Kriege zum Erliegen gekommen sein wird, wuchs der Ort im folgenden Jahrhundert doch stetig und beträchtlich. 1660, als die Schule errichtet ward, hatte er 28, 1697 schon 45 und 1728, als er einen eigenen Prediger erhielt, schon 72 Häuser. Die günstige Entwickelung dieses von hohen Bergen eingeengten, durch seine endemischen Krankheiten vormals bekannten Dorfes, das von keiner Verkehrsstraße berührt wurde, war zumeist die Folge der Aufnahme und des starken Betriebes des dortigen Eisensteinbergbaues. Der Rückschritt, welcher vom Einstellen der Osteroder Hütte 1731, wo ein großer Teil des Eisensteins verhüttet war, datierte, wurde 1784 durch Anlage der fiskalischen Lerbacherhütte ausgeglichen. Jetzt ist Lerbach, das an Einwohnerzahl die Bergstadt Wildemann übertrifft, vorwiegend Waldarbeiterdorf.

Auch die Bergstadt Grund gehört zu den Harzorten, welche der Gewinnung und Verhüttung des Eisensteins ihre Entstehung verdanken. Sie ist die einzige der 7 Bergstädte, welche mit ihren Anfängen noch in das 15. Jahrhundert zurückreicht. Denn wenn auch mit „dem Grunde" in einer Urkunde des Herzogs Otto Cocles aus dem Jahre 1405, in welcher sich dieser mit dem Herzog Erich von Grubenhagen, dem Verlobten seiner Schwester Ilse, „vmme dat Dorp Wyghardeshusen vnd vmme die Alburg vnd den grund vnd die geholte an dem Harte" und andere streitige Stücke vergleicht, anscheinend nur ein Forstort gemeint ist, so war doch Grund schon 1505 so bedeutend, daß die Herzogin Elisabeth die dortige Antonskapelle zur selbständigen Pfarrkirche erhob. Auch hatte dieses erste Gotteshaus damals schon

---

herübergenommen sind. — Aber im 16. Jahrhundert zog sich von Osterode eine ganze Reihe von Eisenhütten an der Söse hinauf, von denen Riefensbeek und Kamschlacken die höchst gelegenen waren.



seit längerer Zeit bestanden, denn der Hüttenbesitzer Hans Streit, welcher dasselbe auf seine Kosten erbaut und den Grund zur Dotation der Pfarre gelegt hatte, war 1505 samt seiner ehelichen Hausfrau bereits verstorben.

Ihr rasches Emporblühen verdankte die Ortschaft, welche bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts vielfach „Gittelde im Grunde" heißt, vor allem der genannten Herzogin. Als diese nach dem Tode ihres Gemahls 1505 ihren Wohnsitz auf der Staufenburg nahm, welche ihr mit dem zugehörigen Amte 1495 zum Leibgeding ausgesetzt war, hatte man bereits angefangen, die Eisensteins- und Kupferkiesgruben des Alten Mannes am Iberge wieder in Betrieb zu setzen. Die Herzogin nahm sich nun dieses Bergbaues mit großem Eifer an, ließ Bergleute aus ihrer Heimat, der Grafschaft Stolberg, und Eisen- und Stahlschmiede aus Ellrich kommen und richtete in Gittelde eine Faktorei ein. Bald zog sich eine stattliche Reihe von Eisenhütten aller Art vom Iberge ab durch das Grundner Thal nach Gittelde hinunter, fünf oberhalb und fünf unterhalb der Laubhütte. (Zunächst dem Iberge lag der Schwickerhof, dann folgten die Streit- und die Schrammhütte, der Glückshof, die Krummehütte und die Laubhütte. Die tiefer gelegenen kommen hier nicht in Betracht.)

Im Jahre 1521 überkam Herzog Heinrich der Jüngere die Erbschaft seiner thätigen und frommen Großmutter, ein Fürst, der dem Bergwesen von Anfang an das höchste Interesse entgegentrug und der unter all den Kriegen und Unruhen seines Lebens doch Lust und Zeit und Thatkraft behielt, auf diesem Gebiete unermüdlich zu schaffen und zu wirken. Ihm vor allem verdankt der nordwestliche Oberharz die erfolgreiche Wiederaufnahme des 150 Jahre zuvor zu Grunde gegangenen Silberbergbaues. Die erste Anregung dazu soll ihm Herzog Georg von Sachsen, der Gründer der Stadt Annaberg, gegeben haben.

Schon im Jahre 1524 erließ Heinrich eine Bergordnung für „Grund und umliegende Gebirge" und berief auf Empfehlung des Grafen Stephan Schlick, des Gründers der Bergstadt Joachimsthal, den Wolf Sturz zum Berghauptmann und Jakob Fischer zum Bergmeister. Um den Bergbau in Fluß zu bringen, scheute er weder Mühe noch Kosten: Er inspizierte persönlich Beamte und Steiger und nahm regelmäßig von den fortschreitenden Arbeiten Kenntnis; er zahlte für einzelne Gewerken die Zubuße, bis ihre Gruben durch Stollen zu Sumpfe gehalten werden konnten. (So verpflichtete er sich im Jahre 1531, für Hans von Grefentorf und Wolf Hoffenstein, welchen er Anteile an der Fundgrube*) Hoffnung mit deren oberen und unteren nächsten Maßen, an der Fundgrube S. Nikolaus und an der Fundgrube „am Külig" mit deren oberer und unterer nächsten Maße, sämtlich am Iberge belegen, verliehen hatte, alle Zubußen zu zahlen, bis der Stollen in die „Hoffnung" getrieben sei.) Ja, der bittere Gegner Luthers und der Reformation gestattete seinen Berggemeinden sogar, wenn auch erst nach längerer Weigerung und voll Unmuts, und nachdem in Grund die Einziehung der Pfarrdotation fruchtlos geblieben und in Zellerfeld und Wildemann sein Erbieten zur Dotation katholischer Pfarren zurückgewiesen war, die Anstellung lutherischer Prediger nach ihrem Gefallen.

Schon 1526 hatten sich fremde Gewerken eingefunden und an mehreren Orten, namentlich am Iberge und auf der Winterhalbe, Fundgruben und Maßen, sowie einen Erbstollen gemutet. Im Jahre 1527 zogen sich die ersten

*) Eine Fundgrube hält 42, eine Maße 28 Lachter (à 2 Meter) im Geviert.



Gewerken entmutigt zurück, aber schon im folgenden stellten sich neue aus Braunschweig und Magdeburg in so großer Zahl ein, daß nicht nur die ins Freie gefallenen Zechen sämtlich wieder belegt, sondern auch der sogenannte Magdeburger Stollen in Angriff genommen und ein gut Stück fortgetrieben wurde. Auch war schon die Anstellung von zwei Geschworenen (Hans Flemig und Hans Kelner) erforderlich. Auf Ansuchen der baulustigen Magdeburger Gewerken gab dann Herzog Heinrich im Jahre 1532 für seinen Harzanteil die erste Bergfreiheit und in derselben den Orten Grund und Zellerfeld Markt-, Brau- und Stadtgerechtsame.

Wurden dadurch viele neue Gewerken zur Mutung bewogen, so entsprach gleichwohl die Entwickelung der Bergstadt Grund keineswegs der Erwartung. Wohl lieferten die Silbergruben, deren 17 schon im Jahre 1533 hier im Bau standen, vom Jahre 1539 an etwa ein Jahrzehnt hindurch einige Ausbeute, aber von da ging's mit dem Silberbergbau raschen Schrittes abwärts.*) Und wie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Silbergruben, so kamen im dreißigjährigen Kriege, der die Stadt bis auf ein einziges Haus in Asche legte, auch die Eisenhütten zum Erliegen; nur ein Zerrennfeuer hielt sich bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Auch der Eisensteinsbergbau fristete nur kümmerlich sein Leben, da bei Gittelde zeitweilig nur ein Hochofen im Betriebe blieb. Als nun gar die Silbergruben nach kostspieligen, im Jahre 1655 beginnenden Versuchsbauten am Ende des Jahres 1695 völlig aufgegeben werden mußten, da ging das etwa 900 Einwohner zählende Bergstädtchen einer trüben Zukunft entgegen. Bessere Aussichten aber eröffneten sich, als im Jahre 1742 zwei Gruben, die Hülfe Gottes und Isaaks Tanne (welche zusammen einen Schacht bauten), silberhaltige Erze lieferten. Den Aufschwung, welchen Grund, das gegenwärtig etwa 1800 Einwohner zählt, seit der Mitte dieses Jahrhunderts gewonnen hat, verdankt es indes vor allem seiner Einrichtung zum klimatischen Kurorte.

Während Grund seinen Ursprung auf die Verwertung seiner reichen Eisensteinslager zurückzuführen hat, ist von den braunschweigischen Bergstädten, welche ihre Entstehung der Wiederaufnahme des Silberbergbaues unter Heinrich dem Jüngern verdanken, Zellerfeld die älteste. Daß hier schon im Jahre 1486, als durchziehendes Kriegsvolk auf dem Zellerfeld übernachtete, eine Ansiedelung bestand, ist nicht wohl anzunehmen. Die erste Nachricht, welche auf Zellerfeld verweist, ist aus dem Jahre 1526. Doch besagt sie auch nicht mehr, als daß vorübergehend eine Fundgrube und ein Erbstollen an der Winterhalbe, also in der Nähe des Johanneser oder des Spiegelthaler Zechenhauses, gemutet wurden. Indes müssen sich die Gewerken schon in den nächstfolgenden Jahren hier zahlreicher eingefunden haben, da Herzog Heinrich sich ernstlich bemühte, sich das ganze Grubenrevier, das später die Berginspektion Zellerfeld bildete, durch eine günstige Grenzregulierung, zu welcher bis dahin kein besonderer Anlaß vorhanden gewesen war, dauernd zu sichern. Schon

*) In recht mißliche Lage kam auch die kleine Gemeinde dadurch, daß Herzog Heinrich ihrer Pfarre, für welche sie einen evangelischen Prädikanten verlangte, im Jahre 1539 100 Gulden Einkünfte und 10 Morgen Landes entzog. Jahre lang entbehrte sie nun eines Predigers und wurde dann 1543 als Filial der Gemeinde Zellerfeld zugewiesen, welche früher von dort aus kirchlich versorgt worden war. Im Jahre 1568 oder kurz vorher erhielt sie in Georg Schneider den ersten evangelischen Geistlichen. (Vor Annahme der Reformation hatten an der Kirche in Grund gestanden: 1505 Röttger Pengna oder Pegau, Heinrich Bulle, welcher 1515 freiwillig verzichtete, Peter Bußbaum aus Sobernheim in der Rheinprovinz bis 1535, der Name des vierten ist nicht bekannt.)



1532, ein Jahr nach dem Abschlusse dieses Grenzvertrages, erhielt der rasch, fast nach Art der amerikanischen Städte entstandene Ort in der Bergfreiheit die Stadtgerechtsame. (Der erste bekannte Richter, Thiele Geisner, ward 1535 erwählt.)

Im raschen Anlaufe überholte die junge Ansiedelung die ältere Schwester. 1538 erbaute sie sich Kirche und Schule, löste sich im folgenden Jahre von der Parochie Grund ab und kaufte für den Pfarrherrn Christoph N. ein Pfarrhaus an. Auch ward schon in demselben Jahre eine Wasserleitung angelegt, welche den Markt und sämtliche Straßen ausreichend zu versorgen im stande war.

Im Jahre 1541 vertrieb Herzog Heinrich den Pfarrer Christoph und versuchte, der Gemeinde einen katholischen Geistlichen aufzudrängen. Aber obwohl er sich bereit erklärte, diesen seinerseits zu besolden, so verweigerten die Bergleute mit solcher Entschiedenheit die Annahme desselben, daß Heinrich, um sie zum Verbleib in seinen Landen willig zu erhalten, von seinem Vorhaben abstand. („Wenn sie an einem Lutherschen nicht genug haben, mögen sie zwei nehmen; ich gebe aber nichts dazu und will nichts dazu geben.") Nach einem Nachfolger des vertriebenen Pastors sah sich indes Zellerfeld vergeblich um; doch nahm sich der Pfarrer Johann Ebeling in Kirchberg im Ambergau, soweit es die beträchtliche Entfernung gestattete, in dieser Zeit der verwaiseten Kirchengemeinde Zellerfeld-Wildemann getreulich an, bis im Jahre 1543 Johann Gnaphäus aus Göttingen das Pfarramt übernahm. Trotz der Anfeindung und Schädigung, welche sie durch einen Überfall der Goslarschen Nachbaren erlitt, und welche wohl im stande gewesen wäre, von der Niederlassung an einem derartig exponierten Orte abzuschrecken, vergrößerte sich die Einwohnerzahl Zellerfelds von Jahr zu Jahr durch neuen Zuzug, so daß man schon im Jahre 1563 die erste Notkirche durch einen größeren Bau ersetzen mußte und 16 Jahre später eine zweite Kirche aufführen konnte.

So war Zellerfeld in wenigen Jahrzehnten zur größten und zur Hauptstadt des braunschweigschen Harzes herangewachsen.

Nur wenige Jahre später ist Wildemann, die kleinste der sieben Bergstädte, entstanden. Schon im Jahre 1524 soll der vom Alten Manne unvollendet gelassene Tiefe Wildemänner Stollen, der als Dreizehn-Lachter-Stollen beim Försterhause mündet, fortgeführt sein; aber als Kaspar Bitter im Jahre 1529 die Grube Wildermann aufnahm, stand daselbst nach Häcke noch kein Wohnhaus.

Wildemann erwuchs vom Jahre 1529 an in wenigen Jahren zur Stadt. Denn wenn auch die Bergfreiheit von 1532 des im Entstehen begriffenen Ortes, in dem schon in demselben Jahre eine Silberhütte angelegt wurde, noch keine Erwähnung thut, so bekam er doch schon 1534 den ersten Richter und damit auch wohl Stadtgerechtsame. Im Jahre 1543 erbaute sich die Gemeinde eine Kirche und stellte 1548 einen eigenen Pfarrer an. Die Plünderung durch die Bürger von Goslar im Jahre 1545 und die Niederbrennung des Städtchens durch eine Heeresabteilung Volrats von Mansfeld im Jahre 1553 wurden in jener Zeit der Blüte des dortigen Bergbaues bald verwunden. Übrigens ist das Städtchen bis in den Anfang unsers Jahrhunderts auf jener ersten Stufe seiner Entwickelung stehen geblieben. Die Gruben des Hütschenthaler Ganges mußten nach langjährigem Zubußbetriebe bis auf wenige eingestellt und deshalb im 18. Jahrhundert auch die Silberhütte auf-

gegeben werden. Andere Erwerbsthätigkeit aber war der Stadt durch ihre Lage versagt. —

Setzen wir unseren Gang durch den braunschweigischen Oberharz fort, so treffen wir weiter abwärts an der Innerste die von hohen Bergen eingeschlossene, nach dem Flüßchen Laute benannte Bergstadt Lautenthal. In der erneuerten Bergfreiheit des Herzogs Heinrich vom Jahre 1552 wird sie noch nicht genannt, doch waren schon 1551 einige Gruben unter Leitung des Geschwornen Wiedenhöfer daselbst im Betriebe. 1564 ward ein öffentlicher Gottesdienst eingerichtet und 1577 der erste Prediger angestellt. Wann der Ort Stadtrechte erhielt, ist nicht bekannt. Im 17. Jahrhundert verödeten die Bergwerke, und die Stadt ging ihrem Untergange entgegen. Um ihr aufzuhelfen, verzichteten die beiden Regierungen „auf ewig" auf alle Einnahmen von dortigen Gruben und begünstigten die Bildung neuer Gewerken. Die Aufnahme der Grube Lautenthals Glück, welche 1685 zuerst Ausbeute lieferte, war für Lautenthal der Anbruch besserer Zeiten.

Der in Lautenthal eingepfarrte Bergort Hahnenklee findet sich auf der mehrerwähnten alten Karte noch nicht; sie hat nur eine Hahnenkloffta-Wiese an Stelle desselben. Erst Herzog Julius soll 1569 die vom Alten Mann einst betriebenen Gruben wieder aufgenommen haben, doch war die Grube S. Erasmus schon 1564 im Betriebe. Etwa zu gleicher Zeit oder wenig später wird auch die Bergortschaft Bockswiese, welche mit Hahnenklee eine politische Gemeinde bildet, entstanden sein.

Auch die zu einer Gemeinde vereinigten kleinen Ortschaften Unter-, Mittel- und Oberschulenberg und Festenburg sind aus Bergwerksanlagen hervorgegangen. Die Grube S. Anna wurde bereits im Jahre 1532 betrieben, und im Jahre 1760 standen im Schulenberger Zuge, auf welchem schon der Alte Mann gebaut hat, nicht weniger als zehn Gruben im Bau, die ihre Schliege an die im Jahre 1702 angelegte Schulenberger Silberhütte lieferten. Dagegen war die 1572 erbaute Eisenhütte damals längst eingegangen. — Die Grube Festenburg wurde im Jahre 1569 aufgenommen.

In dem grubenhagenschen Teile des Oberharzes, dessen Besiedelung wir uns nun zuwenden, lagen die reichen unterirdischen Schätze noch unentdeckt und unerschlossen, als Grund, Zellerfeld und Wildemann bereits Stadtgerechtsame besaßen. Die Bergfreiheit des Herzogs Ernst IV. von Grubenhagen vom 11. Juni 1554 läßt keinen Zweifel darüber, daß der Bergbau in diesem Gebiete erst wenige Jahre vorher aufgenommen war. Von Bedeutung ist für diese Frage namentlich Artikel 10 derselben: „Nachdem auch diese unsere Bergwerke neu, die auch Hütten- und Puchwerke bedürftig, welche den Gewerken im Anfange zu erbauen beschwerlich: So haben wir aus sonderbarem gnädigen bedächtigen Willen eine Schmelzhütte und ein Puchwerk auf unsere Unkosten erbauen und anrichten lassen."

Wie also Pochwerk und Silberhütte hier schon vor Erlaß der Bergfreiheit im Betriebe standen, so war auch 1554 die neu entstandene Ansiedelung „auf dem Klausberge und in und an den Klausthälern", die damals noch eines einheitlichen Namens entbehrte, schon so beträchtlich, daß ihr der Herzog die Rechte einer freien Bergstadt verlieh.

Es scheint sogar, als ob Klausthal schon seit dem Jahre 1548 einen eigenen Pfarrer, und also auch wohl eine Kirche, besaß. Daß in diesem

Jahre hier schon eine Ansiedelung bestand, welche man anfangs „Zellerfeld grubenhagischen Teils" nannte, kann aus den Akten des K. Staatsarchivs zu Hannover bestimmt nachgewiesen werden. Auch Häcke erzählt, daß die Zellerfelder im Jahre 1548 mehrere grubenhagische Wohnhäuser zerstörten.

Auch der hiesige Bergbau läßt sich urkundlich bis in die Regierungszeit Philipps I. zurückführen. Schon 1548 schreibt dieser Herzog den Grafen Wolfgang und Albrecht Georg zu Stolberg, „es sei in dem Seinigen etlich Kupfer- und Bleierz fündig und zu Gott hofflich, daß solches zum Bergwerk gedeihen möchte", und im Jahre 1551 veranlaßten die Versuche des Berghauptmanns Schütze zu Zellerfeld, die grubenhagischen Gruben durch unberechtigte Anlage eines Teiches zu ersäufen, einen Schriftwechsel zwischen den Herzögen Philipp und Heinrich.

Trotz der erwähnten und anderer Beeinträchtigungen und Belästigungen, welche Gutachten der Berggerichte zu Freiberg und Joachimsthal, die Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen und Entscheidungen kaiserlicher Kommissarien dauernd abzustellen nicht im stande waren, überholte die neue Bergstadt bald alle vor ihr gegründeten. Richter und Schöppen lassen sich zuerst 1560 nachweisen. Wahrscheinlich ist die Stadtobrigkeit 1556 eingesetzt, denn diese Jahreszahl findet sich in den früheren Siegelstempeln. Allerdings nicht in dem ältesten, welches bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts im Gebrauche war.

Bergmeister, Bergrichter, Geschworene und Schichtmeister waren schon 1558, 1570 außerdem Berghauptmann, Zehntner, Bergmeister und Münzmeister in Thätigkeit. Im Jahre 1595 standen schon 55 Gruben im Bau und der Zuzug fremder Bergleute dauerte stetig fort. Schon 1610 mußte die erste Kirche durch einen größeren Bau ersetzt und 1635 auf dem Gottesacker an Stelle einer Kapelle ein zweites Gotteshaus errichtet werden. Im Jahre 1664 hatte die Stadt schon 475 Wohnhäuser, und 1689 mußte man die Marktkirche, welche erst 50 Jahre zuvor nach einem Brande neu gebaut war, durch einen beträchtlichen Anbau vergrößern.

Der Bergbau, welcher zu Anfang des 30jährigen Krieges dem Erliegen nahe war, hatte damals wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen. Jener Rückgang, welcher die Existenz der Bergstadt in Frage stellte, war indes vom Kriege selbst, der erst später störend eingriff, nicht veranlaßt, sondern hatte nach den diesen Gegenstand behandelnden umfangreichen Akten des K. Staatsarchivs andere Gründe. Die Gewinnung, Aufbereitung und Verhüttung der Erze war bei weitem kostspieliger geworden als im 16. Jahrhundert. Die Erze waren nicht nur in größerer Tiefe und in festerem Gestein zu suchen, sondern auch weniger gehaltreich. Die durch Handarbeit getriebenen Haspel hatten durch Pferdegöpel ersetzt werden müssen. Die Verzimmerung der tieferen Gruben verschlang viel Holz, und dieses war — wie auch der Kohlenbedarf der Hütten — nur um den doppelten bis dreifachen Lohn zur Stelle zu schaffen. Der Preis des Unschlitts, die Ausgaben für Eisen und Schmiedearbeit waren auf das Doppelte gestiegen. Zum Betriebe einer Grube war eine größere Belegschaft erforderlich, und die Löhne hatten nicht unbedeutend erhöht werden müssen. Außer dem landesherrlichen Zehnten war jetzt auf fast allen Zechen dem Stöllner der Neunte zu entrichten.

Und trotz dieser beträchtlichen Steigerung aller Ausgaben mußten die Gewerken dem Bergherrn Silber, Blei und Glätte zu dem in der Mitte des 16. Jahrhunderts festgesetzten und nur damals angemessenen Vorkaufpreise

überlassen.*) So klagten denn die stark zusammengeschmolzenen Gewerken mit Recht, daß trotz aller Zubuße, die nicht mehr „abzulangen noch zu ertragen“ sei, der Bergsegen „ganz an ihnen vorbeigehe“, und für sie auch auf guten Zechen nicht das Geringste übrig bleibe. — Im Jahre 1619 half die Regierung in Celle auf dringende Befürwortung des Bergamtes und des Landdrosten diesem Notstande durch Erlaß der halben Schuld und durch Erhöhung der Vorkaufpreise ab, so daß sich nun wieder die Gewerken fröhlich herzufanden.

Die benachbarte Ortschaft Buntenbock mit niedersächsischer Bevölkerung ist die einzige Ansiedelung auf der Klausthaler Hochebene, welche ihre Entstehung nicht dem Bergbau verdankt. In älterer Zeit besaßen hier die im Grubenhagenschen ansässigen Herren von Berkefeld zwei Meierhöfe und das Junkernfeld. Diese wohl vorzugsweise zu Zwecken der Viehwirtschaft — worauf auch der Name hinweist — eingerichtete Kolonie wird ein Außenhof und Zubehör ihres Gutes im benachbarten Osterode gewesen sein. Die Ortschaft, welche 1615 zuerst erwähnt wird, gelangte wohl erst zu einiger Bedeutung, als der Bergbau des Fuhrwesens in ausgedehnterem Maße bedurfte. Schon 1623 war Buntenbock, das damals einen Angriff des Parteigängers Hillefeld mit Erfolg zurückwies, fast ausschließlich von Fuhrleuten bewohnt.

Die Bergstadt Altenau, welche ihren Namen von der jetzt Schulthaler oder Schneidwasser genannten Altenah hat, die sich hier mit der Oker vereinigt, war im Jahre 1580 erst ein geringer Bergflecken von 20 Häusern, erhielt indes schon 2 oder 3 Jahre später einen eigenen Prediger und besaß demnach damals bereits eine eigene Kirche. 1669 wurde diese durch einen größeren Neubau ersetzt. „Die Altenau“ hatte schon 1594 Richter und Schöppen, doch standen diesen nur beschränkte Befugnisse zu, da die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Sachen den herzoglichen Oberförstern in Osterode übertragen war. Den Bergstädten ist Altenau zum ersten Male im grubenhagischen Landtagsabschiede vom 30. April 1623 — noch nicht in dem vom 16. Mai 1615 — beigezählt. Nach Max hat Herzog Christian im Jahre 1617 Altenau mit Stadtgerechtigkeit, Insiegel und Brauwerk begnadet. Wenngleich im K. Staatsarchiv, auf welches Max verweist, diese Urkunde gegenwärtig nicht aufzufinden ist, so kann doch an der Richtigkeit jener Nachricht aus dem angeführten Grunde nicht gezweifelt werden. Die grubenhagische Bergfreiheit ist übrigens für Altenau zum ersten Male am 22. Mai 1636 ausgefertigt.

Gegen das Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden in der Nähe von Altenau, wo schon der Alte Mann sich versucht hatte, viele Gruben, doch nur mit geringem Erfolge gemutet, auch zwischen 1606 und 1618 eine Silberhütte erbaut. Nach dem 30jährigen Kriege, während dessen der Bergbau hier völlig zum Erliegen gekommen war, wurden die Gruben nach und nach wieder aufgenommen, aber wegen geringer Ausbeute im vorigen Jahrhundert eine nach der anderen wieder eingestellt. Wie die Silberhütte schon um 1700 ostindische Golderze verarbeitete, so verschmilzt sie nun schon seit langer Zeit fast nur Klausthaler und amerikanische Erze. — Den Eisenstein des nahen Polsterberges verschmolz bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts die 1584 unterhalb des jetzigen Hüttenteiches am Rotenbach erbaute „Abgunst“. Auch eine zweite im Jahre 1623 von Privaten am Gerlachsbache

*) Die fürstliche Zehntkasse übernahm den Centner Blei zu dem Vorkaufspreise von 2 fl. 11 gr. und verkaufte ihn wieder zu 6 fl. 6 gr. Der Verkaufspreis des Silbers war allein von 1600—1619 von 12 auf 21 fl. gestiegen. (K. Archiv.)

angelegte Eisenhütte mit Zerrennherd, Frischfeuer und Blechhammer hatte nur kurzen Bestand. So ist die jüngste der grubenhagischen Bergstädte auch die kleinste derselben geblieben.

Die unterhalb der Altenauer Hütte an der Oker liegende Kolonie Gemkenthal steht an der Stelle früherer Bergwerksunternehmungen. Im Jahre 1666, vielleicht auch schon früher, waren hier vier Gruben im Betriebe. — Dagegen verdankt die gleichfalls in Altenau eingepfarrte Kolonie Torfhaus auf dem Brockenfelde, die höchstgelegene und jüngste Ansiedelung am ganzen Oberharze, der Einrichtung eines herrschaftlichen Torfstichs Entstehung und Namen. Dem ersten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichteten Hause schlossen sich einige Förster- und Waldarbeiterhäuser im 3. und 4. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an. — Etwas älter ist das benachbarte, schon nach Andreasberg eingepfarrte Forsthaus Oderbrück. —

Wir kommen damit in den zur Grafschaft Lutterberg gehörenden Teil des Oberharzes, mit welcher bis zum Jahre 1593 die Grafen von Honstein belehnt waren. Hier finden sich keine Spuren vom Alten Mann, weder Schächte und Stollen, noch vom Silberbergbau herrührende Schlackenhalden. Auch von Bergwerksanlagen des Stifts Walkenried in der Gegend des heutigen Andreasberg ist nichts bekannt. Denn nach den vier einander ergänzenden Urkunden aus den Jahren 1287, 96 und 97 stand diesem allerdings das Recht zu, in den ihm von Hugo von Dorrefeld pfandweise überlassenen Bergen zwischen Oder und Sieber Metalle aller Art zu graben, „wie es die früheren Bergleute gethan“; aber die beiden Urkunden, welche den Pächtern des Stiftes eine Zehntabgabe von $^1/_2$ Vierding von jedem Höhlwagen auferlegen, beschränken den in Ausübung jenes Rechts wirklich unternommenen Bergbau auf den Rupenberg oder Ravenskopf, dessen Buntkupfererze ohne große Schwierigkeit zu gewinnen waren.

Wie man auf der Klausthaler Hochebene und im ganzen Oberharze nördlich des Bruchberges überall im 16. Jahrhundert und noch zu unserer Zeit die Reste des um die Mitte des 14. Jahrhunderts erloschenen Bergbaues aufgefunden hat, so hätte doch auch südlich vom Bruchberge, wo das Gestein besonders fest ist, ein erst nach 1287, also fast um ein Jahrhundert später als dort unternommener Bergbau unverkennbare Spuren dem Gebirge eingraben müssen.

Jene vom herzoglichen Forstmeister Lippold von Heddershusen zu Seesen ausgestellte Urkunde vom Jahre 1287 macht 13 Orte zwischen Oder und Sieber, darunter einen Sumpf, einen Teich einen Bach, zwei Wasserleitungen oder Gräben (Agetucht) und sieben Berge, namhaft und beweist damit, daß auch jener Teil des Oberharzes schon damals nicht völlig unbekannt war. Indes wird die Nutzbarmachung des Pfandrechts schwerlich über die unvollkommene Verwertung des Holzreichtums, über die Anlage von Stein- und Gipsbrüchen und etwa die oberflächliche Ausbeutung einiger Kupfererz führenden Schwerspatgänge hinausgegangen sein. Von den aufgezählten Ortsnamen haben sich nur einige, darunter der Sonnenberg und der Breitenberg bei Andreasberg, erhalten. Ich vermute, daß der Aussteller der Urkunde über die Lage der verpfändeten Güter nicht genügend orientirt gewesen ist: wie der Rupenberg nicht zwischen den beiden als Grenze genannten Flüssen liegt, so ist z. B. der Bochope im Okergebiet zu suchen.

Die erste urkundliche Nachricht von Bergbau beim heutigen Andreasberg ist erst aus dem Jahre 1487. Es waren damals „am Sanct Andrewsberge“

schon mindestens zwei Gruben im Betriebe, da zwei verschiedene Gewerkschaften mit einander in Mißhelligkeit geraten waren. Indes hatte der Bergbau, wenn er überhaupt nicht zeitweilig ganz wieder aufgegeben wurde, bis zum Jahre 1521 nur den Charakter eines schwachen Versuchbaues.*) In diesem Jahre erließen die Grafen, durch die Erschürfung eines reichen Erzganges veranlaßt — es war am Beerberge in einer Klippe ein handbreiter Gang mit Glanzerz und reichhaltigen Nestern Rotgülden angetroffen — für ihr Gebiet die erste Bergfreiheit. Der Wortlaut derselben läßt darüber nicht im Zweifel, daß eine nennenswerte Ansiedelung am Andreasberge damals noch nicht bestand. Es heißt in derselben u. a.: „So Gott Gnade würde geben, daß sich Bergleute in unserer Herrschaft seßhaftig würden niederlassen und bauen, es sei zu Lauterberg oder an einem gelegenen Orte des Bergwerks, so wollen wir ihnen . . . alle Erb- und bürgerlichen Gerichte aus Gnaden zugestellet haben, und daß sie unter sich Burgemeister, Richter und Rath zu erwählen Macht haben. . . . Wir ordnen auch hiermit und lassen zu, alle Sonnabend einen freien Wochenmarkt, auch sonsten alle Tage . . . daselbst zum Lauterberg oder wo eine freie Bergstadt in unserer Herrschaft erbaut würde, zu halten."

Die Absicht der Bergfreiheit, dem im Entstehen begriffenen Bergbau neuen, kräftigen Zuzug zuzuführen, wurde — und gewiß über Erwarten hinaus — binnen kurzem erreicht. Schon im Jahre 1537 standen bei Andreasberg 116 Gruben im Bau, und es gab daselbst an Bergbeamten den Bergmeister, den Bergschreiber und sechs Geschworene. In welchem Jahre der Ort von dem ihm im Voraus verliehenen Rechte, sich Bürgermeister, Richter und Rat zu wählen, Gebrauch machte, ist nicht bekannt. Vielleicht ist von Rohrs (unbelegte) Nachricht, daß die Bergstadt anno 1535 erbaut worden und in Aufnahme gekommen sei, so zu verstehen, daß sie in diesem Jahre Stadtobrigkeit erhielt. Im Jahre 1539 waren „Richter, Borgermester vnd Rad vp Sancti Andreas berge" bereits in Thätigkeit.

Bis dahin in Lauterberg eingepfarrt, erhielt die Stadt 1536 eine eigene Kirche, die aber schon 1568 durch einen größeren Bau ersetzt werden mußte. Auch eine Schule bestand schon damals.

„Neu Bergwerk neu Geschrei!" sagt ein altes Sprichwort. In fieberhaftem Eifer hatten sich Gewerken und Bergleute herzugedrängt, die Schätze des gepriesenen Dorado zu heben: aber gar bald folgte eine gewaltige Ernüchterung. Nur wenige von den 116 aufgenommenen Gruben gaben Ausbeute, und in den acht Jahren 1542/49 zahlte die einzige Ausbeutezeche einmal einen Thaler auf den Kux. Da löste sich eine Gewerkschaft nach der anderen wieder auf, und die Versuchsbauten, welche weiter getrieben wurden, arbeiteten nur mit schwacher Belegung. Von neuem aber erwachte der Eifer, als im Jahre 1550 S. Jakob, S. Andreaskreuz und S. Anna, bald auch

*) Henning Calvör macht darauf aufmerksam, daß sich im Johannisstollen 300 Lachter (600 m) vom Mundloche entfernt, die Jahreszahl 1521 mit dem Namen Siegmund Hix eingehauen finde, und folgert daraus, daß dieser Stollen bald nach dem Jahre 1500 in Angriff genommen sein müsse, da zum Forttreiben einer so langen Strecke in sehr festem Gestein bei Anwendung des einfachen Berggezähs mindestens eine Zeit von 15—20 Jahren erforderlich gewesen sei. Calvör beruft sich dabei auf einen „vom St. Andreasberge bürtigen Klausthalischen Bergoffizier, der in diesem Stollen gearbeitet". — Wenn sich diese Inschrift wirklich vorfinden sollte, so ist doch die Jahreszahl ohne jeden Zweifel anders zu lesen, denn zur Anlage eines so bedeutenden und kostspieligen Stollens schritt man doch erst, nachdem die Gruben eine solche Tiefe erreicht hatten, daß die Wasser anders nicht gewältigt werden konnten.



drei andere Gruben in Ausbeute kamen. Doch trat schon nach wenigen Jahren wieder ein kläglicher Rückschritt ein; am Ende des Jahres 1577 waren nur noch 39 Gruben, darunter 37 Zubußzechen, im Betriebe, und der Rat klagte dem Grafen Volkmar von Honstein, daß bereits über 40 Häuser wüste und öde ständen, da niemand sie zu kaufen begehre, daß sich der gemeine handarbeitende Mann allhier in dieser geschwinden Zeit mit Weib und Kind nicht zu ernähren vermöge und also mit bloßen Händen von dannen scheiden müsse. Im Jahre 1587 standen nur noch 25, im Jahre 1607 11—19, im Jahre 1617 6—8 Zechen im Bau, und im zweiten Quartal 1620 waren alle Gruben bis auf zwei eingestellt. Bald kamen auch diese zum Erliegen, und die Silberhütte ward deshalb 1624 abgebrochen.

Die Blütezeit des Andreasberger Bergbaues, der nach dem 30jährigen Kriege langsam wieder aufgenommen ward und 1663 eine Hütte erhielt, fällt in die Jahre 1700—1730. Von da ging's erst allmählich, dann immer rascher abwärts. Während die Ausbeute in diesem Zeitraume durchschnittlich 20000 Thaler im Jahre betragen hatte; war sie im Jahre 1760 auf 520 Thaler gesunken. Seitdem hat sich Andreasberg nicht wieder emporzuschwingen vermocht. Die fremden Gewerken zogen sich größtenteils zurück, und die Gruben zeigten sich bei zunehmender Tiefe weniger ergiebig. In neuerer Zeit wurde wiederholt ein Teil der Mannschaft nach Lautenthal und Klausthal versetzt, ein anderer zur Waldarbeit abgegeben, manche fanden Beschäftigung in Zündholz-, Cigarren- und anderen Fabriken, andere suchten ihren Unterhalt in Vogelzucht und Vogelhandel.

Die früheren Eisenhütten in der Umgegend von Andreasberg sind sämtlich eingegangen. Von ihnen wurde die Hütte im Oderthal und eine andere unterhalb des Blaufarbenwerks in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingestellt, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts angelegte und 1857 eingestellte Steinrennerhütte 1868 auf Abbruch verkauft. — Die aus Forsthaus und Viehhof bestehende Kolonie Schluft zwischen Andreasberg und Klausthal ist aus einer Eisenhütte hervorgegangen, welche der Landdrost von Behr im Jahre 1617 hier „im Hinterharz“ — wie er an den Kanzler von Hedemann schreibt — „wohin der Teufel selbst jährlich nur einmal kommt“, mit großen Hoffnungen anlegte. 1626 von dänischen Kriegsleuten arg beschädigt, wurde sie 1659 für immer eingestellt.

Von den einzeln gelegenen Forst- und Weghäusern, Zechen- und Grabenhäusern, Gasthäusern, Ziegelhütten und Mühlen abgesehen, lassen sich die Ortschaften unsres Oberharzes in drei Gruppen zusammenstellen:

Die erste umfaßt die Orte, welche der Gewinnung und Verhüttung des Eisensteins ihre Entstehung verdanken. Es sind dies fast ausnahmslos die ältesten Ansiedelungen: Grund, Lerbach, Kamschlacken, Riefensbeek, Lonau und Sieber.

Die zweite begreift diejenigen Orte, welche mit der Aufnahme des Silberbergbaues als Berg- und Hüttenorte entstanden sind: Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Hahnenklee, Bockswiese, Festenburg und Schulenberg; Klausthal, Altenau und Gemkenthal; und S. Andreasberg.

Zur dritten gehören nur Buntenbock, welches der Viehwirtschaft, und Torfhaus, welches dem Torfstich seine Entstehung verdankt.

Fragen wir nun schließlich, woher die jetzige Bevölkerung des Oberharzes eingewandert ist, so steht zunächst fest, daß die Ortschaften der ersten Gruppe mit Ausnahme von Grund, sowie das aus Viehhöfen erweiterte Buntenbock nur niedersächsische Bevölkerung haben. Auch Grund ist vorwiegend sächsisch; die aus Ellrich und den Stolbergschen eingewanderten Familien waren zu gering an Zahl, um ihre südharzische Eigenart zu bewahren; die Bewohner von Grund sprechen nur niedersächsisch.

Als sprachlich gemischt muß Altenau, dessen Entstehung neben dem Silberbergbau auch auf Eisenhüttenbetrieb zurückzuführen ist, bezeichnet werden; als rein oberharzisch bleiben also nur übrig Lautenthal, Wildemann, Zellerfeld, Klausthal, Andreasberg und Schulenberg, dazu kommen noch die Ortschaften Hahnenklee, Bockswiese, Festenburg, Gemkenthal und Torfhaus.

Woher die ersten Bewohner dieser Orte, deren Nachkommen hier, inselartig abgeschlossen, ihre Sprache Jahrhunderte hindurch bewahrt haben, eingewandert sind, ist im einzelnen geschichtlich nicht nachzuweisen.

Eine eingehende Vergleichung der Mundarten hat erwiesen, daß das Oberharzische kein Kind des Mansfeldischen ist. Auch historische Gründe sprechen gegen eine bedeutende Einwanderung aus der Grafschaft Mansfeld. Gerade zu der Zeit, als der Oberharz zum zweiten Male besiedelt wurde, hob sich dort der schon zu Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbare und seit dem Jahre 1364 den Grafen kraft kaiserlicher Belehnung zustehende Bergbau in solcher Weise, daß die einheimischen Kräfte zum Betriebe desselben bei weitem nicht ausreichten. Auf Grund eines Patents des Grafen Albrecht vom Jahre 1511 machte sich damals „viel Bergvolk in seiner Gerichtsbarkeit seßhaft" und gründete die Neustadt Eisleben.

Dagegen hat sich eine auffallende Übereinstimmung der Mundart des Oberharzes mit der des Erzgebirges herausgestellt.

Berücksichtigt man daneben, daß im Jahre 1552 Bergleute aus dem Lande Meißen den Meißner Stollen bei Goslar aufnahmen, daß die Bergfreiheit Heinrichs des Jüngern von 1552 die Metallpreise in Meißnischer Währung angiebt und die Berggerichte zu Freiberg und Joachimsthal zu Appellhöfen in Bergsachen bestimmt, daß der Herzog Berghauptmann und Bergmeister aus Joachimsthal berief, so ist gewiß der Schluß gerechtfertigt, daß die Mehrzahl der Oberharzer im 15. Jahrhundert aus den Bergstädten des Erzgebirges eingewandert ist.

Die Kirchenbücher unserer Städte, von denen einiger Aufschluß zu hoffen wäre, reichen nicht bis in das 16. Jahrhundert zurück, und der Chronist Häcke hat unsere Frage nicht der Erörterung wert gehalten. Nur einige Male, wo es sich um Mord und Totschlag, um besondere Unfälle in den Gruben und dergl. handelt, erwähnt er die Heimat eines Bergmanns oder Bergbeamten. Als solche nennt er dreimal Schneeberg und je einmal Buchholz, Annaberg und Freiberg.

Mit Ausnahme der letztgenannten sind indes diese Bergstädte nur um einige Jahrzehnte älter als unsere oberharzischen: Schneeberg, dessen Silberadern 1471 unter der Regierung des Herzogs Albrecht entdeckt wurden, erhielt 1481 eine Bergfreiheit und im folgenden Jahre Stadtrechte; Annaberg — damals „Stadt am Schreckenberge" — und das nur durch einen Bach, die Grenze zwischen Kurfürstentum und Herzogtum, davon getrennte Buchholz — damals St. Katharinenberg im Buchenholze — wurde zwischen 1492 und 1496 gegründet. Und Joachimsthal, welches 1519 Stadtrechte erhielt, reicht sogar mit seiner ersten Grube am Schottenberge — von den 1437 unternom-

menen, aber bald wieder aufgegebenen Versuchsbauten abgesehen — nicht über das Jahr 1516 zurück. Die Frage nach der Stammesheimat der Oberharzer ist demnach mit einem Hinweis auf jene Bergstädte des Erzgebirges keineswegs genügend beantwortet. Woher nahmen diese gleichsam aus dem Boden wachsenden Städte ihre Bewohner? Die Chroniken derselben geben keine bestimmte Antwort auf die Frage; man nimmt dort an: aus Freiberg, vom Harze und aus anderen Berggegenden Mittel- und Süddeutschlands.

Freiberg aber führt seinen Bergbau teilweise auf die Einwanderung Goslarscher Bergleute zurück. Luther nach dem Tagebuch des Cordatus und der Halleschen Ausgabe der Tischreden — er beruft sich dabei auf Mitteilungen des Freiberger Superintendenten Hausmann —, Matthesius, Agricola, der Mönch von Pirna u. a. erzählen ziemlich übereinstimmend die bekannte Sage von dem Fuhrmanne, der eine Silberstufe im Wagengleise antraf und mit nach Goslar nahm. Sicher ist, daß zwischen den Jahren 1168—72 bei dem 1162 am rechten Ufer des Münzbachs, den sorbischen Dörfern Loßnitz und Cößnitz gegenüber, entstandenen deutsch-christlichen Christiansdorfe im Gebiete des 1162 gestifteten Klosters Altencelle Silberadern entdeckt wurden, was den Markgrafen Otto bewog, dieses Dorf vom Kloster durch Tausch zurückzuerwerben und Bergleute dorthin zu rufen. Diese kamen aus verschiedenen Gegenden, namentlich aus Böhmen und vom Harze. Auf die niedersächsische Stadt Goslar verweist die „Sächsstadt“, d. i. Sachsenstadt, welchen Namen noch heute der auf dem rechten Ufer des Münzbachs liegende ältere Stadtteil führt. Die Auswanderung Goslarscher Bergleute findet darin ihre genügende Erklärung, daß zu jener Zeit der Kämpfe der Welfen und Staufen der Bergbau am Rammelsberge zeitweilig zum Erliegen kam. Weisen der Frankenberg in Goslar und selbst unser Frankenscherven der Bergwerkskolonie des Rammelsberges das mitteldeutsche Franken als Heimat zu, so ist allerdings ein so früher, in das Jahr 1000 zurückreichender Silberbergbau in dieser Landschaft eben so wenig urkundlich zu belegen, wie in manchen anderen Gegenden mit unzweifelhaft uralter Montanindustrie. Aber Urkunden aus dem 14. Jahrhundert erwähnen ihn bereits als einen bestehenden.

Goslarsche Bergleute fränkischen Stammes gründen also in Gemeinschaft mit Böhmen die Stadt Freiberg, von dieser verbreitet sich gegen das Jahr 1500 unter starker Zuhülfenahme fremden Zuzugs der Silberbergbau nach Schneeberg, Annaberg und Buchholz und andern Orten des Erzgebirges, und die aus verschiedenen Stämmen zusammengewürfelte Bevölkerung dieser eben entstandenen Städte, in denen aber doch vielleicht das fränkische Element überwog — denn die Mundart entscheidet, wie u. a. die Grafschaft Mansfeld beweist, nicht über die Stammesangehörigkeit — sendet wieder Kolonien in den Oberharz.

Die Einwanderung aus Joachimsthal wird sich vielleicht auf die eine Kolonie beschränkt haben, welche Wolf Sturz mit sich führte, denn der Bergbau stand dort zur Zeit der Gründung unserer Bergstädte in vollster Blüte. Die meisten Zechen bei Annaberg dagegen wurden schon im 16. Jahrhundert wieder auflässig, weil die Erzgewinnung, als man in größere Tiefen steigen mußte, bei dem festen Gestein (dichtem Gneis) kostspielig ward.

Wie sich noch jetzt manche unserer alten Bergmannsnamen in den Städten des oberen Erzgebirges finden — so in Annaberg Stolle und Leucht — so ist auch wohl erwähnenswert, daß in den Namen der alten Gruben eine große Übereinstimmung herrscht — ich nenne als solche: Katharina Neufang, S. Georg, S. Anna, Heil. Dreifaltigkeit, S. Andreas, Landskrone, Fürstenstollen, Gottes

Gabe, Gnade Gottes, Auferstehung Christi, Dorothee, himmlisches Heer, Wildermann, Haus Sachsen, 3 Brüder, Elisabeth, Turmhof, Silberschnur, Himmelsfürst, Beschert Glück, Weißer Schwan, Hülfe Gottes, Himmelfahrt, Samuel.

Indes bei weitem nicht alle Oberharzer sind aus dem Erzgebirge und Böhmen eingewandert. Häcke giebt zweimal Schleusingen in der Grafschaft Henneberg, in welcher der alte Silber- und Kupfererzbergbau damals wieder aufgenommen war, als Heimat eines Oberharzers an. Dort weiß man freilich, gerade wie im Erzgebirge, nichts von einer Auswanderung nach dem Harze. Vielmehr sind (nach gefälliger Mitteilung des stellvertretenden Vorsitzenden des Hennebergschen Geschichtsvereins) die dortigen Geschichtsforscher allgemein der Ansicht, daß die ersten Bergleute aus dem Harze eingewandert sind. Aber es ist doch nicht anzunehmen, daß die beiden von Häcke namhaft gemachten Schleusinger die einzigen hier aus dem Hennebergschen*) eingewanderten Franken gewesen sind. — Von alten Harzer Bergmannsnamen finden sich in der Grafschaft u. a. Illing und Asmus.

Sodann erwähnt Häcke noch einen Beamten aus Schwalbach im Taunus und zwei Bergleute aus Schwaben. In beiden Landschaften wurde zu jener Zeit an mehreren Orten, doch meist nur vorübergehend, auf Silber gebaut: im Taunus bei Wehrshausen und in der niederen Grafschaft Katzenellenbogen; in Schwaben in der badischen Herrschaft Badenweiler, bei Justingen, bei Bulach und an anderen Orten im Würtembergschen. Herzog Ulrich erließ 1536 für die im Jahre zuvor wieder aufgenommenen Gruben zu Bulach eine Bergordnung, doch konnte nur mit Zubuße gearbeitet werden. Dieser Umstand bewog gewiß manche Bergleute, sich dem Oberharze zuzuwenden, der damals gleich einem neu entdeckten Peru eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt haben muß.

Ist die Handhabe zur Bestimmung der Heimat der Oberharzer, welche die Angaben der Häckeschen Chronik bieten, auch nur schwach, so ist sie doch vorläufig die einzige, welche außer der Dialektvergleichung in Anwendung gebracht werden kann. Soviel scheint doch mit einiger Sicherheit sich zu ergeben, daß die Kunde von den hier erschlossenen reichen Erzlagern, die Vergünstigungen, welche die Bergfreiheiten der Herzöge von Braunschweig und Grubenhagen und der Grafen von Honstein jedermann zusicherten, aus allen Gegenden Deutschlands, welche Silberbergbau trieben, namentlich aus solchen, in denen dieser im Rückgange begriffen war, Scharen von Bergleuten anlockten und dauernd herbeizogen. Anders läßt es sich auch kaum erklären, wie hier binnen einigen Jahrzehnten sieben Städte entstehen konnten. Die Städte des Erzgebirges allein vermochten solche Mengen, ohne selbst zu veröden, nicht abzugeben. Wohl aber werden sie, da ihre Mundart die übrigen unterdrückt hat, das größte Kontigent gestellt haben.

---

*) Der Bergbau in der ehemaligen Grafschaft Henneberg, insbesondere der Kupferbergbau bei Ilmenau, reicht in frühe Zeit zurück. Graf Poppo von Henneberg erhielt bereits in den Jahren 1216 und 1226 den Bergbau auf Gold, Silber und andere Metalle in seinen Landen vom Kaiser Friedrich II. als Reichslehen, und die Nachfolger Poppos ließen sich im 14., 15. und 16. Jahrhundert das Bergwerks-Regal von den Kaisern wiederholt bestätigen und erneuern. Im 16. Jahrhundert kam der Silber- und Kupfererz-Bergbau bei Goldlauter in Aufnahme.



III.

Reste und Spuren des Heidentums.*)

1. Altheidnische Opferstätten.

Auf Bergen und Höhen, an den Gräberhügeln des Flachlandes, in heiligen Hainen, bei Felsen und Klippen, überall an solchen Orten, welche von der Natur von ihrer Umgebung ausgezeichnet waren, kamen unsere heidnischen Vorfahren zu Opfer und Gericht zusammen. Schon aus diesem doppelten Zwecke ihrer Versammlungen, die nicht einen ganzen Volksstamm umfaßten, sondern wohl nur auf eine kleinere, etwa der späteren Go entsprechende Landschaft berechnet waren, geht hervor, daß die Opferstätten stets inmitten einer zahlreichen Bevölkerung in angebauter Gegend, nicht in Einöden, im unbewohnten Gebirge lagen.

Nur wenige von ihnen sind heute noch nachzuweisen. Denn wie man die christlichen Feste in die größten heidnischen Festzeiten legte und den heidnischen Festgebräuchen, soweit es irgend anging, christliche Beziehung gab; wie der heilige Bonifacius nicht nur die Donnereiche niederhieb, sondern an ihrer Stelle aus ihrem Holze eine Kirche erbaute; wie der Sachsenherzog Wittekind nach seiner Bekehrung da christliche Bethäuser errichtete, wo vorher die Götzen verehrt waren; wie Papst Gregor I. dem ersten Bischof von London Mellitus aufgab, nicht die Tempel der Engländer, sondern nur ihre Götterbilder zu zerstören, „damit das Volk an den Örtern, wohin es einmal gewöhnt, um so lieber zusammen komme“: so errichtete man auch in unseren Landen nach diesem an sich keineswegs verwerflichen altkirchlichen Grundsatze die ersten christlichen Kirchen an solchen Orten, welche bisher den Göttern geweiht gewesen waren. Es ist demnach nicht bloßer Zufall, sondern wohlberechneter Plan, daß die Archidiakonatkirchen sich regelmäßig in unmittelbarer Nähe der Malstätten, also der alten Gerichts- und Opferstätten, finden.

Mit der Umwandlung der heidnischen Opfer- in eine christliche Kultusstätte verschwand aber auch meistens der alte, auf die Götter sich beziehende Name, oder er erfuhr doch eine Umbildung im christlichen Sinne. Dennoch hat sich, wie im übrigen Deutschland, so auch in den Vorlanden des Harzes, hie und da ein Name erhalten, dessen mythische Beziehung den damit bezeichneten Ort als eine Stätte heidnischer Götterverehrung deutlich erkennen läßt, oder dessen Form doch zu einer Deutung in diesem Sinne berechtigt. Dem auf hoher Erdanschwellung in der altbesiedelten fruchtbaren Magdeburger Börde belegenen Gudenswegen, welches 937 Wataneswег, 973 Wodensweg, 1197 Wodenesweg, 1273 Wudenswege hieß, entspricht am Nordrande des

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß schon die Rücksicht auf den Umfang dieser „Heimatskunde“ mir verbietet, hier jede Harzsage und jedes Harzmärchen auf mythische Anklänge zu untersuchen und jeden Zug des Aberglaubens und jeden Volksbrauch auf seine heidnische Wurzel zurückzuführen. —
Die reichste Ausbeute haben mir für diesen Aufsatz die Arbeiten des Archivrats Dr. Jacobs in der Zeitschrift des Harzvereins gewährt.

Harzes ein (wüstes) Dorf Godenhusen und im Süden desselben ein Wodansberg. Dieser lag nach einer Nachricht aus dem Jahre 1277 in der Gegend von Wallhausen, doch ist sein Name jetzt verklungen. Eine bei Uthleben vor einem Jahrzehnt aufgegebene Opferstätte und andere durch Funde als solche gekennzeichnete Kultusstätten habe ich bereits erwähnt.

Am Südharze findet sich auch eine deutliche Spur der erwähnten Umdeutung einer heidnischen Götterfigur. Wie der Erzengel Michael vielfach für Wuotan oder Ziu eingetreten ist, so „erinnern die zahlreichen Petersberge in Deutschland als ehemalige Donarsberge an die Verehrung des die Felsen (daher die Beziehung auf Petrus nach Matth. 16, 18) mit ehernem Hammer zerschmetternden Donnergottes Thor oder Donar“. Noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts fand zu Petersberg bei Kelbra am Peterpaulstage (29. Juni) und zu Othstedt an Petri Kettenfeier (1. August) „nach alter Gewohnheit“ ein großer Zusammenlauf des Volkes statt, der als ein Rest des Heidentums angesehen wurde, da Erzbischof Werner von Mainz dagegen einschritt. Um jedoch die Einkünfte des Stiftes Walkenried, dem jene Orte gehörten, nicht zu schmälern, beschränkte er am 18. April 1266 das frühere Verbot dahin, daß der Zusammenlauf des Volkes nicht gehindert werden sollte.

Zu Schochwitz in der angrenzenden Grafschaft Mansfeld wurde noch im 15. Jahrhundert, wie aus einem Verbote des Bischofs Gerhard von Halberstadt von 1462 hervorgeht, „der gute Lubben“ verehrt. Mag dieser Name, wie Grimm und Simrock annehmen, einen plumpen Riesen, oder, wie Jakobs vermutet, einen slavischen Götzen bezeichnen, da sich das slavische Heidentum länger hielt als das germanische: jedenfalls haben wir hier einen Rest des alten Heidentums vor uns. Abgötterei trieb man auch mit dem Jodute, der nach der Schlacht am Welfesholze (1115) als Siegeszeichen und zu Ehren Hoyers von Mansfeld errichteten Bildsäule eines gehelmten Mannes mit dem eisernen Streitkolben in der Rechten und dem sächsischen Wappen in der Linken. Da die Landleute fleißig zu dieser Denksäule, deren Namen man — doch nicht ohne Bedenken — auf Zio deutet (Dute heißt indes Pflock, Zapfen), beten gingen und selbst die Priesterschaft sie als ein heiliges Bild ehrte, so zerstörte sie der Bischof von Merseburg auf Befehl des Königs Rudolf.

Am nordöstlichen Harzrande sind es vor allem die wunderbar gestalteten Felspartieen des Kalk- und Sandsteinzuges, welcher in altbewohnter Gegend unserem Gebirge parallel zieht, an denen der Blick bei einer Umschau nach heidnischen Opferstätten haftet: die Teufelsmauer, der Regen- (Reihen-?) Stein, der Gläserne Mönch, südlich von den Spiegelsbergen bei Halberstadt. Letzterer ist, wie auch der Bocksberg südsüdöstlich von Derenburg, durch zahlreiche auf heidnische Opfer bezügliche Fundstücke ausgezeichnet, die zum größeren Teile in Wernigerode aufbewahrt werden. In der unmittelbaren Nähe dieses Bocksberges liegen die merkwürdigen Hünensteine und der Thierstein am Hellbach, der Osterberg und das Osterholz, deren Namen gleich ihm unverkennbar mythische Beziehung haben. Im Jahre 1494 hieß eine Höhe bei dem wüsten Holtemmeditfurt Donreshô. Auch „das heilige Zeug“, der Abhang des Heideberges bei Quedlinburg, ist beachtenswert.

In den nordwestlichen Vorlanden hießen die Bodensteiner Klippen im Ambergau ehemals die Ostersteine, und die Höhe zwischen Bockenem und Bönnien, dessen westlicher Abhang mit dem Amberge, der Hauptmalstatt des Gaues, identisch sein muß, führt den Namen Gallberg. Dieses Wort hat aber nach Grimm, der darauf aufmerksam macht, daß Ulfilas bei seiner Bibel-

übersetzung das griechische Wort εἴδωλα (Götze) durch galiuga, galiuga guda, und εἰδωλεῖον durch galiugê staths verdeutscht hat, die Bedeutung Götzenberg. Wie nach dem Gallberge bei Hildesheim ein „heiliger Weg“ führte, so gab es auch bei dem gleichnamigen Berge im Ambergau bis zur Verkoppelung einen „heiligen Stieg“. (Vergl. meinen „Ambergau“.) Auf den Dillsgraben bei Bockenem und die Felsen im Hainberge, an welche sich die Hubertussage knüpft, komme ich noch einmal zurück.

Alte Grab- und Opferstätten scheinen auch die Lausehügel zu sein, die sich in den Vorbergen des Harzes mehrfach finden. Von dem Lausehügel bei Halberstadt und dem Lauseknigge bei Minsleben bewahren die Sammlungen in Wernigerode und Ilsenburg viele heidnische Fundstücke. Andere Lausehügel liegen nordnordöstlich von Aschersleben, südwestlich von Cochstedt und nördlich von Artern bei Kastedt nach Sangerhausen zu. „Wenn man die erste Hälfte des Namens aus einem mit dem griechischen λύειν verwandten deutschen Wortstamm herleiten könnte, so wäre der Sinn etwa Sühnungs- (Opfer-) Hügel. Sie kann aber auch einfach die Bedeutung unansehnlich, klein (lütt, lüttje) haben.“ (Dr. Jacobs.) —

Auch im Harze selbst, nicht bloß in seinen Vorlanden, finden sich Ortsnamen, welche in die Heidenzeit zurückweisen und teilweise wenigstens auf Opferstätten zu beziehen sind. Es scheint diese Thatsache dem im Eingange dieses Aufsatzes hingestellten Grundsatze, daß heidnische Kultusstätten nur inmitten bewohnter Gegenden zu suchen sind, zu widersprechen. Aber die Opferstätten im eigentlichen Gebirge werden auch erst in Gebrauch genommen sein und ihren darauf bezüglichen Namen erhalten haben, als den Sachsen die Benutzung der älteren im Lande belegenen durch Karls des Großen Verordnungen, welche den Götzendienst bei Todesstrafe verboten, unmöglich gemacht war. Es ist nicht anzuzweifeln, daß sich damals zahlreiche Umwohner des Harzes, um ihre Unabhängigkeit und ihren von den Vätern überkommenen Götterdienst vor dem eingedrungenen verhaßten fränkischen Eroberer zu retten, in bewohnbare Thäler des Gebirges flüchteten und hier ihr altväterisches Wesen noch eine Zeitlang zu fristen vermochten, und daß andere unmittelbare Nachbarn des Harzes, ohne ihre alten Wohnsitze zu verlassen, ihre den fränkischen Priestern und Grafen bekannten Opferstätten aufgaben und statt ihrer sich im schwerer zugänglichen Versteck neue suchten. Und an geeigneten und ihnen zusagenden Orten fehlte es nicht auf den Randbergen und den inneren Hochflächen des hohen Harzes. Mußte dieser doch „mit seinen großartig schaurigen steilen Felsen, Wasserstürzen, dichten, dunkeln Wäldern und verborgenen Quellen auf das in der Naturverehrung wurzelnde Heidentum einen überwältigenden Einfluß“ üben!

Indem ich die Harzburg mit ihrem fabelhaften Krododienst und den Brocken mit seinem Hexensabbat zunächst von der Besprechung ausschließe, eigne ich mir in der nachfolgenden Zusammenstellung im wesentlichen das Resultat der eingehenden Untersuchungen des bewährten Forschers Archivrats Dr. Jacobs in Wernigerode an.

In einer Urkunde des Bischofs Arnulf von Halberstadt (996—1023) heißt der alte Weg, welcher sich von Goslar über das Brockenfeld nach Ellrich zog und noch als Kaiserweg nachweisbar ist (siehe später), der Heidenstieg. Auch der Flecken Stiege hat, wie bereits erwähnt wurde, nach einem solchen uralten Pfade den Namen. Jener, der große Heidenstieg, führte über den Krodenbach (jetzt Kronenbach) an einem Schächerborn und den Malbäumen

der „Siebeneichen“ vorüber, welche 1258 urkundlich erwähnt werden. Ist bei diesen auf Grund ähnlicher Erscheinungen an anderen Orten an einen Opferplatz zu denken, so deutet der Schächerborn, neben welchem sich oberhalb der Schächermühle ein Schächerstein befindet, auf ein Hochgericht, aber zugleich auch, da die Opfermahle an alten Gerichtsstätten gehalten zu werden pflegten, auf eine Opferstätte. Dasselbe gilt von dem unbekannten Ulen- (Eulen-) Steine, welcher nach der mehrerwähnten Karte am Heidenstiege westlich von der Achtermannshöhe zu suchen ist. Auch die Breitensteine, welche an demselben wenige hundert Schritte von Oderbrück liegen, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Sie erinnern in ihrer ganzen Bildung so sehr an eine Opferstätte, daß Leibrock meint, es „müßten, wenn das Moos und die Heide, welche darauf wuchert, entfernt wird, sich noch Spuren davon finden, wenn auch nur in Knochenresten, Kohlen und Asche“.

Auf einer ziemlich breiten Stufe des Barenberges, südwestlich von den Schnarchern, erheben sich die Scherstorklippen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts hießen sie Tôrstôr, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Zörsthor (niederd. t in z verhochdeutscht), 1740 Sörsthor, jetzt schwankt die Benennung zwischen Scherstor, Seherstor und Sörsthor. Die höhere dieser Zwillingsklippen, zwischen welchen man hindurchgehen kann, ist etwa 50 Fuß hoch, „die zweite läuft in der Entfernung einiger Schuhe mit den ersteren in so merkwürdiger Weise parallel, daß man sich wohl vorstellen kann, wie unsere Vorfahren daran denken konnten, daß der Donnergott sie mit seinem gewaltigen Hammer gespalten habe“. „Von Braunlage auf Schierke zu führt ein Waldpfad daran vorbei, während von Elend und Elbingerode her ein jetzt wenigstens sehr gangbarer Holzfahrweg merkwürdigerweise gerade bis hierhin führt. Auch gehört der liebliche Barenberg zu dem urkundlich als frühest bewohntes Gebiet im hohen Harze bekannten Amte Elbingerode.“ (Dr. Jacobs.)

In demselben Amte lag beim heutigen Lukashof, dem alten Königshof gegenüber, in den Jahren 1515—20 die Eisenhütte Mugshol, die 1507 Ukishole, 1482 als Sägemühle Mukishole und 1471 Uxhole hieß. (Der Anlaut m ist — wie in Einersberg Meinersberg, Ahlsburg, Mahlsburg und zahlreichen anderen Fällen — der Auslaut des Artikels.) Verwandte Namen sind das Muxloch und die Muxklippe auf dem östlichen Eckerufer in der Grafschaft Wernigerode, welche ein älteres Ukislok und Ukisklef voraussetzen lassen. Grimm schließt von dem Namen des grausenvollen, von zwei Zwergen geschmiedeten Schwertes der ahd. Heldensage, des Uokesahs, auf einen Riesen Uoke (Uoki) und bemerkt, daß dieser der nordische Oegir sein könne. Simrock schließt sich an und verweist dabei auf die Ortsnamen Ueckerath und Ueckesdorf. So wird Ukishol, zumal gerade bei den Elbingerödern die Sage von den Zwergen und Riesen sich erhalten hat, wohl als Höhle des Riesen Uoki gedeutet werden dürfen.

Wenn nach dem Urteile Sachverständiger gerade viele mit Stein zusammengesetzte Namen auf die heidnische Zeit zurückweisen, so ist von solchen Bildungen in erster Linie Trautenstein, welches früher Truten- oder Trudenstein hieß, zu nennen, denn Trut, das auch in Trutenbeek (Zufluß der Harz-Oker von links) vorkommt, bezeichnet eine Zauberin. Ein anderer Trutenstein liegt unter der Hohne an der Elbingerode-Wernigerodischen Grenze. Mythische Beziehungen sind auch in dem Namen des Hübichensteines bei Grund, der mehrfach vorkommenden Tiersteine und Biel- oder Beilsteine, sowie der beiden Hünen- (Riesen-) Steine bei dem wüsten Godenhusen südlich von

Derenburg zu erkennen. Dagegen ist schwerlich bei allen Uhlen- (Eulen-) und Rabensteinen, noch weniger bei den mit Drache und Otter, Hölle und Teufel gebildeten Ortsnamen eine solche vorauszusetzen. Ob bei der Roßtrappe, der Mägdetrappe, dem Trappen- (jetzt Treppen-) Steine an der Oker, wird später untersucht werden.

Haben auch wohl alle hier aufgeführten Stätten in ihrem Namen mythische Klänge, so sollen sie doch keineswegs ausnahmlos als Opferplätze hingestellt werden. —

Einige Orte bedürfen noch besonderer Besprechung, namentlich die Harzburg, der Brocken, die Blocks- und die Bocksberge.

Der Götze Krodo auf der Harzburg. „Aus der Geschichte und Sage der Vorzeit beleben die Hünengestalten der Cherusker das Thal“ (der Radau), „ihre alten Helden mit sich führend, welche den brechenden Blick zu dem Berge des Wuotan“ (auf welchem später die Harzburg erbaut wurde) „emporsenden und sterben. Die Holzstöße flammen auf, und die geringen Reste der tapferen Recken finden in einer Urne Raum. Mannhaft wird der heilige Ort gegen die Katten verteidigt, die Cherusker erliegen, aber auch die Katten verschwinden in dem Völkerschwarme mit dem weißgelben Haar, den Sachsen, welche den Nordharz siegend nehmen. Die Sachsen verlassen im Verkehr mit anderen Völkern den ernsten Naturdienst ihrer Väter; sie machen ein Bild des Krodo (krotta Weuta) und stellen dasselbe auf den Harzberg. Zum Nationalheiligtum es weihend, eilen die Sachsen auf dem „Hellwege“ aus dem fernsten Westen herbei, um dem Krodo ihre Opfer darzubringen. Die Steinaltäre rauchen vom Blute, und die Flamme lodert empor, bis das Licht der Christuslehre die Nebel des Wahns vertreibt.“

So schreibt noch im Jahre 1882 ein Ungenannter in Johannes Meyers Heimatskunde der Provinz Hannover. Die Quelle, aus welcher er diese Nachrichten geschöpft hat, ist das im Jahre 1825 vom Forstschreiber Leonhard herausgegebene Buch „Die Harzburg und ihre Geschichte“. Seit der Abfertigung, welche dieses Machwerk im Jahre 1826 durch den Regierungsrat Delius gefunden hat, ist im übrigen das Krodogeschrei verstummt. Bis dahin aber hat Krodo eine reiche Litteratur aufzuweisen; Delius zählt nicht weniger als 91 Werke auf, in denen dieser Gott beschrieben und von ihm gehandelt wird.

Die Anhänger Krodos berufen sich auf Chroniken und Urkunden, auf die Sage, auf das Vorhandensein einer Krodohalle und eines Krodoaltars.

Von den Chroniken muß zunächst die Drönewulfsche ausgeschieden werden, weil sie überhaupt nicht existiert, ja sogar der angebliche Verfasser, „Kanonikus am Simon-Judasstifte zu Goslar“, niemals existiert hat. Er und seine Chronik sind Phantasiegebilde Erdwins von der Hardt, „Gemeinen Worthalters“ der freien Reisstadt Goslar, und nur zu dem Zwecke erfunden, die Echtheit der ihm ungeschickt und frech angefertigten Urkunden aus dem 8. Jahrhundert, welche er auf dem Osterfelde in Urnen eingeschlossen um das Jahr 1734 entdeckt haben wollte, zu stützen und zu beweisen.

Die eine dieser Urkunden lautet in Urtext und Übersetzung folgendermaßen:

Ui kortho woutan ilp osk an osken pana (wittekin) ok kelta
Hui Krodo-Wodan! hilf uns und unserem Pana (Wittekind) auch Kelta
af tat aiske karl ui ten slaktenera ik kif ti an ur an tu
von das scheusliche Karl, hui den Schlächter! Ich gebe dir einen Ur und zwei

skapa an al tat rof ik slakte ti al tat fanken up tinen
Schafe und all das Raub, ich schlachte dir all das Fang auf deinem
illiken artisparko. Artwaker scladomo for wittekin p. kelta.
heiligen Harzberge. Artwaker (von) Schladen für Wittekind p. Kelta.

Verständlich wird diese Urkunde erst durch die Chronik Drönewulfs, der zur Ergänzung auch noch eine andere, noch etwas ältere Urkunde aus seinem Schatze geliefert hat, und durch die kühnen Ausführungen des Fälschers Erdwin von der Hardt.

Darnach besiegte Karl der Große im Jahre 780 mit zwei Legionen den Herzog Wittekind am Harze, nahm dessen Unterfeldherrn (Kelta) Otto von Woldenberg samt 1000 Sachsen gefangen, zerstörte „Crotto Wodan auf dem Harzberge", ließ die Gefangenen taufen, gründete mehrere Ortschaften bei dem heutigen Goslar, errichtete ein festes Lager daselbst und besetzte dasselbe mit 300 Katten. Im Jahre 786 aber unterwarf sich, wie folgende Urkunde erweist, Kelta Otto dem Könige und wurde zu Gnaden angenommen.

Hilken maktik Konnick Karelo. Ik tin vanken Oddo, pana
Heiliger, mächtiger König Karl. Ich, dein Gefangener Otto, Kriegsherr
of thousand, vorsaki ten krotten Woudana belte up Artisbarko. So
über tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf Hartberge, also
ok all men Godmanni ok Krisknekti to Kerstene. All min Sittoma
auch alle meine Edle und Kriegsknechte u. werden Christen. All mein Besitztum
ok rekto is in tin will ok anda. We bit di otmode um
und Rechte sind in deinem Willen und Händen. Wir bitten dich fußfällig um
levens ok Fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten Vater
Leben und Freiheit. Wir wollen halten bei Gott dem Allmächtigen, dem Vater,
ten Son ten illiken Ost, di osk scapen heft, so we nu lernet,
dem Sohne, dem heiligen Geist, der uns geschaffen hat, wie wir nun gelernet,
ok an ti us nadik konnik.
auch an dir unserm gnädigen Könige.

Karl setzte darunter folgenden Gunstbrief: Et nos Dei Gratia Romanorum Imperator (!) Carolus promittimus Ottoni Satrapae et ejus familiaribus omnem gratiam Regalem, si fidem Deo omnipotenti Nobis et imperio servaverint, reddendo eis terras et Dominatus in Administrationem liberas. A. Sal. n. Jesu Christi fil. Dei unius Amen. VII°LXXXVI.

Das soll heißen: Und wir Karl, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer, versprechen dem Statthalter Otto und dessen Angehörigen die volle königliche Gnade, wenn sie dem allmächtigen Gott, uns und dem Reiche Treue bewahren, indem wir ihnen die freien Gebiete und die Herrschaft zur Verwaltung zurückgeben. Im Jahre des Heils, nach der Geburt Jesu Christi, des Sohnes des einigen Gottes Amen. 786.

Einige Jahre darauf wird Otto von Hartwakker, dem Kelta von Scladom (soll sein Schladen), einem früheren Mitgefangenen, und 1000 anderen „Heuchelchristen" im römischen Lager zu Goslar überfallen, schlägt den Angriff aber blutig zurück und läßt, um den Kaiser nicht zur Ahndung dieses Aufstandes zu reizen, Hartwakker und die übrigen Gefallenen schleunigst auf dem Osterfelde, wo von der Hardt 950 Jahre später jene Urnen ausgrub, einscharren.

An dieser Geschichte ist nichts verwunderlicher, als daß sie so lange Zeit hat Glauben finden können. —

Die ältesten Chroniken, welche eines Götzendienstes auf der Harzburg wirklich Erwähnung thun, sind Bothes Sassenchronik und die von Abel herausgegebene niederdeutsche.

Erstere erzählt: „To der hartesborch stond eyn affgodde, de het krodo, den vorstorde he (König Karl) vnde waß gestalt als hyr na geteket is . . . . Ick vinde in der schrift dat hyr in ostsassen to der hartesborch gestan hadde eyn affgode na saturno. vnd den heten de lude vnde dat meyne volck krodo. . . . . De konigh karl quem in dat lant vnd bekorde de ostsassen, do sprack he. we is iuwe got, do rep dat meyne volck: krodo, krodo is vnse got. Do sprack konigh karl. het krodo iuwe got, dat het de kroden duuel. van deme worde quam dat bose wort mangk den sassen. vnd to toch konigh karle to der hartesborch vnde vorstorde krodo den affgot. . . .

Die niederdeutsche Chronik sagt: VII^c lxxviij (778). De konigk karlus . . . toch wedder in Sassen, de fursten de weren alle vthe dem lande floghen vnde dat meyne volck gaff sick genslikеn vnder ome to deme kristenlouen vnde kam uort ouer de wesser in ost Sassen eynne myle weghes van dem harte vnde to der hartesborch dar stunt Saturnus den vorstorde. . . .

Beide Chroniken, aus denen alle späteren, welche einen Saturn- und Krododienst auf die Harzburg verlegen, geschöpft haben, sind erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, also 700 Jahre nach der angeblichen Zerstörung des Götzenbildes geschrieben und können deshalb, zumal sie in den Erzählungen aus älterer Zeit überhaupt voller Fabeln sind, in einer Sache, über welche alle älteren Chronisten schweigen, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen.

Bothe wird die Geschichte und das Bild, welches er von dem Götzen bringt, selbst erfunden haben. Letzteres beschreibt und erklärt er wie folgt: Dusse affgode stond vppe eyner sulen (Säule) vnd vppe eynen barse (Barsch) dat dude dat se wolden stan vppe vasten voten. wente de affgode stod baruet (barfuß) vppe dem barse. dat bedudde dat de sassen scholden ghan baruot vppe schermesten. er se sick scholden eighen geuen (daß die Sachsen eher barfuß auf Schermessern gehen, als sich zu Eigenleuten — Unfreien — geben sollten). wente de affgode gegort mit eyner lynen schorten (gegürtet mit einem leinenen Schurz). dat bedudde dat se fry weren van örem gode saturno. vnde scholden sick struuen jeghen öre voruolger. alse de barß iegen den heket (Hecht). Vnde de affgodde hadde in syner lochteren (linken) hant eyn rad. dat bedudde dat sick de sassen scholden vast besluten in eyn. vnd in der vorderen hant eynen water aymer. dat bedudde dat he were eyn moder der kulde (eine Mutter der Kälte). vnd de rosen in dem aymer bedudde dat he were eyn borne der Fruchte so anbeden se syne macht vppe dat one de Frost örer fruchte neynen schaden dede.

Spätere Bearbeiter haben Bothes Krodobild mehr und mehr umgestaltet, so daß der struppige Bursche schließlich fast salonfähig erscheint. Um die Verwandtschaft des Götzen mit dem römischen Saturn hervorzuheben, versahen sie ihn auch mit einer Sichel und beriefen sich dabei auf Bothe. Pomarius aber, der 1588 die Chronik desselben übersetzte und mit Anmerkungen versah, nennt den Schurz nur Fechel oder Band. —

Ist demnach der Götze Krodo aus Chroniken und Urkunden nicht zu erweisen, so vermag ihn die Sage noch weniger zu stützen und zu halten.

Als Bothe seine Chronik schrieb, muß das Volk noch nichts von diesem Götzen gewußt haben, denn er beruft sich nur auf eine „Schrift“, die aber eben so wenig das Tageslicht vertragen kann, wie von der Hardts Drönewulfsche Chronik. Die Sage hat sich Krodos erst bemächtigt, als die Kunde von ihm in das Volk getragen war. Übrigens beschränkt sie sich auch auf Wiedergabe der geschriebenen Erzählung.

Nur in einem Punkte ist sie darüber hinausgegangen: sie bezeichnet eine Vertiefung auf dem Burgberge als Krodohalle. Diese wird zuerst im Jahre 1574 erwähnt. Daß man sich auf der Höhe nach einem geeigneten Platze für das Götzenbild, das hier gestanden haben mußte, umsah und dabei auf die einzige oben vorhandene höhlenartige Vertiefung verfiel — man schwankte indes noch einige Zeit zwischen dieser und einem alten Stollen — hat nichts Auffälliges.

Was nun schließlich den sogenannten Krodoaltar betrifft, welcher in der Vorhalle des ehemaligen Domes zu Goslar aufbewahrt wird, so ist der erste, der ihn für den Altar des Götzen ausgegeben hat, der Goslarsche Geschichtsschreiber Heineccius, welcher um 1707 schrieb; vor ihm hat niemand von dieser Herkunft desselben etwas gewußt.

Nach dem Urteil des Oberbaurats Mithoff ist der Aufsatz dieses Altars, welcher aus einem hohlen Kasten von länglich viereckiger Gestalt von 1 m Länge, 79 cm Breite und 77 cm Höhe besteht, keine etruskische oder römische Arbeit, sondern „erinnert in seinen Verzierungen an die Ausschmückung von Metallarbeiten seit der Zeit des Bischofs Bernward von Hildesheim († 1022)“. Ein hohes Alter kommt dem Altar ohne Zweifel zu, aber in die Zeit des Heidentums reicht er nicht zurück.*) Etwas älter mögen die gleichfalls aus Bronze gegossenen vier Träger des Kastens sein, denn aus der Verstümmelung und Stellung der Hände wird geschlossen, daß sie ursprünglich einen anderen, unten abgerundeten Körper getragen haben. Dennoch werden sie „den altniedersächsischen Bronze-Gußwerken zugezählt werden dürfen“. Mithoff beschreibt diese hohlen und nach verschiedenen Modellen gegossenen Figuren folgendermaßen: „Ihr kurzes Haar, ihre großen hohlen Augen, scharf geschnittenen Züge und schmalen Lippen nebst dem langgezogenen, spitz zulaufenden Schnurr- und Kinnbart, dies alles verleiht ihnen in Verbindung mit ihrer, aus einem enganschließenden, die nackten Füße unbedeckt lassenden Unterkleide mit kurzen, nach unten sich erweiternden Ermeln und einem schurzähnlichen faltenreichen Obergewande bestehenden Kleidung ein eigentümlich-fremdartiges Gepräge. Sie erscheinen, zumal in ihrer gebückten Stellung, mit den nach rückwärts erhobenen Armen, als überwundene, dienstbar gemachte Heiden; und haben große Ähnlichkeit in Gesicht, Haltung und Ausdruck mit den vier Trägern des ehernen Taufkessels im Dom zu Bremen, die vielleicht wendische Gestalten darstellen und auf die Besiegung der Heiden durch die verschiedenen Kaiser hinweisen sollen.“

Dieser hochinteressante Altar hat seit alters im Dome zu Goslar gestanden. Für gewöhnlich verhüllt, wurde er als „goldener Altar“ an hohen Festtagen dem Volke gezeigt. Es waren nicht nur bis dahin, wo ihn Bonaparte nach Paris führen ließ, die vier eingeschobenen Seitenplatten vergoldet, sondern

*) Nicht unerwähnt lassen will ich dabei, daß der verstorbene Geheime Rat von Quast, Konservator der Altertümer in Preußen, ihn für einen heidnischen Opferaltar hielt, der durch die Völkerwanderung hierher verschleppt sei.



auch die vielgestaltigen Öffnungen, welche sich jetzt in denselben zeigen, mit vergoldetem Blech ausgesetzt, das gefaßte wertvolle Steine, Kristalle u. s. w. nebst Verzierungen in Filigranarbeit trug. Auch das im Innern des Altars befindliche Marmorkästchen, in welchem ohne Zweifel Reliquien aufbewahrt wurden, war mit vergoldetem Blech umgeben. —

Was sonst noch auf den Götzen Krodo, wenn die Sachsen einen solchen gehabt oder gekannt hätten, bezogen werden könnte, der erwähnte Krodenbach und die Krodenbrücke — ganz abgesehen von den Krötenbächen, Krötenbergen, Krötenpfuhlen und ähnlichen Namen — ist allein zu unbedeutend und nichtssagend, als daß dadurch das Urteil, daß der ganze Krododienst eine Erfindung Bothes (oder seines Gewährsmannes) ist, im mindesten abgeschwächt werden könnte.

Der Brocken als Opferstätte. Zur Zeit der Hexenprozesse wird der Brocken, oder vielmehr der Blocksberg, vielfach als Versammlungsort der Hexen genannt, und man hat daraus in der an und für sich richtigen Annahme, „daß die Hexen an lauter Plätze fahren, wo vor alters Gericht gehalten wurde oder heilige Opfer geschahen“, geschlossen, daß auch der Brocken eine heidnische Opferstätte gewesen sein müsse, und dann des weiteren ausgeführt, wie die hartnäckig an ihren Göttern festhaltenden Sachsen in der Nacht zu dieser ihnen heiligen Stätte hinaufstiegen und die von der christlichen Obrigkeit ausgestellten Wächter durch Verkleidung und „allerhand scheußliche Masken“ täuschten und erschreckten.

Wenn nun auch der Mythus von den Nachtfahrten der Unholden vorwiegend dem slavischen Heidentum eigen ist, so hat er doch auch Anknüpfungspunkte im heidnisch-deutschen Volksglauben. Als solche sind die Vorstellung von abendlichen Ausfahrten der Zauberer, die Mythe von Holda und ihrem Heere, namentlich aber die von Wuotans Umzügen, welche sich bald in die Sage vom „wütenden Heere“ umgestaltete, zu nennen.

Der Unholdenversammlungen geschieht zuerst in einer Sammlung kirchlicher Verordnungen Erwähnung, welche der Abt Regino von Prüm um 906 zusammengestellt hat. Es ist darin von Weibern die Rede, welche, auf Tieren reitend, in stürmischer Nacht und schweigend weite Strecken zurücklegen, aber es wird diese Meinung ausdrücklich als Aberglauben bezeichnet und gesagt, wer diesen Irrtum für wahr halte, falle vom Glauben ab und in heidnischen Irrtum zurück. Diese Stellung nahm überhaupt die Kirche Jahrhunderte hindurch zu den Unholdenfahrten. Sie lehrte, daß nur im Traum gottlose Weiber wähnten, sich an Tänzen in abgelegenen Gegenden zu beteiligen; eine wirkliche und körperliche Teilnahme nehme nur der Unglaube an. Auch strafte sie den in solchem Aberglauben liegenden Abfall vom echten Christenglauben, durch den man des Teufels werde, mit kirchlichen Fasten. Wie anders wenige Jahrhunderte später, als man die „Hexen“ (hagedisse, d. i. Waldweib) durch die Folter dazu zwang, ihre körperliche Beteiligung an den Unholdenfesten einzugestehen!

Die erste Erwähnung des „Brochelsberges“ als eines Festplatzes der Nachtfahrer geschieht in einem Nachtsegen aus dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Sonst werden in jener Zeit (daz sint alder wîbe troume, sagt zudem noch ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts) keine bestimmten Versammlungsorte, und auf deutschem Boden als solche am wenigsten Berge genannt. Erst im 16. Jahrhundert werden meistens bestimmte Berge namhaft gemacht, unter ihnen ist aber bis zur Mitte desselben der Blocksberg-

Brocken nicht.*) Von da ab schwingt dieser sich dann allmählich zum Hauptorte des Hexensabbats empor. Aber es ist im höchsten Grade auffällig und beachtenswert, daß in keinem Hexenprozesse der Grafschaft Wernigerode (wie Archivrat Dr. Jacobs aus den Akten nachgewiesen hat) auf die Hexenfahrt nach dem Brocken oder dem Blocksberge torquiert wurde, und daß keine Harzeingebornen diese Urgicht thaten, ja daß diese Vorstellung in der unmittelbaren Brockengegend verhältnismäßig früh vom Volke verlacht wurde. Dazu kommt, daß auch heute der Brocken den Namen Blocksberg nur in der Ferne führt**), denn die nächsten Anwohner (im Wernigerodeschen, auf dem Oberharze) gebrauchen ihn nur in der Verwünschung: Geh zum Blocksberge! Sollte er überhaupt dem Brocken ursprünglich nicht zukommen und auf diesen der Hexentanz und daraus die mythische Unholdenversammlung und also auch der heidnische Opferplatz irrtümlich verlegt sein? So ist es in der That. Von den baltischen Gestaden Preußens zieht sich durch Pommern, Brandenburg, Mecklenburg bis nach Schleswig-Holstein, also bis zu den ehemaligen Westgrenzen zwischen Slaven und Deutschen eine ganze Reihe von Blocksbergen, die sämtlich in ihrer Umgebung als Unholdenberge gelten. Auch sonst findet sich dieser Name auf slavischem Gebiet, so u. a. bei Krakau und bei Buda (=Ofen). Da aber im Slavischen Block und Götze durch dasselbe Wort (balwan) ausgedrückt wird, so bedeutet Blocksberg Götzenberg.

Nun ist es nicht mehr auffällig, daß unser Brocken, an den kein früher slavisches Gebiet heranreicht, erst spät unter die Blocksberge aufgenommen wurde, und daß man ihm diesen Namen nur in der Ferne beilegt, wo man nur sein von Nebeln gespensterhaft umwogtes Haupt erblickt.

Mit dem Brochelsberge des alten Nachtsegens kann der Brocken um so weniger gemeint sein, als die darin vorkommenden polnischen Wörter jenen in das slavische Niederdeutschland, und zwar ziemlich weit nach Osten verlegen. „Daß der Blocksberg samt der damit verknüpften Vorstellung von den nächtlichen Hexenfahrten auf slavisch-deutschem Boden schon über hundert Jahre im Volksglauben lebte, ehe wir in der Brockengegend überhaupt von einem Blocksberge hören, zeigt schon das im Jahre 1485, vor der Veröffentlichung des Hexenhammers gedruckte Lübecker Gebetbuch, worin es heißt: Hefstu ghelovet an de ghuden holden, eft dat die de nachtmar red, effte dat du redest tho dem Blokkesberghe up der oven kruk?“ (Hast du geglaubt an die guten Holden, oder daß dich die Nachtmar reitet, oder daß du auf der Ofengabel nach dem Blocksberge reitest?) Dr. Jacobs.

Auch als man den Brocken bereits als einen Blocksberg, als einen Versammlungsplatz der Hexen, ansah, heißt er auch als solcher in seiner Nachbarschaft fast ausnahmlos Brocken. So sagt die „Zauberin“ Grete Wroistes (dem Namen nach wohl keine Einheimische) zu Elbingerode am 10. Januar 1540

*) Eine Ausnahme macht eine Schrift von der Herkunft der Sachsen, welche sich zuerst in der Welt-Chronik Ekkehards von Urau aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts findet. Eine in den Jahren 1456—1460 angefertigte Abschrift derselben hat einen — wohl vom Abschreiber herrührenden — Zusatz, in welchem gesagt wird, daß sich Weiber infolge dämonischer Illusionen einbilden, auf Schemeln und Besen auf die Brockensberge zu reiten. Diese Mehrzahl macht es indes wahrscheinlich, daß unter den Brockenbergen nicht unser Brocken, sondern die Blocksberge überhaupt zu verstehen sind.

**) Das fiel schon dem Sachsen von Rohr auf: er sagt in seinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes, welche 1739 erschienen: „Die sich in seiner Nachbarschaft befinden, nennen ihn den Brocken.“



aus, daß die „rechten Zaubererschen in Walpurgen nacht auf den Brocken zu fharen pflegen". Eine ältere derartige Erwähnung ist nicht bekannt. —

An den Brocken knüpft sich demnach keine Mythe, welche den Schluß gerechtfertigt erscheinen ließe, daß auf demselben zu irgend einer Zeit eine heidnische Opferstätte gewesen sei. Es ist auch auf dem Berge niemals eine Spur von dargebrachten Opfern, niemals auch nur der geringste Rest eines Opfer- oder anderen Gerätes aus früherer Zeit aufgefunden worden. Die scheinbar mythischen Namen, welche einige Örtlichkeiten auf dem Berggipfel tragen, sind völlig bedeutungslos. Die Teufelskanzel, von welcher der Satan die Hexen begrüßte, das Hexenwaschbecken, aus welchem er die Versammlung besprengte, und der Hexenaltar, auf welchem die Opfer geschlachtet wurden, führten diese Namen selbst um 1634 noch nicht. Erst 1649 tauchen zum ersten Male ein Zauberbrunnen und ein Zauberteich auf. Mit allen möglichen bezüglichen Namen wurde der Hexenberg namentlich seit dem Jahre 1668 bereichert, wo mit Prätorius „Blockesberges-Verrichtung" der Blocksbergsunfug seinen Höhepunkt erreichte. Goethe warf dann in seinem Faust das dichterische Gewand um die Festgenossen der Walpurgisnacht. —

Überhaupt mit einem Eigennamen wird der Brocken zum ersten Male — von einigen aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammenden, aber in unvollkommener späterer Abschrift erhaltenen Weistümern abgesehen — in einer Urkunde aus dem Jahre 1490 belegt. Er heißt in derselben der Brackenberg, Ist diese späte Benennung eines weithin sichtbaren Berges nur daraus zu erklären, daß er wegen der undurchdringlichen Braken (dieses Wort bezeichnet „abgestandenes und verwachsenes Stangen- und Blockholz") und Brüche so gut wie unzugänglich war, so geht aus Urkunden hervor, daß noch hundert Jahre später der Zugang zu ihm so große Schwierigkeit bot, daß selbst das Holz in seiner Nähe nicht verwertet werden konnte; 1590: das Holz im Sterbethal „hat bis anhero niemand wohl gewinnen und herausbringen können", 1591: es „wolte sich wohl keiner so baldt so weit jnn Harz begeben", 1586: „Bei vieler Menschen gedenken ist (an den Hirschhörnern) kein Baum gehawen oder etwas genutzet". Wie viel mehr wird denn der Brocken zu der Zeit, als die Sachsen mit ihren heidnischen Festen vor Karl dem Großen in den Harz flüchteten, durch Braken und Brüche völlig verschanzt gewesen sein!

Die Bocksberge. Eine viel größere Bedeutung als die eigentlich dem früher slavischen Deutschland angehörenden Blocksberge haben für unser Gebirge als heidnische Opferstätten die Bocksberge, welche sich in den niedersächsischen Vorlanden desselben in nicht geringer Anzahl finden. Die bekanntesten sind der Bocksberg bei Derenburg, der Bocksberg bei Elbingerode und der Bocksberg zwischen Goslar und Zellerfeld.

Der Bock ist nicht nur ein uraltes Sinnbild des Teufels, sondern auch das Tier und Sinnbild der Hexen selbst. Nach ihm heißen sie „Bocksreiter", und der Bocksfuß ist ihr Siegel und Zeichen. Auf den Bocksbergen kommen die Hexen zu ihren nächtlichen Tänzen zusammen und huldigen hier dem Bocke. Jenes wie dieses geht aus den Fragen, welche man den auf Zauberei angeklagten Weibern vorlegte, und aus den Urgichten derselben vor. Besonders ausgezeichnet scheint der zuletzt aufgeführte Bocksberg zu sein: Neben ihm liegt nicht nur der Töversche oder Hexenkopf, sondern als Hexentanzplatz auch eine Bockswiese. Auf der alten Karte heißt diese „Ziegenwiese". Da die Ziege gleich dem Bocke den Hexen als Reittier diente, so werden auch die Ziegenberge (bei Darlingerode, Altenrode, Bakenstedt u. a. O.) als Hexenberge anzusehen sein.

Die Bedeutung, welche diese Hexenberge vor alters im deutschen Heidentum hatten, enthüllt uns der Name Bockshorn, mit welchem man noch im 16. und 17. Jahrhundert in den niedersächsischen Vorlanden das Osterfeuer bezeichnete. Während sich dieser Name jetzt völlig verloren hat, werden diese Feuer noch immer im niedersächsischen Harze, im Wernigerodeschen, Braunschweigschen, Hildesheimschen, Grubenhagenschen, Honsteinschen und bis in das Mansfeldische hinein fast bei jeder Ortschaft am ersten Ostertage auf einem Berge oder Hügel angezündet. Ja selbst der Oberharzer hat den Brauch von seinen Nachbarn angenommen und weicht nur darin von diesen ab, daß er das Feuer schon am Vorabend des Festes abbrennt.

Verschiedene Höhen, ohne Zweifel die alten Stätten des Bockshornbrennens — dessen Name noch nicht genügend erklärt ist —, sind oder waren nach dem Bockshorn benannt; so die Bockshornklippe bei Zorge, der Bockshornberg bei Deersheim, die Bockshornberge zwischen Huy und Fallstein, die Bockshornschanze bei Quedlinburg, der Bokhorneberg bei Langeln (1538 erwähnt), die Bockshornstätte bei Drübeck (1611.) In Hasserode ist der Name Bockhornberg in Blockshornberg übergegangen.

Andere Höhen, auf denen das Osterfeuer angezündet wird, sind mit Oster selbst gebildet; so die Osterberge bei Gandersheim und Quedlinburg. Auch bei den Bodensteiner Klippen, welche — wie bereits erwähnt — früher Osterstein hießen, brennt noch jetzt das Osterfeuer der Gemeinde Bodenstein. Liegt bei dieser die Beziehung auf die Ostar, die Göttin des Sonnenaufgangs und der Frühlingswiederkehr, auf der Hand, so ist eine solche auch bei andern mit Oster gebildeten Hügelnamen, weniger dagegen mit den so gebildeten Ortsnamen Osterode, Osterwiek u. s. w., anzunehmen.

Der Ostar-Kult scheint sich in ältester Zeit nicht auf das Osterfeuer, mit dem man die Wiederkehr des Lichts und der Wärme in der Frühlingssommerwende begrüßte, beschränkt zu haben, denn an mehreren Osterfeuerstätten, wie am Osterholze bei Derenburg, am Blockshornberge bei Hasserode, hat man Opfermesser und andere auf heidnischen Gottesdienst deutende Gegenstände aufgefunden. Auch der Umstand, daß die Osterfeuer an alten Gerichtsstätten abgebrannt werden (Bockenem, Wernigerode, Elbingerode, teilweise Hasserode), deutet Opferstätten an.

Unschwer ergiebt sich auch der Zusammenhang der Hexenversammlungen mit den Osterfeuerstätten. Auch das Walpurgis-Maifest ist eine Frühlingsfeier; und wie man im Osterfeuer symbolisch den Winter verbrannte, so tanzten die Hexen am 1. Mai den Schnee weg.

2. Wuotans-Mythen.

Der wilde Jäger. Wenn der Sturm heult auf den Höhen des Brockens und des Bruchberges, namentlich im Frühling und Herbst und in den zwölf heiligen Tagen von Weihnachten bis Epiphanias, dann stürmt der wilde Jäger auf schlohweißem Rosse durch die Lüfte; man hört das Pferdegewieher und Hundegebell, das Krächzen seines Raben oder der Eule Tuturſel, und schauerlich tönt sein Jagdruf: Hu, hu! oder hoi, hoi! und hoho, hoho! Meist jetzt er hoch in der Luft der flüchtenden Wolke nach, oft aber ist er so nahe, daß man sein grünes (oder graues) Jagdkleid erkennt und seinen Mantel weit ausgebreitet flattern sieht. Bist du im Hause, so schließe eilends beide Thüren, sonst fährt er hindurch, oder er läßt dir einen seiner Hunde, bis er wieder vorüberfährt im nächsten Jahre. Bist du draußen, so tritt still in die Mitte des Weges, damit seine vom Regen triefenden Hunde dich nicht sich schüttelnd

umringen. Vor allem aber hüte dich, seinen Jagdruf nachzuäffen. Sonst kehrt er um und versetzt dir eine gewaltige Ohrfeige wie jenem Köhler am Bruchberge, oder er schleudert dir eine Pferdelende herunter,

damit du ihm helfest knagen,
weil du ihm geholfen jagen,

oder er thut dir sonst einen Schabernack wie jenen Schäfern, denen er die Hürden zerschlug.

Das ist Wuotan, „der stürmend Einherschreitende", der Gott des Sturmes, in verblaßter Gestalt. Denn nach der deutschen Götterlehre zieht er auf seinem weißen Rosse Sleipnir, von seinen beiden Wölfen Meni und Freki begleitet und von seinen beiden Raben Hugin und Munin umflattert, im weiten Mantel, den Hut in die Stirn gedrückt, den Eschenspeer in der Hand, Wind und Wetter erregend durch die Luft. Die Wolke, die ihm voranfliegt, ist Frigg, seine Gemahlin; die Hunde, welche Asche fressen, bedeuten den Wind; sie legen sich, wenn sie in ein Haus eindringen, neben den Herd und sind von da nicht fortzubringen, denn hier unter dem Schornstein heult und schnaubt das ganze Jahr hindurch der Wind. Die Pferdekeule, welche er herabschleudert, erinnert daran, daß unsere heidnischen Vorfahren Wuotan zu Ehren das edle Roß zur Opfermahlzeit schlachteten, sein strafendes Herniederfahren läßt an den Donnerkeil denken.

Seine Begleiter (in den Sagen vielfach die Geister verstorbener Fürsten, oder die Geräderten und Erhängten) sind die Einheriar, die in der Schlacht gefallenen und von den Walküren, den Schlachtenjungfrauen, in die Walhalla geführten Helden; denn Wuotan ist auch der Kriegsgott, der als schönste Gabe auf Erden den Sieg verleiht und die Helden nach ihrem Tode mit Jagd und Waffenspiel belohnt.

Am Oberharze heißt Wuotan fast immer der wilde Jäger, in den nordwestlichen Vorlanden auch der Hastjäger, in anderen Teilen des Gebirges auch Hell-, d. i. Höllenjäger, sein Zug die wilde Jagd.*) Meist nimmt diese ihre Richtung auf den Brocken, oder kommt von ihm her. Im Ambergau tobt sie besonders durch den Horenstieg beim Dillsgraben, in Flenithi zieht sie den Renstieg entlang nach der Winzenburg. Bei Eisleben und im Mansfeldischen überhaupt schreitet ihr warnend der alte Eckard voran.

Daß die Sage vom wilden Jäger so allgemein und so fest wie kaum eine andere im Volke haftete, findet seine Erklärung in ihrer nahen Beziehung zur Natur. „Wenn der wilde Sturmwind über die Berge dahinbrauste, an Fenstern und Thüren rüttelte, die Schindeln von den Dächern riß, die gewaltigen Baumriesen bog und brach, wenn aufgeschreckt aus ihren Schlupfwinkeln die Nachtvögel kreischend durch die Lüfte flatterten, dann erschien es dem erschreckt aufhorchenden Menschen unwillkürlich, als wenn draußen ein neues, wildes Leben in den Lüften erwache, eine lärmende Schar durch die Wolken dahin tose." (Dr. Paul Zimmermann.)

„Mien Vader, mien Vader, horche mal rut,
dat hult da butten, dat hult sau lut;
dat bellt un schtampt, dat grölt un brüllt
hoch öwer de Böme grulich un wild."
„Mien Kind, dat is ne böse Nacht,
mien Kind, dat is de wille Jagd;

*) Der Name „wütendes Heer", d. i. Wuotans Heer, ist meines Wissens im Harze nicht bekannt.

en Vaderunser, drei Krieze ant Dor —
Gottlof, nu sind we sicher dervor!
Nu kann de Schpauk tau uns nich rin,
nu legg deck to Bedde, mien Kind, schlap in."

Der wilde Mann. Der wilde Mann findet sich allerdings in den Wappen vieler Fürsten, Herren und Städte, teils als Wappenfigur selbst und als Helmschmuck, mehr noch als Schildhalter, aber vor allem ist er Sinnbild und Zeichen des Harzes, wenn auch die Sagen ihn zunächst dem Oberharze zuweisen.

Da, wo jetzt das Rathaus der Bergstadt Wildemann steht, wohnte vor Hunderten von Jahren in einer Höhle der wilde Mann mit seiner Frau. Grüne Tannhecke und Moos war ihre Kleidung, und eine entwurzelte Tanne seine Waffe. Ritter Klaus, der Klein Klausthal erbaute, überraschte einst dieses wilde Paar vor seiner Höhle, nahm den Mann gefangen, zähmte ihn und lehrte ihn den Bergbau. Das wilde Weib aber entsprang und ist nie wieder gesehen.

Wenn die Sage in dieser Form auch nur recht jungen Ursprungs und augenscheinlich nur erfunden oder in diese Fassung gebracht ist, um den Namen der Stadt Wildemann und den des kleinen Klausthals, in welchem niemals eine Stadt gelegen hat, zu erklären, so ist doch aus derselben der Waldschrat oder Riese zu erkennen, wie er in etwas freierer Kleidung — denn der wilde Mann des Harzes ist von Kopf zu Fuß in Grün gehüllt — Münzen und Wappen ziert.

Indes liegt die mythische Bedeutung des wilden Mannes doch tiefer. In den Sagen Tirols, Graubündens und Hessens verfolgt der wilde Mann das wilde Weib oder eine ganze Schar von Wald- oder Moosweibchen. Auch der älteren Sage des Oberharzes ist dieser Zug nicht fremd. An der Stelle von Wildemann, so erzählt sie, stand einst eine Mooshütte, in welcher Moosweibchen wohnten. Sie waren völlig in Moos eingehüllt und gingen auf Gänsefüßen. Freundlich und liebreich nahmen sie sich aller Verirrten an, erquickten und beschenkten sie und zeigten ihnen den rechten Weg. Als Dank verlangten sie von jedem bewirteten Wanderer, daß er in einen der Bäume, welche um ihre Hütte standen, drei Kreuze einschneide, damit ihnen ihr Verfolger, der wilde Mann, nichts anhaben könnte.

Hiernach ist der wilde Mann unbestreitbar mit dem wilden Jäger, dem Sturmgotte Wuotan, identisch. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, so reißt der wilde Mann eine Tanne samt der Wurzel aus und gebraucht sie als Waffe. Die Moosweibchen sind Frigg („die alte Wasserfrau", Holda, Frau Holle, Bertha, Gode) und ihre Elben, die personifizierten Wolken. Darauf weisen ihre Freundlichkeit gegen gute Menschen, vor allem aber ihre Gänsefüße, denn die Gans, welche dem Schwan mythisch gleich steht, ist stets ein Symbol der Wolke. Zu Zeiten lassen sich die himmlischen Wasserfrauen auf die Erde nieder und füllen einen Pflanzenleib. Darum erscheinen sie als Pflanzengenien in grüner Kleidung, als Moosweibchen. Die drei Kreuze sind Thors Hammerzeichen, nicht Christi Kreuz. (Schon in der Veda kommt das aufrecht stehende Kreuz als Hammerzeichen Indras vor, der dem germanischen Donar entspricht. Als der christliche König Hakon zu Hladir über dem Trinkhorn ein Kreuz schlug, redete er sich bei seinen heidnischen Leuten damit aus, er mache Thors Hammerzeichen.) Wenn der Donnergott den Blitz, seinen Hammer, in die vom Sturme gejagten Wolken schleudert, so lassen sie sich als Regen zur Erde nieder, und der wilde Jäger kann sie nicht mehr verfolgen und jagen.

Hackelberg. Auch die Sage von Hackelberg ist nicht auf den Harz beschränkt, sie reicht vom Drömling durch den Harz bis tief in Westfalen hinein. Hier wird Hackelberg als Heidereiter, dort als Oberförster, im Harze als braunschweigscher Jägermeister Hans von Hackelberg bezeichnet. Begraben liegt, er, soweit die Harzgegenden in Frage kommen, beim Klepperkruge auf dem Steinfelde bei Wülperode, zu Abbenrode, Molmerschwende und bei Cochstädt.

Hackelberg ist keine geschichtliche Person — es hat, wie Herr Archivsekretär Dr. Paul Zimmermann auf Grund der Akten nachgewiesen, nie einen braunschweigschen Jägermeister dieses Namens gegeben — sondern „der Mantelträger“ Wuotan, denn Hackelbernd, eine Namensform, die sich noch in Westfalen für Hackelberg erhalten hat, aus hökull, d. i. Mantel oder Rüstung, und dem auch im Heliand vorkommenden berand*), d. i. Träger, zusammengesetzt, ist ein Beiname Wuotans.

Die Hackelbergssage ist nichts anders, als die Mythe vom wilden Jäger überhaupt. Nur einen Zug hat sie mehr, sie erzählt auch den Tod des Jägers, und auch der ist echt mythisch. Von den vielfachen Gestalten, welche die Sage im Volksmunde angenommen hat, ist das Wesentlichste etwa, „daß dem leidenschaftlichen Weidmann träumte, er kämpfe mit einem furchtbaren „Kämpen“ (Eber) und unterliege ihm. Bei der Jagd am anderen Morgen wird ein mächtiger Keiler erlegt, sei es von Hackelberend selbst oder, weil ihn der Traum gewarnt hatte, von seinem Jagdgesinde. Des Sieges froh oder der überstandenen Gefahr stößt er mit dem Fuße nach dem Eber und ruft: „Nun hau, wenn du kannst!“ Da dringt ihm der scharfe Zahn des Tiers durch den Fuß, die Wunde schwillt, der Stiefel muß vom Bein geschnitten werden; aber die Hülfe kommt zu spät, ein schneller Tod nimmt ihn dahin.“ (Simrock.)

Es scheint, als ob sich hier die Mythe von Baldur mit der Wuotans vermischt habe. Baldur, der Glänzende, der gute Sohn Wuotans, ist der mildeste und beste der Asen, der Liebling aller Götter und Menschen. (Dem entsprechend hebt auch die Hackelbergssage in ihrer ältesten Form das christliche und gottselige Leben Hackelbergs hervor.) Wie dieser durch beängstigende Träume gewarnt, ward er durch einen leichten Schlag mit einem Mistelzweige getötet.

Indes kann auch recht wohl der Tod durch den Eberzahn ursprünglich von Wuotan erzählt sein. Die Edda ist keine vollständige Sammlung aller Göttermythen. Sie läßt Freyja goldene Thränen um Wuotan (Odhr) weinen, aber sie weiß nicht, wohin dieser zog und wo er geblieben ist. Möglicherweise ist von Wuotan, der ja ursprünglich auch der Sonnengott war, manches auf den Sohn in veränderter Form übertragen, als der Mythus sich verdunkelte.

Ritter Dill.**) Im Gebiete der Stadt Bockenem, und zwar in der Gemarkung des wüsten Dorfes Hachum, befindet sich auf der Höhe des Ossenberges ein in der Tiefe mit klarem Wasser gefüllter trichterförmiger Erdfall, dessen obere Rundung etwa 1 km Umfang hat. Dies ist der Dills- oder „Tillsgraben“.

Hier stand vor langen Jahren, so erzählt die Sage, ein herrliches Schloß, bewohnt von dem Ritter Dill und seinem Gefolge. An der Spitze desselben zog er täglich in die angrenzenden Wälder zur Jagd hinaus. So machte er sich in Begleitung eines Dieners auch am Christabend auf, als eben die

---

*) Gotisch bairan, niederdeutsch bören, davon Bört, Eimer, Zuber, heißt tragen.
**) Siehe auch meinen „Ambergau“.

Glocken der Kirche in Bockenem den erst vor wenigen Jahren Christen gewordenen Bewohnern des Ambergaues die Geburt des Weltheilandes verkündeten. Wohl warnte ihn sein treuer Diener davor, diese hochheilige Nacht durch sein sündhaftes Treiben zu entweihen. Aber er lästerte frech den Christengott und verschwur sich, nicht ohne Beute heimzukehren, und sollte gleich seine Burg darüber zu grunde gehen. Doch kein Wild ließ sich blicken, der Wald war wie ausgestorben. Endlich lief ein Hase über den Weg, aber er trug das Kreuzeszeichen an seiner Stirne. Dennoch legte Dill auf ihn an, zielte und — fehlte. Da überfiel den trotzigen Jäger ein Grauen. Hastig wandte er seinen Schimmel und jagte seiner Burg zu. Schon sprengte er durch das Thor; da flog der Hahn, der schon zweimal vorher in menschlicher Rede die Burgbewohner gewarnt hatte, auf dasselbe, und mit dem Hahnenschrei versank das Schloß tief in den Berg hinein. Hier sitzt nun der Ritter am Steintische, durch den sein weißer Bart hindurchgewachsen ist. Nur in der Christnacht kehrt er auf kurze Zeit auf die Oberfläche der Erde zurück, um dreimal mit seinem Schimmel den Dillsgraben zu umjagen.

Einst spielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, unten am Wasser des Dillsgrabens, während ihre Eltern in der Nähe das Feld bestellten. Da ladet sie ein riesengroßer Hecht mit bemoostem Haupte ein, sich Dills versunkenes Schloß anzusehen. Sie setzen sich auf seinen Rücken und werden unversehrt von ihm in das Schloß getragen. Dort sehen sie den Ritter am Tische sitzen und werden von ihm freundlich bewirtet und reichlich beschenkt. Dann besteigen sie den Hecht von neuem und gelangen glücklich wieder zu ihren Eltern zurück.

Die Fische im Dillsgraben sind die verwünschten Burgleute und dürfen deshalb nicht gefangen werden. Dennoch hatte ein verwegenes Brüderpaar eines Abends dort gefischt. Aber als sie „im Sütter" hinunter gingen, wurde die Kiepe, in der sie die Fische trugen, schwerer und schwerer, und am Hachumer Kirchhofe mußten sie dieselbe niedersetzen, um sich zu erholen. Da blies der Wächter in Bockenem die Mitternacht, und in diesem Augenblicke begannen die Fische zu sprechen. Der eine fragte: Julian, hast du die Schweine schon eingethan? Dieser antwortete: Ja, bis auf die einäugige Sau („bet up de einegige Seeje nah"). Voll Entsetzen nahmen die Fischer die Kiepe auf und trugen die Fische in den Dillsgraben zurück; und je näher sie demselben kamen, desto leichter ward die Last. —

Auch in der Sage von Dill erkennen wir die Wuotansmythe wieder, obwohl sie christlich umgestaltet ist. Mit der Annahme des Christentums gab unser Volk das Andenken an die alten Götter nicht auf. Aber man nahm ihnen allmählich die lichten, freundlichen Züge und übertrug diese auf christliche Heilige. An die Stelle Wuotans traten in dieser Hinsicht besonders St. Michael und St. Martin. Er selbst aber ward als finsteres, teuflisches Wesen in die Berge verwiesen. Wohl labt er noch hin und wieder Kinder (oder Verirrte) mit Speise und Trank, meist aber erscheint er von nun an als der Unhold und der leibhaftige Teufel. Im Laufe der Zeit ward er immer mehr seines mythischen Gehalts beraubt, und man machte aus ihm, wie anderswo einen Jägermeister, oder einen Kaiser Rotbart, so hier einen Ritter Dill, d. i. Teufel, der zur Strafe für seinen gotteslästerlichen Frevel in den Berg gebannt ist.

Doch sind durch den Einfluß des Christentums nicht alle mythischen Züge verwischt. Er ist der Jäger und Schimmelreiter geblieben und besteigt sein

Roß noch einmal jährlich in den heiligen Zwölften. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß in dem unmittelbar angrenzenden Horenstieg der „Hastjäger" besonders arg tobt. Er knallt dort mit der Peitsche, und seine Hunde bellen, voran die großen mit tiefer Stimme, zuletzt kommen ganz kleine, die nur „bleffen und jaulen".

Einen nicht bedeutungslosen mythischen Zug enthält auch die dritte der oben mitgeteilten Sagen, die bisher allen Sammlern entgangen ist.*) Die Frage, welche hier einem der Fische in den Mund gelegt wird: „Jiulejahn, heste de Sweïne all innedahn?" lautet in anderen Gegenden: „Aldrian, hes du den Kempen all innedahn, dei Hackelbarg sall daut slan?" Julian ist darnach für den unbekannt gewordenen Namen Aldrian eingeschoben. Dieser wird aber auf Aldrian, den Vater des einäugigen Hagen, Siegfrieds Mörder, gedeutet. Die Antwort: „Ja, bet up de einegije Seeje nah" ist um so beachtenswerter, als bisher nur in einer einzigen Sage (aus Thüringen) die Einäugigkeit des „Kempen", durch welche dieser erst völlig identisch mit dem einäugigen Hagen wird, nachgewiesen werden konnte.

Auch Siegfried ist eine mythische Gestalt. Rein und schuldlos wie Balder, erliegt er wie dieser der Bosheit und Tücke. Und wie Hackelberg, bei welchem wir bereits an Balder erinnerten, im Traum vor dem Eber gewarnt wird, so träumte Kriemhild, daß ihren Gatten zwei wilde Schweine töteten.

Auch der hier berührte Zug der Dillsgrabensage verstärkt die Wahrscheinlichkeit dessen, daß Balders (und Siegfrieds) Tod ursprünglich Wuotans Tod gewesen ist. —

Die ganze Umgebung des Dillsgraben trägt mythische Namen. Der Ossenberg, welcher wenige Schritte von dem Rande desselben ziemlich steil abfällt, wird mit den Ochsen, obwohl man seinen Namen in Ochsenberg verhochdeutscht hat, nichts zu thun haben; jedenfalls kann man ihn mit demselben Rechte als Asenberg, d. i. Götterberg, deuten, wie den Oßberg bei Heiligenstadt, in welchem Hackelberg-Wuotan begraben liegt. — Der in der Richtung nach Dahlum sich hinziehende Abhang heißt **Horenstieg** und der nach dem wüsten Hachum sanfter abfallende „die **Osterlamme**". Der Horenstieg (hochdeutsch jetzt Hornstieg gesprochen) kann, wie der Horenberg (Hornberg) bei Elbingerode, an das Bockshorn, d. i. Osterfeuer erinnern, und Osterlamme scheint nicht mit Lamm, sondern mit einem Worte von mir unbekannter Bedeutung gebildet zu sein, so daß die erste Hälfte des Wortes nicht auf das **Osterfest**, sondern auf die Göttin Ostera sich bezieht.

Ein Osterfeuer wird freilich seit Menschengedenken beim Dillsgraben nicht mehr angezündet — übrigens hätten die Bewohner des wüsten Dorfes Hachum weit und breit keinen geeigneteren Punkt finden können — aber am ersten Ostertage, falls das Wetter es gestattet, vor allem aber am ersten Pfingsttage wallfahrtet die ganze Bevölkerung der Amberga, alt und jung, nach dem Dillsgraben, wo Wege durch Feld und Wald von allen Seiten zusammentreffen; ja durch den Horenstieg ziehen ihm sogar Gesellschaften aus Seesen und anderen Orten der oberen Go des Ambergaues und durch den Wald ganze Scharen aus dem Flenithigau zu.

Dieser festliche Besuch des Dillsgrabens am Pfingstfeste ist mehr denn ein bloßes Herkommen, er ist nicht weniger ein Rest des altgermanischen Sommerfestes, als das Schmücken der Hausthüren mit grünen Maien, das Umher-

---

*) Dr. **Pröhle**, dem ich sie vor etwa 15 Jahren schon mitteilte, scheint sie nicht verwertet zu haben.



führen des bekränzten Pfingstochsen und das Bekränzen der an den Fuß des Offenberges getriebenen Herde am Pfingstfeste. Wuotan (Ritter Dill), auf den vielfach Züge anderer Götter übertragen, oder von dem in der späteren Mythe andere Götter abgezweigt sind, erscheint hier als der den Winter hindurch im Berge schlummernde und nun erwachende und die Erde neu verjüngende Sommergott.

Damit hängt auch wohl zusammen, daß der Wasserstand im Dillsgraben am Pfingstfeste über die Fruchtbarkeit des Jahres entscheidet.

St. Hubertus.*) Im Ambergau, zwischen Volkersheim und Sehlde, erhebt sich auf einer schroffen Felswand ein viel besuchtes Jagdschlößchen des Grafen zu Münster, „das Jägerhaus“. An diesen Felsen mit der darunter liegenden Schlucht knüpft sich die Sage von der Bekehrung des heil. Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger.

Als die Glaubensboten vor vielen hundert Jahren in den Ambergau kamen, verließ alles Volk seine Götzen und wandte sich dem gekreuzigten Christengotte zu. Nur einer der Mächtigsten, dessen Name man nicht mehr kennt, widerstrebte hartnäckig. Schon immer ein eifriger Jäger, betrieb er nun die Jagd gerade an den Sonn- und Festtagen mit einer wahren Wut. Er setzte mit seinem Jagdgefolge und seiner Meute höhnend durch die dichtesten Scharen der Kirchengänger, er wußte es bei der Verfolgung des flüchtenden Hirsches so einzurichten, daß das tolle Jagdgetöse, das Hetzen und Geheul der Hunde, der Jubel der Waldhörner und Jäger den Gottesdienst störte. Keine Vorstellung und Bitte vermochte den wilden Jäger, wie man ihn bald nannte, von seinem wüsten Treiben abzubringen.

Einst am Karfreitage suchte er wieder seine wilden Genossen zur Jagd zu sammeln. Aber so willig sie ihm sonst gefolgt waren, heute, am heiligsten Tage der Christen, verweigerten sie ihre Teilnahme und warnten den wilden Jäger vor dem Zorn des Christengottes. Doch trotzig rief er aus: Und wenn mir der gekreuzigte Christus selber begegnet, so stelle ich das Jagen nicht ein! Unmutig ritt er mit einem Diener in den dichten Wald hinein. Tief in der Wildnis, in der oben bezeichneten Schlucht, trat ihm langsam und majestätisch, ohne jede Furcht, ein mächtiger Hirsch entgegen und schritt, unbekümmert um die Hunde, auf ihn zu. Da schleuderte der Jäger rasch und geschickt seinen Speer und traf das edle Tier mitten zwischen dem Geweih. Aber siehe da — der Hirsch stand noch hochaufgerichtet, und der Speer war zum hell leuchtenden Kruzifixe geworden. Da sank der wilde Jäger, von jähem Schrecken ergriffen, anbetend auf seine Kniee und gelobte, der Jagd für immer entsagen zu wollen. Als er sich erhob, war der wunderbare Hirsch verschwunden. Der Jäger bekehrte sich zu Christo, erhielt in der Taufe den Namen Hubertus und führte seitdem ein christliches Leben.

Indem ich hinsichtlich der Beschreibung der Felsen-Kapelle, in welcher diese Bekehrung von Künstlerhand als Relief dargestellt ist — eine ältere Darstellung findet sich außen am Felsen — auf meine Heimatskunde des Ambergaues verweise, sehe ich auch von einer Wiedergabe der Legende ab, welche den Schauplatz dieser Bekehrung in die Ardennen verlegt und den hier namenlosen wilden Jäger zu einem historischen Kirchenfürsten, dem Sohne des Herzogs Bertrand von Aquitanien und späteren Bischofe St. Hubertus von Lüttich († 727), macht.

---

*) Siehe auch meinen „Ambergau“.

Der Hubertus der Volkssage, welche ihren mythischen Charakter besser bewahrt hat, als die Legende, ist niemand anders als Wuotan, der wilde Jäger. Als Winter- und Nachtjäger Uller oder Wol, mit dem er also identisch ist, verfolgt er den Sonnenhirsch. Dieser ist aber „das Symbol der täglich hinter den Berg, in die Unterwelt gehenden Sonne, und so kann der Schuß auf ihn nur die am Abend nachlassende Kraft der Sonne bedeuten". (Simrock.) An die Stelle des Symbols der Sonne setzte das Christentum Christus, die wahre Himmelssonne, und Uller, die Nacht, sah man nun als ein Symbol der in Finsternis und Todesschatten sitzenden Heidenwelt an, die Christum wohl angreift mit ihren Waffen, aber plötzlich anbetend vor ihm die Kniee beugen muß.

Kaiser Rotbart. In dem Berge, welcher die Ruinen der Burg Kyffhausen trägt, sitzt Kaiser Friedrich Barbarossa schlafend am runden Steintische, den Kopf auf die Hand gestützt, von Zeit zu Zeit nickend und mit den Augen zwinkernd. Schon zweimal ist sein Bart um den Tisch gewachsen; wenn er ihn zum dritten Mal umschlingt, wird der Kaiser erwachen, aus dem Berge hinausschreiten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. Dann ergrünt dieser von neuem, und damit bricht eine bessere Zeit an. — Alle hundert Jahre erwacht er einmal, um nach seinen Raben zu schauen. Einst fragte er einen Schäfer, der ihn wachend antraf: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" und als jener diese Frage bejahte, rief er bekümmert aus: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen!"

Kaiser Rotbart schläft auch im Untersberge bei Salzburg, im Keller seines Schlosses zu Kaiserslautern und im Trifels bei Anweiler. Auch an andere Helden, sowohl an geschichtliche wie an die unserer Heldensage knüpft sich derselbe Mythus. So schläft Siegfried mit anderen Helden im Bergschlosse Geroldseck, Kaiser Karl der Große im hessischen Odenberge und im Kaiser-Karls-Berge zwischen Nürnberg und Fürth, und hinsichtlich des Untersberges schwankt die Sage zwischen ihm, Barbarossa, dem Kaiser Friedrich II. und Karl V. Andere Sagen nennen Etzel und Dietrich von Bern (Theoderich den Ostgothen), den Sachsenherzog Wittekind, den Welfen Eticho, die deutschen Ottonen, den Schweizer Tell, ja sogar den Sandwirt Hofer.

Wird schon dadurch die Sage als Mythe gekennzeichnet, so lassen uns auch die Einzelzüge derselben nicht im Zweifel darüber, daß unter dem Schläfer nur Wuotan verstanden werden kann. Die Helden, welche mit ihm schlafen, sind die Einherier. Die Raben, die um den Berg fliegen, sind Wuotans Raben, welche er ausgesandt hat, zu erkunden, wie es in der Welt steht. Daß sie den Berg umkreisen, statt hineinzufliegen, sich auf des Gottes Schultern zu setzen und ihm ihre Kunde in das Ohr zu flüstern, ist eine Verdunkelung, welche die Sage im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Auch bricht die Kyffhäusersage plötzlich ab, ohne daß man erfährt, wodurch die bessere Zeit heraufgeführt werden soll. Diese Frage beantwortet aber die vom Untersberge in Übereinstimmung mit alten, schon vor einem halben Jahrtausend aufgeschriebenen Sagen. Wenn der Kaiser erwacht, wird auf dem Walserfelde eine blutige Schlacht geschlagen werden. Das ist der letzte Weltkampf, das Weltende. Erst dann, wenn der Kampf entschieden ist — nicht schon, wie die verdunkelte Kyffhäusersage sagt, wenn der Kaiser hinaustritt — kann der dürre Baum wieder ergrünen, denn dieser ist die Weltesche, die bei der Wiedergeburt der Welt ihren verlorenen Blätterschmuck zurückerhält.

Auffallend ist an dieser Mythe, daß sie Wuotan im Berge dem jüngsten Tage entgegen schlafen läßt, während doch die Edda Asgards Höhen als

Wohnung der Götter nennt. „Allein die deutsche Sage“, sagt Simrock, „hat meist das Ältere bewahrt, und es fehlt nicht an Spuren gleicher Anschauung im Norden.“ „Zu vermuten ist, daß einst sogar Odin, der sich den Mann vom Berge nennt, im Berge wohnte.“ „Die eddische Auffassung, wonach die Asen ihre Wohnung im Himmel haben, kann nur eine spätere sein.“

Zwergkönig Hübich. In der Nähe von Grund erhebt sich, weit über die Baumwipfel hinausblickend, der Kalkstein-Doppelfelsen, welcher den Namen Hübichenstein trägt. In den Höhlen unter demselben wohnt der Zwergkönig Hübich oder Gübich mit seinem Völkchen. Silber und Gold und edles Gestein liegt aufgespeichert in diesem unterirdischen Schlosse, und Hübich spendet davon, wie die bekannten Sagen erzählen, an gute und notleidende Menschen.

König Hübich ist ein „verzwergter“ Wuotan, denn zu den zahlreichen Beinamen dieses Gottes gehört auch Gibich (got. Gibika, altsächsisch Kipicho, nordisch Giuki), d. i. der Geber. Wuotan ist nicht nur der Sturm- und Kriegsgott, sondern auch der Geber aller erwünschten Gaben.

3. Heidnische Festgebräuche.

Da das Osterfeuer bereits im ersten Teile dieses Aufsatzes behandelt ist, und viele Festgebräuche, welche aus heidnischen in christliche umgedeutet sind, im Harze keine wesentlich andere Gestalt haben als im übrigen Deutschland, so sind nur noch einige den Harzgegenden in dieser Form eigentümliche zu nennen.

1. Das Johannisfest am Oberharze.*)

1. Wie der Oberharz eine oberdeutsche Sprachinsel bildet im Lande der alten Sachsen und Thüringer, so hat er auch seine besonderen Sitten und Bräuche. Der vom Vater auf den Sohn ohne Unterbrechung vererbte Beruf, das durch diesen bedingte Gebundensein an die Scholle, das tiefe Heimatsgefühl, das er mit allen Bergbewohnern gemein hat, die frühere Unwegsamkeit des Gebirges und dessen scharfe Begrenzung auf den meisten Seiten: dieses und manches andere hat es dem Oberharzer leicht gemacht, Sprache und Sitten seiner Väter durch Jahrhunderte in dem fremden, nun zur Heimat gewordenen Lande treu zu bewahren. Er ist so fest gewachsen in diesem Boden, den er sich mit Schlegel und Eisen zu eigen gemacht hat, daß ihm selbst die Kunde vom Stammsitze seiner Väter, von einer Einwanderung derselben in die damalige Wildnis desselben entschwunden ist, aber dennoch trägt er noch immer die Spuren seiner mitteldeutschen Heimat unverkennbar und unverwischt an sich, selbst da noch, wo er, wie in Altenau, mit den Niedersachsen in Berührung und Vermischung gekommen ist, am ausgeprägtesten aber in Klausthal-Zellerfeld, Wildemann und Andreasberg.

Daß er das Johannisfest gleich den Marien- und allen anderen kleinern Festen noch jetzt an dem Tage kirchlich begeht, auf welchen sie fallen, nicht

*) Obwohl die Volksfeier dieses Festes im Rückgange begriffen ist, glaube ich doch die Schilderung derselben, welche ich im Jahre 1874 in dem hannoverschen Zeitblatte „Haus und Schule“ (Nr. 24—27) veröffentlichte, mit einigen Kürzungen hier wiedergeben zu dürfen. Von spezieller Angabe der Belegstellen muß ich um des Raumes willen hier absehen; die von mir angezogenen Bücher sind namentlich: Uhlhorn, das Weihnachtsfest, Grimm, deutsche Mythologie, Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, Wuttke, der deutsche Volksaberglaube, von Reinsberg-Düringsfeld, das festliche Jahr, Brockhausen, die Pflanzenwelt Niedersachsens, Mannhardt, germanische Mythen.



am nächstfolgenden Sonntage, ist nicht dahin zu rechnen. Wohl aber ist die Volksfeier des Johannistages entschieden ein Erbteil aus der obersächsisch-fränkischen Heimat.

Wir wollen uns dieselbe in Klausthal, der größten unserer Bergstädte, ansehen.

Schon am Tage zuvor sind viele Hände beschäftigt, die Feier in hergebrachter Weise vorzubereiten. Bergleute tragen zu dreien oder vieren grüne, auf allen Seiten gleich schön bewachsene Tannen zur Stadt herein. Sie sind ihnen für 50 oder 75 Pfennig von den Förstern angewiesen, und früher, als noch Forst und Bergbau einen Haushalt bildeten, kosteten sie überhaupt nichts. Frauen und Mädchen binden Kränze und Guirlanden von Tannhecke und Blumen und von den ein ganzes Jahr lang sorgsam gesammelten Eierschalen. In der Mitte der Straße werden mit stillschweigender Genehmigung der Polizei einige Steine aus dem Pflaster gebrochen, der Tannenbaum wird bis zur Höhe von 1 bis 1 $^1/_2$ m von Zweigen und Rinde befreit, in seinem oberen Teile bis zur Spitze mit Blumenkränzen, Eierguirlanden und bunten Bändern geschmückt und dann mit Hülfe der Nachbarn behutsam aufgerichtet und mit Steinen verkeilt. Nun brauchen nur noch die großen Guirlanden von den Häusern zu den Bäumen gezogen, die Kränze an das Haus genagelt, etwaige Transparente angebracht zu werden, und die Belustigung kann ihren Anfang nehmen.

Wie in der Sachsenstadt Goslar fränkische Sitten und Feste nur im Frankenberger Viertel sich finden, so beschränkt sich jetzt auch in Klausthal, obwohl die Bewohner dieser Stadt mit ganz geringer Ausnahme ein und demselben Stamme angehören, die Volksfeier des Johannisfestes auf die Straßen, welche fast ausschließlich von Berg- und Hüttenleuten bewohnt werden. Am schönsten aber pflegt das Fest auf der Mühlenstraße zu sein. Da wohnt kein Beamter und kein Handwerker, und ihre Anwohner halten gute nachbarliche Freundschaft. Zudem endigt die breite Straße oben vor den Wiesen, so daß kein Wagen die Einrichtungen stören kann, und die „Mühlensträßler“ wissen, daß sie der ganzen Stadt ein Schauspiel geben, und setzen ihren Stolz darein, den Beifall der Zuschauermenge sich zu erwerben.

Der Morgen des Johannistages, in dessen erster Stunde die Wunderblume unter dem Farnkraut blüht, welche alle Schätze der Berge offenbart, ist angebrochen und kündigt günstiges Wetter an. Zur Grube ziehen nur wenige heute, die meisten arbeiten den Tag ein, denn arbeitsfrei sind die kleinen kirchlichen Feste nicht mehr. Morgens wie nachmittags wird Gottesdienst in den Kirchen gehalten, aber die Geistlichen predigen leider fast leeren Bänken. Kirchlich ist der Oberharzer überhaupt nicht. Seitdem vor einigen Jahrzehnten die Sonnabendsschicht eingeführt ist, hat er nur noch den Sonntag für seine Familie, für die nötigen häuslichen Arbeiten. Wollte man aber von seiner Kirchlichkeit einen Schluß ziehen auf seine Gottesfurcht, so thäte man ihm doch Unrecht.

Bald nach dem Nachmittags-Gottesdienste nimmt die Lustbarkeit ihren Anfang. Zunächst ist es aber nur die Schuljugend, welche sich um den Tannenbaum mit dem Rufe:

(1.) Tripp trapp!
Käsenapp!
Heute ist Johannistag!

versammelt. Knaben und Mädchen in bunter Abwechselung schließen einen Kreis um jeden Johannisbaum und springen fröhlich herum. Dabei singen

sie mit ihren hellen Stimmen die alten Johannislieder nach ihren zum Teil recht ansprechenden Volksmelodieen. Die Zuschauer, die sich vereinzelt schon jetzt einfinden, werden wohl von den Knaben durch ein vorgehaltenes Band „gehemmt“, bis sie sich durch einige Pfennige freie Passage erkaufen. (Übrigens ist dieses Hemmen in Klausthal fast ganz abgekommen. In anderen Harzorten, z. B. in Schulenberg, wird es noch in vollem Umfange geübt. In Altenau bekommen die Schulkinder seit dem Jahre 1827 die Zinsen eines für diesen Zweck von einer Jungfer Klapproth testamentarisch bestimmten Kapitals von 2400 Mk. unter der Bedingung ausgezahlt, daß sie sich alles Hemmens enthalten.)

Zuweilen sind auf dem Trottoir hie und da schmale, mit kleinen Tannen umfriedigte und mit Brettern gedielte Tanzplätze vor den Häusern angelegt. Hier sitzen die Hausbewohner und die Nachbarn um den Tisch herum und schauen behaglich dem Treiben der Kinder zu. Der große mit Broihan gefüllte Seeburger Krug macht fleißig die Runde, und die langen Pfeifen, gefüllt mit dem traditionellen „Briestabak“, qualmen aufs beste. Großvater im Kattunkamisol erzählt von vergangenen Zeiten, vom „Hans-Narren-König“*) Hieronymus und der Königin Katharina, die sich im Hunde spazieren fahren ließen bei der Grube Dorothee und nicht müde wurden, sich von einem alten Bergmanne Lieder vorspielen zu lassen auf dem wunderlichsten aller Musikinstrumente, dem Hinterleder; von den beiden Harzer Schützenkorps, welche dann die Franzosen, die mit Raubbau den Harz zu grunde richten wollten, vertreiben halfen, von bergmännischen Aufwartungen und Grubenbränden. Dazwischen spielt der Vater eins auf der Harzzither, und dem jungen Pärchen, das den Erzählungen, so interessant sie auch waren, nur halbes Ohr geliehen hat, zuckt's in allen Gliedern: Wenn nur die Dämmerung erst käme!

Oben vor der Straße an der Wiese ist unter einer Art Ehrenpforte ein größeres Quadrat mit Tannen umsteckt und mit langen Tafeln und improvisierten Bänken besetzt. Da geht's fröhlich her bei Bier und Wurst, und die bereits zahlreich angekommenen Zuschauer genieren nicht im geringsten. Eine Harzzither, eine Ziehharmonika, ein Triangel, eine Geige und ein Horn, von musikalischen jungen Bergleuten gespielt, bilden das Orchester, und ist es auch wunderbar zusammengesetzt, so ist die Musik doch harmonisch und das Spiel taktfest. Es liegt ein eigentümlicher Reiz in dieser Harzer Bergmannsmusik, die man nirgend sonst hört. Das Harzer Nationallied „Glückauf, ihr Bergleut!“ ist immer schön, man muß es aber von einer Harzkapelle gehört haben, um ganz verstehen zu können, wie es alt und jung zu begeistern im stande ist.

Nun endlich beginnt's zu dunkeln. Schon brennen die qualmenden Grubenlichter und die bunten Papierlampions an den Bäumen und Guirlanden. Den Kindern werden die kleineren Bäume auf der unteren Straße angewiesen, „Bursche“ und „Jungfern“ schließen in langer Reihe Kreise um die Bäume, und der Reihentanz beginnt. Er geht links herum wie die Sonne. In der Mitte steht ein Bursch, um sich aus dem singenden Kreise eine Jungfer auszusuchen. Er wartet, bis es Zeit ist. Sie singen:

(2.) Ich bin ein lustiger Weidemann,
ich suche mir ein Revier,

*) Wie jener Bauer den Namenszug dieses Königs vor dem Braunschweiger Schlosse „Hei Nimmt Rietut!“ sich deutete, so liest man das verschlungene HN auf den westfälischen Cent- und Fünfcentstücken „Hans Narr“ und nennt diese Geldstücke Hansnarrenpfennige.



ein Hirschlein, das ich schießen kann,
ein hübsches, munteres Tier.
Es giebt der munteren Tiere so viel,
drum, Jäger nimm, dir eins zum Ziel!
Puff!

Mit ausgestrecktem Arme bezeichnet der Bursche, welchen man umtanzt, ein junges Mädchen. Dieses tritt zu ihm in den Kreis, und der Gesang geht weiter:

Der Schuß, der ist geschehen,
man muß das Wild besehen.

Dabei dreht der Bursch sein Wild ein paarmal um sich selbst, küßt es auf den Mund und stellt sich auf den Platz, welchen das Mädchen vor dem Schusse einnahm. Nun ist dieses der Jäger und der Hirsch ein Bursch.

Zur Abwechselung werden folgende Lieder angestimmt:

(3.)

Jagt mir doch das Hirschlein aus der Weide;
du, nur du bist meines Herzens Freude.
Wechselt mir die spanische Pistole,
daß ich kann mein Schätzlein wieder holen.

Ei, so komm doch her, mein Kind,
weil ich dich jetzt wiederfind.
Treue, treue liebe mich
und vergiß das Küßlein nicht.

(4.)

Wo treff ich meinen Schäfer (meine Schäfrin) an,
wo werd ich ihn (sie) wohl finden,
der (die) mir mein Herz versüßen kann?
Wohl unter einer Linden,
wohl unter einem grünen Busche,
da ich meinen Schäfer (meine Schäfrin) suche,
unter einer Linden,
da werd ich ihn (sie) schon finden.

O Schäfer (Schäfrin), Sie bleiben stille stehn,
mich deucht, ich sollt Sie kennen.
Warum wolln Sie so von mir gehn
und sich so von mir trennen?
Ei, so will ich mich zu Sie (!) wenden,
fassen Sie bei beiden Händen,
und Sie werden desgleichen
auch mir ein Küßlein reichen.

(Nach der Angabe eines alten Klausthalers früher auch in dieser kürzeren Fassung:

Wo treff ich meinen Schäfer an,
wo werd ich ihn wohl finden?
Wohl unter einer grünen Tann,
wohl unter einer Linden;
wohl unter einer grünen Buchen
da will ich meinen Schäfer suchen
und mich mit ihm vergleichen
und ihm ein Küßlein reichen.)

(Kuß!)

(Schneller:) O wie glücklich ist die Stund,
da ich meinen Schäfer fund.

Soll das Küssen rascher gehen, so wird folgendes Lied gesungen:

(5.) Ich ging in den Rosengarten,
eine Dame zu erwarten,
die mir schenket einen Kuß.

Man stellt auch wohl, wenn der Kreis sehr groß ist, zwei Bursche oder Jungfern zu gleicher Zeit in die Mitte.

Wie die Lieder zeigen, ist's bei allen auf das Küssen abgesehen. Selten nur sträubt sich ein junges Mädchen, das zum ersten Male in den Kreis gerufen wird, gegen den Kuß. In der Regel wird er als etwas Selbstverständliches, allenfalls unter verschämtem Erröten, gewährt. Er gehört zum Johannisfeste, wie der Kuß des Russen zum Osterfeste und der Kuß unter der Mistel zum Weihnachtsfeste des Engländers.

Von den schmalen Tanzböden auf dem Trottoir sind Tische und Stühle weggeräumt, und rastlos schwenkt sich Paar um Paar zwischen der engen

Tannenbrüstung und den blumengeschmückten Fenstern nach den Klängen von Zither, Triangel und Harmonika.

Da plötzlich erhebt sich gewaltiger Jubel unten auf der Straße. Eine Schar Verkleideter ist angekommen und hat sich sofort dem nächsten Kreise eingereiht. Die meisten karrikieren die Moden vergangener Zeiten. Da giebt es lange bis auf die Waden reichende blaue Fracks mit blanken Knöpfen und hohem, steifem Kragen, enge gelbe Beinkleider und wunderliche Gebilde von Hüten, fast zu groß als Hutfutteral in der Gegenwart; da sind Tonnenreife als Krinoline und Strohhüte, die wie das Scheuleder der Pferde die Augen zwingen, immer geradeaus zu sehen; wenn ein Kuß kommt, muß die Strohbarriere zurückgeschoben werden. Doch alle diese Gestalten kommen auch im „Lande“ vor (der Harzer teilt bekanntlich die Erde ein in Land und Harz). Dem Oberharze eigentümlich, aber nicht auf das Johannisfest beschränkt, ist das „Heckmännle“, der von Kopf zu Fuß in Tannhecke und Moos eingenähte wilde Mann, bewehrt mit einer mannshohen grünen Tanne. Da indes dieses Gewand viel Mühe macht, so sieht man die Heckmännchen nur noch selten, und dann meistens bei Schützen- und Bergfesten.

Auch Masken zu Roß und Wagen drängen sich durch das Menschengewühl, 1870 und in den folgenden Jahren gewöhnlich Napoleon mit Gemahlin in französischen Phantasie-Uniformen. — Jetzt hat die Lust ihren Höhepunkt erreicht. Jeder Baum ist der Mittelpunkt eines tanzenden und singenden Kreises. Hunderte von Zuschauern und Zuschauerinnen aus allen Ständen und Stadtteilen wogen die Straße auf und ab. Mancher muß wider seinen Willen einen Augenblick am Tanze teilnehmen. Andere, und unter diesen auch Söhne fremder Länder und Erdteile, schließen sich freiwillig an. Vor etwa einem Jahrzehnt erzeigte auch ein hochgestellter und allgemein beliebter Beamter nebst seiner Tochter den Bergleuten diese Ehre.*)

Nachdem die vorgenannten Lieder einige Stunden lang gesungen sind, geht man wohl zu den Johannisliedern über, bei welchen das Küssen nicht gerade als die Hauptsache erscheint. Auch sonst sucht man möglichst Abwechselung in den Tanz zu bringen. Zwei Kreise vereinigen sich zu einem großen, ziehen die Straße hinauf und hinab und lösen sich wieder in kleinere Kreise auf.

Von den Johannisliedern sind mir noch folgende bekannt:

(6.)

Emerette (Eberraute, Artemisia abr.),
Mirtenkraut
steht in unserm Garten,
die (Luise) ist die Braut,
will nicht länger warten.
(Lotte), gieb den Küken was,
laß die Glucke sausen.
Traut den Junggesellen nicht,
laßt sie alle laufen.

(7.)

Die Jungfer (der Bursche) hat sich umgewandt;
so rar
wie ein Haar,
so klein
Hühnelein.
Dreißig, vierzig, fünfzig Jahr.
Der Bursche (die Jungfer) wend sich um.
(Auguste) hat sich umgedreht,
der Liebste hat den Kranz beschert.
Wir treten auf die Kette;
Kette klinget hell und klar;
es sind gewesen sieben Jahr,
sieben Jahr sind 'rum.
Die (Jette) dreht sich 'rum.

---

*) In einem solchen Falle läßt man ausnahmsweise eine Verbeugung statt des Kusses gelten.

(8.)

Wer steht da draußen vor der Thür
und thut so leise klopfen?
Ich bin der Fürst (die Fürstin), ich stehe dafür,
ich habe hier was zu suchen.
Ich hab verloren meinen Schatz
allhier, allhier auf diesem Platz.
Drum schließet auf den Garten. —

Du bist mir viel zu witzig. —
Deine Reden sind mir viel zu spitzig. —
Du bist von Flandern,
(Altenau: Du bist von vielem Flandern,)
liebst heute mich und morgen einen andern —
aber du, mein Engel, mein Trost, mein Leben,
dir will ich ein Küßlein geben.

(9.)

O Jammer, Jammer! höre zu,
was ich dir sagen werde!
Ich hab verloren meinen Mann;
mach auf, mach auf den Garten!
Ich will mal sehn, ob ich ihn nicht
noch einmal wiedersehe.
O schau, o schau, hier ist mein Mann;
hier fall ich ihm zu Füßen,
und der mich stets geliebet hat,
den werd ich einstmals küssen.
Nun steh ich wieder auf zu dir
und mache einen Diener dir.

(Andreasberg:
O Jammer, Jammer! höre zu,
was ich dir einst will sagen.
Ich hab verloren meinen Schatz;
schließt auf, schließt auf den Garten!
Ich will mal zusehn, ob ich ihn
nicht einstmals wieder finde.
Ach Schatz, ach Schatz, du bist mein Schatz!
Drum fall ich dir zu Fuße
und stehe wieder auf zu dir
und mache ein Empfehl-mich-ihm.)

(10.)

Ach Tannenbaum, ach Tannenbaum,
du bist ein grüner Zweig.
Wie grünest du den Winter,
du schöner Sommerzweig!

(11.)

Der Kirschbaum hat sein Laub verlorn,
wer soll denn dafür sorgen?
Das soll die Jungfer (Anna) thun,
drum wünschen wir ihr guten Morgen.
Guten Morgen! Guten Morgen!

In Wildemann, Altenau und Grund wird auch das bekannte Lied: „Es fuhr ein Bauer ins Holz“, und in den beiden erstgenannten Städten auch: „Wer mir die Gans gestohlen hat“ beim Johannisbaum gesungen.

So geht's fort bis 11 oder 12 Uhr nachts. Dann hat sich die Zuschauermenge verloren. Die Bursche gehen mit ihren „Mädels“ in die Häuser und tanzen in der ausgeräumten Stube Schottisch, Galopp und Walzer. In den Erholungspausen wird ein Volkslied angestimmt, von Einzelnen ein Solostück zur Zither gesungen und von allen nach Herzenslust gegessen und getrunken. Plötzlich stürmt die ganze Schar wieder hinaus zum Tannenbaum, springt jauchzend und jodelnd und singend im Kreise herum und kehrt wieder in das Haus zurück. In manchen Häusern währt die Festlichkeit bis in den hellen Morgen hinein, bis das Vergnügen bis zur Hefe ausgekostet ist.

2. St. Johannes der Täufer ist der einzige Heilige, dessen Geburtstag schon seit alters kirchlich gefeiert wird. Der heiligen Geschichte entsprechend geht dieser dem Geburtstage des Herrn, wie Johannis Empfängnis der Verkündigung Mariä, um ein halbes Jahr vorher. In sinniger Weise haben die Alten diese vier Tage von höchster Bedeutung für die Geschichte des Reiches Christi auf die vier Wendepunkte des Naturjahres, die beiden Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen, gelegt. Bei Einführung des Gregorianischen Kalenders ließ man ihnen die alten Monatstage und verwischte dadurch in etwas die bedeutsame Allegorie. Wie Christi Geburtstag mit dem kürzesten Tage, dem Geburtstage der Sonne, dem dies natalis solis invicti der Römer, zusammenfällt, so wurde Johannis d. T. Geburtstag am längsten Tage, der Sommersonnenwende des Julianischen Kalenders, gefeiert. „Von diesem Tage an nehmen die Tage wieder ab, ein sinniges Bild von dem Leben

des Täufers, der ja selbst gesprochen: „Christus muß wachsen, ich muß abnehmen." (Uhlhorn.)

Die Sommersonnenwende war bei den alten Deutschen ein hoher Festtag, auf den man große Volksversammlungen und Festlichkeiten legte. Siegfried und Kriemhild werden von Gunther gen Worms geladen zur „hochgecit gein disen sunewenden", und auf denselben Tag entbieten 26 Jahre später Werbel und Swemlin, die Boten des Königs Etzel, das Königsgeschlecht der Burgunden nach dem Hunnenlande („Ze nähsten sunewenden so wil ich si han, die uns mit triwen minnen"). Noch Ludwig der Fromme hielt 824 und 831 Reichsversammlungen am Johannistage.

Die Sonnenwende wurde sowohl bei den germanischen Stämmen als auch bei den Romanen und Slaven namentlich durch Anzündung eines Feuers gefeiert. Wenn das erste Trullanische Concil zu Konstantinopel 680 die abergläubischen Feuer zur Zeit der Neumonde und die Leptinische Synode 743 die Notfeuer verbot, so hat man wenigstens in der Praxis die „Sunwendfeuer" nicht zu den verbotenen gerechnet, sondern ihnen, da man sie vermutlich nicht wie die Neumondfeuer unterdrücken konnte, christliche Deutung gegeben. Sie brannten nun zu Ehren Johannis des T., wurden hie und da, z. B. in Gernsheim bei Mainz, vom Pfarrer gesegnet und bis zum Erlöschen vom Volke mit Gesang und Gebet begleitet. Die Legende wußte bald auch mehrere Begebenheiten aus Johannis Leben zu erzählen, die den Anlaß zu dem Feuer gegeben haben sollten. Trotzdem bewahrte es seinen heidnischen Namen Sunwendfeuer, Sunbentfewr, und heißt noch heute in Süddeutschland Suwentfeuer, Siwentfeuer, Sibetsfeuer, Simetfeuer, Sunäwetsfoir. Nicht minder finden die mit ihm verbundenen Gebräuche ihre Erklärung nur im Heidentum.

Während die in Norddeutschland heimischen Osterfeuer auf Berg und Hügel, oft ziemlich fern von Stadt oder Dorf, entzündet wurden, brannten die Johannisfeuer in alter Zeit nur auf den Straßen, meistens auf den öffentlichen Plätzen und vor dem Rathause. Alt und jung, vornehm und gering fand sich bei ihnen ein, und Fürsten und Könige nahmen an den Tänzen teil. So tanzten 1407 Herzog Stephan von Bayern „un sien gemachel und das frawel auf dem margt (zu München) mit den purgerinen bei dem sunbentfewr". 1471 tanzte Kaiser Friedrich III. auf dem Markte zu Regensburg, vermutlich in Begleitung des gesamten Reichstages. 1489 war Maximilian I. mit einer großen Menge Fürsten dabei, als vor dem Rathause zu Frankfurt ein großes und prächtiges Johannisfeuer angezündet wurde, und 1496 eröffnete Erzherzog Philipp von Österreich in Maximilians Gegenwart mit der schönen Susanna (oder Ursula) Neithard aus Ulm den Reigen um den im Frohnhofe zu Augsburg errichteten, 45 Fuß hohen Holzstoß. 1578 ließ der Herzog von Liegnitz auf dem Kynast ein Johannisfeuer anzünden und war mit seinem Hofe bei demselben zugegen.

Bald nachher schon scheinen sich nicht nur die Fürsten, sondern auch die angesehenen Bürgerfamilien von den Johannisfeuern fern gehalten zu haben, denn bereits 1653 verbietet der ehrsame Rat der Stadt Nürnberg „das sogenant sonnenwendt oder zimmetsfeuer" „und andere ungeschicklichkeiten, abergläubische und heidnische werk" „bei bevorstehendem Johannistag". Später wurden sie auch in Schwaben verboten. Trotzdem finden sie noch jetzt fast überall in ganz Süd- und Mitteldeutschland, sowie in Schlesien statt, doch hat an die Stelle des Marktplatzes ein Hügel vor dem Orte treten müssen.

Am Nachmittage des Johannisfestes ziehen Knaben und junge Bursche von Haus zu Haus, um Holzscheite und alte Besen zu sammeln. Dabei singen sie in Franken:

Wer kein Holz zum Feuer git,
erreicht das ewge Leben nit!

im Fuldischen:

Da kommen wir hergegangen
mit Spießen und mit Stangen
und wollen die Eier langen.
Feuerrote Blümelein;
von der Erde springt der Wein;
gebt ihr uns der Eier ein
zum Johannisfeuer.
Der Haber ist gar teuer.
Haberju! Haberju!
Fri, fra, frid!
Gebt uns doch ein Schiet!

In alter Zeit und noch im Mittelalter wurde dann der Holzstoß durch ein sog. Notfeuer angezündet. Alle Herdfeuer im Orte wurden gelöscht und dann zwei trockene Holzstücke so lange an einander gerieben, bis sie sich entzündeten. „In Deutschland ward das Feuer gewöhnlich durch Umschwingung einer Achse oder durch bohrende Drehung einer Walze in der Nabe eines Rades hervorgerufen. Die Drehung selbst ward dadurch bewerkstelligt, daß man um die Achse oder Walze ein Seil legte, welches aufs schnellste hin und her gedreht ward, bis sich das Feuer zeigte.“ Nun ward an diesem ein mit Stroh umwickeltes Rad (mit neun Speichen) in Brand gesetzt und dieses darauf, nachdem das Feuer auch auf den Holzstoß übertragen war, als ein Bild der nun abwärts gehenden Sonne einen Berg hinabgerollt. Von dieser echt heidnischen Sitte scheint sich nur in Ostpreußen ein Rest erhalten zu haben. Dort wird nämlich, nachdem alle Herdfeuer gelöscht sind, ein eichener Pfahl in die Erde geschlagen und auf demselben ein Rad so lange herumgeschleudert, bis es in Brand gerät. An diesem werden Holzscheite und vermittelst derselben die Herdfeuer von neuem entzündet.

So lange das Johannisfeuer hoch aufflammt, tanzt man singend um dasselbe herum. Sinkt die Flamme, so springt man hinüber. So hoch man springt, so lang wird der Flachs. Ist man hinüber, so kann man Schätze entdecken, und bei der Ernte thut dem „Feuerjucker“ das Kreuz nicht weh. Im Algau halten die Bursche den Mädchen einen Holzbrand vor und laden sie zum Hinüberspringen mit dem Liede ein:

Liebste, spring!
Verdienst dir dieses Jahr einen güldenen Ring.

In anderen Gegenden Süddeutschlands springen die Liebespaare Hand in Hand über das Feuer, indem die Bursche singen:

Unterm Kopf und überm Kopf
thu ich mein Hütel schwinge;
Mädel, wenn du mi gern hast,
durchs Feuer mußt mit mir springe.

Neunerlei Kräuter, am Abend schweigend gesammelt, werden in die Glut geworfen; mit ihnen soll alles Unglück in Rauch aufgehen. Kränze, von denselben Kräutern in der Stube aufbewahrt, schützen das Haus gegen Feuer und Blitz und seine Bewohner gegen Krankheit und böse Geister.

Der abergläubischen Gebräuche und Meinungen, welche sich an den Johannistag knüpfen, sind so viele, daß ihre Aufzählung hier zu weit führen würde.

Nur des Johannisbades und des Johannistrunkes mag noch Erwähnung geschehen. Ersteres war früher, wie noch jetzt das Johannisfeuer, in Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, vielleicht auch in England üblich. Man wusch Arme und Hände im Flusse oder in Tau, um alles Unglück des kommenden Jahres abzuspülen, man nahm ein Bad während der Nacht, oder gar ein solches von 24 Stunden. Auch trank man den Tau, badete Gewänder darin, oder bewahrte den gesammelten Tau in Fläschchen auf. Jetzt erinnert an diese Sitte noch das Bekränzen der Brunnen in einigen Gegenden Hessens. — Der Johannistrunk (oder „Johannissegen") war ein Schmaus der Nachbarn auf offener Straße, ein Brauch, der sich noch völlig oder teilweise in manchen Gemeinden am Rhein, in einzelnen Gegenden Englands und Skandinaviens, sowie am Oberharze erhalten hat. (In Klausthal, Zellerfeld und Schulenberg setzt man auch in Männer- und Frauenanzüge gehüllte große Puppen auf die Straße an einen mit Speisen besetzten Tisch.) —

Johannisfeuer scheinen am Oberharze nie üblich gewesen zu sein. Statt ihrer nahmen die Harzer von ihren niedersächsischen Nachbarn das Osterfeuer an. Doch erinnert auch dieses darin an jenes, daß sich rings um die Städte ein ganzer Kranz von einzelnen Feuern hinzieht.

Vielleicht haben sich gerade deshalb andere Sonnenwendgebräuche hier reiner und vollständiger erhalten, als in Gegenden, wo die Verlegung der Feuer von den Straßen auf einen Platz außerhalb der Stadt naturgemäß manchen Brauch unbequem und unausführbar machen mußte. Auch in den übrigen vorhin genannten Gegenden, in welchen noch die Sitte des Johannistrunkes sich findet, scheinen die Feuer nicht mehr angezündet zu werden.

Wie am Harze, so werden in fast ganz Mitteldeutschland, in Thüringen, Sachsen, bei Halle, in der Eifel, in Schlesien, die Häuser mit Blumen und Grün bekränzt und durch quer über die Straßen gezogene Guirlanden mit einander verbunden. Hier wie dort erheben die Kinder von den Zuschauern ein Weggeld. Auch Bäume werden aufgerichtet, in Deutschland jedoch überall mit Ausnahme des Harzes nur Birken. In Schweden dagegen richtet man ebenfalls eine Tanne als Maibaum am Johannistage auf, doch wird dieselbe völlig abgeschält, mit Holzspänen umwickelt, mit frischem Laub behängt und mit Bändern und Flittergold aufgeputzt. Im Departement des hautes pyrénées wird am Johannistage eine am 1. Mai gefällte und durch eingetriebene Keile rautenförmig gespaltete Fichte vom Priester gesegnet, dann aufgerichtet und in Flammen gesetzt. Hat der Harzer die Tanne nur deshalb gewählt, weil er inmitten der Tannenwälder wohnt, oder gehört sie ursprünglich zum Johannisfeste? Bei den Kelten war die Fichte ein heiliger Baum, und von den Germanen wurden der „Frau Fichte" wirksame Zauberkräfte, besonders gegen das kalte Fieber, zugeschrieben. Doch scheint es, als wenn zur Sommmer-Sonnenwende nur die Birke in Beziehung steht. Sie ist seit alters „der Maibaum", und noch jetzt schmückt man mit ihr am Pfingstfeste, auf welches Sonnenwendgebräuche übertragen sind, die Hausthüren und Wohnzimmer, und nur sie stellt man als Ziel beim „Tuchlaufen" der jungen Bauermädchen auf.

3. Suchen wir nun die Johannisgebräuche zu deuten.

In der Oberpfalz werden drei Scheite vom Johannisfeuer in den Flachsacker gesteckt, damit der Flachs recht lang werde. In Baiern und Franken sucht man dasselbe, wie oben erzählt ward, durch hohe Sprünge über das Feuer zu erreichen. Diese Gebräuche weisen bestimmt auf den Sonnengott

hin, denn der Flachs ist ein Bild des Sonnenstrahls. Des vom Berge herabrollenden Rades, der Bewegung des Reihentanzes nach links ist bereits als Sinnbilder der Sonne gedacht.

Die germanische Götterlehre kennt aber, wie die fast aller Völker, zwei Sonnengötter.*) Der eine ist der skandinavische Freyr, dem der althochdeutsche Frowo und Fro, der altsächsische Froho entspricht. Er ist der herrlichste der Asen, er reitet den borstigen Eber, und dieser ist das Symbol des rauhen Winters, den er bewältigt. Ihm galten die Julopfer in Schweden, welche deshalb nach seinem Beinamen Soli Solarblot hießen. An ihn erinnern noch die Kuchen in Ebergestalt, welche zum Julfeste (Weihnachten) gebacken werden. („Mit dem 21. oder 22. Dezember (Sôlhvörf) öffnete sich das Lichtreich der seligen Geister der Liôs âlfar wieder, und es begann ein Fest, dessen älteste Feier Freyr, dem Herrn des Lichtlandes Liôsâlfaheimr, galt.") Sein Fest ist also vorzugsweise die Wintersonnenwende.

Der zweite Sonnengott ist Balder (Baldr, Baldur), der weiseste, holdeste und beredteste der Götter, mit hellstrahlendem Angesichte und lichtweißen Augenbrauen. Lokis Arglist brachte ihm den Tod durch die Mistel in seines blinden Bruders Höder Hand. Als er tot zu Boden stürzte, ergriff die Götter Entsetzen, und seine Gemahlin Nanna starb vor Kummer. Da legte man die beiden Leichen auf den Scheiterhaufen, den Thors Hammer segnete, und verbrannte sie.

Balders Tod ist ein Bild der absterbenden Sonne. „Es ist mehr als bloße Vermutung, mehr als Wahrscheinlichkeit, daß die durch ganz Deutschland verbreiteten Sommersonnenwendfeste ursprünglich vorzugsweise zu Ehren Balders gefeiert und die später sogenannten Johannisfeuer zum Andenken an seinen Tod und die Verbrennung seines Leichnams angezündet wurden. An die Stelle Balders konnte aber späterhin, als unsere Väter zum Christentum übergegangen waren, um so mehr Johannes d. T. treten, als ja auch dieser, gleich dem Sohne Odins, den Mächten der Finsternis erlegen war." (Brockhausen.)

Unter den mancherlei Kräutern, welche am Johannistage zu Kränzen benutzt, in das Feuer geworfen oder sonst zauberisch verwandt worden, sind einige, bei denen die Beziehung auf Balder keinem Zweifel unterliegt, andere, bei denen diese ohne Schwierigkeit sich denken läßt. Zu ersteren gehören namentlich Baldrian und Kamille. „Baldrian" ist nicht etwa der mundgerecht gemachte lateinische Name Valeriana, vielmehr hat Linné diesen Namen für die Pflanze nur deshalb gewählt, weil er der für sie in Schweden üblichen Benennung „Balders Kraut" ähnlich klingt. Auch in Frankreich heißt der Baldrian Baudouin (Balduin). „Es lag wohl unsern Vätern nahe, nach dem holden, erquickenden, heilspendenden Gotte ein Kraut zu benennen, das wie die Valeriana oft durch seiner schönen Blüten sanftes Rosenrot an das holde, rosige Licht des Tages erinnert, durch seinen balsamisch süßen Duft das Herz erquickt und namentlich in seiner Wurzel eins der vorzüglichsten krampfstillenden und nervenstärkenden Heilmittel liefert." (Ders.) — Die allgemein verehrte Kamille, vor der, wie ein berühmter Arzt gesagt haben soll, jedes Frauenzimmer billigerweise jedesmal einen Knix machen sollte, so oft sie einer dieser Blumen auf ihrem Wege begegne, fehlt nie unter den sonst verschieden zusammengesetzten neunerlei Kräutern und heißt bei den Skandinaviern Bald'rsbrâ (Balders Augenbraue).

---

*) Ich sehe hier davon ab, daß auf ältester Stufe der Mythe Wuotan als Sonnengott erscheint. Siehe oben „Hackelberg".



Von den Pflanzen, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands den Namen Johanniskraut führen, scheint vor allen das Hartheu (Hypericum perf.), für welches jene Bezeichnung die gebräuchlichste ist, auf Balder bezogen werden zu können. Zerreibt man die gelben, mit schwarzen Drüsen bedeckten Blumenblätter dieses Johanniskrautes, so bekommt man einen roten, blutähnlichen Saft, das Johannisblut. Auf das Blut des im Gefängnis enthaupteten Vorläufers des Herrn kann er nicht hinweisen, denn der Johannistag ist sein Geburts-, nicht sein Todestag. Der in Süddeutschland für jenen Saft gebräuchliche und unzweifelhaft in die Heidenzeit zurückreichende Name Alfblut, d. i. Elfenblut, hat vielleicht vor Einführung des christlichen Johannisfestes die ganze Pflanze bezeichnet, und es ist sehr wohl denkbar, daß er auf den zu Tode blutenden Sonnengott Balder zu beziehen ist.

Manche der Johannisblumen und der Sonnenwendgebräuche berechtigen indes zu dem Schlusse, daß das Fest in zweiter Linie auch dem Donnergotte Thor galt.*) In der Mitte des Sommers sind die Gewitter am häufigsten und heftigsten, am erquickendsten für die Natur und am vernichtendsten. Sehr nahe lag es deshalb, die Mittsommertage auch dem Thor zu heiligen. Zwei der beim Johannisfeuer zur Verwendung kommenden Pflanzen, der Bärlapp (Lycopodium clav.) und der Beifuß (Artemisia vulg.) heißen noch jetzt in manchen Gegenden Johanniskraut, Johannisgürtel, Sonnenwendgürtel, Gürtelkraut. Bei beiden ist leicht ersichtlich, warum sie unsere heidnischen Vorfahren auf Thor und seinen Kraftgürtel Megingjardr bezogen. Der Samenstaub des Bärlapp, das s. g. Hexenmehl, giebt, wenn er durch das Licht geblasen wird, eine helle, knisternde, blitzartige Flamme. Den Beifuß hielt man für ein überaus stärkendes, Kraft erhöhendes Mittel. Wenn er „bei dem Fuße" in die Schuhe gesteckt wird, ermüdet der Wanderer nicht auf den beschwerlichsten Märschen. Der deutsche Name Wermut für Artemisia absinthium hängt vielleicht (wie Werwolf) mit Wer, d. i. Mann oder Kraft, zusammen und bezeichnet dann die Pflanze als ein Mittel zur Stärkung des Kriegsmuts. — In Franken werden die für das Johannisfest gewundenen Beifußkränze in den Häusern zum Schutze gegen den Blitz aufgehängt. — Am Harze vertritt, wie das Lied „Ewerette Mirtenkraut" zeigt, die schon durch ihren Namen auf Thor (wie auf Freyr) hinweisende Eberraute (Artemisia abrot.) die Artemisia vulg.**)

In Westfalen heißt die Fetthenne (Sedum telephium) Johanniskraut. Sie wird noch jetzt im Volmethal, in England und Dänemark beim Johannisfeste verwandt, und ihr Name Donnerwurz, den sie neben dem genannten in Westfalen und Baiern trägt, zeigt, daß sie dem Donar heilig war.

In Schwaben kocht man Erbsen am Johannisfeuer, ißt sie aus der Hand oder bewahrt sie auf, um sie gegen Wunden und Quetschungen anzuwenden. Die Erbse ist ebenfalls dem Thor geheiligt und wahrscheinlich ein Sinnbild des Gewitterhagels. In Böhmen wird sie so hoch gehalten, daß der Fuhrmann einer auf dem Wege liegenden ausweicht, und der Reiter absteigt, um sie aufzuheben.

Auch der Haselnußstrauch, mit welchem z. B. zu Duyven in Holland am Johannistage die Häuser geschmückt worden, ist Thor heilig. Darum

*) Auch das Julfest galt Freyr und Thor. Es wurde bei dem Opfer sowohl Thors wie Freyrs und Odins Minne getrunken.

**) In Süddeutschland gehören zu den neunerlei Kräutern Artemisia vulg., abs. und abrot.

schützt er vor dem Gewitter und wird nie vom Blitze getroffen. In Baiern und Franken schlägt man drei Haselpflöcke in das Gebälk eines neuen Hauses, in der Oberpfalz pflanzt man den Baum als Gewitterschutz in den Garten. Die Legende erzählt, daß Maria auf der Flucht nach Ägypten mit dem Jesuskinde unter einem Nußstrauche Schutz vor einem Gewitter fand. — Es diente bei den Alten auch als Gehäge der Gerichtsstätte, da Donar zugleich der Gerichtsgott ist, „und der züchtigende Haselstock der Korporale und Schulmeister", meint Wuttke, „dürfte mehr als bloß praktischen Grund haben." „Fau Hasel" liefert auch die meisten Wünschelruten, die meistens am Johannistage geschnitten werden.

Am Harze*) heißt auch das Farnkraut Johannisblume und seine Wurzel vielerorts Johanniswurzel oder Johannishand. Der Samen reift in der Johannisnacht, funkelt hell wie Gold und muß, bevor er zu Boden fällt, aufgefangen werden. Er macht unsichtbar, hieb- und schußfest, bringt Reichtum, Glück im Spiele und Erfüllung aller Wünsche (daher heißt er Wünschelsame). Wer ihn in der Hand trägt, sieht die unterirdischen Schätze in blauen Flämmchen blühen. Die Wurzel sprengt alle Schlösser (Spring-, d. i. Sprengwurzel) und schützt gegen Blitz und Schlangen. Besonders kräftig sind der Wurmfarn (Aspidium filix mas), der Adlerfarn (Pteris aquil.) und „der blühende Farn" (Osmunda und Botrychium). — Die Farne stehen mit Thor in Beziehung: sie schützen, wie Thors heilige Pflanzen, vor dem Blitze; sie machen unsichtbar wie die bergende Gewitterwolke; sie können nur mit Hülfe des Teufels, auf den im Volksaberglauben vieles von Donar übertragen ist, dienstbar gemacht werden. Der Specht, der die Springwurzel zu finden weiß, ist der Gewittervogel, und das rote Tuch, durch welches man ihn erschreckt, damit er die Wurzel fallen läßt, erinnert an den Blitz.

Ich habe oben aus dem Umstande, daß nur die Birke allgemein als Maibaum gilt, geschlossen, daß ursprünglich nur sie, die Fichte dagegen nur stellvertretend zur Sommersonnenwendfeier gehört. Dafür spricht noch, daß wahrscheinlich die Birke Thor heilig war. Es muß nämlich angenommen werden, daß der Donnergott außer seinem Hammer Miölnir als zweite Waffe einen Besen aus Salweiden, Vogelbeerreisern und Birken, den s. g. Donnerbesen, führte. An dem Giebel alter Bauerhäuser in den Vierlanden, sowie an alten Kirchenstühlen befindet sich eine besenartige Verzierung, meistens allein, zuweilen neben einer Axt (dem Streithammer), durch welche Zeichen das Haus unter den Schutz Thors gestellt wird. In Westfalen legt man Axt und Besen gekreuzt über die Schwelle des Hauses, damit alles Unheil demselben fern bleibe. — Wie der Vogelbeerbaum (Eberesche, Quitsche, d. i. Lebensbaum) wegen seiner feuerfarbigen Beeren, so war die Birke wohl wegen ihrer lichthellen Rinde dem Donar heilig, beide aber, sowie die Salweide, schon wegen ihrer lebenskräftigen Natur, da sie in den ersten Tagen des Frühlings schon anfangen zu grünen.

Auf Donar bezieht sich auch die erwähnte Sitte, am Johannistage das Herdfeuer zu löschen und mit einem Brande vom Sonnwendfeuer neu zu

---

*) So sagt Wuttke S. 123. Ich habe hier auf dem Oberharze diesen Namen indes nie gehört. In Pröhles Harzsagen heißt es S. 99: Bei der Scheibenschanze vor Klausthal „standen damals Farren, und wie er dahin kam, sah er die Johanniswurzeln, die in der Johannisnacht blühten". Auf meine Anfrage schreibt mir Dr. Pröhle: „Der Erzähler, dem ich nachschrieb, meinte: Die Johannisblume stand unter den Farren. Vielleicht war eins der Farrenkräuter eine Johannisblume, aber nicht jedes."



entzünden, denn von Thors Blitzstrahl stammt die heil. Flamme des Herdes. Darum schlägt auch der Blitz nicht ein, wenn Feuer auf dem Herde brennt. Manche Johannisbräuche können sowohl mit Thor als mit Freyr in Verbindung gebracht werden. Freyr ist der Gott der Fruchtbarkeit, aber auch Thor spendet Regen und Sonnenschein. Thor kämpft mit dem Hrîmthursen (den Winterdämonen), aber auch Freyrs Schwert wendet sich gegen das unholde Geschlecht der Riesen. — —

Es erübrigt noch, zu zeigen, in welcher Beziehung die oben mitgeteilten Lieder zum Johannisfeste stehen, und da muß ich mich leider auf einige Andeutungen beschränken. Gerade diejenigen von ihnen, aus welchen man die mythischen Anklänge noch am deutlichsten heraushört, sind augenscheinlich nur Bruchstücke, und andere scheinen im Laufe der Jahrhunderte, da man ihre Beziehung nicht verstand, Züge aufgenommen zu haben, welche die ursprüngliche Fassung kaum noch erkennen lassen. Inwieweit dieselben Lieder auch noch in Mittel- und Süddeutschland beim Johannisfeste gesungen werden, hat sich nicht feststellen lassen, doch ist anzunehmen, daß sie auch dort noch nicht ganz erloschen sind. Einzelne („Jagt mir doch das Hirschlein", „O Jammer") werden wohl fast überall auch „im Lande" bekannt sein; im Ambergau z. B. werden sie in ähnlicher Fassung von den Kindern an den Sommerabenden gesungen.

Die meisten dieser Lieder scheinen den Sieg des Sommers über den Winter zu feiern und also mit dem Sonnengotte Freyr, dem Spender der Fruchtbarkeit, des Regens und Sonnenscheins, in Verbindung zu stehen.*) Freilich nur indirekt, denn zunächst beziehen sie sich auf seine Schwester Freyja. Sie teilt aber die Macht ihres Bruders Freyr und wird deshalb auch geradezu „Frau Sonne" genannt. Sie ist mit Frau Gode, Rose, Holda ein und dasselbe Wesen. Ihre und ihrer Elben Wohnung ist das himmlische Lichtreich, ein wunderherrlicher Garten voll der schönsten Blumen, der „Rosengarten". Er nimmt den ganzen Pflanzenreichtum der Erde auf, wenn der Winter über diese hereinbricht. Im Sommer kehrt der Blumenschmuck zurück auf die irdischen Gefilde, die Göttin durchschreitet das Land, und Rosen sprießen unter ihren Füßen auf.

Dieses himmlische Lichtreich der Freyja ist wohl unter dem Rosengarten in dem unter Nr. 5 oben mitgeteilten Bruchstück eines Liedes gemeint. Die „Dame" — jedenfalls nicht ursprünglicher Wortlaut —, die erwartet wird, ist Freyja, die Sommersonne, die Spenderin des Frühlingsgrüns und der Fruchtbarkeit. Auch in den Liedern Nr. 6, 8, 9 kommt der Garten vor, und zweimal wird aufgefordert, ihn aufzuschließen. Das Lichtreich wird von den Winterdämonen verschlossen und die Göttin samt den Seelen gefangen gehalten. („Engelland ist zugeschlossen" heißt es auch in dem bekannten Kinderspiele. Dieses Engelland ist nicht England, sondern Elbenland, Holdas Reich. In dem Liede: „Kling, klang, Gloria! Wer sitzt in diesem Toria?" ist das Gefängnis der Göttin als Turm, in anderen Liedern und in Märchen als Schloß gedacht. „Turm oder Schloß bedeutet die Wolke, welche entweder regenlos am Himmel hängt, oder von den Dämonen des Winters in Bann gehalten wird.") Auf das siegreiche Heraustreten der Sonnengöttin aus den Banden

*) Doch erinnert an Thor das Lied Nr. 6: „Ewerette, Mirtenkraut wächst in unserm Garten. Die (Luise) ist die Braut, will nicht länger warten." Die Eberraute ist Thor heilig, und sein Hammer schließt die Ehe.

der Winters bezieht sich insbesondere das Lied Nr. 7. Ich habe dasselbe im wesentlichen so gegeben, wie es Mannhardt (S. 512 f.) nach Pröhle's Angabe in der Zeitschr. f. d. Myth. I, 81 mitteilt*); ich selbst habe den zweiten Teil desselben nie singen hören.**) Aber auch so ist es noch unvollständig. Jedenfalls fehlt in der ersten Hälfte ein Vers, von dem die Bestimmung „So rar wie ein Haar" abhängig ist. Losgelöst von dem Johannisfeste kommt das Lied fast in ganz Deutschland in zahlreichen Varianten vor. Die verbreitetste Fassung wird diese sein: „Ringel ringel Rosenkranz, Fuchsschwanz. Saß auf einer Weide, spann so klare Seide, so klar wie ein Haar; spann wohl über sieben Jahr. Sieben Jahr gesponnen, sieben Jahr sind um und um. Alte Hexe, dreh dich um." Die Göttin wurde in ihrem Reiche spinnend gedacht. (Die Seidenschnur, welche sie spinnt, ist wohl identisch mit der Goldschnur, der goldenen Kette vieler anderer Lieder, von der es auch im zweiten Teile dieses Liedes heißt: „Wir treten auf die Kette. Kette klingelt hell und klar." Wahrscheinlich ist das goldene Schicksalsseil, das Nornenseil, gemeint.) Nach Verlauf der sieben Wintermonate, welche im Liede sieben Jahre genannt werden, wendet sie sich von ihrer Thätigkeit im Innern ihres Reichs nach außen, zur Erde; darauf soll wohl das Umdrehen der Spielenden hinweisen.

Der Vers „So klein Hühnelein" hat ohne Zweifel ebenfalls mythische Grundlage, wenn, wie ich glaube, mit dem Hühnelein der Marienkäfer oder das Sonnenkäferchen (coccinella) gemeint ist. Beide Namen weisen auf eine Beziehung zur Sonnengöttin, da Maria vielfach die Stelle der Freyja eingenommen hat. In vielen Gegenden heißt dieser, wie auch der Goldkäfer (chrysomela), Marienkäfer, Herrgottshühnchen, sunneküken, oder ähnlich, in Baiern auch Suwendkäfer. Sein altnordischer Name Freyjahoena (Freyjas Huhn) beweist, daß er zu den heiligen Tieren der Frau Sonne gehört. Wohl allgemein verbreitet ist auch der Aberglaube, daß die Sonne „weggeht", wenn man ihn tötet. Er ist wie die Kuh — weshalb die Namen sunnenküken und sunnenkalf gleichbedeutend sind — ein Symbol der Wolke. Freyr und seine Schwester sind Spenderinnen der Liebeslust, daher erscheint der Marienkäfer auch als Bote der Liebesgöttin, und vielfache, dahin schlagende Gebräuche knüpfen sich an. So bittet man ihn in Westfalen: „Flüch vor mienes Nabers Hus, locke mi de Brut herut." In dem von mir unter Nr. 6 mitgeteilten Liede heißt es: „Die Luise ist die Braut, will nicht länger warten. Lotte, gieb den Küken was, laß die Glucke saufen." Wahrscheinlich ist auch bei diesen anscheinend sehr entstellten Versen an den Marienkäfer und seine Beziehung zur Liebesgöttin zu denken.

Freyja wurde auch in Liebesangelegenheiten angerufen; man sang ihr zu Ehren Liebeslieder, an denen sie besonders Wohlgefallen fand. Dadurch erklärt es sich, daß die meisten der oberharzischen Johannislieder das Suchen und Finden als „Schätzleins" besingen. Sie haben alle unverkennbar hohes Alter, und deshalb möchte die Annahme berechtigt sein, daß auch diejenigen unter ihnen, die keine andere Beziehung zur Sonne und Sonnenwende mehr erkennen lassen, dennoch alte Sonnenwend- und Freyjalieder sind. Eine genaue Vergleichung unserer Lieder mit den — leider noch nicht gesammelten — Johannisliedern Mittel- und Süddeutschlands würde gewiß noch manchen Aufschluß geben.

*) Mannhardt irrt, wenn er meint, daß die Tannenbäume bei diesem Liede umgedreht werden, und daß nur junge Mädchen an diesem Tanze teilnehmen.

**) In Andreasberg wird er nach zuverlässiger Angabe noch gesungen.



2. Das Questenfest.

Über dem stolberg-roßlaschen Dorfe Questenberg erhebt sich auf einem steilen Kalkfelsen die Ruine der gleichnamigen, von den Grafen von Beichlingen-Rothenburg wohl um 1300 erbauten Burg, welche noch im 30jährigen Kriege militärisch besetzt war.

Der Burg gegenüber liegt der von einem vorgeschichtlichen Erdwalle*) umgebene „Questenberg". Auf diesem wird alljährlich am 3. Pfingsttage von den Bewohnern des Dorfes unter großer Beteiligung der ganzen Umgegend das Questenfest gefeiert. Schon am Sonntag zuvor schaffen die jungen Burschen in fröhlicher Lust einen von ihnen ausgesuchten und gefällten Eichbaum, dem sie Äste und Zweige genommen haben, mühsam auf ihren Schultern den Berg hinauf, entfernen hier den alten ausgedienten Questenbaum und setzen den neuen an dessen Stelle. An diesen Baum wird nun die eigentliche „Queste", ein aus grünen Zweigen geflochtener Kranz von der Größe eines Wagenrades, befestigt, der auf beiden Seiten mit grünem Laube und bunten Blumen geschmückt ist, dann tanzt man im Kreise um ihn herum, und kehrt in geordnetem Zuge, voran ein Musikkorps, nach dem Dorfe zurück. Am Morgen aber hat zunächst eine kirchliche Feier stattgefunden, zu welcher der Prediger in parademäßigem Aufzuge abgeholt wird. Den Schluß macht dann am Nachmittag und Abend ein allgemeines Volksfest mit Tanz und Schmaus.

Um den Wald zu schonen, wurde seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nur je im achten Jahr ein neuer Baum aufgerichtet, jetzt bleibt der alte so lange in Benutzung, bis er umzufallen droht.

Folgende Sage soll die Entstehung dieses Festes erklären. Der Amtmann Hans Knut (welcher von 1453—68 und mit seinem Bruder Heinrich zusammen von 1486—92 die Burg Questenberg pfandweise inne hatte) besaß eine einzige Tochter (welche 1499 als Nonne in das Kloster Drübeck eintrat). Als dieselbe vier Jahre alt war, verirrte sie sich einst am Tage vor Pfingsten bei ihrem Spiel in dem an ihre väterliche Burg grenzenden Walde und kam, ohne daß sie es wußte, immer tiefer in die Wildnis. Am Abend fand sie ein Köhler, wie sie sorglos in der Nähe seiner Hütte sich niedergelassen hatte und aus Laubzweigen und Waldblumen einen Kranz, „eine Queste", sich flocht. Da sie ihm keine Auskunft über ihre Heimat geben konnte, nahm er sie einstweilen zu sich. Inzwischen hatte ihr Vater alle seine Leute aufgeboten und durchstreifte mit ihnen in Sorge und Angst das Dickicht nach allen Richtungen. Aber erst am dritten Pfingsttage fanden die Leute aus Questenberg das Kind bei dem Köhler und führten es samt ihrer „Queste" unter Jubel nach der Burg zurück. Zum Dank gab er allen seinen Gutsunterthanen ein Fest und bestimmte, daß dieses jedes Jahr am dritten Pfingsttage zur Erinnerung an die glückliche Auffindung des verloren geglaubten Kindes wiederholt werden sollte.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß sich einmal ein Kind Hans Knuts oder eines andern Burgbewohners im Walde verirrt haben und in der oben erzählten Weise wiedergefunden sein mag, so haben doch Berg, Burg und Dorf den Namen nicht erst — wie die Sage behauptet — von seiner von dem Kinde geflochtenen Queste (Amt und Dorf Questenberg wurden schon 1349, die Burg Questenbergk 1362 urkundlich erwähnt), und das Fest trägt in seinen

---

*) Siehe S. 26.

Bräuchen deutliche Spuren des altgermanischen Sommersonnenwendefestes: vor Aufgang der Sonne muß der Baum auf den heiligen Berg — er soll früher auch Himmelsberg geheißen haben — geschafft werden und von der Rothaer Gemeinde die althergebrachte Abgabe (1 Brot und 4 Stück Käse) dem Pfarrer zu Questenberg entrichtet sein; die Queste selbst ist ein Sinnbild der Sonne, der Tanz um den Baum ein Bild ihres scheinbaren Rundganges um die Erde.

Der Questenberg war ohne Zweifel, wie die mit zahlreichen Urnenresten und durchlöcherten Thonkügelchen aufgefundenen angebrannten Knochenreste beweisen, eine heidnische Opferstätte.

Zum Schluß gebe ich noch aus der mir von dem Herrn Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellten vortrefflichen Sammlung der „Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung“ von Professor Dr. Größler die Erzählung der Sage und die Beschreibung des Festes in voller Ausführlichkeit: „Vor langer, langer Zeit wohnte auf einem der drei Berge, welche Questenberg oder, wie es früher seiner schattigen Berge wegen hieß, Finsterberg umgeben, ein Ritter namens Knaut. Friedlich hauste er auf seiner Burg im Kreise seiner Familie, und nichts trübte sein Glück. Jedoch an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1300 war seine einzige Tochter, mit Namen Jutta, der Hut ihrer Wärterin entlaufen und in den Wald gegangen, welcher viele Stunden weit im Umkreise die Burg umgab, um Blumen zu suchen. Vergnügt sammelte sie die Kinder des Frühlings, und immer schönere fand sie, je tiefer sie in den Wald hineinkam. Auf diese Weise war sie, ohne es zu merken, soweit von der Burg weggelaufen, daß sie den Heimweg nicht wieder finden konnte. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange und vergoldete nur noch die höchsten Gipfel der Berge. Um diese Zeit pflegte der Burgherr mit seiner Tochter von dem höchsten Punkte des Schloßberges aus den Untergang der Sonne zu betrachten. Als nun das Kind ausblieb, fragte er ängstlich die Wärterin nach dem Verbleib desselben, aber diese vermochte ihm keine Auskunft zu geben. Je tiefer die Sonne hinter den Bergen sich verbarg, um so größer wurde die Angst und Aufregung in der Burg. Alle Leute wurden von dem besorgten Vater ausgeschickt, um Jutta zu suchen. Bis tief in die Nacht hinein durchsuchten sie den Wald, allein vergebens. Am andern Morgen wurden die Bauern aus sieben Dörfern der Umgegend (Finsterberg, Breitenbach, Dietersdorf, Rotha, Horla, Leinungen und Hainrode) zum Suchen aufgeboten. Schon neigte sich die Sonne zum zweiten Male ihrem Untergange zu, da endlich fand ein Köhler aus Finsterberg das Kind zwei Stunden von der Burg entfernt in der Gegend von Rotha auf einer Waldwiese unter einer Eiche. (Nach andern fanden es die Finsterberger vor der Hütte eines Köhlers.) Hier hatte sich das wie durch ein Wunder wohlbehaltene Kind aus den gesammelten Blumen einen Kranz gewunden, ihn auf einen Stecken gehängt und zwei Quästen (Sträuße von Pfingstblumen) daran befestigt. Im Triumphe wurde sie von dem Köhler dem harrenden Vater zugeführt, der die Heimkehrenden mit größter Freude empfing. Den Köhler, den Finder und Retter des Kindes, belohnte er dadurch, daß er ihm erlaubte, unentgeltlich das zum Kohlenbrennen erforderliche Holz in seinen Waldungen zu schlagen. Doch auch die Bauern der sieben Dörfer vergaß er nicht; ihnen schenkte er die Landgemeinde, eine große, zwischen ihren Dörfern gelegene Fläche, zu gemeinsamer Benutzung; den Rothaern insbesondere aber die Wiese, auf welcher das Kind gefunden worden war, und die seitdem die Fräuleinwiese genannt wurde. Weil aber die Rothaer das ihrem Dorfe so nahe gekommene

Kind nicht aufgefunden hatten, wurde ihnen, gleichsam als Strafe, eine jährliche Abgabe auferlegt, welche aus einem Brote und vier Käsen bestehen und allemal in der Nacht vom zweiten zum dritten Pfingstfeiertag vor Sonnenaufgang an den Pfarrer zu Questenberg entrichtet werden sollte. Noch jetzt kommen die Rothaer an dem bestimmten Tage und melden sich bei dem Pfarrer von Questenberg mit den Worten:

„Wir sind die Männer von Rothe
und bringen die Käse mit dem Brote."

„Der Pfarrer muß sie bewirten und ihnen bescheinigen, daß sie zur rechten Zeit und in hergebrachter Weise ihre Abgabe entrichtet haben. Kommen sie nicht zur rechten Zeit, oder verweigern sie die Lieferung, so haben die Questenberger das Recht, der Gemeinde Rotha die schönste Kuh aus der Herde zu nehmen; nur muß dieselbe dann dort auf der Weide geschlachtet und verzehrt werden. Den Bewohnern Questenbergs aber, die der Burgherr am Tage nach der glücklichen Auffindung seiner Tochter bei Musik und Bier hatte fröhlich sein lassen, beschloß derselbe zum ewigen Andenken an das Ereignis ein Fest zu geben. Zu dem Ende erlaubte er ihnen, alljährlich die größte Eiche in seinen Waldungen nach eigener Wahl zu fällen, dieselbe geschmückt mit einem Quästenkranze, ähnlich dem der Jutta, auf dem Gipfel des höchsten der drei Berge, welcher Himmelsberg heißt, aufzurichten und dort sich zu vergnügen. Auch das zu der Ausrichtung des Festes erforderliche Geld ward aus dem Erlös der Waldungen angewiesen. Seitdem wurde der Berg, auf welchem der Quästenbaum aufgerichtet wurde, der Quästenberg, und das Fest selbst das Quästenfest genannt. Auch das Dorf nannte man nun nicht mehr Finsterberg, sondern Quästenberg (Questenberg). Übrigens bringen auch die Questenberger Burschen durch einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage dem Pfarrer ein Geschenk von 5—6 Maß Bier, das Questenbier genannt, welches jener in Person in Empfang nehmen muß."

„Noch jetzt wird alljährlich dieses Fest in Questenberg, feierlicher fast, als alle übrigen Feste, begangen. Am Himmelfahrtstage oder am Sonntag vor Pfingsten wird der zum Quästenbaum bestimmte Eichbaum gehauen, dann seiner Rinde, Zacken und Zweige entledigt und auf den Festplatz getragen. Denn so hoch und steil auch der dem Schloßberge gegenüber gelegene Questenberg ist, der Baum darf nicht hinaufgefahren, sondern muß von nicht mehr als nur sechzehn Männern und Burschen, jedoch mit Zuhülfenahme vieler Stützen und Hebebäume, auf den Schultern hinaufgetragen werden. Auch nimmt man jetzt nicht alle Jahr mehr einen neuen Baum, um den Wald zu schonen. Während man früher noch alle sieben Jahre einen neuen Baum schlug, wird jetzt nur dann ein neuer gehauen, wenn der alte umzufallen droht."

„Ist der Tag des Questenfestes, der dritte Pfingstfeiertag, gekommen, so findet zunächst eine kirchliche Feier statt. Der Pfarrer schreitet durch die mit einer helmartigen Kopfbedeckung, sowie mit Ober- und Untergewehr versehenen, parademäßig aufgestellten Männer des Ortes zur Kirche und hält daselbst einen Gottesdienst, in welchem auf die Bedeutung und den Ursprung des Festes hingewiesen wird. Dann zieht die junge Mannschaft unter Musik und Trommelschlag mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde und der Menge der herbeigeströmten Festgäste begleitet, hinauf auf den Felsen zur Eiche. Ein junger Bursche ersteigt den Baum und schmückt seine Spitze mit einem wagenradgroßen Kranze aus frischen Maien (Birkenreis) mit Quästen

an den Seiten, und andere Burschen hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgestutzten Zweige. Nachdem so der Quästenbaum geschmückt worden, durchschießen die Burschen dreimal den Blumenkranz und umtanzen ihn. Hierauf zieht man in die Mitte des Dorfes vor die Schenke, wo von Maien eine Laube erbaut ist, und hier erreicht das Fest unter Musik und Tanz seine Endschaft.

3. Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldischen.

„In den Dörfern Gödewitz, Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe feiert man zu Himmelfahrt ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt und darauf in einer für das Fest erbauten Scheune, der neben der Kirche stehenden Himmelfahrtsscheune, tanzt. — Früher, noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da sieben Rinkeimer Bier, und zugleich wurde in Fienstedt und wahrscheinlich auch in den übrigen Dörfern öffentlich verlesen, woher das Fest stamme. Eine Königin namens Elisabeth, hieß es, kam vor mehr als 600 Jahren am Himmelfahrtstage durch Fienstedt. Damals kam ihr die Einwohnerschaft mit sieben Rinkeimern Bier entgegen, sie zu empfangen, und hierüber war die Königin so erfreut, daß sie den Bewohnern von Fienstedt und den benachbarten Dörfern, welche das Gleiche gethan, alle Steuern für ewige Zeiten erließ unter der Bedingung, daß jede Gemeinde alljährlich am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren sieben Rinkeimer Bier am Gemeindebrunnen trinke. Der Vorleser ermahnte darum die Gemeinde, das Fest nicht untergehen zu lassen; denn wenn sie es nicht mehr feiere, sei sie verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und dazu noch ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln zu entrichten."

„Auch jetzt wird das Fest noch gefeiert, doch ist manches anders geworden. Das Geld, von welchem man das Fest ausrichtet, schießen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die alles anordnen, und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe; in Gödewitz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man sagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern." —

„Die Veranlassung des Festes wird jedoch auch noch anders erzählt. Einst wurde, sagt man, eine Gräfin von Mansfeld, die ihr Gemahl verstoßen hatte, in diesen Dörfern freundlich aufgenommen. Als aber später der Graf ihre Unschuld erkannte und die Verstoßene wieder zu Ehren aufnahm, erließ er den fünf Dorfgemeinden den Zehnten unter der Bedingung, daß sie alle Jahr am Himmelfahrtstage ein Fest feierten und dabei zu seinem Gedächtnis eine Tonne Bier tränken."

„Wieder anders berichtet eine dritte Erzählung. Vor vielen hundert Jahren ließ sich ein Ritter bereden, ins gelobte Land zu ziehen, um dort gegen die Türken zu kämpfen. In der Heimat ließ er seine junge Frau Elisabeth zurück, die er dem Schutze seines Bruders anbefahl. Im ersten Jahre

benahm sich dieser gut gegen seine Schwägerin, dann aber fing er an, unfreundlich gegen sie zu werden, und als nun gar nach drei Jahren das Gerücht auftauchte, ihr Gemahl wäre in der Fremde tot geblieben, da trieb sie der hartherzige Schwager aus dem Lande. Nur von ihrer treuen Amme Gertrud begleitet, ging Elisabeth ins Elend und wanderte drei Tage lang mühselig durch tiefen Schnee, denn es war gerade Winterszeit. Am Abend des dritten Tages kam sie in ein unbekanntes Dorf und konnte vor Mattigkeit kaum weiter. Da erbarmte sich ihrer ein alter Mann, der vor seiner Thüre stand, und lud sie mit ihrer Begleiterin ein, sich bei ihm auszuruhen und satt zu essen. Voll Freude nahmen die Frauen das Anerbieten an, erzählten dem braven Manne ihre traurige Geschichte und erfuhren nun, daß das Dörfchen, wo sie waren, Gorsleben heißt. Als nun der Alte ihnen anbot, sie möchten bei ihm bleiben, sagte Elisabeth mit Freuden zu und versprach, sie wolle dafür Sorge tragen, daß den Bauern von Gorsleben der Zehnt erlassen würde, wenn ihr Mann glücklich wieder in die Heimat und zu seiner Herrschaft käme. Der Alte gab die beiden Frauen für seine Muhmen aus, und obwohl man wegen der Schönheit der Elisabeth sich wunderte, wie der Alte zu einer so schönen Muhme käme, so glaubte man es doch, weil die Frauen trotz ihrer zarten Hände wacker im Hofe und Garten mit an die Arbeit gingen. Bald waren sie nicht nur in Gorsleben, sondern auch in den benachbarten Dörfern Gödewitz, Krimpe, Zörnitz und Fienstedt, wo Hans viele Freunde hatte, wegen ihres fleißigen und sittsamen Wesens sehr beliebt, und jedermann bemühte sich, ihnen eine Freude zu machen. So verging der Winter, und das Frühjahr kam, so schön, wie noch keins in der Welt gewesen war. Als aber Himmelfahrt herankam, machte sich groß und klein in den Dörfern auf, um den Aufgang der lieben Sonne von einem Berge anzuschauen. Auch Elisabeth und ihre Amme gingen mit hinaus, und als sie nun auf dem Berge standen, hinter dem die Sonne aufgehen mußte, vernahmen sie einen sonderbaren Ton, wie das Gebrumme einer Mühle, und die Sonne stieg im Glanze ihrer Strahlen herrlich empor. Entzückt von dem Anblick, riefen beide unwillkürlich ihr ein lautes „Willkommen!“ zu, und kaum hatten sie das Wort gesprochen, da brauste es hinter ihnen, und wie sie sich umdrehten, hielt vor ihnen auf seinem Rappen der so schmerzlich vermißte Ritter. Elisabeth sank zwar bei seinem Anblick in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich, und die beiden Gatten sanken sich in die Arme. Dann erzählte sie ihm, wie es ihr in seiner Abwesenheit ergangen war, und führte ihn zu den guten Leuten, die ihr in ihrer Not Obdach, Brot und Schutz gewährt. Gerührt hatte Ludwig, so hieß ihr Gemahl, die Erzählung vernommen und war sofort bereit, die braven Leute von der Zahlung des Zehnten zu entbinden. Damit aber das Andenken an den für alle so fröhlichen Tag für ewige Zeiten erhalten bliebe, bestimmte er, den Bauern der vom Zehnten befreiten Dörfer sollten alle Jahre am Himmelsfahrtstage von Mansfeld einige Tonnen Bier geliefert werden, die sie zusammen austrinken sollten. Auch jeder Fremde, den sein Weg vorüberführt, sollte mittrinken, und vier Bierherren sollten ernannt werden, die auf Ordnung zu halten und für das Behagen der Gäste zu sorgen hätten. In der Zehntscheune aber, die nun keine Zehntgarbe mehr aufzunehmen hatte, sollte sich an diesem Tage jung und alt, festlich geputzt, zu fröhlichem Tanze versammeln. Für den Fall jedoch, daß sie unterließen, das Fest zu feiern, sollten sie wieder verpflichtet sein, den Zehnten zu geben, soweit ihre umliegende Marke geht, ingleichen ein kohlschwarzes Rind mit vier weißen Füßen und einer weißen

Blässe, dazu einen schwarzen Bock mit vergoldeten Hörnern, ein vierspänniges Fuder Semmeln und eine Tonne Mückenfett."

„Die Bauern waren mit allen diesen Bestimmungen gar wohl zufrieden und haben alle Jahr das Fest gefeiert; die aber, welche in der Gorsleber Flur Äcker haben, gedenken noch jetzt dankbar des edlen Paares." —

So berichtet Professor Dr. Größler in seinen „Sagen der Grafschaft Mansfeld", S. 78 ff. Die Deutung, welche dieser Forscher (in den „Neujahrsblättern" der historischen Kommission der Provinz Sachsen, 1883) giebt, daß dieses Himmelfahrtsfest, „dem an dasselbe sich knüpfenden Mythus entsprechend, ein in die Gegenwart hineinragendes uraltes heidnisches Bieropfer zur Feier des Sieges der Sonne über die ihr feindlichen Mächte ist", eigne ich mir um so lieber an, als auch sonst, wenn auch nur vereinzelt, noch in unserm Jahrhundert Spuren ähnlicher Bieropfer sich nachweisen lassen. „Im Lippeschen stellten die Arbeiter bei Beendigung des Mähens die Sensen aufrecht vor sich hin und schlugen mit den Wetzsteinen daran, während sie mit der linken Hand Milch oder **Bier** auf den Acker gossen und dann selbst davon tranken: dann setzten sie den Krug auf die Erde, nahmen die Hüte ab und schwenkten sie in der Luft, tanzten um die übrig gebliebene Garbe herum und sangen; „Wôld, Wôld, Wôld, (Wodan), Himmelsriese weiß, was geschieht; stets er vom Himmel herniedersieht; er hat volle Krüge und Sangen; auf dem Holze (oder Walde) wächst mancherlei; er ist nicht geboren und wird nicht alt; Wôld, Wôld, Wôld"; die Weiber streuten dann Brotkrumen auf den Acker, und die Männer gossen den Rest des Trankes aus." (**Wuttke**, der deutsche Volksaberglaube, 432.)



IV.

Die Einführung des Christentums.*)

Als es in den Rheingegenden bereits seit geraumer Zeit christliche Gemeinden und Bischöfe gab, lagen unser Harz und seine Vorlande noch völlig in der Nacht des Heidentums. Wohl mögen einzelne Sachsen und Thüringer als römische Söldner schon vor dem Jahre 500 mit dem Christentum bekannt geworden sein, aber die letzte Spur, daß auch in die Harzlande ein Samenkorn des die Völker und das Volkstum umgestaltenden Evangeliums gefallen ist, läßt sich kaum bis in das sechste Jahrhundert zurückverfolgen.

Nicht lange nach dem Jahre 500 gab Theoderich der Große, der christliche König der Ostgothen, seine Schwester Amalaberga dem Thüringerkönig

*) Hinsichtlich der älteren Zeit stütze ich mich ganz auf: „Neujahrsblätter, herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 7. **Die Einführung des Christentums in die nordthüringischen Gaue Friesenfeld und Hassegau. Von Professor Dr. Hermann Größler.**" Dem Herrn Verfasser statte ich für freundliche Zusendung dieser höchst interessanten Arbeit auch an dieser Stelle meinen besten Dank ab.



Irminfried (Hermannfried) zur Gemahlin. Daß auch sie wie ihr Bruder sich zu Christo bekannte, kann keinem Zweifel unterliegen. Von ihr und ihrem Gefolge, unter dem die christlichen Priester nicht gefehlt haben werden, ist demnach die erste Mission in den Harzlanden geübt. Daß es ihr gelang, die thüringische Königsfamilie für das Christentum zu gewinnen, geht daraus hervor, „daß ihre nach der Zerstörung des Reichs (S. 32) als Gefangene nach Frankreich geführte und dort mit König Chlothar vermählte Nichte Radagund gegen Ende ihres Lebens in ein Kloster ging, wie sie auch der katholischen Kirche bald als Heilige galt".

Verschiedene Anzeichen weisen aber darauf hin, daß der Wohnsitz der thüringischen Königsfamilie, vielleicht sogar ihre Ursprungsstätte, im nördlichen Hassegau zu suchen ist. Hier „lag ohne Zweifel die Königsburg des freilich in sagenhaftes Dunkel gehüllten Königs Bisino, die noch im späteren Mittelalter als Stätte eines Landgerichts ausgezeichnete Bisiniburg (das heutige Bösenburg im Mannsfelder Seekreise), welche dieses Königs oder eines seiner gleichnamigen Vorfahren Namen trägt, wie auch das unweit davon gelegene große Dorf Bisinistede (jetzt Beesenstedt), dem noch das im Mansfelder Gebirgskreise an der Wipper gelegene Bisenroth (jetzt Biesenrode) anzureihen ist. Der Name des nordöstlich von Bösenburg gelegenen Dörfchens Konnigeswiek (jetzt Königswiek) findet seine Erklärung am natürlichsten durch die Annahme, daß es von einem der thüringischen Könige, vielleicht eben jenem Bisino, gegründet worden, wobei zu beachten ist, daß durch die Fluren von Schochwitz, Gorsleben, Naundorf und Beesenstedt in der Richtung nach Königswiek zu der Königssteig führt, dessen Zug und Name noch heutzutage zur Bezeichnung von Ackerlagen in den genannten Fluren dient. Da derselbe die Flur von Bisinistede durchschneidet und die Bisiniburg ihm so nahe liegt, so hat es den begründeten Anschein, daß er den Königen Thüringens Entstehung und Namen verdankt." „Im südlichen Gaue des gleichen Namens aber, an der Unstrut und somit unmittelbar an der Grenze des späteren Südthüringens lag die durch das tragische Geschick des letzten Königs Irminfried bekannte Burg desselben Scithingi (Burgscheidungen)."*)

Somit ist der Schluß gerechtfertigt, daß der dem späteren Hassegau angehörende Harzrand zuerst und schon im Anfange des 6. Jahrhunderts christianisiert worden ist. Von hervorragender Bedeutung ist dabei auch, daß die Kirche des uralten Dorfes Helfta bei Eisleben der heiligen Radegundis, der Nichte der Königin Amalaberga, geweiht ist. „Man wird nicht fehl gehen", sagt Professor Dr. Größler, „wenn man annimmt, daß ihr frommer königlicher Stifter (Kaiser Otto I.), der vielleicht noch von der persönlichen Beziehung der Heiligen zu dieser Gegend etwas wußte, dieselbe in dankbarer Erinnerung an eine der ersten Pflegerinnen des Christentums im Thüringerwalde hat errichten lassen. Ein ganz besonderer Grund, sie der heil. Radegund zu widmen, muß vorgelegen haben, da meines Wissens in weiter Umgegend, ja im übrigen Deutschland eine andere Radegundiskirche nicht bekannt ist."

Das Christentum hatte noch nicht Zeit gefunden, sich kräftig zu bewurzeln und weithin auszubreiten, da drangen die heidnischen Sachsen im Bunde mit den Franken in diese vormals thüringischen Gaue ein und pflanzten an Stelle des Kreuzes ihre Drachen- und Adlerbanner auf. Auch die Völkerstämme, welche 40 Jahre später (siehe S. 33) die Erbschaft der nach dem Süden aus-

*) Siehe unter „Ohrum".



gewanderten Sachsen antraten, waren Heiden, doch machte die fränkische Oberhoheit einen Missionsversuch wenigstens nicht von vornherein aussichtslos. Daß ein solcher, und zwar nicht ohne Erfolg, unternommen ward, geht daraus hervor, daß Bonifacius bereits beim Beginn seiner Mission in Thüringen christliche Priester, Sendboten der britischen Kirche und deren Zöglinge, antraf. Der erste Apostel der Thüringer ist S. Kilian. Wie durch Ostfranken, so ziehen sich durch ganz Thüringen Ortschaften, welche (wie Kiliansstädten bei Hanau, S. Kilian bei Schleusingen, Kiliansberg bei Neuhof in Hessen) in ihrem Namen an ihn erinnern, oder deren Kirchen (wie in Mühlhausen, in Gispersleben bei Erfurt) ihm von seinen Schülern oder von den durch ihn gegründeten Gemeinden gewidmet sind. Doch auch in der Nähe des Harzes findet sich S. Kilian als Schutzheiliger von Kirchen, so in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, in Schönfeld bei Artern, in Freiburg a. d. Unstrut. Mag er auch nicht persönlich so weit nach Norden vorgedrungen sein, so ist doch jedenfalls die Christianisirung dieser Gegenden, in denen die ersten Kirchen ihm geweiht wurden, auf die Missionsthätigkeit seiner unmittelbaren Schüler zurückzuführen.

Indes diese und andere Lande dauernd für das Bekenntnis Christi zu gewinnen, das war erst dem um das Jahr 680 — also zur Zeit des Märtyrertodes Kilians — in Wessex aus edlem Geschlechte geborenen Angelsachsen Winfrith (Wynfrith*) beschieden. „Nach längerer Vorbereitung auf den von ihm erwählten Beruf bei dem heil. Willibrord, dem Bekehrer der Friesen, kam Winfrith im Jahre 719, etwa 37jährig, zum ersten Male nach Thüringen. Im Gegensatze zu den Briten, welche vor ihm allein oder mit nur wenig Begleitern die Mission betrieben, darum aber auch große und dauernde Erfolge nicht erzielt hatten, griff er das Werk in großartiger Weise an und versicherte sich aller Hülfsmittel, die für seinen Zweck zu erlangen waren. Vom Papste zu Rom, dessen Segen er einholte, mit allem zu seiner geistlichen Heerfahrt erforderlichen Gerät, mit Büchern und Empfehlungsschreiben ausgestattet, von dem mächtigen Hausmeier des fränkischen Reichs, dessen weithin reichender Arm ihn auch in Thüringen noch schützen konnte, mit einem Schutzbriefe versehen, begleitet ferner von einer großen Zahl stattlich ausgerüsteter, zum Theil ihm verwandter und gleich ihm für das Werk der Heidenbekehrung begeisterter Landsleute, denen sich sogar edle angelsächsische Jungfrauen angeschlossen hatten, eine Lioba, Kunihilt, Thekla und Walpurgis, begann er sein Werk mit dem praktischen Verstande und der stahlharten Entschlossenheit eines organisatorischen Genies, welches überall das Heidentum an der Wurzel zu treffen und dem Christentum eine bleibende Stätte zu bereiten verstand." (Prof. Größler.)

Wie weit Bonifacius nach Norden vorgedrungen ist, läßt sich aus schriftlichen Nachrichten nicht erweisen. Eine beschränkte Beweiskraft hat indes die Volkssage, wenigstens insoweit, als sie sich in Zurückführung der Gründung der ersten christlichen Kirchen auf jenen Missionar innerhalb Thüringens oder der Erzdiözese Mainz hält, wobei indes von vornherein festzuhalten ist, daß

*) „Sein bekannterer Name Bonifacius enthält nach neueren Untersuchungen nicht etwa eine anmaßende Selbstbespiegelung des Mannes, als hätte er sich schon vor vollbrachter Arbeit als den geistlichen Wohlthäter der von ihm zu bekehrenden heidnischen Deutschen bezeichnen wollen, sondern ist nur eine allerdings etwas sonderbare Übersetzung des angelsächsischen Namens ins Lateinische, aus bonum und fatum = qui bono fato fruitur = der Gewinner des Friedens oder eines glücklichen Loses = der Glückliche." (Dr. Größler.)



die Sage keinen Unterschied zwischen der Missionsthätigkeit des Bonifacius und der seiner Schüler und Nachfolger macht. Solche Sagen knüpfen sich u. a. an den Hülfensberg auf dem Eichsfelde, an Lohra, Vargula a. d. Unstrut, an Bösenburg im Mansfelder Seekreise. Mehr noch weist die große Anzahl von alten Bonifaciuskirchen in Thüringen darauf hin, daß man der Wohlthaten, welche Bonifacius persönlich oder durch andere diesem Lande erwiesen, eingedenk blieb. Solche Kirchen sind oder waren — soweit die Harzvorlande in Frage kommen — vorhanden in Oberheldrungen, Seega bei Frankenhausen, Zeddenbach (meist bei der Zeddenbacher Mühle), Volkmaritz und Friedeburg im Mansfelder Seekreise, Vatterode an der Wipper und Quenstedt im Mansfelder Gebirgskreise, Ditfurt an der Bode im Schwabengau (dem auch Quenstedt angehörte) und in dem in Halberstadt aufgegangenen Boßleben. Alle diese Kirchen liegen in der älteren Diözese Mainz, denn Hassegau und Friesenfeld wurden erst nach der Bekehrung der Sachsen von jener abgetrennt; die letztgenannten sind vereinzelte in den Schwabengau vorgeschobene Vorposten. Sind diese Kirchen selbstverständlich von Bonifacius nicht persönlich gegründet, der seine Gründungen nach der heiligen Jungfrau, dem Apostelfürsten S. Petrus, dem Erzengel Michael, oder dem heiligen Johannes dem Täufer benannte, so werden sie doch sämtlich in das achte Jahrhundert zurückreichen, und auch an uralten Kirchen mit den Namen dieser Schutzheiligen fehlt es nicht im nördlichen Teile des alten Mainzischen Sprengels. Auch die Peterpaulskirchen, wie die schon 802 urkundlich bezeugte in Cölleda und die in dem schon zwischen 826 und 853 erwähnten Bernshausen auf dem grubenhagenschen Eichsfelde, werden meistens auf Bonifacius zurückzuführen sein.

Wie die letztgenannte Kirche schon in Engern liegt, so läßt die Sage den heiligen Bonifacius in diesem an den südwestlichen Rand des Oberharzes grenzenden Teile Sachsens an mehreren Orten thätig sein, ihn hier Götzenbilder zerstören und Kirchen gründen. Berücksichtigt man dabei, daß die Steinkirche bei Scharzfeld*), an welche sich die ansprechendste dieser Sagen knüpft, nach dem Urteile Sachverständiger aus dem achten, spätestens aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts stammt, daß das hannoversche Eichsfeld und der ganze harzische Lisgau seit alters zum Mainzer Sprengel gehörten und diesem auch bei der Teilung Sachsens in Bistümer unter Karl dem Großen belassen wurden, so ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß schon zur Zeit des Bonifacius oder doch bald nach seinem Tode, jedenfalls noch vor den Sachsenkriegen Karls des Großen, von Mainz aus das Christentum in diese Gegenden gebracht worden ist.

Über das Christentum im Friesenfeld-Hassegau und Schwabengau berichtet auch schon im achten Jahrhundert die Geschichte.

Als im Jahre 747 der älteste Sohn Karl Martells, der Hausmeier Karlmann, der bereits 743 einen Zug gegen die am Ostrande des Harzes sitzenden Sachsen unternommen hatte, in ein Kloster eintrat, erhob sich gegen seinen Bruder Pippin den Kleinen ihr Halbbruder Grifo und fand mit seinem fränkischen Anhange Aufnahme und Unterstützung bei den Sachsen. Anscheinend erinnern an seinen Aufenthalt bei diesen die beiden nördlich der Wipper unweit Mansfeld belegenen Ortschaften Gräfenstuhl (1387 Greffenstuhl, d. i. wohl Residenz des Grifo) und Greifenhagen (1184 Grifinhagen). Noch in demselben oder im folgenden Jahre zog Pippin gegen ihn, eroberte die dem Sachsen-

*) Eingehende Beschreibung derselben im zweiten Teile.



häuptling Theoderich gehörende Hocseburg (Hochseeburg), welche auf dem „Schloßberge" am süßen See bei Seeburg gelegen haben wird, und durchzog dann, durch ein slavisches Hülfsheer verstärkt, die östlichen Vorlande des Harzes, unterwarf „die Sachsen, welche Nordschwaben heißen" und nötigte ihrer viele, durch Annahme der Taufe Christen zu werden.*) Der Sage nach taufte Bonifacius selbst diese Neubekehrten zu Hecklingen an der Bode, Staßfurt gegenüber, und gründete hier dem Protomartyr Stephan eine Kirche. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er dem Hausmeier Pippin für diesen Zug nur Missionsgehülfen beigegeben hat.

Da diese gewaltsame Bekehrung sich auf den Schwabengau beschränkte, so geht auch hieraus hervor, daß die Christianisierung des Hassegaues und Friesenfeldes damals bereits vollendet war. „Erwägt man, daß bereits im Jahre 777 christliche Kapellen zu Allstedt, Riestedt und Osterhausen im Friesenfelde urkundlich bezeugt sind, daß König Karl der Große diese Kapellen mit allen dazu gehörenden Zehnten im Friesenfelde und Hassegau in dem Jahre 777 resp. 780 dem Kloster Hersfeld in Hessen schenkt, daß in eben jenen Jahren zwei fränkische Grafen namens Alberich und Markwart (vergl. S. 37) als diejenigen genannt werden, denen die Verwaltung dieser Gaue vom Könige aufgetragen war, so kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß bereits bei Lebzeiten des Bonifacius das Christentum in unseren Gauen begründet und ein geordnetes Kirchensystem mit Zehntauflage geschaffen worden ist. Ja man darf sogar wagen, einen bestimmten Missionsgehülfen des Bonifacius als denjenigen zu bezeichnen, dem die Pflanzung des Christentums in unsern Gauen vorzugsweise zu danken ist; das ist der heilige **Wigbert**, „der mit Bonifacius die Mühen der Mission in Deutschland getragen hat". (Prof. **Größler**.)

Der Angelsachse Wigbert (d. i. der Kampfberühmte) predigte von 724 acht Jahre lang, bis ihn Bonifacius zum Vorsteher des zu einer Bildungsstätte für Geistliche bestimmten Klosters Fritzlar berief, in Thüringen weit und breit das Evangelium. Eine große Anzahl von Kirchen in den Harzgegenden hat ihn zum Schutzheiligen: Schloßheldrungen, Göllingen a. d. Hainleite, Berga a. d. Thyra in der goldenen Au, Thürungen a. d. Thyra, Allstedt an der Rohne im Friesenfelde, Riestedt im Kreise Sangerhausen, Groß-Osterhausen und Creisfeld bei Eisleben, Strenz bei Alsleben im Mansfelder Seekreise, Mönchen-Nienburg a. d. Saale und Quedlinburg.

„Beachten wir", schließt Professor Dr. **Größler** seine Untersuchung, „die räumliche Verteilung dieser dem heiligen Wigbert geweihten Gotteshäuser und Klöster, so ist sofort zu erkennen, . . . daß der Zug derselben das Unstrutthal abwärts geht, bald hier, bald da in Seitenthäler mit altangebauten Wohnstätten ausbiegend, dann über die Helmeau hinweg ins Friesenfeld und zuletzt durch den Schwabengau zur Bode führt. Wir werden durch dies höchst merkwürdige Ergebnis zu der Annahme genötigt, daß S. Wigbert . . . Thüringen in der oben angedeuteten Richtung als Verkündiger des Evangeliums durchzogen haben muß, und zwar **das innere Thüringen**, wie das gemeinsame Vorkommen von Bonifacius- und Wigbertikirchen in einer großen Anzahl von Orten des inneren Thüringens beweist, in Gemeinschaft mit seinem Freunde

---

*) „Saxones qui Nordosquavi vocantur, sub suam ditionem subegit, et quibus plurimi per manus sacerdotum baptizati ad fidem christianam converti sunt." Metzer Annalen.



und Meister, während er das Thal der Helme und das Thyrathal, wo ich keine Bonifaciuskirchen habe ermitteln können, und ebenso die nordthüringischen Gaue nördlich der Unstrut als selbständiger Vorsteher und Leiter einer Missionsexpedition bereist zu haben scheint, da sich hier nur vereinzelt Bonifaciuskirchen finden. Im Friesenfelde namentlich muß er sich längere Zeit aufgehalten und hier persönlich den Grund des Christentums gelegt haben, weil sonst die ganz gewiß nicht auf Zufall beruhende Erscheinung, daß die nachweislich ältesten drei Kirchen des Landes zu Allstedt, Riestedt und Osterhausen sämtlich gerade ihm geweiht sind, nicht zu erklären wäre. Da er bereits im Jahre 747 gestorben ist und in Riestedt sowie in Osterhausen nur eine Kirche besteht, so wird man annehmen dürfen, daß jene drei Kirchen innerhalb der Jahre 747—777 dem bald nach seinem Tode wegen seiner Wunderkraft als Heiligen verehrten Missionar erbaut und geweiht worden sind. Doch scheinen Schüler von ihm noch weiter nordwärts vorgedrungen zu sein, wofür das Vorhandensein von Wigbertikirchen in Greisfeld, Strenz, Nienburg und Quedlinburg spricht, und zwar wird dies im Jahre 743 anläßlich des Zuges Karlmanns, oder noch wahrscheinlicher im Jahre 748 anläßlich des Zuges Pippins gegen die Nordschwaben geschehen sein. Schüler des heiligen Wigbert werden die Priester gewesen sein, durch welche nach dem Berichte der fränkischen Annalisten Pippin die besiegten Nordschwaben taufen ließ."

Eine andere Hindeutung, daß schon um die Mitte des achten Jahrhunderts das frühere Nordthüringen, also der Ostrand des Harzes, christlich war, enthält das „Leben des heiligen Emmeran". Der Verfasser desselben, Bischof Aribo von Freisingen (764—783), erzählt nämlich u. a.: „was ihm einst ein frommer und verständiger Greis von seiner wunderbaren Errettung aus der Knechtschaft durch den Heiligen berichtet habe. Darnach war dieser auf einer Pilgerfahrt nach Regensburg in die Hände von Räubern gefallen und an die Franken, von diesen dann weiter an einen Herrn in den nördlichen Gegenden des Thüringerwaldes, an der Grenze der heidnischen Parahtanen, verkauft worden. Hier machte er sich durch die Kunst, Häuser und Wassermühlen zu bauen, bei seinem Herrn so beliebt, daß dieser, um ihn für immer an seine Person zu fesseln, ihm die schöne und kinderlose Witwe eines verstorbenen Knechtes zum Weibe zu geben beschloß. Vergebens war sein Widerstreben und seine Beteuerung, daß er bereits in der Heimat eine Frau zurückgelassen. Sein Herr wußte durch die Drohung, ihn bei längerer Weigerung den noch ganz dem Götzendienste ergebenen Sachsen überliefern zu wollen, seine Bedenken zu überwinden. Die Ehe ward nach den dortigen Gebräuchen vollzogen. Aber in der Nacht erschien der heilige Emmeran dem zum zweiten Mal Vermählten und verhalf ihm zur Flucht nach Regensburg, wo er am fünfzehnten Tage glücklich anlangte. — Man hat mit gutem Grunde das hier erwähnte, als heidnisch bezeichnete Volk der Parahtanen, welches in der Nachbarschaft des offenbar schon zum Christentume bekehrten Nordthüringens hauste, für die Bewohner des lüneburgischen Bardengaues erklärt, so daß wir in diesem Berichte die Spuren einer wenigstens teilweisen Bekehrung der weit nach Norden vorgeschobenen Teile der ostfälischen Nordthüringer schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts zu erkennen haben würden." (Dr. von Heinemann, Gesch. v. Braunschweig und Hannover I, 57.)

Das rechte Ufer der Oker erreichte übrigens das Christentum zu jener Zeit noch nicht. Der Harzgau und der ganze Nord- und Nordwestrand unsers Gebirges blieben heidnisch bis zur Zeit Karls des Großen. Im Jahre 780

lagerte Karl mit seinem Heer bei Ohrum an der Oker, bis wo er schon einmal im Jahre 775 vorgedrungen war. Dorthin entbot er die Bewohner Ostsachsens, die Nordthüringer und Bardengauer, und selbst viele Nordelbinger folgten seinem Rufe. Und hier, im „Baddernloch“, wo man noch hin und wieder schmucklose bleierne Kreuzchen findet, ließen die Erschienenen sich taufen.

Doch war die Christianisierung Ostfalens damit keineswegs beendet. Zwar scheinen sich seine Bewohner an den späteren Aufständen gegen den Frankenkönig nicht beteiligt zu haben, aber einigermaßen geordnete kirchliche Zustände traten erst unter Ludwig den Frommen ein. Dieser brachte die schon von seinem großen Volke begonnene Gründung zweier Bistümer für dieses Gebiet zur Ausführung.

Als Bischofssitz für Ostfalen im engeren Sinne hatte Karl nach einer nicht ganz sicheren Nachricht den Ort Elze an der Leine ausersehen. Durch ein Wunder veranlaßt, verlegte ihn Ludwig nach dem zwei Meilen weiter östlich gelegenen Hildesheim an der Innerste. Diese Verlegung setzt man gewöhnlich in das Jahr 818, den Beschluß dazu und die Weihe des ersten Bischofs Gunthar in das Jahr 814. — Dem zweiten Bistum überwies Karl der Große die rechts der Oker belegenen Landschaften, nämlich den Derlingau, den Nordthüringau (das heutige Magdeburgsche), den Balsamgau in der Altmark, den Harz-, Schwaben- und Hessengau, zu welchem man auch das Friesenfeld rechnete. Daß der Sitz des Bischofs ursprünglich Osterwiek (Salingestedi) und der erste Bischof Hildegrim gewesen sei, beruht auf unsicherer Tradition. Am 2. September 814 nahm Ludwig der Fromme das Bistum in dem diesem von seinem Vater bestimmten Umfange in seinen Schutz. (Daran, daß Hassegau-Friesenfeld ursprünglich — nach einer Urkunde des Kaisers Lothar vom Jahre 1134 „schon mehr als 30 Jahre vor der Teilung Sachsens in Bistümer und der Gründung der Halberstädter Kirche“ — zur Diözese Mainz gehörte, erinnert noch heute das „Pfaffenkreuz“ am Welfesholze unweit Gerbstedt, ein uraltes, mit dem Mainzischen Rade gezeichnetes Sandsteinkreuz.)



V.

Die Verkehrswege des Harzes.*)

Wir haben gesehen, wie es im eigentlichen Gebirge erst verhältnismäßig spät zur Gründung von Ortschaften kam. Als die gewerbfleißigen Städte am Harzrande schon längst zu Ansehen und Bedeutung gelangt waren, als an der Mündung der Harzthäler schon längst stattliche Klöster mit reichen Besitzungen sich erhoben, da lag ein großer Teil des inneren Harzes noch Jahrhunderte

*) Auch dieser Abschnitt stützt sich in den Hauptsachen auf die von Herrn Archivrat Dr. Jacobs in der Zeitschrift des Harzvereins veröffentlichten lehrreichen Arbeiten.

hindurch als Urwald. Bruch und Torfmoor, Busch und Braken erschwerten jedes tiefere Eindringen, die zahlreichen Bären und Wölfe schreckten die Bewohner zurück, nur nicht die Räuberbanden, welche hier sicheres Versteck suchten und fanden. Ungestört horstete der Adler auf den Klippen und balzte der Auerhahn auf den Höhen.

Auch der allgemeinen Jagd war unser Gebirge nicht zugänglich, denn der Harz gehörte zu den Bannforsten, in welchen dem Kaiser ausschließlich das Jagdrecht zustand. Noch manche Stätte trägt in ihrem Namen eine Erinnerung an jene Zeit, da die deutschen Könige und Kaiser hier der Jagd auf Ur und Schelch, auf Bär und Wolf, auf Luchs und Eber oblagen, und manche Sage klingt aus jener Zeit in unsere Tage herüber. Beim „Kaiser Heinrich" am Weißenwasser bei Schulenberg, so erzählt die eine, ergötzte sich Heinrich I. am Finkenherde, von Goslar aus, so erzählt eine andere, jagte Otto I. mit seinem Jäger Ram am Rammelsberge. Urkundlich aber ist zu erweisen, daß Heinrich I. häufig von Bodfeld aus, daß Otto III. von Ilsenburg und Bodfeld, Heinrich III. von Hasselfelde und Bodfeld, Heinrich IV. von Goslar und Harzburg aus jagend den Harz durchstreiften. Doch häufiger wurden die Jagdzüge in den hohen Harz erst, als die Kaiser den Wildbann an die benachbarten Fürsten und Grafen verliehen.

Diesen folgte bald auch der Kaufherr, um seine Ware von der Meßstadt auf dem nächsten Wege nach Hause zu führen. Allerdings läßt der mehrfach vorkommende Name Heidenstieg darauf schließen, daß schon in ältester Zeit einige Fußpfade über das Gebirge führten, aber Wege, welche für den Warenverkehr brauchbar waren, gab es in demselben in ältester Zeit nicht. Die großen Handelsstraßen, welche als Frankfurter, Nürnberger und Augsburger Straße (siehe S. 60) die mächtigen Handelsstädte Norddeutschlands mit dem Süden verbanden, umgingen den Harz auf seiner Westseite, andere verbanden die Städte am Ostrande unter einander, mit Goslar und mit dem nach Süden und Osten führenden Wegenetze, durchschnitten ward nur der Ostharz von einer Verkehrsstraße, welche von Langensalza über Nordhausen, Hasselfelde, Elbingerode und Wernigerode nach Braunschweig führte. „Als aber im 13. Jahrhundert, zur Zeit der Bildung des Hansabundes, der Handel der deutschen Städte einen früher nicht geahnten Aufschwung nahm, sandten Goslar, Nordhausen, Quedlinburg, Halberstadt und manche weniger bedeutende Orte die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes auch über das bisher ziemlich unwegsame Gebirge." Diesen neuen Verkehrswegen, welche die alten Handelsstraßen nicht unwesentlich abkürzten, wandte sich bald ein großer Teil des gesamten Verkehrs zwischen Nord- und Mitteldeutschland zu, und durch das früher einsame Gebirge zogen nun in langen Züge die reichen Warenladungen der Städte.

Diese Verkehrswege, welche selbstverständlich keine Straßen im heutigen Sinne waren, vermieden, wie alle Straßen des Mittelalters, möglichst die Thäler und suchten auf der kürzesten Linie die Höhe des Gebirges zu überwinden.

Sehen wir uns nun die alten Stiege und Straßen einzeln an.

1. Die Straße von Goslar nach Osterode.

Dieser Weg, welcher in einer Urkunde von 1457 „die rechte Heerstraße" genannt wird, stimmt bis auf geringe Abweichungen mit der in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts angelegten Chaussee überein, welche jetzt als alte Chaussee größtenteils wieder unbenutzt liegt. (Vergl. S. 61.) Von Goslar führte

sie an den Schieferbrüchen hinauf, berührte das „Zipollenbleek“, d. i. Kapellenbleek, wo demnach eine Kapelle stand, und gelangte über die hohle (jetzt „hohe“) Kehle, die Einsenkung zwischen dem Kahlen- und dem Bocksberge, auf die Klausthaler Hochebene, um von dieser über den Heiligenstock in der Nähe der Kuckholzklippe nach Osterode hinunterzusteigen. Auf der Hohenkohle stand, nicht fern vom jetzigen Gasthause Auerhahn, ein Kreuz von Schmiedeeisen, auf dem Heiligenstocke ein Heiligenbild mit einem Opferstocke. So wurde der durch die Wildnis Wandernde daran erinnert, beim Betreten derselben Gott um Schutz anzurufen und beim Verlassen derselben ihm dafür zu danken. Das Kreuz auf der Hohlenkohle war auch noch im 30jährigen Kriege vorhanden — 1626 lag hier eine Feldwache der Dänen und Braunschweiger — und hieß damals das Scheidekreuz, weil es die herzoglich braunschweigsche von der Goslarschen Stadtforst schied.

Auf der Mitte der Hochebene, etwa gleich weit vom Scheidekreuz und vom Heiligenstock entfernt, lag in einer schwachen Thalsenkung, in der Nähe des trocken gelegten Sorgerteichs, eine Klause am Wege. Solche Wegsklausen sind nicht nur allen alten Harzstraßen eigentümlich, sondern sie finden sich überall da, wo Verkehrsstraßen durch wenig bewohnte Gegenden führten. Auch auf dem Klausberge in der Nähe des Heiligenstocks lag eine solche. (Vergl. S. 61.)

Zwischen dem „Schmiedekreuze“ und der erstgenannten Klause liegen zwei Thalsenkungen. In der ersten führte eine Knüppelbrücke über den alten, jetzt namenlosen „Furbach“, in der zweiten tieferen Senkung entstand am Hornbache im 12. Jahrhundert das Kloster Cella. Keine andere oberharzische Straße bot dem Reisenden die große Annehmlichkeit, auf der Höhe des Gebirges, mitten in der Wildnis, ein gastliches Kloster zu finden, das ihm zur Erholung von den Anstrengungen der Gebirgsreise willig die Thore öffnete, in dem er sichere Zuflucht vor den verfolgenden Räubern fand und seine zerbrochenen Wagen wieder in Stand setzen konnte. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß die Gründung dieses Klosters in jene Zeit fällt, in welcher der Handel einen so mächtigen Aufschwung nahm; jedenfalls kam sie dem Verkehr der Handelsstadt Goslar in hohem Maße zu gut.

Von der Wegsklause im heutigen großen Klausthale erstieg die Straße beim heutigen Buntenbock den Klausberg und hielt sich vom Heiligenstock bis unmittelbar vor Osterode auf dem Bergrücken, der das Lerbachthal nördlich begrenzt. Als „alte Chaussee“ wird sie hier von leichterem Fuhrwerk noch jetzt benutzt.

2. Der Kaiserweg (Heidenstieg).

Die alte Straße, welche den Kaisersitz Harzburg mit Walkenried und Nordhausen verband und somit den Harz in seiner ganzen Breite von Norden nach Süden durchzog, heißt im Volksmunde der Kaiserweg, und die Sage bezeichnet ihn — und gewiß mit Recht — als den Gebirgspfad, auf welchem Kaiser Heinrich IV. den aufständischen Sachsen entkam, als sie ihn in der Harzburg belagerten. Königsberg, Königsbach, Königsstoß, Königskapellenklippe, Königskopf, oberer und unterer Königsbruch — alles Namen aus seiner unmittelbaren Nähe, die mit ihm an jene Zeit erinnern, da die deutschen Kaiser und Könige im Harze oft und gern weilten.

An diesem Wege sind zwei klausenartige Anlagen bekannt. Die erste lag beim heutigen Königskrug, die andere auf dem s. g. Kapellenfleck, nördlich von dem Dreipunkte, auf welchem die Grenze der braunschweigschen Forstreviere Hohegeiß und Wieda mit der Grenze des Kreises Zellerfeld zusammenstößt.

Die Klause beim Königskruge kommt allerdings unter diesem Namen nicht vor. Auf der ältesten Harzkarte aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts findet sich an dieser Stelle eine förmliche Burg unter dem Namen Neuschloß eingezeichnet; in Merians Topographie, einem berühmten Werke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, wird dieses unter den alten Burgen genannt, in Gottschalcks Taschenbuch für Harzreisende (1806), dem ersten dieser Art (S. 210), als in Ruinen liegend aufgeführt. Daß es im 16. Jahrhundert noch vorhanden war, geht auch aus zwei Urkunden aus den Jahren 1558 und 1586 hervor; dieselben handeln von den neuen „Hägen", welche die Grafen von Honstein und Schwarzburg in seiner Nähe angelegt hatten. Darnach scheint das Neuschloß als Jagdhaus gedient zu haben. Der Name Neuschloß setzt aber wohl ein altes Schloß an dieser Stelle voraus. An ein Schloß im heutigen Sinne ist bei diesem Namen indes nicht zu denken, vielmehr kann es bei Betrachtung der Stelle keinem Zweifel unterliegen, daß hier seit alters nur ein runder Turm gestanden hat. Wenige Schritte vom heutigen Königskruge, in dem Winkel, den dort die Kaiserstraße mit der neuen Chaussee bildet, finden sich die Reste einer kreisförmigen Umwallung und eines dieselbe innen begleitenden Grabens, die einen etwas erhöhten Raum von höchstens 18 m Durchmesser umschließen. Hilmar von Strombeck, der 1861 die Stätte einer eingehenden Untersuchung unterzog, fand unter der Erde die Spuren starker Quadermauern, bedeckt mit allerlei Bauschutt, Sandstein, der nirgend in der Nähe ansteht, zerbrochenem Dachschiefer, Kalkmörtel u. dergl. Auf die Klause am Kapellenbleek komme ich noch einmal zurück.

Fragen wir zunächst nach dem Alter des Kaiserwegs. In den Urkunden des frühen Mittelalters heißt er Heidenstieg. Dieser Name, der sich im Volksmunde jetzt völlig verloren hat, kann nicht ohne Bedeutung sein. Lagen heidnische Opferstätten hier auf der Höhe des Gebirges? Verkehrten hier im dunklen Urwalde noch Heiden, als bereits rings im Lande das Evangelium leuchtete? Indem ich zur Beantwortung dieser Frage auf S. 84 f. zurückverweise, citiere ich hier nur noch das Wort eines Forschers über die interessante Felsgruppe der Breitensteine. „Lebten und opferten Heiden in dieser Gegend", sagt Leibrock, „so finden wir am Heidenstiege, nur wenige hundert Schritte östlich von Oderbrück, ein Paar Felsgruppen, die von Natur geradezu zu Opferaltären bestimmt scheinen mußten, die Breitensteine. Merkwürdigere und eigentümlichere Felsbildungen finden sich im ganzen Harze nicht, und sie wären einer Abbildung nicht unwert. Die Breitensteine, zwei an der Zahl, bilden jeder ein längliches, einem riesigen Altare ähnliches, ziemlich regelmäßiges Viereck aus Granitmassen; diese bilden aber nicht Spitzen und Zacken wie im Bodethale, nicht Säulen wie im Steinbache, oder rundliche Blöcke wie am Brocken, sondern gewaltige Platten, deren 10 bis 12 dicht auf einander geschichtet sind, und deren jede bei einer Stärke von 1 bis 3 Fuß eine Länge besitzt von 30 bis 40 und eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die gewaltige Größe und Regelmäßigkeit dieser Gruppe legt den Gedanken nahe, daß, wenn heidnische Stämme hier opferten, sie keinen andern Platz erwählen konnten als diesen, und es ist mir, als müßten, wenn das Moos und die Heide, welche darauf wuchert, entfernt wird, sich noch Spuren davon finden, wenn auch nur in Knochenresten, Kohlen und Asche."

Der Name Heidenstieg bezeichnet den späteren Kaiserweg als Fußpfad (semita) und stammt also aus einer Zeit, in der es im hohen Harze eigentliche Wege noch nicht gab. In einer Urkunde von 1258 wird er zum ersten

Male Weg (via) genannt. Wahrscheinlich war er damals, als die Handelsstädte am Harzrande im Aufblühen begriffen waren, schon fahrbar gemacht. Jedenfalls haben Jahrhunderte und eine starke Benutzung dazu gehört, bis die Wagenräder in den Granit und Hornfels fußtiefe Wagengleise geschliffen haben. An anderen Stellen findet man unter dem Steinschlamm morsche und unter diesen steinharte, quer neben einander gelegte Baumstämme. In der Nähe der Achtermannshöhe scheinen die großen, flachen Steine, die jetzt vielfach verschoben und vom Wasser unterwühlt sind, einst sorgfältig an einander gefügt gewesen zu sein. Doch gehört diese Wegebesserung wohl nicht mehr der „Alten Straße“ an.

Nachdem der Kaiserweg nämlich Jahrhunderte lang als Handelsstraße zwischen Nord und Süd gedient hatte, waren im Lande um das Gebirge herum nach und nach bequeme Fahrstraßen entstanden; deshalb verfiel jener mehr und mehr und bekam nun den Namen Alte Straße. Als aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Handelsstadt Leipzig einen so mächtigen Aufschwung nahm, und Preußen die dorthin gehenden Waren mit einem Durchgangszoll belegte, der im Jahre 1748 auf 2 Thlr. erhöht wurde, da kam ein unternehmender Fuhrherr, Seidensticker in Nordhausen, auf den kühnen Gedanken, die Alte Straße wieder fahrbar zu machen und so eine Verbindung zwischen Bremen, Hamburg und Leipzig herzustellen, die preußisches Gebiet nicht berührte. Energisch machte er sich ans Werk, besserte die Straße aus, füllte die Sümpfe mit Bäumen, erbreiterte die schmalen Stellen und baute einzelne Stellen ganz neu. Nach unsäglichen Anstrengungen gelang es ihm, seine Frachtwagen glücklich hindurch zu führen, wenn er auch das erste Mal in acht Tagen nur fünf Meilen zurücklegte.

Die Nachricht von der Benutzbarkeit dieser längst vergessenen alten Harzstraße erregte in Sachsen, wo man mit Recht ernstliche Besorgnisse um den Handel Leipzigs gehegt hatte, großen Jubel. Bald zogen wieder, wie vor Jahrhunderten, große Frachtzüge über das Gebirge. Aber die Straße war trotz der mancherlei Besserungen, welche mit ihr vorgenommen wurden, noch immer sehr mangelhaft und dem lebhaften, sich immer steigernden Verkehre keineswegs gewachsen. So wurde sie, für die damalige Zeit ein großartiges, viel bewundertes Werk, in den Jahren 1755—58 vollständig neu gebaut. Einen Teil der Kosten, 1276 Thlr., trugen die meist interessierten Kaufleute Sachsens, Thüringens und Frankens freiwillig. Nun fuhr man auf der „Neuen Straße“ von Neustadt-Harzburg bis Torfhaus in drei, von da bis Oderbrück in einer, von hier bis Braunlage in zwei Stunden. (Leibrock in Harz-Zeitschr. 1870, 374 ff.)

Jetzt liegt auch diese Neue Straße wieder verlassen und meist unbrauchbar, und auch die um 1830 gebaute Chaussee, die schönste und interessanteste aller Harzstraßen, welche hier und da den Kaiserweg benutzt, zumeist aber nach links oder rechts einen bequemen Bogen schlägt, vermittelt nicht mehr den großen Frachtverkehr zwischen Niedersachsen und Thüringen, sondern ist zur bloßen Poststraße herabgesunken. Die Eisenbahnen und die Aufhebung der Zollschranken haben ihr die Bedeutung genommen. —

Sehen wir uns nun den Verlauf des Kaiserswegs im einzelnen an. Wie schon bemerkt, ging er von Harzburg aus. Vor der Kirche des Fleckens Neustadt ersteigt er den Burgberg, zieht zwischen diesem und dem höheren Sachsenberge hin und schlägt dann die Richtung nach dem Molkenhause ein. Von diesem bis zum Torfhause ist er nicht mehr festzustellen, dagegen von hier

bis zum Forsthause Oderbrück links neben der Chaussee noch deutlich erkennbar. Diese Partie ist die landschaftlich schönste des ganzen Zuges. Sie gewährt einen herrlichen Blick über die Klippen des Quitschenbergs und die Schwarzentannen bis zum Königsberge mit den Hirschhörnern und zum klippenübersäeten Brocken mit dem leuchtenden Brockenhause, dessen Fenster von hier aus fast zu zählen sind. Im Süden ragt der Hornfelskegel der Achtermannshöhe über seine Umgebung weit empor, zur Rechten liegen der Sonnenberg und der Acker. — Nur einige Minuten zur Linken vom Kaiserwege liegt das Magdbette, ein 10 m hoher Felsen, dessen vertiefte Oberfläche einer Opferstätte gleicht. Der Sage nach fand in der Aushöhlung eine Jungfrau Schutz vor einem Riesen, welcher sie verfolgte. Die zweite Felsgruppe zur Linken, etwas weiter entfernt, heißt die Hopfensäcke.

Auch auf der Strecke von Oderbrück zum Königskruge, neben welcher gleich zu Anfang die vorhin beschriebenen Breitensteine liegen, hält sich der Kaiserweg zur Linken der jetzigen Chaussee. Er wird hier noch als Fußweg benutzt und führt an dem Königsborn vorüber, bei dem die von Nesseln überwucherte Trümmerstätte des alten Königskruges zu erkennen ist. (An seiner jetzigen Stelle liegt nämlich der Königskrug erst seit Anlage der neuen Poststraße.)

Beim neuen Königskruge, in dessen Wiese die Grundmauern des Neuen Schlosses sich noch vorfinden, überschreitet die Kaiserstraße die Chaussee und schlägt nun, ohne wie diese Braunlage zu berühren, südliche Richtung bis zum großen Kronenbache, dem alten Crodenbeek, ein. Nachdem sie diesen überschritten hat, ersteigt sie, rechts an der wüsten alten Kapelle vorüberführend, die s. g. Ladestelle, den Dreipunkt, auf welchem die Grenzen der Grafschaft Regenstein, des Stifts Walkenried und der Grafschaft Lutterberg — oder jetzt die der braunschweigschen Forstreviere Hohegeiß und Wieda und des Kreises Zellerfeld — zusammentreffen, hält sich stets auf der Wasserscheide zwischen der Wieda und Zorge, folgt von dem Dreipunkte, wo die Grenzen der genannten Forstreviere mit dem Revier Zorge zusammenstoßen, der Grenze zwischen den Revieren Wieda und Zorge und geht schließlich, immer in südlicher Richtung, durch die Reviere Zorge und Walkenried. Zwischen Walkenried und Ellrich verliert sie sich jetzt in den Kornfeldern.

Auch die südliche Hälfte des Kaiserwegs vom Kronenbache an ward noch in diesem Jahrhundert als Fahrweg vielfach benutzt. Zwischen der Ladestätte, auf die ich noch einmal zurückkomme, und dem Königskruge dient er noch immer als Fußweg.

Der Heidenstieg mit dem sich ihm anschließenden Wege zur Oker ist mit dem Rennstiege (Rainstieg = Grenzstieg) auf dem Thüringerwalde verglichen worden. Wenn auch bedeutend kürzer als dieser, hält er sich doch fast völlig auf dem Rücken des Gebirges und bildet auch, wenigstens auf eine längere Strecke, eine wichtige Grenzscheide. Von Oderbrück über Königskrug zieht er bis zum ersten Dreipunkte südlich vom Kronenbache genau auf der Grenze des Herzogtums Braunschweig und der Provinz Hannover und scheidet damit zugleich die alten Herzogtümer Ostfalen und Engern, den Harzgau von dem Lisgau, die Diözesen Halberstadt und Mainz, die Grafschaften Regenstein und Lutterberg. Sein südliches Stück liegt im Helmegau, Diözese Mainz, im Gebiete des reichsunmittelbaren Stiftes Walkenried.*)

*) Auf der empfehlenswerten Spezialkarte vom Harz (Maßstab 1:100 000) von O v. Bomsdorff (Rathke in Magdeburg, 4 M.) ist der Kaiserweg angegeben.

[Für weitergehendes Bedürfnis mache ich auf die trefflichen Karten des Professors Prediger (Klausthal, Grosse) aufmerksam.]

3. Der Eiserne Weg (Heidenstieg).

Dem Kaiserwege gebührt der ältere Name Heidenstieg nicht für die Strecke von Harzburg bis in die Gegend zwischen Torfhaus und Oderbrück. Dieses Stück scheint dem Heidenstiege erst angefügt zu sein, nachdem Kaiser Heinrich IV. im 11. Jahrhundert die Harzburg erbaut hatte. Als Handelsstraße ist es im 13. Jahrhundert nicht eingerichtet, woraus sich die sonst auffallende Thatsache erklärt, daß der Zug des Kaiserwegs vom Molkenhause bis in die Gegend des Torfhauses sich nicht mehr feststellen läßt. Bei der Instandsetzung des Kaiserwegs im vorigen Jahrhundert folgte man vom Flecken Neustadt, ohne den zwecklosen Umweg über die Ruine der Harzburg einzuschlagen, der Radau und einem Nebenbache derselben bis auf das Brockenfeld.

Die alte von Walkenried und Nordhausen kommende Fahrstraße schlug von Oderbrück ab durch die Quellgegend der Kalbe die Richtung auf das heutige Dorf Oker ein. Doch es empfiehlt sich, diese Strecke in umgekehrter Ordnung zu betrachten. An der Stelle der letzten (höchst gelegenen) Häuser von Oker, welche noch jetzt zur Stadt Goslar gehören, stand im Mittelalter ein Turm, ein Zubehör der äußersten Befestigungslinie dieser Reichsstadt. Hier überschritt die von Goslar kommende Straße die Oker („Okerbrück"), stieg zwischen dem Adenberge und dem Goldberge (früher Kolberg) hinauf und verlief in südöstlicher Richtung auf der Wasserscheide zwischen der Radau und Oker, führte also an den Quellen des Baches „die Bleiche", der großen Rohmke und des Riesenbachs vorbei. Von der Kalbequelle ab schlug sie dann ostsüdöstliche Richtung ein über die Lerchenköpfe und die Schwarzentannen (früher „das Schwarzebruch"), so daß die Baste, das Rotebruch und der Eulenstein zur Linken, die Steilewand und die Wolfswarte zur Rechten blieben.

Auf der erwähnten alten Karte und in Urkunden aus dem 16. Jahrhundert heißt diese Straße „die alte Straße" und der Eiserneweg, und in einem Zeugenverhör wird 1483 ausgesagt, daß der Eiserneweg immer ein öffentlicher Weg, eine Heerstraße gewesen sei. Noch jetzt ist sie teilweise fahrbar und heißt in der Altenauer Gegend, wie vor alters, der Eiserneweg. Denselben Namen trägt auch ein anliegender Berg und Forstort. Er weist darauf hin, daß schon in frühester Zeit hier Eisensteinsgruben gebaut, und daß der gewonnene Eisenstein auf dieser Straße verfahren wurde. So werden in einem Berichte an den Herzog Julius von Braunschweig vom Jahre 1572 die verfallenen Magnetgruben neben dem Eisernenwege erwähnt.

Auch sonst diente dieser dem Erztransporte. Seit dem Jahre 1157 besaß das Stift Walkenried den vierten Teil des Rammelsberges. Damals wurden die Erze unverhüttet an die Anteilsinhaber verteilt. Wenn nun auch dieses Stift einen Teil seiner Goslarschen Erze auf seinen Hütten im oberen Ambergau verschmelzen ließ (vergl. S. 61), so ist doch erwiesen und durch Untersuchung der umfangreichen Kupferschlackenhalden in den Thälern der Zorge und Wieda außer Zweifel gesetzt, daß ein nicht geringer Teil dieser Erze in diesen beiden Thälern verhüttet wurde. Dahin können sie aber nur auf dem Eisernenwege und der Kaiserstraße gelangt sein. Sie benutzten diesen Straßenzug bis zur Ladestelle an der Walkenried-Lutterberger Grenze und wurden von da auf den noch vorhandenen Fahrwegen nach Wieda und Zorge hinunter befördert.

Der Name Heidenstieg ist für den Eisernenweg nur von Oderbrück bis zur Kalbequelle, wo er aufhört, Gau- und Diözesangrenze zu sein, urkundlich bezeugt. (In der uralten Grenzbeschreibung der Diözese Halberstadt, welche

vom Bischof Arnulf festgesetzt sein soll, wird der Verlauf der Grenze so angegeben: Von den Siebeneichen „usque ad semitam que dicitur Heydhenstig et per eandem semitam usque ad fluvium Calvere“, bis an den Fußpfad, welcher Heidenstieg genannt wird, und auf diesem Fußpfad bis zum Flusse Kalbe.) Dagegen ist ein Stück Heidenstieg von Goslar bis an das Weißewasser kurz vor dessen Einmündung in die Oker bekannt. Es steigt von jener Stadt zwischen dem Hainholze und dem Herzberge im Heiligenthale („Helgenthal“) hinauf und führt dann über den Quadelick („Quade Luck“) an das Weißewasser. Es ist anzunehmen, daß dieses Stück mit dem großen Heidenstiege in Verbindung stand und dessen Fortsetzung war. Es ist dabei nur die kurze Strecke vom Weißenwasser bis zur Kalbequelle zu ergänzen. Daß bei der Fahrbarmachung des alten Heidenfußsteiges von diesem Punkte die Richtung auf „Okerbrück“ statt auf die Weißewassermündung eingeschlagen wurde, ist erklärlich, wenn man die große Verschiedenheit der zu überwindenden Terrainschwierigkeiten berücksichtigt.

4. Der Hunscher-, Kampes-, Sperber- und Andreasweg.

Der Hunscherweg, im 16. Jahrhundert Honsterweg geschrieben, beginnt bei der Stadt Osterode, ersteigt hier die Wasserscheide zwischen der Söse und dem Lerbach und schlägt über den Blocköten- und Heidelbeerkopf, wo er seinen Namen noch jetzt führt, nordöstliche Richtung ein. (Vergl. S. 62.) Nach der mehr erwähnten Karte endete er auf dem Tränkeberge und setzte sich hier nach Osten als Sperberweg fort. Diese Karte läßt ihn aber irrigerweise bei der Wegsmühle in der Nähe des Gasthauses Kronprinz nördlich von Zellerfeld von der Goslar-Osteröderstraße sich abzweigen. Sein Name scheint für den größten Teil dieser Strecke auf den alten Kampesweg übertragen zu sein, den im Jahre 1568 nur noch wenig Zeugen kannten. Dieser wird sich bei der Brücke über den Furbach von der unter 1 beschriebenen Straße abgezweigt haben, um in südlicher Richtung bei Kamschlacken, der alten Kampeshütte, an die Söse zu gelangen. Er stellte also in alter Zeit eine Verbindung zwischen dieser Hütte, welche um 1300 Rammelsbergsche Erze verschmolzen haben wird, und der Stadt Goslar her; deshalb verfiel er auch mit der Auflassung jenes Bergbaues.

Der Sperberweg, der unter diesem Namen schon 1462 vorkommt und nach einer Goslarschen Hütteherren-Familie benannt sein wird, erreichte auf der Wasserscheide zwischen der Söse und den Okerzuflüssen (Forstort Sperberhai) den Bruchberg, der in alter Zeit auch in seinem nördlichen Teile Langer Acker heißt. Über seinen weiteren Verlauf ist nichts bekannt, aber die von ihm eingeschlagene Richtung läßt nur den Schluß zu, daß er Verbindung mit dem Kaiserwege suchte. Wahrscheinlich schloß er beim heutigen Andreasberge an den Andreasweg an. Dieser, noch heute allenfalls fahrbar, steigt der alten Sägemühle im Okerthale gegenüber im Forstorte „Andreasweg“ sehr steil den Glaskopf hinauf, um an der mehr erwähnten Ladestelle in den Kaiserweg einzumünden. An dieser Stelle, wo sich auch Wege von Zorge, Wieda und Braunlage mit dem Kaiserwege vereinigten, wurden die mühsam und in kleinen Wagenladungen den Berg heraufgeschafften Erze — die ersten Gewerken des Andreasberger Bergbaues wohnten zum Teil in Thüringen — hier nach Erreichung des bequemeren Kaiserwegs dem entsprechend umgeladen. Ein anderer Fahrweg führte auch aus dem Okerthale auf den Kapellenfleck, auf welchem ohne Zweifel gleichfalls eine Umladung vorgenommen wurde.

5. Der Ulmerweg und die Ellrichsche Straße.

Der Sage nach zog sich der Ulmerweg durch den ganzen Oberharz von Westen nach Osten. Man kennt ihn indes bestimmt nur „von der Radau am nördlichen Hange des Lerchenkopfs herein zur Harzburger Chaussee“, wo er noch befahren wird und dicht vor dem Torfhause den Kaiserweg kreuzt, und nördlich von der Achtermannshöhe und dem Wurmberge auf der Grenze des früheren Amts Elbingerode und der Grafschaft Blankenburg. 1687 wird er urkundlich in der Brockengegend bezeugt.

Bei seinem Namen denkt man zunächst an die Stadt Ulm und an die Parallelen Leipziger, Nürnberger, Frankfurter Straße. Aber im übrigen Norddeutschland kennt man einen Ulmerweg nicht, und es ist einigermaßen auffallend, daß gerade im Oberharze ein Weg nach der entlegenen süddeutschen Stadt benannt ist, ein Weg, der nicht einmal die Richtung auf diese nahm, da er den Harz von Westen nach Osten durchsetzte. Vielleicht liegt deshalb die Ableitung von der Ulme näher. Hieß doch auch der Grenzweg zwischen den Grafschaften Wernigerode und Blankenburg der Lindensteig, der Tränkeberg die hohe Buche, die Innerstequelle der Ahornbrunnen. —

Wie der Ulmerweg, so ist auch die Ellrichsche Straße nur zu einem Bruchstück bekannt. Im Jahre 1428 forderte der Herzog von Braunschweig den Rat zu Goslar auf, die alte Straße „durch den Harz nach Ellrich“ in gutem Bau und Besserung zu halten. Man könnte sie mit dem Straßenzuge Eisernerweg—Kaiserweg identifizieren, wenn dem nicht eine Urkunde von 1462 entgegenstände. Nach dieser führte sie anscheinend über das Weißewasser, über die Lange (einen Zufluß desselben) und über das Schwarzewasser; sie zog also quer über den Dietrichsweg. Vielleicht vereinigte sie sich noch vor dem Bruchberge mit dem Sperberwege, oder mündete — weniger wahrscheinlich — bei der Ladestelle selbständig in den Kaiserweg.

6. Die Elendstraße.

Das Wort Elend bezeichnet ursprünglich die Fremde im Gegensatz zur Heimat, und nur das Heimatsgefühl und Heimweh des Deutschen hat dem Worte nach und nach seine jetzige Bedeutung gegeben. Für die Elenden, d. i. für die Wanderer, die Reisenden, welche die einsamen Gebirgsstraßen zogen, baute man hie und da Elendskapellen, Elendshöfe oder Fremdenherbergen (hospitia peregrinorum) nach Art der Hospize in den Alpen. Je gefährlicher, unsicherer und einsamer eine Straße war, desto mehr solcher Anlagen der Barmherzigkeit finden wir an ihr. Im Harze mögen die meisten erst entstanden sein, als in der Mitte des 13. Jahrhunderts trotz des zunehmenden Verkehrs die Unsicherheit so groß war, daß sich der Priester von Elbingerode nach der in der Einöde des Waldes gelegenen Kirche zu Bodfeld nur mit großer Furcht für sein Leben und seine Habe begab. Einige aber sind viel älter und ursprünglich wohl weniger zu Pilgerherbergen, als zu Missionsstationen für die noch gar nicht oder nur äußerlich dem Christentume zugewandte umherziehende Harzbevölkerung bestimmt gewesen.

Keine Harzstraße führte durch unwirtlichere Gegenden, als die, welche an der Ecker herauf und an der Kalten Bode hinab um das Brockengebirge zog; darum finden wir an ihr mehr Elendsgründungen als an jeder andern. Die älteste derselben war die Zelle und spätere Propstei W a n l e f s r o d e im Schimmerwalde (früher „Schimmelwalde“). Hier im Dickicht des Urwaldes lebte im 11. Jahrhundert der fromme Einsiedler Wanlef und gewann durch Lehre

und Beispiel viele für ein lebendiges Christentum. Beim Volke wie bei den Fürsten war er hoch angesehen; Kaiser Heinrich II. besuchte ihn in seiner Klause; der Bischof von Halberstadt u. a. beschenkten seine Stiftung, so daß sie auch nach seinem Tode sich der Pflege der Armen und Pilger widmen konnte.

Ebenfalls im Schimmerwalde, etwas oberhalb des Eckerkrugs, den man auf der Wanderung von Ilsenburg nach Harzburg oder den Rabenklippen zu berühren pflegt, lag am rechten Ufer der Ecker, im heutigen Forstort Elendshäu, ein „Elendshof“.

Diesen beiden Hospizen im Eckerthale schließen sich zwei andere im oberen Bodethale an. Am linken Ufer der Kalten Bode heißt eine unbedeutende Erhöhung die Elendsburg, und etwas tiefer, da wo der Fluß sich mehr östlich wendet, liegt das Dörfchen Elend. Die erste Anlage heißt 1520 das alte Elend, doch war auch der neue Elendshof schon 1506 wüst. Als sich aus diesem in Anschluß an eine Sägemühle das jetzige Dorf bildete, wurden die Mauern des alten Elends zu Bauzwecken verwandt. Nach dem Urteile des sachverständigen Geheimen Regierungsrats Hase in Hannover lassen die dort verbauten, sorgfältig behauenen Granitsteine, welche von der s. g. Elendsburg herrühren, auf ein hohes Alter jener Anlage schließen. Der auf dem alten Elende verbliebene Rest des Gemäuers wurde in den Jahren 1783—89 zum Bau des Hochofens in Elend verwendet.

Die Elendstraße, welche in der Gegend des Molkenhauses wahrscheinlich Verbindung mit dem Kaiserwege hatte, ist früh verfallen. Spuren derselben sind nur noch unter dem Brocken an den zur Ecker abfallenden Peseken vorhanden. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wird der Elendshof an der Ecker nur noch als Klostergehölz aufgeführt; die vier Hospize werden demnach etwa um 1400 ihr Ende gefunden haben. Jene Zeit des kläglichen Verfalls des kirchlichen und sittlichen Lebens hatte keinen Raum für die Häuser der Barmherzigkeit, welche der fromme Sinn und die Opferwilligkeit früherer Jahrhunderte gegründet hatte. Zugleich war sie die Blütezeit des Fehdewesens und der rohesten Gewaltthat. Nirgends aber fand das mord- und raublustige Gesindel so vortreffliche Verstecke und Schlupfwinkel wie im fast unbewohnten Westharze, nirgends sonst konnte es so ungehindert sein Wesen treiben, die Handelszüge des Kaufmanns überfallen und bald hie, bald dort gefahrlos in das Land einbrechen. In jener Zeit ward das Kloster Cella verwüstet und die kleine Gemeinde desselben erschlagen. (Siehe S. 66.) Und in anderen Gegenden unseres Gebirges stand es nicht besser. Als der Abt von Walkenried 1444 die Kapelle zu Hohegeiß erneuerte, erinnerte er an die vielen dort verübten Räubereien und Mordthaten. 1435 schlossen die Harzgrafen von Stolberg, Honstein und Regenstein mit dem Herzoge von Braunschweig ein Bündnis auf sechs Jahre „zur Befriedigung des Harzes wegen der Schnapphanen, Taschenklöpfer, Straßenräuber und Strider“. 1457 war der Harz abermals „wegen etlicher von Adel, so allerley loß Gesindlein und kühne Waghälse an sich gezogen“, sehr unsicher, indem sie „Wandersleute nicht allein niedergeworfen und des Ihren beraubt, sondern auch etliche gefangen und groß Geld geschatzet“ hatten. Gegen sie verbanden sich die Grafen von Stolberg, Schwarzburg und Honstein mit den Herzogen von Sachsen. 1469 schloß die Stadt Osterode mit den Herzögen von Braunschweig gegen die leichtfertigen Knechte, Räuber und Strober*) auf dem Harze einen Bund. 1494 unternahm

*) Stroben heißt umherschweifen, Strober ist also das deutsche Wort für Vagabund.



der Rat zu Wernigerode einen Streifzug gegen die Straßenräuber durch den Harz bis nach Stolberg, Ellrich und Walkenried.

Daß das Bodethal aber von den Räuberbanden nicht verschont wurde, beweisen namentlich mehrere Ortsnamen. Wie im 15. Jahrhundert Rübeland das Raubeland („Roveland") hieß, so giebt es unter der Susenburg (bei Rotehütte) einen Schnapphahnengrund, an der Rappbode ein Mordthal, und das Thal oberhalb des alten Elendshofes, in dem 1669 das Dörfchen Schierke entstand, hieß im 15. Jahrhundert das Sterbethal. Für jene Zeit hätte der französische Übersetzer, der die „Gegend von Elend und Schierke" in Goethes Faust zu einer Gegend der Elenden und Schurken gemacht hat, nicht ganz Unrecht gehabt.

Schließlich lasse ich nicht unerwähnt, daß die Elendstraße auch dem Bergbau dienstbar war. Der Eisensteinsbergban im Gebiet der Kalten Bode ist uralt. Schon im 13. Jahrhundert ward am Wurmberge Eisenstein gewonnen und wahrscheinlich bei den Moorschlacken verhüttet. Gewiß ist die Elendstraße in der letzten Hälfte des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Bergwerksversuche im Eckerthal gemacht wurden, noch einmal auf kurze Zeit benutzt. Aus dieser Zeit stammen wahrscheinlich die an den Peseken aufgefundenen Steinkugeln. Die an der Bode hinunterführende Strecke ist wohl niemals völlig verfallen. In sie mündeten der Zillingsweg und der Hartensteig, welche den Eisenstein vom Büchenberge und Hartenberge ins Bodethal führten. Auch war sie mit dem Eisernen- und Ulmer-, wahrscheinlich auch mit dem Andreaswege verbunden, und in der Nähe des alten Elends mündete ein Weg von Wernigerode. —

Jetzt führt von Elend nach Schierke links von der Elendsburg und rechts von den Schnacherfelsen eine hübsche Chaussee an der plätschernden Bode hinauf, welche auch die alte Verbindung mit Oderbrück wiederhergestellt hat. Die Hauptstraße führt aber nicht mehr im schluchtenreichen Eckerthale hinab über einsame Elendshöfe, sondern in gefahrlos zu befahrenden Windungen hinauf zum gastlichen Brockenhause.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Zweck der Elendstraße nicht gewesen sein kann, den Nordrand des Gebirges (Ilsenburg) mit dem Ostrande desselben (etwa Quedlinburg) zu verbinden. Ebenso wenig erklärt sich ihre durch die zahlreichen Hospize bezeugte Bedeutung, wenn man sie im Osten in der Gegend von Bodfeld in die von Wernigerode kommende, nach Nordhausen führende Straße einmünden läßt. Diese Verbindung wird allerdings vorhanden gewesen, aber der Hauptzug der Elendstraße muß von Elend nach Süden gerichtet gewesen sein. Darauf weist auch bestimmt eine fünfte Elendstätte hin, die Elendskapelle zum „hohen Geist" (capella Beatae Mariae virginis ad peregrinos), welche 1257 erbaut und 1444 erneuert wurde. (Später schloß sich an diese die Ortschaft Hohegeiß.) Bei Ellrich wird die Straße aus dem Harze getreten sein.

7. Die Straßen des Ostharzes.

Im Ostharze findet sich in älterer Zeit nur eine durchgehende Straße von Bedeutung, die bereits erwähnte, welche Nordhausen über Hasselfelde und Elbingerode mit Wernigerode verband und sich nach Süden über Langensalza, nach Norden über Hornburg fortsetzte.

Auf dieser Straße zog Heinrich der Löwe 1194 nach Saalfeld zum Reichstage, stürzte aber in der Nähe der Pfalz Bodfeld, wo die Straße die Bode

in der „Thüringerfurt“ durchsetzte, vom Pferde und brach das Bein. „Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich auf ihr besonders seit der Zeit, wo das Haus Stolberg die Nord- und Südgehänge des Harzes im Besitz hatte.“ (Jacobs.)

In Hasselfelde wurde diese Straße von der Leipziger Straße gekreuzt, welche von Stolberg über Güntersberge und Stiege heranzog und in Westen Anschluß an die Elendstraße gehabt haben wird. Den Namen Heidenstieg, den sie oder ein Teil derselben in ältester Zeit führt, und der sich im Namen des Fleckens Stiege erhalten hat, erinnert an ihren „ehemals stiegartigen Charakter“. Im Anfange des 13. Jahrhunderts heißt sie Volkweg. Während dieser den späteren Namen Leipziger Straße nur für den westlichen Teil bis Güntersberge und den sich hier anschließenden südlichen Ast nach Stolberg annahm, behielt der alte „Volkweg“ in Güntersberge über Harzgerode und Königerode östliche Richtung.

Hasselfelde war auch mit Blankenburg schon früh durch einen Weg verbunden, welcher in der „Wendefurt“ die Bode überschritt.

Eine „hohe Straße“ erwähnt ein Lehnsbrief von 1319 als Südgrenze der Grafschaft Regenstein. Sie ist mit den „hohen Gängen“ identisch, welche als Nordgrenze des Amts Honstein angegeben wurden und 1286 als „via communis“ das Waldgebiet von Birkenmoor begrenzten. Den erstgenannten Namen bewahrt noch jetzt der Hohewegsborn. Die hohe Straße wird Stolberg mit Benneckenstein verbunden haben. Anscheinend lag an ihr zwischen Breitenstein und Birkenmoor eine Klause.

Auch der Weg von Ellrich nach Benneckenstein (und weiter nach Tanne, wo schon 1355 ein Zoll erhoben wurde) heißt Hohe Straße. Diese trat bei Sulzhain in den Wald, hieß auf der Nordwestgrenze des Amts Honstein 1613 Nürnberger Weg (Forstort Nurmberg, jetzt mißverständlich Großer Ehrenberg) und hatte auf dem „Heiligenstock“ oberhalb des „Klausberges“ ohne Zweifel eine Klause.

An den Volkweg schließt sich in Königerode die in der Richtung auf Hettstedt ostnordöstlich verlaufende „Klausstraße“, an welcher nördlich von Rammelburg noch eine Klause bekannt ist. Gekreuzt wurde diese Straße von dem schon im Jahre 979 erwähnten Williamwege oder Willmannssteige, einem Fußwege, welcher von Drebsdorf zwischen Wallhausen und Roßla sich über Rotha in nördlicher Richtung zur Wipper wandte und hier die Westgrenze des Friesenfeldes bildete. (Vergl. S. 10.)

Ein anschauliches Bild der Harzwege und des Reisens vor 150 Jahren entwirft der Kammerrat von Rohr in seinen im Jahre 1739 erschienenen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes“. Da dieses Buch ziemlich selten geworden ist, so gebe ich den betreffenden Abschnitt hier wörtlich, doch in heutiger Orthographie wieder.

„Ihrer viele von denen, welche sonst gerne die Curiosität haben würden, den Oberharz zu besuchen, lassen sich durch die sehr schlimmen und oftmals gefährlichen Wege davon abschrecken, jedoch man findet dieselben nicht an allen Orten. Die Haupt- und Postwege durch den Harz, als über Osterode, Klausthal-Zellerfeld und Goslar, sind größtenteils ausgebessert und nunmehr in guten Stand gesetzet, so daß man mit einem gewöhnlichen Wagen, wie die ordinären Mietskutschen in Obersachsen eingerichtet, ganz gut fortkommen kann. Nicht weniger sind die Wege von Nordhausen über Lutterberg nach Andreasberg noch erträglich; an andern Orten hingegen zeigen sie sich sehr gefährlich

und beschwerlich. Man gerät bisweilen in solche Felsen und Klüfte, die so enge sind, daß man sodann weder zurück noch vor sich kann, wo man nicht Achsen und Räder zerbrechen will. An andern Orten liegen solche große und hohe Steine im Wege, daß weder die gewöhnlichen Räder der Mietskutschen noch die Kästen der Wagen sie übersteigen können. Wer einmal das Unglück oder den Verdruß gehabt, in solche Wege zu verfallen, hat keinen andern Rat vor sich, wo er nicht den Wagen zerbrechen will, als daß er die Pferde hinter den Wagen spannet und sich alsdann mit Mühe und Not aus diesen engen Passagen wieder in das Weite begiebet."

„Bisweilen, wo die Wege nicht durch die Felsen gehen, sind doch die Straßen so tief, daß die Achsen in den Sumpf und Morast hineinfallen, oder selbst Wurzeln und Stämme der Bäume sich den Rädern entgegensetzen, daß viele Stunden müssen zugebracht werden, bis entweder die Wurzeln größtenteils weggehauen oder große Steine beigeschaffet und den Rädern untergelegt werden, damit der Wagen wiederum in Bewegung gebracht werde. Dergleichen unbequeme Straßen habe ich von Grund bis Wildemann und Lautenthal, von Goslar bis Altenau, von Altenau größtenteils bis Andreasberg und von Andreasberg bis nach Herzberg angetroffen."

„Wenn demnach ein Fremder mit seinem eigenen Geschirr diese Gegend besuchen will, der thut überaus wohl, daß er einen sicheren, ehrlichen, der Wege kundigen und dabei gesunden und starken Boten ausmacht, den er zum Wegweiser mitnimmt. Ein solcher weiß mehrenteils Beiwege, wie die schlimmsten Berge, gefährlichsten Felsen und engsten Hohlwege zu umfahren. Wo es not thut, wissen diese Boten alsobald durch Unterlegung Klötzer und Steine Rat zu schaffen, daß einer alsdann noch so ziemlich gut wegkommen kann. Ist es ein bekannter Mann, so haben auch die Kohlenfuhrleute, welches großenteils ziemlich unglimpfliche Burschen sind, vor einem solchen mehr Respekt, als vor den vornehmsten Herrn, der im Wagen sitzt. Ein freundliches Zureden eines Mannes, den sie kennen, wirkt viel mehr, daß sie mit ihrem Kohlenkarren, wenn sie einem Reisenden auf der Straße begegnen, eher aus dem Wege fahren, als die stärksten Vorstellungen vieler Passagiere."

„Man hat sich aber auch in Ansehung dieser Boten selbst in Acht zu nehmen. Es finden sich manche liederliche und versoffene Männer, sie bieten sich den Reisenden um ein Trinkgeld in großer Menge an, wissen aber gar öfters die Straßen selbst nicht, weil sie mehrenteils nach den Örtern, an welchen sie zu verrichten haben, den Fußsteig gehen, welcher oft von der Landstraße gar weit ablenkt. Wenn sie hernach sehen, daß Not an Mann gehet, verlaufen sie sich, daß die Reisenden nicht wissen, wo ihre Boten geblieben. Ein Reisender hat sich demnach, um eines sicheren Boten habhaft zu werden, entweder bei einem von den Herren Bergoffizianten oder einem gelehrten rechtschaffenen Mann geistlichen oder weltlichen Standes zu addressieren."

„Es ist wohl am sichersten, wenn man sich vorgesetzt, den ganzen Harz zu passieren, daß man die gewöhnliche Staatskarosse oder den Wagen, den man sonst zu seiner Bequemlichkeit auf seiner Reise bei sich führt, an einem dem Harz benachbarten Ort stehen läßt, und sich, wer vom Reiten kein Liebhaber, zu demjenigen Fuhrwerke entschließet, welches in hiesigen Gegenden Mode und nach der Beschaffenheit der Harzstraßen eingerichtet. Es sind solches Carriole mit zwei Rädern oben mit einem halben Himmel bedeckt, vor welches nach Unterschied der Last, welche darauf gebracht wird, und dem Unterschied der Wege und Berge ein, zwei, auch wohl drei und mehr Pferde, jedoch nicht

neben, sondern hinter einander vorgespannt werden. Sie hängen in Riemen, und die Räder stehen auf hohen Achsen, sind aber nach den engen Gleisen eingerichtet. Wenn man in manche Städte des Oberharzes mit einem gewöhnlichen obersächsischen und mit einem ganzen Himmel bedeckten Wagen ankommt, so bleiben sehr viele Leute stehen, sehen dergleichen Wagen vor eine große Rarität und vor eine ganz außerordentliche Sache an und wundern sich, wie es möglich gewesen, daß man mit dergleichen Fuhrwerk habe zu ihnen kommen können." —

Heutzutage wird unser Gebirge nach allen Richtungen von schönen und mühelos zu befahrenden Kunststraßen durchschnitten, welche sämtlich erst in diesem Jahrhundert, namentlich im dritten und vierten Jahrzehnt desselben hergestellt sind. Sie benutzen vorwiegend die in das Gebirge hinaufgreifenden Flußthäler, die oft so schmal waren, daß — wie im Okerthale — erst durch Sprengung der Felsen Raum für sie geschaffen werden konnte, und gewinnen die Hochebene vielfach in interessanten Windungen — wie die Straßen an der Innerste hinauf, von Grund, Osterode und Goslar nach dem Oberharze.

Eine Aufzählung dieser Staats-, Provinzial-, Kreis-, Gemeinde- und Privatkunststraßen würde zwecklos sein, doch will ich wenigstens erwähnen, daß die Gesamtlänge derselben innerhalb der Kreise, welche dem Gebirge ganz oder teilweise angehören, fast 2000 km beträgt.

Außerdem werden jetzt die Forsten von einem vollständigen Wegenetze durchzogen, so daß die früher oft mit Gefahr verbundene Holzabfuhr nur noch geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Gar manche aber der schönen Kunststraßen liegt indes heute öde und verlassen, als gedächte sie trauernd der Zeit, wo täglich lange Züge hochgepackter Frachtwagen einander hier begegneten; wo die Berge wiederhallten vom fröhlichen Jodeln der Kohlenkärrner, und die Peitschenkonzerte der Erzfuhrleute wie Flintengeknatter durchdringend in den Wald schallten. Das Posthorn bläst nicht mehr seine einfachen, anmutenden Weisen, den Erzfuhrmann hat der Schiffer abgelöst, und die Holzkohle ist fast völlig von den Koks verdrängt. Und diese schleppt das Dampfroß den Hütten zu.

Ein völliger Umschwung der Verhältnisse ist mit dem Bau der Eisenbahnen eingetreten. Anfangs begnügte sich das Dampfroß, an den Harzbergen vorüberzubrausen und unser Gebirge zu umkreisen. Aber dann zog es enger und enger seine Bahnen und wagte es endlich sogar, sich in den Thalschluchten hinaufzudrängen und die Hochebenen zu ersteigen. Und nicht lange mehr, so wird es das Gebirge von Nord nach Süd durchschneiden und von Wernigerode aus den Brockengipfel erklimmen.

Statt alle Eisenbahnlinien aufzuzählen, welche den Harz und seine Vorlande berühren, beschränke ich mich darauf, das Jahr zu nennen, in welchem die wichtigeren Harzorte Eisenbahn-Verbindung erhielten:

Harzburg (Börßum-Wolfenbüttel) 1841, Halberstadt (Magdeburg) 1843, Seesen (Börßum-Kreiensen) c. 1853, Halberstadt-Thale 1862, Goslar (Vienenburg) 1866, Aschersleben 1866, Ballenstedt 1868, Herzberg-Nordhausen 1868—69, Halberstadt-Vienenburg 1869, Herzberg-Seesen 1870—71, Wernigerode 1872, Blankenburg 1873, Grauhof-Neukrug 1876, Langelsheim-Klausthal 1877, Mansfeld 1878, Ilsenburg c. 1880, Andreasberg 1884.

Die Strecke der Harzbahn von Blankenburg nach Rübeland soll am 1. Juli 1885 eröffnet, die ganze Strecke bis Tanne zum 1. Oktober 1886 fertig gestellt werden.



VI.

Die Bewohner des Harzes.

Die Dimensionen des Harzes sind nicht bedeutend. Sieht man ihn als einen Kreisabschnitt an, so ist die Sehne, der nach Nordosten gerichtete Rand von Hahausen vor dem Barenberge bis Hettstedt im Südosten, nur 98 km, der durch Westen und Süden schlagende flache Bogen 128 km lang, und sein Flächeninhalt beträgt annähernd 2312 qkm. Dennoch wohnen auf diesem beschränkten Raume so viel verschiedene deutsche Volksstämme, daß sich ein zweites derartiges Beispiel vielleicht in ganz Deutschland nicht wieder findet. Neben Ostfalen und Engern treffen wir Obersachsen und Franken, Thüringer und Schwaben, Hessen, Friesen und Flamländer im Harze an.

1. Nicht ganz so mannigfaltig wie die in unserm Gebiete ansässigen Volksstämme sind die hier herrschenden Mundarten.*)

Der größte Teil des Harzes spricht Niedersächsisch, der ganze Westrand vom Ravensberge bis Hahausen und der Nord- und Nordostrand von Hahausen bis Ballenstedt. Durch das Gebirge läuft die Grenze — vom inselartig eingesprengten Oberharzisch zunächst abgesehen — vom Ravensberge nach Ballenstedt in der Weise, daß Lauterberg, Braunlage, Benneckenstein, Trautenstein, Hasselfelde, (Friedrichsbrunn zum Teil), Süderode, Gernrode, Ballenstedt die südlichsten rein niedersächsisch sprechenden Ortschaften sind. Der ganze niederdeutsche Harz gehört zu dem einen der beiden großen „Mich-Quartiere“ in Deutschland: der Akkusativ meck, deck (im Osten meek, deek) wird auch für den Dativ gebraucht. Auch wird dem zweiten Particip e (hochdeutsch ge) vorgeschlagen: Eck (oder eek) hebben eraupen (ich habe ihn gerufen); hei hettetn esecht (er hats ihm gesagt). — Dagegen wird das Präsens der Verben verschieden konjugiert: der Westen und Norden sagt: wei (oder weï, waï), jeï (ji), sei drinket, das südöstliche Drittel: wei, ji, sei drinken. Die nördlichsten Orte dieses Drittels sind Braunlage, Elend, Schierke, Elbingerode, Blankenbnrg, Börnecke.

Als Sprachprobe diene folgendes Gedicht, dessen Anfang ich bereits S. 94 mitgeteilt habe, in der Mundart der Grafschaft Wernigerode. Ich bemerke dazu, daß in dieser, wie im ganzen Nordosten des niedersächsisch-sprechenden Harzes, das s in den Anlauten sl, sm, sn, sw, sp, st wie sch gesprochen wird.

De wille Jagd.

„Mihn Vader, mihn Vader, horche mal rut,
Dat hult da buten, dat hult sau lut;
Dat bellt un schtampt, dat gröhlt un brüllt
Hoch öwwer de Böme grulich un wild!“ —
„„Mihn Kind, dat is ne böse Nacht,
Mihn Kind, dat is de wille Jagd!

En Vaderunser, drei Krieze ant Dor,
Gottlow, nu sind wi sicher dervor!
Nu kann de Schpauk tau uns nich rin,
Nu legg deck to Bedde, mihn Kind, schlap in!““
Ja schlapen, schlapen bi saunen Gebruhs?
De Fenster bewwern, et bewwert dat Hus.

---

*) Ich folge Haushalters Vortrage: „Die Mundarten des Harzgebietes“ in Harz-Zeitschr. 1883, 231 ff., seiner gleichbetitelten gekrönten Preisschrift (Halle 1884), welche auch Mitteilungen von Dr. Größler, Dr. Rackwitz und mir enthält, den von Dr. Jecht in Harz-Z. 1884, 306 ff. gegebenen Berichtigungen, der „Everharzischen Zitter“ von Georg Schulze (Braunschweig 1879) und zu geringem Teile auch eigenen Untersuchungen.

Et is, als rullte de Dönnder sau hart,
Dei Teilen dei rattern, de Danne dei knarrt.
Gebell un Geschricht un Bietschenknall
Un willes Raupen all öwerall.
Doch endlich schwicht et; de dulle Schpauk
Fohrt treckt e öwwer Wohld un Brauk.

Wiet um is soite, deipe Ruh,
Ahn' Himmel flimmern de Schtären sau gluh;
De Mahnd dei schpeigelt sienen Schtrahl
In'n Beeke ahf in'n Wieschendahl,
Un Grahs un Blaumen weifeln in'n Wind,
Nu schlape ruhig, schlap in, mihn Kind.

Der übrige Teil des Harzes, gleichfalls zum Mich-Quartiere gehörend, spricht hoch-(mittel-)deutsch in drei Mundarten, welche als südharzisch, mansfeldisch und nordthüringisch zu bezeichnen sind. Noch bis in das spätere Mittelalter gehörte der ganze Harz zum niederdeutschen Sprachgebiete, Walkenried z. B. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, und im Mansfeldischen wurden noch über diese hinaus die meisten Urkunden niederdeutsch abgefaßt. Einige Spuren haben sich davon bis heute erhalten, so mant für nur und die Flexion des Infinitivs bei zu, z. B. ze thune für zu thun.

Schon zur Zeit der Völkerwanderung begann, zunächst bei den Alemannen der Schweiz, eine Sprachumwandlung, welche man, da sie sich nur auf (gewisse) Konsonanten erstreckt, die konsonantische Lautverschiebung nennt. Gotisch tamjan, niederdeutsch noch tämen, ward zu zähmen; got. hairto, niederd. noch hart, zu herz; got. hlaupan, niederd. lopen, zu laufen; got. ik, niederd. ek und ik, zu ich; got. dauchtar, niederd. Dochter, zu Tochter; altnordisch dyr, niederd. Deer, Deier, zu Tier u. s. w. Diese Verschiebung der Konsonanten pflanzte sich in Wellenbewegung nach Norden fort und gelangte, eben dadurch die niederdeutsche Mundart in eine hochdeutsche umwandelnd, im 14. und 15. Jahrhundert auch in die südlichen Harzlande. Auch jetzt noch ist sie im Fortschreiten begriffen. „Vom Austritt des Selkethals aus dem Harz erstreckt sich ein Gürtel, der eine halbe bis eine ganze Meile breit ist, bis nach Neundorf bei Staßfurt. In diesem Gürtel kämpft augenblicklich die mitteldeutsche Mundart mit der niederdeutschen um die Herrschaft. Daß die erstere siegen wird, ist keine Frage. Vor etwa 20 Jahren wurde der Kampf in jetzt ganz mitteldeutschen Orten geführt.“ (Haushalter.)

Diese Konsonantenverschiebung haben aber die mitteldeutschen Mundarten des Harzes — die Mundart des Oberharzes bleibt, wie ich wiederhole, zunächst ganz außer Betracht — in gleicher Weise angenommen. Ihr Konsonantenstand ist jetzt derselbe wie der des Hochdeutschen, nur ist das niederdeutsche pp und mp geblieben, also Kopp und Strump (nicht Kopf und Strumpf), und das anlautende niederdeutsche p ist nicht in pf, sondern in f umgewandelt; also Ferd, nicht Pferd.

Eine zweite, von der konsonantischen unabhängige Lautverschiebung besteht in der Verbreiterung der alten Vokale î und û zu ei und au. Man nennt sie, weil sie sich zuerst bei den Baiern (und Österreichern) zeigte, die bairische Vokalverschiebung. „Sie ist durch die bairische, die luxemburgisch-böhmische und die österreichische in die obersächsische Kanzlei und durch diese in die Luthersche Bibelübersetzung, also in unser Neuhochdeutsch gedrungen.“ (Haushalter.) Aus mîn hûs wurde mein Haus, aus dri drei, aus wîn Wein. Hier liegt nun das Unterscheidungszeichen zwischen der mansfeldischen Mundart einer- und der unterharzischen und nordthüringischen andererseits. Während erstere nämlich die bairische Vokalverschiebung angenommen hat, haben letztere die alten Vokale beibehalten. Mansfeldisch außewennek lautet in Nordhausen ußewennek, und in Walkenried sagt man: Min liewes Kind, blieb hier schtehn, die bösen Gänse bießen dich tot; sin Bruder will sich neïje Hüser in uren Görten baue; ne Patale Win ußzusuffen; 's hört glich uf me zu schnejen;

wisse Seifen; oben uff'n Müerchen; — in Molmerswende: Brut un Brüdjen sin von Paster rusgekomm, de Priesterschen bat hingerdrinn gekuckt.

Das wesentlichste unterscheidende Merkmal zwischen der unterharzischen und der nordthüringischen Mundart ist, daß nur diese den Infinitiv um **n** verkürzt, während jene gleich der mansfeldischen Mundart die volle Form gebraucht.

Die wichtigsten Gemeinsamkeiten und unterscheidenden Merkmale dieser drei Mundarten hat Dr. Jecht an folgenden Beispielen klar gemacht:

<table>
<tr><th></th><th>Mansfeld</th><th>Unterharz</th><th>Nordthüringen</th></tr>
<tr><td>ad î u. û .</td><td>mei haus . . . .</td><td colspan="2">. . . . . mîn hûs</td></tr>
<tr><td>ad in . .</td><td>feier . . . .</td><td colspan="2">. . . . . fier</td></tr>
<tr><td rowspan="2">ad ei . .</td><td>hä^{i}me*) (ha^{i}me)</td><td colspan="2">. . . . . heime</td></tr>
<tr><td>nä^{i} (na^{i}) . . . .</td><td colspan="2">. . . . . nei</td></tr>
<tr><td></td><td>mir (wir) . . . .</td><td colspan="2">. . . . . mi</td></tr>
<tr><td></td><td>ihr . . . .</td><td colspan="2">. . . . . ji</td></tr>
<tr><td></td><td>eich . . . .</td><td colspan="2">. . . . . uch</td></tr>
<tr><td></td><td>eier . . . .</td><td colspan="2">. . . . . uer</td></tr>
<tr><td colspan="2">ich hae, du hăst, wir hăn</td><td colspan="2">. . . . . hae, hĕst, hân</td></tr>
<tr><td colspan="3">ich kann šprechen</td><td>im Osten ich kann špreche
im Westen ich kann gespreche</td></tr>
<tr><td></td><td>jestern . . . . .</td><td>jestern (wenigstens im Osten)</td><td>jestern, gestern, kestern</td></tr>
<tr><td></td><td>fla^{u}me*) (Fläme)</td><td>flûme . . . .</td><td>Quetschke</td></tr>
</table>

Die südharzische Mundart wird in einem schmalen Gürtel gesprochen, dessen westlichste Orte Sachsa, Wieda, dessen nördlichste Hohegeiß, Rothesütte, Stiege, Alrode, Friedrichsbrunn (teilweise), Mägdesprung, dessen östliche Pansfellde, Tilkerode, Abberode und Wippra, dessen südlichste Horla, Rotha, Hayn, Stolberg (teilweise), Ilfeld, Werna, Ellrich, Walkenried und Sachsa sind.

Daran schließt sich im Osten die mansfeldische Mundart. Grenzorte derselben sind innerhalb des Harzgebietes im Norden Ober-Wiederstedt, Sylda und Harkerode, im Westen Walbeck, Greifenhagen, Gorenzen, Annarode, Blankenheim, im Süden Wolferode, Bornstedt, Bischofrode und Erdeborn.

Südlich von diesen beiden Gebieten herrscht die nordthüringische Mundart, so daß deren nördlichste Orte sind: Tettenborn, Neuhof, Neustadt unter dem Honstein, Stolberg (teilweise), Schwende, Wolfsberg, Morungen, Lengefeld, Wettelrode, Grillenberg, Pölsfeld, Emseloh und Osterhausen. —

Die in das niederdeutsche Sprachgebiet inselartig eingesprengte oberharzische Mundart beschränkt sich auf die Städte und Ortschaften, welche dem Silberbergbau ihre Entstehung verdanken. Sie wird also nur in Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Wildemann, Lautenthal, Hahnenklee, Bockswiese, Festenburg, Oberschulenberg und teilweise in Altenau und Unterschulenberg gesprochen. In diesen beiden Orten wird daneben nur in Grund**), Bunten-

---

*) mit nachklingendem i, bezw. u.

**) Die im Jahre 1885 dahin verpflanzten Andreasberger Familien sprechen selbstverständlich oberharzisch.

bock, Lerbach, Kamschlacken, Riefensbeek, Lonau und Sieber ausschließlich niederdeutsch gesprochen.

Das Oberharzisch gehört nicht zum Mich-Quartier, hat die bairische Vokalverschiebung, aber andern Konsonantenstand als die vorhin genannten mitteldeutschen Mundarten. Der Oberharzer spricht z. B. wie die Mansfelder und Nordthüringer Kopp, Schtrump, hat aber nicht, wie diese, in Wörtern, welche im Niederdeutschen mit p anfangen, f, sondern pf als Anlaut. (Pfeng = Pfennig, Pfar = Pferde, Eppel = Apfel und Apfel u. s. w. Dagegen Proppen = Pfropfen.)

Charakteristisch ist für diese Mundart ein eigentümlicher Nasenlaut ng, bei dem das g nicht wie k gesprochen wird, sondern nur schwach als g anklingt, ähnlich wie im hochdeutschen Angst; — Mông = Magen, schtreing = streichen. Im übrigen hebe ich noch Folgendes hervor: Der Oberharzer kann kein kn sprechen, Knochen und Knabe klingen fast wie Gnochen und Gnabe. Das anlautende g vor Vokalen nähert sich dem k, ist aber doch von diesem zu unterscheiden; Garten, Gorrn (altes steifes Pferd) und Ginner (Gönner) klingen anders als Karten, Korn und Kinner (Kinder). — Au und äu wird in vielen Wörtern â gesprochen; Baum = Bâm, Bäume = Bâmer, Frau = Frâ, genau = genâ, Läufer = Lâfer. — Das unbetonte e am Ende wird vielfach ausgestoßen; Büchse = Bichs, Füchse = Fichs. — Dasselbe gilt von dem verwandten ei; Arbeit = Arbt, arbeiten = arpen. — Dagegen werden mehrere Konsonanten häufig wie im Alt- und Mittelhochdeutschen durch ein tonloses e oder i getrennt; Karel = Karl, Karrel = Kerl, Krawest = Krebs, Millich = Milch, Minnich = Mönch. Das Diminutiv wird mit el gebildet; Hannchen = Hannel, doch auch Hanning, Schätzchen = Schatzel, Häuschen = Heisel, pl. Heisla. — St wird auch am Ende vielfach scht gesprochen, und mehrfach im Genitiv statt s sch angehängt; Wurst = Worscht, des Untersteigers = des Inderschteigersch. — Der Infinitiv endet, wenn dem en ein Vokal vorangeht, auf kurzes a; klingen = klinga, fangen = fanga. — Wir = mir, Akk. bei reflexiven Verben sich. — Der Akkusativ heißt auch im Neutrum den = dr Schtän fällt in den Wasser. Dagegen: Junges un Mädels gîn in dr Schul; gî dr Trepp nauf! — Gezählt wird än oder äns, zwäa, dreia, viera, finnefa, sechsa, siwena, achta, neina, zana, ellefa, zwelfa, dräzen, värzen (und varzen), fuffzen, sachzen, siemzen, achzen, nänsen, zwansig. — Von oberharzischen Wörtern und Ausdrücken führe ich noch an: Ankerz (Gestöhn), ahnlog (unbrauchbar gewordenes Gezäh), änslich (einzeln), Bärr (Birne), for Borsch lahm (ohne eigenen Haushalt leben), de Bramerheh (Bremerhöhe) scheiern (alte Jungfer werden), ich derf (ich darf), Desenbichsel (Würzbüchslein), Druschel (Drossel), ehr in dr kalkuhl (error in calculo), mei Eppotvetter (mein Pate Ey), Freijat (Heirat), Futterhemmed (Unterjacke), gappern (sehnsüchtig harren), gahtlich (halb erwachsen), sei Gewandlich namme (seine Sachen aufnehmen), Gorschler (Goslar), Hinnewiderla (Pendel), har (er und her), den Harig (Hering) ahnpacken (das Pochwerk schwänzen), läkeln (leugnen), lummern (leise donnern), Matzhamelei (Veruntreuung), rauch (rauh, roh), Sunnefechtel (Sonnenschirm), Schmant (Schmutz), Schpannschtuhl (Sorgenstuhl), Schuk (Schuh), terdämpen (erdrosseln).

Wie überall, so finden sich auch im oberharzischen Sprachgebiet kleinere Abweichungen und Unterschiede beim Vergleich der Mundart der einzelnen Ortschaften. Sie finden sich sogar (z. B. Harsch und Hersch, Karch und Kerch) in den beiden unmittelbar an einander grenzenden Städten Klausthal

und Zellerfeld. Am meisten weicht von der Mundart derselben Andreasberg einer- und Lautenthal andererseits ab. Den Andreasberger Wörtern Driewes (Dreifuß), Traholz (Tragholz), Schlittern, Hädax, Quatsching, Bunne (Bohne) stehen hier die Ausdrücke Schtritten, Schanne, Schplittern, Eidächs, Zwatschen (Wildemann Zwatsching), Buhne gegenüber. Blau lautet in Andreasberg bla (mit hellem a), in Klausthal, Zellerfeld und Wildemann bla (mit tiefem a), in Lautenthal blo. Heu wird in Lautenthal Hau, in den drei mittleren Städten Ha, in Andreasberg Hä gesprochen. (Nordwestlich des Burgberges bedeutet Hä = Hauung.)

Einige der eben aufgeführten Wörter und andere — vielleicht mank und drmank (darunter), ehlwarken (sich abarbeiten), einrappen, Gresch, (Groschen), Knuflohk, mant (nur), Meser (Mörser), Schlipp, (Schoß), schtreppeln, trecken, Schapp, Lucht — mögen aus dem Niederdeutschen aufgenommen sein. Doch läßt sich die Beeinflussung durch diese das Oberharzisch einschließende Mundart erst feststellen, wenn es gelungen sein wird, oberharzisch mundartliche Schriftstücke aus dem 16. Jahrhundert aufzufinden.

Das Oberharzisch wird vielfach, doch irrig, Harzfränkisch genannt.

Wenngleich sich sicher herausgestellt hat, daß ein geringer Teil der Oberharzer aus dem Hennebergschen stammt, und wenngleich wiederum die Einwohner von Brotterode, Ruhla und Schlüpfsteinbach für eingewanderte Harzer gelten, so besteht doch zwischen den beiden Mundarten keine Ähnlichkeit, namentlich haben sie verschiedenen Konsonantenstand (Kopp = Kohpf, Strump = Strumpf, Äppel = Äpfel).

Zum Vergleich diene folgendes Gedicht des Pastors G. Schulze*):

Schpäter Ahnfank.

Wosde ahnfängst, zu vollenden,
Bleit dir wull zu lank es Lahm?
Wärschte net de Kraft verschwenden
An än unbedachten Tram?
Un wenn deine Lieb net wankt,
Mänste, daß dirsch wärd gedankt?

Wässes net. Doch loß mich denken,
Dasses noch net sei zu schpät;
Gott dr Herr muß alles lenken.
Drim mit meiner Hoffnungsfräd,
Soll mei End mir nahnt sein,
Schlof ich ohne Sorring ein.

Hennebergisch**):

Schpäder Uhfahnk.

Vahs de uhfängst ze vollähnde,
Bliht di wohl es lahngk das Läwe?
Werscht de nit di Kreft verschwähnde
Uhn en uhbedachte Traum?
Unn bann di Lib nit wackelt (!),
Meinst de, daß dih's wöhr gedahnkt?

Ich weiß nit, doch lahs mich dähnk,
Daß's nohch nit wär zu schpät,
Gott der Härr muß alles lähnk.
Drömm mit minner Hoffningsfröhd,
Soll mi Ähnd mi nah sei,
Schlof ich uhne Sorge ih.

Es giebt in Deutschland nur eine Mundart, welche mit der unsrigen denselben Konsonantenstand hat, die des Erzgebirges. Beide haben auch den eigentümlichen Nasenlaut ng und gleichen sich in allem übrigen in so auffallender Weise, daß das Oberharzisch entschieden als obersächsische, nicht als fränkische Mundart bezeichnet werden muß.

---

*) Ewerharzische Zitter, S. 62.

**) Diese Übertragung und die eingehendste Auskunft verdanke ich der Güte des Herrn Matthias in Schmalkalden, zweiten Vorsitzenden des Hennebergischen Geschichtsvereins.

Jenes Gedicht lautet in der Mundart der Stadt Annaberg:

Schpeter Afang.

Wos du afängst, zu vollend'n,
Bleibt dr wuhl su lang dos Läm?
Werscht de nätt de Kraft verschwend'n
An en ubedachten Träm?
Un wänn deinä Lieb nätt wonkt,
Meenst dä, doß dirsch wärd gedonkt?

Wäß es nätt. Doch loss miech dänk'n,
Doß äs noch nätt sei zu schpet;
Gott dr Härr muß olles länk'n.
Drim mit meiner Hoffnungsfred,
Soll mei And mr nohe sei,
Schlof iech uhne Sorng ei.*)

Zum Schluß noch eine charakteristische Sprachprobe aus der Everharzischen Zitter S. 66:

Schlachter Mä. (Schlechter Mai.)

Na oder (aber), Musche Mä, su schlacht
Kimmt har net ahm vieln racht.
Har nimmt dn Winter schien ofs Korn'!
Har treibts ju ärger wie dr Horn (Februar).
Die arm Bliemla, gans verschreckt,
Die halten sich in Gros verschteckt.
Worim? dos losser er sich mant saan:
Har kimmt ju wie dr Wauwau ahn.

Mersollne lohm? Dan Teifel ah!
De Barge weiß, dr Himmel gra,
Ne Kelt, ä Watter, lasterlich, —
Is dos ne Ornung? schamer sich!
Ja schama! Schalttne, ehrtne aus;
Har macht sich ahm su viel draus.
Har machts net wiemer sichs beschtellt;
Mermußne namme wiere fellt.

2. So verschieden die Bewohner des Harzes nach Abstammung und Sprache sind, so verschieden sind sie auch nach Charakter und Begabung, in äußerer Erscheinung und Sitte. Es ist deshalb kaum möglich, in wenigen Worten ein einigermaßen zutreffendes Bild von ihnen zu entwerfen.

Der Niedersachse ist im Harzgebiete im wesentlichen derselbe wie sonst im Regierungsbezirke Hildesheim, im Herzogtum Braunschweig und in der Provinz Sachsen: Gedrungen, aber kräftig, bedächtig, aber nachhaltig, nicht beredsam, aber doch nicht sprechfaul, etwas zugeknöpft gegen Fremde, aber treu in Zuneigung und Freundschaft, rechthaberisch, doch versöhnlich, langsam zum Zorn, doch schlägt er, wenn er sich erst allmählich hineingearbeitet hat, wuchtig mit der Faust darein, starrköpfig, wenn er sich in seinem Rechte verletzt glaubt, doch ein Feind arglistiger Schädigung seines Widersachers, fleißig, genügsam und sparsam, doch läßt er gern die Thaler springen, wenn es sein Ansehen und die Ehre seines Hofes und Hauses erfordert, karg im Geben, doch bereit zur Hülfe, die kein bares Geld kostet; ohne sprudelnden Witz und lebhafte Phantasie, aber klaren Verstandes; konservativ, doch nicht unzugänglich für Neuerungen, kirchlich und gottesfürchtig, doch nicht frei vom Vertrauen auf Kartenschlagen und Besprechen.

Nahe steht ihm der thüringsche Harzer, doch ist dieser starkknochiger, lebhafter, redegewandter und weniger zugeknöpft gegen Fremde.

Anders dagegen der Bewohner des hohen Harzes. Neben dem Nordthüringer erscheint er fast schmächtig und schwächlich, und die Militäraushebungen finden wenig geeignetes Material. Aber sieh nur, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit er die Berge ersteigt, mit welcher Ausdauer und Kraft er sein Fäustel schwingt. Ist es nicht, als wären seine Muskeln von unverwüstlichem Eisen und seine Gelenke von federndem Stahl? Und welche Kapazität besitzt seine Lunge, ehe die schlechten Wetter der Gruben oder die Bleidämpfe der Hütte sie geschwächt haben! Leicht und gewandt wie sein

*) Diese Übertragung verdanke ich der Güte des Herrn Schuldirektors in Annaberg. Auch meinen Kollegen in den übrigen Städten des Erzgebirges bin ich für Ihre eingehende Auskunft zu bestem Danke verpflichtet.

Körper sind auch Sinn und Geist. Von der Hand in den Mund lebend, sieht er doch ziemlich sorglos der Zukunft entgegen; gastfrei und gesellig, geht er nach harter Schicht keiner Freude, keinem Vergnügen aus dem Wege. Aber er ist kein Freund des Wirtshauses; an den regenfreien Sonntagen zieht er mit Weib und Kind hinaus in den schönen Tannenwald oder auf die zu einem Park umgeschaffenen alten Halden, vereinigt sich dort mit befreundeten Familien zu einfachem Picknick und kehrt zeitig am Abend unter fröhlichem Gesange heim. Willst du ihn ganz kennen lernen in seiner Eigenart, so suche an solchen Nachmittagen namentlich die Halden und vom Walde umschlossenen Zechenhäuser auf, wo „die Bläsersch“ zu ihrem Vergnügen sich hören lassen, die aus jungen Berg- und Hüttenleuten bestehenden, bis 24 Mann starken freiwilligen Hornistenkorps. Welch buntes, fröhliches Treiben! Wie fließend und schlagfertig die Rede! wie sprudelnd und treffend der Witz! Auch wohl ein Wortgefecht zwischen hüben und drüben, scharf und gesalzen, aber die Fäuste fahren nicht dazwischen. Und niemals sieht man einen Betrunkenen. Es wird viel Branntwein auf dem Harze konsumiert, aber dennoch zeichnet sich der Berg- und Hüttenmann durch seine große Nüchternheit rühmlichst aus. Zu dieser erzieht ihn schon sein Beruf; kann doch ein Fehltritt ihn unrettbar in die Tiefe stürzen. Als gewöhnliches Getränk dient ihm der Broyhan, der allwöchentlich eimerweise aus den städtischen Brauereien bezogen und mit gleicher Menge Wasser verdünnt wird.

Der Oberharzer ist praktisch und anstellig zu jeder Arbeit. Er faßt mit Leichtigkeit und eignet sich mit Verstand an alles, was in die Praxis des Berufes und Lebens schlägt. Er ist darum ein vorzüglicher Arbeiter, keine Maschine, entschlossen und überlegend, ausgerüstet mit bewundernswerter Geistesgegenwart. Aber im übrigen steht er dem Niedersachsen, so blendend seine Redegabe und sein Mutterwitz sich äußern, an Schärfe des Verstandes nach, und mehr wohl noch, so scheint es, an Tiefe des Gemütes.

Der Oberharzer feiert mehr kirchliche Feiertage, als seine gleichfalls lutherische Nachbarschaft, aber um die im vorigen Jahrhundert mit Recht so hoch gerühmte Kirchlichkeit ist es leider schlecht bestellt. Während in der ganzen hannoverschen Landeskirche auf 100 Erwachsene 11,05 Kirchenbesucher kommen*), steht der Synodalbezirk Klausthal-Zellerfeld, der den ganzen Oberharz und das frühere Amt Elbingerode umfaßt, mit seinen 3,5 % auf einer Stufe mit den großen Städten und dem Lande Hadeln und mit seinen 13—14 % Kommunikanten (in der ganzen Landeskirche 61 % der Seelenzahl) bleibt er hinter ganz Hannover mit Ausnahme von Aurich und Emden zurück. So beklagenswert dieser Rückgang des kirchlichen Lebens ist, der auf die wachsende Vergnügungssucht allein nicht zurückgeführt werden kann, so findet sich doch noch viel aufrichtige Frömmigkeit auch in den Bergmannshäusern, und auf würdige Ausschmückung der Kirchen, auf Beibehaltung der Kurrende wird großer Wert gelegt.

Rothert sagt in seinem zuverlässigen und interessanten Werke „Die innere Mission in Hannover“, S. 18: „Die Wald- und Holzdiebe des Harzes, ja dessen Verbrecher haben von jeher ein starkes Kontingent für die Landesgefängnisse geliefert. Auch die Sittlichkeit ist ein wunder Punkt im Volksleben des Harzes. Während Hannover 1877 14 % uneheliche Geburten hatte, gab es schon 1867 in Klausthal deren 30 %.“ Was zunächst letztere Angabe betrifft,

*) Synodalprotokolle der Bezirkssynode.



so kann sie nur auf einem Mißverständnisse beruhen. Etwas besser stehts in dieser Hinsicht hier noch, als in Hannover, denn jener Prozentsatz beträgt in Klausthal und im ganzen Synodalbezirke 8—9 %; nur in Andreasberg ist er in einzelnen Jahren um ca. 1 % höher gewesen als in Hannover. An der Wilddieberei beteiligen sich allerdings auch Oberharzer, — der Versuch, sie in Altenau durch ein Kommando Goslarscher Jäger und in Andreasberg durch eine Abteilung Berliner Schutzleute zu unterdrücken, ist leider vergeblich gewesen — aber die gefährlichsten und berüchtigsten Wilddiebe schickt der Harzrand in den Oberharz hinauf. Und der Holzdiebstahl ist hier meist anderer Art als im Lande. In den meisten Gemeinden wird das Brennholz nicht dem Empfänger, sondern unmittelbar dem von diesem bezeichneten Fuhrmanne überwiesen, der nun sämtliche ihm überwiesene Meterbänke mit seinem Hammer zeichnet. Gewissenlose Fuhrleute fahren aber hin und wieder, ohne daß ihr Herr und der Holzempfänger Kenntnis davon haben, das in der Nähe guter Wege liegende Holz anderer Fuhrherren ab und überlassen diesen dafür das ungünstig stehende. Sonst kann man den Harzer nicht etwa diebisch nennen. Und das Kontingent der Verbrecher ist keineswegs ein großes; was fremde Strolche verüben, darf dem Oberharzer nicht in Rechnung gestellt werden. Man kann im Oberharze den einsamsten Waldweg ohne jede Gefahr einschlagen. — Zwei wunde Punkte im Volksleben des Oberharzes muß ich aber noch berühren; das ist der so oft zu Tage tretende Mangel an Wahrheitsliebe und die Neigung zum Selbstmorde.

Doch ich will das Charakterbild mit erfreulicheren Zügen zu Ende führen. Wie sich der Harzer des Armen und Elenden gern annimmt — kaum eine Stadt hat verhältnismäßig so viel milde Stiftungen wie Klausthal — so setzt er sein Leben freudig und unaufgefordert aufs Spiel, wenn es gilt, einem verschütteten oder sonst gefährdeten Kameraden Hülfe zu bringen. — Einen wohlthuenden Eindruck macht die Reinlichkeit und Sauberkeit, welche fast ausnahmslos auch in den einfachsten und selbst ärmlichsten Haushaltungen herrscht. Da sind die Fußböden so weiß und fleckenlos, die Fenster so spiegelblank und klar, daß sich daneben ein Arbeiterhaus im Lande kaum sehen lassen kann.

Eine große Begabung hat der Oberharzer für Musik und Gesang. Die der Guitarre ähnliche Harzzither wird von vielen Bergleuten meisterhaft gespielt und die Leistungen der freiwilligen Hornistenkorps der Bergleute, der Hüttenleute, der Waldarbeiter stehen hinter denen mancher geschulten Kapelle kaum zurück. Das Land aber durchziehen — wie man vielfach liest — diese Kapellen niemals; das gestattet dem Harzer weder sein Ehrgefühl, noch seine Behörde. Die Straßenmusikanten, welche sich für Harzer ausgeben, mögen aus Salzgitter oder vom Eichsfelde sein. — Daß ein Bergmann nebenbei „Präfekt der Kurrende“ ist und mit dieser vierstimmige Choräle und Lieder übt, wird hier kaum als etwas Besonderes empfunden. Man hat das Wort „Frisia non cantat“ auch auf den Niedersachsen angewandt, aber vom Sachsen im Harzgebiet kann es keineswegs gelten. Schon mancher Harzreisende hat sich an dem ansprechenden mehrstimmigen Gesange der „Kulturmädchen“ erfreut, wenn sie von den Waldblößen, welche sie mit jungen Tannen bepflanzen, der „Bucht“ zuziehen, in der sie übernachten; diese gehören aber den niedersächsischen Ortschaften Buntenbock, Lerbach, Kamschlacken, Riefensbeek, Lonau, Sieber u. s. w. an.

Es ist nicht ohne Interesse, einmal zu hören, wie die Bevölkerung des Harzes vor 150 Jahren beurteilt und geschildert wurde. Der Kammerrat von Rohr schreibt in seinem im Jahre 1736 erschienenen „Merkwürdigkeiten

des Vor- und Unterharzes" S. 12: „Es ist ein ungegründeter Vorwurf, wenn man den Harzleuten ohne Unterschied ein grobes oder plumpes Wesen zuschreiben will. Sie sind in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Einfalt, Grobheit und Höflichkeit, Tugenden und Laster von den übrigen Deutschen nicht unterschieden; viele von dem Bauern- und Pöbelvolk sind grob in dem Harze und an anderen Orten auch."

Dagegen läßt er sich drei Jahre später in seinen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes" S. 210 ff. also vernehmen: „Die rauhe und kalte Luft und die groben Speisen, denen der gemeine Mann allhier gewohnt, da Jahr aus Jahr ein Brot, Käse und Speck nebst den Mehlsuppen ihre gewöhnlichen Speisen, das geräucherte Fleisch aber nebst dem Weiß- und Braunkohl ihre Leckerbißlein sind, bringen auch bei den Oberharzern eine rauhe Gemütsbeschaffenheit nebst anderm mit zuwege. In meinen Merkw. des Unterharzes habe ich ein allzu gütiges Urteil von ihnen gefället. Nachdem ich seit der Zeit, da ich dieses geschrieben gehabt, mich einige Zeit lang in dem Oberharze aufgehalten, so habe ich von ihrer Gemütsbeschaffenheit teils selbst aus eigener Erfahrung eines und das andere erkennen lernen, teils auch von den Herren Beamten und Geistlichen dasiger Orte manches vernommen, welches mir vorher unbekannt gewesen."

„Wann denen in dem Oberharze gewisse lasterhafte Eigenschaften beizulegen, so ist solches nicht von ihnen durchgehends, sondern von einem großen oder dem größten Teil zu verstehen. Es ist auch nicht auf diejenigen zu deuten, die Wissenschaften besitzen, auf Schulen und Universitäten gewesen, in herrschaftlichen Diensten gestanden, oder sonst zu Hause eine gute Auferziehung gehabt, inmaßen man hierum Leute von beiderlei Geschlecht und allerhand Stande antrifft, die tugendhaft und manierlich sind und sehr wohl zu leben wissen, sondern bloß von dem gemeinen Mann."

„Man muß auch bei diesem ein Unterschied machen unter den Bürgern in Städten, die Handwerke erlernet und einige Jahre auf der Wanderschaft gewesen, oder Herrschaften aufgewartet, und unter denen, welche die Oberharzluft beständig eingesogen und aus ihren Bergen und Höhlen niemals hervorgekommen. Jene haben bei fremder Luft auch manche fremden guten Sitten angenommen, diese aber den Sinn ihrer Voreltern beständig behalten. Unter den Bergleuten von der geringsten Sorte zeiget sich ebenfalls ein großer Unterschied unter denen, die sich in anderen Berggegenden mehr umgesehen, oder die den Harzwald niemals verlassen, unter denen, die allbereit eine ziemliche Anzahl der Jahre auf sich haben und also eine größere Erfahrung besitzen, und unter den jungen und rohen Leuten, unter denen, die einen näheren und fleißigeren Umgang haben mit den Herren Beamten, und denen, die von diesem Umgang entfernet."

„Man wird vielen von dem gemeinen Volke in dem Oberharz kein groß Unrecht thun, wenn man ihnen ein grobes, plumpes und ungestümes Bezeigen sowohl gegen Fremde als auch gegen ihre Vorgesetzten vom geistlichen und weltlichen Stande beilegt. Jedoch habe nicht allein selbst erfahren, sondern auch von anderen gehört, daß auch in diesem Stücke in Ansehung der Örter und Städte ein Unterschied wahrzunehmen. Es ist der Wahrheit ziemlich gemäß, daß die Grobheit der Einwohner mit der Höhe und Rauhigkeit der Harzgebirge zunimmt, daß man beinahe sagen könnte: Je rauher der Harz, je grober der Harzmann."

„Also sind die Einwohner der Städte Gittelde, Grund und Andreasberg (!) schon um einen großen Teil glimpflicher und bescheidener, als die auf

höheren Gebirgen wohnhaft, die allergröbste Sorte aber zeiget sich vor andern in Klausthal und Zellerfeld. Die Fremden erfahren dieses, sobald sie an diesen Orten ankommen. Hier versammelt sich eine große Menge ungezogener Bergjungen, welche auf eine ungestüme Weise um eine Gabe anhalten und nicht allein viele Stunden mit ihrem gewöhnlichen und beständigen Zuruf: Herr Vetter! die Fremden beunruhigen, sondern sie auch eine Gasse auf die andere wieder verfolgen. Man erfährt auch an diesen und einigen andern Orten des Oberharzes von den Alten mancherlei Grobheit, wenn sie in einer großen Anzahl beisammen sind. Die plumpsten unter allen sind wohl die Holzhauer, Kohlenbrenner und Fuhrleute, welche in die Schmelzhütten Kohlen und Erze fahren. Wo ein zu Wagen Reisender solchen, zumal wenn sie in starker Anzahl, welches doch gemeiniglich ist, auf der Straße beisammen sind, begegnet und nicht allsofort, wo es nur einige Möglichkeit sein will, aus dem Wege weichet, so hat er gewiß die unangenehmsten Worte von ihnen zu vernehmen. Sie dünken sich mehr privilegiert zu sein als die Postillons und sagen öffentlich, es müßten ihnen alle Fürsten und Potentaten, auch ihr Landesherr selbst, wenn sie nicht gutwillig nachgeben wollten, wenn sie mit Kohlen oder Erzen beladen wären, aus dem Wege weichen."

„Die Obrigkeiten und Beamten in Städten und auf dem Lande erfahren zur Genüge, wie widerspenstig sich ein großer Teil dieser Leute wider ihre Befehle erzeigen, sowohl bei den ordentlichen und gewöhnlichen Fällen, als auch bei außerordentlichen Vorfallenheiten, wenn sie bei Feuersbrünsten die Befehle ihrer Vorgesetzten beobachten sollen. Einige ganze Gemeinden thun alsdann, was sie selbst wollen, und verlangen auch wohl gar von ihren eigenen Vorgesetzten, daß sie nicht allein kommandieren, sondern an Löschung des Feuers selbst mit Hand anlegen sollen. Die Herren Geistlichen und Schulbedienten finden sehr große Hindernisse und Schwierigkeiten bei Jungen und Alten, wenn sie selbige im Christentum unterrichten sollen. Ihrer viele lassen sich von allerhand Winde irriger Lehre gar leicht umtreiben, und hat der bekannte Democritus oder Tippel, der sich auch einige Zeit in dem Oberharz aufgehalten, in hiesigen Gegenden viel Anhänger bekommen. Es haben hin und wieder einige schwärmerische Lehrer ihren verfluchten Samen hierum ausgestreut, so daß hernach reine und die evangelisch-lutherische Wahrheit liebende Lehrer Mühe genug gehabt, dieses Teufelsunkraut wiederum auszurotten."

„Die Bergleute in dem Oberharz sind mit den übrigen, die sich an andern Orten aufhalten, gleich gesinnet. Sie sorgen nicht sehr vor den andern Morgen und richten großenteils ihre Wirtschaft so ein, daß sie von ihrer Löhnung wenig oder nichts übrig behalten. Sie sind lustigen Humors und verzehren ihr Geld mit Klingen und Singen. Wann sie in Gesellschaft beisammen, und sie keine anderen musikalischen Instrumente bei sich haben, wickeln sie ihre gewöhnlichen halbausgeschnittenen schwarzen Leder, die sie auf dem Hinterteil ihres Leibes führen, zusammen und wissen mit selbigen einen solchen Ton zu formieren, der von weitem der Musik der Waldhörner ziemlich ähnlicht."

„Der Kleiderstaat bei dem gemeinen Volke, zumal bei dem weiblichen Geschlechte, ist in diesen Gegenden bei weitem nicht so groß als etwa in den kursächsischen Städten. . . . . Die Weiber oder Töchter der Berg- und Handwerksleute hier im Harze haben auch des Sonn- und Feiertags von seidenen oder anderen kostbaren Zeugen nichts an sich, sondern sie gehen mit ihren weißen leinenen Tüchern, die sie über den Kopf hängen, in welche sie sich gehüllt, in den Harzgegenden sowohl als in den anderen braunschweigischen

Landen in die Kirche und auf Ehrengelag." (Guter Rohr, was würdest du heute sagen?)

3. Werfen wir nun einen Blick auf die **Beschäftigung** der Harzer.

In den Vorlanden unseres Gebirges, von denen sich einige Gegenden — wie der Ambergau, die goldene Au, die Landschaft um Quedlinburg — durch ihre Fruchtbarkeit in hervorragender Weise auszeichnen, bildet der **Ackerbau** die Hauptnahrungsquelle. Auch in den Thälern und auf der Hochebene des Ostharzes gestattet der Boden, wie der alte Spruch: „Das Harzgeröder Feld trägt Korn und Geld" mit Recht behauptet, noch den Anbau des Getreides und anderer Nahrungspflanzen.

Bei weitem ungünstiger aber stehts um den höher gelegenen Westharz. „Die Gemarkungen der Oberharzer Gemeinden liegen zum größten Teil auf Hochflächen, welche an natürlichen Wasserzügen arm sind; namentlich gilt dies für die Feldmarken von Klausthal (1044 ha), Zellerfeld (468 ha), St. Andreasberg (867 ha), Buntenbock (195 ha), Bockswiese-Hahnenklee (74 ha). Der Grundbesitz von Wildemann (160 ha) und Altenau (260 ha) hat nur teilweise eine solche Hochlage und liegt teilweise an den Gehängen enger Thäler, zum kleinsten Teile auf dem Thalboden selbst. Endlich nehmen die Feldmarken von Grund (150 ha), Lautenthal (240 ha), Lerbach (260 ha), Lonau (94 ha) und Sieber (70 ha) ausschließlich die steilen Thalgehänge und den schmalen Thalboden in verhältnismäßig langgestreckten Flächen ein." (Oberbergrat **Engels** im „Wasserrecht des Oberharzes", S. 4.) Der Boden ist zu kalt und der Sommer zu kurz, als daß sich der Getreidebau lohnend erweisen könnte. Versuche sind indes in Zeiten, in denen der Bergbau darniederlag, wiederholt selbst bei Andreasberg und Klausthal gemacht. So wurden bei ersterer Stadt im 11. Jahrhundert und noch im Jahre 1624 am Galgensberge und Sandhügel „einige Arten Getreide erzielet", und bei Klausthal waren im 30jährigen Kriege so viel Haferfelder angelegt, daß das Bergamt sich veranlaßt sah, im Jahre 1653 den Getreidebau bei 50 Thlr. Strafe zu verbieten, und den Bergfuhrherren 1674 die Abschaffung aller Pflüge binnen 14 Tagen zu befehlen. Die in den Thälern gelegenen Ortschaften bauen jetzt in geschützten Lagen hie und da etwas Sommerkorn, und auch bei Klausthal sieht man alljährlich zwei oder drei kleine Kornfelder, auf deren einem vor einigen Jahren sogar der Sommerweizen zur Reife gelangte. Aber im allgemeinen sind Saatfelder hier nur kostspielige Liebhaberei. Besser schon gedeiht die Kartoffel, — Buntenbock erntet seinen ganzen Bedarf — und in sonnigen Sommern zeigen die Gemüsegärtchen, welche in einer Weise ausgenutzt werden, daß der Landmann ob derselben verwundert den Kopf schütteln mag, eine überraschende Üppigkeit. Das hier rascher als im Lande sich entwickelnde Gemüse, namentlich Blumenkohl und Erbsen, übertrifft das von fremden Gärtnern feilgebotene an Zartheit und Wohlgeschmack. Aber im ganzen kostet der Garten mehr als er einbringt.

Die waldfreien Hochebenen und Berghänge im Oberharze dienen fast ausschließlich als Wiesen. Das Fehlen des Ackerlandes — denn 134 ha sind den 2338 ha Wiesen gegenüber von keinem Belange — kommt ihnen zu gute: nirgend im Lande wird den Wiesen eine so reichliche Düngung regelmäßig zu teil wie hier. Wo dies nicht geschieht, da verwandeln sie sich nach und nach in kümmerlichen Angerboden, von dem der Morgen für 75—100 ℳ zu kaufen ist. Bei einiger Pflege aber entwickelt sich in der feuchten Luft ein üppiger

Graswuchs, dessen Nutzbarmachung freilich durch die unbeständige Witterung nur allzu oft in Frage gestellt wird.*)

So ist der Oberharzer auf Viehzucht und Milchwirtschaft angewiesen, doch wird dieselbe mit seltenen Ausnahmen nur als Nebenbeschäftigung betrieben.

Die Hauptnahrungsquelle ist für den Westharz einzig der Bergbau und Hüttenbetrieb. Er ernährt nicht nur 17 585 Personen von den 26 000 Einwohnern des Kreises Zellerfeld unmittelbar, sondern ohne ihn wäre dieses jetzt verhältnismäßig dicht besiedelte Gebiet eine mit einzelnen Viehhöfen, Waldwärterhäuschen und Sägemühlen spärlich übersäete Einöde geblieben. Auch im Ostharze findet ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in Grube und Hütte Beschäftigung und Lebensunterhalt. (Eingehendes in dem Abschnitte: „Die mineralischen Schätze des Harzes.") —

Der erste Platz neben dem Berg- und Hüttenmann gebührt dem Forstmann. Sind doch 160 500 ha, also etwa 80 % der Gesamtfläche, mit Wald bestanden. (Aus allen Weltteilen 1882, 367.) Diese großen Forsten, in denen sich das Laub- zum Nadelholz etwa wie 4:1 verhält, ernähren Tausende von Bewohnern. Es giebt Ortschaften, welche mit ihrem Erwerb fast ausschließlich auf den Wald angewiesen sind, und deren Bevölkerung im Sommer fast nur aus Weibern und Kindern zu bestehen scheint. Doch auch diese folgen den Männern, welche in der Woche in der aus jungen Tannen und Baumrinde hergerichteten „Bucht" nächtigen, zu Zeiten in den Wald, um die Blößen mit den in Tannengärten gezogenen jungen Bäumchen zu bepflanzen, oder um Blumen und Waldmeister, eßbare Schwämme und Beeren mancherlei Art zum Verkaufe, um Reisig und Tannenzapfen und Gras für den eigenen Haushalt zu sammeln. Obgleich das Köhlergewerbe nur noch schwach betrieben wird, so beträgt doch allein im Kreise Zellerfeld die Zahl der Wald- und Wegarbeiter 425**) Personen, so daß hier, auf jeden Arbeiter nur drei Familienangehörige gerechnet, Wald und Weg 1700 Menschen direkt ernähren.

Und auch die Existenz der Fuhrleute beruht nach Anlage von Eisenbahn und unterirdischer Schiffahrt heutzutage im wesentlichen auf der Forst: sie fahren den Gruben das Schachtholz, den Hütten die Holzkohlen und Wasen (Reisig), den Harzbewohnern das Brenn- und Bauholz, den Sägemühlen, Holzstoff- und Holzwarenfabriken die mächtigen, schlanken Blöcke zu. Und wie die eben genannten Anlagen, so verdanken auch Zündwaren-, Kisten- und Möbelfabriken dem Walde Entstehung und Bestand. Erinnern wir schließlich noch an den schwunghaften Holzhandel und den Vertrieb aller jener Erzeugnisse, welche mit der Forstkultur im Zusammenhange stehen, an Jagd und Waldweide, an das große nur für die Holzabfuhr zu unterhaltende Wegenetz; so kann es uns nicht auffällig sein, daß der alte, schöne Harzspruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!" die beiden Hauptversorger unserer Gebirgsbevölkerung unterschiedslos nebeneinander stellt, daß die Harzer Farben (Schwarz-Grün-Gold) nicht bloß in die dunkle Tiefe, aus der das edle Gestein heraufgeschafft wird, sondern auch auf den grünen Wald verweisen, der uns mehr noch ist als ein Schmuck der Berge und eine Stätte sinniger Einkehr. —

---

*) Ähnlich wie im Gebiet der sieben Bergstädte liegen die Verhältnisse in Braunlage. „Die ganze 208½ ha große Feldmark ist dem Wiesenbau gewidmet." Daneben hat die Forstverwaltung 47½ ha früheren Forstgrund den ärmeren Einwohnern gegen mäßige Pacht als Kartoffelland überlassen.

**) Diese [und andere Angaben] nach Noeggerath: „Der bergfiskalische Teil des Oberharzes." Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1882.



Wenn der Fabrikbetrieb in unserem Gebiete erst an dritter Stelle zu nennen ist, so wird er in seiner Bedeutung doch vielfach unterschätzt. Der Oberharz freilich beschäftigt in seinen wenigen Cigarren-, Strumpfwaren-, Bleiweiß-, Ultramarinfabriken und Holzverarbeitungsanstalten, unter denen die Zündwarenfabriken besonders zu nennen sind, nur 300 Arbeiter, die mit ihren Angehörigen etwa die Zahl 1000 repräsentieren mögen; aber von den Städten am Harzrande nehmen manche unter den Fabrikstädten Deutschlands eine hervorragende und ehrenvolle Stelle ein. Indem ich mich unter Verweisung auf den zweiten Teil dieser Schrift darauf beschränke, hier die Tuch-, Watten-, Cigarren-, Papier-, Zucker-, Chokoladenfabrikation, die Herstellung von Bier und Branntwein, die chemische Industrie und den Maschinenbau als besonders erwähnenswert zu nennen, hebe ich noch hervor, daß eine im Jahre 1879 in Wernigerode abgehaltene Gewerbeausstellung diese „vielseitigen, oft großartig entwickelten Industriezweige“ des Harzgebietes in überraschender Weise zur Anschauung gebracht hat.

Unter den Nebenbeschäftigungen der Harzbewohner nimmt die Kanarienvogelzucht eine bedeutende Stelle ein. Mit ihr befassen sich namentlich die Oberharzer, doch gehen auch die am Harzrande gezüchteten Sänger als Harzer Kanarienvögel, wenn auch als minderwertige, in die Welt. In Andreasberg, dem Hauptsitze dieser Zucht, „befassen sich etwa 350 Familien, ziemlich die Hälfte der Bevölkerung, und zwar mit geringer Ausnahme die gesamte Zahl der Berg-, Hütten- und Fabrikarbeiter, mit ihr. Die Zahl der jährlich gezüchteten Vögel wird auf 17—18000 Stück Hähne und ebensoviel Hennen geschätzt. Von diesen werden etwa 13—14000 Stück Hähne und ebensoviel Hennen durch Massenabsatz an Händler verkauft, der Rest wird durch Einzelverkauf abgesetzt. Von den Andreasberger Bewohnern befassen sich ausschließlich mit diesem Handel 10 Personen, 11 Personen machen hieraus einen Nebenerwerb. Etwa 6000 Stück Hähne werden nach England und Nordamerika ausgeführt, während der Rest sich durch Massen- und Einzelverkauf auf die Länder des europäischen Festlandes verteilt. Der Preis pro Stück stellt sich im Durchschnitt für die Hähne auf 6,50 ℳ beim Massenverkauf und auf 16 ℳ beim Einzelverkauf, für die Henne auf 35 ₰. Der aus der Kanarienvogelzucht dem Orte zufließende Geldbetrag ist insgesamt auf 160—180000 ℳ, der Reingewinn (nach Abzug der Futterkosten u. s. w.) auf 110—130000 ℳ zu schätzen, abgesehen von dem Zufluß von ca. 24000 ℳ für die zum Vertrieb und zur Zucht der Vögel nötigen Utensilien.“ (Noeggerath.) Auch in den übrigen Orten des Oberharzes werden viele „Vugelheisla“, kleine viereckige Bauer, geschnitzt.

Wohl nirgend wird mehr gestrickt und gehäkelt als auf dem Oberharze. Ist der damit zu erzielende Verdienst auch an und für sich gering, so fällt er doch in Häusern ohne Viehhaltung nicht unbedeutend ins Gewicht, und ohne solche Beschäftigung müßten die Frauen und Mädchen, deren Männer und Väter den ganzen Tag in der Grube und auf der Hütte beschäftigt sind, so daß die Hauptmahlzeit auf den Abend gelegt wird, geradezu die Hände in den Schoß legen. — Das Spitzenklöppeln (hier Knüppeln genannt) beschränkt sich auf Andreasberg und die von dort nach Klausthal und anderen Bergstädten verpflanzten Familien. Übrigens werden von den das Land durchziehenden Händlerinnen aus Andreasberg, Klausthal und Grund auch viele im Erzgebirge geklöppelte Spitzen vertrieben. — Nicht gering ist in einigen oberharzischen Ortschaften, namentlich in Wildemann und Grund, Hahnenklee und

Bockswiese die Zahl derjenigen Frauen, welche wöchentlich ein- oder zweimal das Land bis über Bockenem und Gandersheim hinaus durchstreifen, um Butter und Eier, Mettwurst und Geflügel für ihre Kunden einzukaufen. Singend und strickend, Eggensocken an den raschen Füßen, legen diese „Kamele des Harzes“ mit ihrer hochbeladenen Kiepe, über die der bunte Kattunmantel sorglich gehängt ist, meist große Wegstrecken zurück. Am Fuße des Gebirges, in Münchehof oder Herrhausen, wird dann der „Landgängerin“ die Last von der „Entgegengängerin“ abgenommen, doch ist letzteres Institut durch Eröffnung der Bahnstrecke Seesen-Langelsheim auf den Aussterbe-Etat gesetzt.



VII.

Die innere Gliederung des Gebirges.

„Der Harz liegt zwischen 27 ° 50½′ und 29 ° 9′ östlicher Länge von Ferro und zwischen 51 ° 30½′ und 51 ° 57½′ nördlicher Breite, erfüllt jedoch das hierdurch bezeichnete Trapez nicht völlig, sondern liegt darin in diagonaler von Nordwest nach Südost verlaufender Richtung. Dieser folgen auch alle benachbarten südlich und nördlich gelegenen Höhenzüge.“ (von Groddeck.)

Während sich sein Nordrand in scharfer Markierung aus dem Flachlande erhebt, und seine Grenze im Westen von Hahausen bis Lauterberg sich in einem deutlichen Thale ausprägt, in welches die Randberge meist steil abfallen, folgt sie von da bis Questenberg, noch erkennbar, aber weniger scharf hervorgehoben, dem Laufe der Helme, wird hier aber durch einen sich unmittelbar an das Gebirge anschließenden Höhenrücken, welcher sich in südöstlicher Richtung bis zur Unstrut zieht, völlig verwischt.

Der Nordrand hat seine größte relative Höhe mit 260 m bei Harzburg, der Südrand, welcher — der in Deutschland allgemein geltenden Regel entsprechend — jenen, und zwar um etwa 20 m im Mittel übertrifft, in dem 324 m hohen Bergrücken bei Osterhagen, welcher dort die Wasserscheide zwischen Elbe und Weser bildet. Von diesen beiden Höhenpunkten, zwischen denen das Gebirge seine größte Breite (4½ Meile) besitzt, fällt der Rand fast gleichmäßig nach Westen und Osten (im Norden Langelsheim fast 200 m, Hettstedt 175 m, im Süden Seesen 204 m, Riestdorf 178 m). Während also die relative Erhebung am Südrande am beträchtlichsten ist, nimmt die absolute Höhe der Harzberge und Hochebenen im allgemeinen in der Richtung nach Norden und Westen zu.

Den höheren nordwestlichen Teil, der sich steil aus dem Flachlande erhebt — der Gipfel des Rammelsberges 373 m über den Marktplatz von Goslar — pflegt man Oberharz, den niedrigeren südöstlichen, der zuletzt fast unmerklich in das vorgelagerte Hügelland übergeht, den Unterharz zu nennen. Doch läßt sich die Grenze zwischen beiden weder nach Bergzügen — diese

fehlen dem Harze, der gleichsam einen einzigen Berg mit verschiedenen „Köpfen“ und Thalfurchen bildet — noch nach den Flußgebieten angeben — denn die dem Elbegebiet angehörende Bode entspringt auf dem Brockenfelde, der höchstgelegenen Hochebene des Gebirges. Auch die politischen Grenzen sind nicht als Markscheide zwischen Ober- und Unterharz zu gebrauchen. Erschwert wird die Unterscheidung noch dadurch, daß der Oberharzer unter dem Unterharze seit alters die Gegend von Goslar versteht, in welcher Gruben und Hütten sich in gemeinschaftlichem Besitze der Staaten Preußen und Braunschweig befinden. Am einfachsten ist vielleicht die Erklärung, daß der Oberharz das Gebiet der sieben Bergstädte und die Brockengruppe umfaßt. Der „hohe Harz“, in welchem der Nadelwald vorherrscht, reicht indes weiter nach Osten.

1. Der Oberharz.

Aus den nördlichen und westlichen Vorlanden, von Goslar und Hahausen, Seesen, Gittelde und Osterode, erhebt sich in raschem Ansteigen:

Die Hochebene von Klausthal. Im Mittel 580 m hoch, wird sie von ihren Randbergen, welche im Westen durch die schmale Innerstefurche abgetrennt sind, nur um ein Geringes überragt: Der Hohestieg, ein aus mehreren Bergen bestehender Höhenrücken auf dem linken Ufer der Oker, welcher mit dem 623 m hohen Rammelsberge beginnt, erreicht in der Schalk, der Spitze des Kahlenberges, seine größte Höhe mit 762 m. Sie gehört zu den besten Aussichtspunkten des ganzen Harzes; von dem hier vor einigen Jahren aufgeführten Holzturme überblickt man die ganze wellenförmige Hochebene mit ihren von dunkeln Fichtenwäldern umsäumten ausgedehnten Wiesenflächen, aus denen die roten Ziegeldächer der mannigfach verzweigten Bergstädte, die von grünenden Halden umgebenen Gruben und Zechenhäuser, die aus einem Waldversteck hervorlugenden Forsthäuser und Mühlen, die glänzenden Spiegel der seeenartigen Bergwerksteiche freundlich heraufgrüßen. Und im Osten reicht der Blick in das einsame Brockenfeld mit seinen „Schwarzentannen“ und interessanten Felspartieen und bis zu dem ehrwürdigen Vater Brocken.

Neben die Schalk stellt sich als zweite mächtige Grenzwarte im Norden der 725 m hohe Bocksberg, von jenem getrennt durch die Einsattelung der hohen (früher „hohlen“) Kehle, durch welche beim Auerhahn (648 m) die Straße von Klausthal nach Goslar führt.

Die südwestlichen, von der Innerste abgetrennten Randberge bleiben selbst im Kaltenborn und Steinthalskopfe (598 m) hinter der Höhe des Nordrandes und in ihrem weiteren Verlaufe (Bornsberg 565 m, Kuckholzklippe 568 m) sogar hinter der mittleren Höhe der Hochebene zurück, ein Beweis, daß diese nach Süden allmählich abfällt.

Auch die soeben genannte Kuckholzklippe und der ihr benachbarte Heiligenstock, auf welcher jetzt ein Turm erbaut wird, sind lohnende Aussichtspunkte. Über das schluchtenartige tiefe Lerbacher Thal, in welchem sich fast in der Länge einer Wegstunde die eine einzige Straße bildenden Häuschen des gleichnamigen Dorfes hinunterziehen, und über die am Ende des Thales sich eng zusammendrängende Fabrikstadt Osterode, deren rote Ziegeldächer sich von den weißen Gipsfelsen scharf abheben, reicht der Blick wie aus einem Waldversteck weit hinaus in die Grubenhagenschen und Göttinger Lande. Das liebliche Bild, auf dessen Fläche die Eichsfeldische Pforte, das Amthaus Catlenburg, die Gleichen und die Plesse besonders hervortreten, findet seinen Abschluß in

dem jargähnlichen Meißner, dem Basaltkegel der Bramburg, der „kahlen Zelle“ bei Grünenplan und dem ganzen schön bewaldeten Zuge der Wesergebirge.

Im Südosten wird die Hochebene von der einzigen Bergkette unseres Gebirges begrenzt, welche von der Quelle des Kellwassers bis zu der schwachen Einsenkung (Stieglitzecke 828 m), durch welche die Klausthal-Andreasberger Chaussee führt, Bruchberg, von da bis zu ihrem zwischen Osterode (220 m) und Herzberg (250 m) fallenden Endpunkte Acker heißt. Von der 923 m hohen Wolfswarte, welche vom Brockenfelde durch die Schlucht der Steilenwand geschieden ist, im Norden senkt sich der Rücken dieses Bergzuges allmählich bis zu dem unbewohnten Jagdhause auf dem Georgsplatze (648 m) über Lonau, um von da nach allen Seiten rasch abzufallen. So gleichförmig der Rücken des Ackers ist, über den sich der fahrbare Fastweg in seiner ganzen Länge hinzieht, so mannigfaltig und voll Abwechselung ist der Blick von den ruinenartigen Felsgruppen, welche sich, von Renntier- und isländischer Flechte, von Sumpf- und Moosbeere überwuchert, aus dem Tannendickicht meist nur wenig erheben, den Hammersteins- und den Siebenwochensklippen, der Hanskühnenburg (818 m), den Kanapee- und Seilerklippen, in die schluchtenartigen Seitenthäler, nach Klausthal und Andreasberg hinüber. —

Auf der Hochebene von Klausthal haben die Innerste, die Söse und die Oker ihre Quelle.

Als Quelle der Innerste (früher Entrista, Indistra, Inderste, latinisiert Indistria, oberharzisch Innerscht, niedersächsisch Inderste) sind die Bergwerksteiche anzusehen, welche die Wasser der Bruchgegend oberhalb der vorwiegend von Fuhrleuten bewohnten Harzortschaft Buntenbock (535 m) bis zur Andreasberger Chaussee einfangen. Ihr Thal ist anfangs nur eine schwache Senkung in der Hochebene, erst unterhalb des Prinzenteiches prägt es sich stärker aus, aber schon von der Klausthaler (Frankenscharner) Silberhütte an wird es zu beiden Seiten von ansehnlichen Bergen begleitet, die es mehr und mehr einengen, so daß Chaussee und Eisenbahn nur mit Mühe neben dem kiesigen Flußbette Platz gefunden haben, und bis zum Austritt aus dem Gebirge bei Langelsheim stetig an Höhe zunehmen. Während ihr Gebiet auf der Linken sehr beschränkt ist, nimmt sie auf der Rechten eine große Anzahl rascher und oft sehr wasserreicher Bäche auf. Die bedeutendsten derselben sind der klare Flambach, welcher einem Theile der an Brunnen so armen Stadt Klausthal das Trinkwasser liefert; der schmutzige Zellbach, welcher, durch die der Ecker, Oder, Oker und Söse abgezwungenen Wasser des Brockenfeldes und Bruchberges verstärkt, in den Pochwerken und Erzwäschen wichtige Dienste geleistet hat und ihr aus diesen Mengen von Schlamm und Bleiteilchen zuführt, so daß ihr Wasser von der Silberhütte ab für Menschen und Tiere ungenießbar ist, daß selbst das Geflügel dahinsiecht, welches sich Steinchen aus ihrem Bette aufgelesen hat, daß die wenigen Fische, welche sich hineinwagen, Farbe und Glanz verlieren. Nachdem sie unterhalb des Silbernaals den wasserbedürftigen Gruben bei Grund durch den Schultestollen ausreichendes Aufschlagwasser zugesandt hat, nimmt sie in der Bergstadt Wildemann (390 m) das durch den Grumbach verstärkte Spiegelthaler Wasser, welches ehemals als „Furbach“ Engern und Ostfalen, die Diözesen Mainz und Hildesheim schied, und in der Bergstadt Lautenthal (310 m) die zu Zeiten bösartige Laute auf. Nach einer Lauflänge von 25 km, zu welcher sich ihr Gefälle wie 1:80 verhält, verläßt sie bei Langelsheim den Harz.

Kein anderer Harzfluß ist dem Bergbau und dem Hüttenbetriebe so dienstbar geworden wie die Innerste. Nicht nur bot ihr Thal in früheren Jahrhunderten, als die Gruben noch geringe Teufe hatten, günstige Gelegenheit zum Ansatz von Stollen, sondern sie und ihre Nebenflüsse setzen mit ihrem kräftigen Gefälle noch immer zwei Silberhütten (soweit ihr nicht hierbei der Dampf zu Hülfe gekommen ist) und mehrere Pochwerke in Betrieb.

Die Söse entspringt als große und kleine Söse an dem jähen Nordwestabfalle des Bruchberges unter den Söseklippen in der Nähe des Dammhauses. In raschen Sprüngen (Gefälle 1:14) eilt sie in dem tiefen, engen Thale, welches sie sich im Laufe der Jahrtausende selbst gegraben, denn die Gipsberge bei Osterode sind noch jetzt mit Geröll übersät, das sie einst vom Oberharze herabgeschwemmt hat, bis Kamschlacken (410 m), wird hier etwas ruhiger und tritt als einzige „freie Tochter" des Oberharzes beim Scheerenberge oberhalb der Stadt Osterode in das Land. (Lauflänge von Kamschlacken 11 km, Gefälle 1:60.) Vor wenigen Jahrhunderten aber stand auch sie im Dienste der Montanindustrie: eine ganze Reihe von Eisenhämmern und Eisenhütten zog sich an ihr von Osterode nach Riefensbeek und Kamschlacken hinauf.

Die Oker (Ovokare, Ovacra, Ouker, Oveker = Klippenfluß? nicht Ocker zu sprechen und zu schreiben!) schlägt dieselbe „widersinnige" Richtung ein wie die Innerste. Sie entspringt unter dem Okerstein am Westabhange des Bruchberges in 800 m Meereshöhe, stürzt bis Altenau so steil herab, daß sie hier nur noch 480 m über dem Meere ist, vereinigt sich innerhalb der Stadt mit der kleinen Oker, dem Gerlachsbache und der jetzt Schneid-, d. i. Grenzwasser genannten Altenah und zwängt sich nach Norden, sich windend und krümmend, durch eine enge Spalte festen, weißen Granits. Im frühen Mittelalter führte kein Weg neben ihr herauf, und die später mit Mühe hergestellte gefährliche Fahrstraße hielt sich streckenweise in respektvoller Entfernung; erst in neuerer Zeit ist durch Sprengung der Felsen überall Raum neben dem Flußbette geschaffen. Durch das Weißewasser, in dem noch bei Schulenberg (380 m) Heinrichs I. Vogelherd („Kaiser Heinrich") gezeigt wird, durch Kellwasser, Kalbe, Rohmke und viele kleine, muntere Bäche verstärkt, umtanzt sie schäumend die Granitbrocken, welche ihr den Weg versperren möchten; finster blickt der Große Ahrensberg hernieder; wunderbar gestaltete Felsgebilde schauen von den Höhen herab, der Mönch, der Große Kurfürst, Maria mit dem Jesuskinde und andere, — Namen, die man bei einiger Phantasie für treffend gewählt halten muß; großartiger aber noch sind die Granitkolosse, welche sich nicht in den Vordergrund drängen: die Grotte und die Mausefalle, diese unheimlichen Bauwerke der Natur, die jeden Augenblick zusammenzubrechen drohen, die Hexenküche und die Bastei der „Käste". Nur vom Bodethale wird das Okerthal an Wildheit und majestätischer Schönheit übertroffen. Beim Dorfe Oker (210 m) tritt der Fluß in das Flachland. Auf der 14 km langen Strecke von Altenau hat er ein Gefälle von 1:52. —

Das zweite Stück des Oberharzes ist das zerklüftete Dreieck von Andreasberg.

Ganz gegen den Charakter des Harzes zeigt sich hier auch nicht einmal ein Ansatz zur Plateaubildung; aus tief eingeschnittenen Thälern steigt man 200—250 m hoch auf schmale Bergrücken oder abgerundete Kegel und wieder hinunter in ein schluchtenartiges Thal. Den besten Blick in dieses wunderbar zerstückelte Gebiet von Andreasberg (560 m) gewähren die Porphyrkegel des Knollen bei Lauterberg (625 m), des Ravensberges (650 m) und der damit

zusammenhängende Jagdkopf, dessen Stöberhai genannte Spitze sich 704 m hoch erhebt.

Der Ravensberg (früher Rupenberg) oder Ravenskopf heißt „der Brocken des Südharzes", und er verdient diesen Namen mit Recht. Freilich reicht ja der Blick nach keiner Seite auch nur annähernd so weit als vom bedeutend höheren und alles überragenden Brockengipfel. Aber gerade durch diese engere Begrenzung gewinnt das Panorama an plastischer Klarheit und Schönheit. Im Norden reicht der Blick über Andreasberg und Hohegeiß auf den Sonnenberg und Rehberg mit dem Brocken und den Hohneklippen im Hintergrunde, im Westen über die Ruine Scharzfels und das Schloß Herzberg bis zum Acker. Im Osten und Süden aber thut sich das Land weit auf bis zum Possen bei Sondershausen und zum Thüringerwalde, bis zum Ohmgebirge und dem Göttinger und Habichtswalde. — Ähnlich, aber noch imposanter ist die Aussicht von dem Turm auf dem Stöberhai. —

Nördlich an dieses Dreieck und an die Hochebene von Klausthal grenzt das **Brockenfeld mit dem Brockengebirge**.

Der Name des Brockens, den man noch im späteren Mittelalter für den höchsten Berg Deutschlands hielt, wird meistens von brechen, gebrochen abgeleitet, und überaus bezeichnend wäre dann heute noch sein Name, denn alle seine Abhänge und das Brockenfeld sind mit großen und kleinen Granitbrocken und mit Granitgrus übersät. Aber die älteste Namensform Brakenberg legt, wie ich hier zu wiederholen mir erlaube, die Ableitung von Braken näher, welches Wort verwachsenes, schwer zugängliches Dickicht bezeichnet. Noch im 16. Jahrhundert war der Brocken ein durch Sumpf und Bruch verschanzter Urwald, und erst in den letzten Jahrzehnten desselben wagten sich einige kühne Bergbesteiger hinauf. Der erste derselben war, soweit bis jetzt ermittelt ist, der berühmte Arzt und Botaniker Johann Thalius.

Der Brocken ist 1141 m hoch, überragt also den Schneeberg, die höchste Spitze des Fichtelgebirges, um 80 m, den Beerberg, die höchste Spitze des Thüringer Waldes, um 157 m, den Feldberg, die höchste Spitze des Taunus, um 260 m. Unter den Bergen Preußens nimmt er die zweite, unter denen des deutschen Reiches die sechste Stelle ein. Während er das Brockenfeld nur um etwa 370 m überragt und, von dieser Seite gesehen, nur durch seine massige Form imponiert, steigt er in Nordosten, wo er — das einzige Beispiel dieser Art in ganz Mitteldeutschland — seinen Fuß bis an den Rand des Gebirges vorschiebt, um 900 m aus der Ebene von Wernigerode und Ilsenburg auf und gewährt von dieser Seite einen imposanten Anblick.

Die Brockengruppe im engeren Sinne wird durch die Kalte Bode, die Ecker und die Ilse begrenzt und umfaßt außer dem Brockenkulm die 1037 m hohe Heinrichshöhe, auf welcher 1743—99 das erste Gasthaus stand, und den 1029 m hohen Königsberg mit den turmhohen Hirschhörnern. — Zum Brockengebirge im weiteren Sinne gehören, von kleineren Erhebungen abgesehen, namentlich noch: im Norden der Pesekenkopf (682 m), der Scharfenstein (688 m), der Meinekenberg und der Sandthalskopf; im Osten der Gebersberg (650 m), der Renneckenberg mit den wilden Zeter- (935 m) und den sich südöstlich anschließenden nicht weniger wilden Hohneklippen (900 m), der Erdbeerkopf (845 m) und Arensklint; im Süden der Barenberg mit den Schnarchenfelsen, der große und kleine Winterberg (902 und 837 m) und der Wormberg oder Wurmberg (971 m).

Im Westen ist der Brockengruppe die Hochebene des Brockenfeldes vorgelagert. Das sich unmittelbar an den Brocken und den Königsberg anlegende

580 m hohe Stück desselben, welches von der Ecker und Radau durchschnitten und durch die Lerchenköpfe und den Quitschenberg, die hier eine schwache Verbindung des Brockens mit dem Bruchberge herstellen, von dem eigentlichen Brockenfelde geschieden wird, kann als ein durch den Einschnitt des Okerthales abgetrenntes Glied der westlichen (Klausthaler) Hochebene angesehen werden. Doch fassen wir es hier um der gleichartigen Natur willen mit dem Brockenfelde zusammen.

Dieses im Mittel 810 m hohe Becken wird rings von höheren Bergen umschlossen, von denen Brocken, Königsberg, Lerchenköpfe und Quitschenberg bereits genannt sind. Die Westgrenze bilden der Bruchberg (923 m) und die sich anschließenden sanften Erhebungen des Sonnenberges (842 m) und Rehberges (884 m), die Südgrenze der Rücken der Achtermannshöhe, dessen Hornfelskegel (926 m) die Alten für einen Vulkan hielten, und der höhere Wormberg. In der Mitte dieser höchsten Ebene unseres Gebirges erhebt sich die Höhe „Obere Schwarze Tanne" zu 877 m. — Von Bruch und Torfmoor umgeben, oder vom Beerengestrüpp überwuchert, liegen hier mächtige Granitfelsen, wie die Breitensteine, riesigen Opferaltären vergleichbar (siehe S. 85 u. S. 129), die Hopfensäcke und das Magdbette. —

Mit seinem Fuße steht der Brocken in der Region des Nadelwaldes. Es sind hohe, dunkle Fichten, zwischen denen wir hinansteigen. Aber bald wird der Wald lichter, Granitbrocken und Scherben bedecken den Boden, Himbeer- und Brombeerstrauch bemühen sich, die mit Flechten und Moosen überkleideten Trümmer zu erklettern; hier umklammert eine einzeln stehende Fichte einen Granitblock mit ihren Wurzeln und zwängt diese allmählich immer tiefer in die engen Spalten desselben, dort breiten über den feinen, mit etwas Erde vermischten Granitgrus („Hexensand") die Heidelbeere mit ihren Verwandten und die Heidekräuter, einem Habichtskraute oder einer Anemone Schutz gewährend, ihr glänzendes Gewand. Doch auch anspruchslose Gräser finden hier und da ein Fleckchen, das ihnen spärliche Nahrung gewährt. So ist dieser Brockengürtel, der im Norden und Nordosten fast die Form der Hochebene annimmt, zugleich die Region der Viehhöfe.

Bei weiterem Ansteigen gelangen wir in die Region der Brüche und Moore, zu welcher das Brockenfeld gehört. Nur einige Forsthäuser liegen in dieser Einöde; der Torfstich hat in diesen Hochmooren trotz wiederholten Versuchs aufgegeben werden müssen, da in der feuchten Luft der Torf nur selten trocken wird. Der Wanderer verwünscht wohl diese Brüche, deren trügerische Decke ihn vom Wege lockt, aber der Harzer weiß sie zu schätzen. Bilden sie doch mit ihrem tiefen, schwammigen Untergrunde das Hauptwassermagazin des Harzes, welches sich am tauenden Schnee so voll saugt, daß auch der regenärmste Sommer es nicht völlig auszutrocknen vermag, daß es, zahlreiche Flüsse speisend, Land und Oberharz jahraus jahrein mit Wasser versorgen kann.

Und nun noch ein kräftiges Ansteigen über Klippen und durch zwerghaftes Knieholz, und wir befinden uns auf dem abgerundeten Gipfel des Brockens. Schneidend fegt der Wind über die baumlose Kuppe, Wolken umtanzen gespensterhaft die Gewitterkolosse, für welche man im 17. Jahrhundert die Namen Teufelskanzel, Hexenaltar, Hexenwaschbecken u. dergl. (siehe S. 92) erfunden hat, und plötzlich umfängt uns beängstigend der dichte Nebel. Beschleunigten Schrittes eilen wir dem Brockenhause zu, das wir schon vor uns sahen, und warten dort im wohl durchwärmten Zimmer, „bis es besser wird".

Inzwischen durchblättern wir zum Trost die Brockenbücher, die, mit dem Jahre 1753 beginnend, gar manches Klagelied, z. B.

„Der Brocken ist ein harter Mann,
Ein finsterer Geselle,
Der nichts als nebeln, regnen kann,
Läßt's gar nicht werden helle.
Grote, 1813."

doch auch Hoffnung erweckende Verse enthalten, z. B.

„Der Scherz ward stille auf unsern Lippen,
Und unser Lachen wurde stumm;
Vergessen war der Berg, der Wald, die Klippen,
Das ganze Land ringsum,
Als mit den ersten ihrer Strahlen
Aurora Aug und Herzen traf.
O welcher Öser oder Graf
Kann dieses Antlitz malen?
O welcher Remler oder Kleist
Hat Worte wohl für das, was wir empfanden? —
Die Wunderscenen schwanden,
Doch nicht aus Herz und Geist.
Göcking."

Oder wir lassen uns vom gefälligen Wirte die Geschichte des Brockenhauses erzählen.

Im Jahre 1736 wurde auf dem Brockengipfel das s. g. Wolkenhäuschen erbaut, welches den Reisenden bei eintretendem Unwetter notdürftiges Obdach gewährte. 1743 erbaute Graf Christian Ernst, welcher auch die ersten Fahrwege von Wernigerode und Ilsenburg anlegen ließ, auf der nach seinem Sohne benannten Heinrichshöhe für die Torfgräber ein im Sommer von einem Wirte bewohntes Haus. Dieses enthielt nur ein einziges Zimmer, doch durfte bei Überfüllung auch das daneben aufgeführte, für die gräfliche Familie bestimmte Haus, welches zwei Stübchen enthielt und zum Schutze gegen die Stürme mit einem bis zum Dache reichenden Erdwalle versehen war, den Fremden eingeräumt werden. 1799 brannte es nieder; im folgenden Jahre wurde das neue Gasthaus auf dem Brocken eröffnet, und 1835 in seiner Nähe ein 15 m hoher hölzener Aussichtsturm erbaut. 1859 wurde auch dieses wieder ein Raub der Flammen. An seiner Stelle ward nun das jetzige Haus in erweitertem Umfange aufgeführt und vor einigen Jahren durch ein drittes Stockwerk vergrößert. Der Turm war bereits 1854 durch einen Neubau ersetzt.

Die Zahl der Brockenbesucher*) ist von 138 im Jahre 1753, 292 im Jahre 1778, 1130 in den Jahren 1809—1818, 1920 in den Jahren 1819—1828 auf annähernd 30 000 gestiegen. Ich nenne von ihnen hier nur den russischen Kaiser Peter den Großen (27. Juli 1697), Jerome, von Bonapartes Gnaden König von Westfalen (8. August 1811), die Könige Friedrich Wilhelm III. (30. Mai 1805) und Friedrich Wilhelm IV. (16. September 1825), Kaiser Wilhelm (19. Juni 1821), Kronprinz Friedrich Wilhelm (23. Juli 1847), den König Johann von Sachsen (3., 4. Juni 1834) und den Dichterfürsten Goethe (10. Dezember 1777, 21. September 1783, 4. September 1784).

Doch nun hat der Wind die Wolken verjagt, und wir besteigen den 15 m hohen Turm. Wie „eine großartige, weit ausgedehnte Landkarte" liegt die Erde vor uns, in der Ferne rings von Nebeln umsäumt, so daß die Grenze zwischen Erde und Himmel nicht zu erkennen ist. Auf keiner Seite wird dem Auge durch ein höheres Gebirge eine Schranke gezogen; kaum einen zweiten

*) Eingehenderes später.



Berg möchte es geben, der einen so vollständigen Rundblick gestattet. Wie niedrig und nahe erscheinen die uns bekannten Höhen, zwischen denen sich die Flüsse wie schmale Silberstreifchen hinschlängeln! Nach einem von dem früheren Brockenwirte Nehse angefertigten Verzeichnisse kann man, doch nur bei klarem Sonnenaufgange, 89 Städte und Flecken und 668 Dörfer erkennen. Die entferntesten sichtbaren Punkte, das Rhöngebirge und der Hagelsberg bei Brandenburg, oder der Kulm bei Oschatz und die westfälische Pforte, liegen etwa 250 km von einander entfernt, und der ganze Gesichtskreis umfaßt mehr als den 200. Teil von Europa. Zu den entferntesten Städten gehören Brandenburg, Zerbst, Wittenberg, Dessau, Bernburg, Köthen, Halle, Leipzig, Erfurt (Domtürme und Cyriaksburg), Gotha (Schloß), Göttingen, Hannover, Braunschweig und Stendal; zu den entferntesten Höhen außer den bereits genannten die Dolchauer Berge in der Altmark, die Höhen bei Leipzig, der Petersberg bei Halle, der Kyffhäuser, der Possen (Turm) bei Sondershausen, der Ettersberg bei Weimar, die Wachsenburg bei Arnstadt, die drei Gleichen, der Thüringerwald mit dem Kickelhahn, Schneeberg, Beerberg und Inselsberg, die Wartburg, der Baierberg, der Vogelsberg, der Meißner, die Wilhelmshöhe mit dem Herkules, das Rothaergebirge, der Köterberg bei Holzminden, der Klüt bei Hameln und der Süntel.

Wen der Brocken besonders begünstigt, dem zeigt er einen schönen Sonnenaufgang oder ein Gewitter. „Von der durch das Morgenrot vergoldeten Höhe schaut er auf die im tiefem Dunkel liegende Welt herab. Siehe, da taucht der Rand der Sonne auf, und die ersten Strahlen schießen über die Erde hin und treffen zu allererst des Brockens Kuppe. Seltsame Figuren, einzeln und in Gruppen, tanzen vor dem Auge des Beobachters; ein Berg nach dem andern wird vergoldet, eine Turmspitze nach der andern taucht auf aus den Morgennebeln.“ (Nehse.) — Von hohem Interesse ist es, vom Brockenkulm, über sich den blauen Himmel, dort unten die Bildung und Entladung eines Gewitters zu beobachten. Wie auf einen verabredeten Sammelplatz eilen die Wolken zusammen, ballen sich zuhauf, ziehen wie ein schwarzes Knäuel brausend unten am Boden hin, senden Blitze hinunter, aber mehr noch herauf, zerteilen sich oder nehmen neue herzueilende Gewitterwolken auf. Zuweilen zieht auch ein Gewitter über den Brockengipfel selber; dann zischen die Blitze um Haus und Felsen, gleichzeitig mit ihnen krachen die Donnerschläge; aber schon nach wenigen Minuten ist das beängstigende Wetter spurlos verschwunden.

Nur wenigen Glücklichen aber ist es beschieden, das s. g. Brockengespenst zu sehen, doch zeigt es sich zu jeder Jahreszeit und sowohl beim Aufgange wie beim Untergange der Sonne. Wenn nämlich der nebelfreie Brocken sich zwischen der Sonne und einer Nebelwand befindet, so fällt auf diese das Bild des Brockenhauses und dessen Umgebung. Je nachdem die auffangende Wand sich nähert oder entfernt, wachsen die Schattengestalten bis ins Riesenhafte, oder nehmen ab an Größe. „Ist der Nebel trocken (?!)“, sagt Nehse, „so sieht man außer seinem eigenen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinen, mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein umgeben. Bei rauhem Nebel im Winter gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hell glänzende, scharf gezeichnete und weitstrahlende Scheine, rechts und links vom Auge und senkrecht.“ —

Fast strahlenförmig senden Brocken und Brockenfeld Flüsse und Flüßchen nach allen Seiten aus, die sich windend und wendend in engen Thalschluchten hastigen Laufes dem „Lande“ zueilen. Von dem Ostabhange des Bruchberges

und aus den Mooren des Rotenbruchs springt die Sieber zwischen dem Bruchberge und dem Sonnenberge in einem tief eingerissenen Thale, das trotz seiner malerischen Schönheit von den Touristen erst kaum entdeckt ist, dem Flecken Herzberg (250 m) zu. (Lauflänge 17 km, Gefälle 1:31.) Ihre Schwester, die Oder, hat ihre Quellen auf dem Brockenfelde selber, sammelt ihre Wasser in dem 163 ha langen, 1100 ha Fläche bedeckenden Oderteiche, dem bedeutendsten der zahlreichen künstlichen Wasserbecken des Harzes, sendet von hier in dem fast 8 km langen, zum größten Teil in den Granitfels gesprengten „Rehbergergraben" den Gruben von St. Andreasberg die Betriebswasser zu, rauscht zwischen dem Rehberge und dem Königsberge im abschüssigen Oderthale hinunter und geht von dem Jagdkopfe aus südlicher in südwestliche Richtung über. Bei Lauterberg (Lutterberg) durch die Lutter verstärkt (Lauflänge bis zu deren Einmündung 20 km, Gefälle 1:41), begleitet sie dann, westlich sich wendend, bis Scharzfeld den Südrand des Gebirges.

Nach Norden entsendet das Brockenfeld die Radau und die Ecker, zwei jugendlich übermütige Flüßchen. (Gefälle der Radau bis Harzburg 1:19, der Ecker bis zum Eckerkruge 1:24½.)

Am Brocken selbst entspringen Ilse und Holzemme (Holtemme), jene in der Nähe des Schneelochs, diese am Renneckenberge. Das Thal der „Prinzessin Ilse" mit seinen Wasserfällen und seinem sagenhaften Ilsenstein gehört zu den lieblichsten Thälern des Harzes. Das Gewässer der Holzemme stürzt in der „steinernen Ranne", fast zu Schaum aufgelöst, in einer langen Reihe von Kaskaden, die zur Zeit der Schneeschmelze „wohl an alpinische Wasserstürze erinnern können" (Guthe), über die Klippenterrasse in das Thal hinab. Diese beiden haben unter allen Harzgewässern das stärkste Gefälle: Ilse bis Ilsenburg 1:10½, Holzemme bis Wernigerode 1:18.

Den Hauptfluß des Brockengebietes, die Bode, betrachten wir im folgenden Abschnitt.

2. Der Unterharz.

Allmählich und gleichmäßig an Höhe abnehmend — Elbingerode 485 m, Hasselfelde 466 m, Ebene bei Stolberg 454 m, Forsthaus Todtenrode zwischen Hüttenrode und Roßtrappe 435 m, Ebene zwischen Wolfsberg und Questenberg 421 m, Güntersberge 410 m, Ebene zwischen Gernrode und Harzgerode 385 m, Ebene beim Schlosse Rammelburg 324 m, zwischen Pansfeld und Tilkerode 292 m, die Höhen zwischen Harkerode und Hettstädt 243 m — senkt sich vom Oberharze ab nach Osten eine einförmige, nur durch die Flußthäler zerschnittene Hochebene. Wie die Höhenlage es mit sich bringt, ist sie in ihrem westlichen Drittel vorwiegend mit Fichtenwald bedeckt; im Osten tritt dagegen Laubwald an Stelle desselben, und zwischen ihm ziehen sich oft weite Ackerfluren hin, so daß man sich in die Tiefebene versetzt glauben könnte, wenn nicht plötzlich ein tief abfallendes Flußthal vom Gegenteil überzeugte.

Der an das Andreasberger Dreieck sich anschließende Südrand bleibt anfangs hinter dem Oberharze an Höhe wenig zurück: der Große Ehrenberg bei Ilfeld erreicht 636 m, der ihm benachbarte Poppenberg 616 m. Infolge der höheren Lage des Südrandes verläuft die Wasserscheide zwischen der Helme und den nach Nordosten fließenden Gewässern der Hochebene (Bode, Selke und Wipper) jenem sehr nahe.

Abgesehen von den Bergen bei Ilfeld hat der Unterharz nur zwei hervorragende Erhebungen aufzuweisen, welche etwa in der Mitte der Hochebene

des Ostharzes einander gegenüber liegen, den Ramberg am Nord- und den Auerberg am Südrande.

Der Ramberg, gleich dem Brocken Mittelpunkt einer Graniterhebung und wie dieser mit Granittrümmern übersät, welche auf seinem abgerundeten, mit Buchen bestandenen Gipfel die s. g. Teufelsmühle bilden, steigt zwischen Bode und Selke zu einer Höhe von 595 m auf, so daß er sich ca. 200 m über die Hochebene an seinem Fuße erhebt. Da er sich fast bis an den Nordrand des Gebirges heranschiebt, so hat man von seinem (Viktorshöhe genannten) Gipfel, auf welchem der Herzog Viktor Alexius von Anhalt 1829 einen 22 m hohen Balkenturm hat errichten lassen, eine sehr umfassende Aussicht, welche „über das Waldgewirr des Unterharzes weit in die Ebene hineinreicht".

Der Auerberg, welcher nach dem Grafen Joseph zu Stolberg, der 1822 hier einen 22 m hohen Turm in Kreuzform aufführen ließ, auch Josephshöhe heißt, besteht aus Porphyr, setzt sich gleichfalls um etwa 200 m, doch etwas steiler als der Ramberg, auf die Hochebene auf und erreicht eine Höhe von 599 m. Nachdem das baufällig gewordene Kreuz wieder entfernt ist, gewährt der mit hohen Tannen umwachsene Gipfel den früher mit Recht gerühmten herrlichen Rundblick auf die zu seinen Füßen wellenförmig sich ausbreitenden Wälder und die Goldene Au bis zur Eichsfeldischen Pforte nicht mehr.*)

Von Westen nach Osten durchziehen den Unterharz zwei Flüsse, die Bode und die Selke.

Die Quellen der Bode, welche die Anwohner Bude nennen, liegen hoch auf dem Brockenfelde. Die Kalte Bode, welche an dem einsamen und armseligen Brockendörfchen Schierke vorüber in einem engen Thale nach Südosten eilt, in welches die magnetischen Schnarcher und andere Granitfelsen schroff herunterblicken, nimmt in der Nähe der alten Pfalz Bodfeld die Warme Bode auf, welche von der Achtermannshöhe über Braunlage einen weiten Bogen nach Süden geschlagen hat, und beginnt bald darauf ihre zahlreichen Windungen und Krümmungen. Der schönste Punkt auf dieser Strecke ist Rübeland mit der Marmormühle und den berühmten Tropfsteinhöhlen Baumanns- und Bielshöhle. Zwischen der Mündung der Rappbode und der Lupbode bei Treseburg häufen sich die Windungen des zwischen steilen Ufern ohne starkes Gefälle (1:300) hinfließenden Flusses in so wunderbarer Weise, daß dieser oft in sich selbst zurückzukehren scheint, daß man einmal den Fluß an sechs verschiedenen Stellen erblickt. Vor Treseburg, wo er nördliche Richtung einzuschlagen gezwungen wird, durchbricht er in dem schluchtenartigen Thale der „Engen Wege", dem nur durch bedeutende Felsensprengungen ein schmaler Pfad hat abgerungen werden können, mit starkem Gefälle (1:90) das Granitgebiet des Ramberges, stürzt brausend in den tiefen, wirbelnden Bodekessel, dessen 20 m hohe Granitmauern das Thal völlig zu schließen scheinen, und tritt durch das großartige Thor, welches Roßtrappe und (Hexen-) Tanzplatz bilden, aus dem Gebirge heraus. Dieses „majestätisch wilde Durchbruchsthal" hat nördlich der Alpen und des Schwarzwaldes keine Parallele. Wahrhaft überwältigend ist der Blick von der rechts aufsteigenden hohen Wand des Tanzplatzes. „Die 230 m hohen, in groteske Pfeiler zerspaltenen Granitwände und zwischen ihnen der über Felsstücke fallende und schäumende Fluß, den

*) Zeitungsnachrichten zufolge hat der regierende Graf zu Stolberg die Absicht, auf der Josephshöhe (und einigen anderen Höhen seiner Grafschaft) ein großes Hotel zu errichten.



Blick in die Tiefe und dann in die Höhe zum blauen Brocken, der sich unmittelbar auf die Felswand aufzusetzen scheint, und wieder in die lachende Ebene: das alles bewegt das Menschenherz gewaltig und wunderbar. Selbst einem sonst ziemlich frivolen Beschauer, der viele Städte und Länder gesehen, klang das Tosen der Bode wie das Rauschen der Flügelräder von Hesekiels Cherubim, wie ein Getümmel vom Herrn und ein Getön des Allmächtigen." (Daniel.)

Auch der Weg von Thale an der rauschenden, schäumenden Bode hinauf muß das Herz mit heiligem Schauer erfüllen und zu anbetender Bewunderung der Größe des Herrn stimmen: Immer mehr verengert sich die tiefe, kühle Felsspalte, in welche die Sonne kaum herunterzublicken vermag; hier sind die Seitenwände durch die Verwitterung zu seltsamen Felszacken zersägt oder zu Gebilden umgestaltet, welche ihren Namen Bodethor, Bergkanzel, Mönch nicht mit Unrecht führen, dort scheint gar die Ruine einer ganzen Ritterburg am Felsen zu hangen; hier drohen die wunderbar gestalteten Felsenmauern herniederzubrechen, dort überbrückt der Pfad mühsam einen Abgrund; oft scheint die Schlucht sich völlig zu schließen, aber hinter der vorspringenden Wand öffnet sich, oft kesselartig, an der sich krümmenden Bode eine neue ebenso wilde und großartige Spalte. Nur bei der über den wirbelnden Bodekessel führenden Teufelsbrücke war bis vor etwa einem Jahrzehnt der Pfad in Wirklichkeit zu Ende. Der von der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn-Gesellschaft von hier auf dem rechten Ufer des Flusses bis Treseburg fortgeführte Weg ermöglicht den Zugang zu noch vielen schönen Punkten des Thales, aber manche der alten Freunde des Bodethales klagen mit Hildebrandt: „So soll denn nicht genug daran sein, daß alle Welt zwischen Harz und Ostsee täglich in hellen Haufen die leicht erreichbare Roßtrappe samt ihren nächsten Umgebungen als Promenade benutzen kann, — auch die bisher dem großen Menschenstrome verschlossene Felsenpforte soll sich öffnen, und jenseit derselben sollen die bis jetzt nur von dem scheuen Reh durchstreiften, selten von einem Jäger oder Wildheuer besuchten romantischen Schluchten den Zauber der Einsamkeit abstreifen und ein abgegriffenes Gemeingut schlendernder Gesellschaften werden; wo jetzt nur üppige Farnkräuter und wüste Granittrümmer den Boden bedecken und ernste Taxusbäume zwischen ihnen emporgrünen, da sollen Eierschalen und Heringsschwänze und Überbleibsel verzehrter Wurst den Weg bezeichnen; wo heute nur der Fluß seine „wundersame, gewaltige Melodei" singt, da sollen vielstimmige Wanderlieder und Gassenhauer das Echo wecken; wo nur hie und da ein bemooster Felsblock den unverdrossenen Kletterer zu wohlverdienter Ruhe einladet, da sollen stattliche Hotels einander Konkurrenz machen. Welch ein erschreckender Fortschritt für jene Zeit, da, wie die Inschrift am südlichen Fuße der Roßtrappe sagt, „der Edle von Bülow (1818) den Weg uns bahnte zu diesem Tempel der Natur!" Ja, der Naturtempel wird, wie einst das Heiligtum in Jerusalem, nicht mehr ein Bethaus voll Würde und Weihe bleiben, sondern zu einem Markte für Käufer und Verkäufer werden." (Gefälle der Bode von der Quelle bis zur Blechhütte bei Thale 1 : 77.)

Die mittlere Höhe des Bodeplateaus, dessen nördliche in das Flachland abfallende Hälfte Plateau von Elbingerode (485 m) und Hüttenrode (416 m) und dessen südliche mit dem Selkeplateau zusammenhängende Hälfte Plateau von Hohegeiß (640 m) und Hasselfelde (410 m) heißt, ist zu 450 m anzuschlagen. —

Die Selke, der Parallel- und Nebenfluß der Bode, entspringt südöstlich von Stiege. Ihr oberes Thal ist ziemlich reizlos. Von Alexisbad an aber erschließen sich dem Wanderer von Schritt zu Schritt wechselnde liebliche Bilder. Aus dem herrlichen Buchenwalde, welcher die Gehänge des Thales schmückt, starren hie und da, manche wie verstohlen, einzelne Klippen und ganze Felswände heraus; die bedeutendste ist die sagenhafte Mädchentreppe über Mägdesprung. Mänadenartig schlängelt sich der Fluß, von Wiesen besäumt, durch das breite sich mehr und mehr vertiefende Thal; und kurz vor seinem Eintritt in das Flachland schaut der schimmernde Falkenstein 150 m auf die Thalsohle hernieder. (Gefälle bis Meisdorf 1:104).

Fast die ganze Nordhälfte des Selkeplateaus ist von prächtigen Wäldern bedeckt; auch auf der südlichen — dem Plateau von Harzgerode — deren Mittelhöhe nach Osten von 400 auf 300 m sinkt, fehlt der Wald nicht völlig, doch überwiegen die weiten mit Korn bestandenen Flächen.

Bei weitem einförmiger ist das Thal der Wipper, welche den südöstlichen Teil des Unterharzes den beiden genannten Flüssen parallel durchschneidet. Die sanft gewellten Höhen überragen das breite Wiesenthal nirgends um 100 m, und Felsbildungen zeigen sich nur in der Nähe des lieblich gelegenen Schlosses Rammelburg. (Gefälle bis Leimbach 1:156.)

3. Die Vorberge des Harzes.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier sämtliche Bergzüge und Hügellandschaften, welche den Harz umgeben, eingehend zu schildern, oder auch nur namentlich aufzuzählen. Aber auf diejenigen, welche sich ihm unmittelbar anschließen, so daß sie fast als seine Fortsetzung erscheinen, oder welche ihn wallartig umziehen, ohne daß sie indes schon um deswillen geognostisch zu ihm gehören, muß ich wenigstens mit einigen Worten eingehen.

Auf seiner scharfen Nordwestecke ist der Oberharz nur durch den Engpaß von Neukrug von einem schön bewaldeten Höhenzuge getrennt, der mit dem Langenberge und den Osterköpfen beginnend, sich als Nauer Berge und Heinberg nach Norden bis in die Gegend von Holle fortsetzt.

An diesen Zug setzt sich, nur durch einen schmalen Paß davon getrennt, bei Wallmoden eine dem Nordrande des Oberharzes parallel laufende Kette an, welche bei Langelsheim von der Innerste durchbrochen wird, und an Höhe stets abnehmend, bei Goslar völlig ausläuft. Hier erhebt sich völlig isoliert der 352 m hohe Sudmerberg.

Weiter nach Osten fehlen zunächst nennenswerte Höhenzüge in unmittelbarer Nähe des hier scharf abfallenden Nordrandes des Gebirges, dann aber wird dieses von einem 250 m hohen Walle umgürtet, welcher als Teufelsmauer bei Blankenburg beginnt und nach mehrfacher Unterbrechung als Gegensteine bei Ballenstedt endet. Diese aus Quadersandsteinen in grotesken Formen aufgetürmte Mauer zieht „oft in so gerader serie hinunter, daß jemanden, der es nicht wußte, ein Ayd schwüre, es wäre nicht naturell, sondern von Menschenhänden, secundum rectissimum lineam, eine Mauer dahin gezogen". „In etwas weiteren Abständen erheben sich isolierte Berge. Dahin gehören unter anderen der stumpfe Kegel mit der Ruine der Heimburg, die malerische Sandsteinmasse des Reinstein (Reihenstein) oder Regenstein, bis zum siebenjährigen Kriege eine Felsenfeste, 298 m, der Hoppelberg mit scharfgeschnittenem, dachfirstähnlichem Rücken, die Pfingstberge mit der Felsgruppe des gläsernen Mönchs und der Nonne, die Spiegelschen Berge, 204 m, und

die Klus bei Halberstadt, der Bickeberg vor Gernrode u. s. w. Wieder in weiterm Abstande bilden einen um den Harz gelagerten Kreis die kleinen Waldgebirge: der große (212 m) und der kleine Fallstein, der Huy (308 m) und der Hackel, 244 m. Weiter hinaus Asse, 222 m, und Elm, 327 m." (Daniel 3,393.)

Im Südosten ist der Harz mit dem Kupferschieferbergland von Mansfeld zusammengewachsen, einem in seinen flachgerundeten Gipfeln bis 324 m ansteigenden, durch schmale Thäler zerschnittenen Hochplateau, welches sich bis auf das rechte Ufer der Saale zieht und im Süden des salzigen Mansfelder Sees Verbindung hat mit einer der Thüringer Hügelketten. Diesen schwach salzigen See, welcher $^1/_3$ Meile breit und 1 Meile lang ist, trennt ein schmaler Sandsteinrücken von einem schmalen und langen süßen See.

Der Südrand des Harzes, welcher von der nördlichsten thüringischen Bergkette, dem Kyffhäuser Gebirge und seiner Fortsetzung, durch die Goldene Au getrennt ist, begleitet von Sangerhausen ab eine der Teufelsmauer vergleichbare, aus Kalk und Gips bestehende Umwallung, welche in einigen Punkten eine Höhe von 324 m erreicht und erst an der Söse bei Osterode endet. Ich werde auf diesen durch seine Höhlen und Erdfälle interessanten Zug, den man mit den Julischen Alpen zu vergleichen hat, in einem besonderen Abschnitte zurückkommen.

Das letzte Stück dieser Umwallung auf der Westseite bildet ein Muschelkalkzug, welcher auf dem rechten Ufer der Söse bei Eisdorf aufsteigt und sich bei Münchehof an eine von Süden kommende aus bunten Sandsteinen bestehende Kette anschließt. Diese wendet sich bei Ildehausen nach Nordwesten und verschmilzt bald darauf mit den Anfängen des Heber.



VIII.

Das Klima.*)

Beobachtungsstationen, über welche in den Publikationen des königlich preußischen meteorologischen Institutes berichtet wird, bestehen (bezw. bestanden) auf dem Brocken, in Klausthal, auf dem Sonnenberge, in Nordhausen und in Sangerhausen.

Auf dem Brocken beobachtete zuerst der Brockenwirt Nehse von 1836 bis September 1853 (excl. August 1850), seit Dezember 1847 in direktem Auf-

*) Dieser Darstellung liegen zu Grunde: 1) Professor Schoof, Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen zu Klausthal vom 1. Dezember 1854 bis dahin 1859. 2) Derselbe: Beiträge zur Klimatologie des Harzes. 1865. 3) Die zu diesen beiden Heften gehörenden graphischen Darstellungen. 4) Ein Referat über einen von Professor Schoof am 4. März 1870 gehaltenen Vortrag. Öffentl. Anz. f. d. Harz. 5) Preußische



trage des meteorologischen Institutes. Sein Nachfolger Köhler beobachtete vom September 1853 bis März 1857 (excl. Mai, Juni, August 1857) und vom Dezember 1866 bis Februar 1867. Im Jahre 1880 wurde die Station von neuem eröffnet, aber nach kurzer Zeit, da die Beobachtungen durch einen Postbeamten im Sommer und den Oberkellner im Winter kein zuverlässiges Resultat lieferten, wieder aufgegeben. Inzwischen ist aber die Beobachtung auf Anregung und mit thätiger Unterstützung des Dr. Aßmann, Vorstehers der Wetterwarte zu Magdeburg, vom Oberkellner wieder aufgenommen.

Die Beobachtungen der Station Klausthal reichen bis 1854 zurück. Seit einigen Jahren befindet sie sich in einer Seehöhe von 592 m, während sie früher eine solche von nur 570 m hatte. Im Jahre 1876 hat das königliche Oberbergamt eine meteorologische Station in der Oberbergamtsmarkscheiderei eingerichtet. Da dieselbe sich nur 562 m hoch befindet, so sind die Resultate auf beiden Stationen nicht genau dieselben.

Die Forststation auf dem Sonnenberge (Seehöhe 774 m) ist 1875 eingerichtet, und über die Stationen in Sangerhausen und Nordhausen berichtet die preußische Statistik erst seit 1881.

Außerdem sind noch seit 1855 Beobachtungen in Osterode (durch Oberlehrer Casse), Goslar und Wernigerode (Oberlehrer Herzer) angestellt. Zu bedauern ist, daß die ganze Hochebene des Ostharzes einer Station entbehrt. —

Ich gebe nun zunächst die wichtigsten Zahlen über Luftdruck, Temperatur und Niederschlag.

Luftdruck.

In Sangerhausen zeigte das Barometer im Jahre 1882 (im Jahre 1881 ist der Luftdruck nicht gemessen) im Mittel 748, im Jahre 1883 747,7 mm; in Nordhausen 1881—83 741,5, 741,9 und 741,9 mm. Auf dem Sonnenberge ergaben die Jahre 1879—1883 ein Mittel von 692,92 mm. Für Klausthal giebt Schoof den mittleren Barometerstand (paris. L.) im

Januar	zu 315,10	Juli	zu 315,66
Februar	„ 315,17	August	„ 315,66
März	„ 313,48	September	„ 315,74
April	„ 314,69	Oktober	„ 315,36
Mai	„ 314,76	November	„ 314,95
Juni	„ 315,42	Dezember	„ 314,88

und den sich hieraus ergebenden mittleren Druck zu 26 paris. Zoll 3,07 paris. L. an.

Die preußische Statistik (Jahrgang 1880, S. 90) berechnet aus einer langen Reihe von Jahren den Luftdruck auf 710,4 mm.

Die Beobachtungen der dem meteorologischen Institut angehörenden Station in den Jahren 1879—84 ergeben 709,28 mm und die siebenjährigen Beobachtungen der etwas tiefer liegenden Station der Markscheiderei 710,68 mm

---

Statistik: Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen. 6) Zeitschrift für Berg-, Hütten- u. Salinenwesen. Band 31, S. 249 ff. 7) Rehse, der Brocken. 1840. 8) Dr. Aßmann, Winterbilder vom Brocken. (Ich empfehle dieses höchst interessante Büchlein — Preis 50 ₰ —, dessen Reinertrag zum Teil „zur Besetzung des Brockens mit meteorologischen Registrierapparaten" bestimmt ist, aufs beste.) [Die vom Magdeburger Brocken-Klub in hochherziger Weise beschafften neuen Instrumente setzen einen intelligenten Beobachter voraus, und an diesem fehlt es, seitdem der Brockenwirt im Winter in Schierke wohnt. Es sind deshalb solche meteorologische Apparate durchaus erforderlich, „welche den Beobachter entbehrlich machen, indem sie ununterbrochen den Zustand der einzelnen Witterungs-Elemente aufzeichnen".]

als Mittel. Damit ist ein mittlerer Luftdruck von rund 710 mm genügend festgelegt.

Für den Brocken berechnet die Statistik (1880, S. 90) den Luftdruck auf Grund der älteren Beobachtungen für den Monat

Januar	auf 659,7 mm		Juli	auf 664,8 mm	
Februar . . .	„ 659,4 „		August	„ 665,2 „	
März	„ 659,9 „		September . .	„ 665,2 „	
April	„ 660,5 „		Oktober	„ 661,8 „	
Mai	„ 663,1 „		November . .	„ 660,8 „	
Juni	„ 664,8 „		Dezember . . .	„ 661,7 „	

und darnach das Jahresmittel zu 662,2 mm.

Lufttemperatur.

Dieselbe betrug in Sangerhausen im Jahre 1881 = 7,3° C, 1882 8,6°, 1883 8,4°. Darnach wird das Mittel nur 8,1° C betragen. Längere Beobachtungen werden aber ein höheres Resultat (etwa 8,9° C?) ergeben.

Für Nordhausen ist 1881 7,5°, 1882 8,4°, 1883 8,2° verzeichnet. Längere Beobachtung wird den hieraus sich ergebenden Durchschnitt von 8,03° C (vielleicht auf etwa 8,8° C) heben.

Osterode hat nach langjährigen Beobachtungen eine mittlere Jahrestemperatur von 8,7° C, Goslar und Wernigerode haben eine solche von 8,2° C.

Für Klausthal berechnet Schoof aus den Beobachtungsresultaten von 15 Jahren ein durchschnittliches Jahresmittel von 6,25° C, die „Statistik" aus dem Zeitraum von 1879 ein solches von 6,2°, die siebenjährigen Beobachtungen des Markscheidebureaus ergeben 6,21° C, die Jahre 1879—83 den auffallenden Durchschnitt 5,22° C. Als mittlere Temperatur ist darnach 6,2° C festzuhalten.

Auf dem Sonnenberge ist im Jahre 1879 2,9°, 1880 4,7°, 1881 3,4°, 1882 4,8°, 1883 4° als Jahresmittel verzeichnet. Der hieraus sich ergebende Durchschnitt von 3,96° C ist nicht als zutreffend anzusehen, vielmehr wird dieser nach längeren Jahren wahrscheinlich annähernd 5° betragen.

Für den Brocken giebt Schoof 2,638° C als durchschnittliches Jahresmittel an. Die „Statistik", welche sämmtliche früheren Beobachtungen verwertet, berechnet dasselbe nur auf 2,4° C. Die mittlere Temperaturabnahme beträgt auf 100 m Erhebung nach dem Brockengipfel hin von Wernigerode 0,65°, von Goslar 0,66°, von Klausthal 0,68°, von Osterode 0,71° C.

Niederschlag.

Die Niederschlagshöhe betrug in Sangerhausen im Jahre 1881 506,4 mm, 1882 539,6 mm, 1883 318,9 mm, die Zahl der Niederschlagstage in denselben Jahre 157 (darunter 35 Tage mit Schnee und 7 mit Schloßen und Hagel), 160 (20 und 6) und 110 (30 und 1).

Nordhausen: Niederschlagshöhe 1881 528,9, 1882 760,6, 1883 463 mm. Zahl der Niederschlagstage 163 (darunter 39 mit Schnee und 4 mit Schloßen und Hagel), 202 (34 und 9), 144 (42 und 4).

Osterode: Niederschlagshöhe 732 mm, Niederschlagstage 178,9.

Wernigerode: Niederschlagshöhe 714 mm, Niederschlagstage 185,0.

Für Klausthal beträgt die Höhe des Niederschlags nach Schoof 55¾ paris. Zoll, nach der „Statistik" 1365,3 mm im Mittel. Kürzere Zeiträume

ergeben selbstverständlich oft ganz andere Resultate. So wurden auf der meteorologischen Station im (Kalender-) Jahre 1879 1195,9, 1880 1467,5, 1881 1133,1, 1882 1537,7, 1883 1368,5 mm gemessen, woraus sich für diese Jahre ein Durchschnitt von 1340,5 mm ergiebt. Dagegen notierte die Station der Markscheiderei im (meteorologischen, mit dem 1. Dezember des vorhergehenden Jahres beginnenden) Jahre 1876 1319,0, 1877 1396,2, 1878 1481,5, 1879 1424,6, 1880 1338,4, 1881 1668,0, 1882 1540,6 mm, wonach der durchschnittliche Jahresniederschlag für diese Jahre 1452,6 mm betrug.

Nach Schoof hat Klausthal 188 Tage mit Niederschlag, und zwar 132 Regen- und 56 Schneetage. — Der Niederschlag der oben erwähnten 5 Jahre 1879—1883 verteilte sich auf 208 (darunter 79 Tage mit Schnee, 4 mit Hagel und Schloßen), 207 (67 und 14), 198 (84 und 10), 207 (59 und 29), 185 (77 und 12) Tage, so daß auf das Jahr durchschnittlich 201 Niederschlagstage, davon 73 mit Schnee und 14 mit Hagel und Schloßen kommen.

Auf dem Sonnenberge sind in denselben Jahren notiert:

	1225,1 mm	— 207	Tage	(davon	62	Schnee,	4	Hagel	und	Schloßen),
	1577,4	„	195	„	„	44	„	6	„	„ „
	1222,3	„	147	„	„	67	„	11	„	„ „
	1764,6	„	190	„	„	56	„	9	„	„ „
	1146,4	„	152	„	„	63	„	7	„	„ „
zusammen	6935,8 mm	— 893	Tage	(davon	292	Schnee,	37	Hagel	und	Schloßen),
im Durchschnitt also	1387,2	„ —	179	„	„	58	„	7	„	„ „

Wenn diese Zahlen auch nicht schon als feststehend angesehen werden können, so geht doch aus ihnen hervor, daß auf dem Sonnenberge die Zahl der Niederschlagstage geringer, die Höhe des Niederschlags aber größer ist als in Klausthal.

Die Höhe des Niederschlags auf dem Brocken giebt Schoof nur zu 1240 mm an, Hellmann dagegen in der „Statistik“ zu 1669 mm. Dieser sagt darüber (1879, S. 89): „Die Messung des Quantums der Niederschläge erfolgte seit dem Jahr 1844; sie ist auf dem Brocken mit so großen Schwierigkeiten verbunden, daß die für die Wintermonate aus den bloßen Beobachtungen abgeleiteten Mittel keinerlei reelle Bedeutung haben. Der Beobachter Köhler macht in seinen Tagebüchern darüber so häufige und treffende Bemerkungen, daß ich es recht bedauere, wegen Raummangel auf dieses Kapitel nicht hier näher eingehen zu können. Aus streng gleichzeitigen Beobachtungen auf dem Brocken und in Klausthal ergeben sich für die Sommermonate folgende Verhältniszahlen für die an beiden Orten herabfallenden Regenmengen

	Mai	Juni	Juli	August	September
Brocken / Klausthal	1,07	1,46	1,23	·1,12	1,26

und das Verhältnis der Gesamtmengen für diese Monate 1,222.“

„Unter der Voraussetzung der Gültigkeit desselben Verhältnisses auch für die Wintermonate (?) sind die Mittelwerte der Niederschlagshöhen nach langjährigen Beobachtungen in Klausthal berechnet. Selbst wenn dieses Verhältnis im Winter nicht besteht, sind alle über die Abnahme der Niederschläge auf dem Brocken gegenüber Klausthal in die Bücher übergegangenen Angaben voreilig.“

Ähnlich urteilt Dr. Aßmann: „Leider muß konstatiert werden, daß bis zum heutigen Tage noch nicht die Niederschlagsmenge auch nur eines Jahres

bekannt ist, trotzdem seit dem Jahre 1836*) beobachtet wird. Alle darüber angegebenen Werte sind bloße Vermutungen; der Grund für diese Unsicherheit liegt in der Messung der Niederschläge, besonders im Winter. Wer einmal den Brocken im Winter besucht hat, weiß, wie der Rauhreif, hier „Anhang" genannt, alle Gegenstände inkrustiert und ihre Gestalt bis zum Unkenntlichen verändert. Der Regenmesser wird dadurch in seinem Öffnungsquerschnitte stets erheblich verengt, oft zum fast völligen Verschlusse. Fällt nun aber wirklich Schnee, etwa bei ruhiger Luft, hinein, so wird derselbe durch einen nachfolgenden Windstoß fast völlig wieder hinausgeweht, so daß schon Nehse, der alte Brockenwirt, klagte, sein Schneemesser werde niemals voll, es möge schneien, so lange es wolle. Nun aber legt sich plötzlich, sobald der Wind hierfür günstig steht, eine Schneedüne von einigen Metern Mächtigkeit auf den Regenmesser, jede reelle Messung illusorisch machend."

Die mittlere Zahl der Tage mit ununterbrochenem oder fast ununterbrochenem Niederschlag beträgt 59, mit solchem Schneefall 34,7, die wahrscheinliche Niederschlagsdauer 1617,7 Stunden. —

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die Lufttemperatur am Harzrande von Sangerhausen über Nordhausen und Osterode nach Goslar und Wernigerode allmählich ab-, die Höhe des Niederschlags aber und die Zahl der Regentage auf derselben Strecke, doch nur bis Osterode, zunimmt. Die größere Regenhöhe des Westrandes erklärt sich daraus, daß der meiste Regen mit Südwestwind kommt.

Wird das Klima der am Harzrande gelegenen Landschaften auch selbstverständlich durch die Nähe des Harzes mehr oder weniger beeinflußt, und zeigt die Hochebene des Ostharzes auch je nach ihrer Höhenlage und ihrer Entfernung vom Gebirgsrande größere oder geringere Abweichungen von dem Klima der Vorlande, so erfordert doch nur der Westharz eine eingehende Besprechung, wie denn auch nur dieser durch die auf seinen drei Beobachtungsstationen gewonnenen Resultate dazu ausreichendes Material liefert.

Den Frühling kennt man im Oberharze kaum, in manchen Jahren gar nicht. Der Monat März zeichnet sich durch einen enormen Niederschlag aus, (Klausthal 118,4, Brocken 145 mm). Die Monate April und Mai haben allerdings einen verhältnismäßig geringen Niederschlag (Klausthal 96,4 und 83,9, Brocken 118 und 102 mm), aber dieser besteht zum Teil noch in Schnee. Während z. B. in Heiligenstadt der letzte Schnee im Jahre 1879 am 18. und in Göttingen am 30. April fiel, geschah dies in Klausthal erst am 8. Mai. Im Jahre 1883 fiel der letzte Schnee in Sangerhausen am 29. März, in Braunschweig am 10. April, in Göttingen am 10. Mai, in Nordhausen am 11. Mai, in Heiligenstadt am 12. Mai, in Klausthal und auf dem Sonnenberge erst am 20. Mai. Das Thermometer sank zum letzten Mal unter 0° in Sangerhausen am 13. April, in Nordhausen, Göttingen und Braunschweig am 23. April, in Heiligenstadt am 2., in Salzwedel am 4., in Klausthal am 11. Mai und auf dem Sonnenberge am 19. Juni. Im Jahre 1860 fiel der letzte Schnee am 29. Mai. Alte Klausthaler wissen noch davon zu erzählen, wie einmal im Anfange dieses Jahrhunderts der Oberbergmeister Stelzner am Johannistage mit dem Schlitten zur Kirche gefahren ist. Wenn auch die drei „gestrengen Herren" ihr Regiment auf den Harz in der Regel nicht ausdehnen — „ihr Einfluß schwächt sich wenigstens in den höheren Luftschichten bedeutend

*) Von 1836—43 wurde aber nur die Niederschlagshäufigkeit aufgezeichnet.

ab" —, vielmehr die Wärme im Mai fast ununterbrochen steigt, so verdient doch dieser Monat hier noch weniger als im Lande den ihm mißverständlich beigelegten schönen Namen Wonnemonat. (Er heißt eigentlich Wanne-, d. i. Weidemonat, weil jetzt das Vieh wieder ausgetrieben wird.) — Die mittlere Wärme der drei Frühlingsmonate beträgt in Klausthal 0,6°, 5,2°, 9,8°, auf dem Brocken —3,6°, 0,7°, 5,3° C. Im Monat März des Jahres 1883 blieb das Maximum der Temperatur unter 0° (s. g. „Eistage") in Salzwedel an 2, in Heiligenstadt an 7, in Nordhausen an 8, in Braunschweig an 11, in Klausthal an 15 und auf dem Sonnenberge an 18 Tagen. Das Minimum der Temperatur sank unter 0° („Frosttage") in Heiligenstadt und Nordhausen an 28, in Braunschweig an 29, in Salzwedel und Klausthal an 30 und auf dem Sonnenberge an 31 Tagen. Auf den Monat April 1883 kamen in Nordhausen 5, in Braunschweig 7, in Heiligenstadt 8, in Salzwedel 10, in Klausthal 20 Frosttage und auf dem Sonnenberge 29 Frosttage und 1 Eistag. Im Mai desselben Jahres hatten Nordhausen und Braunschweig keinen, Heiligenstadt, Klausthal und Salzwedel 1, Sonnenberg 12 Frosttage. „Sommertage" (an denen das Maximum der Temperatur 25° C oder mehr beträgt) hatten Sonnenberg keinen, Klausthal 1, Heiligenstadt 3, Nordhausen 4, Braunschweig 6 und Salzwedel 10.

Die drei Sommermonate Juni, Juli August bilden in der Regel eine zusammenhängende Regenperiode. Der Niederschlag beträgt in Klausthal 125,6, 142,4, 127,1, auf dem Brocken 154, 176, 155 mm, die Wärme (in Osterode 16,5°, 17,7° und 17,2°, in Goslar 15,5°, 17,8° und 17,0°, in Wernigerode 15,0,°, 17,4° und 16,6°) in Klausthal 13,5°, 14,9° und 14,3° C, auf dem Brocken 5,3°, 8,6° und 10,7°. Im Juni 1883 kamen auf Braunschweig und Salzwedel 9, auf Heiligenstadt und Nordhausen 7, auf Klausthal und Sonnenberg 2 Sommertage; letzterer hatte daneben 3 Frosttage. Auf den Juli kamen in Salzwedel 13, in Heiligenstadt 9, in Nordhausen und Braunschweig 8, auf dem Sonnenberge 5 und in Klausthal 4 Sommertage; auf den August in Salzwedel 8, in Braunschweig 5, in Nordhausen und Heiligenstadt 4, in Klausthal und Sonnenberg kein Sommer-, dagegen in Sonnenberg 1 Frosttag. Das Thermometer sank zum letzten Mal unter 0° in Sangerhausen am 13., in Nordhausen, Göttingen und Braunschweig am 23. April, in Heiligenstadt am 2., in Salzwedel am 4., in Klausthal am 11. Mai, auf dem Sonnenberge am 19. Juni.

In den Herbstmonaten ist der Niederschlag verhältnismäßig gering. Er beträgt in Wernigerode 38,9, 48,8, 49,9, in Osterode 49,6, 53,0, 64,2, in Klausthal 82,2, 87,9, 121,8, auf dem Brocken 100, 107, 149 mm. Die Lufttemperatur sinkt erst langsamer, dann rasch; sie beträgt in Osterode 14,1°, 9,5°, 3,6°, in Wernigerode 13,8°, 9,2°, 2,5°, in Goslar 14,2°, 9,2°, 2,3°, in Klausthal 11,8°, 7,3°, 1,2°, auf dem Brocken 8,1°, 4,0°, —1,0° C. Im Jahre 1883 fiel der erste Schnee auf dem Sonnenberge am 5., in Klausthal am 7. Oktober*), in Heiligenstadt am 13., in Sangerhausen am 18. und in Braunschweig am 21. November. (Nordhausen, Göttingen und Salzwedel erhielten den ersten Schnee am 1. Dezember.) — Das Thermometer sank zum ersten Male unter 0° (auf dem Sonnenberge schon am 18. August) in Klausthal am 6., in Nordhausen am 7., in Göttingen am 23. Oktober, in Sangerhausen und Heiligenstadt am 16., in Braunschweig und Salzwedel am

*) Einige Jahre früher fiel am 23. September ½ Fuß hoher Schnee.



17. November. — Keine dieser Stationen hatte im September einen Sommer-, Sonnenberg allein 1 Frosttag. Im Oktober hatten Nordhausen und Klausthal 2, Sonnenberg 8 Frosttage, im November Braunschweig 1, Heiligenstadt und Salzwedel 2, Nordhausen 4, Klausthal 16, Sonnenberg 24 Frosttage, letzteres auch bereits 5 Eistage.

Der Niederschlag erreicht in den Wintermonaten folgende Höhe: in Osterode 60,6, 50,9, 55,3, in Wernigerode 69,4, 46,9, 48,4, in Klausthal 150,1, 117,3, 112,2, auf dem Brocken 183, 143, 137 mm. Die Lufttemperatur beträgt in Osterode 0,5, 0,1, 1,2, in Wernigerode 1,0, 0,0, 0,7, in Goslar 0,8, —0,3, 0,3, in Klausthal —1,4, —2,0, —1,2, auf dem Brocken —3,8, —5,4, —5,0° C. — Auf den Dezember 1883 kamen in Salzwedel 15 Frosttage, in Braunschweig 4 Eis- und 14 Frosttage, in Nordhausrn 4 und 15, in Heiligenstadt 5 und 16, in Klausthal 9 und 28, auf den Januar in Salzwedel 5 Eis- und 24 Frosttage, in Heiligenstadt 9 und 18, in Braunschweig 11 und 20, in Nordhausen 11 und 23, in Klausthal 11 und 27, auf Sonnenberg 18 und 28; auf den Februar in Heiligenstadt 9, in Braunschweig 10, in Salzwedel 12 Frosttage, in Nordhausen 1 Eis- und 16 Frosttage, in Klausthal 3 und 20, auf dem Sonnenberge 8 und 28.

Im Jahre 1883 hatte also Salzwedel 7 Eis-, 94 Frost- und 40 Sommertage, Heiligenstadt 21, 82 und 23, Nordhausen, 24, 93 und 23, Braunschweig 26, 81 und 28, Klausthal 38, 144 und 7. —

Die höchste Temperatur wurde in dem genannten Jahre in Braunschweig am 2. und 3., auf allen übrigen Stationen am 4. Juli erreicht; sie betrug in Salzwedel 35,5, in Magdeburg 34,5, in Göttingen 32,8, in Sangerhausen 32,6, in Braunschweig 32,0, in Nordhausen 31,4, in Heiligenstadt 31,2, in Klausthal 29,6, auf dem Sonnenberge 29,1° C. — Die niedrigste Temperatur betrug in Göttingen —10,5 (am 23. März und 8. Dezbr.), in Sangerhausen —11,1 (23. u. 24. März), in Heiligenstadt —12,3 (24. März), in Salzwedel —13,0 (9. Jan.), in Magdeburg —14,7 (15. März), in Klausthal —15,1 (23. März), in Nordhausen —16,4 (17. u. 23. März), auf dem Sonnenberge —18,7 (13. März), in Braunschweig —19,0° C (16. März).*) —

Nach Schoofs langjährigen Beobachtungen ist im Mittel als der wärmste Tag auf der Hochebene von Klausthal der 15. Juli, als der kälteste der 16. Januar anzusehen. „Diese beiden Tage teilen also, wie es sein muß, das Jahr in zwei Hälften. Der erste Tag mit einer mittleren Temperatur unter 0° fällt auf den 17. November, der letzte auf den 13. März. Hiernach hat also Klausthal eine Periode von 248 Tagen mit einer mittleren Temperatur über 0° und eine Periode von 117 Tagen unter 0°, wenn man von der Erhebung der Temperaturkurve über 0°, z. B. Anfang Dezember, absieht.“ Die höchste von Schoof beobachtete Temperatur ist 31° C (4. Juli 1859), die niedrigste — 20,75° C (21. Dezember 1855). Die längste Frostperiode währte 27 Tage, vom 14. Februar bis 14. März 1858.

Charakteristisch ist für das Klima des Oberharzes namentlich auch der jähe Wechsel der Temperatur an ein und demselben Tage. Beträgt der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum eines Tages im Sommer oft

*) Ich habe bei diesen Vergleichungen betreffs der Temperatur mich auf ein Jahr beschränkt. Manche der Beobachtungsstationen sind erst wenige Jahre in Thätigkeit, und der Vergleich der aus einem längeren Zeitabschnitte gewonnenen Mittel giebt nur dann ein zutreffendes Bild, wenn ihnen gleich viel und eben dieselben Jahre zu Grunde liegen.



20° C, so ist er doch auch in den anderen Jahreszeiten, wie folgende (der Zeitschr. für Berg- ꝛc. Wesen 1880, S. 250 entnommene) Zusammenstellung ergiebt, nicht unbedeutend.

	Morgens 7 Uhr.	Nachm. 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.
13. Februar 1877	0,81°	—1,19	0,81
23. „ 1883	0,19	—1,06	1,25
27. Oktober 1880	5,56	3,44	5,94
23. Februar 1879	—5,44	—11,38	—6,94
2. März 1877	—13,81	+ 3,56	—10,65° C.

Zu erwähnen ist noch eine andere Eigentümlichkeit. „Nach der ersten Frost- und Schneeperiode tritt im Monat Dezember mit großer Regelmäßigkeit eine Erhöhung der Temperatur über 0° ein, der fallende Regen schmelzt den Schnee und bewirkt dadurch eine Flut, die unter dem Namen „Weihnachtsflut“ hier allgemein bekannt ist.“ (Schoof.)

Das niedrige Jahresmittel ist keineswegs die Folge einer abnormen Kälte des Winters. Erreichten doch Nordhausen und Braunschweig im Jahre 1883, wie obige Vergleichung gezeigt hat, eine um 1,5° und 3,9° C größere Kälte als Klausthal. Es kommt vor, daß hier an kalten Tagen das Thermometer 4° höher steht als im benachbarten Osterode (daß die Vitsbohnen in den niedrig gelegenen Gärten von Klausthal mehrere Wochen früher erfrieren als in höher gelegenen), und nicht gar selten wird der erste Trieb der Laubbäume an den Vorbergen durch späte Nachtfröste beschädigt, deren Spuren auf der Hochebene kaum zu sehen sind. Vielmehr hat das niedrige Jahresmittel seinen Grund in der langen Dauer des Winters und in der niedrigen Sommertemperatur.

Die mittlere Jahrestemperatur von Klausthal übertrifft die von Stockholm (5,7° C) nur um ein Geringes. Anders dagegen fällt der Vergleich aus, wenn man die mittlere Temperatur der Jahreszeiten zugrunde legt. Während sie in Stockholm im Winter auf —3,31° sinkt und im Sommer auf 22,04° steigt, sinkt sie in Klausthal nur auf —1,89° und steigt nur auf 14,45° C. Diese Unterschiede, welche durch die Höhenlage bedingt werden, erklären die bei Vergleichung bloß der Jahrestemperatur auffällige Thatsache, daß in Lappland, welches mit dem Brocken etwa gleiche mittlere Jahrestemperatur hat, noch Getreidebau getrieben werden kann, der im Harze schon auf der Hochebene von Elbingerode aufhört, daß hier dagegen noch Buche und Roßkastanie vorkommen, welche nordwärts den kalten Winter schon des mitleren Schwedens nicht vertragen.

Der bedeutenden Höhe des Niederschlags entspricht die große Anzahl der Niederschlagstage. England hat deren 152, Frankreich 147, Emden 148, Niederdeutschland 141, Ofen 112, Kasan 90, das Innere Sibiriens 60, — Klausthal aber, wie ich bereits erwähnte, 188, nämlich 132 Regen- und 56 Schneetage. Ohne diesen enormen Niederschlag, der dem Brockenfelde (vergl. S. 158), als dessen Station der Sonnenberg angesehen werden kann, in noch höherem Maße zu Teil wird, wäre der Westharz unbewohnbar. Denn nur die unterirdischen Schätze desselben haben den Anlaß zur Besiedelung gegeben, und um diese zu Tage zu fördern und zu verarbeiten, um die Grubenwasser zu gewältigen und die Pochstempel zu heben, dazu bedurfte es großer und konstant wirkender Wassermassen. Daß auch für die Forst- und Wiesenkultur der hohe Niederschlag von größter Bedeutung ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. „An den Chausseen und auf den Halden, welche letztere noch vor 20 Jahren

einen sterilen Anblick darboten“, schreibt Professor Schoof im Jahre 1860, „hat man jetzt überall die herrlichsten Laubholz-Anpflanzungen gemacht, unter welchen sich ein grüner Teppich ausbreitet, der von Jahr zu Jahr unter dem schützenden Laubdache dichter wird. Wenn nicht die häufigen Niederschläge die Verwitterung des Thonschiefers und die Humusbildung begünstigten, so würden diese Anpflanzungen, die nach Jahren eine herrliche Zierde der nächsten Umgebung von Klausthal sein werden (sie sind es jetzt bereits!), nicht so üppig gedeihen, als es trotz der häufig ausgesprochenen Befürchtung der Fall ist.“

Auf unsere Regenperiode, welche durch Zusammenfluß des Äquatorialstroms und des Nordweststroms um die Zeit der Siebenschläfer beginnt, folgt nicht selten im September und Oktober ein schöner Nachsommer mit geringem Niederschlage und hoher Temperatur. Folgt dann auf diesen auch, wie in den Jahren 1822 und 1857, ein trockener Winter (ohne Weihnachtsflut), so haben die Gruben darunter schwer zu leiden, da sie infolge des mangelnden Aufschlagswassers mehr und mehr ersaufen. Im letztgenannten Jahre mußte manche völlig eingestellt und den Bergleuten andere Beschäftigung zugewiesen werden.

Im Jahre 1857, und ebenso wieder 1874, wurde sogar der „Hirsch“ leer, der größte, 643,000 cbm fassende Teich der Klausthaler Hochebene. — Auch der Mangel an Trinkwasser macht sich in trockenen Nachsommern in unangenehmer Weise fühlbar. Ein Brunnen versiegt nach dem andern, die Bottiche in der Stadt Klausthal, welche von den Gruben gespeist werden, genügen dann allein dem Bedürfnisse nicht, das Wasser für das Vieh und zum Waschen muß von den Gruben selbst geholt werden. Im Jahre 1822 herrschte sogar im Innerstethale so großer Wassermangel, daß die Lautenthaler Viehbesitzer genötigt waren, das Wasser aus dem Dammgraben oberhalb der Stadt Klausthal zu entnehmen.

Welche Höhe der Niederschlag hin und wieder erreicht, mögen einige Beispiele zeigen. Im Dezember 1880 betrug er nicht weniger als 485,5 mm, also fast 1/4 des Jahresdurchschnitts. Am 31. Juli 1858 fiel 3“ 5,31‘“ Regen, also der sechste Teil der Regenmenge, welche Göttingen im Laufe des ganzen Jahres erhält. Die größte beobachtete Höhe in 24 Stunden ist 72 mm. —

Nach den Beobachtungen des Professors Schoof in den Jahren 1855 bis 1864 kommen auf Klausthal im Durchschnitt jährlich 15,5 Gewitter und 15,9 Tage mit Wetterleuchten; dagegen beträgt der Durchschnitt der fünf Jahre 1879 bis 1883 nur 13,8. Die meisten Gewitter erreichen nach Schoofs Wahrnehmung die Höhe von 4000 hannov. Fuß (292 m) nicht. „Nicht selten“, sagt er, „beobachtet man hier so schwere Gewitter, daß sie unter dem Plateau von Klausthal bleiben, an den Bergen sich teilen und an den südlichen und nördlichen Abhängen derselben entladen, oder auch auf der entgegengesetzten Seite des Kahlenberges und Bocksberges sich wieder vereinigen und nach der Vereinigung sich noch mehr senken. Kommt ein Gewitter aus Westen hoch genug, um über unsere Berge ziehen zu können, so dreht sich der Wind in der Regel nach Süden und springt erst dann plötzlich wieder nach Westen, wenn das Gewitter die Berge erreicht hat. Die Gewitter, welche hier oben sich bilden, ziehen meistenteils am Bruchberge hinaus und zwar oft so tief, daß man einzelne Punkte des Bergrückens über den Wolken hervorragen sieht, und entladen sich völlig am Brocken; andere entladen sich aber auch am Bocks- und Kahlenberge.“ „Am 31. Mai 1858 nachmittags 6 1/2 Uhr sah ich auf einem Spaziergange nord-

östlich von Klausthal eine einzige kleine weiße oder hellgraue Wolke bei übrigens völlig heitrem Himmel und sehr ruhiger Luft gerade über mir; ich hielt sie anfangs nicht für eine Gewitterwolke, weil sie mir zu unbedeutend schien; aber plötzlich vernahm ich ein grelles Zischen, welchem Blitzstrahl und Donnerschlag momentan folgte. Kaum 200 Schritte von mir entfernt hatte der Strahl einen jungen Ahornbaum nebst Pfahl, der etwa 25 Schritte von einem Pulverhause entfernt stand, zerschmettert. Nach meiner Schätzung und der Schnelligkeit, mit welcher der Schlag dem starken Zischen folgte und die beinahe gleich 0 war, konnte die Höhe der Wolke, welche sich nach diesem einen Blitzstrahl ohne Niederschlag bald auflöste, nur etwa 200—300 Fuß (58,4 bis 87,6 m) betragen."

Am heftigsten entladen sich die Gewitter über Klausthal, wenn sie, statt an den Randbergen der Hochebene fortzuziehen, von diesen auf die unmittelbar an die Stadt grenzende Bremerhöhe überspringen und sich, hier gleichsam Posto fassend, in einer Heftigkeit toben, wie sie im Lande niemals möglich ist. Halb Regen, halb Nebel wogen die Wolken durch die Straßen; es ist, als ob jeder zischend herniederfahrende Blitz ein Haus treffen müßte, die Donnerschläge sind oft minutenlang kaum von einander zu unterscheiden; die Gossen schwellen zu Bächen an und schießen pfeilschnell, schwere Bohlen und mehr als faustdicke Steine unter eigentümlichem Gerassel mit sich führend, die steilen Straßen hinunter. Zuweilen bricht sich das Gewitter am Brocken und kehrt nach kurzer Zeit mit erneuter Heftigkeit auf die Klausthaler Hochebene zurück.

Wenn auch der Blitz schon viermal in einem Jahre in Klausthal eingeschlagen hat, so scheint der Durchschnitt der die Doppelstadt Klausthal-Zellerfeld heimsuchenden Blitzschläge doch nur auf jährlich höchstens zwei angenommen werden zu müssen. Alle vom Blitze getroffenen Häuser liegen in drei die Stadt quer durchschneidenden Linien, welche die höchst gelegenen Punkte nicht berühren.

Zur Vergleichung führe ich an, daß im Jahre 1883 auf den Stationen Sangerhausen und Heiligenstadt 11, Nordhausen 9, Göttingen 12, Klausthal und Magdeburg 13, Sonnenberg 14, Braunschweig 19 Gewitter beobachtet sind.

Auf dem Sonnenberge ließen sich in den 5 Jahren von 1879—1883 89 Gewitter (davon 30 im Jahre 1880) nieder, jährlich also im Durchschnitt 17,8. —

Professor Schoof berechnet aus den Jahren 1854—59 ein Jahresmittel von 100 Nebeltagen. Davon kommen auf den Winter 43, den Frühling 23, den Sommer 11 und den Herbst 23. „Ganz bedeckt" war der Himmel an 92 Tagen (im Winter an 41, im Frühling an 22, im Sommer an 11 und im Herbst an 19), bedeckt 5—9 der Skala an 167 (28, 46, 47 und 43) Tagen, bedeckt 0—5 an 94 (16, 22, 32 und 24) Tagen, heiter an 14 (6, 2, 1,4 und 5) Tagen.

Da die „Statistik" den Nebel erst von 1880 an besonders notiert, so lasse ich die vorangegangenen Jahre außer Betracht. Auf die 4 Jahre 1880—83 kommen im Mittel „Beobachtungen": Nebel 87, trübe 189,8, heiter 32,8.

Die Station auf dem Sonnenberge hat in demselben Zeitraume 128,3 Nebel-Beobachtungen, 213,5 „trübe", 51,8 „heiter" im Mittel notiert.

Im Jahre 1883 haben beobachtet:

Nebel: Salzwedel 20, Göttingen 27, Sangerhausen und Nordhausen 32, Heiligenstadt 65, Klausthal 81, Braunschweig 83, Magdeburg 97, Sonnenberg 136 mal;

trüben Himmel: Magdeburg 106, Sangerhausen 119, Braunschweig 121, Salzwedel 129, Nordhausen 143, Heiligenstadt 170, Göttingen 193, Klausthal 194, Sonnenberg 198 mal:

heitern Himmel: Magdeburg 59, Braunschweig 54, Sonnenberg 50, Nordhausen 48, Heiligenstedt 42, Göttingen 30, Klausthal und Sangerhausen(?) 25, Salzwedel 19 mal.

„Die Wolkenbildung“, schreibt Prof. Schoof, „geht hier oft so rasch von statten, daß der vor wenigen Minuten noch völlig heitere Himmel sich plötzlich ganz mit Wolken bedeckt, und eben so rasch erfolgt nicht selten die Entwölkung desselben; eine Erscheinung, die bekanntlich unter den Tropen und namentlich unter der Sonnenvertikale täglich regelmäßig beobachtet wird. Die Wolken sind auch oft in allen Formen und Größen von der St (Schichtwolke) bis zur Ci (Federwolke) vertreten und gewähren je nach dem Stande der Sonne und der verschiedenen Beleuchtung einen imposanten Anblick. Besonders großartig sind die am nördlichen Horizont sich lagernden Stratusmassen (Schichtwolken), die von der Sonne beschienen wie feste Gletschermassen und hügelige Schneegefilde erscheinen; je länger der Blick darauf verweilt, um so großartiger und schroffer treten die mächtigen Bergkuppen, von rosigem Licht umflossen, aus den dunkelgrauen Thälern hervor. — Auch der Sonnenuntergang ist besonders im Herbst ein majestätischer. In allen Schattierungen prangt hinter den schön gruppierten Ci-st-Streifen (federigen Schichtwolken), über welchen oft orangefarbene und weiße Ci (Federwolken) schweben, das Abendrot, das mit dem Sinken der Sonne sein prachtvolles Farbenspiel in jedem Augenblicke verändert. Bisweilen senkt sich die Sonne auf eine vollkommen rechteckförmige Wolkenmasse, die mit ihrer unteren Seite auf dem Horizonte ruht, und wenn die Sonne zur Hälfte dahinter getreten ist und ihre Strahlen aus dem blutroten Halbkreise nach oben sendet, so erscheint das Ganze wie ein Opferaltar, über welchem der reinblaue Himmel sich wölbt. — Einen lieblichen Anblick gewähren die herrlichen, oft völlig symmetrischen Gruppierungen der Ci-cu-Wölkchen (federigen Haufenwolken). So war z. B. am 15. August 1856 abends 9 Uhr der ganze Himmel mit diesen Schäfchen netzförmig überzogen. Auf dem dunkelblauen Grunde standen die funkelnden Sterne und blickten durch die völlig gleichen Rauten des von dem Mondlicht silbergefärbten Netzes hindurch. — Dann gruppieren sich die Ci-cu (federigen Haufenwolken) auch recht häufig in großen Bogen der Sonne gegenüber, wo sie bisweilen in doppelten und dreifachen einander parallelen Reihen den übrigens völlig heiteren Himmel umspannen und im Westen und Osten auf dem Horizonte stehen. Dasselbe findet oft auch bei den Ci (Federwolken) statt. — Am 23. Oktober 1859 war von etwa 11 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags ein flacher Bogen von weißen und hellgrauen Streifen am westlichen Himmel; er reichte von Südwest nach Nordwest, und ihm parallel gingen die Streifen über das Zenith hinaus, von wo sie allmählich bis nach dem östlichen Horizont bis ins Matt-klein-wolkige übergingen. Unter dem sehr scharf begrenzten Bogen, der etwa 20° Höhe hatte, stand der klare, tiefblaue Himmel, nach unten allmählich ins Gelbe verlaufend. — Auch am 25. Oktober wölbten sich von Südwest nach Nordost bandförmige Wolken in großen Bogen über den ganzen Himmel, während im Westen Cu (Haufenwolken) standen. — Bemerkenswert ist die eigentümliche fächerförmige Gruppierung der dunkeln Wolkenmassen, welche am 9. August 1859 abends 9 Uhr in Nordnordost stand. Es waren 9 vollkommen scharf begrenzte elliptische Wolken, deren große Achsen

verlängert in einen Punkt des Horizonts trafen und von der mittleren nach links und rechts völlig symmetrisch liegend, wurden sie allmählich flacher, so daß die lange Achse der beiden äußeren (diametral gegenüberliegenden) doppelt so lang war als die der mittleren. Die ganze Gruppierung auf lichtblauem Grunde bildete eine große halbe Ellipse, deren lange Achse im Horizonte lag; gerade gegenüber stand in Südsüdwest die helle Mondscheibe."

Nicht selten ist man im Zweifel, ob man den Nebel als Wolken, oder die Wolken als Nebel bezeichnen soll: während nämlich die niedriger gelegenen Stadtteile nebelfrei sind, berühren die niedrig ziehenden Wolken die höher gelegenen Straßen und hüllen sie völlig ein. Doch kommt auch der entgegengesetzte Fall vor, daß man von völlig klarer Höhe beim Schützenhause auf den von Nebeln durchwogten Marktplatz herniederblickt. — Der Nebel erreicht nicht selten eine solche Dichtigkeit, daß man das gegenüberliegende Haus nicht zu erkennen vermag, daß sich Einheimische innerhalb der Stadt verirren. Es klingt unglaublich, aber es ist buchstäblich wahr, daß ein Zellerfelder drei oder vier Stunden gebraucht hat, um auf dem über die Bremerhöhe führenden Fußwege nach Klausthal zu gelangen, daß ein Klausthaler, der morgens 9 Uhr vom Kronenplatze ab nach dem Neubau über jene Höhe gehen wollte, nachmittags 4 Uhr unverrichteter Sache zurückkehrte, daß ein Steiger auf der Wiese zwischen zwei Straßen vier Stunden lang im Kreise herummarschierte, — er fand nach einigem Umherirren im frisch gefallenen Schnee seine eigene Fußspur und folgte dieser.

Ist die Temperatur bei solchem Nebelwetter, das zuweilen Tage lang andauert, niedrig, so bildet sich eine eigentümliche Niederschlagsform an Gras und Bäumen und allen hervorragenden Gegenständen, welche man im Lande Rauhreif nennt. Indes läßt sich dieser in der Ebene hin und wieder auftretende Rauhreif mit dem im Gebirge in viel größerem Maßstabe vorkommenden Eis-„Anhange" keineswegs vergleichen. Dieser entsteht in der Weise, „daß überkaltetes, in feinster Tröpfchenform verteiltes Wasser an alle Gegenstände durch den Wind angetrieben wird und dort sofort zu zierlichen, zu den schönsten Figuren zusammentretenden Eiskristallen erstarrt. Die Leitungsfähigkeit des getroffenen Gegenstandes für Wärme scheint dabei keine besondere Rolle zu spielen, da Holz und Eisenteile gleichmäßig diesen Anhang zeigen, vielmehr ist ein Überkalten des suspendierten Wassers durchaus anzunehmen, da oft empfindliche Kältegrade dabei herrschen; im Momente der Berührung erstarrt das mikroskopisch kleine Tröpfchen noch flüssigen Wassers zu einer kleinen Eisnadel, welche sich durch Ansatz neuer in der Richtung des Windes stetig verlängert, durch Ablenkung und Beugung des Windes in ihrer Wachstumsrichtung in subtilster Weise beeinflußt." (Dr. Aßmann.)

Klärt sich nun nach solchen Nebeltagen der Himmel, so gewähren die bis in die kleinste Zweigspitze hinein gleichsam überzuckerten Bäume mit ihren in den Sonnenstrahlen blitzenden Eiskristallen einen so überaus lieblichen Anblick, daß derartige Wintertage zu dem Schönsten gehören, was der Harz zu bieten vermag. — Doch ist dieser Schmuck für die Bäume nicht ohne Gefahr. Zweig um Zweig bricht unter der Eiskruste und stürzt auf die Straße hernieder, und oft lassen sich die Bäume nur dadurch erhalten, daß man sie im Mittage mittels langer Stangen ihrer erdrückenden Hülle teilweise entkleidet.

Viel größeren Schaden aber als der Rauhreif unter den einzeln stehenden Laubbäumen richtet der Schnee im dichten Tannenwalde an. Fällt er nämlich bei ruhiger Luft, so bildet er bald auf den fast wagerecht stehenden Zweigen

der Fichten eine immer schwerer werdende Decke, die endlich den Baum zu erdrücken im stande ist. Die Spuren des „Schneebruchs“ kann man in jedem Frühjahr wahrnehmen. Geradezu verheerend aber wirkt diese Schneelast, wenn sie bei milderer Temperatur Zeit gehabt hat, sich immer dichter und fester auf das Walddach zu legen, und nun ein Sturm losbricht und sein unheimliches und gefährliches Spiel im Walde treibt. Dann reißt er die stärksten Bäume mit ihrer flachen Wurzelscheibe aus dem Boden, und wenn diese nicht nachgeben kann, so knickt er den Stamm wie einen Strohhalm. Und ist erst eine Lücke geschaffen am dicht bestandenen Berghange, so gelingt es dem Sturm nicht selten, ihn völlig zu verwüsten, jeden Baum ohne Ausnahme zu brechen oder zu entwurzeln. — Besonders arg hat der Sturm im Bunde mit dem Schnee im Winter 1883/84 in unsern Wäldern gehaust. Jahrzehnte sind nicht im stande, die Spuren dieser schauerlichen Verwüstung auch nur einigermaßen zu verwischen.

Bezüglich der Höhe des Schneees auf dem Oberharze hegt man „im Lande“ vielfach übertriebene Vorstellungen. Im Mittel erreicht sie noch kein volles Meter. Wohl aber ist es ausnahmsweise vorgekommen, daß Häuser in exponierter Lage in einer Nacht bis zum Obergeschoß mit einer Schneemauer umwallt waren, und daß man von einem Hause zum andern Stollen unter dem Schnee anlegen mußte. Fällt der Schnee bei starkem Winde, so entstehen auch im Freien oft mächtige Schneewehen, und auf den höher gelegenen Punkten der Klausthal-Andreasberger Chaussee erreicht der Schnee fast in jedem Winter, da hier „die Weihnachtsflut“ den ersten Schnee in der Regel nicht völlig fortzuwaschen vermag, die Höhe von mehreren Metern, so daß diese Poststraße nur mit größter Mühe und bedeutenden Kosten, in manchen Jahren aber Monate lang trotzdem nicht, offen gehalten werden kann.

Während die Post auf dieser Straße vielfach nur den Rennschlitten mit lang voreinander gespannten Pferden benutzen kann, dienen zur Verbindung des Oberharzes mit den am Fuße des Gebirges gelegenen Postorten, bis zu denen die Schlittenbahn häufig, namentlich zu Anfang und Ende des Winters, nicht reicht, besondere Postschlitten mit Wagenachsen, auf welche an der Grenze des Schnees kleine Räder gesteckt werden, die bis dahin am Schlitten hängen. —

Was nun die Richtung des Windes betrifft, so gebe ich zunächst folgende Zusammenstellungen:

In Klausthal wurde beobachtet:

	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Calmen.
1879 . . .	78	160	97	61	211	247,5	146,5	87	7
1880 . . .	29	128	45	141	66	399	61	84	145
1881 . . .	19	94	49	196	101	374	66	86	110
1882 . . .	22	76	50	148	118	417	67	73	124
1883 . . .	39	94	57	99	64	328	94	136	184
	187	552	298	645	560	1765,5	434	466	570
im Mittel . .	37,4	110,4	59,6	129	112	353,1	86,8	93,2	114

Auf dem Sonnenberge wurde beobachtet:

	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Calmen.
1879 . . .	29	103	86	50	28	240	65	77	2
1880 . . .	19	97	84	57	14	271	121	66	1
1881 . . .	28,5	58	104	46,5	56,5	227,5	141,5	37,5	30
1882 . . .	25	55	78	49	48	248,5	130	34,5	62
1883 . . .	26,5	54,5	81	52,5	44	260	109	60,5	41
	128	367,5	433	255	190	1247	616,5	275,5	136
im Mittel . .	25,6	73,5	86,6	51	38	249,4	123,3	55,1	27,2

Stürme wurden beobachtet:

	Klausthal:	Sonnenberg:
1880	33	32
1881	49	39
1882	46	1
1883	43	1
	171	73
im Mittel	42,8	18,3

Im Jahre 1883 wurden Stürme beobachtet: in Sonnenberg 1, Magdeburg 5, Göttingen 6, Sangerhausen 22, Heiligenstadt 24, Salzwedel 35, Klausthal 43, Nordhausen 44, Braunschweig 59.

Wie es in den von hohen Bergzügen eng eingeschlossenen Städten Grund, Wildemann, Lautenthal und Altenau eigentlich nur zwei Windrichtungen geben kann, so zeigt auch ein Vergleich zwischen den beiden auf Hochebenen belegenen Stationen Klausthal und Sonnenberg, wie sehr selbst nicht unmittelbar anliegende Berge und Bergzüge die Richtung des Windes beeinflussen. Auch die Stärke des Windes wird durch vorgelagerte Höhen nicht unbedeutend gemindert. So ist der Ostwind bei heiterem Himmel in Klausthal nicht so stark wie im flachen Lande, und während er hier ganz gleichmäßig weht, tritt er dort, wo Brocken und Bruchberg ihn ablenken, oft stoßweise auf. — Daß die Zahl der Stürme auf dem mit Wald bestandenen Sonnenberge geringer sein muß, als auf der kahlen Klausthaler Hochebene, ist erklärlich, dennoch ist der beobachtete Unterschied auffallend groß.

Die mittleren monatlichen Windesrichtungen in den vier Quadranten der Windrose giebt Schoof in folgenden Zahlen an:

	N.—ONO.	O.—SSO.	S.—WSW.	W.—NNW.
Dezember	13,5	10,3	54,4	14,8
Januar	12,7	13,3	54,1	12,9
Februar	15,4	12,3	42,3	14,9
März	16,0	10,9	42,0	24,1
April	25,6	11,2	30,7	22,5
Mai	30,1	14,7	30,8	17,4
Juni	16,1	13,9	39,1	20,9
Juli	12,4	8,2	43,6	28,8
August	16,4	12,0	43,6	21,0
September	15,0	14,9	44,5	13,6
Oktober	12,5	19,7	50,7	10,9
November	17,7	20,1	43,1	9,1

Das Maximum der in den Quadranten Nordost fallenden Windesrichtungen fällt demnach in die Monate Mai und April, das Minimum in die Monate Januar, Juli und Oktober, das Maximum der in den Quadranten Südwest fallenden Richtungen in die Monate Dezember, Januar und Oktober, das Minimum in die Monate April, Mai und Juli. —

Die niedrige Temperatur und der jähe Wechsel derselben, der hohe Wassergehalt der Luft, die bedeutenden Schneemassen und der oft scharfe Wind nötigen den Oberharzer zu besonderen Schutzmaßregeln. Seine niedrigen Häuser bekleidet er außen mit dichtem Dielenbeschlage, und die Schindelbedachung hat er nur ihrer Feuergefährlichkeit wegen aufgegeben. Statt der im Lande üblichen Flügelfenster, welche sich in der Regenzeit leicht werfen

und schwer zu öffnen und zu schließen sind, bringt er in Gewichten hängende Schiebefenster an und schützt sie, wenn möglich, noch durch Doppelfenster. Im Winter stellt er vielfach ein Wetterhäuschen mit Seiteneingang vor die Hausthür, und kaum in einem Hause fehlen Fußdecken und Teppiche, und beständen sie auch nur aus selbstgefertigtem Eggengeflecht.

Der Oberharzer verbraucht viel Feuerung. Aber wenn auch die beliebte Zimmertemperatur im Durchschnitt eine viel zu hohe ist, so urteilen die Fremden über den „Luxus", den der Harzer sich hierbei gestattet, doch meistens etwas voreilig. Die Feuerung kommt selbst demjenigen, der „Berechtigungsholz" bezieht, durch die hohen Fuhrlöhne doppelt so hoch, wie dem Landbewohner, welcher das Holz kaufen muß. An wirklich warmen Tagen heizt niemand (etwa nur, um Holz zu verbrennen?). Aber die Morgen und Abende sind bis in den Sommer hinein und schon wieder im Herbste so unangenehm kühl, daß die Rücksicht auf das Wohlbefinden das knisternde, Funken werfende Feuer im Ofen erfordert. Dazu kommt, daß der vom Grubenwasser durchtränkte Anzug des Bergmanns an feuchtkalten Sommertagen nicht anders als am warmen Ofen für die nächste Schicht wieder in brauchbaren Stand zu setzen ist. Und wenn man den dabei aufsteigenden Dünsten gestattet, durch ein offenes Fenster unschädlich zu entweichen, so ist das doch nur zu loben. Daß es gleichfalls Gesundheitsrücksichten sind, was den die Ruhe mit Würde genießenden Bergmann bestimmt, durch dieses Fenster seinen Kopf mit der baumelnden langen Pfeife in die „frischen Wetter" der Straße zu stecken, will ich indes nicht behaupten.

Wie der Küstenbewohner, so hat auch der Oberharzer alle Ursache, sich gegen die Unbilden der Witterung durch wollenes Unterzeug zu schützen. Versteht er sich dazu nicht bei Zeiten, so kann er mit ziemlicher Sicherheit auf Rheuma und andere Erkältungskrankheiten rechnen. Im übrigen ist das Klima des Oberharzes der Gesundheit nur zuträglich. In den Städten Andreasberg, Klausthal und Zellerfeld, welche oberhalb der Grenze der Tuberkulose liegen, hat schon mancher Flachlandbewohner seine angegriffene Lunge wieder gekräftigt und mancher Asthmatische die Linderung gefunden, welche er in Mentone und andern südlichen Sanatorien vergeblich gesucht hatte. —

Der Brockengipfel nimmt wegen seiner Höhe auch in klimatischer Hinsicht eine Ausnahmestellung ein.

Seine Mitteltemperatur beträgt, wie bereits erwähnt wurde, nur 2,4° C und ist etwa der der norwegischen Insel Tromsö gleich. Auf die einzelnen Monate verteilt sich die Temperatur in folgender Weise:

Januar	—5,4	Juli	10,7
Februar	—5,0	August	10,2
März	—3,6	September	8,1
April	0,7	Oktober	4,0
Mai	5,3	November	—1,0
Juni	8,6° C	Dezember	—3,8° C.

Die Schwankung zwischen den mittleren Extremen beträgt im

Januar	19,6	Juli	18,5
Februar	17,4	August	17,4
März	18,5	September	17,3
April	19,0	Oktober	16,6
Mai	19,7	November	18,5
Juni	20,2	Dezember	17,5

im Jahre 44,1;

die Schwankung zwischen den absoluten Extremen im

Januar	35,5	Juli	24,3
Februar	30,3	August	24,4
März	33,8	September	24,7
April	30,6	Oktober	28,4
Mai	33,4	November	33,0
Juni	28,1	Dezember	31,8

im Jahre 53,5.

Aus der ersten dieser Zusammenstellungen ergiebt sich, daß die mittlere jährliche Schwankung, die Differenz zwischen Januar und Juli, nur 16,1° beträgt. Diese sonst auffällige Thatsache findet ihre Erklärung darin, daß der Brockengipfel in die Region der stärksten Wolkenbildung hineinragt, und daß die starke Bewölkung die Temperatur-Extreme erheblich mildert.

Die höchste beobachtete Temperatur war +27,7°, die niedrigste —28,0°. Da im Mittel auf den 30. Mai der letzte und auf den 7. Oktober der erste Frost fällt, so sind etwa vier Monate frostfrei. Doch kommen starke Abweichungen vor: im Jahre 1840 waren nur 89 Tage (vom 26. Juni bis 21. September), im Jahre 1848 dagegen 186 Tage (vom 3. Mai bis 3. November) frostfrei.

„Perioden langandauernder Kälte finden sich im allgemeinen auf dem Brocken nicht häufiger als in der Ebene, die längste bis jetzt beobachtete war die im Januar 1838, in welchem während 18 auf einander folgender Tage das Tagesmittel unter —19° lag; doch soll, trotzdem alle Gewässer, sogar der Gerlachsbrunnen, total ausgefroren waren, diese Kälte sehr gut zu ertragen gewesen sein, da Windstille und Sonnenschein herrschte.“ (Dr. Aßmann.)

Über die häufigen **Nebel** singen die Brockenbesucher in den Brockenbüchern manches Klagelied. Nach den Beobachtungen der früheren Brockenwirte ist der Gipfel am häufigsten des Morgens, im Mittel jährlich an 177 Tagen, umwölkt, und zwar ist der Unterschied in den verschiedenen Jahreszeiten nicht sehr bedeutend: die größte Zahl der Morgennebel kommt mit 17,3 auf den Oktober (März 16,6), die geringste mit 12,8 auf den April (Mai 12,9). Abendnebel kommen im Mittel auf 154,2 Tage, davon 15,3 auf den Dezember (15,2 auf den Januar) und 10 auf den September (10,2 auf den April). Größer ist der Unterschied in betreff der um Mittag 2 Uhr verzeichneten Nebel, deren 120,2 auf das Jahr fallen. Diese verteilen sich nämlich in folgender Weise auf das Jahr:

Juni	5,8	Februar	11,8
September	6,2	März	12,6
Juli	6,7	November	12,7
Mai	7,0	Oktober	13,1
April	7,6	Januar	14,4
August	7,6	Dezember	14,9.

Die **mittlere Nebelwahrscheinlichkeit** stellt sich für April, Juni und September auf 0,34, für Mai auf 0,35, für Juli und August auf 0,37, für November auf 0,44, für Februar auf 0,46, für März auf 0,47, für Januar, Oktober und Dezember auf 0,49, für das Jahr auf 0,41.

Die mittlere Wahrscheinlichkeit, daß der Brocken den **ganzen Tag in Wolken** gehüllt ist, beträgt für Mai und Juni 0,12, für April 0,15,

August 0,17, Juli und September 0,18, März 0,29, Februar 0,31, Januar 0,34, November 0,35, Dezember 0,36, Oktober 0,37, für das Jahr 0,25; daß der Brocken den ganzen Tag heiter ist, Oktober 0,13, März 0,18, November 0,20, Februar 0,21, Juli 0,23, Januar und Juni 0,25, August und Dezember 0,26, September 0,27, April 0,28, für das Jahr 0,24.

Die mittlere Zahl der sichtbaren Sonnenaufgänge berechnet die „Statistik" für Oktober auf 6,9, Februar und November 8,2, Januar 8,9, März 9,0, Dezember 10,3, Juli 11,2, Juni 11,3, August und September 11,6, April 12,9, Mai 14,2, zusammen 124,3; der sichtbaren Sonnenuntergänge für Oktober auf 5,3, November 6,7, Februar 7,5, März 7,8, Dezember 9,8, April 9,9, Juli 11,1, September 11,4, Juni 11,5, August 12,0, Mai 14,0, zusammen 115,3.

In der ganzen Beobachtungsperiode waren die Jahre 1847 und 1848 die nebelfreiesten. Sie hatten zusammen nicht weniger als 36 völlig heitere Maitage, und der Mai 1848 allein 27 sichtbare Aufgänge und 25 Untergänge. Dagegen sah man im November 1837 die Sonne nicht ein einziges Mal auf- und untergehen.

Von der Ebene aus gesehen, erscheint der Brocken auch dann völlig in Wolken gehüllt, wenn der Gipfel nebelfrei aus dem Wolkenmeere inselartig hervorragt. Im Mittel befindet sich die Brockenkuppe oberhalb der Wolken morgens 6 Uhr an 33,9, mittags 2 Uhr an 22,5, abends 10 Uhr an 23,3 Tagen. Am häufigsten ist diese Erscheinung im November (7,2, 5,7, 7,2) und Oktober (6,5, 3,1, 3,3), am seltensten im Juli (1,0, 0,0, 0,5), Juni (1,0, 0,4, 0,4) und Mai (1,2, 0,0, 0,6). Die mittlere Wahrscheinlichkeit stellt sich für die drei zuletzt genannten Monate auf 0,02, für April und August auf 0,03, März 0,04, September 0,05, Januar 0,09, Februar 0,10, Dezember 0,12, Oktober 0,14, November 0,22, für das Jahr auf 0,07.

„Ein bekannter Brockensteiger erzählt, daß er, früh morgens aus dem Brockenhause tretend, sich mit seinem ganzen Körper im dichtesten Nebel befunden habe, während sein Kopf frei aus demselben hervorragte, gleichsam, als ob er im Wasser schwimmend gestanden habe; sein kleinerer Reisegefährte sei jedoch von dem Nebel völlig umhüllt gewesen." (Dr. Aßmann.) Und Professor Schoof erzählt: „Als ich einst 3½ Uhr morgens aus dem Brockenhause trat, war alles in so dichten Nebel gehüllt, daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Nach wenigen Minuten schossen einzelne Strahlen wie goldene Pfeile durch den dichten Nebel. Der Nebel senkte sich, über uns wurde er lichter, und alsbald tauchten unsere Köpfe aus dem Nebelmeer hervor und mit diesen zugleich auch der obere Rand der großen blutroten Sonne. Dieser Moment war majestätisch und ist mit Worten nur matt zu schildern. Es war eine graue, horizontale, vollkommen kreisrunde, vom Morgenhauche nur schwach gekräuselte Meeresfläche, über welcher sich der azurblaue Himmel wölbte. Im Mittelpunkte tauchte das Brockenhaus in voller Klarheit aus dem Nebelmeere empor, und die majestätische Sonne, vor welcher ein weißer, sehr matter Schleier von der Größe und Form der Sonne auf und nieder tanzte, erhob sich langsam. Doch als der untere Rand derselben die Nebelfläche berührte, schien es, als ob das Niveau des Meeres, auf dem sich kleine Wellen nach Westen bewegten, sich etwas rascher senkte; bald trat die Brockenkuppe, wie eine Insel von sanften Wellen umspült, aus dem Meere hervor. Und wenn eine Wolke durch das hervorragende Gestein abgerissen und zurückgehalten wurde, huschte sie rasch der sinkenden Fläche nach, um sich aufs neue

darin zu nivellieren. Die Spitzen der Berge, wie Achtermannshöhe ɾc., traten allmählich je nach ihrer Höhe wie kleine Inseln über die Fläche; dann erschienen die Thäler des Harzes wie Landseeen, während anderwärts noch, mit den Seeen immer im gleichen Niveau, das wogende Meer bis an den Horizont reichte. Jetzt gewahrte das Auge über der Fläche in der Richtung nach Ostnordost ein vom Winde bewegtes goldenes Viereck, an dem sich die Strahlen der Sonne brachen; es war dies eine Fahne eines Turmes von Magdeburg. — Als längst schon keine Spur von Nebel in den Thälern des Harzes mehr sichtbar war, lag noch der Nebel in dem Elbethale wie ein mächtiger Strom, und es war etwa 8½ Uhr morgens, als auch dort die letzte Spur von Nebel verschwand, und man das Silberband der Elbe durch den Wiesengrund sich schlängelnd erblickte. Der Nebel hatte alle fremdartigen Teile der Luft so vollkommen mit niedergeschlagen, daß man nicht allein die Häuserreihen von Klausthal und Zellerfeld, sondern sogar die größeren Häuser mit ihren zahlreichen Fenstern mit bloßen Augen deutlich unterscheiden konnte."

Wenn sich der Nebel unter der nebelfreien Brockenkuppe wie ein wogendes Meer ausbreitet, dann zeigt sich hin und wieder die als Brockengespenst bekannte Luftspiegelung. (Siehe S. 160.) In den 15 Jahren von 1836 bis 1850 wurde diese Erscheinung 89mal, im Mittel jährlich also etwa 6mal beobachtet. Auf die einzelnen Monate verteilen sich die „Gespenster" in folgender Weise: Februar 14, Dezember 13, März 10, April, August und November 9, Januar 7, Juli 6, September 5, Mai 4, Juni 3, Oktober 0.

Über den Niederschlag habe ich bereits S. 168 ff. auf Grund der „Statistik" die nötigen Mitteilungen gemacht. Ich ergänze dieselben nur noch betreffs des Schneefalls. Im Mittel fällt der letzte Schnee am 26. Mai, der erste am 29. September, so daß 126 Tage schneefrei bleiben. Doch ist der Brocken auch im Sommer nicht sicher vor Schnee, so schneite es am 25. Juni 1840, am 23. Juli 1838, am 28. August 1840. „Die normale Schneehöhe auf dem Brocken, da wo keine Verwehungen stattfinden, beträgt 1,5 bis 2 m, an den Abhängen etwas mehr, im Hochwalde 3—4 m. Treibt aber der Sturmwind, welcher sich nur zu häufig mit den Schneefällen vergesellschaftet, den Schnee zu Dünen zusammen, dann verdeckt er wohl das Brockenhaus bis zum Dachfirst hinan, das Verlassen desselben nur durch die Bodenfenster ermöglichend, zugleich aber als wirksamster Schutzwall gegen die gewaltige Wucht der Stürme selbst dienend."*) (Dr. Aßmann.)

Über den „denkwürdig großen Schneefall" von 1837 berichtet Rehse S. 62: „Schon vor dem anhaltenden Schneewetter am 5. April 1837 lag der Schnee auf der Oberfläche des Brockens 5—6 Fuß, am Abhange des Brockens aber 10—12 Fuß hoch. Am Mittwoch den 5. April morgens um 9 Uhr war die Luft rein, still und heiter, die Sonne ging, viele Figuren bildend, prachtvoll auf, aber bald nachher entwickelten sich viele Dünste in den Ebenen des Landes und in den Thälern des Harzes, welche in die Höhe stiegen und von verschiedenen Winden hin und her getrieben wurden; bis morgens 10½ Uhr bezog sich bei öfterem Wechsel des Windes der ganze Horizont

*) „Durch den Ansatz der Eis-, Schnee- und Nebelmassen erhalten die Brockengebäude eine ganz unförmliche Gestalt. Die starke Eisdecke schützt dieselben sehr gegen die starken Winterstürme; denn schwerlich würden die Gebäude ohne diese mehrere hundert Centner schwere Eisdecke den unglaublich starken, durch nichts gehinderten Windstößen widerstehen; auch schützt diese Decke vor starkem Frost im Gebäude, ja erwärmt sogar das Innere desselben." (Rehse.)



ungemein dick, und um 11 Uhr vormittags fing das Schneetreiben hier an und währte ununterbrochen fort bis Sonntag den 9. April abends 6 Uhr bei heftigem Ostnordost, Nordost und Nordwest; jedoch war das Wetter am Freitag und Sonnabend den 7. und 8. April am ärgsten. Auf der Oberfläche des Brockens lag nach diesem anhaltenden Schneefall der Schnee nicht viel höher als vor demselben, da ihn der Wind vertrieben hatte, jedoch war der Pferdestall und der südwestliche Teil des Brockenhauses ganz mit Schnee überschüttet, und der Wind hatte in südlicher Richtung vom Brockenhause, zwischen dem Hexenaltar und Gerlachsbrunnen, eine Schneewand bis zu 20 Fuß Höhe aufgetrieben. Am südlichen Abhange des Brockens, zwischen demselben und dem Königsberge, hat der Schnee gewiß 40—50 Fuß hoch gelegen, was daraus zu schließen ist, daß von den ziemlich hohen Tannen, die zwischen dem Brocken und dem Königsberge stehen, gar nichts zu sehen war. Die 30 bis 40 Fuß hohen Tannen um das Schneeloch und dieses selbst waren ganz mit Schnee bedeckt und alles eine Glätte und Ebene."

„Da während des ganzen Mais der Schnee auf den Wegen nicht weichen wollte und dadurch die Gäste am Besuche des Brockens gehindert wurden, so ward vom 1. bis 8. Juni 1837 durch 30 Arbeitsleute der vom gelben Brinke über die Taterstöße, das Brockenbett und die Heinrichshöhe bis zum oberen Brocken führende Brockenweg vom 10. bis 16 Fuß hohen Schnee befreit." Im Dezember 1854 lag der Schnee vor dem Brockenhause 9 m hoch, und der Zugang zu demselben war nur durch einen 16 m langen Schneestollen möglich.

„Fürchterlich, nicht arg genug zu schildern ist öfters das Wetter hier oben in den Wintermonaten; wirbelnde Schneemassen verdicken und verfinstern die Luft; es ist nicht möglich, einen Schritt vor sich zu sehen, und oft ist man in Gefahr zu ersticken. Bis auf den bloßen Leib dringt der Schnee durch die Kleidung, die oft noch durch den dieses böse Wetter stets begleitenden Sturm zerrissen, oder dem Leibe entrissen wird. Gräßlich ist das Brausen und Heulen des Sturmes, alle nur mögliche Schauder erregende Töne bringt derselbe hervor, selbst seine eigene Stimme hört man nicht, nur kriechend kann man sich fortschleppen, und wehe dem, den ein solches Wetter hier überfällt, und der nicht bald einen bergenden Ort findet, unrettbar ist er verloren." (Nehse.)

Die Bäume gewähren im Winter oft einen „seltsam phantastischen" Anblick. Hoch aufgeschichtet lastet der Schnee auf den Zweigen und biegt diese mit den Spitzen abwärts. Die Sonne schmilzt einen Teil desselben, das Wasser läuft an den Zweigen hin und bildet an den Spitzen derselben Eiszapfen, die sich immer vergrößern und endlich mit denen der niedriger stehenden Zweige zusammenwachsen, bis die Eissäulen, auf welche sich dann der Nebel als Rauhreif niederschlägt, den Boden berühren.

Die 13,2 Gewitter, welche nach den Beobachtungen von 1836—58 im Mittel auf das Jahr kommen, verteilen sich in folgender Weise: Februar und Dezember 0, Januar 0,05, November 0,10, März 0,15, Oktober 0,16, September 0,50, April 0,95, August 2,37, Mai 2,70, Juni 2,95, Juli 3,30. — Auf einen Gewittertag kamen in den Jahren 1836—49 im Januar, März, Oktober November 1, Mai und Juli 1,7, September 1,8, April, Juni, August 1,9 Gewitter. Indem ich im übrigen auf S. 160 zurückverweise, teile ich noch aus einem an den Professor Schoof gerichteten Briefe des Brockenwirtes Nehse Folgendes mit: „Nach meiner langjährigen Erfahrung entladen sich die Gewitter größtenteils in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Am 24. April 1836 nachmittags 4 Uhr zog ein Gewitter zwischen dem $1^1/_2$ Stunde vom

Brocken entfernten Wurmberge und dem Brocken von Westen nach Osten durch, jedoch so, daß von der Brockenfläche die 525 Fuß tiefer liegende Wurmbergs-kuppe sichtbar war. Am 9. August 1836 abends 6 Uhr zog ein Gewitter aus Westen nach Osten mit dem Brocken in gleicher Höhe. Im Monat Juni 1838 umzogen den Brocken vier Gewitter, nämlich am 7. zwei, ferner am 18. und 26., von denen das am 18. am stärksten war; dasselbe hielt beinahe eine Stunde lang dicht über dem Brocken an, so daß man glauben mußte, man befände sich im Gewitter; es zerteilte sich dann in zwei Gewitter, die gegen Ostnordost und Ostsüdost zogen. Die Luft wurde oben heiter, beide Gewitter senkten sich, und die Blitze waren stark und lange. Auch das am 27. nach-mittags 1 Uhr zog aus Südsüdwest über Schierke nach Norden unter dem Brocken vorbei. Am 31. Juli 1838 nachmittags 5 Uhr umzogen den Brocken zwei Gewitter kurz hinter einander von Westen nach Osten und zwar so niedrig, daß man die freie Aussicht behielt; sie stiegen gegen 6 Uhr in die Höhe und verwandelten sich in Nebel. Im Monat Juni 1839 kamen zehn Gewitter in die Nähe des Brockens, aber keins zog über denselben, beinahe alle waren mit dem Brocken in gleicher Höhe und gewährten durch die verschiedenen, oft wechselnden Wolkengestalten, von oben betrachtet, den herrlichsten Anblick. Im September 1840 waren in der Nähe des Brockens drei Gewitter; das eine am 15. nachts $2^1/_2$ Uhr zog von Südsüdwest nach Osten, die beiden andern standen am 19. morgens $6^1/_2$ Uhr zwischen dem Brocken und dem Wurmberge über einander. Das untere stand mit dem am Wurmberge hängenden großen Winterberge in gleicher Höhe und das obere ungefähr 200 Fuß höher als die Brockenkuppe. Der Raum zwischen beiden Gewittern betrug ungefähr 900 Fuß. Die Wolken des untern waren stark dunkelgrau, die des obern dagegen hell-farbig ohne Niederschlag, so daß man den Wurmberg zwischen beiden sehr deutlich sehen konnte. Beide Gewitter sandten einander unter heftigen Donner-schlägen starke Blitze zu, ersteres von unten nach oben, letzteres von oben nach unten. Gewiß ein sehr seltenes Phänomen, das auch von den anwesenden Gästen als ein solches angestaunt wurde. Beide vereinigten sich nach heftig bestandenem Kampfe, das untere erhob sich, und beide zogen vereinigt gegen Osten. — Ich glaube bestimmt annehmen zu dürfen, daß die Hälfte der Ge-witter, welche in die Nähe des Brockens kommen, 500 bis 1000 Fuß niedriger als die Brockenkuppe vorüberziehen." —

Die vorherrschende **Windrichtung** geht aus folgender Übersicht hervor:

Nord	Nordost	Ost	Südost	Süd	Südwest	West	Nordwest
6,	6,	8,	8,	10,	24,	23,	15%.

Die **Stärke** des **Windes** ist hier selbstverständlich eine viel bedeutendere als in der Ebene und auf dem Plateau des Westharzes. Windstillen kommen im Mittel nur 15- bis 20mal im Jahre vor. Die mittlere Zahl der Stürme beträgt 69,7; sie verteilt sich auf die einzelnen Monate: Mai 2,9, April 4,5, Juni 4,9, Juli 5,5, September 5,7, Dezember 5,9, August 6,3, März 6,4, Januar 6,6, November 7,3, Oktober 8,3. „Der Sturm", sagt Nehse, „ist des Brockens und seiner Bewohner größter Feind. Er hat hier solche Kraft, daß er schwere Bauholzstücke und Bohlen von der Fläche genommen, sie mehrere hundert Schritte bergab geschleudert und zwei- bis dreimal durch-gebrochen hat. Besonders schadet er den Bäumen, indem er ihr Wachstum durch das Abbrechen der Wipfel verhindert. Im Winter holt er unglaublich hohe Schneemassen und Eisstücke aus den Thälern, treibt sie in hohen, langen

Massen auf der Brockenfläche von einer Seite zur andern, und zwar so schnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank war, dieselbe am folgenden Morgen ganz verschwunden war und sich gegen 100 bis 200 Schritt davon entfernt auf der entgegengesetzten Seite befand." Bei orkanartigen Stürmen gebietet die Vorsicht, das Feuer im Ofen und auf dem Herde zu löschen, und kaum läßt sich die Lampe trotz der geschlossenen Fensterläden und der dreifachen Fenster brennend erhalten.

Während in Lappland bei gleicher mittlerer Jahrestemperatur noch Gerste und Hafer gedeihen, machen die Stürme auf dem Brockengipfel jede Pflanzenkultur unmöglich. Doch gewähren die in dem Klippengewirr mit Mühe angelegten und nach und nach erweiterten Wiesen einer kleinen Anzahl Kühe gute und gesunde Weide. Sogar ein kleines, für 2 bis 3 Kühe ausreichendes Quantum Heu wird hier und auf der Heinrichshöhe gewonnen. Der Baumwuchs beginnt erst 70 m unter dem Gipfel. Aber verkrüppelt und verkümmert kriechen in dieser Höhenlage die Stämme in der Windrichtung nach Osten über den Boden hin.



IX.

Der Bau des Harzes.*)

Abgesehen zunächst von den Randgesteinen, welche den inneren Harz mantelförmig umgeben, besteht das Massiv unseres Gebirges zum bei weitem größten Teile aus sedimentären, zum kleineren aus eruptiven Gesteinen.

Während man in früheren Zeiten, als die Geognosie ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hatte, die letzteren, namentlich den Granit und seine Verwandten, für das eigentliche Urgestein unseres Planeten hielt, hat man schon längst die Sedimente — die als Niederschlag im Wasser entstandenen — als bedeutend älter erkannt. Klagt doch schon Goethe scherzhaft:

> Wie man die Könige verletzt,
> Wird der Granit auch abgesetzt,
> Und Gneis, der Sohn, wird zum Papa;
> Auch dessen Untergang ist nah.
>
> . . . .
>
> Und so wär' denn die liebe Welt
> Geognostisch auf den Kopf gestellt.

*) Ich folge hier ganz: Bergrat Dr. von Groddeck, Abriß der Geognosie des Harzes. 2. Auflage. Klausthal, Grosse. 1883. — Der Herr Verfasser, Direktor der hiesigen Königl. Bergakademie, hat die Güte gehabt, diesen Aufsatz einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen und zu berichtigen und zu ergänzen. Ich statte demselben auch an dieser Stelle für seine mir in so liebenswürdiger Weise dargebotene Hülfe meinen besten Dank ab.



a. Die Sedimentgesteine

oder Kerngebirgsschichten gehören im Ostharze der Devon-, im Westharze vorwiegend der untern Kohlen-Formation an.

1. Die devonische Formation

(so benannt nach der englischen Grafschaft Devonshire), kommt in allen ihren Niveaus, als Unter-, Mittel- und Ober-Devon, im Harze vor.

Die ältesten dieser Niederschläge sind die Tanner Grauwacke und der untere Wieder Schiefer, welche man unter dem Namen Hercyn zusammenfaßt.

Die Tanner Grauwacke bildet zwischen Lauterberg und Gernrode einen breiten Sattel (Grauwackenaxe); — zu den beiden Seiten desselben liegen die jüngeren Schichten. — Im Norden, bei Heimburg und Ilsenburg, tritt die Tanner Grauwacke noch einmal auf, wodurch die Mulde gebildet wird, an welcher die jüngeren devonischen Schichten von Elbingerode liegen.

Die Abteilung des „unteren Wieder Schiefers" tritt in ihrer unteren Stufe als Kalkgrauwacke, deren Kalksteine sich durch zahlreiche Versteinerungen auszeichnen, in ihren oberen als Graptolithenschiefer auf, zwischen welchen sich zahllose Decken körniger Diabase (Grünstein) finden.

In dem auf diese ältesten Sedimente folgenden Unter-Devon lassen sich im Unterharze fünf Niveaus, Hauptquarzit, Oberer Wieder Schiefer, Hauptkieselschiefer, Zorger Schiefer und Elbingeroder Grauwacke unterscheiden. Im Oberharze tritt Unterdevon zwischen Oker und Innerste als Spiriferen-Sandstein auf. Die ganze Berggruppe zwischen Goslar, Oker, Oberschulenberg und Bockswiese, welcher der Rammelsberg, der Kahleberg und der Bocksberg, die höchsten Kuppen der Klausthaler Hochebene, angehören, besteht fast ausschließlich aus diesem Gestein. Dasselbe „ist im frischen Zustande ein blaugrüner, äußerst feinkörniger Sandstein (Grauwacken-Sandstein) mit kalkig-thonigem Bindemittel, dem sehr kleine Schüppchen von weißem Glimmer beigemengt sind. Durch die Verwitterung, wobei der Kalkgehalt ausgelaugt wird, nimmt es weiße, gelbliche bis braune Farbe an und wird fein porös. In diesem verwitterten Zustande, welcher von einer starken Zerklüftung des Gesteins begleitet ist, trifft man den Spiriferen-Sandstein gewöhnlich." „Er ist stellenweise sehr reich an organischen Resten, welche in dem frischen Gestein noch mit Kalkschale erscheinen, in dem überwiegend häufigen verwittertem Gestein jedoch nur als Steinkerne vorkommen." (von Groddeck S. 90.) Seinen Namen hat dieser Sandstein von den zu den Armfüßern gehörenden Spiriferen oder Windungsträgern, welche in den zahlreichen Versteinerungen desselben überwiegen. — Auch der Rücken des Bruchberges und Ackers, welcher aus kalkfreien Quarziten und Quarzsandsteinen im Wechsel mit Thonschiefer, Kieselschiefer und Grünstein (Diabas) besteht, ist wahrscheinlich unterdevonisch.

Mittel-Devon findet sich in der durch reiche Eisensteinlager ausgezeichneten Elbingeroder Mulde als Stringocephalenkalk (Leitmuschel Stringocephalus Burtini, Burtins Eulenkopf) und als Schalsteine; in der Devonpartie zwischen Oker und Innerste, sich eng an den Spiriferen-Sandstein anschließend, als Calceolakalk und Calceolaschiefer (Leitmuschel Calceola sandalina, gemeine Pantoffelmuschel), welche sich beide durch großen Reichtum an Petrefakten auszeichnen, und, die vorige Schicht infolge abnormer Lagerung (Überkippung) teils unterteufend, teils wie normal deckend, als Goslarer Schiefer. Diese Zone ist von hervorragender Bedeutung; nicht nur werden die härtesten dieser blau- oder grauschwarzen, dichten Thonschiefer als Dachschiefer benutzt (die größten Brüche

liegen bei Goslar und unterhalb Lautenthals), sondern es gehört ihr auch das berühmte, trotz fast tausendjährigen Betriebes noch immer nicht erschöpfte Erzlager des Rammelsberges an.

Mitteldevonisches Gestein findet sich auch in dem Diabas-(Grünstein-)Zuge des Westharzes, welcher sich von Osterode bis nach dem Polsterberge bei Klausthal zieht und nach kurzen Unterbrechungen wieder am Kellwasser bei Altenau, am Eisernen Wege und am Spitzenberge auftritt. Das devonische Gestein dieses Zuges ist teils Wissenbacher Schiefer (der vielleicht dem Unterdevon zuzuweisen ist), teils Stringocephalenkalk. Wo es die Diabase berührt, tritt fast überall auf dem ganzen Zuge Roteisenstein, seltener Braun- und Magneteisenstein auf.

Dem Ober-Devon gehören in der Elbingeroder Mulde der versteinerungsreiche „Iberger Kalk", welchen kohlensäurehaltiges Wasser zu zahlreichen Höhlen (von denen die Baumanns- und die Bielshöhle die größten sind) ausgewaschen hat, sowie die in dunklen Kalksteinen und mergeligen Schichten bestehenden Disjunctus-Schichten (Spirifer disjunctus Verneuili) bei Rübeland und der Cypridinenschiefer (cypridina, Muschelkrebs) am Hartenstein an.

In der großen Devonpartie zwischen Oker und Innerste sind oberdevonisch die (nach der zu den Ammonshörnern gehörende Goniatites intumescens benannten) Intumescens-Schichten, welche auch Kramenzelkalk (Kramenzelstein-Kalksteinknollen) heißen, und der viele kleine Kalkknollen einschließende Cypridinenschiefer. Jener helle dichte Kalk mit splitterigem Bruch findet sich, vielfach von thonigen Streifen durchzogen und mit Thonschiefer wechselnd, im Osten, Süden und Westen der Devonpartie teils große Flächenräume einnehmend, teils in schmalen Zonen; der Cypridinenschiefer zwischen Langelsheim, Lautenthal und Wolfshagen als oberstes Glied des Devon und vereinzelt im Kellwasser bei Altenau.

Inselartig tritt der Iberger Kalk im Iberge und Winterberge bei Grund auf, zwischen denen sich der sagenhafte Hübichenstein erhebt. Von den Höhlen ist die bedeutendste (am Ostabhange des Ibergs) seit etwa einem Jahrzehnt zugänglich. Das Gestein, blaugrau oder weiß, dicht, selten körnig, ohne Schichtung und von splitterigem Bruch, ist außerordentlich reich an Korallen und anderen Tierresten und enthält zahlreiche Nester und Butzen (Höhlenfüllungen) von Spat- und Brauneisenstein.

2. Die Kohlenformation

tritt nur im Westharze, und zwar als unteres Kohlengebirge oder Kulm auf. Ihm gehören alle nichtdevonischen Schichten des Oberharzes an. Es sind deren vier.

Die Unterlage der unteren Kohlenformation bilden grau oder schwärzlich, seltener grünlich oder bräunlich gefärbte Kieselschiefer. Sie haben muscheligen oder splitterigen Bruch und lassen sich vom Messer nicht ritzen. In der mehrerwähnten großen Devonpartie liegen sie in geringer Mächtigkeit unmittelbar auf den oberdevonischen Kalken und Cypridinenschiefern, zwischen dem Bruchberge und dem Diabaszuge heben sie sich in langen Zügen sattelartig aus dem jüngeren Kulm hervor. Vielfach liegen zwischen den Kieselschiefern dünnblätterige Thonschiefer, bunte, rotgrüne Adinolen (Bandjaspis), helle Wetzschiefer, blaugraue Kulmkalke, feinkörnige Grauwacken und kleine Diabasdecken.

Über den Kieselschiefern oder unmittelbar über dem Oberdevon liegen Thonschiefer und Kulmkalk. Ersterer, nach der Leitmuschel Posidonomya

Becheri (Bechers Poseidon-Klaffmuschel) Posidonomyenschiefer genannt, „ist im frischen Zustande schwärzlich oder bläulichgrau und milde; bei beginnender Verwitterung wird er graugrün oder gelblichgrau und zerfällt ungemein leicht in lauter kleine stängliche Stückchen“. (von Groddeck, 110.) Der Kulmkalk tritt im Posidonienschiefer in Form kleiner Lager nur ganz untergeordnet auf. — Die Lagerungsverhältnisse des am Iberge in Blöcken gefundenen Kulmkalks sind zweifelhaft. Beide Kulmgesteine enthalten zahlreiche Abdrücke von Meerestieren, seltener von Pflanzenresten, eigentliche Versteinerungen kommen daneben, doch sehr selten, im Schwefelkies vor, der — wie Malachit im Kieselschiefer — in dieser Schicht des Kulm als Mineralausscheidung angetroffen wird.

Während diese beiden Kulmschichten nur in Form schmaler Randzonen, oder in einzelnen lang ausgedehnten Sätteln auftreten, nehmen die Kulm-Grauwacken, die untere oder Klausthaler und die obere oder Grunder, am Tage große Flächenräume ein.

Die Klausthaler Grauwacken „sind im frischen Zustande blaugraue, feinkörnige Trümmergesteine (Sandsteine), in welchen man mit bloßem Auge oder mit der Lupe vorherrschend milchweiße Quarzkörner, seltener kleine Feldspatkörner bemerkt, welche durch ein blaugraues, hartes Bindemittel verbunden sind. Sehr oft treten darin mehr oder weniger große Bruchstücke schwarzen Thonschiefers auf.“ (von Groddeck, 113.) Die dünnen (Posidonomyen-) Thonschieferlagen, welche die Grauwackenbänke vielfach von einander scheiden — an manchen Orten überwiegt der Thonschiefer — enthalten große Mengen kohliger Pflanzenreste. Unter den Versteinerungen sind namentlich die Calamiten (baumartige Schachtelhalme) stark vertreten. Reste von Meerestieren sind dagegen äußerst selten.

Die feste Klausthaler Grauwacke ist schwer zu bearbeiten und deshalb als Baustein — abgesehen von ihren hygroskopischen Eigenschaften — nur wenig benutzbar. Dagegen werden im Innerstethal vortreffliche Pflastersteine in großartigen Steinbrüchen seit einem Jahrzehnt gewonnen.

Die obere oder Grunder Grauwacke, welche im ganzen Oberharze als jüngste Schicht des Kerngebirges vorkommt, unterscheidet sich von der älteren Grauwacke durch die Menge von Konglomeraten. Sie enthält Calamiten und andere Pflanzenreste, aber keine Seetiere. Unter den eingeschlossenen Geröllen, welche, mit der Größe einer Erbse beginnend, die eines Kindskopfes erreichen, sind Milchquarz, blaugraue und bräunliche Quarzite, glimmerschiefer- und gneisähnliche Gesteine, Sericitschiefer und blaugrauer Thonschiefer am häufigsten; das höchste Interesse aber beanspruchen die zuerst von Hoffmann im Jahre 1830 beachteten Gerölle von Eruptivgesteinen, feldspatreichem und glimmerarmem Granit und einem Felsitporphyr, dessen rauchgraue Quarze dem Porphyr des Auerbergs in der Form ähnlich sind.

„Das Festland, von welchem das Material der Oberharzer Grauwacken herabgeschwemmt wurde, muß — gemäß der Natur der in letzterem eingeschlossenen Gerölle — ein Urthonschiefergebirge gewesen sein, welches mächtige Lager von Quarziten einschloß, dabei wahrscheinlich von großartigen Quarzgängen durchsetzt und von vielen Granit- und Porphyrgängen und Stöcken durchbrochen war. Dieses Festland ist bei der Haupterhebung des Harzes, zur Zeit der produktiven Steinkohlenformation, in die Tiefe gesunken und von den jüngeren, den Harz umgebenden Sedimenten gänzlich bedeckt, denn das in den Oberharzer Grauwacken in Form von Geröllen enthaltene Gesteins-

material läßt sich weder als anstehendes Gestein in den älteren Ablagerungen des Harzes oder benachbarten Gebirge erkennen, noch findet es sich geröllartig in den Ablagerungen wieder, welche jünger als die Grunder Grauwacke sind." (von Groddeck, 116 f.) —

Das Kulmgebirge des Oberharzes wird von den erzreichen Gangspalten durchsetzt und verworfen, deren Entdeckung zur Besiedelung der Hochebene geführt hat und deren Abbau noch heute die Lebensbedingung ist.

b. Die Eruptivgesteine.

Diese sind vor ihrer Erstarrung von unten nach oben durch Spalten und andere Öffnungen gewaltsam, durch vulkanische Kraft, die Sedimentgesteine durchbrechend, an die Oberfläche getreten und erheben sich deshalb in der Regel über das gewöhnliche Niveau. Da sie massig abgesondert auftreten, heißen sie auch kristallinische Massengesteine.

Man teilt die Eruptivgesteine des Harzes nach ihrem Alter in drei Gruppen. Die mittlere derselben bildet der Granit, welcher während und nach der Faltung der Kerngebirgsschichten emporgedrungen ist. Die vor dieser Faltung emporgedrungenen und deckenartig zwischen den paläozoischen („alttierischen") Schichtgesteinen liegenden nennt man prägranitische, die später als der Granit hervorgedrungenen postgranitische Eruptivgesteine.

1. Die prägranitischen Eruptivgesteine

des Harzes sind Diabas, Alt-Syenit-Porphyr und Kersantit.

Der Diabas, vormals Grünstein genannt, ist zur Zeit des Devons und zu Anfang der Kohlenperioden feuerflüssig aus dem Innern emporgedrungen, hat sich deckenartig an der Oberfläche ausgebreitet und ist später mit den Schichtgesteinen, denen er aufliegt und in die er eingedrungen ist, gefaltet. Vielfach auch sind kleinere Partieen ganz von Schiefer eingeschlossen; einzelne dieser in Schiefer eingewachsenen Grünsteinkugeln gleichen vulkanischen Bomben. Man unterscheidet körnigen und dichten Diabas. Seine Gemengteile sind hauptsächlich Labrador und Augit oder Diallag.

Der große Grünsteinzug des Oberharzes ist bereits S. 187 erwähnt. Außerdem tritt Diabas hier im Kieselschiefer bei Lautenthal, am Steinberge bei Goslar, sowie in der Gegend von Wolfshagen, besonders aber in großer Verbreitung an den Wieder und Zorger Schiefern auf. Im Ostharze schließt er sich namentlich den Stringocephalen-Schichten des Mitteldevons in der Elbingeroder Mulde an.

In den dichten Diabasen finden sich häufig abbauwürdige Eisenerze, namentlich Roteisenstein und Glaskopf.

Die Alt-Syenit- und Orthoklas-Porphyre enthalten Feldspatkristalle, erstere in feinkörniger, letztere in dichter Grundmasse. Auch an diese Gesteine sind vielfach Eisenerze gebunden. Sie finden sich deckenartig in der Elbingeroder Mulde und in verwandter Zusammensetzung in der Gegend von Harzburg in der Nähe des Granits.

Das Kersantit genannte Eruptivgestein ist ein kristallinisch-feinkörniges Gemenge verschiedener Mineralien, unter denen Glimmer und Plagioklas meistens überwiegen. Im Ostharze tritt er deckenartig in den Schichten des oberen Wieder Schiefers bei Michaelstein, an der Lupbode bei Treseburg und Altenbrak, im Westharze in einem die Devon- und Kulmschichten durchsetzenden Gange zwischen Lautenthal und Langelsheim auf.



2. Der Granit und die ihm verwandten Eruptivgesteine

treten nur am Nordrande unsers Gebirges, und zwar in drei größeren Massen auf, am Ramberge, am Brocken und im Okerthal.

Die Zusammensetzung des Granits ist in allen drei Partieen fast dieselbe. Orthoklas, Oligoklas, Quarz und schwarzer Glimmer kommen überall vor, dagegen fehlt im Brockengranit, der dadurch den Charakter des Granitits erhält, der am Ramberge und im Okerthale hin und wieder vorkommende weiße Glimmer gänzlich. Als zufällige Einmengungen finden sich namentlich schwarzer Turmalin und an manchen Stellen Kalkspat, seltener (im Okerthal) roter Granat.

Wie mitten im Brockenmassiv, am Meinekenberge, augitführende Granitite und gabbroartige Gesteine auftreten, so geht am wilden, fast unzugänglichen Ostabfall des Brockengebirges der Granit in gleichalterige, verwandte Gesteine über, in Amphibolgranit, Quarzdiorit und Augitdiorit. Diese Zone zieht sich vom Wormkethal bei Schierke über die Hohne und durch das Dumkuhlenthal bis an die Holzemme bei Hasserode.

Am Rehberger Graben bei Andreasberg sendet das Brockenmassiv viele Apophysen („Auswüchse", Ausläufer) aus, die an den Rehberger Klippen schön zu beobachten sind. — Die Randzone des Brockenmassivs zeigt hier Porphyrstruktur.

Mit der Granitmasse des Brockens hängt der die Schichten des Devon und Kulm gangartig durchbrechende Trümmerstock zwischen Radau und Oker, welcher die kleinste Granitpartie des Harzes bildet (siehe S. 156), wahrscheinlich unterirdisch zusammen. Wo der Granit jene Sedimentschichten berührt, sind sie in Hornfels umgewandelt, der teilweise Versteinerungen enthält. Während diese Hornfelse vom Granit scharf abschneiden, gehen sie in die Sedimente allmählich über. (S. Kontaktmetamorphose.)

Zwischen die Granitmassen des Brockens und des Okerthals schieben sich stockartig an die Ecker und Radau große Massen von Gabbro und Enstatitfels.

Im Gabbro, einem kleinkörnigen Gemenge von Labrador mit Hypersthen und Diallag und verschiedenen unwesentlichen Beimengungen, der oberhalb des Fleckens Harzburg in großartigen Steinbrüchen nutzbar gemacht wird, treten Granitgänge auf, welche besonders Schriftgranit (d. i. fast glimmerfreien Granit, dessen Quarz langgezogene, nicht ausgebildete, im Feldspat eingewachsene Prismen bildet) und Augit-Granitite enthalten.

Der Enstatit und mehrere ihm verwandte Gesteine, deren auffallendstes, nur aus Serpentin mit veränderten Enstatitkristallen bestehend, den Namen Schillerfels führt, treten in schmalen Zonen auf. —

Größer als die Granitmasse des Okerthals, aber kleiner als die des Brockens ist die des Ramberges, welche sich bis zur Bode erstreckt. (Siehe S. 162.) Besonderer Beachtung wert sind zwei von Lossen 1874 bezw. 1875 entdeckte Apophysen, welche von diesem Granitmassiv die Richtung nach dem Brocken einschlagen. Die eine, der „Bodegang", 10 bis 20, selten 100 Schritt breit, ist von der Roßtrappe der Bode entlang über Altenbrak bis in die Gegend von Wendefurt verfolgt, die andere läuft von der Lauenburg am Nordrande des Ramberggranits gleichfalls nach Osten. Die Gesteine dieser Ausläufer, teils grobkörniger oder feinkörniger, oder glimmerarmer Granit, teils Quarzporphyr bezeichnet man als Porphyr-Facies des Granits. Der Gang ist stellenweise in der Mitte granitporphyrisch, an den Rändern porphyrisch ausgebildet.



Diesen Ausläufern sendet die Brockengranitmasse in der Gegend von Hasserode mehrere kleinere Gänge derselben Facies nach Westen entgegen.

Der Hauptdurchmesser des Rambergmassivs hat die Richtung von Südost nach Nordwest („hercynische Richtung"), der des Brockenmassivs die Richtung von Südwest nach Nordost („niederländische Richtung"), so daß sie rechtwinklig auf einander stehen. Betrachtet man aber die Granitmassen des Brockens und des Okerthals wegen des anzunehmenden unterirdischen Zusammenhangs als ein Ganzes, so tritt in der Nordhälfte desselben ebenfalls die hercynische Richtung hervor.

3. Die postgranitischen Eruptivgesteine

des Harzes sind teils Quarzporphyr, teils graue und schwarze Porphyre.

Der Quarzporphyr tritt in der Gegend von Lauterberg bis zum Ravenskopf in drei von Südost nach Nordwest sich erstreckenden Zonen, in denen einzelne Gänge eine Mächtigkeit von 20 m und eine Länge von fast $1^1/_2$ Meilen erreichen, und in deckenförmigen Ergüssen auf. Bedeutender noch ist die Porphyrmasse des Auerbergs bei Stolberg, in welcher sich vollständige Quarzdihexaeder, die s. g. Stolberger Diamanten, finden.

Der graue (Orthoklas-)Porphyr und der schwarze (Gang-Melaphyr) durchsetzen in elf parallelen Gangspalten das Kerngebirge zwischen Ilfeld und Wernigerode.

c. Die metamorphischen Gesteine.

Diese Gesteine, welche durch Umbildung aus anderen Gesteinen entstanden sind, treten, ähnlich wie die Schichtgesteine, in parallel über einander liegenden Schichten auf, sind aber in allen andern Punkten von ihnen verschieden. Sie finden sich vorwiegend da, wo die eruptiven und sedimentären Gesteine sich berühren („Kontakt-Metamorphose"), treten aber auch unabhängig davon auf („Regional-Metamorphose").

1. Die Kontakt-Metamorphose.

Die sedimentären Gesteine sind rings um die Granitmassen des Harzes in der Weise verändert, daß sie sich durch kristallinische Beschaffenheit und massige Struktur, größere Härte und muschligen Bruch von den gleichnamigen nicht veränderten Gesteinen unterscheiden. Diese Umwandlung nimmt von den Granitstöcken nach außen allmählich ab, so daß die Kontaktgesteine allmählich und unmerklich in die normalen Sedimente übergehen.

Die am stärksten veränderten Gesteine nennt man Hornfels und unterscheidet Thonschieferhornfels, Grauwackenhornfels u. s. w. Hier und da haben sie auch Ähnlichkeit mit dem Gneis und dem Glimmerschiefer. So zieht sich um das Granitmassiv des Rambergs zunächst ein grauer, schieferähnlicher, dann ein brauner Hornfels, auf welchen als dritte Kontaktzone Fleck- und Knotenschiefer folgt. —

Wie der Granit sind auch die Diabase, und zwar sowohl die körnigen wie die dichten, von Kontaktgesteinen begleitet, von denen namentlich härtere und stärker zerklüftete Schiefer, die hornsteinähnlichen „falschen" Kieselschiefer und grüne, glimmerige Schiefer zu nennen sind. —

Im Westharze hat der Kersantit die Cypridinenschiefer zu glimmerreichem Hornfels und den Posidonomyenschiefer zu Thonschieferhornfels umgewandelt.

Seltener schließt sich an den Porphyr metamorphisches Gestein an. Der graue und schwarze Prophyr der Elbingeroder Devonmulde hat den dichten Kalkstein in kleinkörnigen Marmor umgewandelt.

2. Die Regionalmetamorphose

findet sich im Gebiet zwischen Brocken und Ramberg (Braunlage-Elend und Treseburg-Friedrichsbrunn) in porphyrisch ausgebildeten Schichten (Porphyroide) und in der Zone des Wieder Schiefers zwischen Hermannsacker und Walbeck als sericitische, chloritische, verkieselte, von vielen Quarzadern durchzogene Schiefer und ähnliche Gesteine. — Diese Umwandlung wird auf die außerordentlichen Knickungen, Faltungen, Zerreißungen und Ineinanderschiebungen der Schichten in diesem Gebiete zurückgeführt.

Die Randgesteine.

Nachdem sich die untere Kohlenformation, das jüngste Sediment des Harzes, niedergeschlagen hatte, hob sich unser Gebirge über den Meeresspiegel, und es setzten sich nun nach und nach um die sich mehr und mehr hebende Insel mantelartig Flözgebirgsschichten. Diese Hebung setzte sich bis zur Ablagerung der Kreidegesteine fort, doch war sie am Nordrande, wo die Randgesteine vielfach verworfen und steil emporgehoben, ja fast überall übergekippt sind, bedeutend stärker, als am Südrande, wo die Randgesteine flach aufliegen und fast überall vom Gebirge abfallen.

a. Die obere Steinkohlenformation.

Die Schichten derselben kommen im Harze nur an drei Stellen vor. Bei Meisdorf und Opperode östlich von Ballenstedt liegt über thonigem Sandstein ein schlechtes, noch nicht 3/4 m mächtiges Kohlenflöz mit vielen Pflanzenabdrücken. Ähnliche Schichten finden sich bei Grillenberg in der Nähe von Wippra. Etwas bedeutender sind die kohlenführenden Schichten bei Ilfeld und Rotehütte, wo ein etwa 1 1/2 m mächtiges Flöz, welches viele schöne Pflanzenreste geliefert hat, bebaut worden ist.

b. Das Rotliegende.

Diese an organischen Resten arme Formation umzieht, mehrfach unterbrochen, den Harz von Ballenstedt über Meisdorf, Vatterode, Leinungen, Questenberg, Hermannsacker, Neustadt, Ilfeld, Ellrich, Lauterberg bis zum Gläsnerberge bei Hahausen. Am stärksten entwickelt ist sie in der Grafschaft Mansfeld, wo sich zwischen ihr mächtige zu Mühl- und Bausteinen geeignete thonige Sandsteine finden, und in der Gegend von Ilfeld, wo sie hoch in das Gebirge (bei Rotehütte zu 574 m, im Großen Ehrenberge zu 638 m) hinaufsteigt. Für das untere Rotliegende sind Kalksteinflöze charakteristisch. Die Gegend von Ilfeld ist durch Melaphyr und Porphyritdecken ausgezeichnet. — Die Gesteine des oberen Rotliegenden sind Porphyrittuff, fleckiger Sandstein, dichter Porphyrtuff, Porphyrkristalltuff, Porphyr-Konglomerat und Walkenrieder Sand.

c. Die Zechsteinformation

umfaßt in ihrer unteren Abteilung die stets zusammen auftretenden Schichten des Zechsteinkonglomerats, des Kupferschiefers und des Zechsteins. Sie umziehen den ganzen Südrand des Harzes von Neukrug bei Hahausen bis in die

Grafschaft Mansfeld. Von hervorragender Bedeutung ist der Kupferschiefer, eine bis $^2/_3$ m mächtige Schicht eines dunklen Mergelschiefers mit vielen Fischabdrücken, durch die eingeschlossenen Kupfererze (Kupferglanz, Buntkupfererz und Kupferkies) und Silbererze, welche letztere die Bauwürdigkeit des Flözes bedingen. So beträchtlich seit Jahrhunderten der Ertrag des Mansfelder Kupferschieferbergbaues gewesen ist, so gering ist der Erfolg der bei Stolberg, Ilfeld, Lauterberg, Walkenried, Osterode, Seesen, Neukrug („Neumansfeld") unternommenen Bauversuche gewesen. —

Die mittlere Abteilung dieser Formation tritt auch am Nordrande auf. Ihre unteren Schichten sind Anhydrit (wasserfreier schwefelsaurer Kalk) und Gips, ihre oberen Dolomit und Stinkschiefer.

Der interessante Gipszug auf der Südseite des Harzes, welcher bei Badenhausen beginnt, bei Ilfeld infolge einer Verwerfung sich in zwei Züge teilt und erst in der Gegend von Sangerhausen endet, besteht im Innern aus Anhydrit, auf den sich, vielfach pittoreske Felspartien bildend, schalenförmig der Gips legt. Über die Erdfälle und Höhlen dieses Zuges siehe später.

Dolomit und Stinkschiefer, durch deren Zerbrechung und Zertrümmerung vielfach s. g. Rauchwacke oder Rauhwacke entstanden ist, reichen an einer Stelle, zwischen Lauterberg und Herzberg (Einhornhöhle), hoch in das Gebirge hinauf.

Die obere Zechsteinformation, welche nur am Südrande vorkommt, besteht aus großen Letten mit dünnen Zwischenlagen von Kalkstein und schließt auch jüngeren Gips ein.

d. Die Triasformation,

d. i. bunter Sandstein, Muschelkalk und Keuper, bildet am Nordrande des Gebirges ein schmales Band, welches sich der Zechsteinformation eng anlegt. Sie fehlt auch nicht am Südrande, doch liegt sie hier bei der Breite der Zechsteinformation weit ab vom Harze.

Der Zug des bunten Sandsteins reicht im Norden von Hahausen bis Gernrode, seine obere Abteilung (Röth) führt Steinsalz, dem die Solquelle bei Harzburg entquillt.

Während der bunte Sandstein mit dem Keuper die Thäler bildet, tritt der Muschelkalk, noch über Gernrode hinaus sich erstreckend, in schmalen Bergrücken auf, welche dem nördlichen Harzrande parallel laufen. Da diese in die Höhe geschobenen Gesteine sich umgekippt und überstürzt haben, so liegen die älteren Schichten über dem jüngeren und unter dem älteren Röth.

Der Keuper, an wenigen Stellen, namentlich bei Thale, vom Muschelkalk durch Lettenkohle getrennt, erscheint als bunter Letten und Mergel mit Sandstein und Gips.

e. Die Juraformation.

Während Rotliegendes, Zechstein und Trias den Harz rings umziehen, kommen die Jura- und Kreideformation nur am Nordrande desselben vor; und zwar erstere in einer größeren Partie in dem flachen Busen des Schiefergebirges zwischen Langelsheim und Harzburg und, völlig davon getrennt, in der Nähe von Quedlinburg.

In der Harzburger Jurapartie lassen sich Lias (schwarzer oder unterer Jura), Dogger (brauner oder mittlerer Jura) und oberer (weißer) Jura unterscheiden.

Der Lias, in dem vier teils versteinerungsleere, teils versteinerungsreiche Unterabteilungen unterschieden werden, tritt als Thon und Kalk, Thonmergel, Mergel und Mergelschiefer auf und schließt vielfach Eisenstein ein. Besonders die dritte Schicht des unteren Lias führt schönen Roteisenstein, der auf der Harzburger Hütte verschmolzen wird.

Die Schichten des Dogger liefern den Ziegeleien guten Thon und enthalten teilweise Kalk- und Brauneisensteinsknollen.

Lias, Dogger und die untere Oxfordgruppe des oberen Jura füllen das Thal am nördlichen Fuße des Harzes aus, die obere Oxfordgruppe dagegen, welche vorwiegend aus Kalkmergel und Kalkstein besteht, bildet mit den Gesteinen der Kreideformation die dem Harze parallelen Höhenzüge des Petersberges und Langenberges zwischen Goslar und Harzburg.

f. **Die Kreideformation**

umzieht den Harzrand von Langelsheim bis Ballenstedt, doch reichen die unteren Schichten desselben, Hils und Gault, nur bis Harzburg. Von den jüngeren Schichten hat nur der Pläner an der Überkippung teilgenommen, die Senonen-Bildungen fallen meistens, den Zeitpunkt der letzten größeren Erhebung markierend, in flachliegenden Schichten vom Harze ab. Bei dieser Hebung ist eine kleinere Partie Kreide (bei Ilsenburg und Thale) zwischen Zechstein- und Triasformation in auffallender Weise eingeschoben.

Der Hils, Kalkstein und Thon, schließt Bohnerze ein, welche früher bergmännisch gewonnen wurden. Der Gault besteht in seiner unteren Schicht aus („unterem Quader-") Sandstein, welcher vor dem Breitenthor vor Goslar den zu einer Kapelle ausgehöhlten Felsen der Klus bildet und am benachbarten Petersberge zur Anlage eines großartigen Steinbruchs Anlaß gegeben hat, in seiner mittleren Schicht aus Thon und Mergel und in seiner oberen aus Flammenmergel.

Der Pläner, grüne thonige Mergel und Kalke in verschiedenen Farben, findet sich in acht Unterabteilungen von Langelsheim bis Harzburg und von Timmenrode bis Ballenstedt, die senone Kreide dagegen von Goslar bis zur letztgenannten Stadt. Ihr gehören der durch seinen Reichtum an Petrefakten ausgezeichnete Sudmerberg bei Goslar und die Quadersandsteinreihe Teufelsmauer-Regenstein (siehe S. 164) an.

g. **Die Tertiärformation**

(Braunkohlenbildung) ist nur schwach am Harzrande vertreten. Denn außer ganz unbedeutenden Partieen von Braunkohlenthonen mit Braunkohlenquarziten im Honsteinschen und den in Schlotten und Spalten des Kalkgebirges bei Elbingerode eingelagerten Braunkohlen findet sich nur noch eine erst in neuerer Zeit aufgeschlossene derartige Ablagerung zwischen Blankenburg und Thale.

h. **Das Diluvium**

wird vom hercynischen Schotter und Lehm gebildet.

Während die Geröllablagerungen am Südrande nur Harzgesteine enthalten, finden sich am Nordrande und teilweise selbst in bedeutender Höhe auch nordische Geschiebe und nordische Granite und Gneiße und Kreidegesteine von der Ostsee. — Im östlichen Harz werden bis zu einer Grenzlinie, welche von Gernrode nach Stolberg verläuft, sogar auf Höhen bis zu 400 m Braun-

kohlenquarzite in Geröll und Blöcken, mit nordischen Geschieben untermischt, angetroffen. Diese Quarzite aus Tertiärbildungen im Norden des Harzes „deuten eine Überflutung des östlichen Harzes zur Zeit der Diluvialablagerungen an“.

Wie der Schotter die früheren Flußläufe einschließt, so zieht sich der Lehm oder Löß in den Erosionsthälern bis zu einer Höhe von 280 m hinauf. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß unser Gebirge in der Diluvialzeit teilweise mit Gletschern bedeckt war. So werden eigentümliche Steinwälle, welche sich im Oderthale in der Nähe des Andreasberger Rinderstalles bis zu 20 m über den Thalboden erheben, und ähnliche Blockanhäufungen in andern Thälern im Süden und Westen des Brockens als alte Moränen angesehen. (von Groddeck, S. 84.)

Dem Löß gehören auch die Lehmablagerungen in den Harzhöhlen an, in denen sich vielfach Knochen von Diluvialtieren vorfinden. In dem Löß der Einhornhöhle bei Scharzfeld wurden 1881 und 1882 von Struckmann auch menschliche Knochen, Topfscherben, Geräte und Schmuckgegenstände aus Stein, Knochen, Horn und Metall ausgegraben.*)

In der Gegend von Osterode und Herzberg sind in dem Lehm und Thon, welcher die Vertiefungen der Gipsoberfläche gewöhnlich ausfüllt, hin und wieder Reste vom Mammut, Rhinozeros und von der Höhlenhyäne gefunden. Und die Spalten der Gesteinsbänke des Sudmerberges bei Goslar sind mit einer Knochenbreccie ausgefüllt, deren in lockerem Kalkmehl liegende oder durch ein kalkiges Bindemittel zusammengekittete Knochen den Geschlechtern Bär, Hirsch, Hase, Fledermaus, Huhn, Taube, Fink und Lerche angehören.

Nicht bedeutende Anhäufungen von Pflanzenresten sind bei Osterode und Rottleberode angetroffen. Es wurden dadurch sogar, da man sie für Braunkohlen hielt, bergmännische Versuche veranlaßt.

i. Das Alluvium

besteht aus weit ausgedehnten Torfmooren auf dem Brockengebirge und Brockenfelde, dem Bruchberge und andern Höhen des Gebirges, aus Gesteinsstücken, welche in thonige oder sandige Massen eingebettet sind, und aus den Geröllablagerungen der Thalebene und Dammerde.

Wie wir sahen, schließen die Grauwacken des Kerngebirges Gerölle ein, welche nicht den gegenwärtig als anstehend bekannten Gebirgsarten entstammen. „Nehmen wir dazu, daß die Versteinerungen der Kerngebirgsschichten einer Tiefmeerfacies entsprechen, so zeigt sich uns in diesen Schichten ein alter tiefer Meeresboden, zu dessen Bildungszeit unser Vater Brocken noch nicht das Licht des Tages erblickt hatte. Diabase brachen zwischen diesen Schichten auf dem Meeresgrunde durch und bildeten oft mit ihnen abwechselnde Decken. Dann erst erhob sich der Granit, und mit ihm erstand unser Gebirge.“ „Mag die Ursache dieser Erhebung nun eine eigentliche Eruption, oder — wie wahrscheinlicher ist, nur eine Zusammenschrumpfung der erkaltenden Erde gewesen sein, jedenfalls faltete und spaltete sich gleichzeitig damit das alte Kerngebirge und machte Platz für die Ablagerung der edlen Erze.“

*) Hierdurch vervollständigt sich meine auf S. 18 gegebene Mitteilung über diese vorgeschichtliche Wohnstätte.

„Um die Harzinsel legten sich nun die Randgebirgsschichten. Öftere Hebungen und gleichzeitig tiefe Abstürze der Umgebungen, wohl durch weitere Schrumpfungen der Erdrinde entstanden, stellten jene steil auf. Dann wurde der Harz zur Halbinsel, bespült von den Wogen des oberen Kreidemeeres. Noch einmal umkreiste ihn das Diluvialmeer, dann endlich wurde er ein Teil des Festlandes." (Geh. R. Dr. Wedding.)



X.

Die mineralischen Schätze des Harzes.*)

A. Goslar und Oberharz.

1. Zur älteren Geschichte des Bergbaues.

Während Goslar, d. i. Niederlassung an der Gose (am Gießbache), zum ersten Male im Jahre 979 urkundlich erwähnt wird, legen die alten Chronisten die Entdeckung der Erzlager des Rammelsberges schon in die letzten Regierungsjahre des Kaisers Otto I. Wenn nun auch die bekannte Sage vom Jäger Ram, welche erst Jahrhunderte später auftaucht und nur erfunden ist, den Namen des Berges zu erklären (der übrigens in ältester Zeit Rames- und Ramsberg, d. i. Rabenberg, mons corvorum, lautete), um so weniger den geringsten Glauben verdient, als sie selber nicht einmal darüber einig ist, ob der Jäger Ram hieß oder ob Ramel das Pferd eines „vornehmen Mannes gewesen, adelichs Geschlechts, des Name unbewußt", und als ferner der angebliche Grabstein Rams erst etwa um 1200 angefertigt und mit den Namen Ram und Gosa — so hieß angeblich Rams Gemahlin — noch viel später versehen ist, so kann doch an der Richtigkeit jener Angabe, die zwischen den Jahren 968, 970 und 972 schwankt, nicht gezweifelt werden.

Die ersten Bergleute wurden aus dem mitteldeutschen Franken, dem Sitze einer uralten Montanindustrie (siehe S. 80), hierhergerufen und bauten sich auf dem Frankenberge an, dem westlichen Teile der späteren Stadt. Der Ertrag des Goslarschen Bergbaues, welcher ausschließlich dem Könige zustand, war in jener Zeit ein überaus ergiebiger. „Von hier stammen die ältesten Silbermünzen Niedersachsens, die Ottolinen, Dickmünzen mit beiderseitigem Gepräge, im 12. Jahrhundert durch die in Thüringen aufgekommenen Brakteaten oder Hohlmünzen verdrängt. Ein großer Teil der gewonnenen Reichtümer diente zur würdigen Ausstattung geistlicher Stiftungen, wie namentlich des neu gegründeten Erzbistums Magdeburg." (Konrektor Dr. Müller.)

Im Jahre 1157 verlieh Kaiser Friedrich I. das Bergbaurecht am Rammelsberge dem Stifte S. Simonis u. Judä zu Goslar, dem Stifte S. Peters-

*) Die Arbeit in Grube, Aufbereitungsanstalt und Hütte 2c. wird im zweiten Teile des Buches vorgeführt werden.

berg daselbst, dem Stifte Walkenried und der Stadt Goslar, und diese Hauptgewerken belehnten wiederum verschiedene Familien Goslars und benachbarte Adelsgeschlechter mit einzelnen Anteilen (vergl. S. 62 ff.). Mit der Verwaltung und Aufsicht beauftragten diese Gewerken „den Sechsmann“, ein aus sechs Personen bestehendes Bergamt.

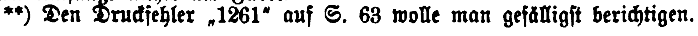
In den Kämpfen der Welfen mit den Staufen wurden die Goslarschen Gruben und Schmelzhütten wiederholt verwüstet, und der Bergbau kam zeitweilig völlig zum Erliegen*), so daß sich ein Teil der Bergleute nach Sachsen wandte und dort die Stadt Freiberg gründete, ein anderer aber in den Oberharz zog und hier zahlreiche Gruben und Hütten anlegte. Doch war diese Störung nur vorübergehend, und schon unter Kaiser Otto IV. standen die Gruben wieder im vollen Betriebe.

Von großer Bedeutung für die spätere Zeit war es, daß Kaiser Friedrich II., welcher 1219 der Stadt Goslar ihre bisherigen Rechte im Harze als „jura silvanorum“ bestätigt hatte, im Jahre 1235 dem Welfen Otto dem Kinde und dessen Nachkommen den kaiserlichen Bergzehnten (decimas Goslariae imperio pertinentes) und damit das volle Bergregal zu Lehen gab, so daß von nun an der Herzog von Braunschweig der Stadt Goslar und den Gewerken als Bergherr gegenüberstand, wie denn das vormals dem Reiche zuständige Forstrecht im Harze schon seit 1157 in den Händen der Welfen kraft kaiserlicher Belehnung gewesen war. Ottos Sohn, Herzog Albrecht der Große, erließ darauf als Bergherr am 25. April 1271**) die jura et libertates silvanorum, die älteste Bergordnung des Harzes. (Übrigens war schon Heinrich der Lange, der Oheim Ottos des Kindes, im Besitze des Bergzehntens vom Rammelsberge gewesen, denn er verschrieb denselben seiner Gemahlin zum Wittum. Diese blieb auch nach dem Jahre 1235 noch im Genusse desselben, bis Otto das Kind sie im Jahre 1243 durch Zahlung einer Geldsumme abfand. Wahrscheinlich hat Heinrich der Lange den Zehnten und damit das Bergregal schon 1204 zugleich mit der Reichsvogtei über Goslar vom Könige Philipp zur Belohnung für seinen Abfall vom Kaiser Otto IV., seinem Bruder, zu Lehen empfangen.)

Da ich die Geschichte des älteren oberharzischen Bergbaues und die Wiederaufnahme desselben im 16. Jahrhundert bereits in dem Abschnitte „Die Besiedelung des Harzes“ in ihren Hauptzügen vorgeführt habe, so beschränke ich mich im folgenden vorerst auf den Goslarschen Bergbau. Es ist dabei — die Reichsvogtei über die Stadt, welche diese 1290 von den Grafen von Woldenberg erwarb, bleibt hier außer Betracht — zwischen der Erwerbung der Bergteile und der des Bergzehntens (mit welchem Bergherrschaft und Landeshoheit untrennbar zusammenhingen) streng zu unterscheiden.

Die von den Gewerken, unter denen die Familie von der Gowisch (welche sich nach einer benachbarten Hütte schrieb) schon früh eine hochangesehene Stellung einnahm, zu „Vormündern“ des Bergbaues gewählten Sechsmänner führten die genossenschaftliche Aufsicht über den Betrieb des Bergbaues. Im Jahre 1351 sah sich diese Vertretung der Gewerken genötigt, eine Anleihe auf-

*) Infolge einer Pest waren die Gruben im Anfange des 11. Jahrhunderts auf kurze Zeit (von 1006—1016) auflässig geworden. Jene Geschichte dagegen, daß „der Berghauptmann von Scharzfels“ (!) 1080 samt seinen Bergleuten fortgezogen sei, um sich am Kaiser Heinrich IV. für eine seinem Hause angethane Schmach zu rächen, ist in ihrem ganzen Umfange nichts als Fabel.


**) Den Druckfehler „1261“ auf S. 63 wolle man gefälligst berichtigen.



zunehmen. Dieser ersten folgten bald andere Anleihen, und schon im Jahre 1375 erreichte die Schuld die Summe von 2860 Mark. Da die Sechsmänner zur Rück- oder auch nur Abzahlung außer stande waren, so mußten sie in diesem Jahre die Verwaltung in die Hände des Hauptgläubigers, des Rates der Stadt Goslar, legen, der, um den nötigen Druck ausüben zu können, die übrigen Gläubiger abgefunden hatte. Seitdem waren also die einzelnen Gewerken ohne genossenschaftliche Vertretung. Auch wurde es dem Rate in jener Zeit des Rückganges im Bergertrage nicht schwer, zu seinem bedeutenden Berganteile einen Anteil nach dem andern käuflich zu erwerben. Wie ihm schon im Jahre 1310 Kosten und Gewinn des Walkenriedeschen Anteils zu drei Vierteln überlassen waren, so erwarb er u. a. die Anteile des Simon-Judasstiftes 1432, des Klosters Michaelstein 1441, des Klosters Walkenried (völlig) 1444, der Stadt Lüneburg 1494, der Grafen von Mansfeld 1511. In diesem Jahre waren sämtliche 19 Gruben und 26 Schmelzhütten im unbestrittenen Besitze der Stadt.

Der sogen. Zehnte — er bestand nur im je dreizehnten Korbe Erz — und also die aus der Bergherrschaft fließenden Rechte waren unter den welfischen Häusern geteilt. Die Nachricht einiger Chronisten, daß die drei Söhne Albrechts des Großen 1279 jene gemeinschaftlich übernommen hätten, so daß jedem ein Drittel zugestanden haben würde, entbehrt der Begründung. Vielmehr geht aus späteren Urkunden hervor, daß die grubenhagensche und die göttingensche Linie je zur Hälfte an dem Bergregal des Rammelsberges beteiligt waren.

Die grubenhagensche und auch wohl die göttingensche Hälfte kam schon früh als Lehen in den Besitz der Familie von Gowisch. Der Rat der Stadt bot aber alles auf, um dem herzoglichen Hause und dessen Lehnsmanne die ursprünglich klar abgegrenzten Rechte zu schmälern. „Er wollte den Herzögen unter den verliehenen Bergrechten nur die im 13. Korbe bestehende Zehntpräſtation und eine Art von Gerichtsbarkeit, die man die „lütge Vogedie" oder das Zehntding nannte, zugestehen, er bestritt den Herzögen alle andern Rechte, namentlich auch das eigentliche Berggericht, als der eigentlichen kaiserlichen Vogtei zu Goslar zugehörig. Doch mit letzterer hatte das Berggericht nichts zu thun; denn es stand mit dem obersten Bergrechte dem Bergherrn zu, der die kleineren Sachen durch Bergrichter und geschworene Schöffen aus dem Mittel der Gewerkschaften, die größeren Sachen aber in dem Bergdinge (welches nach der Bergordnung von 1271 dreimal jährlich, und zwar abwechselnd vor dem Kaiserhause, auf der Viehtrift vor Goslar und beim Matthiaskloster Cella im Oberharze) durch seinen Förster und Amtmann (welche für seine Kasse die Wrogen verrechneten) richten ließ. Letzterer war nicht der frühere kaiserliche Vogt, wie Goslar vermeinte, sondern der Vertreter des Bergherrn, des Herzogs. Man vermengte absichtlich oder unwissend die Befugnisse des kaiserlichen und des herzoglichen Vogtes, den Umfang der Bergvogtei mit der kaiserlichen Vogtei in Goslar, in welche zwar auch Abgaben aus dem Harzwalde, Schlagschatz und Kupferzoll entflossen. Allein diese Abgaben hatten ihren besondern Grund in dem königlichen Münz- und Zollregale, welches den Königen wie im ganzen Reiche, so auch im Harze zustand, sie hatten mit dem Bergregal nichts zu schaffen. Diese Bezüge verblieben der königlichen Vogtei in Goslar, sie gingen, als letztere die Stadt gewonnen, wie die im Archive noch vorhandenen Rollen über den Rückstand am Schlagschatz und Kupferzoll nachweisen, an die Stadt selbst über und konnten den Herzögen nicht zustehen." (Staatsanwalt Bode.)

Im Jahre 1356 verpfändete die mehr und mehr der Verarmung entgegengehende Familie von Gowisch Zehnten und Gericht am Rammelsberge den Sechsmannen, und am 15. April 1359 bestätigten die Herzöge Ernst und Albrecht von Grubenhagen diese Verpfändung und erteilten den Sechsmannen bezüglich der grubenhagenschen Hälfte die Belehnung. Dabei behielten sie sich vor, diese ihre zu 400 Mark lötigen Silbers verpfändete Hälfte jedes Jahr, und auch, wenn Herzog Ernst zu Göttingen, Albrechts des Feisten Sohn, ohne Erben abginge, dessen Hälfte, die also gleichfalls verpfändet war, mit ebenfalls 400 Mark lötigen Silbers einlösen zu können.

Als die Sechsmannen 1375 gezwungen wurden, ihre Rechte dem Rate der Stadt zu übertragen, gingen damit auch Zehnten und Gericht an letzteren über. Da indes diese Pfandschaft ihm jederzeit gekündigt werden konnte, so kam ihm die stete Geldverlegenheit der grubenhagenschen Herzöge sehr erwünscht. — Vom Jahre 1459 an streckte er diesen immer größere Summen auf das Pfandobjekt vor, so daß er eine Wiedereinlösung kaum noch fürchten mochte: So lieh er am 23. Februar 1490 dem Herzog Heinrich und dessen drei Neffen 400 Goldgulden, im Jahre 1493 den Herzogen Heinrich, Philipp und Erich 1760 Goldgulden und am 9. Oktober 1509 der Herzoginwitwe Elisabeth, Philipps Mutter, als der Nutznießerin der Burg Osterode mit Zubehör, 1000 rheinische Goldgulden auf den Zehnten des Rammelsberges.

Zwar hatte schon Herzog Heinrich der Ältere zu Wolfenbüttel die Absicht, den Zehnten wieder einzulösen: Schon am 13. März und 24. April 1496 erwarb er von seinen grubenhagenschen Vettern Heinrich, Philipp und Erich gegen Zahlung einer Pfandsumme von 1200 Thlr. die Befugnis, die grubenhagensche Hälfte des Zehntens von Goslar einzulösen und 20 Jahre in Nutzung zu behalten. Doch brachte erst sein thatkräftiger Sohn Heinrich der Jüngere, der ihm im Jahre 1514 folgte, diesen Plan, den wertvollen Besitz seinem Hause zurückzuerwerben, zur Ausführung. Trotz des Widerstrebens der Stadt zahlte der Herzog 1527 die mit Hülfe der Städte Magdeburg und Braunschweig auf 24663 rhein. Gulden festgestellte Pfandsumme. Philipp von Grubenhagen überließ ihm in demselben Jahre die Nutzung der grubenhagenschen Hälfte auf 20 Jahre gegen Zahlung von 1400 rhein. Gulden, oder nach anderen Angaben auf Lebenszeit gegen Erhöhung der früheren Pfandsumme um 5000 Thlr.

Obwohl das Recht dem Herzog Heinrich klar und entschieden zur Seite stand, so weigerte sich doch die Stadt, ihn als ihren Bergherrn anzuerkennen und seinem Berggericht sich zu fügen. Trotzig stellte sie die Arbeit am Berge ein, ergriff die Waffen gegen den in Riechenberg lagernden Herzog und verwüstete die außerhalb der Stadtmauer belegenen Stifter und Klöster. Doch kam der Streit damals noch nicht zum Austrag, und Goslar gewann infolge der Verwickelungen des Herzogs in die großen Händel der Zeit und seiner Gefangennahme noch einmal eine kurze Frist. Eifrig ward der Bergbau wieder aufgenommen, und 1539 und 1544 gab der Rat, als sei er im rechtlichen Besitze des Bergregals, neue Bergordnungen heraus.

Der grubenhagenschen Hälfte des Dreizehntens bemächtigte sich indes im Jahre 1545 Herzog Philipp, doch mußte er sich nach Heinrichs Rückkehr am 15. August 1547 unter Vermittelung des Markgrafen Johann von Brandenburg dazu verstehen, Rechnung über die ihm daraus erwachsene Einnahme abzulegen und um diesen Betrag die von ihm demnächst seinem Vetter zu erstattende Pfandsumme zu erhöhen.

Im Jahre 1552 fand Herzog Heinrich endlich Zeit, mit Ernst gegen Goslar vorzugehen. Und so übermütig die Reichsstädter einige Jahrzehnte zuvor gewesen waren, so demütig zogen sie nun am Montage nach Trinitatis nach Riechenberg hinaus und baten um Frieden.

Seit diesem für Goslar höchst ungünstigen Vertrage, — auf den ich an anderer Stelle zurückkommen werde — gehörte der Bergbau am Rammelsberge den Herzögen zu Wolfenbüttel.

Noch im Jahre 1552 erließ Herzog Heinrich eine vorläufige Bergordnung für den Rammelsberg, und am 21. März 1555 folgte dieser eine eingehendere, der kursächsischen vom Jahre 1554 nachgebildete Bergordnung für den Rammelsberg und den diesem anliegenden Herzberg sowohl wie für den wolfenbüttelschen Anteil am Oberharze.

Am 11. August 1634 starb mit dem Herzog Friedrich Ulrich der letzte männliche Nachkomme Heinrichs des Jüngeren. In einem Vertrage zu Braunschweig einigten sich am 14. Dezember 1635 seine Erben, die sieben damals lebenden Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, dahin, daß die zu dieser Erbschaft gehörenden Bergwerke und Bergstädte (Zellerfeld, Lautenthal, Grund und Wildemann, der Rammelsberg samt Forsten, das Salzwerk Juliushall, die Eisenfaktorei und das Eisenwerk zu Gittelde rc.) gemeinschaftliches Besitztum aller sieben Erben sein sollten. Darnach fielen den Linien Celle $^3/_7$, Harburg $^2/_7$ und Dannenberg (der mit dem Herzog Wilhelm 1884 ausgestorbenen „jüngeren Linie Braunschweig") $^2/_7$ zu, doch überließ die Linie Celle ihren Anteil sofort der Linie Calenberg, welche damals abgezweigt wurde. Als dann schon 1642 die Linie Harburg ausstarb, wurde der Anteil in der Weise geteilt, daß Wolfenbüttel (die vormals Dannenbergsche Linie) $^1/_7$ und die Linien Calenberg und Celle je $^1/_{14}$ erhielten. Nachdem endlich 1665 Celle sein $^1/_{14}$ Calenberg überlassen hatte, besaß dieses (Hannover) $^4/_7$ und Wolfenbüttel (Braunschweig) $^3/_7$. Der am 4. Oktober 1788 zu Zellerfeld abgeschlossene Teilungsrezeß überwies die Bergstädte Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal mit $^4/_7$ der Forsten an Hannover, und $^3/_7$ der Forsten, sowie die Jagd in sämtlichen bisherigen Kommunionforsten an Braunschweig, ließ aber den gemeinschaftlichen Besitz (die „Kommunion") des Rammelsberges und der zu demselben gehörenden unterharzischen Silberhütten, des „jus metalli fodinarum" im Goslarschen Stadtforst, der Eisenhütte zu Gittelde und der zu dieser gehörenden Eisensteinsgruben und der Saline Juliushall bestehen. Auch der im Jahre 1874 zwischen Preußen und Braunschweig abgeschlossene Vertrag hat nur die Hoheitsrechte ersterem allein zugewiesen, der Ertrag der Gruben und Hütten wird noch immer im Verhältnisse von 4 : 3 geteilt. —

Nachdem wir den Streit um den Besitz des Rammelsberges zu Ende geführt haben, hole ich hier nach, daß die Gruben desselben von der Mitte des 14. Jahrhunderts an etwa 100 Jahre lang ungebaut gelegen haben sollen. Wie das Jahr der Auflassung verschieden angegeben wird (1342, 1344, 1353, 1356, 1359, 1373), so soll dieselbe bald von der Pest veranlaßt, bald die Folge eines Grubeneinsturzes gewesen sein. Aus den Verhandlungen, welche im Jahre 1388 zwischen dem Bischof Gerhard von Hildesheim und dem Rate von Goslar wegen der früher gräflich woldenbergschen Vogteigelder stattfanden, geht indes mit Bestimmtheit hervor, daß die früheren Gruben in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch eindringendes Wasser zu Grunde gegangen waren, zugleich aber auch, daß damals, im Jahre 1388, bereits neue im Bau standen. Von einer völligen Auflassung bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts kann

demnach keine Rede sein. Wohl aber wird die Nachricht, daß es dem „Edelmann" Michael von Broda aus Prag mit Hülfe von Bergleuten aus Grimma in Meißen 1419 und in den folgenden Jahren gelang, auch die alten Gruben nach und nach wieder „zu Sumpfe zu bringen" (die eingedrungenen Wasser zu gewältigen), als richtig angenommen werden können. —

Zur Ergänzung der in dem Abschnitte „Die Besiedelung des Harzes" gegebenen Nachrichten über den Bergbau in dem „einseitigen", die Städte Klausthal, Altenau und Andreasberg umfassenden Oberharze füge ich hier ein, daß nach dem Erlöschen des grubenhagenschen Herzogshauses im Jahre 1598 die Linie Wolfenbüttel das Fürstentum Grubenhagen widerrechtlich einnahm, im Jahre 1617 aber diese Erbschaft infolge eines kaiserlichen Erkenntnisses der in Celle, Harburg und Dannenberg regierenden Linie abtreten mußte. Herzog Otto von Harburg hatte indes schon 1603 seinem Anteil entsagt, und die beiden Dannenbergschen Brüder ließen sich 1618 mit dem Amte Wustrow und einer Jahresrente abfinden. Bei einer weiteren Länderteilung unter den Herzögen der Linie Celle im Jahre 1665 kam Grubenhagen an Calenberg (Hannover).

2. Der gewerkschaftliche Bergbau des Oberharzes.

Auf Grundlage der Bergfreiheiten aus dem 16. Jahrhundert (S. 71, 73, 77) entwickelte sich der Bergbau des Oberharzes als ein gewerkschaftlicher. Unter den Gewerken waren namentlich die reichen Kaufleute der Städte Braunschweig, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Lübeck und Verden, die Grafen von Stolberg und andere Grafen und Herren von Bedeutung.

Die Bergherrschaft lieferte den Gruben alles zum Ausbau der Schächte und Stollen und den Hütten alles zum Schmelzen der Erze erforderliche Holz unentgeltlich und alle übrigen wichtigen Materialien, Pulver und Geleucht, zu ermäßigten Preisen. Auch übernahm sie die Anlage und Instanderhaltung von Teichen, Wasserstollen und Gräben fast ausschließlich. Für diese bedeutenden Leistungen bezog sie den zehnten Teil der gewonnenen Metalle als Bergabgabe und hatte betreffs der den Gewerken zustehenden $^{9}/_{10}$ das Vorkaufsrecht, so daß ihr alle Metalle zu einem mäßigen, bei erster Festsetzung in der Mitte des 16. Jahrhunderts aber etwa dem Marktwerte entsprechenden Preise überlassen werden mußten.

Jede Grube des Harzes bestand bergrechtlich aus 130 (anfangs 128) Kuxen oder Anteilen, nämlich 124 zahlenden und 6 Freikuxen, von denen 4 dem Bergherrn und je eine der Kirche und der Stadt zustanden; letztere beiden kamen erst später hinzu. Wer einen Erzgang entdeckte und auf eine gewisse Längenerstreckung (S. 70) in Anspruch nahm („mutete"), konnte die Hälfte der Kuxe für sich behalten, mußte aber die andere Hälfte andern Personen verteilen. War auf die Mutung die Verleihung des Grubenfeldes erfolgt, und hatte der Unternehmer seine Mitgewerken beisammen, so reichte er ein Verzeichnis derselben dem Bergmeister ein und präsentierte den von der Gewerkschaft gewählten Schichtmeister und den von ihr in Aussicht genommenen Steiger dem Berghauptmann und dem Bergmeister zur Bestätigung. Letzterer bestimmte ihnen den Lohn und nahm sie in Eid und Pflicht. Wer nun die vom Bergmeister für das erste Quartal festgesetzte „Zubuße" zu rechter Zeit zahlte, wurde vom Gegenschreiber unter Bezeichnung seiner Kuxe in das Gegenbuch eingetragen. Kuxinhaber, welche ihre Zubuße nicht zahlten, gingen

ihrer Anteile verlustig, diese kaduzierten Kuxe konnten die Mitgewerken für sich beanspruchen. —

So lange die Gruben nur geringe Teufe hatten und gehaltreiche Erze zu Tage förderten, und so lange die Differenz zwischen dem Vorkaufspreise und dem Verkaufswerte der Metalle keine zu große war, nahm der Bergbau, wenngleich selbstverständlich manche Versuche fehlschlagen mußten, einen guten Fortgang. Als aber diese und alle anderen Verhältnisse — wie ich S. 74 f. auf Grund der Akten des Königl. Staatsarchivs zu Hannover eingehend dargelegt habe — für die Gewerken eine immer unvorteilhaftere Gestalt annahmen, kam der Bergbau dem völligen Erliegen nahe. Wenn nun auch die Bergherrschaft 1619 einige Erleichterungen gewährte, so zogen sich doch nach der Zerstörung von Magdeburg die dortigen und wegen des mit dem Kuxhandel getriebenen Schwindels auch andere auswärtige Gewerken vom Bergbau zurück, und die Maßnahme, daß die Gewerkschaft einer Ausbeutegrube daneben eine Zubußgrube übernehmen mußte und daß die Kämmerei in Klausthal gezwungen wurde, stets eine Anzahl Zubußkuxen zu bauen, genügte nicht, den matten Betrieb neu zu beleben. Dazu waren durchgreifende Maßregeln erforderlich, wie sie die Bergherrschaft, der übrigens auch jede **Zubuß**zeche Gewinn (Zehnten, Differenz zwischen dem Vorkaufspreise und Metallwerte) abwarf, zu Anfang des 18. Jahrhunderts traf.

Zunächst und vor allem wurde „die Aufnahme neuer Versuche und die schwunghafte Fortsetzung des begonnenen Betriebes der auf Hoffnung bauenden Zechen“ durch die Errichtung der „Bergbaukasse“ im Jahre 1702 gesichert. Die Einnahme derselben bestand in einer von den Bergstädten und Bergorten freiwillig — doch unbeschadet der in den Bergfreiheiten zugesicherten Steuerprivilegien — übernommenen Abgabe vom Bier-, Wein- und Branntweinkonsum (vom Stübchen einheimischen Bieres 2 ₰, Goslarschen Bieres 4 ₰, vom Quartier Branntwein 4 ₰). „Bis zum Jahre 1714/17 hat von drei zu drei Jahren eine Befragung der Gemeinden und der Bergleute stattgefunden, ob sie sich die Fortdauer der Bergbauaccise gefallen lassen wollten; von da an bis zum Jahre 1749 haben die Behörden das Einverständnis der Bevölkerung mit der Fortdauer bezeugt, von 1749 bis zu der im Jahre 1834/35 erlassenen andern Steuergesetzgebung ist die Accise ohne weiteres erfolgt.“ (Oberbergrat Noeggerath.*)

Eine kräftige Einnahmequelle erwuchs der Kasse schon bald nach ihrer Gründung in 30 Kuxen der Grube Dorothea, welche ihr als Zubußkuxen im Jahre 1703 aufgenötigt wurden: schon 1709 trat die Dorothea in Ausbeute und warf der Bergbaukasse schon 12 Jahre später 13200 Speziesthaler und mehr alljährlich ab. Gegenwärtig beträgt das Vermögen dieser zum Segen für den Oberharz gewordenen Kasse etwa 1400000 ℳ. Von den Zinsen desselben werden nicht nur Versuchsbauten betrieben und die Kosten der Erhaltung der Königlichen Bergakademie bestritten, sondern auch — von sonstiger Verwendung abgesehen — den oberharzischen Gemeinden regelmäßige und außerordentliche Zuschüsse für ihre Schulen gewährt. Die gesamten Intraden kommen ausschließlich dem früher hannoverschen Oberharze zu gute, denn nach der Bestätigungsurkunde des Kurfürsten Georg Ludwig vom 13. April 1703 ist

*) Ich folge hier dessen Aufsatze „Der bergfiskalische Teil des Oberharzes“ in der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Jahrgang 1883, und der diesem teilweise zu Grunde liegenden eingehenden Schrift des Geheimen Bergrats Lahmeyer „Über die gegenwärtige Lage und die Aussichten des oberharzischen Bergwerks- und Hüttenhaushalts“, 1862.



der Zweck der Kasse „ein anderes nicht als die Aufnahme Unserer Bergwerke und aller derjenigen, welche davon ihre Nahrung und Lebensaufenthalt haben müssen, die Konservation Unserer Bergstädte und aller deren Einwohner, also bloß und allein das gemeine Beste intendieret wird, allermaßen den, die von vorvermeldeten Anlagen aufkommenden Gelder zu keiner andern Behaufe als da von Bergwerken zu gute verwendet werden sollen.“ Mit ihrer Begründung hat sich der Berghauptmann Heinrich Albrecht von dem Busche, dessen Namen noch manche Stiftung fortführt — so ist er der Gründer und Fundator des Klausthaler Waisenhauses (1718) — ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Wandte sich die Bergbaukasse an die Opferwilligkeit der Harzbevölkerung, so nötigte eine andere bedeutungsvolle Einrichtung die mit Überschuß bauenden Gewerken zur Unterstützung der nur auf Hoffnung bauenden. Die teilweise sehr reichen Überschüsse der Ausbeutegruben gelangten nicht mehr, wie früher, vollständig zur Verteilung, sondern es wurde von ihnen vorab ein Reservefonds bei der Zehntkasse gebildet, aus dem die Zubußgruben so beträchtliche Beihülfen in Form von Vorschüssen erhielten, daß man den Inhaber eines Kuxes nur mit etwa einem Gulden für das Quartal heranzuziehen brauchte. Kam die Grube nicht in die Lage, der Gewerkenkasse (dem Reservefonds) die Vorschüsse zurückzahlen zu können, so übernahm die Bergbaukasse, später die herrschaftliche Kasse, den Schaden. Auf diese Weise wurden nicht nur die Gewerkschaften der ärmeren Gruben vor ihrer Auflösung bewahrt, sondern es wurde zugleich einem Bausystem vorgebeugt, welches auf Kosten des staatlichen Interesses durch Abbau bloß der reicheren Erzmittel nur einzelnen Gewerken Vorteil gebracht hätte.

Alle Opfer und alle Gefahr ruhten aber nun auf dem Fiskus; die Thätigkeit der Gewerken beschränkte sich auf Vereinnahmung der Ausbeute, denn der Zahlung von Zubuße konnte sich jeder Kuxinhaber durch Kaducierung seiner Anteile zu jeder Zeit entziehen. So war es völlig der Sachlage entsprechend, daß die ganze Leitung des Bergbaues in den Händen der Staatsbehörden lag, und daß die Gewerkschaften trotz der beibehaltenen „Schichtmeister“ jeder genossenschaftlichen Vertretung zuletzt entbehrten.

„Man mag es dahin gestellt sein lassen“, schreibt Geh. Rat Lahmeyer, „wie weit jene eben erwähnten Maßregeln ausgereicht hätten, den sinkenden Bergbau zu erhalten und neu zu beleben, wenn nicht bald nach Beginn des vorigen Jahrhunderts das Glück demselben wieder gelächelt hätte und in den beiden Gruben Dorothee und Karoline bei Klausthal Erzmittel aufgeschlossen wären, wie sie reicher und großartiger nicht leicht ein Bergbau besessen haben mag.*) Eben erst durch den reichen Gewinn, den diese beiden Gruben und das wieder in Flor gekommene Andreasberger Revier auch den herrschaftlichen Bergwerkskassen und den an jenen Gruben mit einer Anzahl Kuxen beteiligten Bergbaukassen lieferten, wurden diese Kassen in den Stand gesetzt, ihre Aufgabe wirksam zu erfüllen. Aber es konnte daneben auch nicht ausbleiben, daß der außerordentlich reiche Gewinn der Dorotheer Gewerken der gesunkenen Bergbaulust wieder neue Nahrung gab, so daß überall neue Gruben entstanden und die Zubuße wieder einkam wie früher. Indessen dauerte dieser Zustand nicht lange, denn nur wenige von den neuen Unternehmungen schlugen glücklich ein; es schien das

*) Die Dorothee warf in den Jahren 1709—1863 im ganzen 19,800,000 ℳ Ausbeute ab, und etwa eben so viel Gewinn hatte die Bergherrschaft durch den Zehnten und das Vorkaufsrecht von dieser einen Grube. (Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Geh. Bergrats Lahmeyer.)



Glück sich in der Ausstattung der Dorotheer und Karoliner Grubenfelder erschöpft zu haben. Der Zustand des gesamten Bergbaues ward deshalb wieder ein ziemlich unerfreulicher, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Dorothee anfing, in ihren Erzanbrüchen nachzulassen. Der Barvorrat im Zehnten nahm in Besorgnis erregender Weise ab, und die Überfüllung im Arbeiterpersonale war so groß, daß man den Versuch machte, einen großen Teil in die Miliz zu stecken. Dazu kam der siebenjährige Krieg, unter dessen Geißel der Oberharz besonders stark zu leiden hatte, und allerlei Not in den Gruben, wo man des Grundwassers nicht mehr Herr werden konnte."

„Nach Beendigung des Krieges und Vollendung des tiefen Georgstollens, der die wichtigsten Gruben vom Grundwasser befreite, erholte sich der Bergbau zwar einigermaßen, doch konnte er sich zu seinem früheren Flor nicht wieder erheben. Mehr und mehr wälzten sich die Ausgaben auf die herrschaftlichen Kassen, und die gewerkschaftliche Verfassung verlor von Jahr zu Jahr mehr den letzten Rest der Lebensfähigkeit, den sie etwa noch besessen hatte. Die Privatgewerken beschränkten sich von jetzt an fast lediglich darauf, die Ausbeute von den wenigen noch in guten Verhältnissen stehenden Gruben zu erheben, Zubuße aber wollte niemand mehr bezahlen, mochte der Betrag auch noch so gering sein. Kaum einige Hundert Thaler kamen von den Privatgewerken alljährlich zusammen." Konnten diese doch auch bei der grenzenlosen Teilung und Zersplitterung der Kuxe, „infolge deren die Ausbeute bei vielen Anteilen auf das Quartal nur Pfennige betrug", kaum noch einiges Interesse für den Betrieb haben! „So waren im Jahre 1849 bei der Dorothee Anteile wie $^1/_{192}$, $^1/_{224}$, $^1/_{576}$, $^1/_{1120}$, $\frac{29827}{112320}$, $\frac{143923}{215040}$ u. s. w. Kuxe vorhanden. An $\frac{3277}{8960}$ Kux partizipierten nicht weniger als 9 Personen." (Noeggerath.)

„Gleichwohl ließ man die Sachen lange Zeit so fortgehen. Als aber im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die von der königlichen Zehntkasse den Gruben geleisteten Vorschüsse eine so exorbitante Höhe erreicht hatten (am Schlusse des Jahres 1834 trotz wiederholter Niederschlagungen 4,349,262 Thaler 3 ggr. 4 ₰ Konv.-Münze), daß es, schon um Ordnung in den Zehntkassen-Haushalt zu bringen, nicht länger thunlich erschien, auf dem bisherigen Wege fortzugehen, entschloß man sich, dem künstlich aufrecht erhaltenen Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Man legte deshalb für die des Zuschusses bedürftigen Gruben die Zubuße nach dem wahren Bedürfnisse an, wodurch es geschah, daß sofort alle diese Gruben von den Gewerken vollständig verlassen wurden und unter Niederschlagung der auf denselben ruhenden Schulden in den Besitz der Herrschaft übergingen." (Lahmeyer.)

So wurden damals (1834/35) 20 Gruben königlich, und von den 9 von den Gewerken fortgeführten Gruben im Klausthaler und Andreasberger Reviere fielen bis zum Jahre 1860 noch drei an den Fiskus. Um den ganzen oberharzischen Silberbergbau zu einem herrschaftlichen Bergwerks-Eigentum im Interesse der gesamten Harzverwaltung zu konsolidieren, wurden dann alle Bergwerkskuxe, welche sich noch im Privatbesitze befanden, in den folgenden Jahren mittelst der verfügbaren Mittel des Schuldentilgungs- und Reservefonds der Zehntkasse zu einem Gesamtbetrage von 330545 Thlr. 22 Sgr. 9 ₰ angekauft, so daß sämtliche Gruben im Jahre 1866, als Hannover an Preußen überging, ausschließliches Staatseigentum waren.

Um Mißverständnisse abzuwehren, ist nochmals nachdrücklich hervorzuheben,

daß sowohl die 1834 und früher niedergeschlagenen Vorschüsse wie der Kaufpreis der Kuxe voll und ganz aus den Aufkünften des oberharzischen Bergbaues gezahlt sind, und

daß die gewerkschaftlichen Zubußgruben als Staatseigentum durch Wegfall der besonderen Verrechnung des Zehnten und des aus dem „Vorkauf" erzielten Gewinnes zu Ausbeutegruben wurden.

Nachdem der ganze Bergbau des Oberharzes in unanfechtbaren Besitz des Staates übergegangen war, wurde der westlich vom Bruchberg belegene Bergbaukomplex durch Artikel 16 der Königl. Verordnung vom 8. Mai 1867 geschlossen und betreffs des Andreasberger Grubenterrains unter dem 23. Juli 1868 eine Verleihungsurkunde ausgefertigt.

Jenes „reservierte Feld wird im Norden und Westen von dem Übertrittspunkte des Okerflusses von Preußen nach Braunschweig bis über die Ortschaft Laubhütte bei Grund hinaus durch die Goslarsche Forst und das braunschweigische Landesgebiet begrenzt; gegen Süden durch eine gebrochene, im wesentlichen von Westen nach Osten (über die Ziegelhütte) bis zum Dammgraben, der Hauptwasserverkehrsader des genannten Bergbaubezirkes, führende Linie, welche in ihrer weiteren Erstreckung bis östlich von der Bergstadt Altenau den Grabenwindungen auf etwa 4000 m folgt; nach Osten zunächst wieder durch eine gerade (von dem Punkte des Langethals, wo große und kleine Hüne zusammentreffen), direkt nördlich gehende Linie von ebenfalls 4000 m Länge, sodann durch einen Gebirgsbach (im Langethal) bis zu dem oben bezeichneten Punkte der Oker." — „In diesem Felde sind mit Ausnahme von St. Andreasberg sämtliche Oberharzer Bergstädte und die Ortschaften Schulenburg, Hahnenklee, Bockswiese und Buntenbock gelegen. Das Feld hat eine Größe von 34 591 369 Quadratlachtern = 15 144 ha 10 a 13 qm oder 2,7 geographischen Quadratmeilen."

„Das Terrain, welches man für den St. Andreasberger Bergbau und Hüttenbetrieb in Anspruch nehmen kann, umfaßt die nähere Umgebung von St. Andreasberg und Hütte nebst dem den dortigen Betrieb alimentierenden, seiner herrlichen Lage wegen vielbesuchten Rehbergergraben bis zu dessen Ursprungsstätte, dem romantisch gelegenen Oderteiche, und kann auf 1100 ha geschätzt werden, während das für den dortigen Bergbau verliehene Feld eine Größe von 499 999 Quadratlachtern = 218 ha 89 a 96 qm hat." (Noeggerath.)

3. Die Erzlager des Rammelsberges.

Zwischen den Schichten der dem Oberdevon angehörenden Goslarer Schiefern, welche durch Faltung und Überkippung unter die Calceolaschiefern (Mitteldevon) und den diesen aufliegenden Spiriferensandstein (Unterdevon) gelangt sind, befindet sich ein Kieslager, welches mit unregelmäßigen Erzlinsen angefüllt ist, die ehemals ein horizontal zusammenhängendes Lager gebildet haben, aber durch Faltungen und Verdrückung getrennt und in ihre jetzige Form und Lage gekommen sind.

Im Mittelalter zuerst da in Angriff genommen, wo es unterhalb der Mitte des Berges zu Tage tritt, ist dieses 12—15 m, ausnahmsweise bis 30 m mächtige Erzlager jetzt in einer Längenausdehnung von 1300 m und bis zu einer Tiefe von 300 m bergmännisch aufgeschlossen. Das Erzlager enthält

Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink, Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel, Wismut, Barium, Arsen, Schwefel, Antimon, Quecksilber, Cadmium, Selen, Thallium, Indium u. s. w. „Das Nebengestein, welches sich innig an die Erzmasse anschmiegt, nirgends aber von letzterer gangartig durchsetzt wird, ist am Hangenden und Liegenden verschieden. Das ursprünglich liegende (jetzt hangende) Nebengestein ist ein mit Kiesen durchwachsener Schiefer (Kupferkniest). Darauf folgt ein dichtes Gemenge von Kupferkies und Schwefelkies, dem etwas Arsenikkies beigemengt ist. — In der Mitte des Berges liegen die s. g. melierten Erze, das sind äußerst fein geschichtete Massen von Kies und Bleiglanz. Im ursprünglich Hangenden (jetzt Liegenden) herrschen feinkörnige Gemenge von Bleiglanz, Zinkblende, Schwefelkies und Schwerspat vor — die eigentlichen Bleierze, welche durch Vorherrschen von Zinkblende in die Braunerze und durch Vorherrschen von Schwerspat in die Grauerze übergehen. Sehr merkwürdig ist es, daß an den äußersten Enden des aufgeschlossenen Erzfeldes sowohl, als auch der einzelnen Erzkörper die Kiese, welche in der Mitte besonders mächtig entwickelt sind, verschwinden und nur Bleierze und Grauerze auftreten. Das äußerste (ursprünglich) Hangende der Schieferzone, in welcher die Erzkörper liegen, wird überall von einer milden Schieferschicht (Leitschicht) gebildet, welche von zahlreichen Quarz- und Kalkspatschnüren durchzogen ist. — Während die Mineralien, welche die eigentliche Lagermasse bilden, ausnahmslos dicht, oder äußerst feinkörnig sind, finden sich auf Klüften (Steinschneiden), welche das Lager quer durchsetzen, ohne es zu verwerfen, grobkristallinische Mineralien und in Drusen schön ausgebildete Kristalle. — Die Kluftmineralien sind Kupferkies, Fahlerz, Bleiglanz, Zinkblende, Schwerspat, Spateisenstein, Quarz und Galmei.“ (Dr. v. Groddeck.*)

„Die jüngsten Mineralgebilde des Rammelsberges verdanken ihre Entstehung der Zersetzung des aus den vorhin aufgezählten Mineralien bestehenden, von den Vorfahren in den Gruben als wertlos zurückgelassenen und somit zwischen den Bergversatz geratenen Erzkleins. Der „Alte Mann“, welcher sich hier gebildet hat, besteht aus einem Gemenge von schwefelsauren Salzen, Schiefer und Erzstücken und wird mit dem Namen Kupferrauch bezeichnet. Infolge fortgesetzter Einwirkung von Luft, Wasser und Wärme hat auch eine Zersetzung des Schiefers mehr oder weniger stattgefunden, und die sulfatischen Massen haben mit diesem zum Teil ein sehr festes Gemenge gebildet, welches früher nur durch Feuersetzen gewonnen werden konnte, jetzt aber durch Maschinenbohren und Schießen abgebaut wird. Dasselbe bezeichnet man mit dem Namen Atramentstein und unterscheidet roten und grauen; ersterer, durch Eisenoxyd gefärbt, wird weniger geschätzt. — Kupfervitriol sowohl als Atramentstein werden zur Darstellung von Vitriolen (Eisenvitriol, gemischtem Vitriol) und Alaun verkauft; beide sind als eigentliche Mineralien nicht zu betrachten, vielmehr Gemenge verschiedener Mineralsubstanzen.“ (Professor Hoppe.**) Im Alten Mann finden sich namentlich Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol, Gips in schönen Kristallen und sogenanntes Haarsalz.

Die Wasser der Gruben des Rammelsberges werden durch den im 16. Jahrhundert angelegten Meißener Stollen gelöst, welcher beim Breitenthore sein Mundloch hat. Unter ihm stehen noch sieben Bausohlen in Bau und

*) „Die Lehre von den Lagerstätten der Erze“ (Leipzig 1879), S. 121 f.
**) Für eingehendere Orientierung empfehle ich dessen „Bergwerke, Aufbereitungsanstalten und Hütten.“ Klausthal 1883.

Förderung. Die tiefste derselben hat etwa 130 m Meereshöhe. Diese den oberharzischen Gruben gegenüber geringe Tiefe erklärt sich aus der Mächtigkeit des Erzlagers, die in ihren oberen, im Mittelalter abgebauten Teufen noch bedeutender gewesen sein muß.

Im Jahre 1882 bestand die Belegschaft aus 352 Mann.*) Das Schichtenlohn betrug durchschnittlich 2,44 ℳ und der Jahresverdienst eines Bergmannes durchschnittlich 739 ℳ

Es wurden gewonnen

Bleierze	30 200,00 t	im Werte von 244 229 ℳ
Kupfererze	17 752,07 t	„ „ „ 641 737 ℳ
Schwefelkies	155,00 t	
Vitriolerze	16,00 t	

Die ganze Produktion betrug 48 123,52 t.

„Aus den geförderten Erzen werden für die Hütte geschieden: 1) Bleierze, 2) melierte Erze, 3) reiche Kupfererze, 4) ordinäre Kupfererze und 5) Kupferkniest. Die sämtlichen Erze sind gold- und silberhaltig. Der Silbergehalt schwankt zwischen 0,01 Prozent und 0,02 Prozent, während der durchschnittliche Goldgehalt der Erze sich indirekt aus dem Gehalte der güldischen Blicksilber zu 0,00005 bis 0,0001 Prozent berechnet.“ (Bergrat Wimmer.)

Von diesen Erzen werden die Bleierze auf der Frau-Sophien-Hütte und der Herzog-Julius-Hütte (erstere ist 1556, letztere 1575 vom Herzog Julius angelegt), die Kupfer- und melierten Erze auf den Hüttenwerken bei Oker (vom Herzog Heinrich dem Jüngeren 1527 gegründet) zu gute gemacht, welche im Jahre 1882 zusammen 802 Arbeiter (gegen 789 im Vorjahre) beschäftigten.

Die Juliushütte bei Goslar verschmolz im genannten Jahre 14 129 t und die Sophienhütte bei Langelsheim 8072 t bleiische Erze; sie gewannen daraus 2425,7 t (gegen 2144,7 t im Vorjahre) Werkblei. Außerdem produzieren sie jährlich etwa 800 t Eisenvitriol, 20 t Schwefel und 20 t Ofengalmei.

Die Hüttenwerke in Oker verarbeiteten 22 554,6 t Kupfererze und das von den beiden vorgenannten Kommunionhütten produzierte Werkblei und gewannen

	567,478 t	Kupfer im Werte von 819 402 ℳ	
(gegen	419,328 t	„ „ „ „ 576 487 „	im Jahre 1881),
	579,119 t	Kaufblei (gegen 423,802 t im Vorjahre),	
	1595,8 t	Kaufplätte (gegen 1586,842 t im Vorjahre),	
	3374,95 kg	Feinsilber im Werte von 520 978 ℳ	
(gegen	3854,02 „	„ „ „ „ 594 912 „	im Vorjahre),
	29,63 „	Feingold „ „ „ 83 181 „	
(gegen	23,94 „	„ „ „ „ 67 295 „	im Vorjahre).

Die 14 Schwefelsäurefabriken — die 1841 angelegte Fabrik war die erste, welche Schwefelsäure aus Erzen herstellte — bringen jährlich etwa 15 000 t Schwefelsäure zum Verkauf. —

Auf die unbedeutenden Erzfundstätten am Herzberge, im Schleifsteinthale und im Granethale bei Goslar, in der Umgebung von Wolfshagen und im Steigerthal gehe ich nicht ein.

---

*) Diese und die folgenden statistischen Angaben nach „Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen“, Jahrg. 1883.



4. Die Erzgebiete des Oberharzes.

a. Das Klausthaler Ganggebiet.

„Die Metallschätze des Klausthaler und Zellerfelder Plateaus an Blei, Silber, Kupfer und Zink sind in Gangspalten abgelagert, welche die Schichten des unteren Kohlengebirges (Kulm) durchsetzen. Von einem Punkte aus, der an der sogenannten Steilen Wand, am Fuße des Brockengebirges liegt, strahlen die Gangspalten im großen Ganzen fächerförmig aus, so daß das Ganggebiet im Westen zwischen den Bergstädten Grund und Lautenthal seine größte Breite hat und sich nach Osten zu immer mehr und mehr verengt. Ein etwa 18000 m langer und im Durchschnitt 8000 m breiter Flächenraum wird auf diese Weise von den erzführenden Gängen durchzogen, die z. B. durch den Herzog-Wilhelm-Schacht bis in eine Tiefe von 750 m erschlossen sind. Große, im Streichen lang anhaltende Gänge, die von kleinen Gängen und Trümmern begleitet werden, bilden die Gangzüge des Oberharzes." (v. Groddeck.)

Von den etwa 100 „Gängen", deren mehrere meistens einen zusammenhängenden „Zug" bilden, zähle ich nur die wichtigsten auf.

Der Lautenthal-Hahnenkleeer Zug erstreckt sich vom Bromberge südwestlich von Lautenthal in östlicher Richtung bis in die Nähe des Auerhahns an der Klausthal-Goslarer Straße. Es wird auf ihm Bleiglanz und Kupferkies, namentlich aber Blende gewonnen. Letztere haben die Alten als wertlos stehen lassen. Jetzt wird jährlich für mehr als 300000 ℳ Blende — die hiesige ist die beste im preußischen Staate —, im Jahre 1881 5238 t, im Jahre 1881 4901 t, zu Tage gefördert. „Im liegenden Teile des Hauptganges befindet sich ein derbes, mehrere Meter mächtiges Blendetrum von 80 bis 100 m Länge, welches 1869 auf 100 m Höhe zum Abbau vorgerichtet ist." (Blömeke.) Von den drei Gruben reicht der Maßener Schacht in 440 m Tiefe. In einigen Jahren wird das Flügelort des Ernst-August-Stollens, welches man von Bockswiese nach Lautenthal treibt, fertig gestellt sein und dadurch das Bleierzmittel wieder aufgeschlossen werden, welches die Alten in seinen oberen Teufen abgebaut haben. — Dadurch wird auch die Wiederaufnahme der silberhaltige Bleierze führenden Gruben des Hahnenkleeer-Ganges ermöglicht.

Der Bockswiese-Festenburg-Schulenberger Zug beginnt westlich von Bockswiese 1200 m südlich vom Lautenthaler Gange und erstreckt sich im Osten bis auf das rechte Ufer der Oker. Auf den beiden Gruben bei Bockswiese, von denen der Herzog August 430 m Teufe hat, wird vorzüglich Bleiglanz gewonnen. Die 39501 t Bleiroherze, welche die Berginspektion Lautenthal im Jahre 1882 produzierte, sind zum größten Teil für Bockswiese in Rechnung zu stellen. — Im östlichen Teile des Zuges, der zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, steht nur die Grube Juliane-Sophie bei Schulenberg (Inspektion Klausthal) im Bau. Sie liefert Bleiglanz, Kupferkies und vorzügliche Blende.

Auf dem Hütschenthal-Spiegelthaler Zuge, welcher nördlich von Wildemann die Innerste überschreitet, ist sowohl vom Alten Manne wie im Anfange des 16. Jahrhunderts stark gebaut; später wurde er der nicht zu gewältigenden Wasser wegen völlig aufgelassen.

Der Haus-Herzberger Zug bei Klausthal, welcher ebenfalls wegen der Grundwasser aufgegeben werden mußte, ist mit dem Bockswieser Flügelort des Ernst-August-Stollens teilweise erzführend durchfahren und nach Ost



und West auf eine längere Strecke bauwürdig gefunden. Vormals soll er hauptsächlich Weißgültigerz, dagegen wenig Bleiglanz und selten Kupfer geliefert haben.

Der Zellerfelder Hauptzug beginnt mit dem Dreizehnlachterstollen-Gange bei Wildemann und endigt nach einer Länge von 5700 m bei Zellerfeld. Auf ihm stehen noch im Betriebe: der Ernst-August-Schacht bei Wildeman (Berginspektion Silbernaal), durch welchen die Grube Alter deutscher Wildemann wieder aufgenommen ist, und die Schächte Jungfrau, Schreibfeder und Rheinischer Wein bei Zellerfeld (Berginspektion Klausthal), welche eine Teufe von 480, 540 und 600 m (50 m unter dem Spiegel der Nordsee) erreichen. Etwa 20 Gruben sind eingegangen.

Die östliche Fortsetzung dieses Zuges bildet der Burgstätter Zug, mit welchem sich der von der Bremerhöhe heransetzende Kranicher Gang und andere Gänge und Trümer vereinigen („scharen"). Auf einer Strecke von 2600 m Länge, zwischen der Faulen Ruschel („Ruscheln" sind Gesteinsklüfte, welche Erzgänge verwerfen) bei der Grube Charlotte und dem Scharungspunkte des Burgstätter Hauptganges mit dem Rosenbuscher Gange des Rosenhöfer Zuges bei der Karoline, liegen die bedeutendsten und einträglichsten Gruben des Oberharzer Bleierzbergbaues, die Königin Charlotte (ohne Tagesschacht), der Herzog Georg Wilhelm, Anna Eleonore, Alte Margarethe, Neue Margarethe (Schacht Elisabeth), Bergmannstrost (ohne Schacht) und Dorothee. Die Schächte dieser Gruben, zu denen noch der Königin-Marien-Schacht und der Neue Wetterschacht (Karoline) gehören, erreichen fast alle bedeutende Tiefen (der Herzog Wilhelm 745 m, etwa 180 m unter dem Spiegel der Nordsee). — Der ganze Zug hat eine Länge von 7500 m, doch ist er von der Karoline bis in die Gegend von Altenau nicht abbauwürdig.

Der mit dem Rosenbuscher Gange beginnende Rosenhöfer Zug streicht unter Klausthal hin, wird unterhalb der Stadt von den Gruben Rosenhof (600 m), Alter Segen und Silbersegen bebaut, welche silberhaltige Bleierze, Fahlerze (Silbersegen) und Zinkblende (Rosenhof) liefern, und streicht in seiner Fortsetzung bis nach dem Iberge bei Grund.

Der Schulthaler Zug bei Altenau, welcher östlich von Altenau, dem Schulthale ziemlich parallel, durch den Mühlen- und den Lilienberg und durch das Schneidwasserthal in den Schwarzenberg hineinsetzt, und als die Fortsetzung der vereinigten Burgstätter und Rosenhöfer Züge anzusehen sein wird, ist in früheren Jahrhunderten an drei Stellen bebaut und wegen mangelnder Aufschlagwasser verlassen. Die unter dem Namen Lilie vor einem Jahrzehnt von einem Privaten wieder aufgenommene Grube Englische Krone ist schon im Jahre 1880 wegen fehlender Betriebsmittel wieder aufgelassen. Dennoch hat dieser Zug wohl Aussicht auf späteren lohnenden Betrieb.

Der Silbernaaler Gang setzt sich an die vereinigten Burgstätter und Rosenhöfer Züge an, streicht durch den Hirschler Teich, das obere Ende von Klausthal, über die Klausthaler Hütte im Innerstethal hinunter bis an den Kreuzbacher Teich. Auf ihm baut zwischen der Hütte und diesem Teiche die Grube Bergwerkswohlfahrt mit den beiden Schächten Haus Braunschweig und Meding. An ihn schließt sich der auf das untere Ende der Stadt Grund gerichtete Isaaks Tanner Gang, als dessen westliche Fortsetzung der Gang angesehen wird, auf welchem die Grube Hülfe Gottes baut. Die Bergwerkswohlfahrt hat eine Teufe von 400 m, die Hülfe Gottes von 315 m (25 m u. N.). Beide liefern hauptsächlich silberhaltigen Bleiglanz.

Diese „Gänge, welche meist ein ziemlich scharfes Salband am Liegenden haben, vom Hangenden dagegen durch Zertrümmerung mit dem Nebengestein verwachsen sind, erreichen oft die große Mächtigkeit von 40 m und mehr; ihr Fallen ist steil nach Süd und Südwest, selten nördlich oder südlich". — „Die Ausfüllungsmasse ist hauptsächlich Nebengestein, Grauwacke und Thonschiefer, in mehr oder weniger verändertem Zustande, und schwarzer, glänzender Gangthonschiefer. Zwischen diesen Ganggesteinen liegen die Gangarten und Erze in Form von Imprägnationen und Trümmern; sehr verbreitet sind auch Gangbreccien" (Ringelerze).

„Die Gangarten sind Quarz, Spateisenstein, Kalkspat und Schwerspat; die Haupterze silberhaltiger Bleiglanz, Zinkblende und Kupferkies."

„Diese Mineralien, denen sich hin und wieder noch andere, wie Perlspat, Schwefelkies, Markasit, Fahlerz, Bournonit, Zundererz ꝛc. zugesellen, sind in den Gangräumen sehr ungleich verteilt. Einige Gänge zeichnen sich durch Vorwiegen quarziger Gangart und Bleiglanz aus (Zellerfelder Hauptgang), andere durch Quarz, Kalkspat, Bleiglanz und Zinkblende (Burgstätter Hauptzug). Stellenweise ist auch neben Kalkspat und Quarz Kupferkies (Grube Charlotte), oder Zinkblende (Lautenthal) das Haupterz. Nach der Tiefe zu nimmt in den Bleiglanzmitteln die Zinkblende gewöhnlich sehr stark zu."

„Unter den Gangarten sind Quarz und Spateisenstein überall verbreitet, Kalkspat und Schwerspat treten dagegen im großen gesondert auf, und man kann danach eine nordöstliche Kalkspatkombination und eine südwestliche Schwerspatkombination unterscheiden. Letztere ist nur in den südlichen Gangzügen (Silbernaaler und Rosenhöfer Zug) und in den Gängen westlich von der Innerste zu finden." (v. Groddeck, Lagerstätten 230 f.)

„Die Gangspalten sind wahrscheinlich bei der Hebung und Faltung der Gebirgsschichten nach Ablagerung des Kulm und vor Ablagerung des Zechsteins aufgerissen. Dabei ist das Nebengestein um etwa 200 m verworfen, was auf dem Bockswieser und Lautenthaler Zuge nachweisbar ist. — Die Natur der Ausfüllungsmassen läßt lediglich die Annahme zu, daß die Erze und Gangarten in wässeriger Lösung durch aufsteigende Quellen in die Spalten eingeführt sind. Das Spaltenreißen und Ausfüllen der Spalten hat sich am Oberharz sehr oft wiederholt, denn man findet besonders häufig alte Gangausfüllungen von jüngeren Trümmern durchsetzt und Bruchstücke alter Gangmassen von jüngeren Erzen und Gangarten umrindet." (Hoppe, 64 f.)

b. Das Andreasberger Ganggebiet.

Die Andreasberger Erzgänge, die einzigen in Deutschland, welche vorzugsweise Silberze führen, durchziehen eine dem Älteren Unter-Devon (Hercyn) angehörende Schichtengruppe, welche, aus einer schmalen silurischen Grauwacken- und Thonschieferzone bestehend, im Norden von dem zum Brockengebiet gehörenden Granit des Rehberges, im Süden von Diabas begrenzt wird. „Innerhalb dieser Zone erscheinen taube Gänge, sogen. Ruscheln, Silbererzgänge, Eisensteins- und Kupferkiesgänge in einer höchst merkwürdigen Beziehung zu einander. Die Ruscheln sind bis 60 m mächtige, mit Thonschieferbruchstücken und Letten erfüllte, steil (55—750) nach Süden einfallende Gänge. Zwei derselben, die als Haupt- oder Grenzruscheln zu bezeichnen sind, die nördliche Neufanger und die südliche Edelleuter Ruschel, umgrenzen eine vorherrschend aus Thonschiefer bestehende länglich ellipsenförmige Gesteinsmasse

von ca. 5000 m Länge und ca. 1000 m Breite. Ausschließlich in dieser Gesteinsmasse finden sich die Silbererzgänge, die nirgends über Grenzruscheln hin aussetzen. Alle außerhalb des Ruschelgebietes bei St. Andreasberg bekannten Gänge sind mit wenigen Ausnahmen Eisensteins- und arme Kupfergänge. Unter den Silbererzgängen hat man nach ihrem Streichen zwei Systeme zu unterscheiden.“ (v. Groddeck.) Zum ersten rechnet man die nach Nord und Nordwest streichenden Gänge, unter denen der Jakobsglücker, der Samsoner und der dessen Fortsetzung bildende Andreaskreuzer Gang, sowie der Franz-Auguster Gang die wichtigsten sind. Zu denen des zweiten Systems, welche — mehr nach Norden einfallend — sich mit jenen kreuzen, gehören der Gnade-Gotteser und Bergmannstroster Gang, welcher sich in dem Reichen Troster Gange fortsetzt. Von all den zahlreichen Gruben dieser und anderer Gänge ist nur noch die Grube Samson im Betriebe, von deren Schachte aus auch angrenzende Nebengänge abgebaut werden.

Charakteristisch ist für sämtliche Andreasberger Gänge ihre geringe Mächtigkeit; diese hält sich zwischen einigen Centimetern und $1/2$ — 1 m. Die reichen Erze treten völlig regellos, in s. g. Nestern, auf, „bald an der, bald an jener Stelle, wo sie bald die Ausfüllung einer linsenförmigen Erweiterung eines Ganges, bald irgend eines andern, weder durch Form und Lage, noch Beschaffenheit des Nebengesteins bezeichneten Gangstückes bilden.“ (Credner.) „Die Gänge sind der Hauptsache nach mit einem trüben weißen Kalkspat (älterem Kalkspat) erfüllt, in welchem als Imprägnation in Trümmern und Nestern Quarz (selten Flußspat), Bleiglanz, Zinkblende, gediegener Arsenik, Rotgültigerze, Antimonsilber, Arsensilber, selten Glaserz eingeschlossen sind. In den häufigen Drusenräumen erscheinen die genannten Gangarten und Erze, außerdem der jüngere Kalkspat in reichster Formentwickelung, viele Zeolithe und andere Mineralien in prachtvollen Kristallen.“ „Das Eigenartige der St. Andreasberger Gänge will man zum größten Teil der unmittelbaren Nähe des Granits zuschreiben. Es wird für sehr wahrscheinlich gehalten, daß die Gangspalten während der Graniteruption aufrissen und durch heiße, aufsteigende Mineralquellen erfüllt wurden.“ (v. Groddeck.)

c. Die Metallgewinnung.

Im Jahre 1882 wurden von einer 3899 Mann starken Belegschaft (wovon 219 bei der Silbergewinnung beschäftigt waren) gewonnen:

An silberhaltigen Bleiroherzen in der

Berginspektion	Klausthal	110 627 t,
„	Lautenthal	39 501 t,
„	Silbernaal	41 260 t,
„	Andreasberg	757 t,
	Summa	192 145 t.

Diese Erze lieferten in der Aufbereitung an silberhaltigen Bleischliegen

Inspektion	Klausthal	10058,30 t,
„	Lautenthal	1726,25 t,
„	Silbernaal	4690,39 t,
„	Andreasberg	67,02 t,
	Summa	16541,96 t,

wofür die Hütten den Wert mit 3 983 452 ℳ zu vergüten hatten.

14*

An Silbererzen lieferte die Grube Samson bei Andreasberg 109,49 t im Werte von 77 477 ℳ

An Kupfererzen wurden gewonnen in den Inspektionen Klausthal, Lautenthal und Silbernaal 449,25 t im Werte von 54,473 ℳ

An Zinkblende lieferten:

Inspektion	Lautenthal	4901 t,
„	Klausthal.	556 t,
	zusammen	5457 t

im Haldenwerte von 358 198 t. Die Oberharzer Blende ist die wertvollste im preußischen Staate.

Schwefelkies lieferte die Inspektion Klausthal 117 t. —

Diese Erze wurden auf den Silberhütten Klausthal, Lautenthal, Altenau und Andreasberg verschmolzen. Erstere erhält die silberhaltigen Bleischliege der Inspektionen Klausthal und Silbernaal, d. i. etwa $^2/_3$ der Gesamtproduktion des Oberharzes, Altenau erhält die sämtlichen silberfreien und silberhaltigen Kupfererze, das silberhaltige Schwarzkupfer der anderen Hütten und die silberhaltigen Bleischliege der Grube Juliane; Lautenthal verschmilzt die Schliege der Inspektion Lautenthal, das Werkblei der Klausthaler Hütte und die Blicksilber aller Hütten; Andreasberg die Erze der gleichnamigen Inspektion und fremde Silbererze.

Im Jahre 1882 verschmolzen diese vier Hütten an

oberharzischen Blei- und Kupfererzen	17 660,4 t	im Werte von	4 205 843 ℳ,
fremden Silber- „ „	1030 t	„ „ „	2 320 569 „

und gewannen daraus

Blei	10 477 t	im Werte von	2 839 942 ℳ,
Kupfer	79,232 t		
Feinsilber	32 592,05 kg	„ „ „	4 985 353 „
Feingold	53,71 „	„ „ „	150 399 „

(Oberharz und Goslar gewannen also an Gold 83,34 kg im Werte von 233 580 ℳ Dagegen betrug der Goldgewinn aller übrigen Hütten im preußischen Staate nur 11,10 kg im Werte von 31 088 ℳ)

Bei dieser Arbeit waren die einzelnen Hütten in folgender Weise beteiligt:

Klausthal (Arbeiterzahl 325) verschmolz 11 277,5 t oberharzische Erze und gewann daraus 6 602,5 t silberhaltiges Werkblei und 325,4 kg Blicksilber. Beides wurde zu weiterer Verarbeitung nach Lautenthal gegeben.

Andreasberg (Arbeiterzahl 87) produzierte aus 278,4 t oberharzischen und 628,9 t überseeischen Erzen 306,679 t Kaufblei und 13005,3 kg Blicksilber. Letzteres wurde nach Lautenthal geliefert.

Altenau (Arbeiterzahl 217) verschmolz 2 207,7 t oberharzische Bleierze, 403,3 t oberharzische Kupfererze, 401,1 t überseeische Erze, 55,4 t Gekrätz, 144,3 t Kupferstein und 80 t silberhaltiges Schwarzkupfer und gewann daraus 1 407,1 t Kaufblei im Werte von 396 493 ℳ und 6 479,5 kg Blicksilber, welches auf der Lautenthaler Hütte weiter verarbeitet wurde.

Lautenthal (Arbeiterzahl 202) verschmolz 3 433,5 t oberharzische Erze, 6 617,5 t Werkblei von Klausthal und 11,6 t Bleiasche von Privaten und produzierte daraus 8 733,247 t Kaufblei zum Werte von 2 361 208 ℳ Die weitere Verarbeitung dieser Schmelzmaterialien, sowie der von den Hütten Klausthal, Altenau und Andreasberg gelieferten 3 147,2 kg ordinären und

16 322,5 kg güldischen Blicksilber ergab außerdem 32 592,05 kg Feinsilber, 53,71 kg Gold, 124,8 t Farbe und 419 t Schwefelsäure.

(Die Silberproduktion des Goslarschen und oberharzischen Bergbau- und Hüttenbetriebes verhält sich im genannten Jahre zu der des preußischen Staates wie 22,3:100, die Silberproduktion jener Bezirke zusammen mit der der Mansfelder Gewerkschaft zu der Gesamtproduktion des Staates wie 61:100. Die Goldproduktion des Oberharzes und Kommunionharzes [einschließlich der braunschweigschen $^3/_7$ = 16,93 kg] übertraf die des preußischen Staates um 1,6 kg.)

Der im genannten Jahre an die Staatskasse abgelieferte reine Überschuß betrug 931,660 t.

5. Rückblick auf den Bergsegen des Oberharzes.

Bis in die neuere Zeit war die Verwaltung des Harzes, insbesondere die des Berg-, Hütten- und Forstwesens, derart selbständig und mit der übrigen Staatsverwaltung nur lose zusammenhängend, daß man den hannoverschen Berghauptmann, welcher zugleich die Stellung eines Landdrosten für den Harz einnahm, nicht ohne Grund den „Harzkönig" nannte. Diese Abgeschlossenheit des auch äußerlich inselartig isolierten Harzes hatte zur Folge, daß man im Lande den Harzverhältnissen (nicht teilnamlos, aber) verständnislos gegenüber stand, daß selbst in den hannoverschen Ständen eine völlige Unkenntnis derselben zu Tage treten konnte, daß man den Harz für „einen Zehrer, nicht für einen Nährer" des Landes ansah.

Um solchen weit verbreiteten irrigen Ansichten entgegen zu treten und die Harzverhältnisse gründlich klar zu legen, gab der Geheime Bergrat Lahmeyer im Jahre 1862 jene auf eingehender und sorgfältiger Verwertung des reichen Aktenmaterials der Bergverwaltung beruhende Schrift: „Über die gegenwärtige Lage und die Aussichten des oberharzischen Bergwerks- und Hüttenhaushalts" heraus.

Aber das Vorurteil gegen die Rentabilität des oberharzischen Bergbaues vererbte sich weiter, als die Verwaltung des Harzes längst ihre frühere Ausnahmestellung im Staate aufgegeben hatte. In überraschender Weise legte davon namentlich die Sitzung des Abgeordnetenhauses am 6. Dezember 1882 Zeugnis ab. Wenn nun auch der Harz sich wegen dieser gegen ihn gerichteten Angriffe nur beglückwünschen kann, da sie dem Regierungskommissar und den kundigen Freunden des Harzes die Gelegenheit gaben, unsere Montanindustrie glänzend zu rechtfertigen, so ist ein altes Vorurteil doch selten mit einem Schlage aus der Luft zu schaffen. In sachverständigen Kreisen kann ein solches — wenn es hier überhaupt bestanden hat — allerdings nach den aktenmäßigen Darlegungen des Oberbergrats Noeggerath in der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Jahrgang 1883 („Der bergfiskalische Teil des Oberharzes") nicht mehr vorhanden sein.

Die Leser dieser Heimatskunde werden mit Recht eine eingehende Orientierung über die finanzielle Seite unserer Montanindustrie erwarten. Ich schöpfe sie aus den genannten Arbeiten der beiden dem Königlichen Oberbergamte angehörenden Herren, deren Sachkenntnis auch dem ungläubigsten Zweifler unanfechtbar sein muß. Wo mir nicht Kürzung geboten ist, citiere ich wörtlich. —

„Über die in den 200 Jahren 1650 bis 1849 verteilte Ausbeute und Zubuße", sagt Lahmeyer S. 21 ff., „giebt die nachfolgende Übersicht Auskunft. Für die Richtigkeit der Zahlen kann in Ansehung der Ausbeute vom Klaus-

thaler und Andreasberger Bezirke eingestanden werden, da die Bergzettel vom ehemals einseitigen Oberharze von 1650 an, mit Ausnahme derer von den vier Quartalen Crucis 1664/65, vollständig vorhanden sind; dagegen hat die Ausbeute des Zellerfelder Bezirkes (ehemaliger Kommunion-Oberharz) und die wirklich eingekommene Zubuße von allen drei Bezirken der großenteils mangelnden Nachrichten wegen nur annähernd ermittelt werden können."

Es ist an Ausbeute gezahlt und an Zubuße eingekommen in den Jahren von	Ausbeute des Klausthaler u. Andreasberger Bezirkes	Ausbeute des Zellerfelder Bezirkes	Zubuße des Klausthaler u. Andreasberger Bezirkes	Zubuße des Zellerfelder Bezirkes	Überschuß der gesamten Ausbeute über die gesamte Zubuße
	auf Kurant (30 ℛ-Fuß) reduziert.				
	ℛ	ℛ	ℛ	ℛ	ℛ
1650 bis 1699 ..	2900884	396000	217000	150000	2929884
1700 bis 1749 ..	6993448	2011000	1649000	1010000	6345448
1750 bis 1799 ..	4683658	348000	859000	820000	3352658
1800 bis 1849 ..	2854131	—	257000	163000	2434131
Zusammen ..	17432121	2755000	2982000	2143000	15062121
	20187121 ℛ		5125000 ℛ		
Durchschnittlich pro Jahr	87161	13775	14910	10715	75311
	100936 ℛ		25625 ℛ		

„Der Gewinn der Landesherrschaft hat seit dem Jahre 1714, in welchem für den Vertrieb der Bergwaren (die, wie oben erwähnt, auf Grund des Vorkaufsrechts von den Gewerkschaften an die Bergbehörden zu bestimmten Preisen abgegeben werden mußten) eine Berghandlungs-Administration in Hannover errichtet ward, hauptsächlich in dem Überschusse bestanden, den die Berghandlung bei dem Verkaufe der Bergwaren gegen die festen, mäßigen Vergütungspreise machte, welche sie an die landesherrlichen Bergwerkskassen zu entrichten hatte. Diese letzteren Kassen bezogen an eigener Einnahme im wesentlichen nur die Berggefälle (Zehnten u. s. w.) und den Gewinn aus dem Vorkauf des Silbers, welches auf dem Harze selbst vermünzt wurde. Die Mittel derselben reichten aber von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab, als die Ausgaben mehr und mehr stiegen, selbst nicht einmal vollständig zur Deckung des Bedürfnisses aus, so daß das Fehlende von der Berghandlungskasse zugeschossen werden mußte." („Die desfallsigen Zuschüsse sind selbstverständlich bei Ermittelung der weiter unten nachgewiesenen Berghandlungsüberschüsse in Abrechnung gebracht. Auch von der Kammerkasse in Hannover sind in der Zeit vom siebenjährigen Kriege bis zur westfälischen Herrschaft hin und wieder Zuschüsse zu Bergbauzwecken geleistet, doch werden dieselben reichlich ausgeglichen durch die Überschüsse, welche die Zehntkassen in früherer Zeit geliefert haben und die nachstehend unberücksichtigt geblieben sind.")

„Da indessen die Berghandlung in Hannover auch den Vertrieb der Produkte des Bergbaues vom Rammelsberge bei Goslar, soweit diese der hannoverschen Regierung gebührten, besorgte und der Gewinn aus diesem Handel niemals

von dem aus dem Verkaufe der oberharzischen Produkte getrennt gehalten ist, und da andererseits der jetzige Bergbezirk Zellerfeld bis zum Jahre 1788 im gemeinschaftlichen Besitze beider Linien des braunschweig-lüneburgschen Hauses sich befand, die hannoversche Berghandlung aber nur den auf den hannoverschen Anteil ($^4/_7$) fallenden Betrag der Bergwaren aus diesem Bezirke erhielt, so ist der Überschuß der hannoverschen Berghandlung keineswegs identisch mit dem Gewinn der herrschaftlichen Kassen an dem gesamten oberharzischen Bergbau. Das eine gegen das andere gerechnet, dürfte es der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß von dem hierunter nachgewiesenen Gesamtüberschuß der Berghandlung etwa ein Fünftel auf den Anteil des Oberharzes fallen.*)"

„Es sind von der Berghandlung an Überschüssen — die früheren Münzsorten auf Kurant reduziert — bar abgeliefert worden:

in den Jahren 1715—1749	1531322 ₰
„ „ „ 1750—1799	2829932 „
„ „ „ 1800—1849	3138449 „
zusammen . . .	7499703 ₰

„Diesen Überschüssen ist aber noch hinzuzurechnen:

a. ein Kapital von . . . . welches die westfälische Regierung zu fremden Zwecken auf den Kredit der Berghandlung aufgenommen hatte, und das nachmals von dieser abgetragen werden mußte;	518660 „
b. das von der Berghandlung in der Zeit von 1715 bis 1849 angesammelte Vermögen (Ausstände, Lagervorräte u. s. w.) von	1032050 „
so daß der gesamte wirkliche Ertrag der Berghandlung 1715 bis 1849 sich auf	9050413 ₰

beläuft oder pro Jahr auf 67040 ₰."

„Die auf den Oberharz mutmaßlich fallenden $^4/_5$ dieses Gewinnes, also etwa die Summe von 53600 ₰, verbunden mit der Netto-Einnahme der Gewerken von durchschnittlich 75311 ₰ p. a., ergeben einen jährlichen Reinertrag von etwa 129000 ₰, welchen die Bergwerke des Oberharzes in den letzten beiden Jahrhunderten geliefert haben." („Kann dem Obigen zufolge der Nettoertrag des oberharzischen Bergbaues in den letzten 200 Jahren zu etwa 25 bis 26 Millionen Thaler angenommen werden, so ist der Bruttowert der in dieser Zeit gewonnenen Metalle auf ungefähr 160 bis 180 Millionen Thaler zu schätzen.")

„Obigen Zahlen gegenüber wird es der Bemerkung kaum bedürfen, daß die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, es habe der Harzer Bergbau seither fortwährender Zuschüsse aus dem Lande bedurft, eine irrige ist. Der Harz hat zu keiner Zeit solche Zuschüsse empfangen, denn auch in der oben erwähnten Periode, als die Kammerkasse in Hannover hin und wieder zu bestimmten Zwecken (Bau des Georgstollens ꝛc.) Geld hergab, wurden die betreffenden Leistungen durch die gleichzeitig von der Berghandlung an jene Kasse abgelieferten Überschüsse weit überwogen. Seit der westfälischen Zeit aber ist

*) Dies Verhältnis hat sich wesentlich durch das Aufblühen des Unterharzer Bergbaues und Hüttenbetriebes seit dem Mitbesitz durch Preußen geändert. Die betreffenden Werke geben trotz schlechter Konjunktur gegenwärtig allein auf den preußischen Anteil einen jährlichen Überschuß von über 700000 *M.* (Noeggerath.)



eine Zuschußzahlung vom Lande — sei es aus der Kammerkasse, der Königlichen Generalkasse oder einer sonstigen Kasse — weder in der einen noch in der andern Form erfolgt.“ —

„Mit dem 1. Januar 1850 trat ein bedeutungsvoller Wechsel in den äußeren Verhältnissen des oberharzischen Bergwerkshaushalts ein.“ Hier kommt hauptsächlich in Betracht, „daß die wenig übersichtliche Vermögenslage der Zehntkasse klargestellt, eine schärfere Trennung der Einnahmen und Ausgaben der gewerkschaftlichen Gruben von denen der herrschaftlichen Kassen vorgenommen und endlich das Verfahren eingeführt ward, durch die Berghandlung die Bergwaren für unmittelbare Rechnung der Zehntkasse zu verkaufen, mithin den ganzen Erlös unter Anrechnung der Handlungsunkosten an diese abliefern zu lassen“.

In den $10\frac{1}{2}$ Jahren 1850/60 betrug der bare Überschuß des herrschaftlichen Silberbergwerks-Haushalts 738087 ℳ. Rechnet man zu diesem den Geldwert der Lagervorräte der Zehntkasse mit 208300 ℳ, so stellt sich der Reinertrag auf 946387 ℳ, also auf jährlich 90132 ℳ im Durchschnitt. — Die gewerkschaftlichen Gruben lieferten in demselben Zeitraum einen Überschuß von 97224 ℳ, also jährlich 9259 ℳ. Der gesamte Reinüberschuß der oberharzischen Gruben und Hütten betrug also jährlich 99391 ℳ. Dabei fällt aber schwer ins Gewicht, „daß einesteils infolge der unerhörten Trocknis der Jahre 1857 und 1858,“ welche die Pochwerke und Hütten großenteils zum Stillstand brachte, in den beiden Rechnungsjahren vom 1. Juli 1857 bis 1859 für rund 400000 ℳ weniger Metalle produziert worden sind, als sonst geschehen sein würde, und daß andernteils in den letzten $10\frac{1}{2}$ Jahren sehr bedeutende Summen (747142 ℳ) auf die großen bergmännischen Hülfsanlagen und Versuche, welche das Bestehen des Bergbaues auf Menschenalter hinaus sichern sollen (Ernst-August-Stollen, tiefste Wasserstrecke, Königin-Marien-Schacht), sowie auf Vermehrung und Verbesserung der Betriebsanlagen in den Pochwerken und Silberhütten verwandt worden sind“. —

Habe ich bis hierher die wichtigsten Stellen der Lahmeyerschen Schrift wiedergegeben, so citiere ich im folgenden für die Zeit, in welcher der Oberharz unter preußischer Bergverwaltung steht, aus der Arbeit Noeggeraths.

„Der oberharzische Silberbergwerks-Haushalt wurde zu einem durchaus günstigen Zeitpunkte von der preußischen Regierung übernommen. Das Eigentum war (durch Abfindung der Gewerken) konsolidiert, der Fleiß und die Intelligenz der hannoverschen Bergbeamten hatten auf Jahrhunderte hinaus die Vorbedingungen zur gedeihlichen Weiterentwickelung des Bergbaues geschaffen, das unendlich wichtige Werk des Ernst-August-Stollens, welches Rziha, eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiete der unterirdischen Bauwerke, „eine der Zierden unserer Nation, eine Zierde, mustergültig auf dem viel umfassenden Gebiete der Technik“ nennt, war kurz vorher vollendet, der Gedanke der Konzentration der Aufbereitung war gefaßt und kräftigst in der Ausführung begriffen, im Hüttenwesen hatte eine wesentliche Reform durch Einführung großer Ofendimensionen und verbesserter Profile, die Verschmelzung mit Koks und die Verwendung zweckmäßigeren Zuschlagsmaterials Platz gegriffen. . . . Das Augenmerk der preußischen Verwaltung war zunächst darauf gerichtet, die Produktion in angemessener Weise zu steigern, ohne dabei die Nachhaltigkeit des Bergbaues außer Augen zu setzen.“

„Um die Vergrößerung der Produktion zu erreichen, mußte auf der gegebenen Basis kräftigst vorwärts gearbeitet werden, Gegebenes mußte ergänzt, Neues geschaffen werden.“



„So wurde die begonnene Konzentration der Aufbereitung im Klausthaler Reviere erweitert, gleichzeitig aber auch eine Konzentration der Förderung durch einen seigeren, leistungsfähigen Schacht („Ottiliä-Schacht“ auf der Bremerhöhe), welchem die an verschiedenen Punkten geförderten Erze durch unterirdische Schiffahrt zugeführt werden, am Aufbereitungspunkte bewirkt. Ein weiterer seigerer Schacht, welcher nebst Erfüllung mancher anderen Zwecke die Leistungsfähigkeit der bei Klausthal gelegenen Gruben noch wesentlich steigern wird, ist im Abteufen begriffen. Der zu hannoverschen Zeiten behufs der Konzentration der Wasserhaltung für die Klausthaler Gruben geplante Königin-Marien-Schacht wurde vollendet; in demselben wurde eine vom Bergrat A. Jordan konstruierte Fahrkunst mit großem Hub- und Dampfbetrieb eingebaut, während auf dessen Sohle zwei große horizontale Zwillings-Wassersäulenmaschinen, jedenfalls die größten, welche überhaupt existieren, Aufstellung fanden. Diese Maschinen arbeiten mit einer Wassersäule von 600 m, einem Druck von nahezu 60 Atmosphären. Wenngleich in England kleine Wassersäulenmaschinen nach Armstrongschem Prinzip in Betrieb standen, so war eine Ausführung, wie vorstehend, bisher nicht geahnt.“

„Neben dem Weiterniederbringen der verschiedenen Schächte im Klausthaler, Lautenthaler und Grunder Reviere hat man in dem Knesebeck-Schachte (Lichtloch für den Ernst-August-Stollen) einen neuen Betrieb eröffnet, welcher sehr reiche Erze schüttet und vielversprechend ist.“

„Aufbereitungsanstalten wurden auch in anderen Revieren unter Benutzung aller Fortschritte der Technik erbaut, so die großartige Aufbereitungsanstalt in Lautenthal und diejenige auf Hülfe Gottes (bei Grund), woselbst auch die Wasserwirtschaft wesentliche Änderungen erfahren hat. Die Wasser, welche durch kommunizierende Rohre über das Thal von Grund zum Schachte geleitet sind, strömen, nachdem sie hier zur Förderung gedient und die in verschiedenem Niveau liegenden Aufbereitungsanstalten passiert haben, dem Thale wieder zu, um von dort aus unterirdisch in das Schachtinnerste zurückzukehren, woselbst sie nach Benutzung zum Betriebe einer Fahrkunst bis auf den Ernst-August-Stollen fallen und durch diesen endlich den Harz verlassen.“

„Wurde so durch die getroffenen Einrichtungen die Förderung der Gruben verstärkt, so war es selbstverständlich, daß dem entsprechend auch die Hütten weiter ausgerüstet werden mußten. Man ist dem dann auch in vollem Maße nachgekommen. Aber nicht nur der Verstärkung der Produktion ist man gerecht geworden, sondern man hat die entschiedensten Verbesserungen, welche einen sehr wesentlichen Einfluß auf das Ausbringen ausgeübt haben, eingeführt. Es sei hier außer der Vervollkommnung der Öfen und teilweisen Modifizierung des Schmelzprozesses vor allem der Einführung des Zinkentsilberungsprozesses, der Zurückgewinnung des Zinkes durch den Zinkextraktionsprozeß mittelst Ammoniak, der Erbauung einer Goldscheideanstalt, der Errichtung von Schwefelsäure-Fabriken und der vielseitigen und mit Erfolg gekrönten Versuche zur Unschädlichmachung der Säuren des Schwefels, welche zur Anwendung des auf der Hütte selbst produzierten Zinkoxyds und Zinkcarbonats als Absorptionsmittel führen (Patent Schnabel) gedacht.“

„Die erzielten Betriebsresultate sind überraschend, das Ausbringen ist ein vorzügliches. Wohl würde es sich lohnen, einen Vergleich dieserhalb gegen frühere Zeiten zu ziehen, doch möchte dies zu tief in die Technik führen und den Rahmen dieser Studie überschreiten“.

„Produktion der Bergwerke und Hütten, Vergleich derselben im Jahre 1868 und 1881/82 unter Berücksichtigung der Belegung. Da die kassenmäßigen Zahlen später von derjenigen Zeit, von wo ab die Rechnungslegung nach den für die Kassen- und Naturalverwaltung bei den preußischen Berg- und Hüttenwerken geltenden allgemeinen Vorschriften stattgefunden hat (vom Jahre 1868 ab), gegeben sind, so werden nachstehend die Produktionen für denselben Zeitraum behandelt."

„Es betrug die Gesamtproduktion der Bergwerke an direkt verhüttbaren Erzen in der Periode von 1868 bis 1881/82: an Blei- und Silbererzen 4 046 713 Ctr., an Kupfererzen 128 895 Ctr., an Zinkblende, welche nicht auf dem Harze verhüttet, sondern an rheinisch-westfälische Werke abgesetzt wird, 1 245 403 Ctr. Es wurden demnach durchschnittlich pro Jahr an Blei- und Silbererzen, Kupfererzen und Zinkblende bezw. 283 980 Ctr., 9045 Ctr. und 87 397 Ctr. gefördert."

„Auf den Hütten, welche indessen zum Teil überseeische Erze verschmelzen, wurden in dem gleichen Zeitraume produziert: an Gold 1 606,38 Pfund, Silber 756 843,9 Pfund, Kaufblei 2 432 681 Ctr., Kupfer 16 230 Ctr., Kupfervitriol 208 516 Ctr., demnach durchschnittlich jährlich: 112,75 Pfd. Gold, 53 111,8 Pfd. Silber, 170 714 Ctr. Blei, 1139 Ctr. Kupfer und 14 633 Ctr. Kupfervitriol."

„Von wesentlichem Interesse zur Beurteilung der Fortschritte und Leistungen des Betriebes sind die nachstehenden Vergleiche der Produktion der Bergwerke und Hütten in den Jahren 1868 und 1881/82 unter Berücksichtigung der Belegung.

Produktion der Bergwerke.	Es wurden gewonnen auf den Gruben:			Die Belegschaft (incl. Werkstattsbetrieb) betrug:		
	in 1868 Centner	in 1881/82 Centner	daher in 1881/82 mehr Centner	in 1868 Mann	in 1881/82 Mann	daher in 1881/82 weniger Mann
Blei- u. Silbererze	217 597	333 144	115 547	4201	4093	108
Kupfererze	3 567	8 795	5 228			
Blende	73 176	118 385	45 209			
Summe ...	294 340	460 324	165 984			

„Trotzdem die Grubenbelegschaft sich von Beginn des in Betracht gezogenen Zeitraumes um 108 Mann vermindert hat, ist die Jahresproduktion verhüttbarer Erze um 165 984 Ctr. gestiegen."

Produktion der Hüttenwerke.	Es wurden auf den Hütten dargestellt:			Die Belegschaft betrug:		
	in 1868	in 1881/82	daher in 1881/82 mehr	in 1868 Mann	in 1881/82 Mann	daher in 1881/82 mehr Mann
Gold ..... Pfund	28,935	90,641	61,706	687	828	141
Silber .... „	26 400	59 753,03	33 353,03			
Blei..... Centner	154 496	200 074	45 578			
Kupfer ... „	851	1 478	627			
Kupfervitriol ...	6 709	18 317	1 608			

„Obwohl in vorstehender Tabelle die Schwefelsäurefabrikation und auf die Darstellung von Zinkfarbe (Nebenprodukt bei der Silberextraktion durch Zink und Amoniakverfahren) keine Rücksicht genommen ist, so erscheint doch die Steigerung der Produktion deutlich genug."

„Die Gesamtbelegschaft des Oberharzer Silberbergwerkshaushaltes betrug im Jahre 1868 4888 Mann, während dieselbe nunmehr auf 4921 Mann, also bloß um 33 Mann, angewachsen ist."

Die Gruben und Hütten bilden ein in einander greifendes Getriebe, das nur in seiner Gesamtheit auf Rentabilität zu prüfen und zu beurteilen ist. Die buchmäßigen Zahlungen, welche das eine Werk an das andere (die Hütten den Gruben für den Schlieg, die Lautenthaler Hütte den übrigen für die Blicksilber u. s. w. u. s. w.) leistet, haben hierbei gar keine Bedeutung; es kommen einzig und allein die Geldsummen in Betracht, welche von der Gesamtheit der Gruben und Hütten an die Staatskasse abgeführt werden. Dieser sind in den einzelnen Jahren der Periode 1868—1881/82 folgende Überschüsse abgeliefert:

	„Von den Hütten:	Von den Bergwerken:	Gesamt=Überschuß:
1868	519814 ℳ 14 ₰	84874 ℳ 73 ₰	604668 ℳ 87 ₰
1869	88363 „ 17 „	412806 „ 92 „	501170 „ 09 „
1870	211742 „ 86 „	203895 „ 15 „	415638 „ 01 „
1871	471296 „ 20 „	220090 „ 16 „	691386 „ 36 „
1872	243945 „ 31 „	331269 „ 84 „	575215 „ 15 „
1873	52151 „ 07 „	616235 „ 48 „	668386 „ 55 „
1874	721310 „ 37 „	931605 „ 45 „	1652915 „ 82 „
1875	1138251 „ 34 „	1270984 „ 42 „	2409235 „ 76 „
1876	363417 „ 29 „	1114714 „ 84 „	1478132 „ 13 „
1877 I. Quart.	**105112 „ 70 „** (Zuschuß.*)	146484 „ 77 „	41372 „ 07 „
1877/78	883596 „ 28 „	954796 „ 78 „	1838303 „ 06 „
1878/79	543501 „ 10 „	554485 „ 01 „	1097986 „ 11 „
1879/80	51530 „ 85 „	604895 „ 05 „	656425 „ 90 „
1880/81	386761 „ 29 „	653884 „ 07 „	1040645 „ 36 „
1881/82	245856 „ 53 „	668787 „ 14 „	914643 „ 67 „
Summe . . .	5816335 ℳ 10 ₰	8769809 ℳ 81 ₰	14586144 ℳ 91 ₰
Durchschnittlich pro Jahr . .	408163 ℳ 86 ₰	615425 ℳ 25 ₰	1023589 ℳ 11 ₰."

„Außerdem wurden in dieser Zeit aus den aufgekommenen Einnahmen noch rund 5137017 ℳ für Herstellung neuer, sowie Erweiterung und Verbesserung der bestehenden Betriebsanlagen verwandt."

Der Oberharz trägt sämtliche Kosten für neue Anlagen völlig aus eigenen Mitteln. „Diese Kosten dürfen nicht wie ein angelegtes Kapital, von welchem man außer dem Gewinn der Gruben noch hohe Zinsen erwartet, betrachtet werden; dieselben tragen vielmehr denselben Charakter wie die Löhne und Materialien, welche zur Verausgabung gelangen." „Der Oberharzer Staatsbergbau hat eigentlich nur dasjenige Kapital zu verzinsen, welches der Staat beim Übergang der gewerkschaftlichen Gruben in Staatshand zur Acquisition

*) „Diesem bei der Etatsjahrsänderung entfallenen Zuschuß haben in der betreffenden Periode die Einnahmen nicht entgegen gestanden, derselbe ist aber im folgenden Etatsjahre durch einen sehr hohen Überschuß gedeckt."



der gewerkschaftlichen Anteile verausgabt hat. Es sind dies 330 545 Thlr. 22 Sgr. 9 Pfg. = 991 637 ℳ 27 ₰." „Der Oberharzer Bergwerks- und Hüttenbetrieb, welcher die Existenzfähigkeit fast der ganzen Oberharzer Bevölkerung begründet und hübsche Überschüsse liefert, ist zu vergleichen mit einer Milch gebenden Kuh, welche ohne Kostenaufwand durch die freigebige Natur ihre Ernährung findet." —

Die Rentabilität des Oberharzer Berg- und Hüttenbetriebes würde nicht voll heraustreten, wenn nicht auch auf die außerordentlich niedrigen Metallpreise der letzten Jahre hingewiesen wird. Der Preis des Bleies, der zu Anfang dieses Jahrhunderts 19,50 ℳ pro Centner betragen hatte und während der Kontinentalsperre auf 30 ℳ gestiegen war, sank bald nachher, als die spanische Regierung ihr Vorkaufsrecht aufgab und den Privaten die Ausfuhr des Bleies gestattete, in einer die Existenz des Harzer Bergbaues gefährdenden Weise und erreichte sein Minimum mit 7—9 ℳ in den Jahren 1829—1833. Von 1834 hob er sich allmählich wieder bis zum Maximum von 23 ℳ im Jahre 1855/56 und nach geringem Rückgange wieder auf 21—23 ℳ in den Jahren 1873—1876. Seitdem aber ist er im steten Niedergange begriffen; im Jahre 1882/83 betrug er 13,26 ℳ und 1885 nur etwa 10 ℳ — Der Preis des Silbers ist gleichfalls nicht unbedeutend gesunken, von 90 ℳ pro Pfund im Jahre 1868 auf 75,70 ℳ im Jahre 1882/83. Auch der Preis des Kupfers ist nicht unbedeutend zurückgegangen, doch ist dieses von geringerem Belange für den Oberharz. „Vergegenwärtigt man sich die Bleipreise der günstigen Jahre Mitte 1870/80, so wird man leicht ermessen können, was der Oberharz geleistet haben würde, wenn diese Preise heute noch vorhanden wären. Nimmt man auch nur den Durchschnittspreis von der großen Periode 1854/55 bis 1877/78, nach welcher der rapide Rückgang sich vollzog, so resultiert gegenwärtig (1883) ein Ausfall von 6 ℳ pro Centner. Der Ausfall am Silberpreis gegen 1868 beträgt über 14 ℳ pro Pfund." „Diese Ausfälle berechnen sich bei einer jährlichen Bleiproduktion von rund 200 000 Ctr. und einem Silberquantum von 28 000 Pfund, wie solches nach Abzug des aus den fremden Erzen gewonnenen Silbers, welches ja auch bloß nach der jeweiligen Konjunktur eingekauft wird, resultiert, auf rund 1 592 000 ℳ, welche der Oberharzer Silberbergwerkshaushalt in den letzten Jahren als Überschuß mehr erbracht haben würde, wenn er die Durchschnittsbleipreise der von 1878/79 liegenden 23 Jahre und den Silberpreis von 90 ℳ pro Pfund, welcher in früheren Zeiten auf lange Jahre konstant gewesen ist, gehabt hätte." —

Der Segen des Oberharzer Bergbaues beschränkt sich indes nicht auf den Gewinn, welchen er in seinen Endresultaten abwirft. Er bietet auch nicht nur Tausenden von Beamten und Arbeitern für sich und ihre Familien direkt die Existenzmittel dar, sondern, wie er die kräftigste Stütze einer lohnenden Forstwirtschaft ist, so tritt er unmittelbar auch in die Reihe der Ernährer der den Harz einschließenden Landschaft, wie sich an der Hand der bedeutenden Betriebsausgaben unschwer erweisen läßt.

„Den eigentlich auf die Gewinnung und Verarbeitung der Oberharzer Erze zu verwendenden Betriebsausgaben mögen diejenigen vorangeschickt werden, welche auf den Ankauf überseeischer Erze verwandt worden sind. Schon zu hannoverscher Zeit hielt man es für opportun, überseeische Verbindungen zum Bezuge fremdländischen Schmelzgutes anzuknüpfen. Erst waren es nur geringe Quantitäten, welche zur Verarbeitung gelangten. Mit dem Jahre 1872 begann indessen die Anlieferung bereits lebhaft zu werden. (26 166 Ctr. im

Werte von 2 438 805 ℳ) In dem Zeitraume 1868 bis 1881/82 sind am Oberharze, welche den Ankauf fremder Schmelzgüter in Gemeinschaft mit den königlich sächsischen Hütten zu Freiberg, denen das gleiche Quantum Schmelzgut dem Werte nach zugewiesen wird, betreibt, 368 432 Ctr. im Werte von 27 184 817 ℳ oder pro Jahr 25 855 Ctr. im Werte von 1 907 706 ℳ zur Anlieferung gelangt. Die Hütten von Altenau und St. Andreasberg, welche diese Schmelzgüter verarbeiten, verschmelzen gleichzeitig Oberharzer Erze, jedoch in geringerer Quantität. Die erstere Hütte macht auch die geringfügigeren Oberharzer Kupfererze zu gute und übernimmt das von der Steinarbeit der übrigen Hütten fallende Schwarzkupfer zur Weiterverarbeitung. Die beiden Hütten haben in der in Betracht gezogenen Periode einen reinen durchschnittlichen Überschuß von rund 77 000 ℳ pro Jahr erzielt. Berücksichtigt man nun, daß das oben angegebene Ausgabenkapital von 1 907 706 ℳ bei der reichen Natur der dafür angekauften Schmelzgüter, wo nicht selten verkaufbares Silber in wenigen Tagen aus den Erzen erzielt wird, vielfach im Jahre sich umsetzt, so darf man mit dem Resultat der Schmelzerei fremder Erze ebenfalls sehr zufrieden sein. Es sei noch bemerkt, daß das Durchschnittsresultat der Periode jetzt wesentlich überstiegen wird."

Die Gesamtbetriebsausgaben bezüglich der Gewinnung und Verhüttung der Oberharzer Erze betrugen 71 484 874 ℳ oder jährlich 5 016 482 ℳ, und zwar im einzelnen:

An Löhnen: 45 136 540 ℳ oder pro Jahr 3 167 473 ℳ (einschließlich 2 486 038 ℳ, pro Jahr 174 459 ℳ an Zuschuß zur Osteroder Kornmagazinkasse) und an Zuschüssen zur Knappschaftskasse 1 724 615 ℳ, pro Jahr 121 026 ℳ Da der Harz seine Konsumtibilien aus dem Lande beziehen muß, so fließen diese Summen nebst den Gehältern der Beamten, „wie auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der für Materialien verausgabten Gelder, soweit diese nicht durch den Holzbezug aus den Forsten direkt wieder an die Staatskasse zurückgehen, größtenteils in das Flachland zur Miterhaltung des Ackerbaues und der dort existierenden Industrie."

„An Kosten für Neubauten: 5 137 000 ℳ, pro Jahr 360 491 ℳ. Da hierin selbstverständlich die maschinellen Anlagen einbegriffen sind, so ist auch hier klar, daß nach Abzug der aufgegangenen Baulöhne, der Kosten für Holz und Steine die übrigen Beschaffungskosten wieder größtenteils dem Lande zu gute kommen müssen."

An Materialien: 19 486 718 ℳ (Grubenholz, Röstholz und Wasen 4 183 616,60 ℳ, Holzkohlen 324 477,41 ℳ, Steinkohlen und Koks 6941278,75 ℳ, Eisen, Leder, Cement u. s. w. 8 037 343,24 ℳ), pro Jahr 1 367 489 ℳ; Fuhrlohn 3 826 853 ℳ, pro Jahr 268 551 ℳ. „Man ersieht leicht, daß fast die ganzen Ausgaben für Materialien an das Land und die Forstkasse abfließen."

Um den bedeutenden Einfluß des Bergwerkshaushalts völlig klar zu stellen, ist erforderlich, Röstholz, Holzkohlen und Wasen „auf Festmeter Holz und das insgesamt erforderliche Holz auf den Geldwert loco Wald zu reduzieren. In der in Betracht gezogenen Periode sind jährlich erforderlich gewesen:

	Raummeter		Festmeter			im Werte von
an Grubenholz . .	—		13 112,34			210 786,78 ℳ
„ Röstholz	2621,41	=	1834,99			9174,92 „
„ Holzkohlen . . .	5327,00	=	5966,28	Kohlholz	=	18 751,16 „
„ Wasen	323 473 Stück	=	2696,00		=	12 938,94 „

Summa 23 609,61 Festmeter im Werte von 251 651,80 ℳ"

Der Bergwerkshaushalt verbraucht jährlich mehr als den vierten Teil des gesamten Holzquantums der Oberförstereien Klausthal, Zellerfeld, Lautenthal, Grund, Schulenberg, Gemkenthal, Altenau und Andreasberg und zahlt in deren Kassen eine die durchschnittliche jährliche Netto-Einnahme derselben (248 217 ℳ) übersteigende Summe.

Erinnern wir uns schließlich noch einmal daran, daß die sich eines altbewährten Rufes erfreuende Bergakademie lediglich vom Bergbau und dessen in der Bergbaukasse gesammelten Früchten, und daß die Bergschule, „welche das Unterbeamtenpersonal nicht bloß für den Harz bildet, sondern Steiger und Hüttenbeamte nach den verschiedensten Punkten des deutschen Vaterlandes und darüber hinaus entsendet, aus jährlichen Beiträgen der Berg- und Hüttenwerke erhalten" wird, so werden wir nach diesen Darlegungen die hohe Bedeutung des Oberharzer Bergbaues nicht bloß für den Harz und dessen Bewohner, sondern nicht weniger für Land und Staat wenigstens annähernd zu würdigen im Stande sein. Wo giebt es im ganzen preußischen Staate noch einen zweiten derartigen Berg- und Hüttenbezirk, der ganz und gar auf eigenen Füßen steht, der niemals auch nur des geringsten Staatszuschusses bedurft hat und bedarf, der sogar dem Staate die Kosten seiner technischen Unterrichtsanstalten abnimmt, der selbst bei den denkbar ungünstigsten Metallpreisen noch alljährlich bedeutende Überschüsse zur Staatskasse liefert!

6. Blick in die Zukunft.

„Die Oberharzer Gänge bilden mächtig entwickelte Spalten mit Ausfüllungsmassen, welche über die stetige Natur des Vorkommens keinen Zweifel lassen. Verwürfe sind so zu sagen unbekannt, und wenn auch hier und da Verdrückungen vorkommen, so sind solche doch nicht dazu angethan, die eigentlichen Gangspalten zu verlieren. Die Erzmittel auf den Gängen sind schön und üppig ausgebildet, deren Einschieben ist bekannt, und die Aus- und Vorrichtung derselben läßt sich daher nach bestimmten Regeln in rationellster Weise bewirken." „Geht der Bergbau auch teilweise in erheblichen Teufen um, so mag er selbst an den tiefsten Punkten immerhin weiter rücken, die fortgeschrittene Technik wird der sich bietenden Schwierigkeiten Herr werden. Nicht wenig wird die Überwindung von Betriebsschwierigkeiten erleichtert durch die am Oberharze vorhandenen hohen Niederschläge, die fürsorglich geniale Sammlung, Führung und Verteilung derselben durch die Alten, welche unter Benutzung intelligenter Einrichtungen der Neuzeit immer weiter ausgebildet worden und fernerer Ausbildung fähig ist. Es wird nicht fehlen, daß die Zeit die Elektrizität, für deren Erzeugung die erforderliche Kraft in den gewaltigen Wassermengen und deren Fall vorhanden ist, den Gruben ebenfalls nutzbar machen wird."

„Die Teufen in den verschiedenen Revieren gestalten sich in nachstehender Weise:

Andreasberger Revier:	
Samson	787 m
Klausthaler Revier:	
Georg Wilhelm	745 m
Eleonore	695 „
Königin Marie	670 „
Dorothea	560 „
Juliane Sophie	330 „

Lautenthaler Revier:	
Maßener Schacht	440 m
Schwarze Grube	374 „
Güte des Herrn	364 „
Bockswieser Revier:	
Herzog August	430 m
Johann Friedrich	410 „
Silbernaaler Revier:	
Haus Braunschweig	400 m
Ernst August	280 „
Grunder Revier:	
Hülfe Gottes	315 m
Knesebeckschacht	225 „

Man ersieht, daß nicht unerhebliche Teufen erreicht sind, aber auch, daß die meisten Punkte bezüglich der Tiefe immerhin noch zurückstehen. Abgesehen von St. Andreasberg, welches trotz seiner großen Tiefe noch eine Masse unverritzten Feldes hat, sind es die Schächte bei Klausthal, welche sich durch ihre Teufe auszeichnen. Die mächtig entwickelten Gänge von Klausthal haben bei der erlangten Teufe nicht nur mehrere Sohlen vor, welche aus- und vorgerichtet werden, um auf lange Zeiträume den demnächstigen Abbau zu fristen, sondern die dortigen Gruben bauen auch, gleich den Gruben der übrigen Reviere, in den verschiedensten höheren Niveaus, wie solches der Gangbergbau mit sich bringt. Wohl kann man Berechnungen anstellen, was an Vorbau vorliegt, doch erschließt jeder Tag neues Feld, und es würde vermessen sein, die Höhe der zu findenden Erze auf Jahrhunderte hinaus zahlenmäßig festzustellen; so viel ist sicher, daß die Natur dem Oberharzer Bergbau den Bestand für die Zukunft, wie dies bereits durch die Vergangenheit streng gekennzeichnet ist, gewährleistet hat."

„Die Gruben außer Klausthal, obgleich dieselben bei ihrer jetzigen Tiefe noch auf lange Jahre Erze schütten werden, haben nach dem heutigen Standpunkte der Technik überhaupt keine anzuschlagenden Teufen, wohl aber von Silber reiche Erze. Es mag daraus ermessen werden, was die Zukunft bezüglich der bekannten (Erz-) Mittel nach der Teufe hin noch birgt."

„Die Lautenthaler Gruben, welche heute der Hauptsache nach auf Blende bauen, die von den Vorfahren, da die Verhüttung der Blende ihnen unbekannt war, als „alter Mann" zurückgelassen wurde, wird mit ihrem Fortschreiten nach der Teufe die silberreichen Bleierze der Alten wieder erschließen."

„Wendet man sich zum unverritzten Felde, so ist zunächst das auf dem Silbernaaler Gangzuge zwischen Bergwerkswohlfahrt und Hülfe Gottes gelegene 3200 m lange Ganggebiet, auf welchem in den letzten zwei Jahren ein vielversprechender Anfang gemacht worden, zu erwähnen. Es sind daselbst auf Knesebeck-Schacht ungemein reiche Erze erschlossen worden, und gegenwärtig fährt man auch östlich von Hülfe Gottes auf einem mächtigen und reichen Erzmittel auf, welches man bereits in einer Länge von 80 m viel überfahren hat. Es sind dies Erzmittel, welche in der Pfeilerhöhe überhaupt noch nicht geschwächt sind, es kann nicht fehlen, daß weitere Anbrüche auf dem silberreichen Ganggebiete der Zukunft vorbehalten bleiben."

„Noch sei des Hahnenkleeer Gangzuges erwähnt, welchen man im Begriffe steht, von der tiefen Georgstollen-Sohle von Bockswiese aus zu erschließen;

auch müssen Hoffnungen auf die zwischen Juliane Sophie und Bockswiese gelegene Gangpartie gesetzt werden, gehören doch die Bockswieser Erze zu den besten."

„Sonach dem Oberharzer Bergbau ein frisches, fröhliches Glückauf! Es wird sich der alte Harzspruch auch für die Zukunft erhalten:

Das Land die Früchte bringt,
Im Harz der Thaler klingt!"

„Drum hinaufgeschaut und auf Gott vertraut!"

B. Die Gruben und Hütten der „Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft".*)

1. Die Fundstätten.

Der zur Zechsteinformation gehörende Kupferschiefer (S. 192 f.) tritt in der Gegend von Mansfeld in drei Flözzügen auf, welche durch zwei vom Harze in südöstlicher Richtung abgehende Gebirgsarme (von Annarode-Hornburg und Hettstedt-Gerbstedt) getrennt werden: dem Sangerhäuser Zuge, dem Eisleben-Hettstedter oder südlichen Zuge und dem Wiederstedter oder nördlichen Zuge.

„Man hat sich das Mansfeldsche Kupferschieferflöz auf einer ca. 500 qkm großen Fläche abgelagert zu denken. Diese Fläche liegt nicht horizontal, sondern muldenförmig gekrümmt. Die Muldenlinie geht in der Richtung von Leimbach über Hübitz und Schochwitz nach Halle hin, und die Mulde selbst, welche den Namen Mansfelder Mulde führt und eine Breite von 18 km hat, fällt nach derselben Richtung hin ein. Die Mulde ist daher an drei Seiten, nämlich an ihrem West-, Nord- und Ostrande geschlossen und nur nach Süden bezw. Südosten oder nach Halle hin offen. Auf dem westlichen Muldenflügel liegt Eisleben-Mansfeld, auf dem nördlichen Hettstedt-Gerbstedt u. s. w. und auf dem östlichen Wettin. Das an den Rändern der Mulde fast überall zu Tage tretende Kupferschieferflöz ist der betr. Mulde konform abgelagert, es fällt nach der Muldenlinie hin ein."

„Der Bau von Kupferschiefer in der Mansfelder Mulde hat sich von jeher nur auf den West- und Nordrand derselben erstreckt und zwar im Bereich des Traktus von Wolferode bei Eisleben an über Mansfeld, Hettstedt, Gerbstedt bis in die Nähe von Friedeburg an der Saale, weil südlich dieser beiden Endpunkte das Flöz einen ausreichenden Kupfergehalt nicht mehr besitzt. Auch gegenwärtig bewegt sich der Bau auf demselben Traktus, jedoch mit der Einschränkung, daß derselbe am Nordrande nur bis Gerbstedt heranreicht. Da das Kupferschieferflöz an den Muldenrändern fast überall zu Tage ausgeht, so war seine Auffindung ziemlich leicht."

„Der Erzgehalt des Schieferflözes erscheint in der Regel als sogen. „Speise", d. h. in sehr feinen Stäubchen eingesprengt, die auf dem Quer-

*) Ich benutze hauptsächlich die im Buchhandel nicht erschienene (vom Herrn Professor Dr. Größler mir freundlichst mitgeteilte) Schrift: „Der Kupferschieferbergbau und der Hüttenbetrieb zur Verarbeitung der gewonnenen Minern in den beiden Mansfelder Kreisen und im Sangerhäuser Kreise der preußischen Provinz Sachsen unter Berücksichtigung der geognostischen und historischen Verhältnisse dargestellt von der Ober-Berg- und Hütten-Direktion in Eisleben." 1881.



bruche im Sonnenlichte einen metallischen Schimmer verursachen. Derselbe hat entweder eine goldgelbe Farbe und deutet dann auf vorherrschenden Kupferkies, oder eine violblaue und kupferrote (bunte) Farbe und deutet dann auf vorherrschendes Buntkupfererz, er wird auch, jedoch seltener, dunkel stahlgrau (von Kupferglanz), auch mitunter graugelb (von vorherrschendem Eisenkies), auch endlich zuweilen bleigrau (von Bleiglanz). Obschon in der Regel die geschwefelten Kupfererze es sind, welche hauptsächlich die Speise konstituieren, so kommen mit ihnen jedoch immer, wenn auch mehr oder weniger untergeordnet und dem Auge nicht erkennbar, Schwefelsilber, Schwefelzink (Blende), Schwefelblei (Bleiglanz), Schwefeleisen (Schwefelkies), Arsenicknickel (Kupfernickel), Arsenikkobalt (Speiskobalt) und auch Mangan-, Molybdän- und Selen-Verbindungen vergesellschaftet vor."

„Neben der Speise pflegen auch nicht selten feine Schnüren von Buntkupfererz und Kupferglas aufzutreten, die dann meist parallel der Schichtung laufen, ebenso finden sich in den Schichtungsflächen und Querklüften Anflüge von Kupferglas, Buntkupfer, Kupferkies und metallischem Silber, endlich erscheinen auch öfter einzelne Erzflecke, Körner und Nieren (Erzhieken genannt), indessen sind alle diese Ausscheidungen keine Bürgschaft für die Schmelzwürdigkeit, sobald die Speise zurücktritt. Je feiner und dichter die letztere, desto reicher der Gehalt."

In den Sangerhäuser Revieren sind die sogen. S a n d e r z e der Hauptgegenstand des Bergbaues. „Meist erscheint dieser Gehalt in einer sogen. g e l b e n T r e s s e als dicht zusammengedrängte Kupferkiesstäubchen, welche die von ihnen umhüllten Sandkörnchen kaum erkennen lassen. Wo diese Tresse vorkommt, ist sie als ein goldgelbes, 1 bis 2 cm, mitunter auch bis 3 cm mächtiges Band entweder von dem darunter befindlichen Weißliegenden durch eine Ablosung (Schichtungskluft) scharf abgeschnitten, oder diese Ablosung fehlt, und es findet eine allmähliche Abnahme (ein Verlaufen) des Erzgehaltes nach unten statt, immer aber liegt diese Tresse unter dem Kupferschieferflöze in der obersten Bank des Weißliegenden."

Die Sanderze heißen Letten- oder Schalerze, wenn diese lettige Ablosung die Gewinnung erleichtert, Stuferze, wenn die Ablosung fehlt, und Knotenerze, wenn der Kupfergehalt in Knoten und Wülsten von Letten eingeschlossen wird.

„Nächst dem Kupferkiese sind auch Kupferglas und Buntkupfer in den Sanderzen zu unterscheiden. Werden dieselben vorherrschend, dann ändert sich auch die Farbe der Tresse aus goldgelb in violblau und stahlgrau." „Reiche Sanderze zeigen auch plattenförmige Ausscheidungen von Kupferglas und Buntkupfererz vom Messerrücken- bis zur Federkielstärke, nicht selten mehrere dergleichen und die stärksten gewöhnlich zwischen der Schieferflözmasse und dem eigentlichen Sanderze, oder in dem Erzschiefer." — „Es giebt endlich auch bleiglanz- und blendereiche, dann aber immer kupferarme Sanderze, und ebenso treten in den Sanderzen, wie in dem Kupferschiefer selbst, noch alle die andern ebengenannten Metalle und deren Verbindungen mehr oder weniger untergeordnet auf."

„Man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Kupferschiefer in den eigentlichen Mansfelder Revieren zwischen Gerbstedt und Eisleben einen Kupfergehalt von 2 bis 3 % mit 1/2 ℔ Silber im Centner Kupfer führen, dagegen die Sanderze in den Sangerhäuser Revieren, d. h. die kiesigen, bis 5 %, die reicheren, welche Buntkupfer und Kupferglas führen, aber bis 10 % Kupfer-

gehalt mit kaum $^1/_4$ ℔ Silber im Centner Kupfer haben. Ärmer sind freilich die Schiefer auf dem ganzen nordöstlichen Flözzuge, sowie um die Spitze des Hornburger Rückens herum. Diese werden im Durchschnitt kaum $^1/_2$ % Kupfer, wenn auch den obigen Silbergehalt von etwa $^1/_2$ ℔ im Centner Kupfer führen."

2. Geschichtlicher Überblick.

a. Alte Grafschaft Mansfeld.

Nach älteren Chronisten soll der Bergbau bei Hettstedt im Jahre 1199 durch zwei Bergleute, Nappian und Neucke, aufgenommen und die erstmalige Bergbelehnung der Grafen im Jahre 1215 durch den Kaiser Friedrich II. erfolgt sein. Wenn nun auch diese Nachricht richtig sein und die Ortschaft Kupferberg bei Hettstedt im Jahre 1199 entstanden sein mag, so haben doch die Grafen von Mansfeld schon lange vor dieser Zeit, und anscheinend nicht bloß innerhalb der Grenzen ihrer damals erst kleinen Grafschaft*), Bergbau getrieben.

Während die angebliche Belehnungs-Urkunde des Kaisers Friedrich II. von 1215 nicht bekannt ist, steht unzweifelhaft fest, daß Kaiser Karl IV. im Jahre 1364 dem Grafen Gebhard den Bergbau innerhalb einer über die Grafschaft hinausreichenden Grenze zu Lehn gab. Diese „Kaiserliche Berggrenze" folgt von Friedeburg bis Salzmünde der Saale und von hier bis zum salzigen See der Salze. Nachdem sie den See der Länge nach durchschnitten hat, wendet sie sich, Hornburg, Rotenschirmbach und Sittichenbach nördlich lassend, nach Westen, schlägt bei Holdenstedt über Emseloh nordwestliche Richtung ein, erreicht zwischen Wippra und Friesdorf die Wipper, wendet sich von hier, diesen Fluß zwischen Friesdorf und Rammelburg wieder verlassend, nordöstlich zur Klaus, folgt von dieser bis nördlich von Gräfenstuhl der Klausstraße, und wendet sich von hier über Großörner, Burgörner, Vorwerk Welfesholz, Gerbstedt und Zabenstedt zur Schlenze, mit der sie bei Friedeburg die Saale erreicht. — Von den folgenden Kaisern wurde diese Belehnung wiederholt bestätigt; so von Sigismund 1416 und 1437, von Friedrich III. 1444 und 1457. Aber im Jahre 1480 verwies im Widerspruch damit der letztgenannte Kaiser die Grafen mit diesem Lehnsstück an die Herzöge von Sachsen, die zu jener Zeit auch die Lehnshoheit über einige Stücke der Grafschaft zu erlangen gewußt hatten. „Hieraus entwickelte sich ein langwieriger Rechtsstreit zwischen beiden Teilen; die Grafen mußten sich jedoch am Ende auf Grund eines zu Leipzig im Jahre 1484 geschlossenen Vertrages unterwerfen, und wenn sie auch kurz darauf (1518) das Bergregal unmittelbar wieder vom Kaiser Maximilian zu Lehn empfingen und im Jahre 1521 eine ähnliche Bestätigung vom Kaiser Karl V. erhielten, so sind doch die Herzöge, nachmalige Kurfürsten von Sachsen, sehr bald wieder in die ihnen 1484 zugestandenen Rechte getreten und haben dieselben in der Folge auch zu behaupten gewußt. Der Schwächere mußte dem Stärkeren unterliegen." —

„Im 14. und 15. Jahrhundert war der Mansfeldische Bergbau" — den die Grafen innerhalb der kaiserlichen Berggrenze für eigene Rechnung betrieben — „zu großer Blüte gelangt, die günstigen Lagerungs- und Oberflächen-Verhältnisse gestatteten einen billigen Betrieb. Schon aus dem 15. Jahr-

*) Diese wurde noch im 13. Jahrhundert von der Wipper, der Saale, der Salzke und dem Willerbach bei Eisleben eingeschlossen. Das Amt Schraplau kam erst 1371, Amt Arnstein 1387, Amt Morungen 1408, Rammelburg 1440 hinzu.

hundert wird von einer jährlichen Produktion von 20000 Ctr Kupfer berichtet." (Berghauptmann Brassert.)

Wie die Grafen schon zu Ende des 15. Jahrhunderts ihre Unterthanen mahnten, „ihre Kinder für den Bergbau zu bestimmen, da es an Bergleuten fehle", so machte Graf Albrecht durch ein öffentlich angeschlagenes Patent im Jahre 1511 bekannt: „Weil Gott der Allmächtige die löbliche Grafschaft Mansfeld neben andern Wohlthaten auch mit dem Bergwerk reichlich gesegnet und Bergarbeiter hochnötig, daher auch sämtliche Grafen ihren Unterthanen aufgelegt, ihre Kinder auf den Bergbau zu halten, solle solches auch Fremden freistehen; und weil viel Bergvolk in seiner Gerichtsbarkeit sich seßhaft machen wolle und um Wohnstätten gebeten, so wolle er ihnen dazu die vor dem Eisleber Neuendorf gelegene ihm zugehörige Gegend nebst dem Vogelgesange anweisen." Der Zuzug fremder Bergleute war so stark, daß schon zwei Jahre später die Neustadt Eisleben (S. 79) eine Kirche erhielt. (Pastor Krumhaar in der Festschrift des Mansfelder Geschichtsvereins von 1874.)

Indes hatte sich auch damals bereits der spätere Verfall des Bergbaues unaufhaltsam vorbereitet. Die Grafen verbrauchten am Hof und im Dienste des Kaisers viel Geld und verwendeten bedeutende Summen auf Vergrößerung ihrer Grafschaft. Die ordentlichen Einnahmen aus dem Bergbau waren für solche Aufwendungen bald nicht mehr ausreichend; die Grafen nahmen Vorschüsse von den Kupferhändlern, verpfändeten manche Hütten und gaben andere sogen. Erbhütteherren gegen feste Abgabe und Zehnten zu Lehen. Aber diese Privatpersonen*) hatten nur ihren eigenen Vorteil im Auge und schädigten den Bergbau namentlich dadurch, daß sie einfach die erschlossenen Felder abbauten, ohne sich auf Ausrichtung neuer einzulassen.

Dazu kam, daß das Eigentumsrecht und die Oberaufsicht des ganzen Bergbaues nicht mehr in einer Hand lag. Im Jahre 1475 waren nämlich die Linien Vorderort und Hinterort entstanden; von letzterer zweigte sich bald darauf die Linie Mittelort ab, und erstere spaltete sich gar in drei Linien, so daß vom Jahre 1501 der mit den Städten Eisleben, Mansfeld und Hettstedt und den Waldungen ungeteilt gebliebene Bergbau fünf Bergherren hatte. Die hieraus entstehenden unausgesetzten Streitigkeiten suchte man dadurch zu beseitigen, daß man am 11. Februar 1536 in der mit einer ausführlichen Bergordnung (Revisionen älterer Bergordnungen waren schon zu Ende des 15. Jahrhunderts vorgenommen) verbundenen „Feuerteilung" die damals vorhandenen 95 Hütten mit dem zu ihnen gehörenden Bergwerk durch das Los unter die fünf gräflichen Linien teilte. Ein Teil bestand aus 6 Herrenfeuern (auf gräfliche Rechnung betriebenen) und 13 Erbfeuern (an Erbhüttenmeister verliehenen), die andern 4 Teile bestanden aus je 11 Herren- und 8 Erbfeuern.**)

Da diese Teilung der Entwickelung und dem guten Fortgange des Bergbaues sehr hinderlich war, so veranlaßte der Kurfürst August von Sachsen als Oberlehnsherr die Grafen der verschiedenen Linien im Jahre 1568, dieselben aufzuheben und den Bergbau wieder gemeinschaftlich zu übernehmen. Aus der dieserhalb zu Dresden am 28. Juni 1568 aufgerichteten „Zusammensetzung" geht u. a. hervor, welchen bedeutenden Einfluß damals bereits die „Kupferverleger" besaßen (die Händler, welche das den Grafen kraft Vorkaufsrechts

*) „Von dem großen Reichtum einzelner Eislebener Familien jener Zeit, z. B. Bucher und Stahl, wird noch heute viel gesprochen." Krumhaar.

**) Die beiden Erbfeuer Hans Luthers, des Vaters des Reformators, lagen bei Möllendorf.

zustehende Metall übernahmen und jenen bereits Vorschuß auf dasselbe gezahlt hatten); sie ernannten die Hälfte der Beamten und zahlten für den Zentner Kupfer an der Eisleber Ratswage nur 14 Gulden, während sie doch die „zur Förderung Gottes Ehre und Erhaltung der Kirchen- und Schuldiener geordneten" 210 Centner Kupfer mit je 20 Gulden vergüten mußten.

Der Vermögensverfall der Grafen war indes durch diese „Zusammensetzung" nicht aufzuhalten; ihre Schuldenlast erreichte schon damals die für jene Zeit ungeheure Summe von $2^1/_2$ Millionen Gulden. Die beiden Lehnsherren der Grafen, Kursachsen und Erzstift Magdeburg, traten deshalb ins Mittel und verhängten 1570 über $^3/_5$ der Grafschaft und über die Bergwerke die Sequestration. Die ausschließliche Hoheit über den Bergbau innerhalb der kaiserlichen Berggrenze wurde in den beiden Permutations-Rezessen von 1573 und 1579 Kursachsen zuerkannt. Damit waren die Grafen trotz ihres Protestes mediatisiert und die letzten Reste ihres Einflusses auf den Bergbau, den sie nach und nach fast ganz aus der Hand gegeben hatten, so gut wie beseitigt.

Der Bergbau nahm seinen Fortgang, doch wollte kein Schwung hineinkommen. Und während des 30jährigen Krieges und durch diesen kam er dann völlig zum Erliegen. Nach dem westfälischen Frieden (1648) wurde seine Wiederaufnahme „von dem damaligen Kurfürsten von Sachsen mit Eifer angestrebt, und über das Wie wurden ernste Verhandlungen gepflogen. Die Resultate der angestellten Untersuchungen über den Zustand der Berggebäude waren trostloser Art, Hauptstollen und Schächte meist verbrochen, die Gläubiger des Bergbaues, unter denen der Rat zu Leipzig mit hohen Summen figurierte, verweigerten weitere Vorschüsse, und die sequestrierten Güter der Grafen, total verschuldet, vermochten selbst keine Verläge zu machen."

Es blieb hiernach nichts anderes übrig, als den Bergbau freizugeben, ihn zu vergewerkschaften. Die darauf abzielenden Verhandlungen zogen sich aber wegen der schwierigen Regelung des Verhältnisses, in welchem die Bergwerke zu den übrigen Gütern der Grafen standen, durch mehrere Jahrzehnte, und man richtete deshalb einstweilen auf Rechnung der Grafen den sogenannten Interimsbau ein: man klaubte — wie es während des 30jähren Kriegs geschehen war — die alten Halden und die offenen Schächte aus, wodurch einige Hütten im schwachen Gange erhalten wurden, und sammelte die geringen Erträge für den künftigen Bau.

Am 28. April 1671 erschien dann endlich das Freilassungspatent und am 8. Mai desselben Jahres die zwischen den Grafen und dem kurfürstlichen Oberaufseher der Grafschaft, Kammerherrn von Selmnitz, vereinbarte Eisleben-Mansfeldsche Bergordnung, welche durch die oberlehnsherrliche Konfirmation des Kurfürsten am 28. Oktober 1673 zum Gesetz erhoben wurde. Darin wurden die gesamten Eislebenschen und Mansfeldschen Bergwerke, „wie die Grafen damit beliehen waren, samt allen darin befindlichen Stollen, Schächten, Halden, Hütten, Hüttenstätten, Wasserläufen, Wegen u. s. w., in Summa aller Ein- und Zubehörungen, wie sie Namen haben mögen, von Alters her dazu gehöret, auch noch gehören ꝛc.; ferner auch allen Vorräten in und außer den Gruben dergestalt frei erklärt, daß jedermann, in- und ausländisch, ohne in der Grafschaft seßhaftig zu sein, gleichwie auf andern Bergstätten, das Bergwerk muten, bauen, allenthalben frei einschlagen, schmelzen, die Kupfer saigern und ohne Auflage und Beschwerung frei verkaufen könne". Diese Bergordnung galt auch für den außerhalb der kaiserlichen Berggrenze liegenden, unter sächsischer

Hoheit stehenden Teil der Grafschaft (Hettstedt, Morungen, Leinungen, Arnstein u. s. w.).

Indem die Grafen ihrem Eigentumsrecht und jedem Anspruch an den Bergbau entsagten, reservierten sie sich den Zehnten vom Kupfer der Ausbeute und den Zwanzigsten von dem der Zubußzechen, das Vorkaufsrecht am Silber und den Schlägeschatz im Betrage von 6 Gr. ($^1/_4$ ₰) pro Mark. Auch behielten sie sich, bezw. zunächst der sequestrierenden Behörde, die Direktion des Bergbaues vor.

Auch die Gläubiger des alten Bergbaues entsagten ihren Ansprüchen. Nur dem Hauptgläubiger, dem Rate der Stadt Leipzig, wurde bis zu seiner Schadloshaltung $3^1/_2$ Fünftel von den Zehntaufkünften zugestanden, eine Abgabe, welche erst von der westfälischen Regierung aufgehoben ist. Übrigens traten der Rat und wohl auch die übrigen Gläubiger als Gewerken mit ein.

Schon 1674 und 1675 bildeten sich die Gewerkschaften der Oberhütte und der Mittelhütte bei Eisleben, der Krughütte bei Leimbach und der Silberhütte bei Mansfeld, etwas später die der Wiesenhütte bei Großörner und der Gottesbelohnungshütte daselbst und im Jahre 1723 die der Kupferhammerhütte bei Hettstedt, jede derselben mit 128 Kuxen. Von diesen sieben Gewerkschaften lösten sich die der Wiesen- und die Gottesbelohnungshütte zu Anfang der 1790er Jahre, angeblich wegen Unbauwürdigkeit ihrer Reviere und unzureichender Geldmittel, wieder auf; ihren Besitz und ihre Berechtigungen erwarben die übrigen Gewerkschaften durch Kauf. Die Gewerkschaften der Eisleber und der Mansfelder Hütten bauten von vornherein den größten Teil ihrer Reviere gemeinschaftlich ab. An den sogenannten Fünftel-Revieren waren erstere mit $2^2/_5$, letztere mit $4^1/_{10}$, von den sogenannten Drittel-Revieren erstere mit $^1/_3$, letztere mit $^2/_3$ Anteilen nach Verhältnis ihrer „Feuergerechtigkeit“ beteiligt. (Die Kupferhammerhütte hatte 2, alle Gewerkschaften zusammen besaßen also $8^1/_2$ Feuergerechtigkeiten. Diese Benennung schloß sich an die frühere Teilung unter die gräflichen Linien.) Allen Gewerkschaften gemeinschaftlich war der Ertrag des Interims-Bergbaues, der Stollenbetrieb, die Entsilberung der Schwarzkupfer und der Kohlenbezug. Der freie Bezug des Holzes und der Kohlen dauerte bis 1832, in welchem Jahre die Gewerkschaften 5120 ha Waldung vom Fiskus durch Kauf erwarben.

Zu diesem bedeutenden Waldareal, welches seit der fast ausschließlichen Anwendung von Koks den wesentlichsten Teil des Reservefonds bildet, kam 1836 noch infolge eines Vergleiches eine 391 ha große Forst als Entschädigung für die Feuerberechtigung des Leinunger Berg- und Hüttenwerks. Das diesem zustehende, außerhalb der kaiserlichen Berggrenze, doch in sächsischer Hoheit belegene Flözstück war wahrscheinlich schon von den Grafen in Bau genommen; im 17. Jahrhundert kam es zum Erliegen. Nach der Freilassung des Bergbaues setzten die Herren von Eberstein, die Pfandinhaber der gräflichen Ämter Leinungen und Morungen, das Werk wieder in Betrieb, doch mußte es zu Ende des 18. Jahrhunderts wegen des geringen Silbergehaltes seiner Kupfer wieder eingestellt werden, und im Jahre 1812 kauften es die Mansfeldschen Gewerkschaften gemeinschaftlich nach Verhältnis ihrer Feueranteile.

Erst in neuerer Zeit sind die fünf Gewerkschaften zu einer einzigen verschmolzen. Das Statut dieser „Mansfeldschen Kupferschieferbauenden Gewerkschaft“ wurde durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 21. Januar 1852 bestätigt. Während nach demselben die Direktion des Bergbau- und

Hüttenbetriebes noch in den Händen der königlichen Bergbehörde verblieb, übernahm die Gewerkschaft im Jahre 1862 auf Grund des die Kompetenz der Oberbergämter regelnden Gesetzes vom 10. Juni 1861 die Verwaltung selbständig und errichtete am 9. März 1868 ein revidiertes Statut, welchem am 7. Juni 1876 das jetzt geltende folgte.

„Die Gewerkschaft hat die Eigenschaft einer juristischen Person und ihren Sitz in Eisleben. Das Eigentum derselben teilt sich in 768 Kuxe. Zu ihren Besitzungen in der vormaligen Grafschaft Mansfeld erwarben schon die alten Gewerkschaften das Sangerhäuser und das Rothenburg-Friedeburger Werk hinzu.“ (Brassert.)

b. Rothenburger Bezirk und Saalkreis.

Erst später als im sächsischen Teile der Grafschaft entstanden in dem unter magdeburgischer (später preußischer) Hoheit belegenen Teile derselben bergbauliche Unternehmungen, doch beschränkten sich diese bis in die zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts auf Versuchsbauten und unbedeutenden Abbau am Ausgehenden des Flözes.

In dem Saalkreise wurde dagegen schon im Jahre 1446 von einer vom Erzbischof von Magdeburg belehnten Gewerkschaft, doch nur auf kurze Zeit und mit ungenügendem Erfolge, Bergbau betrieben. Noch kürzeres Leben hatte eine zweite zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstandene Gewerkschaft. Eine dritte nahm 1538 die alten Baue wieder auf und legte neue Gruben und Hüttenwerke an. Aber „schlechte Wirtschaft, von um so nachteiligerer Wirkung, als die gewonnenen Kupferschiefer größtenteils nur einen sehr mäßigen Gehalt hatten und Kohlen zum Schmelzen schwer zu erlangen waren, eine große Überschwemmung der Saale im Jahre 1565, welche Erze und Kohlenvorräte der Hütte (bei Rothenburg) mit fortriß, endlich ein kriegerischer Einfall des Grafen Hans von Mansfeld, der im Jahre 1566 die Hütte bis auf den Grund zerstörte, brachten in dem letzteren Jahre das ganze Unternehmen zum Erliegen, und die hierauf und bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts folgenden politischen Zeitereignisse unterdrückten einzelne wiederholte Versuche zur Wiederaufnahme dieses Bergbaues immer gleich im Entstehen.“

Ein regeres Interesse für die Wiederaufnahme desselben entwickelte sich erst, als der Saalkreis mit dem Erzstift Magdeburg durch den westfälischen Frieden an Kurbrandenburg fiel. Im Jahre 1691 verlieh Kurfürst Friedrich III. einer aus 400 Kuxen bestehenden Gewerkschaft, welche sich unter dem Namen „Rothenburger Erz-, Schiefer- und Steinkohlenbergbau“ gebildet hatte, weitgehende Privilegien. Der Anfang war vielversprechend, in den Jahren 1710 bis 1740 produzierte sie jährlich 5000—6000 Centner Kupfer. 1741 erwarb sie auch das Friedeburger Werk.

Im Jahre 1740 hatte nämlich ein gewisser Koch, Pächter der gräflichen Domäne in Friedeburg, mit Bewilligung des letzten Grafen von Mansfeld den Abbau des Kupferschieferflözes zwischen Gerbstadt und Friedeburg (außerhalb der Berggrenze) in Angriff genommen und eine Hütte zu Friedeburg erbaut, Bergbau und Hütte aber alsbald wieder dem Grafen überlassen, welcher beides dem Fürsten von Bernburg verkaufte. Der König Friedrich II. erklärte indes als Oberlehnsherr diesen ohne seine Konsens ausgeführten Verkauf für nichtig und nötigte den Grafen, das Werk gegen eine Abfindungssumme der Krone Preußen abzutreten, welche dasselbe nun der Rothenburger Gewerkschaft unter sehr lästigen Bedingungen überließ.



Nach dieser Erwerbung begann die Rothenburger Gewerkschaft die Mansfelder Gewerkschaften, welche seit dem Jahre 1725 auch im preußischen Teile der Grafschaft Mansfeld, außerhalb der Berggrenze, Bergbau betrieben, aus diesem ihren Besitze gewaltsam zu verdrängen. Die Schlägereien der Arbeiter entschieden zu Gunsten der Rothenburger. Allerdings wurden die streitigen Reviere auf Intervention der sächsischen Regierung einstweilen mit Sequester belegt, aber 1747 wurden die Mansfelder Gewerkschaften gezwungen, ihre außerhalb der Berggrenze und rechts der Wipper gelegenen Reviere der Rothenburger Gewerkschaft abzutreten.

Indes brachte so wenig diese Erwerbung wie die des Friedeburger Werkes der Gewerkschaft Vorteil, da der geringe Gehalt der Schiefern und die für die Kohlen aufzuwendenden Kosten in keinem Verhältnis zu den hohen Abgaben standen. Im Jahre 1768 überließ deshalb die Gewerkschaft ihren ganzen Bergbau dem Könige Friedrich II. Dieser übernahm unter Abfindung der Gewerken alle Schulden auf den Staat und nahm sich dieses Bergbaues, wie u. a. die am 7. Dezember 1772 erlassene revidierte Magdeburg-Halberstädter Bergordnung bezeugt, mit regem Interesse an. Als sich die Roßkünste bei Abteufung eines neuen Schachtes als ungenügend erwiesen, wurde schon 1785 eine aus England bezogene Wattsche Dampfmaschine („Feuermaschine") *) in Betrieb gesetzt. Da diese indes nur 2 cbm Grundwasser pro Minute wältigen konnte, so ersetzte man sie 1794 durch eine größere gleicher Konstruktion (und überließ jene dem Steinkohlenbergwerk zu Löbejün).

Obwohl die Produktion nicht über 5000 Ctnr. Kupfer im Jahre stieg, so warf doch der Rothenburger Bergbau, namentlich nachdem im Burgörner Reviere reichere Erzmittel aufgeschlossen waren, bei der besseren Wirtschaft unter königlicher Verwaltung bis in den Anfang dieses Jahrhunderts regelmäßig Ertrag ab. Das wurde aber anders, als das genannte Revier, welches allein schmelzwürdige Schiefern lieferte, unverhältnismäßig hohe Wasserhaltungskosten verursachte. Die westfälische Regierung wollte sich zu einem dauernden Zubußbetriebe nicht verstehen und verkaufte deshalb den Bergbau mit Zubehör am 11./14. Juni 1810 an die Mansfelder Gewerkschaften. Dabei wurde ausdrücklich bestimmt, daß für denselben statt der Magdeburg-Halberstädtschen die Mansfeldsche Bergordnung Geltung haben sollte.

Der Bergbau wurde in den fünf Revieren von den Mansfelder Gewerkschaften eingestellt und die Rothenburger Schmelzhütte in einen Kupferhammer umgewandelt.

c. Der Sangerhäuser Bezirk.

Anscheinend ist vor dem Jahre 1521 in der Gegend von Sangerhausen kein Bergbau betrieben. Im genannten Jahre nahm Herzog Georg von Sachsen (aus der Albertinischen Linie) denselben in Angriff. Er bestand bis gegen Ende des Jahres 1631, wo ihn der dreißigjährige Krieg zum Erliegen brachte. Nach den Hüttenrechnungen lieferte er in den Jahren 1619 bis 1630 jährlich 500 Ctnr. Kupfer, wovon jeder Centner 8 Lot Silber hielt. — Im Jahre 1675 nahm ihn der Herzog August von Sachsen-Weißenfels auf landesherrliche Rechnung wieder auf; er ließ die verbrochenen Baue wieder aufwältigen und erbaute eine neue Hütte bei Gonna.

*) Die erste Feuermaschine war 1780 in der Braunkohlengrube des Geheimen Rats Gansauge bei Altenweddingen in Betrieb genommen.



Im Jahre 1677 erteilte er auch auf Ansuchen des Rates und der Bürgerschaft zu Sangerhausen einer aus 85 Kuxen bestehenden neugebildeten Sangerhäuser Gewerkschaft die Erlaubnis zum Bergbau gegen Entrichtung des Zehnten, und im Jahre 1686 überließ Herzog Johann Adolf derselben, welche in den Jahren 1679—81 auf dem Weidenmühlenplatze zwischen Gonna und Sangerhausen (wo noch jetzt die Sangerhäuser Hütte liegt) eine Hütte erbaut hatte, auch den wenig einträglichen landesherrlichen Bergbau zunächst auf 10 Jahre pachtweise gegen Entrichtung des Zwanzigsten. (Die Hütte zu Gonna wurde in eine Ölmühle umgewandelt.)

Im Jahre 1701 erreichte dieses Pachtverhältnis damit ein Ende, daß Herzog Johann Georg die landesherrlichen Bergwerke zu Sangerhausen (und Bottendorf) dem Bergrat Rappold zu Schwemsal und dem Kaufmann Dinkler zu Leipzig gemeinschaftlich verkaufte. Im Anschluß daran erteilte er den Käufern in einem Vererbungsbriefe vom 17. Oktober 1703 ein vollständiges und ausgedehntes Bergbauprivilegium für die damaligen Amtsbezirke Sangerhausen (und Wendelstein).

In demselben Jahre aber noch verkauften Rappold und Dinkler den kaum erworbenen Besitz an die Grafen von Einsiedel. Diese erlangten 1704 von der Gewerkschaft pachtweise die Mitbenutzung der Sangerhäuser Hütte und zeigten sich sehr rührig. Indes 1749, in welchem Jahre sie vom Kurfürsten August III. (1746 war das Herzogtum wieder an Kursachsen gefallen) einen neuen Vererbungsbrief erhielten, verkauften sie den Sangerhäuser (nicht den Bottendorfer) Bergbau an die Sangerhäuser Gewerkschaft, so daß diese nun im Alleinbesitze des Bergbaues im ganzen Amtsbezirke war. Doch nur wenige Jahre: 1753 verkaufte sie den vormals Einsiedelschen Anteil an die Kelbrasche Gewerkschaft, welche am Fuße des Kyffhäusers Bergbau auf Kupferschiefer trieb. Vom Jahre 1786, wo es den Gebrüdern Bethmann zu Frankfurt a. M., den Kelbraschen Hauptgewerken, gelungen war, alle ihre Mitgewerken abzukaufen, „datiert erst die allmähliche Entwickelung des Sangerhäuser Bergbaues zu einem besseren und glücklichen Aufschwunge“. Dem beharrlichen Interesse und den großen Geldopfern dieses Hauses, welches auch die der Sangerhäuser Gewerkschaft gehörenden Reviere mit der Sangerhäuser Hütte pachtweise inne hatte, entsprach gleichwohl der nicht ungünstige Erfolg nicht völlig: im Jahre 1825 traten die Gebrüder Bethmann von dieser Pacht zurück und verkauften den früher Einsiedelschen Teil an die Mansfeldschen Gewerkschaften. Im Jahre 1832 erwarben diese auch den Anteil der Sangerhäuser Gewerkschaft samt der Schmelzhütte käuflich, nachdem sie dieselben bereits vom Jahre 1825 an pachtweise betrieben hatten. Seitdem wurde die Verwaltung vom Bergamte in Eisleben und von 1861 ab von der Gewerkschaft selbst geführt.

3. Betrieb und Produktion.

Da das Flöz an den Muldenrändern fast überall zu Tage ausgeht und von da nur schwach einfällt, so war der Bergbau in den 1830er Jahren trotz seines mehr als 600jährigen Bestehens an den tiefsten Punkten kaum bis zu Schachtteufen von 140 m vorgerückt. Und auch heute nach dem mit dem Jahre 1862 beginnenden Aufschwunge ist man erst bei Schachtteufen von etwa 180 bis 350 m angelangt.

So lange sich der Abbau im oberen Felde des Flözes hielt, genügten unbedeutende Stollen zur Abführung der Wasser. Zur Aufschließung des tieferen Feldes sind indes großartige Stollenanlagen erforderlich gewesen. Der West-

rand der Mulde, die oberen oder Eisleber Reviere umfassend, ist durch den Froschmühlen-Stollen, welcher vom süßen See bei Lüttgendorf in der Richtung von Süd nach Nord bis nach Klostermansfeld 13600 m lang getrieben ist; der Nordrand, die unteren oder Hettstedter Reviere, durch den Zabenstedter Stollen gelöst, welcher sich von Zabenstedt bei Gerbstedt im Osten bis über Großörner hinaus im Westen 16872 m lang erstreckt. In größerer Teufe werden beide Reviere durch den in den Jahren 1809 bis 1879 getriebenen Schlüsselstollen aufgeschlossen, welcher sein Mundloch an der Saale bei Friedeburg hat und eine Länge von 31060 m erreicht. Das unter diesem liegende Feld war im Jahre 1862 mit ganz unbedeutenden Ausnahmen noch unverritzt. Seitdem aber ist man vielerorts mit der Anlage von Tiefbauen vorgegangen, deren Wasser mittels zahlreicher Dampfmaschinen auf die Stollensohle gehoben werden. Man stieß dabei mehrfach (bei den Niewandt- und Segen-Gottes-Schächten) auf weitverzweigte Schlotten, von Gips eingeschlossene Hohlräume, welche durch Auflösung des ursprünglich hier abgelagert gewesenen Steinsalzes entstanden und jetzt mit Wasser angefüllt sind, und war deshalb, da die Gewältigung dieser Wassermassen mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und bedeutende Kosten verursacht, teilweise genötigt, ganz neue Schächte an schlottenfreien Stollen abzuteufen. Trotz dieser Hindernisse und Störungen hat sich die Produktion seit 1862, wo die Gewerkschaft die Leitung ihres Bergbaues in eigene Hand bekam, um mehr als das Siebenfache gesteigert.

An Förderschächten sind vorhanden:

1) der Otto- und Leistschacht im Schafbreiter Reviere bei Wimmelburg,

2) der Martins- und Sanderschacht im Glückaufer Reviere bei Creisfeld,

3) der Ernst- und von Hövelschacht im Kuxberger Reviere bei Helbra,

4) der neue Förderschacht am 81. Lichtloch und der Theodorschacht im Hirschwinkler Reviere bei Klostermansfeld,

5) der Freieslebenschacht bei Leimbach,

6) das 26. und 25. Lichtloch des Schlüsselstollens im Stockbacher Reviere bei Großörner,

7) der Eduardschacht des Burgörner Revieres bei Burgörner,

8) der Zimmermann- und der Glückhilfschacht des Revieres Nr. 31 am Welfesholze.

Von diesen stehen die Schächte Leist, Sander, von Hövel, Theodor, 25. und 26. Lichtloch, Zimmermannschacht, sowie das kleine Revier Alt-Mansfeld bei Hergisdorf nur in unbedeutender Förderung und haben keine besondere Zukunft. Aber auch nach Abwerfung dieser Schächte, statt deren die neuen Schächte Clotilde und Ernstschacht Nr. III in Förderung treten, wird sich die Förderung, welche jetzt monatlich rund 38000 Tonnen oder jährlich 456000 Tonnen beträgt, noch erheblich steigern.

Von wesentlichem Vorteil ist die Neuerung, daß bei Ausrichtung der Tiefbaufelder zwei parallel laufende streichende Strecken getrieben werden, von denen die obere als Förderstrecke und die etwa 8 m flach darunter liegende Sumpfstrecke zur Ableitung der Wasser dient. Beide sind behuf des Wetterwechsels (der Luftzirkulation) von Zeit zu Zeit durch kurze Strecken mit einander verbunden.

An Dampfmaschinen waren 1881 in 15 Anlagen der oberen, in 9 der unteren und in 2 der Sangerhäuser Reviere in Thätigkeit

zur Schachtförderung	29	(820 Pferdekräfte),
„ Streckenförderung	6	(165 „
„ Wasserhaltung	18	(1200 „
„ Wasser- und Wetterversorgung ꝛc.	24	(275 „
zusammen . . .	77	(2460 Pferdekräfte),

mit 97 Dampfkesseln und einer Heizfläche von 5691,2 qm.

Die Belegschaft bestand im Jahre 1862 aus 3249 (1851 = 2645), 1865 = 3705, 1868 = 4590, 1871 = 5272, 1874 = 5280, 1877 = 6306, 1878 = 7113, 1879 = 8182, 1880 = 10081, 1881*) = 10938, 1882 = 11769 Arbeitern, Aufsehern und Steigern.

Der massenhafte Zuzug fremder Arbeiter begann mit dem Jahre 1877. Sie kamen aus ganz Deutschland, Welschtirol und Italien und waren zum größten Teil Nichtbergleute. Manche Dörfer im Mansfeldschen (wie Helfta) haben jetzt mehrere Tausend Einwohner, doch die meisten Zuzügler haben sich in Eisleben niedergelassen, das dadurch in den letzten Jahren fast um 1000 Einwohner jährlich gewachsen ist.

Während die Förderung in den oberen, unteren und Sangerhäuser Revieren vom Jahre 1851 bis 1861 nur von 39870 auf 59000 t Minern (à 1000 kg) gestiegen war, zeigt folgende, die Sangerhäuser Reviere nicht mit umfassende Zusammenstellung die wachsende Produktion der Hauptreviere:

Jahr	Förderung Tonnen	Ctr.	Gesamtkosten Mark
1862	61971	5	1694969,17
1865	91028	7	2552141,09
1868	135284	4	3387980,72
1871	170580	17	4176128,61
1874	192847	6	5537193,04
1877	269482	—	6603943,31
1878	299601	—	7627762,24
1879	320320	—	8472479,88
1880	394650	—	10399202,24.

In den Sangerhäuser Revieren sind von 1862 bis 1880 incl. 138405 t Minern, im Durchschnitt jährlich etwa 7284 t gefördert.

Im Jahre 1881 betrug die Förderung in

den oberen Revieren	301376 t
„ unteren Revieren	134672 t
„ Sangerhäuser Revieren	9367 t
zusammen . . .	445415 t

im Werte von 13209750 ℳ;

im Jahre 1882 in

den oberen Revieren	332555 t
„ unteren Revieren	150634 t
„ Sangerhäuser Revieren	7022 t
zusammen . . .	490211 t

im Werte von 13505396 ℳ

Auf die einzelnen Reviere verteilt sich die Förderung des Jahres 1880 in folgender Weise:

*) Die Angaben für 1881 und 1882 nach „Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen".

a. Obere Reviere:

			Kosten:
Schafbreite (incl. Zeche Clotilde)	53 718 t	=	1 792 276,48 ℳ
Glückauf	86 928 t	=	1 467 369,01 „
Kurberg	107 572 t	=	2 734 536,74 „
Hirschwinkel	21 211 t	=	730 945,45 „
Alt-Mansfeld	5 950 t	=	131 009,77 „
	275 379 t	=	6 856 137,45 ℳ

b. Untere Reviere:

Freiesleben	15 586 t	=	773 995,25 ℳ
Stockbach	25 204 t	=	702 785,29 „
Burgörner	27 387 t	=	729 628,69 „
Nr. 31	51 094 t	=	1 336 655,56 „
	119 271 t	=	3 543 064,79 ℳ

Die bei der Gewinnung der Minern verhauene Strebfläche berechnete sich im Jahre 1882

auf den oberen Revieren zu	553 204 qm
auf den unteren Revieren zu . . .	430 800 „
auf den Sangerhäuser Revieren zu	21 000 „
sie betrug also im ganzen . . .	1 005 004 qm,

oder 98 464 qm mehr als im Jahre 1881.

An aus- und vorgerichtetem Felde waren am Schlusse 1882 vorhanden:

auf den oberen Revieren	2 181 000 qm,
auf den unteren Revieren . . .	1 475 800 „
auf den Sangerhäuser Revieren	124 000 „
zusammen . . .	3 780 800 qm,

oder 135 200 qm weniger als am Schlusse des Vorjahres.

Die Durchschnittsleistung eines Strebhäuers in der achtstündigen Schicht hat betragen:

im Jahre	auf den oberen Revieren Centner	auf den unteren Revieren Centner	im Jahre	auf den oberen Revieren Centner	auf den unteren Revieren Centner
1862	2,70	3,41	1878	6,95	5,47
1865	3,47	3,93	1879	7,26	4,68
1868	4,21	3,77	1880	7,08	4,54
1871	5,19	4,47	1881	6,64	4,30
1874	5,28	4,51	1882	6,74	4,71.
1877	7,02	5,28			

Über die wichtigsten Aus- und Vorrichtungsarbeiten berichtet die Zeitschrift für Berg-, Hütten- ꝛc. -Wesen 1883: „Im Schafbreiter Reviere ist etwa 60 m südwestlich vom Ottoschacht I der Ottoschacht III in Angriff genommen und auf 69,5 m Teufe im Buntsandstein abgeteuft worden. Der Clotildeschacht wurde bis zu einer Teufe von 248,5 m niedergebracht und zum Teil mit Tubbings ausgekleidet. Gegen Schluß des Jahres traten jedoch starke Wasserzuflüsse ein, welche die sofortige Betriebseinstellung des Schachtes zur Folge hatten. Es besteht nunmehr die Absicht, sie nach der Kind-Chaudronschen Methode durch Abbohren weiter niederzubringen. Die Abteufarbeiten auf Ernstschacht II und III im Kurberger Reviere, auf dem Wetter- und dem Wasserhaltungsschacht der Freieslebenschächte, sowie auf dem Eduardschacht II

im Burgörner Reviere und dem Glückhilfsschacht III im Reviere Nr. 31 haben ihren regelmäßigen Fortgang genommen."

„An Vorrichtungs- und Förderstrecken wurden aufgefahren:

auf den oberen Revieren	8 858 m
auf den unteren Revieren . . .	9 952 „
auf den Sangerhäuser Revieren	420 „
zusammen . . .	19 230 m."

Das Brennen und Schmelzen der Schiefern, der Rohhüttenprozeß, findet in der Krughütte bei Eisleben, der Kochhütte bei Helbra, der Eckardhütte bei Leimbach, der Kupferhammerhütte bei Hettstedt und der Kupferhütte bei Sangerhausen statt. Der Kupferstein hält nun 30—50 % Kupfer und 0,1—0,3 % Silber. Die weitere Verarbeitung, Entsilberung und Darstellung des Kupfers, ist der Katharinenhütte bei Leimbach und der Gottesbelohnung-Entsilberungsanstalt und Kupferhütte zugewiesen. Das Kupferraffinad bester Qualität, welches vorzugsweise in gekerbten Blöckchen oder Barren mit der Marke M. R. A. zum Verkauf kommt, wird zur Messingproduktion verwandt und gehört zu den besten Marken des Handels. Die bei dem Ausbringen des Kupferraffinads entfallenden Raffinierkrätzen werden auf der Saigerhütte unterhalb Hettstedt zugute gemacht. Das hier gewonnene Kupferraffinad B wird dann auf den Kupferhämmern zu Rothenburg und Eberswalde für Stangen-, Blech- und Schalenfabrikation verarbeitet.

An Raffinad-Kupfer wurde im Jahre

1881 = 10 999,711 t im Werte von 14 482 600 ℳ,
1882 = 11 691,057 t „ „ „ 16 215 958 „

an Feinsilber im Jahre

1881 = 59 836,303 kg im Werte von 9 149 500 ℳ,
1882 = 62 708,005 „ „ „ „ 9 573 638 „

dargestellt.

An Metall ist aus der Tonne Minern durchschnittlich ausgebracht:

im Jahre 1881: 25,90 kg Kupfer und 0,149 kg Silber,
„ „ 1882: 25,32 „ „ „ 0,140 „ „

Der durchschnittliche Verkaufspreis betrug:

für Kupfer im	Jahre	1881	für 100 kg	Raffinad	131,36 ℳ,
„ „	„	1882	„ „	„	138,68 „
„ Silber	„	1881	„ 1 kg	Feinsilber	152,91 „
„ „	„	1882	„ „	„	152,67 „

(An Nickelerzen wurden 1882 1,765 t nebenbei gewonnen.)

Die Belegschaft der Hütten betrug im Jahre 1881 1615, im Jahre 1882 1771 Mann.

Die gesamte Belegschaft der Mansfelder Werke bestand am Schlusse des Jahres 1880 aus 13,087 Mann, nämlich:

10,509	Mann	beim Kupferschieferbergbau,
1169	„	bei den Roh-, Röst- und Spurhütten,
222	„	bei der Gottesbelohnungs-Entsilberungsanstalt,
97	„	bei den Kupferraffinierhütten,
8	„	bei der elektrolytischen Anstalt,
355	„	bei der Maschinenwerkstatt,
44	„	bei dem Kupferhammer zu Rothenburg,
28	„	bei dem Kupferhammer zu Eberswalde,

935 Mann bei der Riestedter Braunkohlengrube,
135 „ bei den Forsten,
26 „ bei der Chaussee,
16 „ bei der Faktorei,
9 „ bei dem Laboratorium,
26 „ bei dem Fuhrpark,
108 „ bei der Bauverwaltung.

Diese Belegschaft, welche den „Mansfelder Knappschaftsverein“ bildet, hatte 22027 Angehörige zu ernähren; es fanden also durch den unmittelbaren Betrieb der Mansfeldschen Werke 35114 Personen excl. der Beamten und der in den Büreaus beschäftigten Monatslöhner, Boten ꝛc. ihren Unterhalt. (Außerdem besitzt die Gewerkschaft das Steinkohlenbergwerk Mansfeld bei Langendreer mit 693 und die Koksanstalten auf Schacht Colonia und bei Riemke mit 82, in Summa mit 775 Mann. Diese Belegschaft, welche 1880 1718 Personen zu ernähren hatte, gehört dem Märkischen Knappschaftsverein an.) —

Eine der mehrgenannten Schrift beigegebene graphische Darstellung giebt über die Mansfeldsche Kupfer- und Silberproduktion in den Jahren 1779 bis 1880, sowie über die Verkaufspreise beider Metalle in übersichtlicher Weise Auskunft. Unter Verzicht auf genaue Angaben für jedes Jahr beschränkte ich mich auf Hervorhebung der wichtigsten Punkte.

Vom Jahre 1779 bis 1824 betrug die Kupferproduktion jährlich etwa 600 Tonnen (in einigen Jahren, 1806 und 1815, sank sie unter 400, in anderen, 1808, 11, 12, 22, hob sie sich auf fast 700 t), von 1825 bis 1838 jährlich etwa 800 t, 1839, 40, 43 fast 1000 t, 1846 bis 1848 1100 t, 1849 nur 900 t, von da stieg sie bis 1853 auf fast 1400 t, hielt sich hier bis 1857, um dann 1860 auf 1600 t, von 1861—64 auf 2000, von 1865 bis 1871 auf 4100 t und im folgenden Jahre auf fast 5600 t zu steigen. 1873 überstieg sie diese Zahl, sank 1874 vorübergehend auf 5300 t, hob sich 1875 auf 6200, 1876 auf 6400 und in den folgenden Jahren um jährlich 800—1000 t.

Die Silberproduktion betrug in den Jahren 1779—1800, etwas höher beginnend, etwa 2500 kg jährlich, stieg dann bis 1812 auf 3000 kg, ging aber von 1813—22 unter 2500 zurück. In den beiden folgenden Jahren allmählich steigend, hob sich 1825 und 26 plötzlich auf etwa 4600, erreichte aber in den beiden folgenden Jahrzehnten dieselbe Höhe erst wieder 1835, 37, 39, 40, 43, 46, 47. Von 3600 kg im Jahre 1849 hob sie sich auf 8300 im Jahre 1854, sank von da bis 1858 auf 6700 kg, hob sich 1861 auf 8800 kg, 1865 auf 10800, 1868 auf 16300, 1871 auf 18500, 1873 auf 23800, sank 1874 um einige hundert kg, stieg 1875 auf fast 31000, 1877 auf 35500, 1878 auf 41900 und in den folgenden Jahren in gleichem Verhältnis.

Zur Abschätzung des Gewinnes ist eine Berücksichtigung der wechselnden Kupferpreise erforderlich. In den Jahren 1779 und 1780 wurde die Tonne Kupfer mit 1580 ℳ verkauft. Dann sanken die Preise bis auf 1320 ℳ im Jahre 1791 und erreichten die anfängliche Höhe wieder im Jahre 1799. 1803 begannen sie zu steigen, erreichten 1804 die Höhe von 1880 ℳ, 1805 = 2580 ℳ, 1808 den höchsten Stand mit 2790 ℳ und 1810 mit 2780 ℳ. Im Jahre 1812 waren sie bereits auf 2570, 1814 auf 2270, 1816 auf 2090, 1819 auf 1970 gesunken. Von 1820 bis 1852 bewegten sich die Preise zwischen 2000 und 1670 ℳ, so daß die Jahre 1820 und 21 und 1837, 38

die günstigsten, 1825 und 1845, 46, 51 die ungünstigsten waren. Von 1730 ℳ im Jahre 1852 stiegen die Preise 1853 auf 1910, 1854 auf 2030, 1855 auf 2210, 1856 und 57 auf 2350 ℳ. Von 2330 ℳ im Jahre 1858 fielen sie im folgenden Jahre auf 2000 ℳ, stiegen 1860 auf 2060, fielen dann auf 1900 ℳ im Jahre 1862, betrugen 1864 = 1980, 1865 = 1850, 1866 = 1760 ℳ, 1867 = 1670, 1868 = 1640, 1870 = 1470, 1871 = 1550, 1872 = 1890, 1874 = 1780, 1875 = 1870. Von da bis 1879 fielen sie gleichmäßig auf 1250 ℳ herunter, hoben sich aber bis 1880 wieder auf 1420 ℳ.

Als Silberpreise giebt die graphische Darstellung an: 1779—82 = 162,40 ℳ, 1783—1803 = 165,40 ℳ, 1804—11 = 168,70 ℳ, 1812—14 = 173 ℳ, 1815—57 = 171,30 ℳ, 1858—65 = 179,20 ℳ, 1866—71 = 179,60 ℳ. Von da bis 1876 fällt der Preis auf 157,80, hebt sich im folgenden Jahre noch einmal auf 161,60 ℳ, erreicht aber 1879 seinen niedrigsten Stand mit 151,60 ℳ pro kg, um sich im folgenden Jahre auf 154,20 ℳ zu heben.

C. Die Kupfererzlagerstätten bei Lauterberg.

Wenn auch der Kupferbergbau in der Gegend von Lauterberg gegenwärtig ohne große Bedeutung ist, so sind doch die dortigen Lagerstätten nächst dem Kupferschieferflöz von Mansfeld und dem auch an Kupfer reichen Rammelsberge die wichtigsten des Harzes und vielleicht von ganz Deutschland.

Der Bergbau auf Kupfer ist dort sehr alt und anscheinend zuerst vom Stifte Walkenried in Angriff genommen. Vielleicht waren unter den Hütten im Walde Harte, welche Kaiser Friedrich I. 1188, und unter den Schmelzhütten im Harzwalde (in nemore), welche Kaiser Otto IV. am 24. Dezember 1209 diesem bergbaulustigen Kloster bestätigte, bereits Kupferhütten. Daß die Hütte Brunebach (am Brunnenbach südlich von Braunlage), welche das Stift 1237 anlegte, eine Kupferhütte war, geht daraus bestimmt hervor, daß Graf Dietrich von Honstein dieselbe vom Kupferzins befreite. Auch die 1249 zuerst erwähnte Hütte Szurgenge (Zorge) am Zorgeflüßchen war eine Kupferhütte.

Auf den Kupferbergbau sind nach meiner Ansicht die S. 76 erwähnten vier Urkunden aus den Jahren 1287, 96 und 97 um so mehr zu beziehen, als nach dem Urteile Sachverständiger die den Grubenpächtern des Stifts auferlegte Zehntabgabe von 1/2 Vierding von jedem Höhlwagen („Hole") Erz den früheren Preisverhältnissen des Kupfers entspricht. Da dem Stifte (und dem Goslarschen Bürger Copmann) das Recht eingeräumt wird, Metalle aller Art zu graben, wie es die früheren Bergleute gethan, so wird damit der Kupferbergbau in der Lauterberger Gegend mindestens bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo jene beiden Kupferhütten entstanden, zurückgeführt.

Über den Betrieb der ältesten Gruben, die ohne Zweifel zu wiederholten Malen aufgelassen und wieder aufgenommen sind, fehlt es bis jetzt an jeder Nachricht. Schon im Jahre 1683 suchte man bei dem Zehntgegenschreiber Mecken in Klausthal, dem Sohne, und dem Hüttenraiter Best in Osterode, dem Schwiegersohne des verstorbenen Amtmanns in Scharzfels, vergeblich nach den älteren Akten über die Lauterberger Bergwerke.

Zuverlässige Nachrichten reichen nur bis zum Jahre 1663 zurück. Damals wurden von vier vorhandenen Gruben zwei eingestellt. Die beiden andern, welche einem Hauptmann Ziegler gehörten, hießen Andreas und „Glück

und Heil" (früher und auch später wieder Schöne Marie). Im Jahre 1665 wurden die Gruben Hessenthal und Andreasbach — erstere im Quartale Trin., letztere im Quartale Crucis — aufgenommen. Alle vier aber kamen Rem. 1672 zum Erliegen.

Dafür wurden in demselben Quartale von lehnschaftlichen Gewerken die Gruben Scholle und St. Johannes aufgenommen, welche ihre Kupfererze nach der Andreasberger Hütte lieferten, und im folgenden Jahre begannen Gewerken aus Nordhausen, Wernigerode und Hannover einen Versuchsbau an der Hohen Tracht. Doch lag schon 1679 dieser ganze Bergbau wieder still.

Neues Leben kam erst durch den Landdrosten und Oberberghauptmann von Witzendorf hinein. Nachdem er im Jahre 1683 die Gruben durch einen Klausthaler Steiger hatte untersuchen lassen — dieser berichtete u. a., allerdings nur nach mündlicher Angabe alter Bergleute in Lauterberg, daß in der Schönen Maria das Erz noch eine Elle breit anstehe, und daß der unvollendete Stollen nur noch 4—5 Lachter von ihr zurückstehe — ließ er nach eingeholter Genehmigung des Herzogs diese Grube noch in demselben Jahre wieder aufräumen und beauftragte den Amtmann Ruperti zu Scharzfels, den Oberförster Weise zu Lauterberg, den Geschworenen Polsdörffer und den Markscheider Thiele zu Klausthal, sowie seinen Sekretär Schulze, sich die Wiederaufnahme der verfallenen Gruben eifrig angelegen sein zu lassen und den Gewerken mit Holz, Wasser und Pochwerksanlagen zu Hülfe zu kommen. Im folgenden Jahre wurde auch in dem Organisten Heine zu Lauterberg ein besonderer Schichtmeister bestellt.

Nachdem schon 1683 im Schadenbeck die Grube Lauterbergs Hoffnung aufgenommen war, welche ihre Erze in den Pochwerken und der Hütte zu Andreasberg verarbeiten ließ, wurde im Jahre 1688 von einer Gewerkschaft aus Osterode in der Nähe der verfallenen Grube Aufrichtigkeit im Engenthale eine neue unter gleichem Namen aufgenommen und einer von den beiden Stollen, welche der Alte Mann angefangen hatte, weitergetrieben, auch die Grube Kupferrose im Heybeck in Betrieb gesetzt. Im Jahre 1692 kamen dann noch hinzu die Gruben Freudenberg, Güldener Ring, Segen Gottes, Kupfergarten und Güldene Dreizahl. Doch kamen die vier letztgenannten schon 1694 und die drei erstgenannten 1696 zu vorläufigem Erliegen.

Im Jahre 1704 wurden die Aufrichtigkeit und die Kupferrose wieder betrieben. Letztere wurde bald die Hauptgrube des ganzen Reviers. 1714 gab sie 4 Thlr., dann 8 und 12 Thlr., von 1721—25 16 Thlr. Ausbeute auf den Kux im Quartale; im Quartale Remin. 1726 sank dieselbe auf 8, und den beiden folgenden auf 4 Thlr., stand dann bis Trin. 1728 im Freibau, um nun Zubußzeche zu werden. Im Jahre 1748 wurde sie als Neue Kupferrose auf einen Gang im Scheffelthal verlegt.*)

Außer dem Feudenberg, welcher 1713 wieder aufgenommen wurde, kamen hinzu: 1713 Wolkenhügel (bis 1716), 1717 Frisches Glück, 1719 Lauterbergs Glück (bis 1749), 1725 Lutter Segen, 1751 als neuer Lutter Segen verlegt, 1732 Frische Lutter, 1738 Charlotte Magdalene (auf kurze Zeit), 1738 Neuer Freudenberg (gab 1754—57 einen Thaler Ausbeute pro Kux und Quartal), 1749 Luise Christiane (kam schon 1760 in Freibau), 1759 Gelber Hirsch.

*) D. h. die Gewerkschaft gab die alte Grube auf, nahm aber, ohne sich aufzulösen, eine neue in Angriff.



Im Monat August 1737 hatte ein Kux der Kupferrose einen Wert von 40 Thlr., ein Kux der Gruben Lautenthals Glück, Lutters Segen, Aufrichtigkeit, Freudenberg, Frische Lutter je 20 Thlr.

Am Ende des Jahres 1760 standen im Betriebe Kupferrose, Gelber Hirsch, Neuer Freudenberg, Luise Christiane, Neuer Lutter-Segen und Frische Lutter. (Nach von Rohr, Honemann und Calvör.) —

Das Kupferrevier besteht aus zwei Gangzügen.

a. Gangzug Luise Christiane.

„Der Hauptgang dieses Zuges ... ist im Thale Krumme Lutter durch die Grube Luise Christiane, weiter westlich, im Thale Gerade Lutter durch einen Schacht (die frühere Grube Lauterbergs Glück), und einen Stollen aufgeschlossen resp. bebaut worden, und östlich der Grube Luise Christiane in der Oder, etwas oberhalb des Zusammenflusses der Sperrlutter mit der Oder, sichtbar, also auf eine Länge von ca. 4500 m bekannt. Der stärkste Betrieb auf ihm hat bis jetzt in Grube Luise Christiane, jetzt Kupfersand genannt, rechts der Krummen Lutter am Mittelberge stattgefunden, und zwar bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts." (Blömeke.)

„Der Gang ist zu 9 m mächtig und die Gangart desselben von ganz besonderer Art. Die Erze sowohl als die Gangart müssen sich hier auf mancherlei Art aufgelöst und regeneriert haben. Die Gangmasse ist nie fest, sondern sie kann allenthalben mit Hacken und Kratzen wie Sand gewonnen werden. Ich könnte daher diese Gangart", schreibt Lasius, „einen weißen Sand nennen, die ein Gemisch ist von wenig Quarz, Gips, vorzüglich Schwerspat und Kalkspat. Die Ähnlichkeit der Gangart mit einem weißen Sande hat wahrscheinlich den Ritter Walter verleitet, von den Lauterberger Kupfererzen zu sagen, daß sie wie Sandstein brächen." „Die Erze liegen nieren- oder nesterweise in dieser Gangmasse: keine andere als Kupfererze kommen da vor, und diese bestehen gewöhnlich aus Kupferkiesen, die oft mit einem braunroten Kupferpecherz, auch wohl Kupferlebererz vermischt sind. Neuerlich will man Cronstedts weißes Kupfererz daselbst gefunden haben. Rotes Kupferglaserz und gediegenes Kupfer sind hier eben so große Seltenheiten, aber doch zuweilen mit vorgekommen. Ein loser, abfärbender Mulm oder eine in den Klüften des Ganges ausgewaschene Kupfer- und eisenhaltige Gur zeigt sich an der Gangart, oder auch an dem Hangenden und Liegenden der Gebirgsart, und ist gemeinlich ein Zeichen bald zum Vorschein kommender reicher Kupfererze. Aber diese Erze werden ohne vorhergegangene Röstung auf der Hütte verschmolzen."

Nach Zimmermann führt die Grube Kupferschwärze in großen Gangklüften (jenen „Mulm"), Rotkupfererz in dünnen Schnüren und eingesprengt mit andern Kupfererzen, Ziegelerz und Kupferpecherz oder Kupferbraun; Malachit, Kupfergrün und Kupferkies.

Nachdem die Grube eine Tiefe von 150 Lachter erreicht hatte, ist sie im Jahre 1833 eingestellt, weil die nötige Betriebskraft nicht zu beschaffen war. Sie konnte so wenig durch den Teich im Krummen Lutterthale, wie durch die von den Andreasberger Werken mittelst kostspieliger Stollen herbeigeleiteten Wasser zu Sumpf gehalten werden.

Von der früheren Kupferhütte, der jetzigen Oberförsterei, im Krummen Lutterthale, ist ein Tiefstollen in das Grubenfeld getrieben, ein anderer Stollen zieht sich von demselben Thale durch das Grubenfeld Luise in den Kummel,

dem der Luise-Christianengang westlich der Grube Lauterbergs Glück zustreicht. Östlich nimmt ein Nebengang, der in Schwerspatgangmasse Kupferkies und Malachit führt, die Richtung auf den Ravenskopf. — Am Knollen, wo der Gang roten Glaskopf und Schwerspat führt, baut die alte Knollengrube auf ihm.

Eine in der Nähe der Grube Lauterbergs Glück genommene Probe, wo neuerdings bei der Jungfernklippe am westlichen Gehänge des Mittelberges der Gang am Tage erzführend aufgeschürft ist, enthielt 25,3 % Kupfermetall. (Blömeke.) In der genannten Grube zeigte sich 1779 und 1780 der sogen. Sand bleihaltig, so daß er etwa 20 Pfd. Blei im Centner gab.

Der erwähnte Tiefstollen hat eine Länge von 3650 m; er durchschneidet den Gang in 1200 m Länge östlich vom Schachte Luise Christiane und durchstreicht das Liegende des Ganges auf 2450 m Länge; 3000 m vom Mundloche entfernt, ist auf ihn die Neue Grube abgesunken, welche jetzt als „Lutter" neu verliehen ist; von da bis vor Ort, also auf einer Strecke von 650 m, durchschneidet er noch sechs meist Kupferkies, Bleiglanz und Blende führende Gänge. — Die durch einen 300 m langen Stollen aufgeschlossene schöne Maria in dem Schadenbeckthälchen, welches am alten Teiche in das Krumme Lutterthal einläuft, ist jetzt als „Lutter II" neu verliehen. Sie führt Blende und nesterweis Bleiglanz. — Die alte Grube Frische Lutter im Geraden Lutterthale, bei der sich mächtige Halden befinden, heißt jetzt Gustavsgrube.

b. Gangzug Kupferrose und Aufrichtigkeit.

In diesem dem vorigen ähnlichen Gange liegt unterhalb der Vereinigung der Geraden und Krummen Lutter am Gr. Heibeckskopf die alte Grube Kupferrose. „Die ungeheure Größe der Halde zeugt noch von dem beträchtlichen Bau, der darauf ehemals geführt sein muß. Sie war gewiß die reichste Kupfergrube auf dem ganzen Harze, denn sie gab jeder der 128 Kuxen eine vierteljährliche Ausbeute von 18 Speziesthalern. Wahrscheinlich hatten sich hier verschiedene Gänge gerammelt, denn man sieht in der Gegend dieser Grube das Schiefergebirge sehr häufig mit tauben Schwerspattrümern in allen Richtungen durchkreuzt." (Lasius.) Die Grube ist zwischen 1760 und 1788, und zwar ohne Zweifel nur wegen mangelnder Aufschlagwasser, eingestellt. Ein zu ihrer Lösung gegen Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts unternommener Stollenbau ist nicht zu Ende geführt.

Bei der Badeanstalt setzt der Gang durch die Oder in den Kirchberg. Jenseit desselben, im Engenthale, einem Nebenthälchen des Wiesenbeeks, liegen auf ihm die alten Gruben Aufrichtigkeit und Freudenberg, die jetzt als Grubenfeld Aufrichtigkeit neu verliehen sind. Von den verschiedenen Stollen, mit denen man ihnen zu Hülfe kommen wollte, ist namentlich die 600 m lange sogen. erste Wasserstrecke von Bedeutung, da sie die beiden Gruben mit einander und mit dem zwischen ihnen liegenden Alten Hüttensegener Schachte verbindet. Der malerisch gelegene und allen Harzfreunden wohlbekannte Wiesenbeeker Teich lieferte ihnen, doch in ungenügendem Maße, die Aufschlagwasser, und so sind auch diese Gruben des Wassermangels wegen 1789 bezw. 1738 zum Erliegen gekommen. Zu größeren Stollenanlagen, welche diese wie die übrigen Lauterberger Gruben wieder betriebsfähig gemacht hätten, fehlten den Genossenschaften die Geldmittel. Die Halden, welche Malachit, Kupferkies und die übrigen Lauterberger Kupfererze aufweisen, zeugen von bedeutendem Betriebe.

Die oben genannte Grube Andersbach, welche auf Bleiglanz gebaut haben wird, lag auf einem Nebengange, welcher westlich von Lauterberg das Andreasthal durchsetzt. Nördlich von diesem wurde am Frauenstein auf einem Flußspatgange Flußspat für die Kupferhütten gewonnen; die Grube „Floßberg“ soll schon vor 1550 betrieben sein.

Auch in etwas größerer Entfernung von Lauterberg stehen abbauwürdige Kupfererze an.

So tritt am Lilienberge oberhalb des Dorfes Sieber, da wo das Kulmkethal sich mit dem Sieberthale vereinigt, ein Kupferglanz, Buntkupfererz, Malachit und Kupferkies führender Gang zu Tage. Ein von Blömeke untersuchtes der Halde entnommenes Probestück hielt 24,93 % Kupfer und auf 100 kg Erz 6,4 gr Silber. — Honemann erwähnt eine Grube „Erzbrunnen“ in der Sieber, welche von 1550 bis zum dreißigjährigen Kriege im Betrieb gewesen sei, und Zimmermann nennt gleichfalls „die verlassene Kupfergrube an der Sieber zwischen Herzberg und Andreasberg“.

Auch der Gang am Wagnerskopfe bei Zorge ist von den Alten, und zwar mittels eines vom Andreasberger Thale ausgehenden Stollens, bebaut worden. Zum Erliegen ist dieser Bergbau, der schon einmal infolge des siebenjährigen Krieges 39 Jahre lang unterbrochen war, erst durch den französischen Krieg im Jahre 1808 gekommen. Eine von Ferd. Hautzinger untersuchte Erzprobe enthielt 25,59 % Kupfer, 1,86 Silber, 9,32 Eisen, 4,16 Zinn, 24,11 Antimon, 34,64 Schwefel, 0,32 Arsen und Spuren von Blei.

Im Wolfsbachsthale bei Hohegeiß standen auf drei Gängen, welche neben Kupferkies roten Glaskopf und Kalkspat führen, 1563 drei Gruben (Elisabeth, Luise und Antoinette) im Betriebe. Auf der Elisabeth sind (nach von Rohr 180) „Kupfererze oder Kiese von verschiedenen Farben und auch mit einem braunen Mulm, davon der Centner 38 Pfd. Kupfer und 25 Pfd. Eisen gehalten“, angetroffen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts sollen die Gruben vom Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig wieder aufgenommen und bis zum siebenjährigen Kriege mit Erfolg betrieben worden sein (Blömeke), doch sagt von Rohr schon im Jahre 1737: „Jetzund brechen diese Erze nicht mehr in hiesigen Gegenden.“

D. Der Ostharz.

a. Die Viktor-Friedrichs-Silberhütte und ihre Grubenreviere.

Im oberen Selkethale, etwa gleichweit von Straßberg und Alexisbad entfernt, liegt die vom Herzog Viktor Friedrich von Anhalt-Bernburg angelegte, nach ihm benannte Silberhütte, welche die Erze des benachbarten Neudorf-Harzgeroder Gangzuges verschmilzt.

Auf demselben stehen indes nur noch die Gruben Pfaffenberg und Meiseberg im Betriebe, von denen die erstere die bedeutendste ist. „Der Erzgang besteht aus dem eigentlichen Erzgange und einem Spateisensteinsgange; beide stehen in naher Beziehung zu einander. Der erstere umfaßt mehrere bauwürdige Erzmittel von verschiedener (bis zu 170 m) horizontaler Ausdehnung, die — soweit bekannt — bis zu 240 m Seigerteufe (senkrechter Tiefe) niedersetzen. Große taube Mittel trennen auf der Gangfläche die verschiedenen Erzmittel im Streichen von einander, und in diesen tauben Mitteln ist der Gang

selten durch einen Besteg, gewöhnlich nur durch einzelne schmale Quarz- oder Spateisentrümer, oft gar nicht angedeutet. An einigen Punkten teilt sich der Gang in ein hangendes und liegendes Trum, einen mehr oder weniger mächtigen Gebirgsteil einschließend. Spateisenstein, Quarz, Kalkspat, Flußspat, Blende, Schwefelkies u. s. w. bilden die hauptsächlichsten Gangarten, von denen sich mehrere Altersfolgen unterscheiden lassen. Dem Bleiglanze, der derb und eingesprengt vorkommt, ist Fahlerz, Kupferkies, Bournonit, bisweilen auch Federerz, Tungstein und Wolfram beigesellt."

„Die Mächtigkeit des Ganges steigt bis 20 m und darüber." Seine Hauptrichtung (sein „Generalstreichen") liegt zwischen OSO und WNW. „Das Einfallen ist nördlich unter Winkeln von 45 bis 60 Grad."

„Der den Erzgang begleitende Spateisensteinsgang hat mit jenem gleiches Steigen und Fallen und schließt sich demselben in der Regel unmittelbar an, oder er ist von ihm durch ein schmales Bergmittel getrennt. Auf Grube Pfaffenberg tritt er entweder am Hangenden oder zwischen zwei Erztrümern auf, während er auf Grube Meiseberg am Liegenden, und zwar gewöhnlich in größerem Abstande vom Erzgange aufsetzt. Der gewöhnliche Begleiter dieses Spateisensteins ist Kalkspat, doch ist er leider auch an manchen Punkten mit Schwefelkies imprägniert, während Kupferkies oft nesterweise beibricht, so daß er bei der Handscheidung ausgehalten (getrennt) werden kann. Die Mächtigkeit des Spateisensteinganges wächst bis zu 4 m an." (Regel.)

Im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fand sich (nach Zimmermann S. 196) in den beiden Gruben ein Fahlerz mit „versteckt blättrigem" Bruche, welches 22—27 ℳ Silber (im Centner) enthielt. In den oberen Teufen sind vormals auch Schwarzerz (in ziemlich großen Kristallen), Grauspießglanz, Schwerstein oder Scheelerz, Magnetkies und zinkhaltiger Eisenglanz gefunden.

Um das Jahr 1834 beschäftigten beide Gruben im Innern 180—200 Bergleute und über Tage bei der Handscheidung und Aufbereitung 150—200 Arbeiter. Sie förderten jährlich 6—700 Treiben Erze und 100—150 Treiben spatigen Eisenstein und etwas Kupferkies. Die 6—700 Treiben Erze gaben etwa 13—13 500 Centner Schmelzgut für die Hütte, woraus ungefähr 1600 Mark Silber und 4000—4500 Centner Glätte erzeugt wurden. (Zimmermann.)

„In den Jahren 1877 bis incl. 1881 wurden durchschnittlich pro Jahr 30 900 Centner silberhaltige Bleierze mit 366 Arbeitern gewonnen; die Hütte, welche im Durchschnitt 34 Arbeiter beschäftigte, produzierte daraus 12 432,82 Centner Blei und Glätte, oder 40 %, und 1 900,94 Pfund Silber oder 0,061 %. Die Erze von Neudorf sind hiernach sehr reich an Silber." „Die jetzige Tiefe der Gruben ist etwa 400 m" (gegen 240 m im Jahre 1834). „Am edelsten sind die Gänge etwa zwischen 100 und 350 m Seigerteufe. Die Gruben sind durch den im Selkethale angesetzten Birnbaumer Stollen gelöst. Bis vor wenigen Jahren wurden die Pfaffenberg- und Meiseberg-Gruben, welche nach den fiskalischen Gruben am Oberharze, dem Rammelsberge und den Kupferschiefergruben im Mansfeldischen bis jetzt die bedeutendsten am Harze sind, von der anhaltischen Regierung betrieben, gegenwärtig gehören sie Privaten." (Blömeke S. 88 f.)

Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde auf der Hütte auch Hagel und Schrot gegossen, und bis in die neueste Zeit war mit ihr ein Vitriolwerk verbunden. —

Über den ältesten Bergbau in der Harzgeroder-Neudorfer Gegend ist mir wenig bekannt. Daß derselbe bereits im 10. und 11. Jahrhundert im Betriebe stand und Ausbeute lieferte, läßt sich bestimmt daraus schließen, daß bereits Kaiser Otto III. im Jahre 993 in dem Klosterorte Hagenrode (S. 51) eine Münze anzulegen gestattete, und daß sich schon in gleich früher Zeit in Harzgerode eine Münzstätte befand, welche erst 1035 nach Nienburg verlegt wurde. Wie im Westharze auf Veranlassung und unter dem Schutze von Stiftern und Klöstern, so mag in den hiesigen Gegenden der Bergbau zuerst von der Propstei Hagenrode in Angriff genommen sein. Im Jahre 1134 werden Bleibergwerke in der Nähe von Gernrode erwähnt.

Ob der Bergbau bis gegen das Jahr 1600 (1586?), wo er auf etwa ein Jahrhundert zum Erliegen kam, ununterbrochen fortgeführt ist, bedarf noch einer eingehenden Untersuchung. Im Jahre 1692 wurde er an vielen Punkten wieder aufgenommen, geriet aber 1698 infolge „großer Betrügereien, die gewisse eigennützige Leute hierbei unternommen" (v. Rohr), ins Stocken.

Im Jahre 1736 standen folgende Gruben im Bau: Auf dem Drusenzuge (der jetzt Hoffnung Gotteser Zug genannt wird) die durch den (gegen Ende des 17. Jahrhunderts von von Rheden angefangenen und nach mehrmaliger Unterbrechung von den Regierungen von Bernburg und Zerbst 1723 bis 1726 vollendeten) St. Katharinenstollen gelösten Gruben „Hoffnung Gottes" und Fürstin Luise; auf dem Erichsburger Zuge die Grube „Fürst Karl Wilhelm" mit Pochwerken und einer Schmelzhütte; auf dem Quellen- (oder Albertiner) Zuge die Grube „Fürstin Elisabeth Albertine" mit eigener Hütte, Poch- und Setzwerk und anderem Zubehör; auf dem Fürst-Viktor-Zuge die Grube „Fürst Viktor Amadeus"; auf dem Birnbaumer*) (oder Neudorfer) Zuge die Beständige Freundschaft oder Friedrichszeche mit einer guten Schmelzhütte und Pochwerken; auf dem Eisenberger Zuge die Grube „Fürst Karl Friedrich"; außerdem noch der Apfelberger Gewerkstollen, der Wolfberger Zug, der Mühlenzug, der Rautenkranz, der Güntersberger Zug am Straßberger Wege**), die Friedrichszeche, der Glücksstern u. a.

Von diesen Zügen liegt der Güntersberger in einer Richtung mit dem Birnbaumer oder Neudorfer Zuge und bildet mit diesem und dessen östlicher Fortsetzung einen zusammenhängenden Gangzug, welcher sich von Trautenstein über Stiege (wo kleinere Pingen ihn bezeichnen), Güntersberge (wo vier alte Schächte vorhanden sind), Straßberg, Neudorf und Königerode bis an den Rand des jüngeren Gebirges südlich von Piskaborn in ostsüdöstlicher Richtung erstreckt. Die übrigen Züge streichen diesem Hauptgange ziemlich parallel zwischen Neudorf, Harzgerode und Mägdesprung.

Im Jahre 1834 wurde (nach Zimmermann S. 104) auf dem Neudorfer Zuge die Grube Langenberg mit einer Belegschaft von 10 Mann betrieben, doch lieferte sie nur Eisenstein, nämlich 200 Fuder Braun- und verwitterten Spateisenstein. Weiter nach Westen lagen die Gruben Glücksstern, Birnbaum und der vorsichtige Bergmann, die durch den von der Selke herangetriebenen Birnbaumer Stollen mit einander in Verbindung gesetzt waren. Östlich von der Grube Pfaffenberg liegt bei Dankerode die verlassene Grube Maria Anna, welche ehemals auf Flußspat und Eisenstein betrieben wurde.

---

*) Nach der Wüstung Birnbaum (S. 51) benannt.

**) Die Bergfreiheit für die Staßberger Bergwerke wurde 1712 von den Grafen zu Stolberg erneuert.

Bei Straßberg, wo zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie die großen und zahlreichen Halden beweisen, ein ausgedehnter Betrieb war, wurde 1834 nur noch die Grube Glasebach gebaut. Außer Bleiglanz fand man hier Spießglanzblei, Fahlerz, Wolfram und Blende.

„In den 50er Jahren dieses Jahrhunderts sind einige der östlichen, nach Neudorf zu gelegenen Gruben bei Straßberg zur Gewinnung von Bleiglanz, Kupfererz, Schwefelkies und Spateisenstein wieder aufgenommen und bis gegen 1875 betrieben worden. Außer Spateisenstein und Schwefelkies hat man aus Resten alter Abbaupfeiler in oberen Tiefen noch geringe Quantitäten von Blei-, Kupfer- und Fahlerzen gewonnen. Mit einem neuen Maschinenschacht wurde der Gang in größerer Tiefe, bei 76,90 und 100 Lachter (à 2 m) Seigerteufe (senkrechter Tiefe), im Streichen untersucht, indessen nicht bauwürdig befunden.“ (Blömeke.)

Auf dem Fürst-Viktor-Zuge, nordwestlich von Neudorf, waren 1734 nur der Kiesschacht, wo von 5 Mann 2—3000 Ctr. Schwefelkies für das Vitriolwerk gewonnen wurden, und der Herzogsschacht im Suderholze, welcher jährlich 14—15000 Ctr. Flußspat zum Verkauf an die Mansfelder Hütten lieferte, im Betriebe. Von dem Albertiner (oder Quellen-) Zuge, welcher nördlich vom Viktorzuge, südlich von Harzgerode aufsetzt, sagt Zimmermann: „In neuerer Zeit ist die Grube Albertine wieder in Betrieb genommen, nachdem sie 60 bis 70 Jahre lang auflässig gewesen. Sie war im Jahre 1832 durch einen neuen Richtschacht bereits 90 Lachter tief aufgewältigt.“ Anfangs der 50er Jahre ist die Grube wieder auflässig geworden. — Auf den drei nördlich von Harzgerode aufsetzenden Zügen, dem der „Vereinigten Gruben“, dem Hoffnung-Gotteser und dem Schalkenburger, war 1834 kein Bergbau. „Es liegen auf denselben sehr viel verbrochene Schächte, von denen man kaum die Namen kennt. Um diese verlassenen Gangzüge wieder in Aufnahme zu bringen und überhaupt den Bergbau für die Zukunft zu sichern, ist an der Scherenstieger Mühle im Selkethal der tiefe Herzog-Alexis-Erbstollen angesetzt, wobei 30 Mann arbeiten.“ (Zimmermann im Jahre 1834.) Später ist die Grube Hoffnung Gottes, welche Bleiglanz, Blende, Spateisenstein und Kupferkies lieferte, in Betrieb gesetzt, aber wegen der geringen Ausdehnung des Gangzuges Ende der 60er Jahre wieder aufgegeben.

b. Der Giepenbacher Gangzug zwischen Sorge und Trautenstein.

Von Sorge nach Trautenstein (wo sich der erwähnte Güntersberger Zug anschließt) zieht sich ziemlich in der Richtung von Westen nach Osten der Harteweger (Haupt-) Gang und nördlich von diesem in geringem Abstande der Schaftrifter (Neben-) Gang.

Auf dem Hauptgange liegen zwei verlassene Gruben, „Harteweg“ (jetzt „Emmas Muttersegen“ genannt) und „Giepenbach“. Erstere, am Steinbache unweit des von Sorge nach Benneckenstein führenden Weges gelegen, wurde im Anfange dieses Jahrhunderts in den oberen Teufen betrieben. Die Gänge, welche in Thonschiefer stehen, führten dicht unter Tage reichen Brauneisenstein, der tiefer von einem grauen Spateisensteine, in welchem Bleiglanz und Kupferkies in kleinen Partieen einliegt, verdrängt wird. Auf dem liegenden Trum wird der Eisenstein durch Quarz verdrängt, worin Spuren gediegenen Kupfers gefunden worden sind. Es möchten daher diese Gänge in größerer Teufe

wohl erzführend getroffen werden. Ein Stollen über 100 Lachter (200 m) lang löst die Grube kaum auf mehr als 6 Lachter." (Zimmermann.) — Die Grube Giepenbach liegt im kleinen Giepenbachthälchen und ist am Tage mit Spateisen angefüllt. „Zwei liegende Trümer, welche sich in westlicher Richtung an den Hauptgang anlegen, sind in dem in genanntem Thälchen angesetzten Stollen durchfahren worden; der Hauptgang ist mit dem 125 Lachter langen Stollen noch nicht erreicht. Das erste Trum ist 1/2 Lachter mächtig, führt Kalkspat, Braunspat, Spateisenstein und Spuren von Bleiglanz. Das zweite nur 1 3/4 Lachter von jenem entfernt liegende Trum ist mit dem Stollen 10 Zoll mächtig mit Blende, Schwefelkies und Bleiglanz überfahren worden. Am Tage traf man danach dieses Trum mit reichen Anbrüchen. Der Bleiglanz, welcher 2 3/4 Lot = 40,20 Gramm Silber im Centner Erz enthielt" (Blömeke), „wurde in den Gang hinein 6 Lachter tief verfolgt und hiervon beiläufig 600 Centner mit geringen Kosten gewonnen. Es war dies die Fundgrube der schönen Bleivitriole, Weiß- und Grünbleierze. Der Gang ist östlich und westlich erschürft, jedoch ohne einen zweiten ähnlichen Fund, wahrscheinlich weil man sehr bald aus dem Bereich des Grünsteins kam, der hier nur eine schmale Kuppe bildet." (Zimmermann.)

Der Schaftrifter Nebengang ist in früherer Zeit an zwei Stellen, im Hasselhäu und in der Schaftrift bei Trautenstein, bebaut worden. Im Hasselhäu fand man Braun- und Spateisenstein, etwas roten Eisenrahm, Kupferkies und Arragon, in der Schaftrift Braun- und Spateisenstein, Manganmulm, Flußspat, auch Malachit, Kupfergrün, Kupferpech- und Rotkupfererz, Bleivitriol, Bleiglanz, Weißbleierz, Blende und Schwefelkies. In neuerer Zeit ist mit dem Schachte Friedrich der Grube Clarastein ein Versuchsbau getrieben, doch wurde derselbe schon im Jahre 1860, ehe ein wirklicher Abbau stattgefunden hatte, aus Mangel an Betriebskapital und Maschinenkraft wieder eingestellt. — Zimmermann sagt am Schlusse seiner eingehenden Beschreibung dieser Gänge: „Es mag wenig Punkte geben, die so gegründete Ansprüche auf eine bergmännische Untersuchung machen als dieses Terrain, wo man in sehr geringer Teufe auf Kupferkies und Bleiglanz stößt."

c. Sonstige Fundstätten.

Nach Lasius war bis zum Jahre 1730 bei Braunlage eine Grube im Betrieb, welche silberhaltigen Bleiglanz, Kobalt, Kupferkies, Kupfernickel und besonders Zinkblende in großer Menge lieferte. Dieselbe lag in der Nähe des früheren Blaufarbenwerks, wo auf dem Gange Ludwig Rudolf, außerdem im Distrikte Steinfeld noch etwa 20 Gänge und Trümer im Wieder Schiefer auftreten. Die meisten derselben sind von der braunschweigschen Regierung in den Jahren 1835—37 bis auf 200 Lachter Länge aufgeschürft und verfolgt. Seit dem Jahre 1867 treibt die neu angelegte Grube Steinfeld Versuchsbau. Nach Buchrucker besteht der liegende Teil des Ganges auf dieser Grube aus einem Gemenge von Quarz, Feldspat und einem kalkartigen Mineral; in dem Kalkspat, welcher diese Masse durchdringt, finden sich häufig Malachit und Kupferkies eingesprengt. Die zweite, sehr zerklüftete Gangschicht besteht aus Quarz, Eisenkiesen und Kalkspat, die Kluftflächen sind mit Dendriten von Malachit und Kupferbraun bedeckt, und im Quarz bildet der Kupferkies, welcher sich in der ganzen Masse eingesprengt findet, oft zolldicke Schnüre. Den hangenden, 8 Lachter mächtigen Teil bildet ein milder Thonschiefer, der von

Kalkspatadern mit Kupferkies und Malachit durchzogen wird und Bleiglanz eingesprengt und in Schnüren enthält.*)

Im Thumkuhlenthale bei Hasserode wurde im vorigen Jahrhundert die Grube „Aufgeklärtes Glück" (jetzt „Wilhelms Hoffnung") und von 1796 bis 1804 westlich des alten Schachtes der Bergmannshoffnungs-Schacht betrieben. Nach Zimmermann kommen folgende Erze vor: Gediegen Kupfer in kleinen Partieen in Kalkspat und angeflogen auf Thonschiefer; gediegen Wismut, ganz rein und ausgezeichnet blättrig mit weißem Speiskobalt verwachsen in Kalkspat; Kupfernickel; Spuren von Nickelocker; weißer Speiskobalt mit Kalkspat und Nickel; roter Erdkobalt auf den Halden, wo er durch Efflorescenz entstanden ist. Die in neuerer Zeit vorgenommene Analyse einer Probe hat 17,714 % Wismut und 19,064 % Nickel und Kobalt nachgewiesen. — Auch im benachbarten Sandthale sind 1806 Blei- und Kupfererze gefunden, und an dem von Hasserode nach der Spitze des Brockens führenden „Steilen Stiege" ist unter dem Thumkuhlenkopfe und am Abhange des Berges, ein „mächtiger Kupfererzgang" durch Versuchsbau aufgeschlossen. —

Wie sich die Erzgänge von Harzgerode, Neudorf und Straßberg an den Granit des Rambergs im Süden anschließen, so sind ähnliche Gangzüge auch im Norden und Westen des Ramberg-Massivs bekannt.

„Etwa 3 km südlich von Treseburg wird die Luppbode von zwei sich kreuzenden Gängen durchsetzt. Der eine, noch unverritzt, ist in neuerer Zeit im Grubenfeld Treseburg etwa 30 m lang und 20 m tief erzführend aufgeschlossen. Die Erze sind Bleiglanz, Kupferkies, Schwefelkies und Blende, die Gangarten Quarz und Grauwacke. Der kleine Versuch lieferte etwa 1000 Centner recht schöner Erze, und die Probe ergab bei Erzen mit Gangart 0,02 % Silber, 6 % Kupfer und 14 % Blei, bei einem reinen Handstück 0,02 % Silber, 12,5 % Kupfer und 23 % Blei. Auf dem zweiten Gange, Grubenfeld Frieda, liegen zu beiden Seiten der Luppbode viele alte Pingen, und ein alter Stollen ist 200 m lang getrieben. Die Erze dieses Ganges gehören zu den silberreichsten des Harzes: Erz mit Gangart enthält 0,075 % Silber und 22 % Blei, ausgeschiedenes Erz 0,17 % Silber und 59 % Blei. Oberhalb Treseburgs durchsetzt ein dritter Gang die Bode, auf dem etwas Bleiglanz, Kupferkies und Schwefelkies bricht." (Blömeke.)

Über das alte Kupferbergwerk bei Treseburg, welches jetzt unter dem Namen Arthur neu verliehen ist, berichtet Lasius 1789: „Dasselbe war ehemals sehr beträchtlich, obgleich niemals großer Vorteil dabei herausgekommen ist. Die Arbeit geschah auf einem Gange, der oft 7 Lachter mächtig war, sich aber oft auch wieder verdrückte und nur mit großer Mühe und Kosten wieder ausgerichtet werden konnte. Die Gangart ist Quarz und Flußspat. Die Erzarten waren größtenteils gelbe, zuweilen traubenförmige oder stalaktitische Kupferkiese, die etwas silberhaltig waren — auch dergleichen Schwefelkiese — jetzt liegt das ganze Werk auflässig." (In den Jahren 1721—1775, vielleicht auch schon früher, waren zwei Schächte im Betriebe.) „Der Gang scheint morgenwärts gegen den Serpentinfels zu stoßen und abzuschneiden, da er daselbst verschwindet, indem er kurz vorher gute Erzfülle gehabt hat."

---

*) Mit dem Steinfelder Gangzuge haben wohl die verschiedenen Silbererzgänge im Oderthale Zusammenhang, welche als östliche Fortsetzung der Andreasberger Gänge anzusehen sind. In früheren Jahrhunderten haben mehrere Gruben auf diesem Reviere, welches jetzt die Grubenfelder Oberstollen und Gottes Segen bildet, auf Silber gebaut.



Von Treseburg weiter abwärts sind auf dem linken Ufer der Bode in den siebziger Jahren zwei Gänge, welche den Gangzug der Grube Karoline bilden, untersucht. Man fand Quarz mit Spuren von Bleiglanz, etwas Kupferkies und Brauneisenstein.

Über einen tiefer an der Bode, westlich von der Blechhütte einst umgegangenen Bergbau berichtet Lasius: „Dahle (Thale), welches an der Bode gleich unterhalb der Blechhütte liegt, hat hier einen ansehnlichen Kupferbergbau in ehemaligen Zeiten getrieben, wovon man jetzt aber kaum die Halden noch finden kann. Nach Lehmann hat das Kupfererz als Kies in weißem Spat und Quarz gebrochen; es soll auch etwas weniges Silber daselbst gefunden sein; es schiene aber nicht, daß diese Seite des Vorderharzes etwas Ersprießliches an Silber bringen werde, indem das Gestein nicht danach geartet sei, welches hier größtenteils Trapp, auch etwas Schiefer ist. Dennoch aber müssen hier sehr mächtige Quarzgänge streichen, die man oben auf der Höhe der von Treseburg aus am nördlichen Ufer der Bode sich bis nach besagter Blechhütte hinziehenden Gebirgskette an den starken, zu Tage ausstehenden großen Quarzblöcken vermuten kann, und wovon sich wirklich unterhalb im Bette der Bode einige Trümer finden; auch ist die Bergart an einigen Stellen stark vitriolisch.“ —

Zwischen Stolberg und dem aus quarzreichem Porphyr bestehenden Auerberge, an welchem früher Gold gewaschen sein soll, liegen mehrere alte Gruben, deren eine „Silberner Nagel“ heißt. Dieselben führen neben Spateisenstein teils etwas Kupfer- und Schwefelkies, teils Blende und Bleiglanz. In der Krummschlacht bei Stolberg sind die beiden Gruben Flußschacht und Graf-Karl-Martin-Zeche, welche etwas Spateisenstein und Kupferkies, hauptsächlich aber Flußspat führen, im Betriebe. Die Mansfeldische Gewerkschaft, welche die Gruben von den Grafen zu Stolberg gepachtet hat, benutzt den Flußspat als Zuschlag auf ihren Kupferhütten. Im Jahre 1882 wurden bei einer Belegschaft von 11 Mann 1013 t im Werte von 12151 ℳ (gegen 689 t im Werte von 9660 ℳ bei einer Belegschaft von 9 Mann im Vorjahre) gewonnen.

Bei Wolfsberg, südöstlich vom Auerberge, wurde früher (noch 1834) auf der herzoglich anhaltischen Jost-Christianszeche Grauspießglanz, Spießglanzblei, Federerz mit anderen Antimonerzen gewonnen, und bei Hayn ist früher Bleiglanz-Bergbau umgegangen. Zwischen Tilkerode und Pansfelde tritt ganz isoliert ein Schwerspatgang (mit etwas Kupferkies) auf. —

Das Kupferschieferflöz, welches einen großen Teil des Harzes umzieht und im Mansfeldischen so reichen Ertrag liefert, ist auch in den Grafschaften Stolberg und Roßla schon in früheren Zeiten an verschiedenen Stellen, bei Breitungen, Rottleberode, Buchholz und Hermannsacker, bebaut worden. Gegen die fünfziger Jahre wurden die Gruben in den beiden Rottleberoder Revieren, dem Kreuzstieger und dem Ritterberger, und im Breitunger Reviere von der Gewerkschaft des „Stolbergschen Kupferschieferbergwerks“ wieder aufgenommen. Doch war der Betrieb bis 1870 nur schwach und ruhte dann bis in die Mitte des Jahres 1875 ganz. Obwohl man 1877 mit einem Tiefbauschachte das Flöz erreicht hatte, und der Kupfergehalt zu guten Hoffnungen berechtigte, so kamen doch die Gruben infolge der Insolvenz des bedeutendsten Kuxinhabers wieder zum Erliegen. Vorläufig wird sich hier schwerlich ein lohnender Bergbau entwickeln.

Auch bei Walkenried, Sachsa, Steina, Tettenborn und Lauterberg haben die Alten das Kupferschieferflöz an vielen Stellen in Angriff genommen. In

neuerer Zeit sind die Grubenfelder Elisenstein bei Tettenborn und Oder bei Lauterberg verliehen. —

Wenn sich auch Quecksilber in geringen Mengen in mehreren Gruben (Bergwerkswohlfahrt bei Klausthal, Karoline bei Lerbach und Brummerjahn) findet, so ist doch Bergbau auf Zinnober nur an einer Stelle unseres Gebirges, im Wiedathale bei Walkenried, betrieben. Doch sind die Nachrichten über diesen Betrieb nur spärlich. Im Quartal Rem. 1570 lieferte nach Calvör die Grube „Hülfe Gottes in der Weiden" 6 Centner 20 Pfund Quecksilber. Vom Quartal Trinit. 1653 bis Schluß Quartals Rem. 1666 steht dann „das Zinnoberbergwerk Sonnenglanz in der Weida" in den Klausthaler Bergzetteln. Daß es in letztgenanntem Jahre zum Erliegen gekommen sei — wie Honemann meint — folgt aus der Weglassung aus den späteren Bergzetteln nicht: mit dem Jahre 1666 ging das Stift Walkenried, in dessen Gebiet die Grube lag, in Gemäßheit des Teilungsrecesses vom 2. September 1665 an die Linie Celle über.

„Der Bergbau auf dem in der Großen Silberbach vorkommenden Zinnober wurde zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, und zuletzt hat noch die braunschweigsche Regierung in den Jahren 1833 und 1834 umfangreiche Schürfversuche angestellt, die jedoch kein günstiges Resultat geliefert haben. Der Zinnober, von dem noch immer linsen- bis erbsengroße Körner in der Gr. Silberbach und im Sorgethal bei Wieda gefunden werden, scheint in den milden, mit den Kieselschiefern wechsellagernden Thonschiefern (Wiederschiefer) vorzukommen und bei deren Zersetzung durch das Wasser fortgeführt zu werden. Hie und da findet man in dem Kieselschiefer einen dünnen Anflug von Zinnober, der außerdem noch auf einem Gange, und zwar mit einem roten Letten vorgekommen zu sein scheint." (Erläuterungen zum Blatt Zorge der neuen geologischen Spezialkarte von Preußen.)

„Eine Stufe von der alten Zinnoberzeche bei Wieda, vielleicht die einzige, die noch vorhanden", schreibt Zimmermann, „befindet sich in der Sammlung der Bergschule zu Klausthal. Sie ist aus der Sammlung des Bergrats Florencourt, welcher sie nach der Etikette aus der alten Sammlung des Oberberghauptmanns von Münchhausen erhalten hat. Daß diese Stufe aus dem Gange des Grauwackenthonschiefergebirges herrührt, ist unzweifelhaft."

E. Eisenlager und Eisenhütten.

I. Die Lagerstätten.

„Das Harzgebirge ist sehr eisenreich. An tausend Stellen beweisen die hervorsprudelnden Quellen durch jenen gelbbraunen Absatz von Eisenoxydhydrat den Eisengehalt der Gesteine, aus denen sie entspringen. Dennoch sind nur wenige Teile so reich an Eisenerz, daß die Ausbeutung für einen Hüttenbetrieb sich gelohnt hat oder noch lohnt.

Es ist sogar nur eine einzige Lagerstättengrube, welche den heutigen Anforderungen eines Hochofenmaterials vollkommen genügen kann, nämlich die von Elbingerode-Hüttenrode, wo in den Stringocephalenschichten des Mittel-Devons, verknüpft mit Diabas und Schalstein, Roteisenerze mit Braun- und Magneteisenerzen, auf zahlreichen, mehr oder weniger zusammenhängenden, geologisch aber gleichartigen Lagerstätten auftreten.

Wenn es daher auch nicht auffallen kann, daß dieses Erzgebiet seit der ältesten Zeit die wichtigste Grundlage des Harzer Eisenhüttenwesens gewesen ist und bis zum heutigen Tage noch ist, so giebt es doch unter den übrigen Eisenerzvorkommnissen (Eisensteinlagern) immerhin viele, welche für bescheidenere Verhältnisse ebenfalls Jahrhunderte hindurch Material lieferten und zu einem großen Teile noch nicht erschöpft sind.

Im allgemeinen lassen sich die Erze des Harzes nach drei Gattungen des Vorkommens unterscheiden:

1) Ausfüllungen von Gangspalten, die im weiteren Verlaufe Blei-, Silber- und Kupfererz führend auftreten;

2) mit Grünstein und Diabas verknüpfte Erze;

3) Eisensteingänge in Schiefer;

4) Jura- und Kreideerze der den Harzrand bildenden Formationen.

Wir können letztere sogleich ausscheiden. Sie haben erst in diesem Jahrhundert und zwar erst in dieser zweiten Hälfte am Nordwestrande des Harzes eine zum Teil schnell vorübergehende Bedeutung erlangt.

Die für den Harz besonders wichtigen Metallerzgangzüge führen nicht selten neben den wertvolleren Erzen Spateisenstein, nicht selten bilden sich aber auch, namentlich an den Grenzen und Ausläufern der Gangreviere, eigentliche Eisenerzgänge aus, so ist im Klausthaler Gangrevier der nördlichste (Gegenthaler) Zug vorherrschend eisensteinführend, und die bei Grund im Iberge zusammenstoßenden Gangausläufer sind sehr wichtig für den Eisensteinsbergbau geworden; bei dem Andreasberger Reviere finden sich im Eisensteins- und Königsberg an der Sieber zahlreiche Eisensteinszüge; bei dem Neudorf-Harzgeroder Reviere führt der den Dillenburger Zug begleitende Gang Spateisenstein.

Wo auch Grünsteine, Schalsteine und Diabase im Harze auftreten, stellen sich, bald an den Rändern im Kontakt mit Schiefer, bald im Innern Spalten, Klüfte und Höhlungen ausfüllend, bald oberflächlich aufgelagert, Eisenerze ein. Abgesehen von dem bedeutendsten, vorher schon erwähnten Elbingerode-Hüttenroder Reviere ist besonders das Gebiet der Dioritkuppen zwischen Wieda und Tanne und der große Diabaszug zwischen Osterode und Altenau zu nennen.

Verhältnismäßig geringfügig sind die Eisenerzgänge im eigentlichen Schiefer, wie bei Altenau im Kulm, am Unterberge nördlich von Ilfeld im Devon, am Gemeindewalde bei Stolberg in den metamorphischen Kerngebirgsschichten, doch haben auch sie vorübergehendem Eisenhüttenbetrieb von nicht unerheblicher Bedeutung das Material geliefert." *)

II. Der Bergbau.

Der Eisensteinsbergbau war im Harze fast überall mit der Verwaltung der Hütten seit alters verbunden. Im Oberharze insbesondere wurde er bis in die neueste Zeit von sogen. Eigenlehnern (irrtümlich meist Eigenlöhner" genannt) betrieben, welche mit den Gruben belehnt waren. „Lehnschaften unterscheiden sich dadurch von Gewerkschaften im engeren Sinne, daß ihnen

*) Geh. Bergrat Dr. Wedding in Zeitschr. des Harzvereins 1881, 1 f.



die Verwaltung und Ökonomie ihrer Gruben überlassen bleibt, und das Bergamt sich um die Rechnungsführung nicht bekümmert. Auch ist der Lehnträger nicht gehalten, das ihm verliehene Grubenfeld mit andern nach Kuxen zu teilen. Doch steht ihm frei, Teilnehmer anzunehmen, welche die aufgefundene und gemutete Erzlagerstätte mit ihm gemeinschaftlich zu bebauen unternehmen."*) Die Eisensteins-Eigenlehner am Oberharze mußten die gewonnenen Eisensteine an die königlichen Hütten zu einem von dem Bergamte festgesetzten Vorkaufspreise („Langelohn") verkaufen, die Rotehütte bezog den Achten, Neunten, Zehnten ꝛc. von ihren Eigenlehnern. Auch die Stärke der Belegung und die Größe des Betriebes der einzelnen Gruben hing nicht von den Eigenlehnern ab, da die Hütten die verschiedenen Sorten Eisenstein nicht in beliebigem Verhältnis mischen konnten. Als Gegenleistung wurden die Kosten größerer Anlagen in den lehnschaftlichen Eisensteinsgruben ganz oder teilweise aus den königlichen Eisenhüttenkassen bestritten, wie denn auch die königlichen Beamten nicht nur bergpolizeiliche Rechte wahrnahmen, sondern den Eigenlehnern auch Anweisung zur zweckmäßigen Führung des Grubenbaues erteilten. — Als die Eigenlehner nach 1866 wirkliche Eigentümer ihrer Gruben geworden waren, verkauften sie die meisten derselben an die Harzer und die Dortmunder Union. Die niedrigen Eisenpreise haben viele zum Erliegen gebracht.

Bei einem Gange durch die Eisensteinsreviere unsers Gebirges verdienen zunächst die vorzüglichen Eisensteine bei Grund, welche einst zahlreiche Hüttenwerke in Betrieb setzten (S. 69 f.), besondere Beachtung. Sie finden sich im Devonkalk des Iberges als brauner Glaskopf, als Braun- und Spateisenstein in Nestern von 2 cm bis 2 m Mächtigkeit, und gangartig im Kontakt von Kalk und Kulm. Nachdem hier und im Gegenthale bei Lautenthal, wo ein guter brauner Glaskopf mit Spateisenstein auf einem im Kulm aufsetzenden Gange bricht, seit 1870 ein reger Abbau für das Hörder Eisenwerk sich entwickelt hatte, ist der Betrieb in diesem Jahre — hoffentlich nur für kurze Zeit — wieder eingestellt.

Guter Eisenglanz und dichter Roteisenstein findet sich am Diabaszuge bei Lerbach, Buntenbock und im Hutthal. Hier gewann die Lerbacher Hütte zur Zeit ihres Hochofenbetriebes ihre Erze. Mehrere Gruben (Kranich, Diana) stehen jetzt wieder in gutem Betriebe, sie liefern ihre Eisenerze nach der Mathildenhütte bei Harzburg. (Vormals wurden auch da, wo die Kalk- und Braunspattrümer, welche das Eisensteinlager — in der Grube Karoline bei Lerbach — verwerfen, in den Diabaszug setzen, Selenerze, Selen-Quecksilberblei, Selenkupfer mit Selenblei und Gold angetroffen.)

In der Fortsetzung des Diabaszuges finden sich am Kehrzu, im Polsterberge, am Kellwasser und Eisernenwege dieselben Eisensteine, und am Spitzenberge, nördlich vom letztgenannten Punkte, „außerordentlich stark attraktorischer" Magneteisenstein. Auch an andern Orten des westlichen Oberharzes, z. B. am Wege von Klausthal nach Badenhausen, am Kahlenberge, bei Wildemann, am Galgensberge bei Klausthal, ist vormals und teilweise noch bis in die neuere Zeit Eisensteinsbergbau getrieben.

*) Dr. Christian Zimmermann, Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert. Darmstadt 1854. Obwohl selbstverständlich in vielen Teilen veraltet, ist dieses sorgfältig gearbeitete Buch noch immer sehr wertvoll.



Bei Harzburg setzen im Lias oolithische Eisenerzflöze auf, welche für die dortige Mathildenhütte abgebaut werden.

„Westlich von St. Andreasberg treten in dem Eisensteinsberge, zwischen dem Drei-Brodethale und dem Sieberthale, und im Königsberge, westlich der Sieber, mehrere Gänge mit thonigem Roteisenstein und Kalkspat auf, welche wahrscheinlich die westliche Fortsetzung der Andreasberger Silbererzgänge bilden. Diese Eisensteinsgänge wurden bis in die Funfziger Jahre für die in der Einmündung des Drei-Brodethales in das Sieberthal gelegene Steinrennerhütte (S. 78) bebaut." *)

Die dichten und faserigen Roteisensteine bei Lauterberg, unter denen sich der rote Glaskopf vom Knollen durch seinen reichen Gehalt und durch seine Brauchbarkeit zur Erzeugung eines weichen, zähen Stabeisens besonders auszeichnet, wurden bis 1871 auf der Königshütte verschmolzen. Diese Eisensteinsgänge, die zu den bauwürdigsten des Harzes gehören, durchziehen am Hausberge und Scholben das Schiefergebirge, an der Hohenthür (zwischen Lauterberg und dem Ravenskopfe) und am Grillenkopfe den Diabaszug und am Schachtberge den Dolomit der Zechsteinformation.

Von großer Ausdehnung sind auch die Eisensteinslager bei Zorge. „In den dichten Diabasen setzen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen streichende, 1/2 bis 1 m, selten mächtigere Gänge (Mainzenberger, Meisterzecher, Hülfe-Gotteser Zug und Kirchberger Gang) auf, die mit kieseligem, dichtem Roteisenstein, rotem Glaskopf und Braunspat in sehr wechselnden Mengenverhältnissen erfüllt sind. Die Gänge haben entweder scharf ausgeprägte Salbänder mit schönen Harnischen und Spiegeln, oder sind mit dem Nebengestein in der Weise verwachsen, daß der Gang allmählich in einen eisenschüssigen Grünstein mit 16 bis 20 % Eisen übergeht. In Drusenräumen finden sich Kristalle von Braunspat, Kalkspat, Quarz und Eisenglanz. Die Gänge setzen nur selten in die an den Diabas angrenzenden Kieselschiefer und Grauwacken hinein und vertauben dann." (v. Groddeck.) Auf den s. g. Felsenlagern steht das Eisenerz mit Kieselsäure gemengt als Kieseleisenstein mit einem Gehalt bis zu 30 % an. Diese 1/2 bis 6 m mächtigen Felsenlager „liegen linsenförmig zwischen dem s. g. grünen Schiefer und auch am Kontakt zwischen diesem und dem Diabas". Ein Kalkspattrum, welches das Felsenlager der Grube Brummerjahn durchsetzt, führt — wie die Grube Karoline bei Lerbach — Selenblei, Selenkupferblei und Selenquecksilber. „Der bedeutendste Bergbau auf Eisenstein hat auf dem Kirchberger Gange, im s. g. Kastenthal, stattgefunden. Jetzt werden die Zorger Gruben schwach betrieben, und zwar für die Hochöfen zu Blankenburg; früher versorgten sie die Hochöfen zu Zorge und Wieda mit Erzen." (Blömeke.)

Gleichfalls in Verbindung mit Diabas und grünem Schiefer finden sich Eisenerze in der Gegend von Benneckenstein, am Butterberge, im Rappbodethale, im Gemeindeholze, am Krugberge, am Büchenberge u. a. O. Den roten Glaskopf des Büchenberges verschmolz ehemals die Hütte zu Sorge. (S. 57.) Auch bei Hohegeiß (S. 56) wurde früher Eisensteinsbergbau getrieben.

Die St. Johannishütte bei Ilfeld nahm in früheren Zeiten ihren Eisenstein, dichten Roteisenstein und gelben Eisenkiesel, vom Netzberge und Schim-

*) Blömeke, Die Erzlagerstätten des Harzes ꝛc. Wien 1885.



melshütchen. Auch an der (S. 24 genannten) Harzburg und am Brandenberge steht Eisenstein.

„Im Stolbergschen bricht an mehreren Stellen Spateisenstein, so auf dem Flußspatgange in der Silberbach, in der Grube Luise, in der Krummschlacht und bei Breitenstein mit Flußspat, bezw. Kupferkies und Quarz; am Gemeindewald bei Stolberg kommt Brauneisenstein mit etwas Braunstein vor." (Blömeke.) 1763 wurde der Eisensteinsbergbau im Gemeindewalde bei Rottleberode, der durch Teilungsrezeß vom 6. Juli 1719 an die Linie Stolberg-Stolberg gekommen war, der Eisenhütte zu Mägdesprung überlassen.

Die Gruben des Hauptschachter und des Eskaborner*) Ganges bei Tilkerode, welche roten Glaskopf und Selenerz förderten, sind nicht mehr im Betriebe. Im Jahre 1834 waren sie mit 30 Mann belegt und lieferten jährlich 3—400 (nicht 3—4000, wie Blömeke angiebt) Fuder Roteisenstein. Nach Zimmermann kamen vor: „dichter und faseriger Roteisenstein, Selenblei auf dem Hauptschachte an der Grenze des Grünsteins in Bitterspatschnürchen oder im roten Thonschiefer; desgleichen auf dem Eskaborner Stollen zugleich als Selenquecksilberblei", Selensilber „in kleinen Trümchen, welche das Selenblei und den begleitenden Bitterspat durchsetzen", Gold „sichtbar im Selenblei" und gediegen Palladium „in kleinen, weißen, glänzenden Schuppen sparsam eingesprengt in dem gediegenen Golde des Selenbleies".

Die Hochöfen zu Blankenburg beziehen ihren Eisenstein zum großen Teile aus der Gegend von Rübeland und Neuwerk. Der Eisensteinszug, welcher sich hier von Hüttenrode bis auf das rechte Ufer der Bode zieht und schon im Mittelalter Anlaß zur Anlage von Hüttenwerken gab (S. 54), liefert Eisenglanz, Eisenglimmer, braunen Eisenrahm, dichten Roteisenstein, ockerigen dichten und faserigen Brauneisenstein. „Die Eisensteine sind größtenteils reichhaltig bis zu 10 Pfund im Centner, und dabei sehr milde, besonders diejenigen, welche in der Nachbarschaft des Marmors gefunden werden. Je näher nach Hüttenrode zu, desto thoniger werden sie." „Da wo der Eisenstein gangartig vorkommt, streicht er zwischen zwei verschiedenen Gebirgsarten. Zum Beispiel am Krockstein hat er im Hangenden den mit Kalkspat eingesprengten und den bald daran grenzenden festen Thonschiefer, im Liegenden aber Marmor. Dies nämliche ist auch am Stahlberge (der den besten Eisenstein liefert) und am Kuhbach (der seiner Schraubensteine wegen merkwürdig ist) der Fall; nur daß am letzteren Orte der Schiefer des Hangenden nicht so stark mit Kalkspat eingesprengt ist. Auf der Grenze des Schiefers mit dem Kalkgebirge liegen die erwähnten Schraubensteine und Fungiten, letztere finden sich auch sehr einzeln in der Nähe von Hüttenrode." (Lasius.)

Großartige Eisensteinslager finden sich im Stringocephalenkalk bei Elbingerode. Schon im Jahre 1506 gab es hier zahlreiche Gruben: Meisterberg, Hennto, Pfaffenberg, Gr. Kriegberg, Elensbruch, Appelbaum, Mägdekrug; der Wormbruch an der Wormke war damals schon erschöpft. „Sechzig Jahre gaben die reichen Erzlager Material für die große Zahl von Eisenhütten, ohne daß man beim Bergbau sich mechanischer Hülfsmittel zu bedienen brauchte. Es waren offene Tagebaue mit natürlichem Wasserabfluß. Aber bereits im Jahre 1564 fing das Wasser an Hindernisse zu bereiten, und 1570 trat sogar an einigen Stellen geradezu Mangel an gewinnbarem Eisenerze ein.

---

*) Nach der Seite 50 erwähnten Wüstung benannt.



„Man sah sich jetzt gezwungen, Einrichtungen zum künstlichen Heben der Wasser zu treffen, und da dies die Mittel des Einzelnen überstieg, that man sich zu Gesellschaften zusammen. Hierbei war nun einerseits eine schöne Gelegenheit zu zweckmäßigen Erfindungen gegeben, andererseits aber auch dem Wunsche, sich durch solche Erfindungen schnell und bequem zu bereichern, Thür und Thor geöffnet.

„Da man eine mechanische Vorrichtung zum Heben des Wassers Kunst nannte, so hießen die Leute, die solche erfunden zu haben angaben, Künstler, und ihr Wissen schätzte man gleich dem Besitze des Steines der Weisen. Eine solche Gesellschaft von Künstlern mietete z. B. einmal allen Eisenstein im Amte Elbingerode, der unter Wasser stand, aber der Erfolg entsprach nicht den Hoffnungen.

„Die auf elbingerodeschem und blankenburgischem Gebiete gewonnenen Eisensteine wurden nicht nur auf dortigen Hütten verarbeitet, sondern auch auf die nahe liegenden anderen Gebiete verführt; z. B. vom Elbingerodeschen auf die Hütten zu Ilsenburg, Kuhfurt, Trautenstein, Kollinberge, Zorge, Falsfelde, Sorge, Tanne, Benneckenstein, Oder, Lauterberg.“ (Dr. Wedding.)

Zu Lasius Zeit (1789), der diese Gegend „einen ganz eisernen Boden“ nennt, waren die vorzüglichsten Gruben am Bomshai, am Büchenberge (im Wernigerodeschen), am Grefenhagensberge, am Rodenberge, der St. Johannisschacht am Hartenberge, der breite Graben, am Hainholze und bei Mandelholz. Zimmermann sagt (1834): „Das Amt Elbingerode enthält einen unübersehbaren Schatz von Eisensteinen, welcher sich auch in die Grafschaft Wernigerode verbreitet. Es werden Eisensteine am Büchenberge, Grefenhagensberge, auf den Hildebränden, am Lindenstieg und auf dem Tönnchen gewonnen, ferner am Wormke zwischen Rotehütte und Elend; jedoch sind bei weitem nicht alle vorhandenen Eisensteinslager dermalen angegriffen.“ „Ohne Zweifel ist der elbingerodesche Eisensteinsbergbau der großartigste am Harze, und sowohl von gräflich wernigerodescher, als hannoverscher Seite sind für seine regelmäßige Durchführung beträchtliche Anlagen unternommen.“ „Die Eisensteine sind zum größeren Teile dichter Roteisenstein, selbst Eisenglanz, aber alsdann sehr mit kieseligen Gemengen verwachsen. Ein anderer Teil des Roteisensteins ist an kalkige Gebirgsart gebunden. Außerdem findet sich viel ockeriger Brauneisenstein, und so bietet der Elbingeroder Bergbau alles dar, was dem Hüttenmanne nur irgend zu einer vorteilhaften Beschickung wünschenswert sein kann.“ Am Büchenberge und Hartenberge kommt neben Eisenglanz und jenem kalkhaltigen und deshalb leicht schmelzbaren Roteisenstein auch roter Eisenrahm und grüne Eisenerde vor.

Da der reiche Elbingeroder Eisenstein ziemlich erhebliche Gewinnungskosten verursacht, so ist er in neuester Zeit durch die massenhaften und billiger zu gewinnenden phosphorhaltigen Brauneisenerze in den Ämtern Peine und Liebenburg fast ganz verdrängt. Außer einigen Eigenlehner-, einer gewerkschaftlichen und zwei gräflichen Gruben, welche sämtlich schwach belegt sind, wird fiskalisch, vom Hüttenamte Rotehütte, nur noch die Grube Tönnchen-Andreasberg-Rößling betrieben. Die Förderung auf derselben betrug im Jahre 1881 = 1014 t, 1882 = 669 t.

Ich schließe hier auf Grund der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen vom Jahre 1883 folgende, die Jahre 1881 und 1882 umfassende Zusammenstellung der Eisensteinsförderung in Privatwerken des Bergreviers Goslar an:

Amt		Förderung t	Geldwert ℳ	Belegschaft Köpfe
Elbingerode	1881	5759	24268	42
	1882	4821	20413	45
Zellerfeld	1881	9148	81873	138
	1882	10923	107880	147
Honstein	1881	2189	16875	21
	1882	1890	15120	22
Die 21 Privatgruben der jetzigen Kreise Zellerfeld und Ilfeld förderten also im Jahre 1882		17634	143413	214
Peine	1881	184374	322655	351
	1882	192153	336268	447
Liebenburg	1881	16593	17808	58
	1882	35250	50011	116
Im Jahre 1881 überhaupt		218063	463479	610
„ „ 1882 „		245037	529692	777

Auch an vielen hier nicht genannten Stätten ist vormals Bergbau auf Eisenstein betrieben. In betreff des Tanner Reviers, in welchem sich Spateisenstein neben Bleiglanz und Kupfererzen findet, verweise ich auf den vorhergehenden Abschnitt. —

Es mag hier der geeignete Ort zu einer kurzen Nachricht über die wichtigsten Braunsteingruben des Harzes sein.

An der Harzburg bei Ilfeld und am Möncheberge daselbst treten im Porphyrit und Melaphyrmandelstein Braunsteingänge auf. Während an jenem Punkte der Braunstein mit Eisenstein zusammen bricht, tritt er am Möncheberge in Nestern auf, „die gleich unter dem Rasen liegen an beiden Seiten des Berges, und die in einer gewissen Streichungslinie zwei, etwa 50 Schritt von einander liegende Züge bilden, indes nicht in die Tiefe setzen und auch nicht durch Gangmasse in Zusammenhang stehen. Schwerspat kommt mit dem Braunstein und auch für sich ebenfalls nesterweise vor." (Lasius.)

Die vorzüglichen Manganerze der „Braunsteinzeche" bei Ilfeld gehen zum Teil nach Rußland.

Von größerer Ausdehnung ist der Braunsteingangzug bei Braunlage, welcher aus mehreren Gängen am Pfaffenstiege, südlich vom Wormberge, besteht. Der auf dem 1—2 m mächtigen Hauptgange bauende Schacht am Pfaffenstieg liefert die beiden wertvollsten Sorten des Erzes, nämlich Pyrolusit (Weichbraunstein) und Wad (Manganschaum), und zwar meistens rein, nur stellenweise mit Quarz verunreinigt. Mehrere andere (5) Gänge sind bis jetzt nur oberflächlich aufgeschlossen worden. (Blömeke nach Ochsenius.)

III. Die Eisenhütten.

a. Zur Geschichte unseres Eisenhüttenwesens.*)

„Seit den ersten Spuren der Eisenerzeugung, welche weit über die historische Zeit und deren Urkunden hinausgehen, war bis zum Ende des 15. Jahrhunderts

*) Ich folge hier ganz der interessanten und erschöpfenden Arbeit des Geheimen Bergrats Dr. Wedding: „Beiträge zur Geschichte des Eisenhüttenwesens im Harz", Zeitschrift des Harzvereins 1881, 1—92. Wo nichts anderes angegeben ist, sind derselben auch die Citate entnommen.



das Eisen in dem Zustande, in dem es noch heute hauptsächlich zu technischer Verwendung kommt, in dem des schmiedbaren Eisens, direkt aus den Erzen erzeugt worden.

Dies geschah in einfachen Apparaten, von dem mit Steinen oder Erzstücken eingefaßten Kohlenhaufen an bis zu dem aus Eisenplatten gebildeten Herd oder dem aufgemauerten Schachtofen, immer aber nur unter Erzeugung eines teigigen, nicht eines flüssigen Eisens und unter Bildung einer schmelzenden eisenhaltigen Schlacke.

Langsam hatte sich infolge der Benutzung höherer Öfen, stärkerer Gebläse und geeigneter Zuschläge der Hochofen entwickelt, mittelst dessen zwar nicht mehr schmiedbares Eisen direkt aus dem Erze erzeugt werden konnte, mittelst dessen es aber gelang, ein gießbares flüssiges Eisen, das Roh- oder Gußeisen, zu erzeugen, welches geeignet war, sowohl jede gewünschte Gestalt durch Guß in Formen anzunehmen, als sich auch durch einen Oxydationsprozeß (das Frischen) leicht in schmiedbares Eisen überführen zu lassen.

Mögen auch vereinzelte Anwendungen des Hochofens Jahrhunderte zurück nachweisbar sein, ja selbst ins Altertum reichen, so fällt doch die allgemeine Anwendung erst in den Anfang des 16. Jahrhunderts, so daß man mit dem Jahre 1500 die erste langdauernde Periode des Eisenhüttenwesens abschließen kann.

Drei Jahrhunderte hindurch entwickelte sich der Hochofenprozeß und der Frischprozeß unter Benutzung des vegetabilischen Brennmaterials der Holzkohle. Da zwang mehr und mehr die Not (zunächst in England), nach einem Ersatz der Holzkohle durch die Steinkohle zu streben. Der Kokshochofenprozeß und der bei den Flammen der Steinkohle ausgeführte Puddelprozeß charakterisieren diese zweite Periode, in welcher die Arbeiten mit Holzkohle mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und auf einzelne Gegenden oder einzelne besondere Zwecke so beschränkt wurde, daß bereits nach 50 Jahren der Sieg der auf Steinkohlen gegründeten Eisenindustrie sicher war. Noch war der Puddelprozeß dadurch dem Herdfrischprozeß gleich, daß er nur teigiges schmiedbares Eisen herstellte.

Die dritte und letzte Periode des Eisenhüttenwesens beginnt mit dem Jahre 1860, in welchem die Erfindung Bessemers praktisch wurde, eine Erfindung, deren Wesen in der Herstellung eines flüssigen schmiedbaren Eisens, des Flußeisens, besteht. Seit dieser Zeit bildet die Kombination des Kokshochofen- und Bessemerprozesses die Grundlage der Eisenindustrie. —

Unsere Harzgeschichte fällt im wesentlichen in die zweite Periode von 1500 bis 1800. Vorher war das Eisenhüttenwesen im Harze ohne große Bedeutung, nachher sank es schnell von seiner Höhe herab, da die Bedingungen zur Umwandlung der Holzkohlen- in eine Steinkohlen-Industrie fehlten."

Von der Eisendarstellung vor dem Jahre 1500 geben alte Schlackenfelder in den verschiedensten Gegenden unseres Gebirges Zeugnis. In sehr unvollkommenem Rennfeuerbetriebe wurde das Schmiedeeisen direkt aus dem Eisenstein gewonnen. Unter Verzicht auf die Wasserkraft der Thäler errichtete man auf den Höhen inmitten der Wälder auf trockenen Erdhügeln dadurch einfache Herde, daß man die zur Aufnahme des Eisensteins in der abgestumpften Spitze des Hügels hergestellte kleine Grube mit Steinen oder Erzstücken ummauerte oder umstellte und die Erze mittels Kohlenfeuers, das durch ein mit Hand oder Fuß betriebenes Gebläse in starker Glut erhalten wurde, niederschmolz.

Wenn auch unter den Hüttenwerken im Harze, welche Kaiser Friedrich I. 1188 dem Stifte Walkenried bestätigte, Eisenhütten gewesen sein werden, so

ist doch das älteste Eisenwerk, welches sich urkundlich nachweisen läßt, die Hütte zu Tanne (zur Danne), welche schon 1355 bestand. Eine Urkunde von 1392 spricht dann von den Bergwerken, „da man Eisen oder Stahl ausgewürken mag“. Im 15. Jahrhundert, zu dessen Beginn man fast allgemein die Höhenfeuer verließ und den Betrieb in die Thäler verlegte, werden die Neuehütte an der Bode, die Eisenhütte bei Rübeland, die Teichhütte bei Gittelde und vier Hütten an der Söse oberhalb der Stadt Osterode namentlich genannt. Indem ich inbetreff der Geschichte der einzelnen Hütten auf den Abschnitt „Besiedelung des Harzes“ zurückverweise, gebe ich hier nur Weddings interessante Ausführung über die Entwickelung der handwerksmäßigen Eisenerzeugung zur Eisenhüttenindustrie ohne Kürzung wieder:

„Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt das Eisenhüttenwesen im Harz eine hervorragende Stelle einzunehmen, oft sogar das Interesse am Metallbergbau in den Hintergrund zu drängen. Demgemäß fließen von nun auch die Quellen viel reichlicher.

Das Eisenhüttenwesen entzog sich nicht den Einflüssen, welche im gesamten Völkerleben einen Umschwung veranlaßten. Die Eisenerzeugung war quantitativ bis dahin sehr untergeordnet gewesen. Zwar hatten schon die großartigen Bauwerke des Mittelalters, namentlich die der Gotik, ebenso wie der Gebrauch der Rüstungen, nicht nur zu einer wesentlichen Erweiterung des Verbrauchs an Eisen, über den Bedarf der Landwirtschaft hinaus, beigetragen und besonders zu einer größeren Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit in der Bearbeitung dieses Metalls geführt, und die strenge Handhabung des Zunft- und Gildewesens hatte nicht wenig zur Forterbung so erworbener Kenntnis beigetragen, aber immerhin war das Bedürfnis zur Schaffung eines Großbetriebes nicht hervorgetreten, die Eisenerzeugung war noch Handwerk.

Nun drängten aber alle jene großen Ereignisse, welche, den Trieb nach Freiheit und nach Selbstbestimmung unterstützend, eine neue Zeit hervorriefen, auch zur Entwickelung der Eisenerzeugung als Industrie. Die Erfindung des Schießpulvers verlangte die Herstellung großer Massen von Eisen in Form von Geschützen und Geschossen; die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bot unbegrenzte Felder für den Absatz von Eisen, welches den neu erschlossenen Ländern zum Teil noch ganz fremd war; nicht einflußlos blieb die Entwickelung der abendländischen Kunst nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, während die geistige Freiheit, welche die Reformation schuf, den Trieb der Forschung anregte, und die Buchdruckerkunst zur Verbreitung nützlicher Erfindung und neuer Gedanken beitrug.

Dieser Einfluß beginnt schon mit dem Ende des 15. Jahrhunderts im Harz; man findet schon damals zum Teil in der Gewinnung des Eisens eine zuverlässigere Grundlage des Wohlstandes als in der der edleren Metalle und wendet jener daher gern die Mittel zu. In den Anfang des neuen Jahrhunderts fällt die Einrichtung der nur mit mechanisch bewegten Gebläsen zu betreibenden höheren Öfen, welche ursprünglich wohl nur zu einer besseren Ausnützung der Wärme, als dies in den niedrigen Herden möglich war, bestimmt, bald nach weiterer Erhöhung zur Ergänzung des flüssigen Roheisens, zuvörderst nur eines kohlenstoffarmen, stahlartigen, weißen Produkts, bald aber zu einem grauen, hinreichend flüssigen, daher gießbaren Eisen und damit zur Darstellung von Gußwaren führen, während der zu letzteren nicht verwendete Rest des Eisens im Frischfeuer wieder zu schmiedbarem Eisen verarbeitet wird.

Daß diese Umwandlung des Eisenhüttenbetriebes langsam vor sich ging, wird niemanden wundern, der beobachtet hat, eine wie lange Zeit neue eisenhüttenmännische Prozesse selbst jetzt gebrauchen, um vollkommen ausgebildet zu werden und sich einzubürgern. Ebensowenig kann es auffallen, daß selbst nach Einführung des Hochofen- und Frischfeuerbetriebes Rennöfen und Rennfeuer noch lange fortbestanden, wenn man in Betracht zieht, daß es leichter war, durch die alte, als durch die neue Methode aus den phosphorhaltigen Erzen des Harzes ein gutes schmiedbares Eisen darzustellen." —

Man kann die Harzer Eisenhütten nach den Erzvorkommnissen in folgende Gruppen zusammenstellen:

„a. die Eisenhütten des Klausthaler Ganggebietes und des Osterode-Altenauer Diabaszuges (Grund-Gittelde-Lerbach-Osterode und Söſethal-Altenau),

b. die Eisenhütten des Andreasberger Ganggebietes (Sieber, Lonau, Lauterberg),

c. die Eisenhütten des Elbingerode-Hüttenroder Erzgebietes (im Gebirge Schierke und Braunlage bis Altenbrak, am Gebirge Ilsenburg und Thale),

d. die Eisenhütten des Dioritgebietes von Zorge-Wieda, (einschließlich Tanne),

e. die Eisenhütten der Schiefergänge (Ilfeld und Stolberg),

f. die Eisenhütten des Neuroder Ganggebietes (Mägdesprung.)" —

Die Blütezeit des Eisenhüttenwesens fällt in die Jahre 1500 bis 1618. Zahlreiche Hütten kamen zu den bereits vorhandenen hinzu, in allen Flußthälern zogen sich, oft bis tief in das Gebirge hinauf, Rennfeuer und Hochöfen, Stabeisen- und Blechhämmer. Im Grundner Thal lagen oberhalb der Laubhütte fünf Hüttenwerke (S. 70) und unterhalb derselben in der Gegend von Gittelde Oberhütte, Unterhütte, Blaues Wunder, Teichhütte, Blechhütte und Blechhammer; an der Söse unterhalb der Stadt Osterode Schwarzehütte, Petershütte, Kattenstein, oberhalb derselben Osteroderhütte (oberhalb der Pulvermühle), Lohborn (bei der Eulenburg), zwei Hütten am Scherenberg, Riesensbeek, Kamschlacken (S. 68); im Lerbachthal die Lerbacher Hammerhütte (S. 69); im Sieberthal die Hütte Sieber (S. 69); im Lonauthal die Lonauer Hütte (ib.); im Oderthal die Oberhütte bei Lauterberg; im Wiedathal ein Hochofen; im Zorgethal Hütten am Kastenthal (1540) und am Staufenberge (1571); im Behrethal die Johannishütte bei Ilfeld; im Okergebiet die Abgunst am Gerlachsbache (S. 75); im Bodethal die Hütten bei Treseburg, Altenbrak, die Ludwigshütte, Hütten bei Wendefurt, Neuwerk und Rübeland (S. 54), der Blechhammer Sausenburg und die Trogfurter Hütte (S. 57); an der Kalten Bode die Hütten Königshof, Urhol (Lukashof), Lüderhof, Neuehütte, Basthütte und Mandelholz (S. 58); an der Warmen Bode Hütten bei Tanne, Sorge, Voigtsfelde, Katteneſſe (1587) und Braunlage (S. 55 ff.); an der Rapbode Hütten bei Trautenstein (S. 55), Kahlenberg und Gustavhütte (S. 57); an der Hasel die Haselhütte und die Hütten Kuhfurt und Gottesgabe (S. 55); im Ilsethal die Eisenhütte Ilsenburg.

In der Verarbeitung des Eisens standen wohl allen anderen Werken die Hütten bei Grund und Gittelde voran, welchen der industrielle und erfinderische Herzog Julius ein lebhaftes Interesse zuwandte. Zu Gunsten seiner „Eisenkanzlei" zu Gittelde erwarb er die mit ihr konkurrierende Eisenfaktorei in

Goslar. Er errichtete 1578 einen Zainhammer, ließ in Gittelde Harnische, Fäustel, Radschienen, Blech, Draht, Pflugeisen anfertigen und zahlreiche Feldschlangen schmieden, „welche noch jetzt als Eckpfeiler in Wolfenbüttel und anderweit stehen“, u. a. auch 1585 aus spiralförmig aufgerollten Eisenstücken die beiden großen Geschützrohre schweißen und schmieden, welche sich jetzt in Berlin befinden.*) Auch zahlreiche Gußwaren wurden auf der Teichhütte angefertigt, u. a. die Formen zu den von Herzog Julius erfundenen Schlackenkugeln.**)

„Die ganze Periode zeichnet sich durch das lebhafte Bestreben aus, die Eisenproduktion möglichst zu fördern. Ein großartiger Export machte eine stets gesteigerte Eisendarstellung möglich, die Einrichtung der Stücköfen, dann der Hochöfen und Frischfeuer gab die technischen Mittel dazu an die Hand.

Aber wie jeder industrielle Aufschwung, der über den regelmäßigen Verlauf hinausgeht, die Erwartungen zu hoch treibt, die Hoffnung auf leichten, außergewöhnlichen Gewinn anregt und dem Schwindel Thür und Thor öffnet, so auch hier. Wie die schon oben erwähnten Gesellschaften zum Auspumpen der Wasser behufs Gewinnung tiefer liegender Eisenerze, ursprünglich einen guten Zweck verfolgend, bald in den ärgsten Schwindel ausarteten, so erinnert die Gesellschaft der Eichberger vom Jahre 1553 an die schlimmsten Zeiten modernen Gründertums. Ohne hinreichende Voruntersuchungen wurden (gerade wie im Anfange der 70. Jahre dieses Jahrhunderts) großartige Unternehmungen

---

*) „Beide Rohre sind Hinterlader; das eine, ein sogen. Doppelhaken von 5,78 m Länge, hat einen Drachenkopf zur Mündung, darunter das Bild eines wilden Mannes und den zum Teil durch Rost zerstörten Spruch:

„Ich heiß der eisen wilde mann . . . .
. . . . fliegen kann.

sowie am andern Ende:

„Herzog Julius Braun . . . . . zu
Gittel mich ließ schmieden aus zwei Geschmilzen.
Meines Gleichen man kann . . . .

Zwei Geschmilzen sind entweder zwei gefrischte Luppen oder Deule, oder es ist als ein Wort aufzufassen und bedeutet überhaupt nur zweimal geschmolzenes Eisen.“

Franz Algermann, der Landfiskal des Herzogs, teilt über diese Geschütze Folgendes mit:

„Es haben auch Seine Fürstliche Gnaden, unter andern geschmiedeten Stücken und Doppelhaken nach dieser Zeit zu Gittelde erstlich ein Gestück zu 16 Schuhen, der „eiserne Wildemann“ genannt, und hernach eine Feldschlange mit einem Keil, von hinten zu laden, von eitlem zweigeschmolzenem Eisen auf einem eisernen Block schmieden und anhero (nach Wolfenbüttel) führen, auch in meinem Beisein aus der Schanze auf dem Mühlenberg hinter dem Schlosse, nach Bleckenstedt hinaus, drei Schüsse nach einander thun lassen, da der neue Keil im ersten Schusse zerbrach und ein alter aus dem Zeughaus geholt ward, der die andern beiden Schüsse aushielt und noch darinnen steckt; und liegt diese Schlange noch daselbst, nach Braunschweig hinaus, auf zwei eisernen Rädern, die S. F. G. noch zu Gittelde haben gießen lassen. Die obgedachten Schüsse gingen neben Hallendorf ins Holz hinein, eine gute Meilewegs unter der Festung ins Wasser.“ (Dr. Wedding.) Weiteres über die Gittelder Hütte im zweiten Teile unter „Staufenburg und Gittelde.“

*) Von diesen Kugeln ist eine mit dem Namenszeichen |—|—| im Laboratorium der königlichen Bergakademie zu Berlin, eine andere (von 95 mm Durchmesser) mit dem vertieften Zeichen 15 H J 75 im Laboratorium der königlichen Bergakademie zu Klausthal analysiert. Während jene, welche angeblich aus Bleischlacken der Sophienhütte hergestellt ist, bei einem spezifischen Gewichte von 4,223 den heutigen Schlacken der Herzog Juliushütte in ihrer Zusammensetzung am nächsten kommt, ist die letztgenannte, deren spezifisches Gewicht 4,37 beträgt, wahrscheinlich zu Oker aus teilweise gerösteten Schwefelkiesen oder aus Kupferschlacken unter Zusatz von Schwefelkiesen gegossen. (Wedding und Hoppe.)

mit bewundernswerter Kühnheit ins Werk gesetzt, so z. B. die Versuche des Grafen Botho um die Jahre 1533—37 im Eckerthal, die 1584 schon längst wieder verfallen waren.

Mit der übermäßig gesteigerten Produktion konnte schließlich der Absatz nicht mehr Schritt halten, zumal auch außerhalb des Harzes die Eisenindustrie einen ähnlichen Entwickelungsgang nahm; und da die Konkurrenz durch die schwierigere Gewinnung der Eisenerze und den Mangel von Holzkohlen im Harz wesentlich erschwert wurde, so kam es denn, daß, noch ehe der dreißigjährige Krieg mit seinen verheerenden Wirkungen das Land überzog, schon eine Menge früher blühender Hüttenwerke kaltgelegt werden mußte.

Eine eigenartige Hinterlassenschaft dieses Zeitraums, über welche trotz ihres großen Interesses Aufzeichnungen gar nicht zu existieren scheinen, ist der Kunstguß in Form von Ofenplatten, welche alle direkt aus dem Hochofen in offenem Herdguß gegossen waren und eine große Verbreitung hatten, indem sie die Öfen, anfänglich vielleicht nur der Schlösser*) und Rathäuser, dann der Privatwohnungen in Städten, endlich selbst die Bauernwohnungen schmückten.

Leider sind die meisten dieser Platten durch den grausamen Barbarismus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in die Hände unkundiger Händler, von diesen als Alteisen wieder in Gießereien und dort in den Kupolofen gewandert.

Während der Eisenguß außer dem Harze schon im Anfange des Jahrhunderts bekannt war, ist er — vielleicht mit Ausnahme von Gittelde — gewiß nicht vor 1543 eingeführt. Damals blühte bereits der Eisenguß im Siegerlande, wurde aber auch dort wohl als Geheimnis betrachtet, denn zahlreiche Verträge der Grafen Wolfgang, Ludwig und Albrecht Georg zu Stolberg und Wernigerode mit Siegener Gießern beweisen, welchen Wert man auf die Einführung im Harze legte. Diese Leute verpflichteten sich, „große und kleine Öfen, Platten, Tische, Cisternen, Büchsenkugeln ꝛc." zu gießen, ohne daß es, wie es scheint, ihnen gelang, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Die besten Ofenplatten stammen mit Bezug auf die künstlerische Ausführung aus der Zeit zwischen 1560 und 1580."

Der dreißigjährige Krieg brachte die unter diesen Verhältnissen in einem naturgemäßen Rückgange begriffene Eisenindustrie an den meisten Orten auf längere oder kürzere Zeit, hier und da für immer, zum Erliegen.

Wallenstein gab freilich den Hütten an der Oder und Söse 1625 einen Schutzbrief, Ilsenburg goß Munition, und Altenau lieferte Material für die Gewehrfabrikation, ja der Hütteherr Hans Bartels zu Kamschlacken versuchte sich sogar in der Herstellung gegossener Geschütze, aber die meisten Werke, wenn sie auch nicht das Geschick der Hütte in der Schwarzen Schluft bei Andreasberg teilten, welche von den Dänen zerstört wurde, mußten schon, weil aller Handel und Verkehr stockte, den Betrieb einstellen. Den Hüttenwerken bei Gittelde, welche auch im Kriege, so gut es ging, mit der Herstellung landwirtschaftlicher Geräte fortfuhren, suchte Herzog Friedrich durch eine Eisenordnung vom 31. Januar 1640 aufzuhelfen.

„Ofenplatten in Kunstguß wurden auch in dieser Zeit erzeugt. Ob sie aus Gittelde, aus Ilsenburg, Haselhütte und Gottesgabe oder anderwärts her-

*) „Nach 1555 waren in den Schlössern zu Wernigerode, Elbingerode und Stolberg nur Kachelöfen in den besseren Zimmern, in den übrigen gemauerte Öfen. Ein alter Kamin im Schlosse zu Stolberg von 1514 hatte einen steinernen Balken; die beiden großen eisernen, reich verzierten Öfen daselbst von übrigens unvollkommener Formarbeit stammen aus Schlesien und zwar aus den Jahren 1642 und 1696."



stammen, ist nicht nachweisbar. Ihre vielfache Verwendung in und am Harz spricht für die Erzeugung hierselbst. Interessant für die Kulturgeschichte sind die Platten, welche Kriegsgeschichten des alten Testaments im Gewande der Zeit darstellen, so z. B. die Belagerung von Bethulien und die Enthauptung des Holofernes. Sehr genau und sauber sind die Semiten und Antisemiten als Ritter, die Feldschlangen, die Schanzkörbe dargestellt. Auch dieser Gegenstand wiederholt sich, mannigfach variiert, von 1625 an. Im allgemeinen indessen werden die Darstellungen schlechter, Wappen und Städtebilder verdrängen die biblischen Stoffe."

Unter den unmittelbaren Nachwehen des dreißigjährigen Krieges hatte das Eisenhüttenwesen länger als ein halbes Jahrhundert zu leiden. Es fehlte an Geld zum Wiederaufbau und zur Wiedereinrichtung der zerstörten und eingegangenen Hütten, die alten Handelsverbindungen waren gelöst, und die Anknüpfung neuer wurde durch die andauernde Unsicherheit erschwert. Der verwilderten Bevölkerung waren Arbeitslust und Kunstsinn verloren gegangen.

Nur drei Werke zeigten sich diesen Kalamitäten gegenüber völlig gewachsen: Gittelde, welches mit seinem vortrefflichen Eisen, dem „geschmeidigsten der Welt", den Metallbergbau des Oberharzes versorgte; die Königshütte, welche den Munitionsguß mit Vorteil fortsetzte und schon 1693 mit dem Plane umging, noch mehrere Hochöfen zum Guß von schwerem Geschütz zu erbauen, und Ilsenburg, welches nach seiner Neueinrichtung (1681) unter der geschickten Leitung des Faktors Grill (1688) seine Nachbarhütten bald überflügelte.

Im Jahre 1700 bestanden folgende Hütten:

Gittelde, Kommunionbesitz, mit 1 Hochofen, 1 Frischfeuer,
Lonau, Privatbesitz, mit 1 Hochofen, 1 Frischfeuer,

Königshütte,	kurfürstl. braunschw.,	mit	2 Hochöfen,		2 Frischfeuern,		1 Zainhammer, 1 Stahlwerk,
Rotehütte,	„ „	„	1*)	„	1	„	1 Alteisenfeuer,
Neuhütte,	„ „	„	—	„	1	„	1 Zainhammer,
Rübeland,	herzogl. „	„	1	„	2	„	
Neuwerk,	„ „	„	1	„	2	„	1 „
Altenbrak,	„ „	„	1	„	1	„	
Braunlage,	„ „	„	1	„	1	„	
Zorge,	„ „	„	2	„	3	„	1 „
Wieda,	„ „	„	1	„	2	„	1 „
Schierke,	gräfl. wernigerodisch,	„	1	„	1	„	
Ilsenburg,	„ „	„	2**)	„	3	„	

Ilfeld, Privatbesitz, mit 1 Hochofen, 1 Frischfeuer, 1 Zainhammer.

Die übrigen, Privaten gehörenden Hütten lagen kalt.

Die Verstaatlichung der Eisenhütten 1700—1800.

„Um 1700 war der Hochofenbetrieb vollkommen ausgebildet. Man erzeugte regelmäßig Öfen, Pfannen, Kessel, Tröge, Röhren, Geschütze und Geschosse und verarbeitete den Rest des Roheisens, sowie den Bruch und Abfall durch den Herdfrischprozeß auf Schmiedeeisen, welches teils als Stäbe, teils

*) Lag 1700 bereits kalt.
**) Der zweite Hochofen wurde erst 1708 gebaut.

fertig bearbeitet als Radschienen, Pflugscharen u. s. w. in den Handel kam und das Material für Schlosser, Feilenhauer, Klingen-, Nagel- und Scherenschmiede lieferte. Selbst die höheren Öfen, die als ein Mittelding zwischen Stück- und Hochofen ein weißes, schwer schmelzbares, kohlenstoffarmes Roheisen erzeugt hatten, welches durch eine Nacharbeit im Löschfeuer in Schmiedeeisen (zweigeschmolzenes Eisen) umgewandelt wurde, verschwanden bald ganz."

Während das Harzer Eisenhüttenwesen vor dem 30jährigen Kriege die erste Stellung einnahm, wurde es in diesem Zeitabschnitte von dem der Rheinlande bedeutend überholt. Außer den bereits angeführten Verhältnissen wirkten noch verschiedene Umstände hemmend auf die Entwickelung unserer Eisenindustrie ein. Infolge großer Waldbrände zur Zeit des Krieges waren die Kohlen nur mit Schwierigkeiten und großen Kosten zu beschaffen; die Wege waren durch die starke Benutzung im Kriege so zerfahren, daß die Holzanfuhr, soweit man nicht flößbare Flüsse zur Verfügung hatte, nur mittels des Schlittens geschehen konnte; den Eisenhüttenpächtern, denen der Krieg schwere Abgaben und Kontributionen auferlegt hatte, fehlten in jener Zeit des matten Betriebes die Mittel zu einer durchgreifenden Umgestaltung der veralteten Einrichtungen, so daß sie trotz des Monopols vom 3. Februar 1740, welches die Einfuhr fremden Eisens beschränken wollte, außer stande waren, mit den auswärtigen Eisenpreisen zu konkurrieren. So blieb nur ein Ausweg: der Staat mußte die Verwaltung und den Betrieb der Hütten selbst in die Hand nehmen. Diese vollständige Verstaatlichung unserer Eisenindustrie durch Beseitigung der Hüttenpächter und Gewerken ist mit dem Jahre 1764 als abgeschlossen zu betrachten.

Nachdem im 18. Jahrhundert acht Hütten wieder eingegangen waren (Frischhütte bei Gittelde 1780, Osterode 1731, Reckhammerhütte Oderfeld 1742, Sieber — erst 1691 neu gebaut — 1745, Lonau 1752 bezw. 1766, Lüderhof — erst 1772 neu gebaut — 1796, Braunlage 1725 bezw. 1767, Lonauerhammerhütte — wo noch 1731 eine Geschützrohrfabrik angelegt worden war — nach 1766), standen im Jahre 1800 noch folgende Werke im Betriebe:

1. Kommunion-fiskalisch.

1) Gittelde mit 1 Hochofen (Teichhütte) und 1 Frischfeuer.

2. Kurfürstlich hannoversch.

2) Lerbach. Hochofen, 1784 zur Verwertung der Erze des Diabaszuges angelegt (1805 zum erstenmale eingestellt). Aus dem Eisen stellte man Gußwaren her.

3) Altenau. Hochofen, 1794 zur Verwertung der dortigen Erze und zur Herstellung von Eisengranalien für die Bleihütten angelegt (1872 eingestellt).

4) Königshütte bei Lauterberg, „1733 angelegt, um die Städte Nordhausen, Duderstadt und Heiligenstadt, welche früher ihr Eisen von der Stift-Walkenriedschen S. Johannishütte bezogen, zu versorgen, 1765 mit einem Blauofen*) ausgerüstet, 1773 mit Granuliervorrichtung versehen, hatte 1800 2 Hochöfen, 5 Frischfeuer, 2 Zainhammer, Drahtwerk (7 Züge), 1 Roh- und 1 Raffinierstahlfeuer, seit 1736 eine Gewehrlauffabrik, Schlackenzerrennfeuer und Gießerei. Die Eisenerze kamen von Andreasberg, Elbingerode und vom Knollen."

*) Blau- oder Tigelöfen wurden für manganreichere Eisenerze benutzt.

5) Steinrenne (an der Sieber). „Die Erze kamen vom Königs- und Eisensteinberge, an deren Fuße das Werk lag. 1741 ward hier die rheinische Schmelzarbeit eingeführt, 1765 ein Blauofen angelegt, 1773 Granuliereisen erzeugt, 1789 wurde sie neu vom Berghauptmann von Reden gebaut." (Siehe Seite 78.)

6) Rotehütte. 1780—93 mit Granulierwerk versehen, hatte 1786 drei Hochöfen, neben denen zwei zu Lüderhof betrieben wurden, war 1800 „das Hauptwerk zur Verarbeitung der Elbingeroder Erze, mit 3 Hochöfen, 4 Frischfeuern, 1 Zainhammer, Bohrwerk, Blankeisenschmiede, Gießereien."

7) Mandelholz. Nachdem 1736 ein alter Blauofen samt Löschfeuer abgebrochen waren, wurde die Hütte 1767 und 1796 mit 2 Frischfeuern und 1 Schwarzblechherd neu erbaut.

8) Elend, 1778—82 erbaut, wurde 1783 mit einem 1789 und mit einem zweiten Hochofen zur Erzeugung von Granuliereisen versehen.

3. Herzoglich braunschweigisch.

9) Wieda, 1790 mit 1 Hochofen, 2 Frisch- und 1 Zainfeuer neu erbaut.

10) Zorge mit 2 Hochöfen, 4 Frisch-, 1 Zain-, 1 Blechhammer und 1 Drahtzieherei.

Beide nahmen die Erze aus dem benachbarten Kastenthal.

11) St. Johannnishütte bei Ilfeld. Der 1728 neu eingerichte Hochofen lag schon 1788 kalt, und die 1770 beabsichtigte Errichtung einer Weißblechfabrik kam nicht zur Ausführung. 1 Frisch- und 1 Zainhammer verarbeiteten Roheisen von Wieda und Zorge.

12) Tanne mit 1 Hochofen, 2 Frischfeuern und 1 Zainhammer und

13) Rübeland mit denselben Einrichtungen erzeugten Gußwerk und Schmiedeeisen.

13) Neuwerk hatte 1 Hochofen, (1 kalt liegenden Blauofen), 2 Frischfeuer und 1 Zainhammer (wurde 1812 eingestellt).

15) Die 1648 wieder aufgebaute Hütte in Altenbrak und die 1728 vom Herzog Ludwig Rudolf durch Schwaben angelegte Ludwigshütte mit zusammen 1 Hochofen und 2 Frischfeuern erzeugten nur Schmiedeeisen. 1733 wurde auch eine Gewehrfabrik angelegt.

Die vier letztgenannten Werke nahmen ihren Eisenstein von Hüttenrode und vom Stahlberge und hatten eine gemeinschaftliche Faktorei zu Blankenburg.

4. Königlich preußisch.

16) Sorge an der Bode mit 1 Hochofen, 1 Frisch-, 1 Schwarz-, 1 Weißblechhammer wurde seit 1771 vom Fiskus administriert und 1782 angekauft. „Der Eisenstein kam vom Büchenberge, doch mußte aus Mangel an Holzkohle noch Roheisen aus Oberschlesien zugeführt werden".

17) Thale mit 1 Schwarz- und 1 Weißblechfeuer, 1 Frischfeuer und 1 Verzinnungsanstalt. Die Hütte gehörte 1740 einer Gewerkschaft, 1777 dem Grafen von Reden, 1790 dem Fiskus. Dieser ließ hier vorübergehend in der Nähe gewonnene Eisenerze verschmelzen, sonst erhielt das Werk Roheisen aus Schlesien.

5. Fürstlich anhalt-bernburgisch.

18) Mägdesprung mit 1 Hoch- und 1 Blauofen, 4 Frischfeuern, 2 Stahlfeuern, 1 Schwarzblechhammer, 1 Drahtzieherei. Die im Gemeindewalde bei Rottleberode gewonnenen Erze „benutzte man im Hochofen auf

Gußwerk, während die Flinze von Neudorf auf Frischereiroheisen verblasen wurden. Die Hütte hatte allzeit mit Holzkohlenmangel zu kämpfen". (Siehe Seite 53.)

6. Gräflich stolberg-wernigerodisch.

19) Schierke an der Bode, welche hier im Jahre 1800 63 Räder zur Bewegung von Hämmern, Gebläsen und Pochwerken umtrieb, hatte 1 Hochofen, 1 Frisch- und 1 Zainfeuer und nahm seinen Eisenstein vom Büchenberge und Hartenberge.

20) Ilsenburg hatte 1 Hochofen (der zweite lag kalt), 1 Zainhammer, 1 Drahtzieherei und erhielt seinen Eisenstein vom Büchenberge.

Produktionsstatistik. Im Jahre **1500** erzeugten 32 Eisenhütten (mit 34 Rennfeuren) 8 Tonnen schmiedbares Eisen; **1600** 33 Hütten (mit 6 Hochöfen und etwa 40 Renn- und Frischfeuern) 1500 t schmiedbares Eisen und 150 t Gußwerk; **1700** 18 Hütten (mit 14 Hochöfen und 23 Frischfeuern) 3000 t schmiedbares Eisen und 780 t Gußwerk; **1800** 20 Hütten (mit 22 Hochöfen und 35 Frischfeuern) 4300 t schmiedbares Eisen und 1600 t Gußwerk (im Jahre 1803: 217 740 Centner Roheisen, 32 000 Centner Gußwerk, 58 120 ordinäres, 16 250 feines Stabeisen, 8100 Blech, 2573 Draht und 700 Stahl).

Die britische Produktion betrug im Jahre 1880 240,000 t, doch kam England damals noch nicht als Konkurrent in Betracht.

1780 wurde in Preußen die Einfuhr des schwedischen Eisens von besonderen Erlaubnisscheinen abhängig gemacht.

Der Eisenbedarf Preußens betrug

	1779/80.	1780/81.
Schwedisches eingeführtes Eisen	41 765 Ctr.	15 827 Ctr.
Harzer Eisen	6 000 „	6 065 „
Landeisen	12 408 „	14 368 „
Schlesisches Eisen	374 „	6 542 „
Gesamtbedarf . .	60 547 Ctr.	42 803 Ctr.

Im 19. Jahrhundert brach für die Eisenindustrie eine neue Zeit herein. „Die Entwickelung der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie, Physik und Geologie, schuf bisher ungeahnte Hülfsmittel zur Fortbildung und Neuschaffung von Hüttenprozessen; die Dampfmaschine machte das Eisenhüttenwesen unabhängig von der Wasserkraft, die Steinkohlenfeuerung befreite es von den engen Grenzen, in welche es der langsam wachsende Wald eingezwängt hatte, die Eisenbahn endlich hob die Entfernungen auf und gestattete Erz zum Brennstoff und Brennstoff zum Erz zu führen, dabei selbst als hervorragendster Konsument für das Eisen auftretend.

„Da ist es nicht auffallend, daß der Harz, dem die Steinkohle fast ganz fehlt, in dessen Thäler erst jüngst die Eisenbahnen einzudringen vermochten, zurücktreten mußte von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, um ein unbedeutendes Glied der deutschen Industrie zu werden; da darf man sich nicht wundern, daß die Fürsten, am Gedeihen ihrer Harzhütten verzweifelnd, sie ganz (Braunschweig, Anhalt) oder teilweise (Preußen) an Private veräußerten, obwohl vorauszusehen war, daß diese ebensowenig in der Lage sein konnten, gegen die Zeitverhältnisse anzukämpfen."

„Durch die Veräußerung von Staatseigentum kam die Privatindustrie zu neuen Grundlagen der Entwickelung. Als in dem Ringen des deutschen

Volkes nach Einheit durch den Zollverein zuerst die gewerblichen Grenzen zwischen den Einzelstaaten fielen, lernte sich die Eisenindustrie als deutsche fühlen, und als endlich mit der Erreichung der politischen Einheit noch die letzten gewerblichen Fesseln sanken und das Kapital aus sicherer Staatsanlage zu kühnen Unternehmungen entlockt wurde, da war die Zeit der Blüte für die Eisenindustrie zum zweiten Male gekommen. Aber wie im 16. Jahrhundert, so führte auch jetzt das allzuschnelle Emporwachsen zu Übermut und Schwindel. Das Jahr des höchsten Glanzes 1873 kam, und mit ihm fiel die deutsche Eisenindustrie." — Doch beginnt sie an den „Krücken des Schutzzolles" allmählich wieder sich aufzurichten und zu gesunden.

b. Gegenwärtiger Bestand.

1. Die Lerbacher Hütte.

Nach vorläufiger Einstellung des Hochofens im Jahre 1805 war die Hütte im Jahre 1812 völlig aufgegeben. Nur eine Blankschmiede wurde davon ausgenommen und einem Pächter überlassen. In den Jahren 1837 bis 1839 wurde dann eine neue Hütte mit 2 Hochöfen, 2 Kupolöfen, einer Gießerei und einer kleinen Maschinenfabrik an Stelle der alten erbaut und 1840 in Betrieb genommen.

Nach Einstellung der Hochöfen betreibt die Hütte vorwiegend Gießerei mit drei Kupolöfen. Sie verarbeitet größtenteils schottisches Eisen bester Güte und daneben etwas Holzkohleneisen. Die Hauptaufgabe der Hütte ist, die oberharzischen fiskalischen Berg- und Hüttenwerke mit Maschinenguß zu versorgen, doch bringt sie auch Öfen und andere Gußwaren in den Handel. — Außer der Gießerei sind ein Emaillierwerk und eine Maschinenwerkstatt, in deren Schmiede auch Äxte, Beile u. dergl. angefertigt werden, im Betriebe.

Die Eisengießerei in Altenau, welche zuletzt dem Hüttenamte Lerbach unterstellt war, ist 1871 aufgegeben.

2. Die Mathildenhütte bei Harzburg.

Dieses jüngste Hüttenwerk des Harzes reicht nicht über das Jahr 1860 zurück und verdankt seine erste Anlage dem Consul H. H. Meyer aus Bremen, welcher im Sommer seine Villa in Harzburg zu bewohnen pflegt. Unter dem Namen „Harzer Union" bildete sich dann eine Aktiengesellschaft, welche auch einen großen Teil der Eisensteinsgruben des Diabaszuges bei Lerbach und Klausthal von den Eigenlehnern erwarb. Der jähe Fall der Eisenindustrie in den 70er Jahren nötigte die Gesellschaft zur Liquidation, doch wurde die Hütte 1880 von der Aktiengesellschaft Mathildenhütte wieder in Betrieb gesetzt.

Außer von den S. 251 genannten Gruben jenes Zuges bezieht sie ihren Eisenstein namentlich von der Grube Friederike bei Harzburg. Die dem untern Lias angehörenden übergekippten, 12,1 m mächtigen Schichten der Zone des Ammonites Bucklandi „umschließen vier sehr versteinerungsreiche, mulmige, fein oolithische Brauneisenerzflöze, die bei einer Gesamtmächtigkeit von 4,1 m durch Thonschichten getrennt sind". (von Groddeck.) Der hier gewonnene und in zwei Schächten geförderte Brauneisenstein enthält getrocknet 42 % Eisen. „Als Zuschlag dient ein in der Nähe vorkommender Kalk der oberen Juraformation mit 96 % kohlensaurem Kalk.

Die Hochofenanlage hat zur Zeit zwei 17,5 m hohe schottische mit Blechmantel versehene Hochöfen mit zwei direkt wirkenden, auf der Gicht stehenden

Dampfaufzugsmaschinen; zwei 250pferdige direkt wirkende Dampfmaschinen-Gebläse mit Kondensation, 4 Henschel- und 4 Zweiflammrohrkessel. Die Gase der Koks- und Hochöfen reichen meist aus, die Dampfkessel zu heizen und die Gebläseluft auf ca. 400 ° zu erhitzen. Den Heißwindapparaten mit stehenden Röhren sollen noch einige steinerne Apparate hinzugefügt werden, um die Winderhitzung auf 700 ° zu steigern. Das mit den nötigen Werkstätten versehene Hochofenwerk liefert mit jedem Ofen täglich 35 000 kg Gießereieisen, das dem der besten englischen Werke gleichkommt, leichtflüssig ist, die Form gut ausfüllt, sich durch dichten Guß auszeichnet und besonders als Zusatz zu guten schottischen Marken für alle Zwecke der Gießerei gesucht ist." (Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Hüttendirektors Jantzen.)

3. Die Eisenwerke zu Ilsenburg.

dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode gehörend, umfassen:

„1) Den Hochofen nebst Gießerei mit 1 Holzkohlen-Hochofen von 7000 kg Produktionsfähigkeit pro Tag, 3 Kupolöfen, 1 Flammofen, 2 Dampfkesseln, 3 Dampfmaschinen, 2 Wasserrädern, Werkstätten für große Gußstücke (1 750 000 kg p. a.) und für Kunstguß ꝛc. 300 Arbeiter.

2) Die Maschinenfabrik mit 2 Dampfkesseln, 2 Dampfmaschinen, 1 Dampfhammer, 1 Wasserrad, 50 Werkzeugmaschinen, 2 Schmelzöfen und 165 Arbeitern.

3) Das Walzwerk mit 1 Puddel-, 1 Schrott-Pudelofen, 2 Schweißöfen, 2 Walzenstraßen, je durch 1 Wasserrad und 1 Dampfmaschine betrieben, 1 Dampfhammer, 3 Scheren, 1 Walzendrehbank, 1 Eisenkreissäge und 91 Arbeitern, produziert jährlich 2 5000 000 kg gewalztes und geschmiedetes Eisen.

4) Die oberen (im Ilsethale gelegenen) Werke mit 70 Arbeitern:

a. die Eisenbahnschienen-Nägelfabrik, durch Wasserrad betrieben, enthält 2 Nägelpressen, 2 Glühöfen und produziert jährlich 1½ Millionen Stück (350 000 kg) Schienennägel;

b. die Drahthütte produziert auf 14 Grob- und 20 Feinzügen jährlich 400 000 kg Draht aller Sorten und ist verbunden mit 1 Drahtstift-, 1 Ketten- und 1 Drahtseil-Fabrik;

c. die Achsenschmiede, ein durch Wasserwerk betriebenes Hammerwerk;

d. die Achsendreherei produziert 200 000 kg fertige Wagenachsen p. a.;

e. die Blankschmiede produziert mit 4 Schweißöfen: Beile, Äxte und verschiedene landwirtschaftliche Geräte." *)

Im **Kunstguß** steht die Ilsenburger Hütte unübertroffen da. Jedes einzelne Stück ist ein Meisterwerk. Neben die Nachbildungen antiker Altargefäße und Kruzifixe, antiker Waffenstücke und Rüstungen, alter Kästchen und Kannen, die Reliefs nach Gemälden der größten Meister stellen sich gleich würdig und bewundernswert die künstlerischen Kompositionen des Oberhütteninspektors Schotte. Die Kunstgußwaren der Ilsenburger Hütte, die auch galvanisch bronziert, vermessingt und vernickelt geliefert werden, sind noch viel zu wenig bekannt, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die gräfliche Faktorei angefangen hat, auch in andern Städten (Berlin, Klausthal ꝛc.) Verkaufsstellen zu errichten.

*) Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Bergrats Webers.



Aus der großen Zahl der Verkaufsartikel nenne ich nur einige:

Albumdeckel nach einer alten Elfenbeinarbeit des 12. Jahrhunderts (Auferstehung und Himmelfahrt); desgl. mit Ornament aus der Alhambra, deren arabische Inschrift sich auf den 1333—54 regierenden maurischen Sultan bezieht; desgl. nach dem Missale von St. Michael im Domschatz zu Hildesheim; desgl. nach dem Evangelienkodex des St. Bernward vom Jahre 1015; desgl. Christus am Kreuz, aus der Markusbibliothek in Venedig.

Altarkästchen mit Kruzifix, nach einem im Domschatze zu Hildesheim befindlichen Original aus dem 12. Jahrhundert.

Altarkanne nach einem Original aus dem Ursulinerkloster in Erfurt; romanische Altarkanne nebst Altarkelch und Patene mit Einsatz vom Oberhütteninspektor Schott für die Schloßkirche in Berlin komponiert.

Altarkelch nach einem Original aus der Benediktinerabtei in Salzburg (12. Jahrhundert).

Altarleuchter, romanisch, nach einem Original aus Regensburg; desgl. mit drei Engelfiguren, 12. Jahrhundert; Altarleuchter des heil. Bernward, 1015.

Altarteller mit den 12 Jüngern, Original in der Benediktinerabtei zu Salzburg; desgl. sogen. Stephansschlüssel, Original im Domschatz zu Halberstadt.

Becher mit Hochzeitszug aus dem Jahre 1583.

Briefbeschwerer, Königin Luise nach Rauch; desgl. Minerva; desgl. Hirschkäfer, Hund, Fuchs u. s. w.

Büsten: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke.

Kandelaber mit Eule, pompejanisch.

Coupe: Schale mit Urteil des Paris, von Benv. Cellini; Schale mit der Mutter des Darius (italienische Renaissance); arabisch, nach einem Originale aus Kairo; mit den vier Jahreszeiten, von Petrucci; mit Raub der Sabinerinnen, von Cellini.

Kruzifix: romanisch, modelliert von Kugel; renaissance, nach einem Original aus Florenz; byzantinisch, mit slavischer Schrift, Original aus dem 8. Jahrhundert.

Dolch: Jonas im Walfische, 16. Jahrhundert; nach einem Original aus der gräflich Erbachschen Sammlung, 16. Jahrhundert.

Glocken: mit maurischem Ornamente; Anna Iwanowna aus dem Kreml in Moskau; aus dem Vatikan; romanisch, mit den Zeichen der Evangelisten, 11. Jahrhundert.

Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen, Original im Besitz des Grafen Friedrich Berlichingen in Karlsruhe.

Hellebarden: vom Herzog von Borghese, aus dem Museum der Artillerie in Paris; Landsknechtswaffe aus dem 16. Jahrhundert.

Helm Franz' I. von Frankreich, nach dem Original im Louvre; des letzten Königs von Granada, Königs Boabdil; Kaiser Karls V.; Heinrichs II. von Frankreich, von Germain Pilon, Original im Louvre;

Hirschfänger: nach einem Original in der gräflich Erbachschen Sammlung.

Hirsche, Hirschgeweihe, Hirschschädel und Hirschköpfe; Hunde, Jagdhorn.

Kanne: renaissance, nach Benv. Cellini; mit Ornament von der Schale von Briot; aus einer Pulverflasche im Braunschweiger Museum.

Kasten: altchristlicher, byzantinisch, 9. Jahrh.; gotisch, mit Anwurf am Vexierschloß; renaissance; in Kofferform, nach einem alten Koffer im Gewerbemuseum in Berlin; aus dem 12. Jahrh., nach einem Brief im Kloster Neuberg bei Wien; mit Jagdzug, aus dem 12. Jahrh.; irisches Runenkästchen,

Original im herzoglichen Museum zu Braunschweig; der Medici aus Florenz, von Donatello; persisch, mit Hirschen, nach einem alten Stickmuster; gotisch, nach einem alten Erbachschen Schlosse; mit Werningeroder Harzansichten; nach dem Holzschnitt an einem Kamin von Holbein; unter Benutzung des Thorwaldschen Alexanderzuges; romanisch aus dem 12. Jahrh., aus Brampton (Northamptonshire) nach Viollet le Duc's Mobilier; romanisch, Sammlung des Prinzen Soltykoff; gotisch aus dem 15. Jahrh., Wallraf und Richards Museum in Köln; Reliquienkästchen Karls des Großen, Original im Domschatz zu Hildesheim; mit Tristan und Isolde, Original in der Ursulakirche in Köln; deutsche Renaissance; mit Reliefs vom Siegerdenkmal in Berlin.

Kronleuchter: aus der Zeit Ludwigs XIV., gotisch aus dem 15. Jahrh., nach Viollet le Duc's Mobilier, fünfarmig; aus Waffen zu 18 Lichtern.

Kreuz: aus dem 16. Jahrhundert, nach einem Original aus Nürnberg; romanisch mit den 12 Aposteln; von Sebaldus Behaim in Nürnberg, mit dem Gleichnisse vom verlorenen Sohne.

Lampenhalter aus dem Grabe der heil. Agnes und des heil. Calixtus.

Lesepult für Kirchen, von Peter Vischer, Original im Dom zu Halberstadt.

Leuchter: nach einem Original aus Rom; aus dem Hildesheimer Silberfunde; pompejanisch; romanisch; renaissance.

Lineal: mit Darstellungen vom Fries des Parthenon.

Morgenstern aus dem 15. Jahrhundert.

Ofen nach alten Platten aus dem 16. Jahrhundert; mit der Hohenzollern-Rüstung.

Ofenschirm mit zwei Thüren, nach einem Bronzethor in Venedig.

Rauchfaß, romanisch aus dem 13. Jahrh.; Dreifuß mit Räucherschale nach einem Original aus der Sammlung des Herrn von Train in Nürnberg.

Rauchservice mit japanesischem Ornament.

Reliefs: Kaiser Wilhelm; Kronprinz Friedrich Wilhelm; Madonna mit dem Christuskinde, Tod des Ananias nach Raphael; Heilung des Lahmen, Petri Fischzug, büßende Magdalene nach demselben; der Morgen, die Nacht nach Thorwaldsen; heilige Familie von M. Angelo und von L. da Vinci; Fries des Parthenon.

Rüstung Heinrichs II. von Frankreich; Brustpanzer Karls V.

Schachplatte, maurisches Ornament.

Schale mit Medusenhaupt, pompejanisch; mit maurischem Rande; mit Kaiser Wilhelm; Genius der Malerei, von Canova; mit Jean qui rit; mit Jean qui pleurt; Ornament von Albrecht Dürer; Braunschweiger Siegesschale; türkisch, Original in Algier; nach einer Schale aus Japan; persisch; mit Saul und David, aus Rom; mit dem Christuskinde; mit Relief Maria; mit Relief Denkmal auf dem Niederwald; arabische Zauberschale; mit St. Georg von Petrucci; mit Amazonenschlacht; türkische Tabaksschale; elf Schalen nach dem Hildesheimer Silberfunde; Nachbildungen der bei Cleve gefundenen Bronzen; kleine persische sassanidische aus dem Antikenkabinet in Wien; mit Schlacht bei Pharsalus.

Schilder aus dem Museum Cluny, aus dem zu Mailand; Heinrichs VIII. von England, Original in Windsor, Karls V., Frundsberg in der Schlacht bei Pavia, Original im Nationalmuseum in München; aus dem 15., aus dem 16. Jahrhundert; von Benv. Cellini, mit Schlacht der Horatier und Curatier, Original in Wien; Kampf der Römer und Gallier, Original in Dresden; aus Kopenhagen.

Schlüsselschrank mit Ornamenten aus der Alhambra; renaissance; mit Relief der heiligen Cäcilie in der Thür, nach dem Modell von Danatello.

Schreibzeug: romanisch; rokoko; nach dem Original des Ariost; Königsschreibzeug, romanisch, mit Ornament nach Benv. Cellini.

Altarschrein.

Schwerter aus dem 14. und 16. Jahrhundert, Landsknechtsschwert.

Statuetten: Madonna aus dem 14. Jahrhundert, Gänsemännchen, von Pancr. Labenwolf; Ritter Philibert, von Marochetti.

Streitäxte, maurisch, orientalisch, französisch.

Teller ohne Fuß: nach einem Original des Bey von Algier; mit Sommer, mit Frühling, mit Herbst, mit Winter, von Thorwaldsen; mit Amazonenschlacht, von Vechte; mit Urteil des Paris, von Cellini; mit Loreley; mit Eichenlaub und Inschrift: „Unser täglich Brot ꝛc.“; mit Darstellungen aus Dantes Göttlicher Komödie; nach einem Original aus Palermo; mit Auferstehung, Petrucci; mit japanischem Ornament; mit ornamentiertem Rande, aus dem Hildesheimer Silberfunde.

Tische: mit drei verschiebbaren Füßen, vom Hildesheimer Funde; romanisch; renaissance; pompejanisch; rüstique; etruskisch.

Uhren: Pariser Münster von Viardot; rokoko.

Uhrhalter mit Wiege und Sarg, Original im Besitz des Königs von Bayern.

Vasen: Nachbildungen des Hildesheimer und des Clever Fundes; nach einem Original aus der Strada di Mercurio in Pompeji; pompejanisch; romanisch; renaissance.

Wandschrank mit Reliefs von Moderno; mit Ornamenten aus der Alhambra; mit Einzug Heinrichs IV. in Paris; nach dem von Christoph Angermayer in Weilheim 1618 gefertigten Münzschrein der Herzogin Elisabeth von Bayern.

4. Die Rotehütte.

Im Jahre 1817 umfaßte die Hüttenadministration Rotehütte folgende Werke:

1) Die Rotehütte mit 1 Hochofen, der wöchentlich 450—500 Centner Eisen ausbrachte, 1 Frischfeuer, 1 Pochwerk und 1 Schlackenpochwerk;

2) die Neuehütte mit 1 Frischfeuer und 1 Zainhammer;

3) 2 Frischfeuer am Schreiberberge;

4) die Basthütte mit 1 Frischfeuer;

5) Mandelholz mit einem Frischfeuer und 1 Schwarzblechhammer, der jährlich an 1200 Centner produzierte;

6) Elend mit 1 Hochofen, der wöchentlich 550—630 Centner Roheisen lieferte, 1 Frischfeuer und 1 Schlackenpochwerk.

In den Jahren 1819—1827 wurde die Rotehütte neu gebaut. Sie besteht jetzt aus 2 Holzkohlen-Hochöfen mit Gichtaufzügen und 2 Doppel-Cylindergebläsen, welche durch Wasserkraft und eine Hülfsdampfmaschine getrieben werden, 1 Gießerei, 2 Frischfeuern und 1 Zainhammer. Die treibende Kraft geben 2 Dampfmaschinen von 50 und 20 und die Bode mit 42 Pferdestärken.

Das Eisen, welches die Rotehütte aus den vorzüglichen Elbingeroder Rot- und Brauneisensteinen, welche ohne taube Zuschläge verschmolzen werden können, gewinnt, ist weithin rühmlichst bekannt und viel begehrt. Das Gießerei-Roheisen wird in drei Marken hergestellt. Die erste ist „ein gares graues Roheisen von grobkörniger, blättriger Textur mit ausgeschiedenen Graphit-

schuppen auf der Oberfläche, in Sand- und Coquillenguß dichte, dunkelgraue Bruchflächen liefernd; dasselbe wird in großen Quantitäten zur Darstellung von Hartguß an die bekannte Grüson'sche Fabrik in Buckau geliefert, sowie auch in der königlichen Geschützgießerei in Spandau verwendet". Die zweite ist „ein Gießereiroheisen direkt aus dem Hochofen und wegen seiner Dichtigkeit und Zähigkeit zu allen Verwendungen, besonders zu Maschinenguß, geeignet". Die dritte ist „für solche Gußartikel geeignet, welche großen Belastungen oder starker Erhitzung dauernd widerstehen sollen".

„Der Gießereibetrieb, bei welchem mit Erfolg auch Formmaschinen zur Herstellung der Gußwaren angewandt werden, umfaßt das ganze Gebiet des Eisengusses. Auch die Kunstgußartikel (ohne und mit Verkupferung und galvanischer Verkupferung und Vernickelung) erfreuen sich eines guten Rufes."

„Die Hammerwerke liefern aus dem mit Holzkohlen verfrischten gutartigen Roheisen ein vorzügliches Stabeisen." *)

Nach der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen wurden im Jahre 1881 = 2047 t Roheisen, im Jahre 1882, in welchem der zweite Hochofen niedergeblasen und neu zugestellt werden mußte, 1487,15 t (davon 1450,350 t Gießereiroheisen, 1,850 t Gußwaren erster Schmelzung und 34,950 t Bruch- und Wascheisen) produziert. Die Belegschaft betrug im letztgenannten Jahre 213 Mann. — Die jährliche Produktion ist jetzt auf 2300 t Holzkohlen-Roheisen, 1200 t Gußwaren und 100 t Stabeisen anzunehmen.

5. Das Hüttenwerk Thale.

Der Fiskus, welcher die Hütte — wie oben erwähnt wurde — 1790 übernahm, gab sie 1830 dem damaligen Hüttenmeister Benninghaus gegen eine Erbpacht, welche später abgelöst wurde. 1860 in Konkursverwaltung geraten, kam sie 1862 in die Hände Soltmanns und 1872 in den Besitz einer Aktiengesellschaft.

Nachdem der Versuch zur Verhüttung harzischen Eisensteins fehlgeschlagen war, wurde das Werk, welches in der Bode eine bedeutende Triebkraft besitzt, in ein Walzwerk für Schwarzblech und Stabeisen umgewandelt. „1831 wurde hier die erste eiserne Wagenachse in Deutschland hergestellt und 1835 verzinntes, später mit einer reinen Silikat-Emaille versehenes Kochgeschirr fabriziert. Nach Übernahme durch die Aktiengesellschaft wurde ein neues Dampf-Puddlings- und Walzwerk gebaut, eine Maschinenfabrik eingerichtet und die Geschirrfabrik zur Herstellung von gestanzten Geschirren (die aus einem Stück ohne Naht bestehen) befähigt." (Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Hüttendirektors Stölting.)

Im Jahre 1879 wurden mit einer Belegschaft von 300 Mann 14 100,274 t Luppen (Halbfabrikat), Walzeisen, Hammereisen und Wagenachsen, 189,967 t emaillierte Geschirre, 384,241 t diverse Gußwaren, 5,716 t Bleche; im Jahre 1881/82 mit 580 Arbeitern 9 700 t Luppen, Walz- und Hammereisen (im Werte von 1 180 000 ℳ), 369 t Wagenachsen (100 000 ℳ), 190 t Ia. Holzkohlenbleche aus gefrischtem Eisen für den eigenen Bedarf (54 000 ℳ), 400 t emaillierte Geschirre (580 000 ℳ), Maschinen ꝛc. für 118 000 ℳ (Summa 2 032 000 ℳ) hergestellt. — Ein großer Teil der Waren geht nach Süddeutschland.

*) Prof. Hoppe nach amtlichen Blättern.

6. 7. 8. Die Eisenwerke zu Blankenburg, Rübeland und Zorge.

Im Jahre 1867 kaufte eine Aktiengesellschaft von dem braunschweigschen Fiskus die beiden Eisenhütten Zorge und Rübeland und erbaute in den Jahren 1871—75 das Hochofenwerk zu Blankenburg.

Dieses beschäftigt 400—500 Arbeiter und besteht aus zwei Koks-Hochöfen, deren jeder täglich 30000 kg Roheisen liefert. Mit ihrem Eisensteinsreviere bei Hüttenrode ist die Hütte durch eine der Aktiengesellschaft gehörende normalspurige Eisenbahn verbunden. Die Öfen verschmelzen Roteisenstein mit 27 bis 30 % Eisen und hohem Kalkgehalt, Brauneisenstein mit 35—40 % und Magneteisenstein mit 47—50 %; als Zuschlag dient ein sehr reiner Kalkstein aus der Nähe von Rübeland.

Die Hütte in Rübeland (mit 320 Arbeitern) besteht aus 2 Holzkohlenhochöfen, welche abwechselnd betrieben werden, und 1 Kupolofen zur Unterstützung der Gießerei. Erstere verschmelzen den Eisenstein aus der Nähe, der dem Hüttenroder ähnlich ist, letzterer verschmilzt Blankenburger Roheisen. — In einer damit verbundenen Verkohlungsanstalt mit 48 Retorten werden monatlich etwa 250000 kg Holzkohlen, 10000 kg Rohholzgeist und 30000 kg essigsaurer Kalk gewonnen. „Der Rohholzgeist wird weiter destilliert und als Methylalkohol, Denaturierungs-Holzgeist ꝛc. verwertet.“ — Der in mehreren Brüchen gewonnene Marmor wird in einer derselben Aktiengesellschaft gehörenden Marmorfabrik zu Tischen, Fensterplatten, Monumenten, Nippsachen ꝛc. verarbeitet. *)

„Das Zorger Werk beschäftigt 300 Arbeiter und produziert mit einem der beiden Holzkohlen-Hochöfen, welche ebenfalls abwechselnd betrieben werden, monatlich ca. 130000 kg Gießereieisen. Die Gießerei, welche auch hier zeitweise durch 2 Kupolöfen unterstützt wird, fertigt monatlich ca. 150000 kg Ofen- und Maschinenguß. Die Verkohlungsanstalt hat hier eine geringere Produktion als die Rübeländer.“ (Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Hüttendirektors Klüpfel.)

Von den bedeutenderen Gußstücken aus der Zeit des fiskalischen Betriebes ist namentlich der 23 m (864 Centner schwere) Obelisk zu nennen, welchen die Bürger Braunschweigs auf dem Monumentplatze ihrem „für Deutschland gefallenen Fürsten“ 1822 errichtet haben.

9. Das Eisenwerk Mägdesprung.

Im Jahre 1817 bestand das Hüttenwerk aus 1 Hoch-, 1 Blauofen, 1 Blank- und Kesselschmiede, 1 Stahl- und Zainhammer, 1 Drahtzuge, 3 Frischhämmern und einer Schwarzblechhütte. Seinen Eisenstein bezog es, wie bemerkt, von Rottleberode und (bis 1764) vom Butterberge. Der Blauofen lieferte aus spätigem Eisenstein ein dem Gitteldeschen ähnliches stahlhartes Roheisen, das für den Kunstguß besonders geeignet war.

Ein schönes Zeugnis der Pflege, welche die anhaltsche Regierung schon im Anfange dieses Jahrhunderts der kunstmäßigen Ausbildung der Gießerei zuwandte, giebt der 22 m hohe Obelisk, welchen Herzog Alexis am 3. August 1812 an der Selkebrücke seinem Vater Friedrich Albert, dem Neubegründer

*) Die Explosion eines chemischen Laboratoriums am 1. Juni 1872 zertrümmerte 17 Häuser des Hüttenwerkes, schleuderte Balken und Steine Hunderte von Fuß bis auf die Höhe der Felsenwände und zerriß vier Personen völlig in Stücke.



des Mägdesprunger Hüttenwerke, errichten ließ. Die vier Seiten des Schaftes bestehen aus je einer Eisenplatte.

Gegenwärtig umfaßt das Werk, welches sich im Besitze des Herrn T. Wenzel befindet und 215 Arbeiter beschäftigt, nach Einstellung des Hochofenbetriebes folgende Abteilungen:

„1) Die Gießerei mit zwei abwechselnd betriebenen Kupolöfen nebst Zubehör, welche jährlich 900 000 kg Maschinenteile und sonstige gangbare Artikel produziert;

2) die mit tüchtigen Kräften ausgerüstete Kunstformerei, verbunden mit Zink- und Messingschmelze nebst erforderlichen Werkstätten, aus welchen die bekannten Mägdesprunger Kunstgußwaren in Eisen, Zink und Messing (cuivre poli) hervorgehen;

3) die Maschinenfabrik mit vorzüglichen Bearbeitungsmaschinen;

4) das Hammerwerk mit einem Frisch- und einem Schweißfeuer, sowie 2 Schwarzhämmern, welches jährlich 100 000 kg Stabeisen und Achsen produziert.“ (Prof. Hoppe nach Mitteilungen des Besitzers.)

Unter den Arbeiten der Kunstgießerei sind vor allem die schönen Abgüsse von Antiken, z. B. die galvanisch bronzierten Hildesheimer Silberfunde, sowie die vortrefflichen Arbeiten des Plastikers Kureck zu nennen, aus dessen Hand u. a. die acht Gruppen nach Kaulbachs Illustrationen zu Reineke Fuchs, die für den Meisdorfer Schloßgarten in Zinkguß hergestellte große Hirschgruppe, das Denkmal des „alten Dessauers“ hervorgegangen sind.

10. Die Königshütte.

Dieses vormals bedeutende fiskalische Eisenwerk, welches sich durch seine Gießerei auszeichnete, wurde 1871 verkauft. Seitdem ist es ohne Hochofenbetrieb. Die Eisengießerei und Maschinenfabrik liefert alle Spezialitäten im Eisenguß (jährlich 50 000 Centner) und in der Maschinenfabrikation. Daneben sind 7 Mühlen für Holzstoff, Mehl ꝛc. eingerichtet.

F. Kohlen und Salz.

So reich der Harz ist an Metallen aller Art, so arm ist er an Kohlen. (Siehe S. 192.) Nur in der Grafschaft Honstein am Südharze sind drei Privatwerke im Betriebe, von denen eins, das Sülzhainer Werk, im Oberbergamtsbezirk Halle liegt, während die beiden andern unter das Oberbergamt Klausthal gehören. Ersteres hatte im Jahre 1881 ein Kohlenflöz von 0,3 m Mächtigkeit auf 120 m Länge aufgeschlossen und 3,5 m tiefer ein zweites Flöz überfahren.

Alle drei Werke zusammen förderten mit 26 Arbeitern 1577 t Steinkohlen in einem Haldenwerte von 10 006 ℳ

Die 56 Braunkohlengruben des Bergreviers Stolberg-Eisleben gehören dem Gebirge nicht mehr an. —

Noch ärmer ist das Gebirge an Salz. Wohl umziehen den Rand desselben hier im engeren, dort im weiteren Abstande Salinen und Steinsalzbergwerke in stattlicher Zahl. Aber aus den Harzbergen selbst sprudelt nur eine Solquelle, die des Solbades Juliushall bei Harzburg. Im Jahre 1569 unter der Regierung des Herzogs Julius entdeckt, wurde sie doch erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, vielleicht infolge ungeschickter Abteufung, nutzbar gemacht. Bedeutende Erträge warf sie nie ab; deshalb ging sie schließlich in Privat-

hände über. Im Jahre 1850 wurde sie von ihrem Besitzer in ein Solbad umgewandelt.

Die Sole enthält in 1000 Gewichtsteilen 66,555 Chlornatrium, 0,405 Chlorkalium, 1,100 schwefelsaure Magnesia, 0,840 schwefelsauern Kalk, 0,900 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd.

* * *

Schlußbemerkung.

Von der Eisenindustrie abgesehen, hat der Bergbau im Harze nur da eine sichere Zukunft, wo der Silbergehalt der Erze so bedeutend ist, daß er die niedrigen Preise des Hauptmetalls völlig ausgleicht; und wo nicht Naturereignisse, die mit Menschen- und Maschinenkraft nicht zu gewältigen sind, in der Tiefe störend und hemmend eingreifen.

Ein wesentliches Sinken der so überaus niedrigen Bleipreise ist nicht mehr zu befürchten, aber auch bei dem jetzigen Stande können bloße Bleigruben, selbst wenn sie die besten Erze schütten, nicht die Betriebskosten gewinnen. Im fiskalischen Oberharze ist der Silbergehalt der Bleierze nicht in allen Gruben gleich groß, aber die eine Grube überträgt die andere, und die Hütten treiben außerdem in der Verhüttung fremder Silbererze ein recht einträgliches Nebengeschäft, so daß dieser Montanbezirk, der als Ganzes angesehen werden muß, die niedrigen Metallpreise umsomehr ohne Befürchtungen tragen kann, als die Gruben in festem, sicherem Gestein stehen.

Nicht so günstig steht es um den Kupferbergbau. An eine Hebung der Preise für Kupfer ist nicht zu denken. Nachdem Spanien, Colorado, die Gegend am Oberen See und andere Länder Amerikas binnen wenigen Jahren sich in die erste Reihe der Kupferproduzenten gestellt haben, kommt jetzt jährlich mehr als das Vierfache der früheren Jahresproduktion in den Handel.*)

Die silberarmen Kupferschiefer von Rottleberode und an anderen Stellen des den Harz umziehenden Flözes sind dadurch — man muß leider wohl sagen: für immer — aus der Reihe der abbauwürdigen Mineralien hinausgedrängt. Der Mansfelder Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer hat dem Preisausfall durch bedeutende Steigerung der Produktion mit Erfolg zu begegnen gesucht. Er wird dazu auch ferner, wenngleich nicht in jedem Jahre in demselben Maße, in der Lage sein, wenn ihm die Gewältigung der die Gruben ersäufenden Schlottenwasser gelingt, und wenn nicht diese Wasserhaltung die Betriebskosten so übermäßig steigert, daß Zubuße an Stelle der Ausbeute treten muß. Mögen die Versuche zur Lösung der bedrohten Gruben vom besten Erfolge gekrönt sein und der „Segen des Mansfelder Bergbaues“ uns und unserer Landschaft erhalten bleiben!

*) Der Kupferverbrauch wird schwerlich eine Steigerung erfahren. Ohne die Verwendung des Kupfers zu elektrotechnischen Zwecken würde er, und damit auch der Preis dieses Metalls, sich nicht unwesentlich verringert haben, da der Schiffsbau nicht der gute Kunde geblieben ist, der er zur Zeit der Holzschiffe war.





XI.

Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege.

Es ist im ganzen Harzgebiete keine Stadt, welche nicht von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zu erzählen hätte. Aber es ist kaum möglich, diese in übergroßer Fülle sich darbietenden Einzelzüge, die trotz ihrer Verschiedenheit im einzelnen doch im großen und ganzen — wie es ja auch keineswegs auffällig sein kann — einander vielfach sehr ähnlich sind, zu einem einheitlichen Bilde zusammenzustellen.

Indem ich deshalb zur Beantwortung der Frage, was jede Stadt unter jenem schrecklichen Kriege zu leiden gehabt hat, auf den zweiten Teil dieses Buches zu verweisen mir gestatte, beschränke ich mich hier auf die Vorführung einiger Episoden des Krieges, die an und für sich von hervorragender Bedeutung und daneben geeignet sind, uns auch in dieser Beschränkung ein annähernd zutreffendes Bild jener Zeit zu geben.

Es sind dies: die heldenmütige Verteidigung der Bergstadt Zellerfeld, die Entscheidungsschlacht bei Lutter am Barenberge und die Zusammenrottung des zur Verzweiflung getriebenen Volkes zu bewaffneten Banden.

I.

Die Eroberung Zellerfelds durch Tilly.*)

1. Über den „freien Bergstädten" Klausthal und Zellerfeld war heute, am 19. März des Jahres 1626, die Sonne klarer aufgegangen, als an den Tagen zuvor. Zwar zogen noch die weißen Nebel um die Höhen des Bruchberges und des Ackers, und der Vater Brocken streckte gar nur den Fuß unter dem wallenden Gewande hervor. Aber schon lüftete sich hin und wieder der Wolkenschleier ein wenig und ließ die Wolfswarte oder die Hanskühnenburg einen kurzen Blick thun auf das wellenförmige Hochplateau zu ihren Füßen. Von dem Kahlenberge stieg's nur noch auf wie der Dampf des Waldes nach dem Gewitter; in den Städten aber waren selbst die Höhen des Kronenplatzes und der Pagenhäuser schon klar und hell. Auf den Bergwiesen lagen die letzten Reste des Winterschneees, und die Fichten, die alle Höhen bedeckten, hatten schon einen Teil ihrer Last abschütteln können. Der Ahorn, der hier oben die Wege einfaßt, wie im Lande der Obstbaum oder die Linde, war von unten bis in die letzte Zweigspitze hinein dick bereift. Jeder durchziehende Nebel hatte eine neue Schicht darauf gesetzt, und die Nachtkälte mit der Mittagssonne im Wechsel hatte alles, Schnee und Wasserniederschlag, in glitzerndes Eis verwandelt. Hie und da war schon ein mächtiger Zweig gebrochen, denn man hatte in jenen Tagen nicht daran gedacht, die freistehenden Bäume, wie es sonst geschieht, im Mittage mit langen Stangen ihres prächtigen, aber

*) Ich gebe hier mit einigen Änderungen einen von mir in dem Zeitblatte „Haus und Schule" im Jahre 1873 (Nr. 10—12) veröffentlichten Aufsatz wieder.



erdrückenden Schmuckes teilweise zu entkleiden. — Grau und schwarz hoben sich die mit Schindeln gedeckten und von oben bis unten mit Holz verschalten Häuser und Häuschen der beiden Städte, welche schon damals in der Ausdehnung wie heute sich über drei Berge und die dazwischen liegenden beiden Thäler lang und schmal, auf einer Seite den Zinken einer Gabel nicht unähnlich, verzweigten, aus der dunkelgrün umsäumten, weißen Gebirgsebene heraus.

Man sah heute nicht die Bergleute mit Grubenlicht und Gezäh nach ihren Zechenhäusern und Gaipeln ziehen; die „Himmelfahrt Christi" und St. Jürgen am Zellbach wie alle weiter entfernten Gruben lagen heute stille, denn es war Sonntag, der Sonntag Lätare. Nur die wenigen Schmelzer und Vorläufer, welche so eben die Nachtschicht verfahren hatten und von ihren Kameraden abgelöst waren, stiegen die Wege von der Frankenscharner Hütte zur Stadt herauf. Die Silberhütte konnte damals so wenig wie jetzt den Sonntag feiern; ihre Ofen können nur „ausgeblasen" werden, wenn sie des Neubaues oder der Reparatur bedürfen.

Die Currende in hohen, schwarzen Filzhüten und langen, grünen Radmänteln zog, den Präfekten (vulgo Gassenkantor) an der Spitze, von Straße zu Straße. Sie sang ein Passionslied, das nachher die Gemeinde vor der „Meßpredigt" wiederholen sollte. Es schloß mit den Strophen:

„Nun ich weiß, worauf ich bau
Und bei wem ich bleibe,
Wessen Fürsprach ich vertrau
Und an wen ich gläube.
Jesu, du bist es allein,
Der mich hält und schützet,
Wenn gleich alle Höllenpein
Auf mich schießt und blitzet.

Ich will, weil ich mit dir frei
Werd im Himmel erben,
Herr, in deinen Armen treu
Leben und auch sterben;
Bis man fröhlich sagen wird
Nach den Todesbanden:
Sieh, dein Bräutigam und Hirt,
Jesus, ist erstanden."

Die Osteröderstraße herunter sprengte jetzt in höchster Eile eine kleine Abteilung dänischer Dragoner. Sie hörten nicht auf den Zuruf und die Fragen ihrer Kameraden, welche bei dem Pferdegetrappel die Fenster ihrer Quartiere hastig in die Höhe schoben und den Kopf hinaussteckten, um zu sehen, was es gab. Der Reitertrupp hielt vor dem Hause des Stadtrichters Jobst Tolle, der Cornet sprang vom Pferde und eilte in das Haus, in dem der Dragonerhauptmann Schultze im Quartiere lag. — Er mußte dort eine wichtige Meldung abgestattet haben, denn schon nach wenigen Minuten kam er mit seinem Hauptmann aus der Thür und gab den Dragonern eilig auszurichtende Aufträge an den braunschweigschen Hauptmann Hollstein, welcher bei Andreas Fischer im Quartiere lag, und an den dänischen Major von Mütschefal und den Obersten Grafen Solms, welche in Zellerfeld kommandierten.

Der Reitertrupp gehörte zur Feldwache an dem Passe auf dem Heiligenstock und hatte die Nachricht von Tillys Ankunft in Osterode gebracht.

Bald trafen die Offiziere, sowie der braunschweigsche Zehntner Johann Diegell zur Beratung ein. Der Feldwache wurde bedeutende Verstärkung zu-

geschickt, denn der Paß mußte so lange wie möglich gehalten werden. Ob man's aber auf einen Kampf in dem von Dänen und Braunschweigern feindlich besetzten Klausthal ankommen lassen, oder ob man sich auf eine Verteidigung der braunschweigschen Stadt Zellerfeld, auf deren Bürgerschaft man zählen konnte, beschränken wolle, darüber berieten die Herren nur allzu lange.

Die bedrohten Einwohner Zellerfelds hatten wohl die Dragoner hin- und herfliegen, das Blockhaus auf dem Marktplatze stärker besetzen und die Geschütze vor dem Hauptquartier laden sehen, aber die Nähe der Gefahr ahnten sie nicht. Zahlreich zogen sie zur Kirche; die Bergleute im grünen Schachthute, im frisch gewaschenen, schwarzen Grubenkittel und glänzenden Hinterleder mit blankgeputztem, Schlegel und Eisen tragendem Gürtelschlosse; die Steiger und Offizianten in der schwarzen, kleidsamen Puffjacke, unter der das Hinterleder nur eben hervorblickt, den „Häckel" würdevoll in der Hand führend. Die schwere Zeit und die Todesgefahr, die über ihrem Haupte schwebte, trieb sie, sich Trost zu suchen im Gotteshause. Dem Pastor Cuppius mochte es freilich heute ganz besonders schwer werden, andere zu trösten, da er selber des Trostes so bedürftig war. Stand doch in der oberen oder Gottesackerkirche ein Sarg mit der Leiche seiner ältesten, 20jährigen Tochter und harrte der Beisetzung.

2. Die beiden Bergstädte hatten wie ihre Schwestern — die braunschweigschen Bergstädte Grund, Wildemann und Lautenthal und die grubenhagenschen St. Andreasberg und Altenau — schwere Jahre durchgemacht. Klausthal gehörte zu dem Fürstenthum Grubenhagen, welches 1617 infolge eines kaiserlichen Erkenntnisses an den Herzog Christian den Älteren von Celle gekommen war (siehe S. 201), und seine Einwohner, die bis dahin nie zu irgend welchen Steuern herangezogen waren, hatten gleich den anderen grubenhagenschen Unterthanen im Jahre 1623 den hundertsten Pfennig als Kriegssteuer zahlen müssen. Als im Sommer dieses Jahres die Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig, des Administrators von Halberstadt, im Grubenhagenschen schrecklich hausten, flüchtete eine große Anzahl Osteroder Bürger und Bauern aus der ganzen Umgegend mit ihren Pferden und Kühen auf die Bergstädte, weil sie sich dort geborgen glaubten. Aber ein Parteigänger von der Armee des „tollen Herzogs", namens Hillefeld, fand auch den Weg auf die Berge. Da Klausthal auch zu jener Zeit weder Wall noch Mauern hatte, so warf man auf die Nachricht, daß Hillefeld mit 50 Reitern im Anzuge sei, eiligst einige „Hagen" beim Schlagbaum vor der Osteröderstraße auf und besetzte diese unvollkommene Befestigung mit den besten Schützen.

Hillefeld stattete zuvor dem kleinen Harzorte Buntenbock einen Besuch ab, fand dort aber einen unerwarteten Widerstand. Die Fuhrleute, die neben einigen Waldarbeitern die dortige Bevölkerung ausmachen, hatte Wagen an Wagen gekettet und auf diese Weise eine rings um das Dorf laufende Mauer hergestellt, stark genug gegen jeden Reiterangriff. Als nun Hillefeld einige Reiter absitzen ließ, damit sie eine Öffnung in die Wagenburg machten, trafen aus dem Giebelfenster des nächsten Hauses die Kugeln des Fuhrherrn Curd so sicher, daß einer nach dem andern in das Gras sank. Dieser treffliche Schütze besaß mehrere Gewehre, die ihm von seiner Tochter immer wieder geladen wurden. Da auch der Fuhrherr Bastel Hille bald in das Gefecht eingriff, und die Reiter auch aus jedem andern Hause die Flintenläufe auf sich gerichtet sahen, so zogen sie endlich mit Zurücklassung ihrer Toten ab. Curd

wollte ihnen noch eine Kugel nachschicken, aber als er sich umwandte, um ein frischgeladenes Gewehr aus der Hand seiner Tochter zu empfangen, lag diese in ihrem Blute: eine der letzten Kugeln der Reiter war neben ihm durch das Fenster geschlagen.

Beim Schlagbaume vor Klausthal bat Hillefeld, als er die Hagen und ihre Besatzung sah, die anwesenden Ratspersonen um freien Durchzug und versprach, es sollte der Stadt kein Leid geschehen. Um allen Kampf zu vermeiden, öffnete ihm der Rat nach einigem „höflichen" Weigern den Schlagbaum. Auf der Osteröderstraße, welche die Reiterschar nun hinunterritt, wohnte ein geschickter Schütze, namens Bastel Löwe. Dieser hatte sich vorgenommen, den Anführer zu töten und deshalb in seine Büchse einen Eichenpflock geladen, denn gegen Kugeln sei Hillefeld — so hatte er gehört — „feste gemacht". Um die Verhandlungen zwischen diesem und dem Rate wußte er nicht. Als die Reiter nun vor Löwes Hause waren, sank ihr Anführer plötzlich, von dem Eichenpflock getroffen, lautlos vom Pferde. In größter Bestürzung eilten die Ratsherren herbei, um den Reitern die Sache als ein Mißverständnis darzustellen, an dem sie unschuldig seien. Diese hörten aber die Entschuldigungen nicht einmal zu Ende, sondern wandten ihre Pferde und jagten eiligst zur Stadt hinaus, denn sie meinten nicht anders, als man wolle sie nur in die Stadt locken, um sie alle umzubringen.

War die Stadt somit der Plünderung glücklich entkommen, so litt sie dennoch kaum weniger, als die den feindlichen und freundlichen Kriegsscharen unmittelbar preisgegebenen Landgegenden des Fürstentums. Die Heere zehrten die Vorräte des Landmanns auf, zerstampften seine Saaten, nahmen ihm seine Pferde, so daß er seinen Acker oft nicht wieder bestellen konnte. Woher sollte nun der Oberharzer seine Konsumtibilien beziehen? Seine Wiesen nähren wohl seine Rinderherden, aber Kornfelder besitzt er nicht, und was seine Gärtchen an Kartoffeln und Gemüse kümmerlich tragen, ist bald aufgezehrt, wenn die Zufuhr von unten fehlt. Jahre lang kostete das Malter Roggen 25 bis 28, Weizen 30, Hafer 9, Gerste 20 Thaler, 1 Pfund Butter oder Speck 24 Mariengroschen. Erst im Mai 1624, nachdem die Umgegend des Oberharzes ein halbes Jahr frei von den Kriegsvölkern gewesen war, fiel der Roggen für kurze Zeit auf 5½ bis 6 Thaler. — Aber im Oktober dieses Jahres „schlug" der Cellesche Landdrost und Berghauptmann Marquard von Hodenberg zu Osterode hohe „Licenten oder imposten" auf alle „verführten, vertriebenen oder getragenen Waren". Diese Abgabe betrug beispielsweise von „1 Fuder allerley Früchte" 3 Thlr. 18 Ggr., von 1 Karren Kohlen 1 Thlr., „von 1 Fuder allerley hölzerne Ware, als Felgen, Spathölzer, so vor den Kohlheuen zu machen erlaubet wird", 1 Thlr. Wie groß der Jammer und die Not am Oberharze sein mußte, kann man daraus abnehmen, daß den Bürgern von St. Andreasberg im Winter 1624 das nötige Feuerholz verweigert wurde, weil sie den hundertsten Pfennig nicht hatten aufbringen können. Möbeln und Dachsparren wanderten in den Ofen, bis „Richter und Rat" die von den Bürgern zu entrichtende Abgabe zum größten Teile mit „anderwärts" erborgten Summen an die Regierung zu Osterode abgeführt hatte.

Unsäglich aber wurde das Elend, als im Dezember 1624 die Pest auf dem Oberharze ausbrach und besonders im Sommer des folgenden Jahres mit großer Heftigkeit wütete. In Klausthal, welches damals höchstens 6—7000 Einwohner gehabt haben kann, starben im Jahre 1625, wie der Pastor Volsvet in seiner Neujahrspredigt 1626 mitteilte, 1350 Menschen, in St. An-



dreasberg in derselben Zeit 700, im kleinen Lautenthal in einer Woche 25 Menschen.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Bergbau, der — wie S. 74 und 78 eingehend nachgewiesen ist — damals dem Erliegen nahe war, infolge der vielen Todesfälle unter Beamten und Häuern vielfach fast ganz ins Stocken geriet. In Andreasberg waren die meisten Gruben eingestellt und das Bergamt deshalb ganz aufgehoben. In Klausthal war der tüchtige und beliebte Oberbergmeister Georg Illing unablässig bemüht, auch in diesen schweren Zeiten den Bergbau im Gange zu erhalten. Da es ihm sehr an Beamten mangelte, berief er seinen Sohn Kaspar, welcher in Schlesien angestellt war, als Obergeschwornen nach Klausthal und fand an ihm eine kräftige Hülfe. Aber die Mehrzahl der bergmännischen Bevölkerung des Oberharzes war arbeits- und brotlos.

Das Pestjahr 1625 war zugleich ein Kriegsjahr voll des schwersten Druckes. Vier Kriegsheere trieben im niedersächsischen Kreise mit gleicher Grausamkeit ihr Wesen: Tilly, Mansfeld, der Administrator und Wallenstein. Letzterer eroberte und besetzte auch die wolfenbüttelsche Stadt Zellerfeld, als er sein Hauptquartier auf der Liebenburg hatte. Klausthal und Altenau mußten die Einquartierung „mit einem ziemlichen Stück Geldes" abkaufen, obwohl der erwähnte Landdrost und Berghauptmann Hodenberg das Fürstentum Grubenhagen der Gnade Wallensteins empfohlen und von ihm tröstliche Zusage erhalten hatte.

Der Herzog Christian d. Ä. zu Celle hatte sich an der Rüstung und dem Kriege des niedersächsischen Kreises und des Königs Christian von Dänemark nicht beteiligt. Um die Neutralität besser bewahren zu können, hatte er sogar das Amt des Kreisobersten niedergelegt. Trotzdem wurden seine Lande nur wenig glimpflicher behandelt, als die seines braunschweigschen Vetters. Im Februar 1626 trat er nebst seinem zu Herzberg wohnenden (damals noch nicht regierenden) Bruder Georg entschieden auf die Seite der kaiserlichen Partei, und Herzog Georg, der bis dahin dänischer Obrist gewesen war, warb nun ein Regiment Kürassiere und 3000 Mann Infanterie für den Kaiser.

So sehr dieser Schritt des tapferen, lutherischen Fürsten beklagt wurde, so verhängnisvoll konnte er für die Städte Klausthal und Zellerfeld werden. Sie, deren Grenze auch heutzutage von einem Fremden nicht leicht richtig erkannt wird, die — um mit dem alten Honemann zu reden — so nahe aneinander liegen wie Herz und Lunge, mußten sich nun als Feinde ansehen.

Zu den ersten Heldenthaten des katholischen Heeres nach kurzer Winterruhe gehört die völlige Zerstörung der braunschweigschen Stadt Grund durch die Spanier und Kaiserlichen. Am 10. Februar 1626 fielen sie unter Anführung eines Obristen Plaucke oder Holaucke [wahrscheinlich ist der berüchtigte Holk gemeint*)] von Gittelde aus in „den Grund" ein. Bürger, welche Widerstand versuchten, wurden niedergemacht, Männer und Frauen aufs schamloseste mißhandelt, die Häuser gewaltsam ausgeplündert, und dann wurde das Städtchen an allen Enden in Brand gesteckt. Viele hülflose Kranke kamen elend in den Flammen um, und mehr denn 50 Menschen lagen erschlagen in den Straßen. Zwei Tage darauf erschienen die Mordbrenner von neuem, um nachzusehen, wie ihr Werk gelungen war. Da Grund sich lang im Thale hinaufzieht, so waren erst wenig über 60 Häuser nieder-

---

*) Max, Geschichte des Fürstentums Grubenhagen (Hannover 1862) I, 435.



gebrannt. Vielleicht auch hatten die aus den Wäldern während der Nacht zurückkehrenden Bewohner teilweise gelöscht. Hier und da schlug die Flamme noch auf. Aber um rascher zu Ende zu kommen, legten die Spanier Feuer in jedes noch unversehrte Haus und kehrten erst dann nach Gittelde zurück, als die ganze Stadt bis auf ein Haus in Asche lag. Die armen, an den Bettelstab gebrachten Bewohner suchten auf den andern Bergstädten Zuflucht.

Es war ein Sonntag, an dem Grund in vollen Flammen stand. In banger Stille wurde der Tag in den drei andern braunschweigschen Bergstädten hingebracht. In Lautenthal wagte man nicht einmal mit den Glocken zu läuten und Gottesdienst zu halten. — Als Herzog Christian von Braunschweig die Schreckensnachricht von Grunds Zerstörung erhielt, schickte er, wahrscheinlich auf Bitten seines Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich, 300 Mann Soldaten unter dem Hauptmann Hollstein nach dem Oberharze ab. Dieser Offizier traf alle Vorkehrungen zu wirksamem Schutze. Auf dem Marktplatze zu Zellerfeld ließ er ein großes, mit Schießlöchern versehenes Blockhaus aus hartem Holze erbauen und in der Nähe des Scheidekreuzes beim Auerhahn zwischen Goslar und Zellerfeld stellte er eine starke Feldwache aus. Der Weg wurde dort durch einen Schlagbaum gesperrt, daneben wurden Schanzen und Brustwehr aufgeworfen und ein Wachthaus errichtet. Bei diesen Arbeiten half die Bürgerschaft wacker unter Leitung ihres Stadthauptmanns und Fähnrichs, des Berggeschwornen Thomas Merten. — Der Berghauptmann Burchard von Steinberg hatte Zellerfeld feige verlassen, als der Krieg sich in die Nähe des Oberharzes zog, und sich an den Hof nach Wolfenbüttel begeben, wofür er wohlverdienterweise vom Herzog abgesetzt wurde. Der zweite Beamte, Zehntner Johann Diegell, war wegen eines gegen ihn — aus welchem Grunde, ist unbekannt — gerichteten Aufstandes nach Goslar geflüchtet, suchte aber von dort der Stadt Bestes wahrzunehmen.

Die in Goslar und Osterode liegenden Tillyschen Befehlshaber hatten nämlich der Stadt Zellerfeld aufgegeben, wöchentlich einige Tausend Thaler zur kaiserlichen Kriegskasse einzusenden, und im Falle sie sich säumig erweise, mit Gewaltmaßregeln gedroht. Diegell wandte nun seine Beredsamkeit und seinen Einfluß auf, die Zurücknahme dieses unausführbaren Befehls zu erwirken. Er bat auch den Rat unter Mitteilung alles dessen, was er von kaiserlichen Offizieren über die angedrohte Gefahr hatte erkunden können, ihn in seinen Bemühungen für die Stadt durch eine Deputation zu unterstützen. Leider traute man seinen wohlgemeinten Ratschlägen nicht, sondern schickte eine aus dem Richter Berwardt und dem Zehntgegenschreiber bestehende Deputation nach Osterode, von wo sie binnen kurzem unverrichteter Sache zurückkehrte.

Die geforderte Kriegssteuer war in der That unerschwinglich. Dieser Umstand und die Besetzung der Stadt durch braunschweigsche Truppen waren hinreichende Gründe für die Kaiserlichen, der lutherischen Stadt sich zu bemächtigen. Dazu kamen noch zwei neue Gründe.

Es erschienen plötzlich 50 Tillysche Reiter von Osterode aus vor Zellerfeld, angeblich um nach Goslar zu ziehen, in Wahrheit wohl, um die auf dem Harze getroffenen Verteidigungs-Anstalten sich anzusehen. Der prahlerische Hauptmann Hollstein war unvorsichtig genug, sie bei der Mühle oberhalb Zellerfelds anzugreifen und sie über „das Gericht“ nach dem Eschenbacher Teiche zu in die Flucht zu jagen.

Der letzte Grund war das feindselige Benehmen gegen Klausthal. Dieses hatte bisher keinerlei Einquartierung gehabt, sondern durch starke Bürgerwachen bei Nacht und Tag Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten. Nach den oben erwähnten Vorgängen fürchtete man für die Nachbarstadt und beschloß, als getreue Nachbarn alles aufzubieten, um Zellerfeld Erleichterung zu verschaffen. Abgeordnete aus dem Rate begaben sich deshalb dorthin, baten den Hauptmann Hollstein um Abzug und versprachen, in diesem Falle der Stadt einen Schutzbrief durch Herzog Georg zu Herzberg auszuwirken. Diesen Vorschlag nahm der Hauptmann aber so übel, daß sich Klausthal des Schlimmsten von ihm zu versehen hatte.

Als Herzog Georg die Sachlage erfuhr, schickte er 300 Mann Fußtruppen nach Klausthal, welche eine Wache am Zellbache, der Grenze der beiden Städte, bezogen. Schon am folgenden Tage, 2. März 1626, griff Hollstein diese Besatzung Klausthals an und trieb sie nach heftigem Kampfe nach Osterode zurück, nahm die Stadt in der ersten Bestürzung ein, besetzte das Rathaus und bat den Herzog Christian um Hülfe. Dieser schickte schon am 5. März den dänischen Major von Mütschefahl mit Fußtruppen und den Hauptmann Schulze mit 300 Dragonern nach Zellerfeld, und wenige Tage später noch den dänischen Obristen Graf von Solms mit frischen Truppen.

Klausthal hatte die Truppen Hollsteins und Schultzes als Besatzung bekommen und wurde von ihnen als eine eroberte Stadt behandelt. Fuhrleuten, welche Salz und Lebensmittel nach dem Oberharze brachten, wurden von den Dragonern die Pferde ausgespannt, so daß sich niemand mehr hinaufwagte. Auf dem Hüttenwerke zur Schwarzen Schluft nahmen sie Pferde und Eisen, zerschnitten die Bälge und zerschlugen, was sich zerschlagen ließ.

Da die Dänen und Braunschweiger vorhersehen konnten, daß man sie nicht ungestört auf dem Harze schalten und walten lassen würde, so suchten sie sich nach besten Kräften gegen einen Angriff zu schützen. Der Paß auf dem Heiligenstock, über welchen der einzige gangbare Weg — wenn überhaupt die damaligen Harzwege gangbar genannt werden dürfen — von Osterode nach Klausthal führt, wurde mit Schanzen wohl verwahrt und stark mit Infanterie besetzt. Da man von der Paßhöhe nicht nur Osterode, sondern auch die Porta Eichsfeldica und den Einschnitt bei Catlenburg, durch welchen die Heerstraße von Northeim und Göttingen führt, übersehen kann, so war auch eine Kavalleriewache dort aufgestellt, welche das Beobachtete möglichst rasch nach Klausthal melden sollte. — Um einem in größerer Stärke auftretenden Feinde begegnen zu können, fehlte es indes an grobem Geschütz. Auf Veranstaltung des Majors Mütschefahl wurden deshalb auf der Eisenhütte zu Kamschlacken Kanonen gegossen. Die ersten beiden wohlgelungenen Geschütze von ziemlicher Größe schenkte der dortige Hütteherr Hans Bartels dem genannten Major und dem Hauptmann Hollstein, als sie die Hütte besuchten, um zu fleißiger Arbeit anzutreiben. Sie wurden vor dem Hauptquartiere in Zellerfeld, dem Hause des Richters Berwardt, aufgestellt und waren überhaupt die ersten Geschütze, welche man auf dem Oberharze sah.

3. Der Gesang in der St. Salvatoriskirche zu Zellerfeld war verstummt, der Pastor Cuppius hatte die Kanzel betreten, und die Gemeinde lauschte andächtig den Worten des beliebten Predigers. Heute mußte er seine Stimme mächtiger erheben, denn Pferdegetrappel, Waffengeklirr, Geschrei drang vom nahen Marktplatze und von den die Kirche begrenzenden Straßen lauter als

gewöhnlich herein. Plötzlich aber ertönte die Sturmglocke auf dem Rathause, die Kirchthüren wurden aufgerissen, und die Bürger stürzten hinaus, um das Gesangbuch mit der Waffe zu vertauschen. „Ach, daß es Gott erbarme, daß es soweit mit uns soll kommen sein!“ So schloß der Prediger seine kaum angefangene Predigt, betete das Vaterunser und sprach den Segen über die wenigen noch Zurückgebliebenen.

Auf dem Markte sammelte sich Militär und Bürgerschaft. Vom Heiligenstocke war die Nachricht eingetroffen, ein starkes Heer und der gefürchtete Tilly selber an der Spitze desselben nähere sich dem Passe. Und die Nachricht war richtig; Herzog Georg hatte den General um Schutz für den grubenhagenschen Harz angerufen, und dieser hatte sich schleunigst aus seinem Winterquartier in Bockenem aufgemacht, Zellerfeld und seine Besatzung zu züchtigen. — Der Stadthauptmann Merten, die Stadtfahne in der Hand, den Berg-Offiziantendegen mit schwarzer Scheide und schwarzem Gehänge an der Seite, ordnete mit Hülfe des Unterbergmeisters Rebentisch seine Scharen. Sie hatten nicht Zeit gefunden, ihren Sonntagsschmuck abzulegen, und konnten sich in demselben neben den Soldaten wohl sehen lassen. Aber auch an kriegerischem Mute standen sie ihnen keineswegs nach. Muß der Bergmann doch täglich dem Tode ins Auge schauen! Hat er doch oft mit Feinden zu kämpfen, aus deren Händen ihm nur die größte Geistesgegenwart und der unerschrockenste Mut helfen kann, mit Schwaden und bösen Wettern, mit unterirdischen Wassern und zusammenbrechendem Gestein! Hat er mit seinen Kameraden und seinem Steiger in der Zechenstube gesungen und gebetet:

„Des Abgrunds Nachtgebilde
Sind mir nicht fürchterlich,
Mich deckt mit sicherm Schilde
Mein Gott und stärket mich.
Er bleibet bei mir immer,
Er ist's, der mich noch sieht,
Wenn auch des Tages Schimmer
Sich meinem Blick entzieht.

Bin ich in tiefen Gründen
Von Menschenhülfe fern,
Sein Arm wird mich da finden,
Er hilft und rettet gern.
Im Sinken und im Steigen
Bewahrt er meinen Fuß,
Daß jeden Unfall weichen,
Zum Glück mir dienen muß,“

dann steigt er kühn mit dem flackernden Grubenlicht die schwankende „Fahrt“ hinab. An Mut auch im Schlachtgetümmel fehlt es dem Harzer wahrlich nicht. Und der Arm, der das Fäustel gegen das widerspenstige Gestein so erfolgreich zu schwingen versteht, der weiß auch das Haupt des Feindes mit gewaltiger Wucht zu treffen.

Der Geschworne Merten brauchte seine Bergleute nicht erst zu Tapferkeit und Ausdauer zu ermahnen, das zornig blitzende Auge der bleichen Männer sagte es ihm zur Genüge, daß sie entschlossen waren, Haus und Hof, Weib und Kind zu schützen und zu verteidigen, koste es, was es wolle. Noch wußten sie nicht, was zu thun war, denn die Befehlshaber waren noch nicht zurück aus dem Kriegsrate, der zu Klausthal gehalten wurde. Jetzt kamen sie den Zellbach herunter gesprengt, der Major Mütschefahl und der Zehntner Diegell, der vor kurzem mit den Truppen von Goslar zurückgekehrt war. Sie

brachten die böse Nachricht: Der Feind hat die Feldwache am Heiligenstock bereits überwältigt, der Paß ist in seinen Händen, in einer halben Stunde kann er hier sein, an Widerstand ist nicht mehr zu denken. — Das war mehr, als man gefürchtet hatte. Lautes Wehklagen erhob sich auf den Straßen. Aber bei Mertens Männern überwog der Zorn die Furcht. Mütschefahl wurde mit Bitten bestürmt, die Verteidigung nicht aufzugeben, man wolle treu zu ihm stehen bis zum letzten Blutstropfen. Aber schon trabte Schulze mit seinen Dragonern von Klausthal herein, Graf Solms schloß sich ihm an, und fort ging's in wilder Flucht die Goslarsche Straße hinauf gen Goslar. Nun kam auch Hollstein mit der Infanterie von Klausthal, und Mütschefahl, der anfangs zu schwanken schien, vereinigte sich mit ihm zu feiger Flucht. Auch viele der angesehensten Bürger retteten sich mit ihnen; unter andern der Obermeister Flach, der erst in diesen Tagen aus feindlicher Gefangenschaft losgekommen war, der Zehntner Diegell, der kein Vertrauen unter den Bergleuten hatte, der Hüttenraiter Röel und der Stadtschreiber (Syndikus) Temmius.

Hatte darum die Bürgerschaft die harte Einqartierungslast so lange getragen, um nun, da die Gefahr wirklich herantrat, von ihren berufenen Verteidigern schmählich im Stiche gelassen zu werden! Mancher Fluch wurde den abziehenden Soldaten und Beamten nachgeschickt, manche Faust drohend hinter ihnen geschüttelt. Was nun? Man war sofort einig, die Stadt nicht zu übergeben. Wie nutzlos und gefährlich der Widerstand in offener Stadt gegen ein ganzes Heer war, daran dachte jetzt niemand. Willig befolgte man die Befehle Mertens, gebot den jammernden Weibern, sich und die Kinder im Hause zu bergen, und besetzte die Grenze am Zellbach.

Inzwischen war Tilly bereits in Klausthal angekommen. Wenn sich dessen Bewohner unter dem gewaltigen Kriegsfürsten, dessen bloßer Name genügt hatte, sie von ihren Bedrängern zu befreien und diese in eilige Flucht zu schlagen, einen jugendlich kräftigen, ritterlichen Helden in kriegerischer Kleidung auf hohem Roß vorgestellt hatten, so mochten sie sich bei seinem Anblick sehr enttäuscht sehen. Der 67jährige Greis ritt seinem Heere voran auf einem kleinen, weißen Klepper, an dessen Sattel ein einziges kleines Pistol hing. Ein schmales Degengehänge trug ein gewaltig großes Schlachtschwert. Von dem kleinen, vierkrempigen Hute nickte eine rote Feder bis auf des Reiters Oberschenkel herab. Über dem kurzen Wämschen von grünem Atlas mit Schlitzärmeln und dem Beinkleide aus gleichem oder ähnlichem Stoffe mochte er heute einen Reitermantel tragen. — Auf dem Markte hielt er an und nahm die Begrüßung des Rats entgegen. Durch denselben ließ er dann der Bürgerschaft bekannt machen, es solle jeder Klausthaler Einwohner an Hut oder Mütze grüne Hecke (einen Tannenzweig) als Erkennungszeichen tragen, damit niemand für einen Zellerfelder gehalten und mißhandelt oder erschossen würde.

Nach Zellerfeld schickte er sofort einen Trompeter, welcher die Stadt zur Übergabe auffordern sollte. Daß sämtliches Militär dieselbe bereits verlassen hatte, wußten die Klausthaler nicht. Die Zellerfelder Bürger, mit den Kriegsgebräuchen unbekannt, erschossen den Parlamentär, ehe er seine Botschaft ausrichten konnte. Als Tilly diese Nachricht erhielt, ließ er sofort angreifen. Aber so tapfer die Kaiserlichen vorgingen, so heftig war der Widerstand der Bürger. Doch die Zahl der Feinde ward immer größer, denn Tilly, erzürnt darüber, daß „eine Handvoll zusammengelaufenen Volks sich erdreiste, ihm die Spitze zu bieten", ließ immer neue Scharen ins Gefecht eintreten. Der

Unterbergmeister Rebentisch war gleich zu Anfang des Kampfes gefallen. Seine des Führers beraubte Schar mußte bald ihre Stellung am Straßeneingange der Bremerhöhe gegenüber aufgeben und sich in die Stadt selbst zurückziehen. Auch für Merten blieb nichts anderes übrig. Er sammelte die Zersprengten von neuem, und weiter tobte der Kampf von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. In das Geschrei der Kämpfenden und das Gestöhn der Verwundeten mischte sich das Jammergeheul der Weiber und Kinder, wenn der Gatte und Vater oft vor seinem eigenen Hause zu Boden geschlagen wurde. Es war ein Kampf der Verzweiflung, ohne alle Aussicht auf Erfolg. Schritt für Schritt wichen die Bürger zurück; bald hatten die Kaiserlichen den Marktplatz mit dem Blockhause inne, und weiter ging's in das Innere der Stadt. Wütender und immer zahlreicher drangen sie vor, erbarmungslos schlugen sie viele Verwundete zu Tode und schossen selbst auf Weiber, die Verwundete in das Haus zu schleppen versuchten. Jetzt kämpfte Thomas Merten mit dem letzten Reste seines Haufens beim Schützenhause am andern Ende der Stadt. Vierzehn Schüsse hatte der tapfere Mann erhalten; er achtete ihrer nicht und hielt noch immer seine Fahne hoch. Endlich aber wankten seine Kniee, und der Arm erlahmte. Erschöpft vom starken Blutverlust, wickelte er sich in sein zerfetztes Fahnentuch und stürzte besinnunglos im Garten beim Schützenhause zu Boden. Da war der Widerstand gebrochen. Die Kriegsleute fanden den Stadthauptmann und schlugen ihn in seiner Fahne vollends tot. „Er hat sie nicht gelassen, bis er erschlagen war.“ Darum bleibt auch das Andenken dieses Helden im Grubenzeuge, so nutzlos und tollkühn sein Unternehmen war, bei den Harzern in Ehren.*) Tilly soll den Tod des Mannes, als ihm seine außerordentliche Tapferkeit gemeldet wurde, lebhaft bedauert haben, weil er ihn gern in seinen Dienst genommen hätte. Am andern Tage ließ er ihn mit kriegerischen Ehren begraben.

Während nun einige Regimenter dem Grafen Solms nachjagten, der indes einen zu großen Vorsprung hatte, um eingeholt werden zu können, begannen die übrigen die Plünderung der eroberten Stadt. Ihre Bewohner ließen Haus und Habe zurück, um das nackte Leben zu retten. An 50 wurden erschossen und unzählige Flüchtende, Männer und Weiber, verwundet und beschädigt. Viele Bergleute hatten sich mit ihren Familien in die Gruben geflüchtet. Die Soldaten wagten freilich ihnen dorthin nicht zu folgen, aber ein schrecklicherer Feind, der Hunger, tötete die meisten. Im Wundfieber, ohne andere Erquickung, als die, welche das Grubenwasser gewähren konnte, lagen sie, nachdem die letzte Rinde Brot geteilt war, hülflos auf dem harten Gestein und vermochten nicht, die steilen Fahrten wieder hinanzuklimmen.

Ein noch größerer Teil der Einwohner flüchtete in die Wälder. Mit nackten Füßen, denn die Soldaten hatten selbst Weibern die Schuhe genommen, wateten sie durch den tiefen Schnee und suchten in Schluchten und hinter Felsen Schutz vor dem Wintersturm und den damals am Harze nicht seltenen

*) Die Fahne wird noch jetzt im Rathause zu Zellerfeld aufbewahrt. Auf der schweren, roten, gleichsam in Streifen zerhauenen Seide ist noch das Blut Mertens zu erkennen. — Sie trägt auf beiden Seiten das Bild der Fortuna auf einer Weltkugel und auf einer Seite die Inschrift: State, state et videte magnalia dei, auf der andern die Randschrift:

Hoffen wir alle augenblick.
Fechdett frisch und unverzaget:
Wer weiß, wer noch den andern jaget,
Auff Gott undt guhtt Gelick.



Wölfen und Bären. Vielen fehlte es an der nötigen Kleidung. Am schlimmsten waren die Weiber daran, die den Soldaten schon in der Stadt in die Hände gefallen waren. Diese hatten ihnen nicht nur ihr silbernes Geschmeide, das sie zur Sonntagsfeier trugen, in Stücken vom Leibe gerissen, sondern ihnen sogar mit dem Degen um der silbernen Haken willen die Mieder rücksichtslos zerhauen.

Die Soldaten, welche in der armen Bergstadt vergeblich nach Schätzen gesucht hatten, wie sie dieselben sonst bei Plünderungen zu finden gewohnt waren, mochten dieselben bei den Geflüchteten vermuten. Mit Spürhunden durchstreiften sie die Wälder, und wehe den Elenden, die von ihnen ereilt wurden! Die Hunde sollen barmherziger gewesen sein, als ihre Herren, und manchen Verwundeten, dem es nicht mehr möglich gewesen war, noch weiter zu flüchten, nur berochen, aber nicht durch Anschlagen verraten haben. — Wer indes den Fuß noch rühren konnte, der raffte sich auf, sobald er die wilde Rotte heranstürmen hörte, die noch weniger Erbarmen kannte als Hackelberg und seine Jagd, und weiter ging's mit wunden, von der Eiskruste des Schneees zerrissenen Knieen, mit hungrigem Magen und zerfetzten Gewändern, ohne Weg und Steg über Berge und durch Abgründe, bis die Nacht und die Ermattung ein Ziel setzten. Viele haben ihr Zellerfeld nie wiedergesehen. Nachdem sie Tage lang sich in der Irre umhergeschleppt hatten, sind sie erfroren und verhungert und eine Beute der wilden Tiere geworden. Andere Familien haben erst nach mehreren Wochen sich wieder zusammengefunden. Der Pastor Cuppius z. B., der in ergreifenden Worten die Mühseligkeiten der Flucht schildert*), war mit seiner Frau und einer Magd — die andere hatte ein

*) Ich kann mir nicht versagen, wenigstens ein Bruchstück dieser Schilderung (abgekürzt und in heutiger Orthographie) hier wiederzugeben:

„Wir konnten in der ersten Nacht das (auf den Straßen brennende) Feuer hin und wieder im Walde wohl sehen. Wir hatten doch nicht ein Bißlein Brot davon gebracht, uns hungerte auch nicht, dennoch, da wir im Walde zu Leuten kamen, so boten sie uns Brot. Wir wurden Rats, daß wir aus dem Walde weg und uns zu Leuten begeben wollten. Aber wohin? Wir beschlossen, nach dem Andreasberg zu wandern, denn nach Goslar war uns der Paß mehr denn zu stark verlegt. Wer wußte den Weg nach dem Andreasberg? Niemand. Welchergestalt wollten wir fortkommen, denn es mangelte teils an Schuhen und sonst Habit. Da war ein Bergmann, der leihete dicke Strümpfe her, item ein Paar Bergmanns-Grubenhosen, ein andrer Mann leihete mir einen Hut. Gott mochte uns geleiten; in des Namen gingen wir fort. Ich hatte einen Stock von einem Tannenast, das war mein Jakobsstab. Wir kamen auf einen Querweg, da stießen wir an etliche Leute, unter welchen war des Richters Sohn von der Altenau, die kamen von Klausthal. Ehe wir uns erkannten, stutzten wir, das merkte des Richters Sohn, fragte einen meiner Gefährten, wer ich wäre; er sollte es nur sagen, es sollte ohne Gefahr sein. Derselbe machte mich ihm kund. So trat er zu mir, beklagte meinen Zustand und sprach mir und der Frau tröstlich zu, vermeldend, daß er uns sicher bis zur Altenau bringen wolle, nahm mich bei der Hand und führte mich eine Weile. . . . . Also kamen wir zur Altenau. Da ließ er uns durch seine Frau zu essen geben und sandte nach Bier, daß wir uns durch Speis und Trank ein wenig wiederum ergötzten. Dieses redlichen Mannes Frau, ein gar tugendsames Weib, hatte samt seiner Mutter nicht allein ein christliches Mitleiden mit uns, sondern die Wirtin versorgte auch meine Hausfrau mit ein Paar Schuhen. Zu meiner Labnis, weil ich sehr matt war, nahm ich in einer Kanne, die einer meiner Gefährten mit sich hatte, ein Trünklein oder etliche Bier mit auf den Weg nach Andreasberg. Als unsers Wegweisers, Führers und Wirtsmutter, die Richterin, zum Herrn Pastor sich verfügt und ihm meine Ankunft vermeldet, kam derselbe, Herr Valentinus, mir nachgeeilt und brachte mit sich Brot, Wurst und dergleichen, das wir mit uns nehmen sollten, fragte auch, ob ich Geld zum Zehrpfennig bei mir hätte. Ich hatte des nicht einen Heller. Da öffnete er mit seinem Häckel sein Wams, darin er drei alte Thaler

Reiter mit Gewalt entführt — endlich glücklich in Andreasberg angekommen, konnte aber Tage lang nicht das Geringste über seine fünf Kinder erfahren. Erst am Freitag traf dort sein ältester Sohn, im Rücken durch einen Stich verwundet, von Klausthal, wo ihn ein Verwandter einige Tage verborgen gehalten hatte, mit dem kleinsten Kinde ein. Die drei anderen Kinder sah er erst in der Osterwoche wieder. Cuppius erzählt: „Die drei kleinen Kinder aber blieben aus; und obwol wir nicht allein nachfragen ließen, durch die Andreasberger, welche zur Schantz helffen und arbeiten musten zum Klausthal, auch sonsten andere, sondern auch eigene Bohten samt der Magd ausschickten mit großen Unkosten: So kunten wir gleichwol von solchen unsern Kindern in etlichen Tagen nichts erfahren. Ach Gott, welch ein groß Herzeleid war das! Sie waren aber nach dem Hahnenklee kommen, und im Walde herumgelauffen, geplündert und ausgezogen; doch hatten sich etliche gute Leute ihrer angenommen, etwas zu Eßen geben, bis sie so gejagt, daß sie endlich mit großer Gefahr und elendiglich des Mittewochens gen Goslar kommen, und, durch Bekannte befodert, unter dem Thor hindurchgenommen." —

In Zellerfeld hausten am Sonntag Nachmittag die durch den Widerstand erbitterten Tillyschen aufs schrecklichste. Aus den Kirchen wurde der Altarschmuck geraubt, die Hauptkirche ward zum Pferdestalle gemacht, ja, einige Soldaten scheuten sich nicht, in der Gottesackerkirche den Sarg der Tochter des Pastors aufzuhauen, um zu sehen, ob die Leiche kein Geschmeide an sich habe. Was in den Bürgerhäusern nur irgend Nehmenswertes war, das fand bei den Plünderern und ihren paar hundert Frauenzimmern sichere Aufnahme. Die Bewohner, denen die Flucht nicht gelungen war, wurden nach völliger Ausplünderung mit Kolbenstößen gezwungen, für ihre männlichen und weiblichen Peiniger zu kochen und zu braten. Nach den Stadt- und Bergbeamten wurde vielfach geforscht. Es gelang jedoch nur, des Stadtrichters Berward in der Nähe von Altenau habhaft zu werden. Man hatte schon den Baum bereitet, um ihn aufzuknüpfen, da schenkte man ihm das Leben unter der Bedingung, daß er einige hundert Thaler Lösegeld in Zellerfeld zahle. Nachdem er dieses Versprechen gehalten, gelang es ihm, nach Goslar zu entkommen.

Die Feldwachen, besonders die am Scheidekreuze auf dem Wege nach Goslar, wurden stark besetzt. Auf dem Marktplatze und den Straßen wurden

---

eingenähet, und sagte, die sollte ich hinnehmen. Ich nahm aber allein zween davon, den dritten gab ich ihm wieder. Er nahm von mir meinen Wanderstab, gab mir dagegen seinen Häckel, und behält er solchen Stab zum Gedächtnis. Er ließ einen Müller mit mir gehen, der uns auf einen unbekannten Weg bringen mußte, daß wir nicht etwa von Fremden möchten ergriffen werden. Dies thäte uns wohl gelingen, ob wir wohl einen sauren Weg hatten, denn wir sahen im Schnee vor uns nur eines Menschen Fußstapfen, denen mußten wir folgen. Ach! wie fielen wir durch den Schnee an manchem Orte, daß uns das Herz im Leibe gleichsam knackte, und mußten befürchten, daß wir die Beine möchten brechen, oder sonst am Leibe Schaden nahmen. Der Weg währte uns sehr lange, ich wurde je länger je matter, und meine Trünklein Bier aus der Kanne waren ausgelippert. Man sagte uns von einem reinen Wasser, daraus die Leute zu trinken pflegten, aber wir konnten daran nicht kommen. Der Durst nahm überhand. Da lief Schneewasser daher, das war fein klar an dem Ort, da sich's ein wenig sammelte; man konnte aber daraus weder mit dem Munde trinken, noch mit der Zunge lecken, oder mit der Hand schöpfen. Da ließ sich einer vernehmen, er hätte einen Löffel bei sich, den nahmen wir und schöpften in die Kanne, thaten ein Bißlein Brots darein, da galt es trinkens, und nahmen Vorrat mit auf den übrigen Weg. . . . . Zu Andreasberg fanden wir etliche unserer Leute, die uns empfingen; bald bescherte mir und meiner Hausfrau der getreue Gott eine Herberge."

große Feuer angezündet, als die Dämmerung hereinbrach. Die Kriegsmänner lagerten um dieselben, zechend und schwelgend in geraubtem Gut. Andere schleppten Thüren und zerschlagenes Hausgerät als Brennmaterial herzu. Die aufflackernde Flamme beleuchtete die schmerzverzerrten Gesichter der erschlagenen Bürger. Hin und wieder schlüpfte im Schatten der Häuser ein von den Soldaten zurückgehaltener Bewohner hin, und vielen gelang es, den Wald glücklich zu erreichen. Manchen wurde auch von bekannten Klausthalern ein Tannenzweig zugesteckt.

4. Tilly hatte sein Hauptquartier zu Klausthal genommen und traf schon am Montage energische Maßregeln zur Sicherung der Stadt gegen feindliche Angriffe. Die Bremerhöhe in unmittelbarer Nähe derselben und so gelegen, daß Zellerfeld vollständig von ihr aus beherrscht werden kann, ließ er eiligst befestigen.*) Aus Klausthal, St. Andreasberg, Altenau, Herzberg und andern Orten wurde „Nachbar bei Nachbar“ vom Landdrosten zum Schanzenblau befohlen. Zu den Pallisaden verwandte man auch das starke Holz des Blockhauses zu Zellerfeld. Die beiden von den Dänen im Stich gelassenen Geschütze wurden gleichfalls mit in der Schanze aufgestellt. Die Spuren dieser Befestigungen sind noch heute bei der Windmühle auf der Bremerhöhe deutlich erkennbar. Ob Tilly auch den gegenüberliegenden Berg neben der Osteröderstraße befestigt hat, läßt sich aus schriftlichen Nachrichten nicht erweisen, doch macht es der Name „Tillenburg“, den der vor der Mühlenstraße, etwa in der Mitte zwischen der Grube Turm Rosenhof und der Marie Hedwig belegene Teil dieses Berges trägt, fast wahrscheinlich. —

Tilly verweilte vier Wochen in Klausthal, ließ während dieser Zeit auch Wildemann und Lautenthal ausplündern, stellte den Städten Altenau und Andreasberg Schutzbriefe aus und dämpfte am 23. März eine Feuersbrunst in Zellerfeld, welche durch Unvorsichtigkeit der Soldatenfrauen entstanden war und bei dem heftigen Winde auch leicht Klausthal hätte in Asche legen können.

Am 10. April 1626 zog er vom Oberharze ab. Als Besatzung der Schanze ließ er einige Kompagnieen zurück, und auch Zellerfeld behielt noch einige Zeit kaiserliche Einquartierung.

Am Tage Philippi Jakobi (1. Mai) kamen die ersten Zellerfelder in die Stadt zurück, unter ihnen Zehntner Diegell und Pastor Cuppius. Viele fanden nichts als einen Aschenhaufen, andere nur Ruinen. In den Straßen war „nichts als Unflat und Gestank“. Die Kirchen waren entweiht, in der oberen lag noch die besudelte Leiche der Tochter des Pastors. In der Münze hatten die Soldaten zuerst sich Zinnmünzen geprägt und nachher die Prägeapparate größtenteils verkauft. —

Tilly ließ sich endlich bewegen, einen Schutzbrief für Zellerfeld auszustellen. Aber lange Jahre gingen hin, ehe die Stadt sich nur einigermaßen wieder erholte, und die Gruben wieder in der nötigen Stärke belegt werden konnten.

---

*) Die in Klausthal und Zellerfeld vielfach verbreitete Ansicht, daß letztere Stadt von diesen Schanzen aus beschossen sei, ist durchaus irrig. Bei der Einnahme dieser offenen Stadt sind Geschütze überhaupt nicht zur Verwendung gekommen. Zudem trugen die damaligen Feldgeschütze nur etwa 500 Schritt weit. Jene Schanzen sind nur zum Schutze Klausthals angelegt und hatten ihre Stärke hauptsächlich in den beiden großen, in Kamschlacken gegossenen Geschützen.



Möge nie wieder eine Zeit kommen, wo der Krieg dem Bergmann sein „Schlegel und Eisen“ entwindet, wo die Wasser des Brockenfeldes müssig die Kunsträder durchrauschen, das Gestampf der Pochstempel und der Taktschlag der Eisenhämmer verstummt, wo der Hüttenrauch nicht mehr durch die Thäler zieht, weil die Schmelzöfen gewaltsam ausgeblasen sind.

II.

Die Schlacht bei Lutter am Barenberge.

Am 1. August legte sich König Christian IV. von Dänemark, dessen Heer*) damals 19500 Mann zu Fuß und 8600 Mann zu Roß stark war, vor das Amthaus Lutter am Barenberge, eroberte es am folgenden Tage, feierte am 3. dort den Sonntag, nahm am 4. sein Hauptquartier in Seesen und brach tags darauf nach Northeim auf.

Aber schon am 15. desselben Monats traf er, nachdem er in der Gegend von Northeim und Duderstadt die günstige Gelegenheit, sich mit dem erkrankten und damals noch nicht durch Wallensteinsche Regimenter verstärkten Tilly entscheidend zu schlagen, ungenutzt hatte vorübergehen lassen, auf seinem Rückzuge wieder in Seesen ein. Wohl hatte er, um die Verfolger aufzuhalten, die Ruhmebrücken zerstören und die dem Herzog Christian dem Älteren gehörenden Ortschaften Förste, Nienstedt, Eisdorf u. a. in Brand stecken lassen, auch den Engpaß bei der Staufenburg mit 400 Musketieren, 200 Dragonern und 2 halben Kartaunen unter dem Hauptmann Hodiriara besetzt; aber Dufour, der den aus 2 Regimentern bestehenden Tillyschen Vortrab führte, nahm den Paß, machte die tapfer kämpfende Besatzung desselben nieder und nahm den Führer gefangen, so daß es Tilly möglich wurde, noch an demselben Abend vor Seesen zu erscheinen. Der König überließ ihm den Hasselberg oder Galgenberg vor dem Rosenhagenthore und führte sein Heer in bester Ordnung auf eine andere Höhe bei der Stadt, ließ auch die Bagage noch denselben Abend nach Wolfenbüttel weiter gehen. Bei der Schnelligkeit, mit welcher die Ligisten den Dänen auf dem Fuße folgten, waren jenen viele

*) Nicht ohne Interesse sind die Nachrichten über die Anwerbung desselben. Der Kürassier mußte sich mit einem 16 „Palmen“ hohen Pferde, mit Degen und Pistolen stellen. Der Küraß ward ihm für 15 Thlr. geliefert. Er durfte sich ein kleines Gepäckpferd und einen bewaffneten Jungen halten. Der Arkebusier (Arkebuse = Flinte) mußte gleichfalls Pferd, Degen und Pistolen mitbringen, durfte sich aber ein zweites Pferd nur halten, wenn er von Adel war. Für Brust- und Rückenstück zahlte er 11 Thlr. Der Infanterist hielt sich den Degen selbst und ließ für das ihm gelieferte Gewehr einen einmonatlichen Sold im ersten halben Jahre seines Dienstes ein. — Bei Auflösung eines Regimentes bekamen die Soldaten sämtliche Waffen mit einem Drittel des Ankaufspreises vergütet, falls der Infanterist noch nicht 6, der Kavallerist noch nicht 10 Monate gedient hatte; andernfalls hatten sie die Waffen ohne jede Vergütung abzuliefern. — Der Kürassier bekam für sich und seinen Jungen täglich 2 Pfd. Fleisch, 2 Pfd. Brot, 1/8 Pfd. Butter oder Käse und 3 „Pott“ Bier. Arkebusier und Infanterist erhielten die Hälfte. Die tägliche Ration betrug 12 Pfd. Heu, Gerste oder Hafer nach den Vorräten. „An das Kommissariat hatte der Kürassier für Portion und Ration monatlich 7 Thlr., an den Wirt im eigenen oder kontribuierenden Lande der Kürassier 5, der Unteroffizier 4, der Sergant 3, Arkebusier und Infanterist 2½ Thlr. zu zahlen; in feindlichen, nicht kontribuierenden Ländern wurde ohne Bezahlung requiriert.“ — Um die Desertion zu verhüten, ward ein Teil des Handgeldes bis zum Abschiede zurückbehalten, beim Tode aber den Erben überliefert. Kinder und Witwen bezogen einen sechsmonatlichen Sold. (Nach Lichtenstein, „Die Schlacht bei Lutter.“ Ich folge dieser Schrift in nachfolgender Darstellung und habe derselben auch, wo nicht anderes bemerkt ist, die Citate entnommen.)



Nachzügler in die Hände gefallen, welche von der Hitze, dem anstrengenden Marsche und dem Mangel an Lebensmitteln ermattet, hatten zurückbleiben müssen. Sie wurden von ihnen, ebenso wie alle Kranken und die meisten Überläufer, ohne Schonung niedergemacht.

Da es schon dunkelte, als Tilly den Hasselberg besetzte, so beschränkte man sich in der Nacht beiderseits auf ziemlich erfolgloses Kanonieren. —

Ehe wir die Heere in die Schlacht begleiten, müssen wir uns auf dem Schlachtfelde orientieren.

Das kleine Thalbecken von Lutter ist auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen: im Nordwesten durch die 1½ Meilen ohne Querthal sich hinziehenden Nauer Berge, im Nordosten und Osten durch eine Reihe von Bergen ohne gemeinschaftlichen Namen, unter ihnen Birkenberg, Papenberg, Radberg und Steinkuhlenberg; im Süden durch den Nordwestfuß des Oberharzes. Im Süden treten Harz und Langenberg, welcher von den Osterköpfen, der südlichen Fortsetzung der Nauerberge, durch das Thal des Mittelbeeks getrennt ist, und im Norden Heinberg und Papenberg so nahe an einander, daß das Flüßchen Neile, Chaussee und Eisenbahn sich kaum neben einander hindurchzuwinden vermögen. Jene schmale Lücke ist der Paß von Hahausen oder Neukrug, diese der von Neu-Wallmoden. (Siehe S. 164.)

Im Südosten, nach Langelsheim zu, treten Steinkuhlenberg und Harz nicht unmittelbar an einander, doch war zu jener Zeit der Weg über diese Senkung wegen der vorgelagerten Sümpfe für Heere fast unpassierbar. (S. S. 61.)

Die Neile, welche das Thal der Länge nach von Südosten nach Nordwesten, den Nauer Bergen fast parallel, durcheilt, wird rechts durch die aus dem Radebruch kommende Haymeke, namentlich aber zwischen Lutter und Nauen durch einen ihr an Wassermenge fast gleichkommenden Bach verstärkt, welcher beim Vorwerk Rhode aus dem Steimkerbeek, der das Wedebruch durchfließt, und aus dem Dolgener Beek, der vom Steinkuhlenberge herabkommt, entsteht. — Von links nimmt die Neile nur den Mittelbeek auf, welcher, Hahausen fast berührend, den Langenberg von den Osterköpfen scheidet. Zur Zeit der Schlacht nahm er unterhalb des Dorfes Hahausen, an der Stelle, die jetzt „in der Brücke" genannt wird, noch einen von den Osterköpfen herabkommenden, jetzt völlig versiegten Bach auf, und bildete mit ihm einen Morast, der sich bis an die Brücke ausdehnte.

Durch das Neilethal führte die alte Frankfurter Heerstraße. Von Seesen kommend, durchschnitt sie bei Neukrug den Paß, führte durch Hahausen und hielt sich dann so dicht unter den Osterköpfen und den Nauerbergen, daß sie selbst um das Dorf Nauen einen Halbkreis nach W. schlug. Auch im Passe von Neu-Wallmoden blieb sie auf dem linken Ufer des Flusses und schlug dort die Richtung auf Ringelheim ein.

Sie ist längst verfallen und eine neue Chaussee an ihre Stelle getreten, welche sich von Neukrug, ohne Hahausen, Nauen und Neu-Wallmoden zu berühren, auf dem rechten Ufer des Flusses nach Lutter wendet und den Höhenzug vermittelst eines künstlichen Einschnittes übersteigt.

Auch sonst hat das Schlachtfeld ein anderes Ansehen bekommen. Die großen Brüche auf dem rechten Ufer der Neile (Radebruch, Kiefholz, Wedebruch, Brandhai, Birken) sind entwaldet und entwässert. Ebenso ist die Waldung des nördlich von den Brüchen an die Neile grenzenden Pebbekenberges jetzt ausgerodet.

Im Osten ist, abgesehen von geringeren Veränderungen, der Abfall des Radberges, Tüttel genannt, und im Norden ein Teil des Birkenberges jetzt waldfrei.

Einen vollständigen Überblick über das Schlachtfeld gewinnt man, wenn man von Seesen die Bahn nach Börßum benutzt; sie folgt fast genau der Frankfurter Heerstraße. An den früheren Brüchen vorüber und teilweise durch dieselben führt die Bahnstrecke Neukrug-Langelsheim. —

Außer den genannten lag auch zur Zeit der Schlacht keine Ortschaft auf der Ebene von Lutter. Das Dorf Dolgen, dessen Kirchstätte man noch unter dem Steinkuhlenberge am Dolgener Beeke kennt, ist wahrscheinlich im Herbst 1521 in der Stiftsfehde zerstört. 1578 wurden seine Ländereien schon ebenso wie heute von Langelsheim aus bewirtschaftet. Auch die beiden, einst in der Nähe des heutigen Bahnhofs Lutter neben einander belegen gewesenen Dörfer Nanauen und Rauten, von welchem das letztgenannte die gemeinschaftliche Kirche hatte, waren damals nicht mehr vorhanden, denn es heißt schon im Erbregister des Amtes Lutter vom Jahre 1548: „Wüste Dorffstedt: Nanawen genandt fürn Nawerberge an den Bodensteinischen wege belegen, gantz nichts davon.“ (Siehe S. 46.) —

Folgen wir nun dem Verlaufe der Schlacht.

Gleich nach Mitternacht brach das dänische Heer auf ein Kanonensignal von Seesen auf. Mit Tagesanbruch folgte ihm die Tillysche Avantgarde mit drei Geschützen, war aber um 9 Uhr vormittags unter stetem Scharmützeln erst bis Hahausen vorgedrungen. Hier mußte sie Halt machen, denn die verstärkte dänische Arrieregarde hatte die Höhen hinter dem genannten Dorfe, welche die Heerstraße nach Nauen beherrschen, aufs beste besetzt.

Als Tilly nachmittags mit dem Hauptheere bei Hahausen ankam, formierte er die Avantgarde aus seinen Kerntruppen, den Infanterie-Regimentern Herliberg und Reinach und den Reiter-Regimentern Schönberg und Kronberg*), schob diese bis an den Mittelbeek vor, besetzte die über diesen führende Brücke mit 700 Musketieren und stellte zwischen Hahausen und dem genannten Bache gegen Abend hinter einem mit einem Verhau verwahrten und durch Bäume und Baumzweige geblendeten Erdaufwurfe eine Batterie von 12 Geschützen auf. Den fünf Artilleristen jedes derselben wurden Musketiere zugeteilt und hinter der Batterie das würzburgsche Leibregiment als Bedeckung aufgestellt. Rechts von der Brücke wurden den Bach entlang mehrere Infanterie-Regimenter und hinter diesen leichte Kavallerie, namentlich die Regimenter Erwitte und Bock postiert. Nachdem noch alle rechts und links führenden Waldwege von den in dieser Gegend wohlbekannten Tillyschen ausgekundschaftet und besetzt waren, brach die Nacht herein.

Der Rückzug der Dänen war inzwischen wegen der Enge des Passes von Neu-Wallmoden trotz aller Anstrengungen nur langsam von statten gegangen. Der König begab sich am Abend von diesem Passe, wo er persönlich die nötigen Anordnungen getroffen hatte, nach Nauen zurück, um auf dem Riemenschneiderschen (dem später Frickeschen) Halbspännerhofe zu übernachten. Dorthin berief er die Obersten zum Kriegsrate.

Fortsetzung des Rückzuges wie Annahme einer Schlacht waren für die Dänen gleich mißlich. Die Truppen bestanden zum großen Teil aus neu

*) Die Kronberger, „die Unüberwindlichen“ genannt, hatten schwarze Pferde, schwarze Bekleidung und am schwarzen Helm einen weißen Totenkopf. Es war ein bayrisches Regiment, sein Oberst hieß Kronenberg.



geworbenen, ungeübten und kaum dem Knabenalter entwachsenen Soldaten. Seit acht Tagen waren dem Heere zum Teil sehr forcierte Märsche zugemutet, und nur am 13. war, aber in Schlachtordnung, unter Wehr und Waffen, gerastet. Zum Fouragieren hatte ihm Tilly keine Zeit gelassen, und seit vier Tagen hatten die erschöpften Soldaten nicht einmal Wasser und Brot genug gehabt, sondern ihren Hunger mit unreifem Obst und mit Waldbeeren beschwichtigen müssen. Dazu kam die Glut des Hochsommers und das drückende Gefühl der Flucht vor einem überlegenen Feinde, das Gerücht, daß der Sold nicht gezahlt werden könnte, und der Zweifel an der Tüchtigkeit des Feldherrn.

Konnte man solche ermatteten und herabgestimmten Truppen den alten, von dem Bewußtsein der Überlegenheit getragenen Soldaten Tillys entgegenführen? Aber mußte nicht andererseits die Fortsetzung des Rückzuges die schon gelockerte Disciplin völlig aufheben und diesen zu allgemeiner Flucht werden lassen?

Der König teilte dem Kriegsrate mit, daß er im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf den Mut seiner Offiziere und die günstige Stellung entschlossen sei, eine Schlacht anzunehmen, und befragte zunächst den General Fuchs um seine Meinung. Dieser riet entschieden zur Fortsetzung des Rückzuges, da bei dem Stande des Heeres, den er freimütig darlegte, wenig Hoffnung bleibe, über Tillys erfahrene Soldaten, von denen jeder so viel gelte wie ein Offizier, den Sieg davonzutragen, zumal das Terrain ungünstig für die Artillerie, und der Wind auf Tillys Seite sei. Er erbot sich, alle Verantwortlichkeit des Rückzuges zu tragen, wenn der König ihm noch 1000 gediente Reiter zuweisen und im unglücklichsten Falle einen geringen Teil der Bagage opfern wollte. „Zu deme der König gesaget, ob Ihme vor seine Hauth grawete? Und ihm seine Furchtsamkeit vorgeworffen. Dem der Obriste Fuchs geantwortet, Er wehre nur ein Mensch! Der König werde es aber mit Schaden erfahren. Hat solchen Schimpff nicht leiden wollen, sondern an die Tillyschen zuerst gesetzet." Darauf ward die Schlacht beschlossen und die Vorbereitung derselben sofort mit Umsicht und Eifer in Vollzug gesetzt.

Die Artillerie*) ward bis auf sieben Geschütze, welche schon nahe bei Ringelheim waren, zurückgeführt und aufgestellt. Eine große Batterie von sechzehn Geschützen wurde unter den Osterköpfen, etwa 1000 Schritte von der Brücke des Mittelbeeks auf einer mit einzelnen Bäumen bestandenen Anhöhe placiert, mit 130 Schritt langen und 8 Fuß breiten Gräben und zwei 6 Fuß hohen Wällen verschanzt und stark durch Infanterie und Kavallerie gedeckt. Von dieser Batterie bis an die Neile und auf den Höhen zu beiden Seiten, welche die Heerstraße und das ganze Neilethal beherrschten, stand das Vordertreffen unter Fuchs in sehr günstigen Positionen.

Das Mitteltreffen führte der König selbst; es dehnte sich vom Waldsaume hinter Nauen, wo es Verbindung mit dem Vordertreffen hatte, bis zum Vorwerk Rhode aus. Hier war sein linker Flügel durch eine verschanzte Batterie von vier Geschützen gedeckt.

Das Hintertreffen unter dem Kommando des Rheingrafen Ludwig Otto reichte mit seinem rechten Flügel da an den Wald, wo der Weg von Lutter

*) Die Geschütze hatten meistens 24- bis 48-pfündiges Kaliber. Jedes derselben hatte 12 bis 20 Pferde zur Bespannung und 12 zum Fortschaffen von Pulver und Kugeln nötig. Beim Transport lagen die Geschütze auf plumpen Karren, die Lafetten fanden nur in den Batterieen Verwendung. Diese konnten ihrer Unbeweglichkeit wegen den Platz während der Schlacht nur mit großen Schwierigkeiten wechseln.



nach Bodenstein (oberhalb des jetzigen Bahnhofs) die alte Heerstraße schnitt, mit seinem linken, dessen äußerste Spitze das schwedische**) Regiment zu Fuß bildete, an den Radberg, nördlich von der Wüstung Dolgen.

Da das Hauptcorps zur Zeit, als die Schlacht beschlossen ward, sich auf und neben der Heerstraße zwischen Nauen und Neu-Wallmoden befand, so konnten alle Heeresteile noch am Abend in die ihnen zugewiesenen Stellungen einrücken. Die diesseit und jenseit der Brücke errichteten Batterieen beschlossen den Tag mit gegenseitig ziemlich erfolglosem Kanonieren. Die von den Dänen rechts und links in den Wald gesandten Patrouillen fanden bereits alle Durchgänge von den Ligisten besetzt. —

„Die Vorposten standen, nur durch den Bach (den Mittelbeek) getrennt, so nahe, daß sie mit einander reden konnten, und während der schönen, heitern Sommernacht vernahm man deutlich ihre abgemessenen eintönigen Schritte und den Zuruf der Patrouillen beider Armeen. Da erglänzte nach Mitternacht plötzlich ein feuriges Schwert in der Luft, die Spitze gegen die Stellung der Dänen, den Griff in Form eines Kreuzes gegen die Tillyschen gerichtet. Die ligistischen Wachen allarmierten die Ihrigen, und mehrere sahen das offenbare Wunderwerk Gottes, das ihnen den gewissen Sieg vorhersage, verkündeten es jubelnd sogleich einem großen Teile der Truppen, welche denn auch so munter und von freudiger Zuversicht erfüllt wurden, daß sie vom sofortigen nächtlichen Angriffe kaum zurückgehalten werden konnten und nur schwer zu bewegen waren, bis zum Anbruch des Tages den Kampf auf Leben und Tod zu verschieben." —

Der Schlachttag, der 17./27. August 1626, war ein Sonntag. Tilly feuerte seine freudig dem Kampfe entgegensehenden Soldaten unter Hinweis auf das Sieg verheißende Zeichen noch mehr an, gab als Losung: „Seligste Jungfrau Maria" und verbot, den Feinden Pardon zu geben.

Tilly behielt die Schlachtordnung vom vorigen Tage bei. Nur besetzte er den zu seiner Rechten nach Rhode zu sich erstreckenden Wald noch stärker mit Infanterie und Kroaten und beorderte die Wallensteinschen Regimenter zu einer Umgehung der beiden Flügel des Feindes. Es mußten nämlich die Infanterie-Regimenter Cerboni und Colloredo zu seiner Linken auf den tags zuvor durchforschten und besetzten Waldwegen sich in der Stille möglichst weit vorschieben und die Wallensteinschen Reiter-Regimenter Dufour, Altsachsen und Haußmann unter Dufours Oberbefehl sich von Hahausen in der Richtung nach Langelsheim unter der Führung ortskundiger Köhler auf schlechten Wegen durch Bruch und Wald schlagen, um von der Kirchstätte des wüsten Dolgens den Dänen in die Flanke zu fallen. Da sie nach Tillys Schätzung diese schwierige Aufgabe vor Mittag nicht gelöst haben konnten, so eröffnete die ligistische Batterie bei Hahausen das Feuer erst gegen elf Uhr, als die Dänen den Angriff kaum noch erwarteten.

Zugleich gingen 5 Compagnieen Kronberger Reiter, und, ihnen unmittelbar folgend, die Infanterie-Regimenter Herliberg und Reinach und die Schönbergschen Reiter über die Brücke und den Bach, wurden freilich von der dänischen Batterie und Kavallerie zurückgeworfen, drangen aber, durch das Infanterie-Regiment Schmid verstärkt, sofort wieder vor.

Da ließ der König, der, von seiner Leibfahne umgeben, vom Pebbekenberge, da, wo dieser nach Nauen hin zur Mühle abfällt, den Kampf des

---

*) Das südliche Schweden stand damals noch unter dänischer Herrschaft.

Vordertreffens verfolgte, die Regimenter, welche die Höhe besetzt hielten, zur Unterstützung der bedrängten Truppenteile in das Thal hinunterführen. Damit gab er nicht nur diese dominierende Stellung ohne Not auf, sondern brachte auch damit seine große Batterie zum Schweigen, denn jene Regimenter konnten nur in der Schußlinie derselben vorrücken.

Die dänischen Infanterie-Regimenter Lohausen, Lindsdaw und Mogens Kaas drangen unter ihrem Schlachtrufe: „Für Religion und Vaterland!“ stürmisch vor, warfen die Ligisten über den Bach zurück, schnitten dabei die Regimenter Schmid und Schönburg ab, nahmen die Brücke, warfen auch das würzburgsche Leibregiment und stürmten gegen die Batterie ein.

Gleichzeitig setzten die Reiter-Regimenter Hessen und Solms links von der Brücke über den Bach, sprengten die dort aufgestellte ligistische Infanterie und trieben sie bis hinter ihre Kavallerie.

Als der König seine Truppen diese Erfolge erringen sah, schickte er Fuchs noch 1000 Reiter vom Mitteltreffen zu und drang selbst von Rhode aus in den Wald, um den Feind in der Flanke und im Rücken zu fassen.

Der Augenblick war ein kritischer. „Tilly, wütend über das Weichen seiner alten, erprobtesten Soldaten, glaubte schon, das Glück werde ihm treulos. Die Thränen traten ihm aus Schmerz über solchen Schimpf in die Augen, er stieg vom Pferde, lief wie ein Rasender den Fliehenden entgegen, ergriff sie, bat, drohte, warf ihnen ihre Feigheit vor, war mit Augen, Händen, Geschrei überall. So gelang es ihm, die Flüchtlinge aufzuhalten, zu sammeln und wieder in den Kampf zu führen. Es hatte das Ansehen, daß sie mehr Schande als Tugend halber stehen mußten.“ Dann wandte er sich seiner hart bedrängten Batterie zu und ermahnte die Büchsenmeister, keinen Schuß vergebens zu thun. „Dieß Wort ist ihnen durch Hertze gegangen undt haben so wol auf die Andringenden Fewer gegeben, daß sie nicht anderst als das Getreide vom Hagel darniederfielen.“ Die gut verschanzte Batterie widerstand dem ersten Anlaufe, die Dänen suchten sie in aufgelöster Ordnung zu stürmen, und als sie sich wieder sammeln wollten, um das von frischen Truppen aufgenommene und mit diesen vorrückende würzburgsche Leibregiment zurückzuweisen, sahen sie ihre Kavallerie in eiligster Flucht begriffen.

Die Reiter-Regimenter Hessen und Solms hatten, wie wir sahen, die ligistische Infanterie zersprengt. Da rief der Oberst Erwitte, der von seinem Reiter-Regimente nur 500 Mann bei sich hatte, diesen zu: „Soldaten, ihr müßt heute für Tausend kämpfen!“ und stürzte sich auf die dänische Kavallerie; Oberst Bock mit seinen Reitern that dasselbe, andere Regimenter folgten ihrem Beispiel; und durch diesen heftigen Anprall wurden die hitzigen Dänen gegen einen Morast gedrängt, so daß sie sich nicht mehr frei bewegen konnten. Und als nun hier (unmittelbar an der Neile, den nördlichsten Häusern von Hahausen gegenüber) ihre Führer, Graf Solms*) und Landgraf Philipp von Hessen**), kämpfend fielen, wandten sie sich zu regelloser Flucht und rissen

*) Als er verwundet ward, verließen ihn die Seinigen. Kroaten bemächtigten sich seiner und forderten ein hohes Lösegeld. Da er es nicht sofort zusagte, lüftete ihm einer den Küraß und schoß ihn durch die Brust. Sein Petschaft lieferten sie nach seinem letzten Wunsche an Tilly ab. — Er war 1601 geboren, dem ihm innig befreundeten Philipp von Hessen an Tapferkeit und Biederkeit gleich und mit ihm zusammen aus hessischen in dänische Dienste getreten.

**) Als er, schwer im Gesichte getroffen, vom Pferde stürzte, ließen ihn die Seinigen schmählich im Stich. Zwei ligistischen Reitern versprach er das hohe Lösegeld, welches sie forderten, aber ein dritter kam hinzu und wollte daran teilhaben, und als jene das ver-

dabei auch zwei zu ihrer Unterstützung über den Bach vorgerückte Infanterie-Regimenter, die sich aus Versehen unter einander beschädigt hatten, mit zurück.

Da gaben auch die dänischen Infanterie-Regimenter, welche die Batterie zu stürmen suchten, die Sache verloren. Die Ligisten griffen an allen Punkten mit neuem Mute stürmisch an und trieben das ganze dänische Vordertreffen über den Mittelbeek zurück und flüchtend vor sich her.

Der König hatte unterdes seinen Plan, von Rhode aus durch den (jetzt ausgerodeten) Wald nach Hahausen vorzudringen, um so weniger ausführen können, als er überall auf Kroaten und ligistische Infanterie stieß. Da kam ihm die Nachricht von der ihm völlig unerklärlichen Flucht der Seinigen. Eiligst kehrte er um und gab dem Hintertreffen den Befehl zum Vorrücken. Die ligistische Besatzung des Waldes folgte ihm auf dem Fuße. Gegen sie richtete die Batterie bei Rhode ihr Feuer. Dabei sprang ein Geschütz in Gegenwart des Königs, und nur wie durch ein Wunder blieb dieser unverletzt.

Als er seine flüchtenden Truppen erreichte, gelang es seinen Bemühungen, sie zum Stehen zu bringen, zu ordnen und den Feind aufzuhalten. Da erschien plötzlich das Dufoursche Corps, das sich mit unsäglicher Mühe durch das Wedebruch gewunden hatte, auf dem weithin sichtbaren Dolgen, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich im dänischen Heere die entmutigende Nachricht, die ganze Wallensteinsche Armee sei über Langelsheim im Anmarsche. Der König gab noch nicht alle Hoffnung auf. Er wußte, daß Wallenstein in Schlesien dem Grafen Mansfeld gegenüber stand. Ohne Zögern befahl er dem Rheingrafen Ludwig Otto, dem von den Wallensteinern hart bedrängten schwedischen Regimente mit seinem und Courvilles Reiter-Regimente zu Hülfe zu eilen, und dirigierte auch aus dem bisherigen Mitteltreffen einige Infanterie dorthin.

In diesem Augenblicke fiel der General Fuchs*) (nordwestlich von Rhode, nicht fern von der Stelle, wo sich von der neuen Chaussee der Fußweg nach

---

weigerten, brachte er ihm einen vierten fürchterlichen Hieb durch das Gesicht bei, der einen Teil der Wange und des Kinnes wegriß. Da bat der Fürst, ihn vollends zu töten, und der dritte Reiter, von Wallen, schoß ihn durch die Brust. — Landgraf Philipp, der zweite Sohn des Landgrafen Moritz, war 1604 geboren. Seine männliche Beredsamkeit, seine Gewandtheit in fremden Sprachen, sein sanftes und liebreiches Wesen, sein Mut werden allerseits gerühmt. „Seine ritterliche Begeisterung für die Sache der evangelischen Religion und des unterdrückten Vaterlandes führte ihn noch zu einer Zeit in das dänische Lager, in welcher der glückliche Ausgang von des Königs Unternehmen schon sehr zweifelhaft sein mußte. Zum Reiterobersten über drei Regimenter ernannt, suchte er auf jede Weise den Geist in diesen von meist Neugeworbenen gebildeten Regimentern zu einem wahrhaft kriegerischen auszubilden. Mit echt hessischem Mute ihnen vorangehend, ein Feind aller Laster, welche die Liebe zum Dienste, den Mut und das Vertrauen schwächen und vernichten müssen, war er stets liebreich und teilnehmend gegen seine Soldaten und zeichnete die Tapfersten unter ihnen mit großer Freigebigkeit aus.“ Seinen Lehrer Grob, der 17 Jahre an seiner Seite gewesen war, schickte er vor Beginn der Schlacht nach Neuwallmoden. — Seine einbalsamierte Leiche sandte Tilly mit einem teilnehmenden Schreiben seinem Vater nach Kassel. Dort ward sie am 14. Septbr. mit kriegerischen Ehren beigesetzt. Drei Jahre nachher ward ihm in der Martinskirche ein prachtvolles Denkmal errichtet.

*) Man hielt ihn für den König und bot ihm Pardon an. Als er ihn ausschlug, hieb man von neuem auf den schwer Verwundeten ein und schaffte ihn dann auf den Riemenschneiderschen Hof in Nauen. Dort legte man ihn auf die Bank hinter dem Ofen, Er befahl noch, ihn da zu begraben, wo er gefallen sei, und sein Grab zu respektieren. Damit verschied er. — Hans Philipp Fuchs stammte aus dem Kursächsischen, hatte erst in sächsischen, dann in kaiserlichen Diensten gestanden. In der Schlacht bei Prag befehligte er die österreichische Artillerie. Seit dem Frühlinge 1625 diente er dem Dänenkönige, und war nächst diesem der Erste im Kommando. Groß und stark beleibt, war ihm an dem

Nauen abzweigt, der sich auf der Neilebrücke mit dem Fahrwege vereinigt). Schlimmeres konnte dem Könige nicht widerfahren, denn Fuchs besaß das Vertrauen des Heeres wie keiner der unter ihm kommandierenden Obersten. Nun ließ sich das Mitteltreffen nicht mehr halten. Unaufhaltsam ging's zurück in wilder Flucht bis zu den wüsten Dorfstätten Nanauen und Rauten, dem heutigen Bahnhofe. Hier war noch ein Teil des Hintertreffens aufgestellt, welcher die Fliehenden aufhielt. An der Flucht hatte sich auch die Infanterie beteiligt, welche den Schweden Unterstützung bringen sollte. Sie war noch gar nicht im Feuer gewesen, hatte sich aber von der Furcht, abgeschnitten zu werden, zu schimpflicher Umkehr hinreißen lassen.

Noch einmal wurden die Regimenter neu geordnet und formiert, und unter des Königs persönlicher Führung schickte man sich zu ernstlichem Widerstande an. Bis dahin hatten das schwedische und die Reiter-Regimenter Rheingraf und Courville die Wallensteiner am Dolgen aufzuhalten vermocht, aber jetzt, als jede Unterstützung ausblieb, wurden sie trotz tapferer Gegenwehr geworfen. Zu gleicher Zeit brachen die Wallensteinschen Infanterie-Regimenter Cerboni und Colloredo aus dem Walde zwischen Bodenstein und den Dorfstätten Rauten und Nanauen hervor und formierten sich am Waldsaume, um sich auf den rechten Flügel des dänischen Hintertreffens zu werfen. Da erfaßte die Regimenter desselben, welche das Vordertreffen gebildet hatten und vom eiligen Lauf und vor Furcht kaum wieder zu Atem gekommen waren, ein solcher Schrecken, daß sie, voran die Reste der Regimenter Lohausen, Lindsdaw und Kaas, im ganzen 30 Fahnen stark, ihren König im Stich ließen und auf eigene Hand sich in das feste Amthaus Lutter warfen. Damit war auch den noch frischen Truppen des früheren Hintertreffens das Signal zur Flucht gegeben.

In aufgelöster Ordnung und unter fürchterlichem Geschrei jagte das Dufoursche Corps den geschlagenen linken Flügel vor sich her. Ein Teil desselben rettete sich in die Wälder, ein anderer traf an der Mühle vor Neu-Wallmoden den König, der hier am Müllerberge und Lindenbergskampe mit den letzten ihm Gebliebenen Stellung genommen hatte. Sie wurden eingereiht, und noch einmal versuchte der König das wechselbare Schlachtenglück. Aber der Feind drang immer zahlreicher und grimmiger heran, und die letzte, trügerische Hoffnung schwand rasch dahin. Doch erst als das „blaue“, des Königs Leibregiment zu Fuß, und die aus 300 adligen Reitern bestehende „Leibfahne“ fast völlig aufgerieben waren, gab der König den dringenden Vorstellungen der Seinen, sich der Gefangenschaft zu entziehen, Gehör. Nur von einem Leibdiener, der ein Handpferd mit schwarzsamtnem Sattel führte, und seinem Stallmeister Wenzel Rottkirch begleitet, suchte er sich durch 40 feindliche Reiter durchzuschlagen. Schon hatte ihn ein Korporal am Koller, da stürzte das Pferd desselben unter einem Schusse des Dieners zusammen. Dieser aber mußte seine Treue mit dem Tode zahlen. Des Königs Pferd stürzte, er schwang sich auf das Handpferd, und glücklich entkam er mit seinem Stallmeister seinen Verfolgern. Auf der jähen Flucht durch Moräste und

heißen Tage die Rüstung zu unbequem; er trug deshalb über seinem weißseidenen Wams nur eine kurze, leichte Kasacke von grauer Farbe, so daß die kräftige stattliche Gestalt weithin erkennbar war. — Seine Familie zahlte bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Familie Achilles in Nauen ein Jahrgeld für die Instanderhaltung des Grabes. Leider hat es der neuen Chaussee zum Opfer fallen müssen. Man fand in demselben das auffallend große Skelett und ein kostbares Schwert.



Grüfte des Waldes brach das Roß des Königs zusammen; da gab ihm Rottkirch das seinige, und allein und ohne Kopfbedeckung gelangte der König Ringelheim gegenüber auf das freie Feld. Dort sammelten sich bald einzelne Reiter um ihn, und noch ohne Kopfbedeckung, schweißtriefend und ganz heiser, ritt er mit diesen über den Klosterhof in Ringelheim. „Gegen Abend zog er mit 30 schwachen Kornetten, geistig und körperlich erschöpft, in größter Betrübnis sich gegen die Brust schlagend und klagend ausrufend: Ach,' wie wird mein liebes, armes Volk niedergehauen werden! in das Thor von Wolfenbüttel ein." —

Nach gewonnener Schlacht begannen die Ligisten, besonders die Kroaten, eine blutgierige Jagd auf verwundete und geflüchtete Dänen. Stundenweit ward nach ihnen der Wald durchsucht; man holte sie aus jedem Verstecke und schoß sie von den Bäumen herunter. Pardon ward Tillys Befehl gemäß nicht gegeben. Bis in die Nacht hinein währte dieses „Metzgen" im Walde.

Während in der Schlacht selbst der Verlust an Toten und Verwundeten beiderseits gleich gewesen sein wird, erhöhte sich durch Niedersäbelung der Verwundeten und eingeholten Flüchtlinge die Zahl der auf dänischer Seite Gebliebenen auf etwa 4000, von denen bei weitem der größte Teil der Infanterie angehörte.

„Entsetzliche Scenen zeigte die Flucht der Bagagewagen. Frauen und Kinder wurden von den eigenen Leuten von den Wagen gestoßen, ja Mütter sollen ihre eigenen Kinder, um nur sich selbst auf einem Wagen behaupten zu können, von sich geworfen haben. Die Wagen in dem Engpasse von Neu-Wallmoden, welche nicht schnell genug fortgeschafft werden konnten, wurden von den Dänen selbst beraubt und vernichtet, damit sie dem Feinde nicht zur Beute würden."

Die 30 Fähnlein (Compagnieen), welche sich in das Amthaus Lutter geworfen hatten, dachten an keinen ernstlichen Widerstand. Kaum begannen die Ligisten das nördliche Thor zu stürmen, als sie sich auf kaiserliche Gnade und Ungnade ergaben. Tilly reihte die Unteroffiziere und Gemeinen in die Regimenter ein, welche die größten Verluste gehabt hatten (Würzburg, Schmid und Fürstenberg) und bildete aus dem Reste drei neue Fähndel.

Die Besatzung von Lutter übergab bei der Gefangennahme 29 Fahnen. 32 andere und 6 Kornette (Standarten) waren in der Schlacht und bei der Verfolgung erobert, unter ihnen des Königs Leibfahne. Außerdem fielen den Siegern 20 Fahnenstangen ohne Fahne in die Hände.

An Geschützen eroberten sie auf dem Schlachtfelde 20. Dazu kamen die beiden bei Staufenburg genommenen halben Kartaunen und 1 Geschütz, welches die Dänen bei Salzgitter im Stich ließen, weil die Räder desselben zerbrachen. Im übrigen beschränkte sich die Beute auf einen großen Teil des Schanz- und Lagerzeuges. Die Geldwagen und die wertvolle Bagage waren schon tags zuvor in Wolfenbüttel angekommen. —

Tilly blieb am 18./28. August in Lutter und ließ die Toten beerdigen, den Leichnam des Landgrafen Philipp aber einbalsamieren. Ein gleiches sollte mit dem von Tilly hochgeachteten General Fuchs geschehen, aber es fehlte in Bockenem und Goslar an „solchen Requisiten". Er ward deshalb seinem Wunsche gemäß an dem Orte beerdigt, wo er gefallen war. Jetzt geht der Chausseegraben durch sein Grab.

Außer den beiden Genannten und dem Grafen Hermann Adolf von Solms-Hohensolms waren von höheren Offizieren auf dänischer Seite gefallen:

der Rat und Generalkriegskommissarius Pogwitsch, der Oberst und Generalkriegskommissarius Pens, die Obersten Bilde, Rosencranz, Neyab, von Wersabe (ein Hesse), der Oberstlieutenant Ungefugt (ein Braunschweiger; er fiel bei einem Ausfall aus dem nördlichen Thore von Lutter) und ein Rittmeister von Oeynhausen.

Die Ligisten hatten 33 Offiziere verloren; unter ihnen der Oberstwachtmeister Assuerus, den früheren Generalprofoß Hauptmann Schwarz und zwei friedländische Rittmeister.

Seine Verwundeten, unter denen Oberstlieutenant von Wahl und Oberstwachtmeister Kahlinger die vornehmsten waren, schickte Tilly nach Goslar. Viele von ihnen starben dort an ihren Wunden und an der Pest, die in der ganzen Gegend so entsetzlich wütete, daß vor Bockenem damals ein besonderer Pestkirchhof angelegt werden mußte.

Die gefangenen Offiziere vom Hauptmann abwärts sandte Tilly nach Alfeld, die höheren nach Bockenem in Gewahrsam.

Auf dem Schlachtfelde waren gefangen: die Obersten Görtzen und de Courville, der Oberstlieutenant und Hofmarschall Berndt Geist, genannt von Hagen (schwer verwundet), die Majore Wackerbart und Grimm, 2 Rittmeister, 6 Hauptleute und 3 Fähnriche (Sekonde-Lieutenants). In Lutter hatten sich ergeben: der Generalkriegskommissarius von Ranzau, die Obersten von Lohausen, von Fräncking und Lindsdaw, die Oberstwachtmeister Katzbock, von Roggen, Kröpp und Tönnies, die Majore Günderode, Mierzelitz und Puttkamer, 16 Hauptleute, 1 Kapitän-Lieutenant, 24 Lieutenants, 5 Cornetts (Kavallerie-Sekondelieutenants), 35 Fähnriche (Sekondelieutenants), 4 Fähndel-Führer, 1 Rumormeister und 1 Quartiermeister.

Am 19. August verlegte Tilly sein Hauptquartier nach Salzgitter, am folgenden Tage zog er vor die Liebenburg. Von hieraus schickte er seine Siegesberichte an den Kaiser und seinen Kurfürsten ab. In denselben nennt er als Offiziere, die sich besonders ausgezeichnet haben: den Grafen von Gronßfeld, Oberstlieutenant des Regiments Herliberg, den verwundeten Oberstlieutenant Grafen von Wahl, den Oberstlieutenant des Reiterregiments Altsachsen, von Lindtauff, die Obersten Dufour, Erwitte und Bock. —

Tilly wurde für diesen seinen 18. Sieg, den er allen anderen vorzog, mit Lobeserhebungen und Danksagungen überhäuft. Papst Urban VIII. erteilte ihm seinen apostolischen Segen und ermunterte ihn: „Auf denn, geliebter Sohn, zur Vertilgung der Ketzer, folge Gott als Führer und deiner Tapferkeit!“ —

Wie man protestantischerseits vielfach dem lutherischen Herzog Georg von Lüneburg, der in kaiserliche Dienste getreten war, am Tage der Schlacht sich aber in Wiesbaden befand, die Schuld am Verluste dieser entscheidenden Schlacht zuschrieb, indem man annahm, er habe die Wallensteinschen Regimenter, die allerdings für sein Heer bestimmt waren, seinen Glaubensgenossen in die Flanke und den Rücken geführt; so hat man auch König Christian als unfähig zur Führung eines Heeres hinzustellen versucht. Tilly urteilte anders über ihn; er schreibt, „einige hätten gemeint, eine Neigung zum Trunk sei Schuld an dem Unglücke gewesen, andere, sein Verstand habe durch den Fall in Hameln gelitten. Es habe ihm aber weder an Verstand noch an Tapferkeit gemangelt, er hätte alle Tugenden, welche ein kluger Feldherr haben müsse, gezeigt. Und in dem Berichte an Maximilian schreibt er, daß er nie einen Feldherrn gesehen, der sein Heer besser zu ordnen gewußt, der es mit größerem Mute zum Gefechte geführt und der mehr Geistesgegenwart besessen, Verwir-

rungen abzuhelfen und die Weichenden neu zu beleben, als dieser König Christian der Vierte."

Wodurch die Schlacht verloren gegangen, geht aus der Darstellung derselben selbst hervor.

Als Anhang teile ich noch ein Volkslied auf die Schlacht bei Lutter mit, welches erst einmal (Zeitschr. des hist. V. für Niedersachsen 1878, 298 ff.) gedruckt ist.

„Von der Schlacht vor Lutter.

Ein schon Newes Lied vom Graffen Johan von Tilly und Christian Quarto dem Könige von Dennemarcken, Manniglichen zu guter Nachrichtung und steter Gedechtniß gesangsweise gestellet. Im thon: Wilhelmus von Nassoue bin Ich ꝛc. Geschehen Im Jahr 1626 den 27. Augustj."

1. Graff Tilly ein küner Helt — heißt man mich allezeitt,
Ich halte mich in dem felde — ieder Zeit gahr woll bereit,
Den Kayser und Bayerfürsten — habe ich allezeit geehrt,
Vom König von Norwegen — bleib ich noch unversehrt.

2. Du thust dich zornig stellen — ein Jahr zwey in dem feldt,
Vnd hast doch nicht dran wollen — solchs uns gar nicht gefelt.
Du thust gar sehr glorieren, — so fern in frembdem Landt,
Kansts doch nicht defendiren — ist dies ein Spott und schandt.

3. Du sollst nicht so sehr pochen — wider Kayserliche Majestät,
Gott lest's nicht ungerochen — wie im Evangelio steht:
Du solst dem Kayser geben — alles waß des Kaysers ist,
Sein Ehr solst ihm nicht nehmen — gib Gott was Gottes ist.

4. Solchs hastu gahr vergeßen — du stolzes künes blutt,
Vnd hast so gahr vermeßen — im hohen Vbermuth,
Vielmehr dich angenohmen, — als es dir hat gebührt;
Ins Franckenlandt kanst nicht kommen, — die Thür ist Zugespert,

5. Northeim hastu entsetzet, — deß kanstu haben Preis,
Ich habe mich wieder ergetzet, — das bistu worden weis.
Fürwar ich bin dir kommen — so nahe auff die Haut,
Mit Pfeiffen vnd mit Trummen, — hast mirs nicht zugetrawt.

6. Dein Lager thatstu schlagen — zu Northeim bei der Stadt,
Vermeinst mich zu erringen, — ichs nit im Sinne hat.
Ich that mich retiriren — hinauff ins freye felt,
Mich da zu defendiren — wie ein rechtschaffener Helt.

7. Du aber woltest nicht kommen — da hab ich dein gewart,
Dich anders hast besonnen — gemischet wart die Kart.
Die länge war schon gegoßen, — bist gahr verzagt an mir,
Ich aber vnerschrocken — das glaube kecklich nur.

8.*) Du nambst dir für im Sinne — nach Osterrod hinauff,
Duderstadt wollestu gewinnen, — ich merckt gahr eben auff,
Das wollte ich nicht gestatten, — du must bald abelahn,
Da kamen meine Crabaten, — ach wie liefftstu davon.

9. Dein Volck liestu losiren — auff einen hohen Berg;
Ich that dir nach marsiren — nach leng vnd nach der Zwerg,
Da treumet dir vom teuffel, — da liefftu auch davon.
An Gott hat ich kein Zweiffel, — der wirdt mich nicht verlahn.

10. Ein Meil weges hinter Sesen, — der Anfang geschehen ist,
Im Busch sind viel gewesen, — sag ich zu dieser frist.
Ein hundert drey oder viere — blieben dich dar im stich,
Du thatst dich retiriren, — ich trückt gar starck auff dich.

*) Nur diese Strophe teilen Lichtenstein und Havemann mit.



11. Bei Lutter in dem Felde, — da hielstu wie ein Helt,
Da must es wahrlich gelten, — meinem Volck es wolgefelt;
Thatst gegen mich marsiren — mit deiner Reuterey,
Das Fußvolk auch darneben, — das stunt warlich gahr frey.

12. Schon warstu dar empfangen, — von mir wie solchs gebürth,
Seint mit Mußqueten gangen, — daß sie dich haben gerürt,
Hat man nicht schon gespielet — wol mit den stücken mein
Undt frisch auff dich gezielet, — du solst wol sagen Nein.

13. Ein lust hat ich zu fechten — damals am selben orth,
Das hab ich von meinen fußknechten — auch Reutern mit gehört.
Sie wollen bey mir bleiben, — von mir nicht abelahn,
Da ließens wir Gott walten, — griffen dich wacker an.

14. Da gieng recht an das treffen — aldar im freyen feldt,
Gott stehe bei den Gerechten! — Merck auf wie dirs gefelt.
Ich that gar balde zertrennen — die schöne armada dein,
Frisch thatens auff dich brennen, — hab danck dem Fußvolk mein.

15. Aldar hab ich bekommen — bey zwey und zwantzig Stück,
Etzlich vnd fünfftzig Fahnen — blieben dir auch zurück;
Also hab ich vernohmen, — acht Cornete auch dabei,
Dein Weg hastu genohmen -- auff Wulffenbüttell frey.

16. Ein junger Heß ist blieben, — der Obriste Fuchs ist todt;
Viel wurden auffgerieben — auff dieser Walstat guth,
Bey viertausend merck eben, — alhier zu dieser frist;
Der Waldt lag ihnen eben, — der Vielen das Leben frist.

17. Drey Obristen seint gefangen, — ohne was die Hauptleut sein,
Leutnant, Fendrich darneben, — mit Nahmen sein gezehlt sein
Sechtzig in einer Summen, — die besten Officiren sein,
Dann auch sein viel entrunnen, — suchen den Wege dein.

18. Darunter vier Freyherren, — ohne was vom Adell ist;
Mich wundert, daß doch deren — noch keiner witzig ist;
Hatten sie recht besonnen, — daß sie noch nie kein mahl
An mir noch nichts gewohnen — mit ihrer großen Zahl!

19. Sie woll'n alle auff mich setzen, — erstlich Margraff Durlach,
Den that ich gahr bald wetzen, — daß er drüber nicht lacht;
Zweymahl habe ich geschlagen — den tollen Christian,
Noch eines mit ihm zu wagen — bin ich ein kühner Mann.

20. Wan ich dir Rath solt geben, — so kemstu nimmermehr,
Du hast ietzwndt, merck eben, — erlangt gar schlechte Ehr.
Braunschweig sol dir nicht bleiben, — kein Herr soltu drein sein,
Ich wil in das Stifft Verden, — das ist schon halber mein.

21. Bistu dan auserkohren, — daß du wilt wieder han,
Was andere haben verlohren, — Pfaltzgraff vnd Christian,
Die Pfaltz wolst wider einnehmen, — im Weg bist gahr verirrt,
Du kompst du hin auff Bremen, — ich mein, du seist verwirt.

22. Franckenlandt ist dir zuwieder, — drinnen gibts starken Wein,
Sie fielen daruon nieder, — was trinckt das Volcke dein!
Thabac den sollen sie trincken, — haben einen guten Muth,
Dauon werden sie nicht hincken, — wie man vom Weine thut.

23. Dieß Lied sey dir gesungen — zu tausend guter Nacht:
Den sieben vnd zwantzigsten Augustij, — in diesem Jahr so spadt,
Haben wir die Schlacht gewonnen, — sag ich vnd ist auch wahr,
Alß man zalt sechzehn hundert, — sechs und zwantzig Jahr.



III.

Die Harzschützen.

Die Kriegsjahre 1623—26 brachten über den Harz und seine Vorlande, wie wir S. 276 ff. gesehen haben, unsägliches und unerträgliches Elend.

Am 5. September 1625 richtete der Herzog Friedrich Ulrich eine bewegliche Klageschrift an den Kaiser.

Er sagt in derselben: Das Kriegsvolk des Generals Tilly hat „meine armen Unterthanen (die ohnedas die vorigen Jahre her ganz erschöpft) feindseliger Weise urplötzlich ungewarneter Sachen und wie ein Wetter überfallen, die armen wehrlosen Leute überraschet, in ihren Häusern, auf den Wegen in Holz und Felde, mit Weib und Kindern erbärmlich niedergehauen, zermetschet, darunter der Sechswöchnerinnen, Kindbetterinnen und kleinen Kinder nicht verschonet, deren etliche den Müttern an den Brüsten getötet, den Priestern, die sich vor ihnen nicht verstecken können, unsäglichen Schimpf und Marter angethan, teils tot geschlagen, darunter auch armer alter lahmer Krüppel in den Spittalen nicht verschonet, sondern dieselben greulicher Weise gemartert und getötet, auch einem Weibsbilde (welches und alles andere mit lebendigen Zeugnissen zu beweisen) die Zungen aus dem Halse gerissen, anderen die Zungen im Munde gespaltet, anderen härene Stricke um die Köpfe gewunden, überstark zugewiegelt und durch solche Marter, wo sie Geld vergraben hätten, befraget; Ämter, Klöster, Städte, adelige Häuser, Flecken und Dörfer ganz ausgeplündert, Kisten, Kasten, Schäppe und alles aufgehauen, alle Pforten, Fenster, Stühle, Bänke und ander Hausrat zernichtiget, aus- und entzweigeschmissen, was an Fleisch, Butter, Käse, Eiern, und andern Victualien vorhanden gewesen, wenn sie sich damit gefüllet gehabt, in Kot getreten; den Fässern mit Wein, Most, Bier, Broihan und anderem Getränke den Boden ausgeschlagen und auf die Erde laufen lassen; die Kirchen, Kapellen und Armenkasten aufgebrochen, den Kirchenornat an Kelch, Patenen, Monstrantien, Meßgewand, heiligem Zierrat neben allem anderen, so darin befunden, herausgeraubt, die Altar- und Tauffsteine profaniert, mit ihrem Unflat verunreinigt, die Meßbücher zerrissen, in die heilige Bibel und andere Bücher salva venia gehofieret; die Flügel der Altäre Orgeln und Kirchenstände entzweigehauen, die Gräber eröffnet und durchsuchet, das Kupfer und Blei von Kirchtürmen abgedecket und weggenommen, etliche schöne Bibliotheken verbrannt; ehrbare Frauen und Jungfrauen genotzüchtigt, auch auf offener Gassen dessen sich nicht gescheuet noch geschämet, ja auch mit etlichen auf den toten Körpern ihre Schande getrieben, auch also, daß etliche darunter des Todes worden; ganze Flecken und Dörfer ausgebrannt und in die Aschen gelegt; die Leute im Felde bei ihren Arbeiten niedergehauen, daß sie kein Korn einbringen, sondern alles im Felde (woraus unmenschliche Hungersnot zu besorgen) stehen lassen müssen; die armen Leute in den Gehölzen, dahin sie sich zur Rettung ihres und ihrer Weib und kleinen Kinder bloß überhaltenen Lebens retirieret, gleich den wilden Tieren verfolget und niedergemetschet, womit dann bishero täglich (unangesehen der Herr General vorgiebt, daß es wider seinen Willen geschehe) dermaßen continuieret, daß der größere Teil meines Landes über 12 Meile Weges in der Länge und zu 6 und 7 in der Breite ganz und dermaßen ruiniert, daß bei Menschenlebzeiten sichs nicht wird wieder erholen können. Dessen ungeachtet und obwohl die Früchte aufgezehrt sind, der Acker ungepflügt liegt, und

das Volk dem Hungertode entgegensieht, hat Tilly noch etliche Tausend Fuder Korn und 300000 Thaler verlangt. Man hat in unserem Lande ärger gehaust, denn in Böhmen oder in der Pfalz. Wir können nicht glauben, daß der Kaiser als ein gütiger und frommer Herr an diesem Wesen Gefallen findet oder gar dasselbe anbefohlen hat, besonders da das kaiserliche Schreiben nur eines bloßen Durchzuges gegen uns gedenkt."

Der Herbst des Jahres 1625 und das folgende Jahr brachten statt der Hülfe nur größere Greuel und neuen Jammer. Zu der Kriegsfurie, die den Westharz mit neuer Wut überfiel, gesellte sich der Würgengel der Pest. Obdachlos, ihrer Vorräte und ihres Viehes beraubt, suchten die Bewohner der offenen Orte im Walde Schutz vor den Mißhandlungen der Soldaten. Manche vermochten nur mit Waldbeeren und Eicheln kümmerlich ihr Leben zu fristen. Hunger und Entbehrung, der Mangel jeder Pflege, ein Leben, schlimmer als das der Tiere des Waldes, steigerten die Pest von Woche zu Woche. Kraftlos sanken die Menschen zu Boden und gaben nach wenigen Stunden, aber nach entsetzlichen Schmerzen den Geist auf. Die meisten Kirchenbücher haben die Todesfälle in jener schrecklichen Zeit überhaupt nicht, oder doch nur teilweise verzeichnet. Wer sollte sie auch führen! Die Geistlichen waren erschlagen oder zur Flucht gezwungen.

In ihrer Verzweiflung rotteten sich die an den Bettelstab gebrachten Bauern bandenweise zusammen, um sich ihrer Peiniger, so gut es ging, zu erwehren, und ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Unter selbstgewählten Führern lauerten sie kleineren Scharen der Kaiserlichen hinter Busch und Klippen auf; oft schlossen sich sogar mehrere Banden zu einem ansehnlichen Haufen zusammen, der, durch Erfolge kühn gemacht, selbst Städte anzugreifen wagte. Denn wenn sie auch Anhänger und Parteigänger des Dänenkönigs zu sein vorgaben und sich im Notfalle auf eine dänische Besatzung zurückzogen, so machten sie doch bald zwischen Freund und Feind keinen Unterschied. Wie Räuber lagen sie im Hinterhalt, machten alle Wege im Westharze unsicher und hinderten jeden Verkehr. Des Lebens der Bürger und Bauern schonten sie meistens, doch war sonst vor ihnen nichts sicher. Vor allem waren ihnen Pferde eine willkommene Beute, und bald war die größte Zahl dieser „Schnapphähne, Freibeuter und Landzwinger", die sich selbst *Harzschützen* nannten, beritten und nun um so gefährlicher. Sie kannten jeden Weg und jeden Schlupfwinkel und wurden durch ihre Angehörigen und Freunde, die in ihnen ihre Helfer sahen und mit ihnen den Raub teilten, von jeder drohenden Gefahr benachrichtigt und über jede Bewegung der regelmäßigen Truppen in steter Kunde erhalten.

Den Anfang mit dieser Erhebung, die sich bald bis zum Solling verbreitete, machten die Bauern aus der Gegend von *Harzburg*. Vielleicht stand sogar der Kommandant der Harzburg, der dänische Hauptmann von Wildenstein, der Bildung dieser Banden nicht fern, jedenfalls handelten sie im Einvernehmen mit ihm, denn sie respektierten die von ihm ausgestellten Schutzbriefe. Ihre ersten Züge waren gegen grubenhagensche Ortschaften gerichtet, deren Bewohner es entgelten sollten, daß ihr Herzog auf kaiserlicher Seite stand. Am 29. April 1626 überfielen die Harzburger Harzschützen die Hirten des Fleckens Lauterberg im Walde und führten 212 Schweine mit sich über Oderbrück nach Harzburg. Sobald der Amtmann Widemann auf Burg Scharzfels Kunde von diesem Raube erhielt, ließ er die Schnapphähne durch einen Leutnant mit 100 Mann verfolgen. Dieser vermochte sie aber nicht mehr

einzuholen und kehrte im Harzburgschen Gebiete um, weil er den dort liegenden Dänen nicht gewachsen war. — Da die Bergstadt **Altenau** unmittelbar an das Amt Harzburg grenzt, so fürchtete sie, gewiß nicht mit Unrecht, einen baldigen Besuch der Harzschützen. Die Stadtobrigkeit wandte sich deshalb an den Hauptmann von Wildenstein und bat ihn unter Hinweis darauf, daß die Bürger von Altenau den Zellerfeldern in ihrer Bedrängnis Beistand und „Unterschleif" gegeben und auch sonst gute Nachbarschaft mit den braunschweigschen Unterthanen gehalten hätten, um einen Schutzbrief „wider die Harzbursch und etliche zusammengerottete braunschweigsche Unterthanen und Schützen". Der Hauptmann willfahrte dieser Bitte unter rühmender Anerkennung ihres Verhaltens. — Am 28. Mai durchzog dann jene Bande plündernd das Amt **Elbingerode**, raubte namentlich den Ort Mandelholz rein aus und nahm dem Amtmann Jobst von Windheim zu Elbingerode alle seine Pferde. Zur Vergeltung ließ Tilly Amthaus und Domanialvorwerke zu Harzburg, Saline, Kupferhammer, Messingdrahthütte, sämtliche Dörfer des Amtes, auch die neu erbaute Kirche zu Harlingerode durch den zu Osterwiek liegenden Oberstleutnant von Bodenteich „durchgehends verbrennen und jämmerlich verwüsten".

Damals wurde die Bergstadt **Andreasberg** lange Zeit durch eine Bande in Schrecken erhalten, zu der sogar Andreasberger Einwohner (der schwarze Paul, der Müller Veit Otto, Hans Rosenbusch, Georg Förster u. a.) gehörten, und an deren Spitze Thomas Günther, ein „berüchtigter, sehr arglistiger Bube", stand. Gleichfalls ein Andreasberger Stadtkind, hatte dieser den Dänen als Dragoner unter Schulze gedient und sie zu den räuberischen Streifzügen gegen seine Vaterstadt aufgestachelt, auf deren einem das Hüttenwerk zur Schwarzen Schluft unter seiner Leitung völlig verwüstet war. Bei dem Abmarsche der Dänen desertierte er nach Andreasberg und sammelte dort eine kleine Schar Landzwinger um sich. Sein Haß richtete sich besonders gegen einen Bürger namens Georg Stolle, der bald darauf zum Stadtrichter (Bürgermeister) gewählt wurde; er wollte es diesen entgelten lassen, daß seine (Günthers) Mutter in einem Rechtshandel mit ihm unterlegen war. Zu einem wirksamen Schlage gegen den angesehenen und beliebten Mann bedurfte er indes der Hülfe der Dänen. Als Schäferknecht verkleidet, erschien er eines Tages von Lauterberg aus in Andreasberg, gab sich hier für einen Boten des dänischen Generals aus, beauftragt, Briefe auf die Harzburg zu bringen — die Briefe, welche er vorwies, hatte er selbst angefertigt — und forderte vom Rate der Stadt ein Pferd. Da ihm dieses verweigert wurde, ließ er den Hauptmann von Wildenstein auf der Harzburg durch Rosenbusch benachrichtigen, in Andreasberg liege ein dänischer Soldat, der ihm Briefe vom Herzog Christian zu überbringen habe, der aber seine Reise nicht fortsetzen könne, weil ihm trotz seiner Ermattung der Rat kein Pferd überlassen wolle. Nun drohte der Hauptmann mit Niederbrennung der Stadt, und der Rat ließ Thomas Günther die Wahl zwischen drei gesattelten Pferden.

Auf der Harzburg angekommen, entdeckte er dem dänischen Hauptmann, daß er jenen Vorwand nur gebraucht habe, um ihm melden zu können, daß der Bürger Stolle, ein Kipper und Wipper, der außer großer Barschaft und vielen Kleinodien wohl einen Centner Silber besitze, sich gegen den König von Dänemark, seinen Herrn, dadurch gröblich vergangen habe, daß er den Feind mit Kugeln versorge. Zugleich schlug er dem Hauptmann vor, dem reichen Mann eine Strafe von 4000 Thlr. aufzuerlegen.

Wildenstein ging gern darauf ein, gab dem Verräter zu seiner Schar eine Abteilung von 50 Soldaten und beauftragte ihn, jene Strafe einzuziehen und Stolle gebührend zu züchtigen. Am 11. Mai traf die Bande des Morgens in aller Frühe in Andreasberg ein, gab vor, mit der Überrumpelung des Schlosses Herzberg beauftragt zu sein, und forderte zu essen und zu trinken. Nachdem die ungebetenen Gäste vier Stunden lang auf dem Marktplatze sich's hatten wohl sein lassen, und die Bürger größtenteils wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt waren, rückten sie plötzlich vor Stolles Haus, wurden aber von Stolles Frau früh genug gesehen, so daß es ihr und ihrem Manne gelang, aus der Hinterthür zu entfliehen. Voll Zorn über den mißlungenen Anschlag ließ Thomas Günther das Haus völlig ausplündern und durch brennende Lunten in Brand stecken. Doch gelang es nach seinem Abzuge den Nachbarn, das Feuer im Entstehen zu ersticken.

Thomas veranlaßte nun den Hauptmann, der Stadt eine Kriegssteuer von 150 Thlr. aufzuerlegen und dem Rate aufzugeben, den Bürger Stolle auszuliefern oder an dessen Statt jene 4000 Thlr. zu zahlen. Als Wildenstein indes aus den weiteren Verhandlungen ersah, daß Thomas ihn sowohl über Stolles Verschulden wie über dessen Vermögensverhältnisse arg belogen hatte, ließ er sich mit 100 Thlr. abfinden. Seine Absicht, den frechen Bandenführer zu bestrafen, konnte er indes nicht ausführen, da dieser nach Schlesien entwich.

Nach einem Vierteljahre erschien er wieder, trieb seinen Mutwillen in Andreasberg und anderen Harzorten wie früher, versuchte mehrmals, den Richter Stolle zu erschießen und entschlüpfte geschickt allen Nachstellungen, denen er seit dem 16. November 1626, wo die Regierung zu Osterode gegen ihn und seine Spießgesellen strenge Verhaftungsbefehle erlassen hatte, in erhöhtem Maße ausgesetzt war. Dennoch gelang es endlich im Dezember, seiner in Zellerfeld und eines Teils seiner Bande in Andreasberg habhaft zu werden. Mehreren derselben gelang es aber bald darauf, aus ihrem Gefängnisse in Osterode auszubrechen und die versprengten Glieder ihrer Bande wieder zu sammeln. 40 Mann stark erschienen sie am 7. Januar 1627 vor dem Amthause zu Harzburg, wo eine Anzahl Harzschützen gefangen saß, und verlangten deren Freilassung. Die Besatzung der Städte Klausthal und Zellerfeld suchte vergeblich nach ihnen; auch dem bedrohten Altenau gab man eine Besatzung, und in Andreasberg rückten 50 Schützen von der Scharzfelder Garnison ein. Da die Schnapphähne einen Einfall in Andreasberg ankündigten und mit Niederbrennung der Stadt drohten, falls die Bürgerschaft sie nicht betreffs der Häuser des Richters und des Stadtschreibers gewähren lassen würde, so gab die Regierung den Ratsmitgliedern anheim, einstweilen auf Burg Scharzfels Zuflucht zu suchen. Inzwischen waren die Räuber in einer Stärke von 60 Mann in Lonau am Sonntage während der Predigt eingefallen, hatten das ganze Dorf ausgeplündert und die Einwohner mißhandelt. Um sie endlich in die Hände zu bekommen, wurde die Besatzung Andreasbergs von Klausthal und Osterode aus erheblich verstärkt; Kundschafter meldeten, daß sie in Braunlage eingerückt seien, aber als es zu einem nächtlichen Überfalle kommen sollte, hatten die dazu ausersehenen Offiziere allerlei Bedenken und Ausflüchte.

Wenn man nun auch, wohl infolge dieser Verstärkung der Besatzungen der zunächst bedrohten Bergstädte, von den Harzschützen einige Zeit nichts hörte, so ist es doch um so weniger zu verstehen, wie die Regierung in Osterode den Bandenführer Thomas Günther und seine dort verwahrten Genossen

im Mai 1627 der Haft entlassen konnte, als der Rat von Andreasberg bereits unter dem 18. April berichtet hatte, „daß ihre Einwohner teils Haferbrot essen, teils aber vor großem Hunger fast verderben müßten, weil alle Örter, woher sie bevor Zufuhr gehabt, nicht allein geleert und ausgezehrt, sondern auch alle Straßen versperrt, und überdas die armen Leute, wenn sie nach Nahrung sich auswärts begaben, öfters beraubt, geplündert und niedergeschlagen wären, sodaß sich keiner mehr trauete, einen Fuß von der Bergstadt zu setzen".

Man ließ jene Räuber nur Urfehde schwören und verwies sie des Landes. Kaum waren sie frei, so rotteten sie sich wieder zusammen, und Thomas zeigte sich wiederholt bewaffnet in Andreasberg. Am 6. Juni forderte deshalb die Regierung zu Osterode den Amtmann zu Scharzfels und den Rat der Stadt von neuem auf, den eidbrüchigen Schnapphahn einzufangen und zur Bestrafung nach Osterode abzuliefern. Seit der Zeit fehlt jede Kunde über ihn.

Größer noch und gefährlicher als diese Harzburg-Andreasberger Schar war die Bande der Harzschützen, welche sich am Westrande des Oberharzes gebildet hatte. Ein scharfes Edikt, welches Herzog Christian zu Celle am 12. Mai 1627 gegen sie erließ, nennt als ihre „selbstaufgeworfenen vermeinten Häupter" und „Rädleinführer" Winkel Stoffel, Hans Warnecke aus Eisdorf, Lorenz Diekmann aus Badenhausen, Hans Stats Sötefleisch von der Neuenhütte (bei Badenhausen). Dieses „lose aufrührerische Gesindlein von Bauern und anderen leichtfertigen Gesellen, so sich an dem Harz und der Örter herum zusammen gethan und rottieret, soll nicht allein", schreibt der Herzog, „die durchreisenden Leute auf gemeiner Heer- und Landstraße anfallen, rechtfertigen und des Ihrigen benehmen, sondern auch und vornemlich unsern unschuldigen armen Unterthanen dasjenige, was ihnen noch von den in unserm Fürstentum vor und nach einquartierten oder durchpassierten beiden kriegenden Teilen übrig gelassen, ohne alle befugte Ursache, boßhafter, gewaltsamer, landfriedbrüchiger Weise abrauben, sie fangen, spannen, mordbrennen, brandschatzen und in andere Wege ihnen große Drangsal und Beschwerung zufügen, ja sie wohl gänzlich um Leib und Leben zu bringen keine Scheu tragen". Er befiehlt deshalb allen Obrigkeiten und Unterthanen, „daß sie mit aller Macht solche Vergewaltiger, Räuber und Friedenzerstörer, Landzwinger, Straßenschinder und Mordbrenner verfolgen, niederwerfen, gefänglich annehmen, zu dem Ende auf den Dörfern durch einen Glockenschlag alle mögliche Hülfe zu, sammenbringen, auch, da nötig, sich mit den fürstlich braunschweigschen Unterthanen und der kaiserlichen Armee (inmaßen der Herr General Graf von Tilly sich allbereit erboten) um Succurs ansuchen, ihnen und insonderheit den Rädleinführern emsig nachtrachten, sie durchaus nicht benachten, beherbergen, speisen und tränken, ihnen auch aus den Städten und andern Örtern an Viktualien oder andern Sachen nichts abfolgen, noch zukommen lassen, und in Summa allen menschmöglichen Fleiß anwenden, daß solch aufrührerisch Gesindel getrennt, zerstreut und gedämpft, und gemeine Straßen, so viel möglich, wieder in Sicherheit gebracht, und allgemach der liebe, werte Friede in unserm Fürstentum und Lande durch Gottes gnädige Verleihung wieder aufgerichtet, restabilieret und erhalten möge".

Diese Bande machte namentlich die Straßen zwischen Osterode und Klausthal und zwischen Zellerfeld und Goslar völlig unsicher, so daß sich die Bergfuhrleute, um die wenigen ihnen noch gebliebenen Pferde nicht aufs Spiel zu setzen, nicht mehr hinaus getrauten. Die Besatzung von Klausthal vermochte, selbst nachdem sie auf Herzog Christians Befehl durch eine von Bockenem dort-

hin beorderte Compagnie verstärkt war, gegen diese unter ihren Augen betriebenen Raub und Unfug nichts auszurichten.

Da die braunschweigschen Unterthanen nicht weniger zu leiden hatten, als die grubenhagenschen, so legte auch Herzog Friedrich Ulrich eine Besatzung nach Zellerfeld. Der Kommandant derselben, ein Hauptmann Georg Hoffmann, suchte die offene Stadt dadurch notdürftig zu befestigen, daß er rings um dieselbe ein Gehege von Pfählen durch die Gärten führte und die Schlagbäume mit Latten beschlagen ließ. Auch versuchte er den Schnapphähnen ihre Beute abzujagen, als sie wieder in der Nähe der Stadt ihr Wesen trieben.

Da erschienen die Harzschützen plötzlich am 26. Juli 1627 abends zwischen 9 und 10 Uhr in der Stärke von 250 Mann zu Roß und zu Fuß vor Zellerfeld, hieben die Pallisaden an drei Stellen in der Stille nieder, zündeten die bis dahin unter ihren Mänteln verborgen gehaltenen Fackeln an und waren schon mitten in der Stadt, als die Bewohner aus ihrem ersten Schlafe aufschraken. Der Hauptmann, auf den sie es allein abgesehen hatten, mußte seine Unvorsichtigkeit in Bewachung der Stadt büßen. Kaum gelang es ihm, im bloßen Hemde zu entschlüpfen; sein Eigentum an Pferden und Kleidern, Gold und Silber wurde von den Harzschützen geraubt, alles Übrige zerschlagen, und seine Frau nebst dem Knechte als Geisel fortgeführt. Letzterer entsprang ihnen in Seesen und brachte die Nachricht, daß der Frau seines Herrn kein Leid geschehen sei. Da jener Besuch dem Hauptmann allein gegolten hatte, und eine Wiederholung desselben vorauszusehen war, so drängte man ihn, die Stadt zu verlassen. Auf einem Pferde des Salzschreibers von Harzburg, der ihn auch mit Geld versah, zog er von dannen.

Der Oberverwalter des braunschweigschen Oberharzes, Propst Brendecken, begab sich nun nach Osterode, um dort nach dem Befehle seines Herzogs mit der Regierung des Fürstentums Grubenhagen gemeinsam die Wiederherstellung friedlicher Zustände auf dem Harze zu beraten und ins Werk zu setzen. Doch kehrte er zunächst mit Tillyschen und eichsfeldschen Truppen, welche als Besatzung für Zellerfeld anrückten, am 31. Juli 1627 hierher zurück, um deren Einquartierung zu leiten. Diese Schutzmannschaft zeigte sich so zügellos und mutwillig, daß sich ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung, auch viele Beamte und angesehene Bürger nach Goslar begaben, und die gesamte Bürgerschaft sich bitter über sie beklagte. Lange war ihres Bleibens freilich nicht. Denn als am 9. August durch Kundschafter die Meldung einlief, daß Harzschützen gegen Zellerfeld im Anzuge seien, flohen jene Helden eiligst nach Osterode. Und doch war die berittene Bande, welche am folgenden Morgen unter „Hans von Eisdorf" einrückte, nur 24 Mann stark. Als sie sah, daß die Truppen abmarschiert waren, nahm sie auf dem Marktplatze ein Frühstück ein, bezahlte alles bar und ritt nach einstündigem Aufenthalte, ohne irgend jemanden ein Leid gethan zu haben, über den Silbernaal wieder fort. Die Klausthaler Besatzung sandte ihr, als sie nahe genug zu sein schien, von der Schanze auf der Bremerhöhe einige Kanonenkugeln nach, konnte sie aber damit so wenig wie mit ihrem Flintenfeuer erreichen. Doch holte sie der Hauptmann mit 100 Soldaten und Bürgern in Grund ein und schoß einen der Schnapphähne nieder; die übrigen entkamen ihren nicht berittenen Verfolgern.

Wegen der schlechten Erfahrung, welche man mit den fremden Truppen gemacht hatte, einigten sich die Herzöge von Braunschweig und Celle dahin, den beiden Städten eine gemeinschaftliche, selbst geworbene Besatzung unter

einem Hauptmann und einem Feldwebel zu geben. Seitdem blieben diese Bergstädte unbehelligt. —

„Auch das festere Osterode hatte mehrfach von den Freibeutern zu leiden. Bei den kaiserlichen Generalen, insbesondere bei dem General-Kriegs-Commissarius Christoph von Lerchenfeld kam die Stadt in Verdacht, als ob sie es mit diesen Schützen oder Schnapphähnen hielte und ihnen allen Vorschub thäte, indes der dänische Kommandant in Wolfenbüttel, der Graf von Solms, Beschwerde führte, daß sie sich gegen solche Schützen, welche sich in des Königs Diensten gebrauchen ließen, feindlich erwiese, und die Drohung hinzufügte, wofern sie denselben keinen Paß oder Repaß verstatte, auch alle Notdurft an Lebensmitteln gegen Bezahlung verabfolgen lasse, so solle solches an der Stadt und deren Einwohnern schwer gerochen werden. Machte man den fürstlichen Patenten gemäß den Versuch, die Schützen zu verfolgen und einzufangen, so vergalten diese mit gleicher Münze, und man mußte froh sein, die gefangenen Osteroder Bürger gegen die ergriffenen Schnapphähne auswechseln zu lassen. Eine Bande ging soweit, der Stadt einen förmlichen Fehdebrief zuzuschicken und am Pfingstmontage 1627 einen gefangenen Bürger, Andreas Segelken, bei Lasfelde jämmerlich zu ermorden. Zwei Tage später zogen sie (unter Hans von Eisdorfs Anführung) mit fliegenden Fahnen über die (Vorstadt) Freiheit gegen die Stadt heran, lagerten sich auf einem Hügel und ließen Bier, Brot, Wein und anderes aus der Stadt holen, nahmen auch im Aufbruch Pferde, Kühe und Schafe mit, die ihnen jedoch von den nachjagenden Bürgern wieder abgenommen wurden.“ (Max.)

Bis in die Gegend von Einbeck trieben die Harzschützen ihr Wesen. Am 15. Juni 1627 schrieb der Graf von Solms an den dortigen Rat: Während die guten Patrioten und defensores patriae, welche man Harzschützen nenne, bisher gerühmt haben, daß sie zu Einbeck guten Aufenthalt und Sicherheit gehabt, so sei ihm nun zur Anzeige gebracht, daß vor kurzem „durch passionierte Leute ihnen zugesetzt, und etliche in Haft gezogen seien“. Er ersuche deshalb den Rat, „an andern sich zu spiegeln“, und jenen „treuen Patrioten und Makkabäern“ auch fernerhin wenigstens connivendo seine Wohlgeneigtheit zu bezeigen, ihnen „sichern pass und repass in und aus ihrer Stadt zu verstatten, gegen Bezahlung die Notdurft abfolgen zu lassen und sonst faveur erweisen“, insonderheit aber die bis jetzt Angehaltenen wieder frei zu geben. „Als bald darauf ein Haufen solcher Räuber in der Nähe des Hubeturmes bei Einbeck den kaiserlichen Kommissarius Johann Möller beraubte, ließ der Graf von Fürstenberg, der eben von der Eroberung Northeims herkam, zwei Compagnieen des Blankhartschen Regiments daselbst zurück, welche von Einbeck und Osterode verpflegt werden mußten und nicht eher abzogen, als bis die beiden Städte einen Revers von sich gaben, ihre Warttürme selbst besetzen, den Räubern keinen Vorschub thun und das Buschholz rings um den Hubeturm herum einen Musketenschuß weit niederhauen zu lassen.“ (Max.)

Mit dem Ende des Jahres 1627 verschwinden vorerst die Banden der Harzschützen im Westharze. Was mit militärischen Mitteln nicht zu erreichen gewesen war, das gelang den Vorstellungen und Versprechungen des Oberverwalters Brendecken. Mit Genehmigung des Herzogs*) und mit Einwilligung

*) Friedrich Ulrich ermahnt die Banden in einem mit großer Milde abgefaßten Edikt, „daß ein jeder dieser Harzschützen, so noch ein Fünkchen eines ehrliebenden Gemüts habe, sich solcher Plackerei, Plünderei, Mordbrennerei und landfriedenbrüchigen Thaten entschlage, seine gottlose Gesellschaft verlasse, von Herzen Buße thue und sich zu seinem

des Generals Tilly bot er allen Harzschützen vollen Pardon an, welche bereit waren, eidlich zu geloben, sich ferner an dieser Freibeuterei nicht mehr zu beteiligen. Die meisten machten hiervon um so eher Gebrauch, als die dänischen Besatzungen, auf welche sich die Banden bisher gestützt hatten, nach dem Norden abzogen. Unter den wenigen, welche den Pardon verschmähten, war Hans Warnecke aus Eisdorf, der als Hans von Eisdorf noch heute in der Volkssage fortlebt. Diese erzählt auch, auf welche Weise dieser verwegene Bandenführer schließlich endete. Im Vertrauen auf die Jahrmarktsfreiheit kam er einst nach Osterode, um sich einen fröhlichen Tag zu machen. Aber der Rat ließ das Ende des Jahrmarkts nicht, wie sonst üblich, um 3, sondern schon um 1 Uhr nachmittags durch den Glockenschlag verkünden und den Räuber in demselben Augenblicke in der Schenke auf der Neustadt, wo er zechte, gefangen nehmen. Nach kurzem Prozesse wurde er gevierteilt, und je ein Teil seines Körpers vor den Stadtthoren aufgehängt.

Im Sommer des Jahres 1629 tauchte noch einmal eine Bande Freibeuter im Oberharze auf. Sie lagen als gemeine Räuber am Wege nach Goslar und raubten den Durchziehenden Pferde, Korn und anderes Gut. Als man aber sofort energisch gegen sie vorging und mehrere von ihnen in Zellerfeld zur Haft setzte, zerstreute sich der Rest.

Als aber Tilly im Jahre 1631 nach der Zerstörung von Magdeburg einen Teil seines Heeres durch den Harz sandte, griffen die Harzburschen wieder zu den Waffen. In jedem Dickicht, hinter jeder Klippe lagen sie im Anschlage, um dem auf schlechtem, vielfach gesperrten Wege mühevoll dahin marschierenden Feinde die tötliche Kugel in die Flanke zu schicken. Auf die Nachricht von dieser neuen Erhebung des Bandenkriegs ließ Tilly eine stärkere Abteilung in den Harz einrücken; diese fand alle Wege, wie nach einem Treffen, mit Leichen bedeckt, die Harzschützen aber hatten sich zerstreut. —

Schließlich bemerke ich, daß in den Jahren 1626 und 1627 die Harzschützen nicht bloß im Westharze, sondern auch in der Gegend von Ilsenburg Walkenried, Stolberg und Haynrode sich zu Banden vereinigten.

---

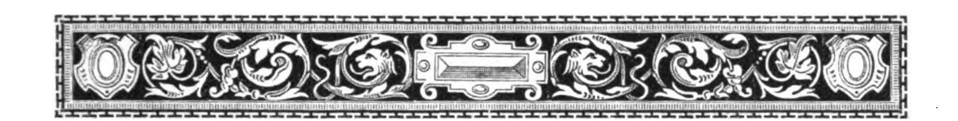
vorigen Berufe wieder anstelle, gestalt ihnen dann auch Gnade und Pardon werden solle". „Wir haben zwar mit ihnen wegen dero erlittenen Drangsale ein christliches landesväterliches Mitleiden. Da aber dieselben ohne Zweifel der vielfältigen Sünde willen über unsere Lande verhängt sein, so soll ein jeder bedenken, daß es keinem Christen gezieme, gleichsam dem lieben Gott zum Trotz, darüber ungeduldig zu werden, sondern vielmehr in Geduld stille zu halten und dem Herrn Christo sein Kreuz nachzutragen, darunter wir das unsere gleichergestalt befinden." — Nach einer Notiz im Kirchenbuche zu Osterode mußten die Freibeuter sich auch der Kirchenbuße unterwerfen.



Zweiter Teil.

Einzelbilder.





1. Ilfeld.

Im 9. und 10. Jahrhundert erscheint im Harze ein mächtiges, mit dem Grafenamt im Harzgau und in anderen Gauen betrautes Dynastengeschlecht, in welchem vorwiegend die Rufnamen Adelger (Edelger, Eiliger, Elger) und Wigger (Wiger, Wicker) üblich waren. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts in betreff des Grafenamtes auf südharzische und thüringische Landschaften beschränkt, teilte sich dieses Geschlecht „der Wigger" um die Mitte des 11. Jahrhunderts in zwei Linien, von denen die eine sich nach dem Schlosse Bilstein an der Werra Grafen von Bilstein nannte, während die andere ihren Wohnsitz im Harze beibehielt. Wo dieser zu suchen ist, kann nicht bestimmt nachgewiesen werden. Während ihn die einen auf den Bilstein nordöstlich von Ilfeld verlegen, verweisen andere auf einen Berg nordwestlich von Ilfeld, auf welchem sich noch Reste alter Befestigungen vorfinden.

Der erste, welcher seinen Wohnsitz aus dem Harze auf einen Vorberg desselben, an „die Pforte Hercyniens", verlegte, trug den in seinem Geschlechte beliebten Namen Elger. Zu seiner erstmaligen Erwähnung giebt seine Beteiligung an einer Mordthat Veranlassung. Im Jahre 1103 überfiel er nämlich mit Christian von Rotenburg den Grafen Kuno von Beichlingen in der Nacht und tötete ihn in seinem Bette. Da ihn der fast gleichzeitige Chronist nur „Edelger von Ilfeld", nicht Graf, nennt, so lebte wohl sein Vater in dem genannten Jahre noch.

Anscheinend zur Sühne dieses Verbrechens stiftete Elger I. später unterhalb seiner Burg, welche stets Burg Ilfeld, nie die Ilburg heißt, eine der heiligen Jungfrau geweihte ewige Lampe, bei welcher die Reisenden vor ihrem Eintritt in das wilde Gebirge ihre Andacht verrichten sollten. Wahrscheinlich befand sie sich auf dem „Riewenhaiwet", d. i. Reuehaupt oder Reuehügel, einer künstlichen Erdaufschüttung südlich von Niedersachswerfen, unmittelbar neben der alten Straße von Nordhausen nach Ilfeld. Ein Licht auf diesem Hügel „konnte weithin sowohl in dem Thale" zwischen diesen beiden Orten, „als auch in dem zwischen Niedersachswerfen und Wofleben gesehen werden".

Von Elger I., dessen Vater noch auf der älteren Burg wohnte und starb, ist sonst wenig bekannt. Sein Tod wird etwa in die Mitte des 12. Jahrhunderts fallen. Er hinterließ zwei Söhne, Elger II. und Rudolf. Ersterer, welcher mit einer Gräfin Bertradis von Kirchberg verheiratet war, ist der Stammvater der Grafen von Honstein aus dem Hause Ilfeld. Sein Bruder Rudolf, welcher 1178 Vogt des berühmten Klosters Fulda war, verheiratete seine Tochter Reinwig oder Reinvice mit dem Grafen Heseke (Heinrich) von

Orlamünde; dieser ward 1145 nach dem Erlöschen des ältesten Grafenhauses von Honstein vom Herzog Heinrich d. L. mit den bedeutenden Gütern desselben belehnt, blieb aber ohne männliche Nachkommen und trat zwischen 1156 und 1162 in das Kloster Huysburg (im Kreise Oschersleben) ein. Doch ging die neue Erwerbung der Familie nicht verloren: die Gräfin-Witwe Reinwig trat sie ihrem Vetter Elger III. von Ilfeld ab, dem Gemahl ihrer Tochter Lutradis. Seit dem Jahre 1162 „Graf von Honstein", fiel ihm nach dem Tode seines Vaters Elger II. 1189 auch ein Teil der Ilfeldschen Güter zu. Der Rest derselben gelangte nach dem kinderlosen Absterben seiner beiden Neffen (der jüngere hieß Dietrich), der Söhne seines älteren, im Jahre 1201 verstorbenen Bruders Friedrich, an sein Haus.

Dieser Elger III. vollendete den Bau des schon von seinem Vater begonnenen Klosters Ilfeld und stattete dasselbe mit dem aus 22 Höfen bestehenden Gute Espe (wüst zwischen Ilfeld und Wiegersdorf) und dem Dorfe O (wüst im Riet in derselben Gegend) aus. Im Jahre 1190 übertrug er ihm ferner mit Genehmigung des Königs Heinrich VI. einen bis dahin vom Reiche zu Lehen gehenden Wald zwischen dem Flüßchen Bäre „und einem Bache, welcher vor Espe aus dem Walde tritt, und bis an das Kaltethal und den Fischbach". Dazu schenkte die Gräfin Lutrudis, welche als Mitstifterin erscheint, dem Kloster das Dorf und die Pfarre Appenrode und die Kirche zu Bettingen. Letztere tauschte später Graf Siegfried von Reinstein gegen die Kirchen in Veltengel und Bösenrode und die Kapelle in Ebra ein.

Graf Elger III. verlegte seinen Wohnsitz auf den geräumigeren Honstein. Die Burg Ilfeld wird zunächst noch seinem Bruder und dessen Söhnen als Residenz gedient haben. Später wurde sie bis auf die geringen Reste, welche sich noch jetzt auf dem Burgberge bei der Johannishütte vorfinden, abgebrochen und damit das Kloster von einer Nachbarschaft befreit, welche ihm in Kriegszeiten und Fehden nur Gefahr bringen konnte.

Im Jahre 1193 war der Bau des Klosters so weit fortgeschritten, daß es bezogen werden konnte. Mit Genehmigung des Erzbischofs Konrad von Mainz zogen Prämonstratenser-Mönche aus Pöhlde ein. Der erste Propst hieß Rüdiger. Vollendet ward der Bau erst 30 Jahre später, nachdem der Dechant Arnold in Halberstadt 1218 das reiche Geschenk von 300 Mark Silbers zu den Baukosten beigesteuert hatte. Die Klosterkirche ward 1223 eingeweiht.

Im Jahre 1246 unterwarf sich das Kloster, um sein Ansehen zu heben, dem Stammkloster Prémontré. Zur Ordnung dieser Angelegenheit ging der Propst Bremold, der mit der Ordensänderung die Abtswürde erhielt, auf Befehl des Grafen Dietrich persönlich nach Prémontré, traf nach seiner Rückkehr die nötig gewordenen Änderungen im Kloster — er schaffte u. a. auch neue Bücher für den Gesang an — und begab sich dann nach Rom, um die Genehmigung des Papstes Innocenz IV. einzuholen. Dieser stellte dem Kloster im Jahre 1247 einen Bestätigungs- und Schutzbrief aus.

Daß die Vermögensverhältnisse des Klosters schon damals recht günstige waren, geht daraus hervor, daß bereits der Abt Bremold († 1258) außerhalb des Thores eine dem heiligen Georg geweihte Kirche erbaute, damit die Dorfbewohner mit ihren Weibern das Kloster nicht mehr zu betreten brauchten. Auch war dieses im Stande, seinen Grundbesitz durch Kauf zu vergrößern. Mehr noch erwarb es aber durch Schenkungen benachbarter Adliger, welchen dafür die letzte Ruhestätte im Kloster zugesichert wurde. So schenkte ihm der

Graf Heinrich II. von Kirchberg, der Letzte dieses vormals reich begüterten, nun aber ziemlich verarmten Geschlechts, im Jahre 1295 alle seine Güter. Im Jahre 1333 besaß das Kloster 10 Kirchen, von denen die meisten von der Familie der Stifter herrührten: Grupen (jetzt Marktgreußen), Holzengilde (Holzengel), Veldengilde (Feldengel), Berka (Berga), Belstede (Bellstedt), Hesserode, Sunthusen (Sundhausen), Gierbuchsrode, Sachswerfen und Bockenrode.

Das Dorf Ilfeld ist ohne Zweifel älter als die gleichnamige Burg, da sie nach jenem benannt ist. Begünstigt durch seine Lage „an einem schönen südlichen Ausgangsthale des Harzes und einer alten Straße von Wernigerode über das Gebirge", scheint es doch erst unter dem Schutze des Klosters zu einiger Bedeutung gelangt zu sein. Im Jahre 1385 gestatteten die Grafen Ulrich und Dietrich von Honstein dem Kloster auf Betreiben des Abts Friedrich Grafen von Wernigerode, ihres Oheims, das Dorf zu erweitern, namentlich den Raum zwischen dem Kloster und dem Webershofe, welcher oberhalb des Dorfes O lag, zu bebauen. Nachdem der Konvent die Bauern von Espe, welches dem Kloster seit seiner Gründung gehörte, und von Königerode, welches ihm Graf Dietrich von Honstein-Heringen im Jahre 1418 zum Heil seiner Seele schenkte, nach Ilfeld versetzt hatte, gab der Abt Heinrich v. d. Walde mit Bewilligung der Grafen demselben im Jahre 1423 Fleckensrechte. Daß übrigens Ilfeld schon als Dorf befestigt war, geht aus einer am 25. April desselben Jahres errichteten „Einunge" hervor. In dieser von den vier „Vormunden" des Dorfes und der ganzen Gemeinde errichteten und von Abt und Konvent bestätigten Ordnung heißt es nämlich u. a.: „Wer deß Dorffsz vestenunge, tzingeln, grabin, tzune, hecken ergert, vunf schillinge."

Diese Befestigung wird im Anfange des 14. Jahrhunderts, als die Fleglerbanden das Honsteinsche arg verwüsteten, oder gegen das Ende desselben angelegt sein, als das Kloster und seine Besitzungen schwere Schädigung durch die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg und deren Verbündete erfuhren. Damals wurden nicht nur viele Klostergüter gewaltsam eingenommen, sondern auch die armen Unterthanen des Klosters ihrer Habe beraubt und einige derselben sogar in harter Gefangenschaft gehalten. Erst als der päpstliche Kommissarius jene Bedränger mit dem Banne bedrohte, erhielt das Kloster seine Besitzungen und Leute zurück und Schadenersatz für die erlittenen Verluste.

In größere Not aber geriet das Kloster zur Zeit des Bauernkrieges. Wohl fanden die Klosterbrüder auf ihrem Hofe in Nordhausen sichere Zuflucht, aber das Kloster, in welchem erst kurz zuvor vom Abte Johannes (1507—20) größere Neubauten, unter welchen die Abtei, eine Kapelle nebst Badestube für ansteckende Kranke und eine Brauerei genannt werden, ausgeführt waren, ward von den Horden der aufständischen Bauern ausgeplündert und hart mitgenommen. Als sie erfuhren, daß der Abt (Bernhard von Mützschefal) sich mit den Kostbarkeiten und Urkunden des Klosters auf die Burg Honstein geflüchtet hatte, stürmten sie diese, bemächtigten sich alles dortigen Klostereigentums und führten die reiche Beute, voran ein frecher Bauer mit Inful und Stab, in langem Zuge zur Teilung hinab nach Neustadt.

Im Jahre 1546 ward Thomas Stange zum Abte gewählt. Er führte bald nach Antritt seines Amtes die Reformation ein und verwandelte das Kloster, dessen Konventualen dasselbe verließen, um evangelische Prediger zu werden, nach dem Rate Luthers, Melanchthons, des Dr. Jonas und des Stolberger Hofpredigers Plathner und mit Unterstützung der Grafen von Stolberg im Jahre 1546 in eine Schule. Zum Rektor und Lehrer derselben

berief er auf Melanchthons Empfehlung im Jahre 1550 den erst 25jährigen Nordhäuser Konrektor Michael Neander.*) Und gar bald erkannte der fromme Abt, den am besten seine Äußerung charakterisiert, „es sei ihm kaum so schwer geworden, seinen alten Adam unter die Klosterregel zu bringen und mit leiblichen Übungen zu zwingen, als hernach den alten vermeinten heiligen Mönch Adam auszuziehen, an eigener Heiligkeit gänzlich zu verzagen und Christo allein die Ehre zu geben“, welch treffliche Wahl er getroffen hatte. Als er im Jahre 1559 sein Ende nahe fühlte, „empfahl er noch auf dem Sterbebett die Schule aufs dringendste den Grafen Stolberg, insonderheit aber dem Rektor Neander.“

„Dieser letzten Empfehlung“, sagt Raumer, „blieb Neander eingedenk bis an sein Lebensende. Es grenzt ans Unglaubliche, was er in seinem Amte leistete. Als er dasselbe antrat, fand er 12 Knaben vor, neun Jahre später (1559) war ihre Zahl schon auf 40 gestiegen. Und bis kurz vor seinem Tode, 45 Jahre lang, versah er allein, ohne einen Kollegen zu haben, die ganze Schule. Daneben mußte er lange die Existenz der Schule gegen viele verfechten, welche das Klostergut gern an sich gerissen hätten. Zugleich hat er außerordentlich viel geschrieben; 39 Werke wurden von ihm gedruckt, 14 hinterließ er handschriftlich.“ Dazu kommt, daß ihm die Stifts- und Klosteradministration, welche ihm nach Stanges Tode von dem Herzog von Braunschweig und den Grafen von Stolberg übertragen war, viele und unangenehme Arbeiten brachte.

Am 26. April 1595 ist Neander nach Ablegung eines streng lutherischen Glaubensbekenntnisses voll Sehnsucht nach der Ewigkeit, „ohne einige Klage und Bewegung, selig im Herrn“ entschlafen, und am 28. April von seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer Mylius in Ilfeld, und seinen Schülern im Beisein des Grafen Heinrich von Stolberg und der Räte desselben, sowie sämtlicher Geistlichen der Grafschaften Honstein und Stolberg in der Klosterkirche neben Thomas Stange beigesetzt.

Von 1598 an bewohnte Graf Heinrich von Stolberg, nachdem er Burg und Grafschaft Honstein hatte verpfänden müssen, mehrere Jahre das Kloster.

Im Jahre 1629 zogen noch einmal Prämonstratensermönche unter dem Abte Niehus in das vormalige Kloster ein, doch gaben sie dasselbe bei Anrücken der Schweden im Jahre 1631 eiligst wieder auf. —

Von den alten Klostergebäuden ist nur noch wenig vorhanden. Selbst die Kirche, eine einfach gehaltene dreischiffige romanische Pfeilerbasilike, hat im Jahre 1859, da sie durch starke Risse zerklüftet war, beim Neubau des Pädagogiums abgebrochen werden müssen. Nachdem auch der Seigerthurm (d. i. Uhrturm), durch dessen Durchfahrt die Harzchaussee geleitet war, als ein Hemmnis der Passage einige Jahre später weggeräumt, und 1869, nach

*) „Er war eines Kramers in Sorau, namens Hans Neumann, eheleiblicher Sohn und hatte das Licht dieser Welt anno 1525 daselbst erblicket, und weiln er in seiner Jugend ein fähiges ingenium von sich scheinen ließ, wurde er fleißig zur Schulen in Sorau gehalten und anno 1541 auf die Universität Wittenberg geschickt und Philipp Melanchthoni recommandieret, welcher ihn auch als seinen Sohn wegen seines erwiesenen Fleißes und Frömmigkeit geliebet und informieret, da er denn in hebräischer und griechischer Sprache trefflich zugenommen, auch herrliche Fundamente in der Theologie gelegt hat, worauf ihn D. Melanchthon anno 1547 zu einem tüchtigen Schulmanne, an D. Just Jonam, Predigern, und den Rat in der kaiserlichen freien Reichsstadt Nordhausen gesandt, so ihn auch darauf zu einem Kollegen in ihrer Stadtschule bestellet, in welchem Amte er sich sehr treu erzeiget.“ Leuckfeld, antiquitates Ilfeldenses pag. 178.

Vollendung der neuen Fleckenskirche auch die vor der Klosterpforte belegene Georgskirche abgebrochen worden, ist aus der Zeit von der Reformation nur noch der östliche Flügel des Kreuzgangs erhalten.

Das Pädagogium, welches sich besonders im 18. Jahrhundert eines ausgezeichneten Rufes erfreute, und aus dem Männer wie Caj. Matth. Geßner, Köppen, Fr. Aug. Wolff, Brohm, Mitscherlich, Grotefend, Chr. Heinecke u. a. hervorgegangen sind, besteht noch heute mit den Gymnasialklassen Tertia, Sekunda und Prima. Außer dem Kultusministerium besetzen auch die gräflichen Häuser Stolberg ganze und halbe Freistellen in demselben. —

Lohnend ist ein Gang im anmutigen Thale der Bäche hinauf oder auf eine der dieses einschließenden Höhen. An einen der Felsen in der Nähe der Papierfabrik knüpfte sich ehemals eine eigentümliche Gewohnheit. Es ist dies das Nadelöhr, ein weißer, auf die Spitze gestellter Block mit einer engen Spalte. Durch diese mußte sich jeder Fuhrmann, der das Thal zum erstenmale passierte, dreimal hindurchzwängen, wobei ihn seine Genossen durch Peitschenhiebe zur Eile antrieben. Doch konnte er „dieses Tractament mit Geld bezahlen". Der Kammerrat von Rohr schreibt in seinen „Merkwürdigkeiten" im Jahre 1736: „Wie diese plumpe Gewohnheit noch nicht ganz abgekommen, kann ich mit dem Exempel meines eigenen Kutschers bezeugen, dem ein großer Bauernbengel, als der Kutscher vom Wagen abgestiegen und diesen Fels betrachtete, mit allem Ernst zumuten wollte, er sollte sich doch, weil er zum erstenmal hierher käme, gefallen lassen, in dies Nadelöhr zu kriechen, damit er auch hernach, wenn er nach Hause käme, sagen könnte, daß er durchgekrochen wäre; nachdem er aber vor sein Consilium eine ziemliche Erinnerung bekam, so ließ er sich gar bald beruhigen und zog wieder ab."

2. Der Honstein.*)

In der Nähe des Fleckens Neustadt erhebt sich auf einem kegelförmigen Berge ein gewaltiger Felsen: von diesem schaut die schönste und bedeutendste aller harzischen Burgruinen weit hinaus in das Land. Wer könnte den burgenreichen Südrand des Harzes entlang wandern, ohne ihr vor allem einen Besuch abzustatten und an der herrlichen Aussicht über Nordhausen hinaus auf nahe und ferne Bergzüge und in die goldene Au hinab und auf den sagenumwobenen Kyffhäuser sein Herz zu erquicken! Wahrlich, ein fesselndes und liebliches Bild, von dem das Auge sich nicht wieder trennen möchte! Und blickt hier nicht der Ravenskopf, „der Brocken des Südharzes", herüber? und grüßen dort nicht die Gleichen so traut aus der Ferne? Und wie treten neben dem milden Grün der schön bewaldeten Porphyrkegel die steilen Gipsfelsen so hell leuchtend hervor!

Aber auch zu erzählen weiß die wüste Trümmerstätte gar Manches.

Die Zeit, in welcher die Burg Honstein erstand, läßt sich nur annähernd bestimmen. Der Stammbaum der älteren Grafen dieses Namens geht auf den thüringischen Grafen Ludwig den Bärtigen zurück. Dessen Sohn Beringer

*) Die erst nach dem Erlöschen des Grafenhauses aufgekommene Schreibweise „Hohnstein" ist unrichtig. Der Berg heißt Honstein, d. i. niedriger Stein, weil die umliegenden Berge höher sind. (Karl Meyer, dem ich mehrfach zu Dank verpflichtet bin.)

war mit Bertrada, der Tochter Konrads von Buzizi und dessen Gemahlin Othildis Gräfin von Katlenburg, verheiratet und erhielt bei der Erbteilung die aus dem Vermögen seiner Mutter herrührende Herrschaft Sangerhausen. Sein Sohn **Konrad** trat diese ihm zugefallene Herrschaft an seinen Oheim Ludwig den Springer ab und erbaute sich auf dem Honstein eine seinem bedeutenden Besitztum entsprechende Burg. Im Jahre 1110 besaß er Sangerhausen noch, denn er trat in diesem Jahre die dortige Kirche an das Kloster Reinhardsbrunn ab. Der Burgbau wird deshalb erst nach diesem Jahre in Angriff genommen sein. Aber im Jahre 1130 bewohnte er den Honstein bereits und nannte sich nach ihm.

Konrad I. starb im Jahre 1145. Da sein Sohn Konrad II. nur einmal, im Jahre 1110, und dann nicht wieder, erwähnt wird, so muß er früh verstorben sein. Dieses erste Geschlecht der Grafen von Honstein ist demnach mit 1145 als erloschen anzusehen.

Nach kurzem Zwischenbesitz eines Grafen Heseke von Orlamünde kam dann der Honstein mit Zubehör, wie ich unter „Ilfeld" nachzulesen bitte, an die Grafen von Ilfeld. Diese verlegten ihren Wohnsitz auf den Honstein und nannten sich von 1162 an Grafen von Honstein.

Wie Heseke von Orlamünde, so erhielt auch Elger III. die Belehnung mit Honstein vom Herzog Heinrich dem Löwen, der ihn (den „Grafen Adelgerus von Honsteyn") 1162 mit dem Schutze des Klosters Homburg bei Langensalza betraute, und dem Elger 1164 eine Urkunde für dieses Kloster bestätigte. Als Heinrichs Söhne 1203 seine Lande teilten, fiel der Honstein dem Könige Otto IV. zu. Später ward dieses Verhältnis, daß die — jetzt zur Provinz Hannover gehörende — Stammgrafschaft Honstein ein welfisches Lehen war, zeitweilig völlig verdunkelt.

Bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts ist von der Burg Honstein nichts Bemerkenswertes zu erzählen, denn die Angabe der Mansfeldschen und anderer Chroniken, daß der Honstein um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Händen von Straßenräubern gewesen und deshalb im Jahre 1371 vom Grafen Heinrich von Honstein belagert worden sei, bezieht sich auf die Burg Hanstein am Eichsfelde, und von der Eroberung des „Hoynsteins" durch die Meißnischen im Jahre 1380, von welcher Sachses im 16. Jahrhundert niedergeschriebene Aufzeichnung berichtet, ist sonst nichts Näheres bekannt.

Dagegen ist für die Geschichte der **Grafen** von Honstein jener Zeitabschnitt von großer Bedeutung, da in denselben die Ausbreitung ihrer Macht weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Besitzes fällt.

Zunächst richteten die Honsteiner ihre Augen auf die **Grafschaft Clettenberg**, deren Grafengeschlecht gleich dem Stolberger mit dem Ilfeld-Honsteiner auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückzugehen scheint. Etwa die Hälfte dieses Gebietes erwarben sie in glücklich für sie ausfallenden Fehden. Schon in den Jahren 1231—33 waren sie die Herren des Amtes Heringen und des ganzen östlichen Teiles der Grafschaft, sowie des Harzwaldes nördlich vom Kloster Walkenried; 1238 hatten sie auch Sachsa inne. „Um die Clettenberger noch mehr zu drängen, erbauten sie 1242 auf dem walkenriedschen Stauffenberge die Burg Bistop oder Stauffenberg." Und als sie die verarmten Vettern mürbe gemacht hatten, verkauften sie dem Kloster Walkenried den Berg Bistop und andere Güter für 1395 Mark und erwarben dafür die Burg Clettenberg und andere Schlösser, welche ihnen begehrenswert erschienen. 1256 war auch Ellrich und 1270 auch der Rest der Grafschaft honsteinisch.

Der erste Honsteiner, welcher auf dem Klettenberge wohnte (1334), war Heinrich IV.; vom Jahre 1335 an nannte er sich auch „Herr zu Klettenberg".

Gleichfalls schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erwarben die Honsteiner, vielleicht durch Kauf, einen großen Teil der Besitzungen der verarmten Grafen von Kirchberg (das Gebiet der jüngeren Linie), denn als sich die Gräfin Sophie von Honstein im Jahre 1230 mit dem Grafen Heinrich von Schwarzburg verheiratete, bekam sie Toba, Kirchberg und Schloß Erich nebst anderen Gütern an der Unstrut als Heiratsgut, und nach einer Urkunde aus dem Jahre 1236 scheint den Grafen von Kirchberg wenig mehr als der Titel verblieben zu sein. Nach dem Tode ihres Gemahls verkaufte die Gräfin Sophie die Hälfte der Burgen Kirchberg und Erich und ihre innerhalb eines Umkreises von zwei Meilen belegenen Güter für 600 Mark Silber ihrem Bruder Heinrich von Honstein. Einen Teil der Besitzungen der älteren Linie der Grafen von Kirchberg scheinen die Honsteiner um 1280 erworben zu haben. Um 1300 war auch Sondershausen und 1312 Burg und Amt Straußberg in ihrem Besitze. Im letztgenannten Jahre erhielten die Brüder Dietrich und Heinrich V., Söhne des Grafen Heinrich III. von Honstein, die Grafschaft Kirchberg als abgetrennten Besitz. Sie nannten sich seitdem Grafen von Honstein, Herren zu Sondershausen und Straußberg. Nach ihrem Tode fiel dieses Gebiet an die beiden Schwiegersöhne Heinrichs V., zwei Grafen von Schwarzburg.

Im Jahre 1330 erwarben dann die Honsteiner die goldene Au, einen Teil der Grafschaft Beichlingen-Rotenburg, und wurden vom Landgrafen Friedrich von Thüringen damit belehnt. Die Grafschaft über Roßla und acht benachbarte Dörfer (darunter Uftrungen) vertauschten sie allerdings schon 1341 an die Grafen von Stolberg gegen ungenannte Besitzungen.

Eine Geldverlegenheit des Grafen Heinrich von Beichlingen-Lare benutzend, erwarben die Honsteiner auch einen Teil der angrenzenden Grafschaft Lohra. Jener war nämlich in einer Fehde vom Abte von Fulda gefangen genommen und trat seinem Schwiegesohne, dem Grafen Heinrich von Honstein, für Zahlung des Lösegeldes ein Stück seines Gebietes ab. Den Rest erwarb Heinrich IV. zwischen 1327 und 1335 durch einen vorteilhaften Tausch, indem er den Grafen von Lare die ihm weniger günstig gelegene Sachsenburg an der Unstrut überließ. Zu den vormaligen Besitzungen der Grafen von Lare gehören auch das spätere Amt Großbodungen und das Gericht Bodenstein.

Um 1344 (nach anderer Angabe schon 1320) erwarb Heinrich IV. auch den im Norden an seine Grafschaft anschließenden Ort Benneckenstein und erbaute daselbst eine Burg.

Nachdem die Honsteiner gegen das Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Grafschaft Scharzfeld — ob durch Erbschaft oder mit den Waffen, ist ungewiß, erworben hatten, erhielten sie 100 Jahre später, zunächst 1402 pfandweise, dann 1456 als Lehnsbesitz, auch die Grafschaft Lutterberg mit dem Teil des Oberharzes, in welchem jetzt Andreasberg liegt.

Indem ich damit die Zusammenstellung der Erwerbungen der Honsteiner schließe, führe ich von den ihnen zuständigen kleineren Gebieten nur das Gericht Allerberg (die Burgruine dieses Namens liegt südlich von Bockelhagen) an, welches ihnen zu einem, den Grafen von Schwarzburg zu zwei Drittel gehörte. — Von diesen Besitzungen waren die Stammgrafschaft Honstein und die Grafschaft Scharzfeld-Lutterberg herzoglich braunschweigisches, die Grafschaft

Clettenberg bischöflich halberstädtisches, die Grafschaft Beichlingen-Rotenburg, die Stadt Ellrich und das Amt Großbodungen landgräflich thüringisches (später sächsisches), das Gericht Bodenstein (seit 1573) kurfürstlich mainzisches, das Gericht Allerberg landgräflich hessisches Lehen. Die Grafschaft Lare trugen die Grafen 1431 freiwillig dem Kurfürsten von Sachsen zu Lehen auf, der 1574 die Lehnshoheit an Halberstadt abtrat.

Als Nachfolger der Grafen von Clettenberg waren die Honsteiner sowohl die Schirmvögte des Stiftes Walkenried, als auch die Reichsvögte von Nordhausen. Diese Reichsstadt, in welcher sie eine Zeit lang auch das Reichsschultheißenamt inne hatten, umschlossen sie ringsum mit ihrem Gebiete und hinderten sie nicht nur außen, sondern auch von innen vielfach an freier Entwickelung. Durch das ganze 14. Jahrhundert zieht sich eine nur hin und wieder auf kurze Zeit durch Verträge unterbrochene Kette von Fehden zwischen der Stadt und ihren Vögten. „Eine der heftigsten Fehden veranlaßte der Kohnstein und die auf der südöstlichen Spitze dieses weißen Gipsfelsens erbaute Schnabelburg. Wie alte Chroniken erzählen, kauften die Nordhäuser diese Burg, die ihnen bedrohlich nahe und an ihrer Hauptstraße nach dem Harze lag, dem damals in Kelbra residierenden Grafen Ulrich III. von Honstein ab, und während man diesem in der Stadt das Geld zuzählte, zogen die Bürger mit ihrer Rüstung hinaus und zerstörten die Burg. Daraus soll denn ein neuer „Unwille“ zwischen ihnen und den Grafen entstanden sein. Als Grund der Fehde klingt dies jedoch wenig glaublich, auch wenn man dem Grafen bei jenem Handel die Absicht unterlegt, die Burg den Nordhäusern gelegentlich wieder abzunehmen. Nach Förstemann, dem gründlichsten Geschichtsforscher dieser Gegend, hängt die Sache vielmehr mit einem Kauf zusammen, den der Rat zu Nordhausen mit den Herren von Salza abschloß.“ (Heyse.) Diese verkauften nämlich ihre sämtlichen Besitzungen in der Nähe, darunter einen Teil des Kohnsteins, auf welchem wohl erst vor kurzem die Schnabelburg erbaut war, an die Stadt Nordhausen, und zwar, da sie die Güter für Reichslehen hielten, ohne die Genehmigung der Grafen dazu eingeholt zu haben. Da griffen diese, welche die Lehnshoheit über die Salzaschen Güter als Grafen von Clettenberg beanspruchten, zu den Waffen, und es begann eine der schlimmsten Fehden jener Zeit. Wie gewöhnlich wurden die Wege verlegt, die Herden fortgetrieben und die Dörfer ausgeplündert und verwüstet. Kaum gelang es den vom Kaiser Beauftragten, den Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, die Streitenden im Jahre 1368 zu einem Vertrage zu bewegen. In diesem wurde bestimmt, daß die Schnabelburg den Grafen von der Stadt für 1500 Mark Silber abgekauft und dann sofort auf immer abgebrochen werden sollte. Doch zogen sich die Verhandlungen wegen jener Güter noch zwei Jahre lang hin, und die Stadt mußte sich schließlich mit einem geringen Teile der Kalk- und Steinbrüche am Kohnstein begnügen.

Die Teilung der honsteinschen Landschaften unter mehrere Linien führte zu großen Mißhelligkeiten in der Familie. Nachdem die zuerst (1312) abgezweigte Linie Honstein-Sondershausen schon 1356 wieder erloschen war, wurde im Jahre 1372 in der Weise geteilt, daß die ältere Linie Lohra, Clettenberg und Bodenstein, die jüngere Honstein, Heringen, Kelbra und Voigtstedt*)

*) Voigtstedt, Artern und Gehofen (mit den Dörfern Katharinenriet, Nikolausriet, Ritteburg, Schönfeld und Kastedt) erhielten die Grafen Dietrich, Ulrich und Heinrich zwischen 1368—1372 vom Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg zu Lehen. Bald darauf war indes dieses Gebiet mit Ausnahme von Voigtstedt im Besitze der Edlen von Heldrungen.



erhielt. Beide Teilungen waren s. g. Totteilungen, so daß beim Aussterben der einen Linie die andere nicht erbberechtigt war. Auf diese Weise ging Sondershausen 1356 verloren. Dagegen ward bei einer andern Teilung, welche die jüngere Linie 1394 vornahm, die Erbfolge ausdrücklich gewährleistet. Hierdurch entstanden die hinsichtlich der Verwaltung getrennten Linien Honstein-Heringen-Voigtstedt und Honstein-Kelbra. Die Burg und die Stammgrafschaft Honstein blieben mit Ausnahme der Dörfer Tiemerode, Crimderode, Urbach und Grumbach, welche Kelbra, und des Dorfes Leimbach, welches Heringen erhielt, in gemeinschaftlichem Besitze. Im Jahre 1412 kam es nun zu einer blutigen Fehde zwischen den beiden Häusern der jüngeren Linie. Weil Graf Dietrich IX. von Heringen, der sich von seinem Großoheim Ulrich III. von Kelbra bei jener Länderteilung, und in einer Fehde mit Walkenried benachteiligt glaubte, dazu ein Volk von „Dreschern, Mähdern und Pflugbengeln" in seinen Dienst genommen hatte, heißt sie gewöhnlich der Fleglerkrieg. Diese wilde Rotte, der sich auch Ritter angeschlossen hatten, war von Friedrich, dem Edelherrn von Heldrungen und Wiehe, geworben und von ihm zunächst in dem Kriege der Markgrafen von Meißen gegen den Landgrafen von Thüringen verwandt. Als dieser im Jahre 1412 durch einen Vertrag der entzweiten Vettern beendet war, rief Graf Dietrich von Heringen die Flegler herbei und sandte sie, um die vermeinte Unbill zu rächen, gegen seinen Großoheim aus. Sofort begannen die Heldrunger, im September 1412, in den Ämtern Kelbra und Honstein mit Raub und Brand schrecklich zu wüten. Eine große Anzahl Dörfer liegt wüst seit jener Zeit. Aber auch auf die Grafen von Kelbra selber hatte er es abgesehen.

In der dunklen Nacht vom 14. auf den 15. September führte Hinz Herzog, ein treuloser Knecht vom Honstein, die Flegler auf Schleichwegen den Honstein hinan. Von den Burgbewohnern unbemerkt, brachen sie wie eine Räuberbande dort ein und nahmen den alten Grafen Ulrich III. in seinem Bette gefangen. Fast wäre ihnen auch der Sohn desselben, Heinrich IX., in die Hände gefallen. Kaum gelang es ihm, nur mit dem Hemde angethan, mit Hülfe seiner Gemahlin Margarete von Weinsberg an einem Seile durch das Fenster glücklich zu entkommen. Flüchtend erreichte er Ilfeld und ward hier von dem Abte Friedrich mit Kleidung und einem Pferde versehen. (An den Namen seiner Gemahlin anknüpfend, hat das Volk jene bekannte Sage von der schwäbischen Stadt Weinsberg nach dem Honstein verlegt und zeigt sogar eine „Gretchenwiese", bis zu welcher die Gräfin ihren Gemahl auf dem Rücken getragen haben soll.) Von Ilfeld begab sich Graf Heinrich hülfesuchend zu den Landgrafen von Thüringen, den Lehnsherren der Grafschaft Kelbra wie der Herrschaft Heldrungen, und schon Ende des Monats Oktober rückte der Kurfürst Friedrich der Streitbare von Sachsen mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Vetter Friedrich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres in das Gebiet des Landfriedensbrechers ein. Schloß Heldrungen wurde in den ersten Tagen des Novembers erstürmt und der Edelherr Friedrich seiner Lehnsherrschaften Heldrungen und Wiehe wegen Landfriedensbruches verlustig erklärt. Zugleich wurde diese dem Grafen Heinrich für Kelbra in Tausch

---

Von diesen kam es 1390 durch Kauf an die Edlen von Querfurt, welche kurz vorher auch Voigtstedt vom Grafen Dietrich IX. erworben hatten. 1448 kaufte Graf Ernst von Honstein diese vereinigten kleinen Gebiete für 1200 rheinische Gulden zurück. Im folgenden Jahre verkaufte er jedoch an seinen Schwager, den Grafen Günther III. von Mansfeld, die eine und 1452 auch die andere Hälfte, erwarb diese aber bald darauf zurück.

gegeben. Seit dieser Zeit nannten sich die Grafen der Linie Kelbra „Grafen von Honstein und Herren zu Heldrungen“.

Der Graf Dietrich IX. von Heringen kam glimpflich genug weg. Vor das Gericht seiner Lehnsherren, der genannten Landgrafen, am 9. April 1413 nach Sangerhausen geladen, mußte er geloben, fortan ein getreuer Lehnsmann zu sein und den Heldrunger Friedrich, welcher sich auf dem Honstein festgesetzt hatte, in keiner Weise zu unterstützen. Seinen Burgfrieden um den Honstein zu schützen und zu verteidigen solle ihm — dem Grafen Dietrich, dem die Burg zur Hälfte gehörte — unbenommen sein, doch müsse er zulassen, daß die Landgrafen den Heldrunger auf dem Honstein selbst angriffen.

Friedrich von Heldrungen machte indes, um für die bevorstehende Belagerung die Burg zu verproviantieren, Beutezüge in die ganze Umgegend. Als er aber am 14. September 1415 mit seiner Schar auszog, um — wie man sagt — sich auch der Burg Scharzfeld zu bemächtigen, wurde er bei Mackenrode von Bauern mit einem Schweinsspieße erstochen. Das Volk besang diesen unrühmlichen Tod in dem Spottreim:

Wer in dem Leben hat nur Flegelswerk vollbracht,
Der wird auch wie ein Schwein und Flegel umgebracht.

Damit fiel Burg und Amt Honstein an die rechtmäßigen Herren zurück. Doch nur für kurze Zeit. Durch den Fleglerkrieg waren die Finanzen der beiden Grafenhäuser der jüngeren Linie derart zerrüttet, daß diese sich dazu verstehen mußten, einen bedeutenden Teil des Gebietes, das ihre Vorfahren mit so glücklicher Hand nach und nach aneinander gereiht hatten, zu veräußern. Daß davon zunächst gerade die Stammgrafschaft betroffen wurde, findet wohl seine Erklärung in dem gemeinschaftlichen Besitze derselben. — Um das Jahr 1417 verkauften Agnes, die Witwe des Grafen Ulrich III. von Honstein-Heldrungen, und dessen Sohn Heinrich IX. die Hälfte der Burg und des Amtes Honstein für 700 Mark und eine Jahresrente von 300 Gulden an die Grafen Botho VI. von Stolberg und Heinrich von Schwarzburg. (Nach anderer Nachricht soll bereits Ulrich III. im Jahre 1413 unter Vorbehalt des Mitbesitzes oder wenigstens des Rechts des Titels seine Hälfte dem Grafen Botho verkauft haben.) Auch die Heringer Linie, welche 1417 mit Dietrich IX. ausstarb, verkaufte zu derselben Zeit, also kurz vor ihrem Ende, ihre Hälfte dem genannten Grafen. Schon zu dem ersten, vielleicht nur als vorläufige Verabredung anzusehenden Verkauf im Jahre 1413 soll die lehnsherrliche Genehmigung der Herzöge von Braunschweig eingeholt sein. Urkundlich aber erwiesen ist, daß Graf Heinrich IX. von Honstein-Heldrungen, auf Grund des Teilungsvertrages von 1394 auch Erbe der Heringer, im Jahre 1428 dem Herzog Otto von Braunschweig Schloß und Grafschaft Honstein zu Gunsten der Grafen von Stolberg und Schwarzburg zurückgab, und daß diese im genannten Jahre, wie auch 1446 und 1456, damit belehnt wurden. Bald nach 1456 fanden die Stolberger die ihnen erbverbrüderten Schwarzburger ab, und Honstein war somit im Alleinbesitze der Grafen zu Stolberg. Als Burgvögte derselben saßen auf dem Honstein: 1423 Hermann Woyben, bis 1460 Johannes von Blicherode, von da Heidenrich von Salza, 1465 Otto Koller, 1473 Kaspar von Coswede.

Die Heldrunger Linie, deren Geschichte ich damit zu Ende führe, verkaufte nach und nach ihr übriges Besitztum an die Grafen von Stolberg, Schwarzburg und Mansfeld, und Graf Johann, dem von dem Erbe seiner

Väter nur der Mitbesitz von Artern, Voigtstedt und Gehofen geblieben war, trat 1470 in brandenburgsche Kriegsdienste. Hier fand er Ersatz für das Verlorene: Kurfürst Albrecht Achilles belehnte ihn mit den Herrschaften Schwedt und Vierraden. (1477 teilte er mit dem Grafen von Mansfeld das kleine gemeinschaftliche Gebiet südlich vom Harze, wobei ihm Artern, Ritteburg und Gehofen zufielen. 1510 war auch dieser letzte Rest der ehemaligen Grafschaft im Besitze der Mansfelder.) Ihr Ende erreichte diese neu begründete Linie Honstein-Vierraden bald nach dem Erlöschen der Clettenbergschen mit dem Grafen Martin, welcher am 5. Mai 1609 als kurfürstlicher Statthalter in Preußen und Herrenmeister der Johanniterballei zu Sonneburg starb. —

Auf die zahlreichen Fehden, welche die Grafen von Honstein im 15. und 16. Jahrhundert, und zum Teil mit glücklichem Erfolge, führten (so schlugen sie z. B. in Verbindung mit den Grafen von Schwarzburg und Stolberg am 20. November 1437 bei Uftrungen den Bischof von Halberstadt, welcher dabei 300 Ritter und 500 Reiter verlor), darf ich hier nicht näher eingehen; auch will ich nur eben erwähnen, daß Graf Hans von Heldrungen um 1458 den Herzog Wilhelm III. von Sachsen, dessen Rat er war, in das gelobte Land begleitete, und daß die Grafen Hans und Ernst an der Pilgerfahrt nach Jerusalem teilnahmen, welche Heinrich der Ältere von Stolberg in der Zeit vom 21. März bis 10. Oktober 1461 ausführte.

Die Clettenberger, welche nach 1470 die einzigen Honsteiner am Harze waren, hatten ihre Residenz meistens auf der Burg Lare oder Lohra auf der Hainleite, zeitweilig auch auf den Burgen Clettenberg und Scharzfeld.

Dem Bauernkriege, welcher, in Süddeutschland in der Landschaft Stühlingen aus kleinen Anfängen entstanden, sich lawinenartig bis an den Südrand des Harzes wälzte, standen sie völlig machtlos gegenüber. Sie, die Nachkommen der Stifter des Klosters Ilfeld und die erblichen Schirm- und Schutzvögte der Klöster Münchenlohra, Himmelgarten und Walkenried, konnten es nicht verhindern, daß ihre zu einem Haufen von 800 Mann angewachsenen aufständischen Bauern aus den Grafschaften Lohra, Clettenberg und Scharzfeld diese Klöster stürmten und plünderten. Münchenlohra, dessen Nonnen noch rechtzeitig geflohen waren, wurde zuerst in den letzten Tagen des April 1525, von ihnen heimgesucht; leider begnügten sie sich nicht mit völliger Ausraubung, sondern beschädigten auch die schöne romanische Kirche und vernichteten, um die ihnen verhaßten Verzeichnisse des ihnen obliegenden Frucht- und Geldzinses und Frohndienstes zu beseitigen, sämtliche Urkunden desselben. Dann wandten sich die Lohraer Bauern, durch ihre Clettenberger Nachbarn verstärkt, anfangs Mai gegen die Klöster Himmelgarten*) und Ilfeld und in Verbindung mit den Scharzfelder Bauern gegen das Kloster Walkenried, dessen herrliche Kirche sie in einen Trümmerhaufen verwandelten.

Die Grafen wußten sich selbst und ihre Burgen nicht anders zu schützen, als daß sie sich in die Brüderschaft jener Empörer aufnehmen ließen. Aber

*) Das der heil. Jungfrau geweihte Serviten-Manns-Kloster Himmelgarten, von dem Grafen Elger von Honstein, dem Probste des Domstiftes S. Blasien zu Nordhausen, 1295 gegründet, lag in Rossungen, zwischen Leimbach und Petersdorf in der Stammgrafschaft. Die Bauern zerstörten es völlig. — Auch die Cisterzienser-Nonnenklöster S. Georgi in Kelbra, 1251 vom Grafen Friedrich III. von Beichlingen-Rotenburg gestiftet, und Bischofsrode (wüst bei Crimderode), 1238 vom Grafen Dietrich von Honstein gegründet, 1293 nach Altendorf vor Nordhausen verlegt, sowie Nikolausrode (bei Appenrode) fanden im Bauernkriege ihren Untergang.



welche Demütigung brachte dieses Heulen mit den Wölfen mit sich! „Als die wilde Schar eines Tages vom Exercieren am Geyersberge nach Walkenried zurückkehrte, an ihrer Spitze der Schäfer Hans Arnold aus Bartholfelde zwischen den beiden gräflichen Brüdern, drehte sich Hans im Gefühl seiner Kommandantenwürde auf einem Beine herum zu dem jüngeren Grafen, welcher der regierende war, und sagte: „Sieh, Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen; was kannst du?“ Das wurde dem Grafen denn doch zu viel, und er entgegnete: „Ei, Hans, bins zufrieden; das Bier ist noch nicht in dem Fasse, darin es gähren soll.“ „Welche Antwort“, sagt Leuckfeld, „etzlichen von denen umstehenden Bauern dermassen verdrossen, daß sie den Grafen gewaltig würden abgeprügelt haben, wenn er nicht gute Worte gegeben und sich von ihnen fortgemachet hätte.“

Bald aber wandte sich das Blatt. Einige Wochen später machten sich die Honsteinschen Bauern auf, um sich mit dem Bauernheere ihres „Gideon“, des Stolbergers Thomas Münzer, zu vereinigen. Aber schon in Heringen kam ihnen die Botschaft entgegen, daß dieses am 15. Mai 1525 von den verbündeten katholischen und lutherischen Fürsten bei Frankenhausen völlig geschlagen und zersprengt war. Da machte sich ein jeder eiligst aus dem Staube und nahm, als sei nichts vorgefallen, wieder den Dreschflegel und den Pflugsterz in die Hand. Auf den klugen Rat des Nordhäuser Stadthauptmanns Balthasar von Sundhausen legte Graf Ernst dem großen Haufen seiner irregeleiteten Bauern nur eine gelinde Geldstrafe auf, die Rädelsführer aber ließ er ergreifen und hinrichten. (Siehe „Walkenried“.)

In dieser Zeit gewannen die Grafen mitten im Frieden und fast ohne ihr Zuthun eine neue Stadt: der zu ihrer Grafschaft Lutterberg gehörende Teil des Oberharzes, welcher bis dahin fast nur als Jagdgebiet benutzt werden konnte, erschloß seine reichen unterirdischen Schätze, und es entstand, durch die Bergfreiheit von 1537 begünstigt, die Bergstadt St. Andreasberg. Infolgedessen errichteten die Grafen in Ellrich, der größten Stadt ihres Gebietes, eine Münze.

Fröhlich in Hoffnung hätten die Honsteiner der weiteren Entwickelung ihrer noch immer ziemlich beträchtlichen Grafschaft entgegensehen können. Aber der einst so üppig grünende Stamm war dem Verdorren nahe, und Graf Ernst VII., der Enkel jenes Ernst aus der Zeit des Bauernkrieges, ergab sich, als ihm auch aus zweiter Ehe keine männliche Nachkommenschaft erwuchs, mehr und mehr der Verschwendung und häufte Schulden auf sein Land. „In Lohra am Fieber erkrankt und sein Ende nahe fühlend, ließ er sich nach Walkenried bringen. Dort besserte sich sein Befinden, und man dankte schon in den Kirchen für seine Genesung. Da, eines Sonntags früh — am 8. Juli 1593 — fragte er nach der Stunde. Es war kurz vor 2 Uhr. „So pflege ich ein wenig zu ruhen“, meinte er; aber er erwachte nicht wieder, und in diesem Morgenschläfchen erlosch das uralte Geschlecht der Grafen von Honstein.“ (Heyse.)

Ihre Besitzungen fielen an die Lehnsherren zurück. Doch liegt ihr ferneres Geschick außerhalb des Bereiches dieser Darstellung, und wir wenden uns nun ausschließlich der Geschichte der **Burg** Honstein zu.

Auch ihr hatten die aufständischen Bauern — wie ich unter Ilfeld nachzulesen bitte — am 4. Mai 1525 einen Besuch abgestattet, dabei aber an dem Eigentum des Landesherrn sich nicht vergriffen.

Im Jahre 1589 nahm Heinrich von Stolberg, dem bei der Erbteilung die Stammgrafschaft Honstein zugefallen war, seine Residenz auf dem Honstein.

1598 mußte er jedoch Burg und Amt dem Herrn von Schleinitz, einem seiner Gläubiger, in Pfandschaft geben und siedelte nun nach Ilfeld über. Diesen Pfandinhaber fand der Lehnsherr, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, durch Zahlung der Pfandsumme von 1600 ab und zog die Grafschaft ein. Auf die beim Reichskammergerichte dagegen erhobene Beschwerde erhielt indes der Graf 1635 Burg und Amt von dem Nachfolger dieses Herzogs als Lehn zurück. *)

In diese Zeit, in welcher der Honstein von herzoglichen Beamten bewohnt wurde, fällt die Zerstörung der Burg. Nachdem im Oktober 1625 der kaiserliche Kavallerieoberst du Buer sich hier einquartiert hatte, ließ der kursächsische Oberst Vitzthum von Eckstädt, der ihn im Herbste 1627 ablöste, die Burg wegen rückständig gebliebener Brandschatzungsgelder in der Christnacht 1627 mittelst großer Mengen Wellholz, welche er rings um dieselbe anhäufte, in Brand stecken. Wohl eilten die Neustädter zum Löschen herauf, aber die Kolbenstöße der Soldaten, welche die schauerlich in das Thal leuchtende Feste umstellt hatten, trieben sie wieder hinab. Auf die in Wien und Dresden gegen ihn erhobene Klage ward Vitzthum allerdings verurteilt, die Burg auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen, aber da er bald darauf von dem Kommandanten von Magdeburg im Duell erschossen ward, so blieb sie in Trümmern liegen.

„Seitdem herrscht Frieden auf dieser Stätte. Bäume und Sträucher sind aus dem Mauerwerk aufgeschossen, und allerlei Tiere des Waldes haben es sich in den Kellern und Klüften bequem gemacht. Überfälle geschehen jetzt nur noch bei Tage und finden den Wirt, der die Straße nach Nordhausen gut überwacht, nicht leicht unvorbereitet.“ (Heyse.)

Die Ruine ist von bedeutendem Umfange. Wenn man von Neustadt den schönen Burgweg hinansteigt, gelangt man zunächst an das äußerste, halbkreisförmig überwölbte Thor, auf welches noch zwei andere folgen. Neben dem Außenthore finden sich noch die Reste eines starken, runden Turmes, der mit Schießscharten für Kanonen versehen ist. Gleich darauf gelangen wir zu dem zweiten; dasselbe ist spitzbogig und führt durch eine hohe Mauer. Diese, an einer Stelle durch die Reste eines Gebäudes unterbrochen, bildet die Befriedigung eines steilen Abhangs. Zwischen ihr und dem Felsen zieht sich der Weg zum dritten Thore hinauf. An dieser Stelle, wo Natur und Kunst einander in überraschender Weise zu Hülfe kamen, vermochte eine geringe Mannschaft den Feind, der die Verteidiger der ersten beiden Thore überwältigt hatte, aufzuhalten und zurückzuwerfen. Durch das dritte, rundbogig überwölbte Thor, welches von hohen Mauern überragt wird, gelangt man auf den Hof der Vorburg. Von derselben sind nur noch Reste der Einschlußmauer, ein hoher Turm (zur Rechten) und Mauerteile eines großen Gebäudes, welches sich zur Linken bis an die Bergkante vorschiebt und unten mehrere Nebengemächer, oben anscheinend einen großen Saal enthielt, sowie von der Außenmauer die Reste eines kleinen Gebäudes vorhanden.

Zwischen dieser Vorburg und der Hauptburg liegt der lange vergeblich gesuchte, jetzt wieder aufgeräumte tiefe Brunnen.

---

*) Im Jahre 1645 teilten die beiden Stolbergschen Linien die Grafschaft in der Weise, daß die ältere (Wernigerodische) die waldbedeckte Nordhälfte, in der später Rotehütte, Sophienhof und Hufhaus angelegt wurden, die jüngere (zu Stolberg und Roßla) die altbesiedelte Südhälfte erhielt.

Um den Binnenhof der Burg zu erreichen, hat man höher hinauf nochmals ein halbkreisförmig gewölbtes Thor zu durchschreiten, welchem ein gewölbter Raum (das Burgverlies) mit hohen Mauern zur Linken liegt. Von dem eigentlichen Schlosse, welches auf dieser höchsten Spitze lag, kann man sich nach dem jetzigen Befunde kein rechtes Bild machen. Es finden sich nur Außenmauern mit Fensteröffnungen, ein turmartiger dreigeschossiger Raum, unten mit Spitzbogenthür und Kreuzgewölbe, und ein kleiner Raum mit Tonnengewölbe. — Nach Karl Meyer, dem gründlichen Kenner des Helmegaues, bestand das Schloß aus drei Flügeln. Der südliche, mit zwei Ecktürmen versehen, enthielt die Wohnung der gräflichen Herrschaften, welche in einer Reihe geräumiger Zimmer bestand. Ein kleiner Vor- und Zwischenbau diente als Kapelle.*) Der östliche Flügel, mit dem südlichen gleich hoch, hatte vier hohe, spitze Giebel. „Der Nordteil enthielt eine Reihe niedriger Gebäude, welche wahrscheinlich dem Hofgesinde als Wohnungen dienten."

„Sämtliche Mauern", sagt der Oberbaurat Mithoff, dessen Beschreibung der Ruine ich oben gefolgt bin, „bestehen aus Thonporphyr und erscheinen, zumal fast alle den Baustil kennzeichnenden Teile verloren gegangen, sehr roh, übrigens im Hinblick auf die vorhandenen Spitz- und Flachbogen bei weitem nicht so alt, wie der frühe Ursprung des Schlosses dies vermuten lassen könnte."

3. Walkenried.

Walkenried liegt im reizenden Thale der Wieda und kann sich, was die Schönheit seiner Umgebung anbelangt, mit den gerühmtesten Orten am Harzrande messen. Alle aber übertrifft es durch die herrlichen Ruinen seines alten Klosters. Schon die wenigen Überreste desselben lassen die Großartigkeit und seltene Schönheit dieses einzigartigen Werkes deutscher Baukunst erkennen.

Seine Entstehung verdankt das Kloster der Gräfin Adelheid von Klettenberg, wahrscheinlich einer geborenen Gräfin von Lohra. Graf Volkmar, mit dem sie in kinderloser Ehe verheiratet war, schenkte den größten Teil seiner Güter dem Kloster Huysburg (1118) und suchte in diesem Ruhe für seine Seele. Unter den Gütern, welche er dem genannten Kloster schenkte, befand sich auch die Villa Walkenrede, doch bestimmte er, daß diese seiner Gemahlin bis zu ihrem Tode als Leibgeding verbleiben sollte. Auf einer Pilgerfahrt, welche die Gräfin nach Köln am Rhein unternahm, um dort am Grabe der Märtyrer zu beten, besuchte sie auch das Kloster Altenkamp bei Köln, das erste mit Cisterciensermönchen**) besetzte in Deutschland, und faßte den Entschluß,

*) Die Schloßkapelle war dem heil. Dionysius geweiht. 1503 verlieh ihr der päpstliche Kardinal-Legat einen hunderttägigen Ablaß. Im 16. Jahrhundert hatte sie keinen besonderen Prediger, sondern war Filial des benachbarten Osterode. Den dortigen Pfarrer waren die Dörfer Appenrode und Niedersachswerfen auf das Schloß zu fahren verpflichtet. Als die Burg 1627 niedergebrannt war, „hat man unter dem Aufräumen des Schuttes mitten unter den Bränden und dem glühenden und rauchenden Schutt ein groß hölzern Kruzifix gefunden, so bey dieser entsetzlichen Flamme unversehrt erhalten worden". Die Kirche in Osterode besitzt zwei Glocken aus dem Jahre 1513, welche ehemals der Burgkapelle gehört haben sollen. Der Altar derselben kam zuerst nach Stolberg und befindet sich seit 1712 in der Kirche zu Dietersdorf.

**) Die Cistercienser bilden einen Zweig des Ordens der Benediktiner, unterscheiden sich von diesen aber dadurch, daß sie die strengen Regeln befolgen, welche der heil. Robert seiner Stiftung Cistertium (Citeaux bei Dijon in Frankreich) gegeben hatte. Die Päpste bevorzugten den strengen Orden schon früh durch Verleihung mancherlei Vorrechte. Sämtliche Cistercienserklöster waren von dem Generalkapitel, welches sich in Citeaux ver-

diesem Orden auf ihrem Landgute eine zweite Heimstätte zu bereiten. Zu dem Ende tauschte sie vom Kloster Huysburg das Eigentumsrecht von Walkenrede und dessen nächster Umgebung ein, indem sie dafür mehrere ihrer eigenen Güter gab, und berief Mönche aus Altenkamp zur Übernahme ihrer Stiftung.

Die Vorbeitung zur Gründung fällt in die Jahre 1120—1127. Kaiser Lothar bestätigte das Kloster 1132, Papst Innocenz II. am 13. Januar 1137.

Am 2. Mai dieses Jahres wurde nun auch die Stiftung zur Ehre Gottes, der heiligen Jungfrau und des heiligen Martin von Tours feierlich und mit großer Pracht vom Erzbischof Adelbert von Mainz unter Assistenz der Bischöfe von Hildesheim, Naumburg, Halberstadt und Verden eingeweiht. Adelbert weihte den Hochaltar, Bernhard von Hildesheim den Altar zum heiligen Kreuze, Udo von Naumburg die Altäre S. Alexandri und S. Benedicti, Rudolf von Halberstadt die Altäre S. Mauritii und S. Godehardi, der Bischof von Verden den Altar S. Michaelis. 73 Reliquien wurden den 7 Altären, 15 davon dem Hochaltare, eingeschlossen.

Die Stifterin hatte das Kloster genügend mit Grundbesitz ausgestattet. Dazu kamen schon in den ersten Jahren seines Bestehens Zuwendungen des Kaisers Lothar und des Bischofs von Naumburg. (Ersterer überwies ihm in seinem Bestätigungsbriefe auf Bitten seiner Gemahlin Richenza einige an die Stiftungsgüter grenzende Besitzungen nebst dem Wildbann, denen er 1134 noch zwei Gehölze und eine Wiese hinzufügte; letzterer schenkte ihm 1133 mit Zustimmung seines Bruders, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, von seinem Erbgut das Dorf Kinderoth an der Wipper.) Schon dem ersten Abte, Heinrich I., der dem Kloster über 50 Jahre vorstand, gelang es, das Grundvermögen desselben nicht unwesentlich zu vergrößern; und nicht weniger machten seine Nachfolger mit bestem Erfolge die Vermehrung des Grundbesitzes zum Hauptziele ihres Strebens.

Im Süden des Harzes lagen weite, fast für wertlos gehaltene Landstriche als „Riede". Das Kloster erwarb dieselben für eine geringe Summe, berief Bauern und Arbeiter aus den Niederlanden, welche unter Leitung der hierin erfahrenen Mönche aus Altenkampen die Sümpfe trocken legten, und schuf sich auf diese Weise aus sumpfigen Äckern und Weiden, die ihren früheren Besitzern nur geringen Nutzen abgeworfen hatten, blühende Gefilde, welche an Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit die durch Rodung gewonnenen Felder weit übertrafen. (Siehe S. 44 f.)

Die Äbte ließen keine Gelegenheit vorübergehen, Grundstücke, Gerechtsame und Zehnten anzukaufen oder zu ertauschen. Der Kaufpreis ward nicht selten mit Wein oder Korn, mit Tuch zu Gewändern und Mänteln u. dergl., oft auch nur durch Zusicherung von Grabstätten und Gedächtnisfeiern berichtigt. Um Hoch und Niedrig zu solchen Schenkungen zu veranlassen, verschmähte man nicht, den Aberglauben jener Zeit, sowie die Gewissensangst des Volkes zu benutzen.

---

sammelte, die Filialklöster außerdem von ihrem Mutterkloster abhängig; so Walkenried und mehrere andere von Altenkamp. — Die Kleidung der Cistercienser war ursprünglich grau mit schwarzem Oberkleide. Sie hießen darum beim Volke graue Mönche, und ihre Güter und Höfe bekamen vielfach den Namen graue Höfe. Unter anderen hat das jetzige Klostergut Grauhof (Eisenbahnknotenpunkt bei Goslar) seinen Namen davon, daß dieses vormals Thietwardingerode benannte Gut eine Zeit lang, bevor das Kloster S. Georgenberg von Goslar dorthin verlegt wurde, dem Kloster Walkenried verpachtet war.

Wohin das Kloster auch nur einen Fuß gesetzt hatte, da ließ es mit bewundernswerter nachhaltiger Energie nicht nach, bis es allmählich die ganze Dorfmark erworben oder wenigstens sich zinsbar gemacht hatte. So entstand eine große Anzahl von Vorwerken und Außenhöfen, die von einem Mönche verwaltet und bewirtschaftet wurden.

Nicht bloß die Dynasten Thüringens und des Südharzes, von denen ich nur die Grafen von Mansfeld, Honstein, Stolberg, Scharzfeld und Lauterberg, Schwarzburg, Sondershausen, Gleichen und Lohra nenne, die Landgrafen von Thüringen, das Erzstift Mainz, das Bistum Halberstadt, sondern auch die Herzöge von Braunschweig und Pommern, die Markgrafen von Brandenburg, die Grafen von Everstein, Woldenberg und Regenstein u. a. kommen in dem langen Verzeichnisse derer vor, von denen Walkenried Äcker und Wiesen, Gärten und Weinberge, Zehnten und Gerechtsame, oder auch Güter und ganze Dörfer erwarb. Gar trefflich wußten die Äbte die Verlegenheit ihrer Nachbarn auszunutzen. Bedurften diese des Geldes zu einer Fehde oder zu einem Kreuzzuge, um sich aus feindlicher Gefangenschaft zu lösen, oder um sich drückender Schulden zu entledigen, so war das Kloster stets gegen Abtretung irgend eines ihm wertvollen Besitztums zur Hülfe bereit. Und wollten die Verwandten später den billigen Kauf nicht gelten lassen, so wußte das Kloster sie meistens durch eine unbedeutende Nachzahlung zu beschwichtigen; wenn sie aber zu den Waffen griffen, so rief das Kloster seine mächtigen Schutzherren um Hülfe an und belegte seine Gegner mit Bann und Interdikt.

Um solchen späteren Ansprüchen vorzubeugen, waren die Klosterbrüder, welche das Amt des Notars versahen und genaue Kenntnis des römischen und kanonischen Rechts besaßen, äußerst vorsichtig in Abfassung der Verkaufs-, Tausch- und Schenkungsurkunden. (Wie man alle Verwandten und irgendwie Beteiligten, um sich sicher zu stellen, zur Verzichtleistung heranzog, mögen einige Beispiele erläutern: Das Kloster hatte von Dietrich von Hachum zwei Hufen Landes und mehrere Höfe — im ganzen vier Hufen — zu Engelade gekauft. Nach dem Tode des Verkäufers entsagte Bernhard von Bockenem am 9. Oktober 1305 vor dem Grafen Johann II. von Woldenberg seinen Ansprüchen an diese Güter; und am 27. April 1310 verzichteten auf dieselben der Ritter Dietrich von Berkefeld namens der Söhne und Töchter seines verstorbenen Bruders Jordan, welcher mit einer Schwester des Verkäufers verheiratet gewesen war, und der Ritter Friedrich von Mützschefahl, der Gemahl einer andern Schwester Dietrichs von Hachum, namens seines Sohnes und seiner Töchter. Zehn Jahre später ließ sich das Kloster diesen Verzicht noch einmal von den Söhnen und Schwiegersöhnen der Genannten, nämlich von Andreas von Berkefeld, Johannes von Desingerode und dessen Gemahlin Mathilde mit ihren Söhnen und Töchtern, von Werner von Revele und seiner Gemahlin Adelheid und seinem Sohne Gunzel, von Johannes von Goslar und seiner Gemahlin Mathilde und seiner Tochter, sowie von Heinrich von Mützschefahl, wiederholen. — Über einen Güterkauf im Dorfe Münchehof und in der Nachbarschaft desselben sind nicht weniger als neun Urkunden vorhanden. In der ersten beurkundet 1224 Basilius von Osterode, daß er seine Güter zwischen Gittelde und Seesen, welche er vom Herzog Heinrich von Braunschweig und von anderen zu Lehn gehabt, und die Hälfte des Waldes Pandelbach dem Kloster Walkenried verkauft habe. In der zweiten aus demselben Jahre resignieren die Grafen Konrad und Otto von Everstein dem Herzog Heinrich von Braunschweig die Güter in Helekenrode, welche Basilius von Osterode von

ihnen zu Afterlehen gehabt. In der dritten von 1225 tragen die Brüder von Plesse demselben Herzog den halben Wald Pandelbach zu Gunsten des Klosters auf. In demselben Jahre schenkt dann Herzog Heinrich von „Sachsen“ (der Sohn Heinrichs des Löwen) dem Kloster die Güter, welche dasselbe von Basilius von Osterode erworben hat, frei von der Vogtei, nämlich Helekinroth, welches Basilius den Grafen von Everstein, Immedishusen (Imbshausen), welches derselbe dem Grafen Siegfried von Blankenburg, Walmedeshusen, welches er den Brüdern von Schonenberg, und den Wald Pandelbach, welchen er den Brüdern von Plesse resigniert hat. In demselben Jahre genehmigt Herzog Otto von Lüneburg die von seinem Oheim väterlicherseits, dem „Herzog von Sachsen und Pfalzgrafen des Rheins“ Heinrich geschehene Schenkung. Im Juli 1225 bestätigt König Heinrich namens seines Vaters, des Kaisers Friedrich II., den Verkauf dieser Güter in Kamenade (Münchehof) ꝛc. an das Kloster Walkenried. Im folgenden Jahre tritt die Herzogin Agnes von Baiern mit ihrem Gemahl Herzog Otto dem Kloster ihre Ansprüche an die genannten Güter ab, welche von ihrem Vater, dem Herzog Heinrich, demselben übertragen sind. Und im Jahre 1252 genehmigt Herzog Albert von Braunschweig diese Schenkung des Herzogs und Pfalzgrafen Heinrich.)

In vielen Kaufurkunden finden sich Klauseln und Zusätze, welche darauf berechnet sind, die Verkäufer von späterer Anfechtung des Vertrages abzuschrecken. Dahin gehören eidliche Versicherungen, greuliche Verwünschungen, Heraufbeschwörung des zeitlichen und ewigen Strafgerichts, das Versprechen der Verkäufer, oft auch der Bürgen, sich betreffenden Falls zum Einlager zu stellen, selbst die Zusage, sich der Todesstrafe unterwerfen zu wollen.

In der Regel ward auch der Handel in feierlicher Weise vor dem Altar oder dem Bilde des Schutzheiligen abgeschlossen. —

Wir sahen so eben, daß sich das Kloster einen Güterkauf im Jahre 1225 vom Kaiser Friedrich II. bestätigen ließ. Es ist das ein Beweis von der großen Vorsicht der Klosterverwaltung, denn in Wirklichkeit bedurfte es dieser Genehmigung infolge der weitgehenden Privilegien der Kaiser nicht. Nachdem nämlich schon Kaiser Friedrich Barbarossa 1157 dem Stifte Walkenried gestattet hatte, Reichsgüter von Vasallen und Dienstmannen, wenn sie nicht größer waren als drei Hufen, ohne besondere Genehmigung zu erwerben, falls dem Reiche dafür eben so viel Grundbesitz tauschweise zu Lehen aufgetragen wurde, hob Kaiser Otto IV. nicht nur diese Bedingung 1209 auf, sondern ermächtigte das Kloster auch, Reichsgüter jeder Größe durch Kauf, Tausch, Schenkung oder auf andere Weise zu erwerben, ohne daß es dazu noch kaiserlicher Genehmigung bedurfte. Dieses Privilegium ward von Friedrich II. im vollen Umfange bestätigt.

Bei der Erwerbung neuen Grundbesitzes richteten deshalb die Äbte mit Vorliebe ihr Augenmerk auf Reichsgüter, weil diese ohne weiteres in den Besitz des Klosters übergingen, während bei dem Ankauf anderer Güter erst die Genehmigung des Lehnsherrn, die nicht immer ohne Entschädigung erteilt ward, einzuholen war.

Von großer Wichtigkeit war auch das Privilegium, welches dem Stifte die Reichsunmittelbarkeit gewährte. Auch sonst zeigten sich die Kaiser demselben sehr gewogen. Sie befreiten dasselbe von jeder andern Gerichtsbarkeit, verliehen ihm Abgaben-, Dienst- und Zollfreiheit im ganzen Reiche und erteilten ihm (Kaiser Ludwig 1323) die Vergünstigung, die Klostergebäude und Außenhöfe mit Gräben und Mauern befestigen zu dürfen. —

Nicht weniger als die Kaiser waren die Päpste dem Stifte zugethan. In zahlreichen Urkunden nahmen sie dasselbe mit seinen Besitzungen dadurch in ihren besonderen Schutz, daß sie jeden, der es zu bedrängen oder zu beeinträchtigen wagen würde, die Bischöfe und andere hohe Geistliche nicht ausgenommen, mit Strafen bedrohten; daß sie wiederholt energisch dafür eintraten, daß dem Kloster die abhanden gekommenen Güter zurückgegeben wurden, und daß sie sogar die von diesem eingegangenen dem Klostergut zum Schaden gereichenden Bürgschaften für nichtig erklärten.

Großen Wert hatte auch ein päpstliches Privileg, welches alle Besitzungen des Klosters, das selbstverständlich auch an allen dem gesamten Cistercienserorden gegebenen Privilegien Anteil hatte, von der Zehntlast befreite.

Diesen päpstlichen Privilegien schlossen sich wertvolle Begünstigungen der Erzbischöfe von Mainz an. Sie gestatteten namentlich dem Kloster, in ihrem Sprengel Zehnten bis zum Umfange von 500 Hufen von Laien zu erwerben, und ermächtigten es, alle in ihrem Sprengel Wohnenden, welche ihm Unrecht thun würden, selbst mit dem Banne zu belegen. —

Kaiser und Fürsten nahmen in Walkenried nicht so häufig ihren Aufenthalt, wie z. B. im Kloster Pöhlde. Doch sind wenigstens zwei Besuche erwähnenswert. 1191 wurde Herzog Heinrich der Löwe, welcher bei Bodfeld mit dem Pferde gestürzt war und das Bein gebrochen hatte, so lange in Walkenried verpflegt, bis er seine Reise nach Tilleda fortsetzen konnte. 1209 wohnte Kaiser Otto IV. im Kloster einer Versammlung von 52 Cisterzienseräbten bei.

Was nun die Erwerbungen des Klosters betrifft, so lagen die ersten in seiner näheren Umgebung, namentlich in der Goldenen Au. Bald gab es dort kein Dorf, in dem es nicht Güter besaß, oder aus dem es nicht wenigstens Gefälle bezog. Der bedeutende Umfang dieser Besitzungen und Bezüge nötigte das Stift, in Nordhausen einen großen Klosterhof zu erbauen, von dem aus auch der Verkauf des gelieferten Getreides, soweit das Kloster dessen nicht zu eigenem Haushalt bedurfte, besorgt ward. Um die Hebung der ihm zustehenden Gefälle zu erleichtern und die Getreidevorräte in den Handel zu bringen, richtete das Stift derartige Niederlagen oder Klosterhöfe, denen ein geeigneter Mönch als Verwalter vorstand, später auch an anderen Orten ein.

Von den späteren Erwerbungen, welche oft ziemlich weit vom Kloster ablagen, so daß das Gebiet desselben keinen geschlossenen Bezirk bildete, ist vor allem der Güterkomplex zu nennen, welcher vom Klosterhofe in Osterwiek verwaltet ward und in späterer Zeit den Reichsfreiherren Grote als Reichsbaronie Schauen von den Welfen, den Erben des Stifts, eingeräumt ward.

In Goslar faßte das Kloster im Jahre 1296 dadurch festen Fuß, daß ihm die Grafen von Woldenberg ihr an der Kornstraße belegenes Wohnhaus und die Cäcilienkapelle mit dem Patronate verkauften. Dazu kamen bald nicht unwichtige Erwerbungen in unmittelbarer Nähe der Stadt; so 1325 das jetzt wüste Dorf Sudburg mit dem Sudmerberge.

Auch in Göttingen hatte Walkenried einen Klosterhof und bedeutenden Grundbesitz. Der Grund dazu wurde 1305 durch käufliche Erwerbung von zwei Höfen mit sechs Hufen Landes gelegt. Herzog Albert II. von Braunschweig bestätigte ihm am 1. Juli des genannten Jahres diesen Besitz, befreite denselben von aller Vogtei und gab dem Stifte u. a. die Berechtigung, Getreide und andere Sachen mit eigenen und fremden Wagen ein- und auszu-

zuführen, Bier zu brauen und zu verkaufen, Ackerbau zu treiben, Vieh durch eigene Hirten weiden zu lassen, Geschenke anzunehmen und bürgerliche Hantierung zu treiben. Im Jahre 1326 besaß es dort bereits 13 Hufen und 9 Morgen (also etwa 400 Morgen) Landes und den Zehnten der ganzen Feldmark. Durch Kauf und Tausch erlangte es einen immer größeren Teil der Stadtflur und besaß außer dem eigentlichen Klosterhofe, welcher den Namen grauer Hof oder Hof der grauen Mönche führte, auch andere Häuser, Buden und Obstgärten in der Stadt. Da aber seine Besitzungen, abgesehen von anderen Vorrechten, frei waren von allen städtischen Abgaben, so widersetzte sich der Rat schließlich (1475) der weiteren Ausdehnung des stiftischen Grundbesitzes.

Während diese Klosterhöfe in Städten mit bedeutendem Handel in erster Linie Niederlagen und Verkaufsstellen waren, besaß das Stift Wirtschaftshöfe und Vorwerke auf dem Lande in bei weitem größerer Zahl. Ich beschränke mich darauf, hier einige der nicht in der Goldenen Au belegenen Güter namhaft zu machen. Vom Klosterhofe in Imbshausen wurde die dortige und vor Engelade belegene Länderei bewirtschaftet; — wegen schlechter Beschaffenheit des Landes wurde er indes 1345 mit Genehmigung des in Citeaux versammelten Generalkapitels des Ordens vertauscht. Das Dorf Kemnade am Westrande des Harzes hat seinen jetzigen Namen Münchehof von dem dortigen Walkenrieder Hofe. Zu dem Klosterhofe in Rosdorf bei Göttingen gehörten 1308 vier Hufen Landes und der 1305 erworbene Zehnten, später kamen noch mehrere Ländereien hinzu. — Im Brandenburgschen gehörte dem Kloster seit 1236 durch Schenkung der Markgrafen Johann und Otto der See Colpin und 100 anliegende Hufen Landes, welche im folgenden Jahre von den Bischöfen von Havelberg und Brandenburg zehntfrei gemacht wurden. In der Ukermark schenkte ihm Herzog Barnim von Pommern im Jahre 1239 108 Hufen, denen er als weiteres Geschenk 1248 90 Hufen und vier Mühlen hinzufügte. Durch Kauf erlangte es in dessen Landen 1257 sechs Hufen. Die vier Mühlen verkaufte es 1263 wieder; wann und auf welche Weise der übrige Besitz verloren ging, ist nicht bekannt.

Zu anderen entlegenen Besitzungen und Einkünften gehörten mehrere Geldgefälle aus der Stadt **Aachen** und Weinberge in der Nähe von **Würzburg** mit einer Kellnerei in dieser Stadt. Es besaß dieselben bereits im Jahre 1205. Wie es sie erwarb und später wieder verlor, ist nicht bekannt. Übrigens betrieb das Kloster auch auf seinen thüringischen Gütern, bei Greußen, Bodenrode und Thalheim, Weinbau. Von nicht geringem Werte waren auch die dem Kloster zustehenden Anteile an der Saline zu **Lüneburg**. — Seiner Anteile am Rammelsberge, seiner Hüttenwerke in den Thälern der Wieda und Zorge und im oberen Ambergau habe ich bereits an anderen Stellen Erwähnung gethan.

Die Verwaltung der Klosterhöfe wurde von Klostergeistlichen geführt, welche als Hofmeister (magistri curiae) häufig in den Urkunden vorkommen, da sie bei Verträgen meistens den Konvent vertreten. Sie versahen auch für die Dienstleute des Klosters den Gottesdienst in den bei den Außenhöfen befindlichen Kapellen. Dem Bergbau und dem Hüttenwesen standen ebenfalls Mönche als Hüttenmeister (magistri casarum) vor.

Für Grabstätten im Kloster, für Seelenmessen, für Aufnahme in die Brüdergemeinschaft, welche Anteil an den guten Werken in sich schloß, flossen ihm reiche Vermächtnisse zu. Eine gute Geldquelle war ein wunderthätiges

silbernes Marienbild, welches zwischen den Fingern zwei Dornen aus Christi Krone hielt. Diese hatte ihm Heinrich II. de Graecia, Herzog von Grubenhagen, welcher 1330 mit einem Geleitsbriefe seines Schwagers, des griechischen Kaisers Andronicus Paläologus, eine Reise noch Palästina machte, aus dem Kloster am Fuße des Horeb mitgebracht. (Der Erzbischof desselben hatte sie vom Könige von Frankreich erhalten.) —

Dem Reichtum und dem Ansehen des Klosters entsprachen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts die ersten Klostergebäude nicht mehr. Unter der Leitung der bauverständigen Brüder Jordan und Berthold wurde deshalb südlich von Alt-Walkenried ein neues Kloster aufgeführt. Das Baumaterial entnahmen sie mit Bewilligung der Grafen von Scharzfeld den Steinbrüchen bei Nüxei. Und überreichlich flossen dem Stifte die Geldmittel zu: so erschien u. a. ein Bürger von Goslar mit einem vierspännigen Wagen voll Geld vor dem Kloster, steckte die Peitsche an den Sattel und kehrte zu Fuß nach Hause zurück. Nach etwa 80jähriger Bauzeit ward dieser Prachtbau, an welchem Tausende von freiwilligen Arbeitern sich päpstlichen Ablaß verdienten, 1290 vom Bischof Siegfried von Hildesheim zu Ehren des Allerhöchsten, des Herrn Jesu, der Jungfrau Maria und des Bischof Martin feierlich eingeweiht.

Im 15. Jahrhundert stand Walkenried, von dem auch die Klöster Marienpforte bei Naumburg und Sittichenbach bei Mansfeld, sowie viele Kirchen und Kapellen erbaut sind, in seiner schönsten Blüte. Damals konnten die Mönche auf der Reise nach Rom — wie man sagte — jede Nacht in ihrem Eigentum zubringen. Doch begann zu jener Zeit bereits die Wohlthätigkeit gegen Kirchen und Klöster allgemein abzunehmen. Damit bereitete sich auch der Rückgang des Klosters vor. Der Bauernkrieg brachte es dann zu Fall, und der 30jährige Krieg vollendete seinen Untergang.

Als die aufständischen honsteinschen Bauern, denen entgegenzutreten den Grafen von Honstein, den Schirmvögten des Stifts, die Macht fehlte, im Mai 1525 auch gegen Walkenried heranzogen, flüchteten die Mönche mit dem größten Teile ihrer Wertsachen und Urkunden nach Nordhausen und Goslar. Mit wildem Jubel zogen die Bauern in das verlassene Kloster ein, fanden in jeder Thür den Schlüssel stecken, durcheilten plündernd alle Räume, zerschlugen Fenster, Öfen, Bilder und andere Gegenstände, streuten Urkunden und Manuskripte den Pferden unter und warfen die Bücher als Schrittsteine in den Schmutz. Da sie in den Kellern und Vorratshäusern große Vorräte an Wein und Bier, an Brot und Fleisch, an Erbsen und andern Lebensmitteln vorfanden, so nahmen sie im Kloster für längere Zeit Quartier und bemühten sich, alle diese Vorräte aufzuzehren. Die große Braupfanne benutzten sie dabei als Kochgeschirr.

Im Wein- und Freiheitsrausche legte die zügellose Horde nach Verwüstung der Klosterräume ihre Hand auch an die Kirche und kirchliche Gegenstände. Im Kreuzgange stand ein kunstvolles Metallbecken, welches der Klosterbruder und Hüttenmeister Almante 1218 gegossen hatte. Vergebens versuchten sie es mit Hammer und Eisen zu zerschlagen, ihre Kraft reichte kaum hin, einige Beulen hineinzutreiben. Da schleppten sie es mit großer Mühe auf den Platz zwischen Kirche und Keller, um es hier in einem mächtigen Holzfeuer zu zerschmelzen. Aber das Metall wollte zu ihrem Verdruß im offenen Feuer nicht fließen. Nun machten sie sich daran, die große Turmglocke zu zerstören. Sie läuteten dieselbe unaufhörlich auf das heftigste, aber dennoch wollte sie nicht springen. Da machte einer von ihnen, ein Zimmermann, den

Vorschlag, das Gebälk des Turmes unten rings herum einzusägen und zu durchhauen und dann den ganzen Turm samt der Glocke mittels angelegter Seile herunterzureißen. Mit Freudengeheul ging die Rotte auf diesen Vorschlag ein, beauftragte jenen Zimmermann mit der Ausführung desselben und versprach, seine Frau und seine Kinder mit einigen Goldgulden zu entschädigen, falls er bei diesem Werke der Zerstörung seinen Tod finden sollte. Der böse Ratgeber befestigte eine Anzahl starker Seile an dem Turme und verband den Turmknopf mittelst einer Kette mit einem in der Nähe stehenden uralten Lindenbaume. Während nun die Bauern diesen umzuhauen begannen, hieb jener Zimmermann die untern Zapfen der hölzernen Turmsäulen ab. Jetzt senkte sich der Baum, hundert Hände erfaßten die Seile, und krachend stürzte der Turm hernieder. Die Glocke zersprang in viele Stücke, und der Anstifter lag mit gebrochenem Halse am Boden.

Die Grafen Heinrich und Ernst von Honstein kamen mehrmals in das Kloster und versuchten dem Treiben ihrer aufrühreriſchen Bauern durch freundliche Vorstellungen Einhalt zu thun. Aber wie wenig diese und ihre Anführer auf ihre Worte gaben, ist bereits S. 319 erzählt. Indes als die Rotte am Sonntage Cantate (1525) endlich das Kloster verlassen hatte, um gen Frankenhausen zu ziehen, und bis zur Flarichmühle bei Nordhausen gekommen war, hielt der großprahlerische Schäferknecht es für geraten, den Kommandostab seinem kriegskundigen „Bruder“ Ernst zu übergeben und sandte ihm von dort folgendes Schreiben zu:

„Unserem freundlichen, lieben Bruder Ernsten von Honstein,
Schaffner des Landes Honstein!

Gnade und Friede von Gott, unserm Herrn, lieber Bruder Ernst von Honstein. Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung und Gemeine klettenbergscher und schartfeldischer Pflege auf der Wiesen bei der Flaricher Mühlen bei einander sind, ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wollet Euch auf diesen Morgen früh bei uns an benanntem Orte erscheinen, denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen ist. Datum Montag anno 1525. Bitten Eure zuverlässige Antwort.

Die christliche Gemeinde zu Walkenried.“

Die Bauern erwarteten ihren Landesherrn vergeblich. Nachdem sie sich (siehe S. 319) zerstreut und ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten, versammelte Graf Ernst den großen Haufen der verführten Bauern — die Rädelsführer hatte er bereits bis auf einen Töpfer aus Ellrich, der sofort nach seiner Rückkehr schlauerweise den Grafen zu Gevatter bat, hinrichten lassen — auf dem Teichdamme bei Scheidingen. Den weißen Stab in der Hand, standen sie dort vor dem gesamten Adel der Grafschaft und erwarteten verzagt ihr Urteil. Graf Ernst fragte zunächst seinen Rat Berend von Tettenborn, dem die Aufrührer einen Sohn erschlagen und das Gut Schernberg zerstört hatten, um seine Ansicht. Dieser antwortete bitter, es sei billig und recht, daß jeder Edelmann neun Bauern an seinen Jagdspieß spießete. Andere Adelige rieten, die Rebellen in den Teich zu stürzen. Da wandte sich, allen seinen Standesgenossen widersprechend, der Hauptmann Balthasar von Sundhausen zum Grafen: „Es ist wahr, daß dieser elende Haufen den Tod verdient hat. Allein wenn sie ums Leben gebracht werden, wer will dem Herrn Grafen die Dienste thun und die Länderei bestellen? Die armen Witwen können

solches nicht thun. Ich halte dafür, man sollte ihnen aus Gnaden das Leben schenken und sie mit einer Geldstrafe belegen." Und der Graf rief aus: „Sundhausen, Du hast heute geredet wie ein ehrlicher Mann, Dein Wort soll Ehre haben!" So kamen die Verführten mit je vier Gulden Strafe ab. Den ehrlichen Sundhausen aber mußte der Graf, um ihn vor der Rache des Adels zu schützen, nach Nordhausen geleiten lassen. —

Der Turm hatte bei seinem Fall das Dach und die Gewölbe der Kirche durchschlagen. Infolgedessen stürzte auch der Chor bald ein. Im Jahre 1570 mußte der Gottesdienst, welcher bis dahin notdürftig im Vorderschiff der Kirche gehalten war, in die Kapitelstube verlegt werden.

Das nur noch mit wenigen Mönchen besetzte Kloster — acht der vor den Bauern geflohenen Klosterbrüder nahmen evangelische Pfarren in der Nachbarschaft an — verarmte durch schlechte Verwaltung immer mehr.

Im Jahre 1546 nahmen Abt und Konvent die Reformation an und richteten 1557 eine Knabenschule ein, welche unter dem Rektor Johann Mylius aus Gernrode (der schon als Ilfelder Klosterschüler unter Neander Luthers Katechismus in die griechische Sprache übersetzt hatte) und dem Konrektor Heinrich Reinecke aus Uthleben bald zu großem Ansehen wuchs und viele berühmte Männer vorbildete.

Schon vor dem Aussterben der Grafen von Honstein kam es zu mehrfachen Verhandlungen wegen der Schutzhoheit über das Stift, und es ist deshalb nötig, mit einigen Worten auch auf die früheren dahin schlagenden Verhältnisse einzugehen. Die erbliche Schutzvogtei über das Kloster selbst und die ursprünglichen Stiftungsgüter stand den Grafen von Honstein als Erben der Grafen von Klettenberg zu. Daneben wurde die besondere Vogtei über einzelne Stiftsgüter meistens von den Fürsten und Grafen geübt, von denen diese Güter an das Kloster gekommen, oder in deren Gebiete sie belegen waren; so von den Landgrafen von Thüringen und den Herzogen von Braunschweig über verschiedene Besitzungen in ihren Landen, von den Grafen von Regenstein (seit 1221 von den Grafen von Woldenberg, seit 1325 von den Grafen von Wernigerode) über Schauen. — Die höchste Schirmvogtei stand seit dem Kaiser Friedrich I., der das Stift mit allen seinen Besitzungen in seinen und des Reiches Schutz nahm, dem Kaiser zu. Mit Wahrnehmung dieser kaiserlichen Schirmherrschaft wurden mehrfach benachbarte Fürsten betraut. Im Jahre 1227 übertrug König Heinrich VII. den Grafen von Woldenberg die „Beschirmung und Verteidigung" des Klosters, doch nur auf so lange, als dieses selbst es wünschen würde. 1323 erhielt es vom Kaiser Ludwig das Privilegium, sich beliebige Schirmherren und auf beliebige Zeit zu wählen. Die 1325 den Grafen von Wernigerode übertragene Schirmherrschaft bezieht sich allerdings besonders auf den Hof zu Schauen, doch auch zugleich auf „al ore gut, al ore egen, al ore recht vnde vrieheit ores godeshuses". 1457 gelangte die kaiserliche Schirmherrschaft an die Herzoge von Sachsen. 1546 machte Herzog Moritz den Versuch, das reichsunmittelbare Stift ganz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wurde mit seinen Ansprüchen aber vom Abte Holtegel abgewiesen. Weitere Verhandlungen führten 1568 zu einem Übereinkommen zwischen Sachsen und den Grafen von Honstein, wonach ersterem nur der „Oberschutz" mit einem jährlichen Schutzgelde von 300 Gulden und die Benennung von 10 (unter 40) Klosterschülern, letzteren die „andere Administration", zustehen sollte. 1574 gingen diese sächsischen Rechte bei einem Austausch der Lehen an den Bischof von Halberstadt über. Als

nach dem Tode des letzten Grafen von Honstein der Herzog Julius von Braunschweig vom Stifte Halberstadt mit den Grafschaften Lohra und Klettenberg belehnt wurde, übernahm er auf Wunsch des Konvents auch die Administration des Klosters. Seinen gleichfalls zum Administrator gewählten Nachfolger Herzog Friedrich Ulrich erkannte aber der Kaiser nicht an, sondern verkaufte unter Protest des Herzogs die beiden Grafschaften für 60000 rhein. Gulden dem Grafen von Thun und beauftragte Wallenstein mit der Einführung desselben. Die Stände wurden ihres Eides entbunden und den Grafschaften wie dem Kloster eine bedeutende Kontribution auferlegt. Mönche aus dem Cistercienserkloster Kaisersheim in Schwaben zogen (1625) wieder ein und weihten das Kloster aufs neue. Durch Abbruch und Restauration alter und Aufbau neuer Gebäude nahmen sie mit den Klostergebäuden vielfache Veränderungen vor. Als die Schweden (1631) nahten, flohen sie, nahmen aber den kostbaren Altar mit sich und brachten ihn nach Prag, wo er sich noch jetzt befindet. Nachdem die alten Klosterbeamten wieder Besitz genommen hatten, wurde das Kloster wiederholt von den Schweden und von den Kaiserlichen, besonders arg im Jahre 1637, geplündert. Durch den westfälischen Frieden kam Walkenried an Braunschweig*) zurück. Die wieder eingerichtete Schule mußte 1669 wegen unzureichender Mittel aufgehoben werden.

Seitdem steht das Kloster öde und verlassen. Von der Kirche stürzte ein Pfeiler nach dem andern ein, bis die herzogliche Regierung vor etwa einem Jahrzehnt die malerischen Reste vor weiterem Verfall geschützt hat.

Von der Kirche sind nur das westliche Portal, ein Teil des südlichen Querschiffs mit den daran stoßenden Teilen des Mittelschiffs, ein Teil des Chors mit zwei hohen Bogenfenstern und ein Stück der Außenmauer des südlichen Seitenschiffs erhalten. Sie war eine in frühgotischem Stile erbaute dreischiffige Basilika mit Kreuzarmen. Wie reich die 36 Pfeiler, welche Kreuzgewölbe trugen, profiliert waren, erkennt man noch an den abgebrochenen Schäften. Die Hauptdimensionen der Kirche waren: Länge derselben 85 m, Breite in der Achse der Querschiffe 39 m, Breite des Mittelschiffs 9 m, Höhe der Kirche bis an das Dach 23 m. Die Kirche ist einzig in ihrer Art.

Von dem Klostergebäude sind noch Kreuzgang und Kapitelstube wohl erhalten. Der an die Kirche stoßende Teil des Kreuzganges, welcher mit dem südlichen Seitenschiff der Kirche durch eine jetzt vermauerte Thür verbunden war, ist doppelt so breit, als die drei anderen, zusammen einen rechteckigen Hof einschließenden Teile, und durch eine mit reichen Blattwerk-Kapitälen geschmückte Säulenreihe geteilt. An der gegenüberliegenden Seite springt das in den Außenmauern noch erhaltene Baptisterium, welches sich — wie der Chor der Kirche — durch fünf Seiten des Achtecks schließt, in den Hof ein. Der Kreuzgang enthält viele höchst interessante Grabsteine. — An östlicher Seite des Kreuzganges liegt die Kapitelstube, die jetzige Kirche des Fleckens. In ihr befinden sich u. a. alte Chorstühle, das aus Holz geschnitzte Epitaphium des letzten Grafen von Honstein (Ernst, † 1593) und ein sehr schöner romanischer Taufstein, der noch aus dem ältesten Kloster herrührt. Das Treppenhaus und die beiden Refektorien und einige andere Räume sind so zerstört und verbaut, daß die ursprüngliche Gestalt nicht mehr zu erkennen ist. Die

*) Von 1674—1694 war Walkenried vom Herzog Rudolf August an den Herzog von Sachsen-Gotha verpfändet („auf Wiederkauf verkauft“).



oberen Säle dienen als Kornböden. Das ehemalige Verließ heißt jetzt Lutherfalle, doch ist Luther nie hier gewesen.*)

Man kann von Walkenried nicht ohne tiefe Wehmut scheiden.

4. Lauterberg.

Unmittelbar über dem als Kurort bekannten Flecken Lauterberg erhebt sich ein schön geformter und mit Buchen bestandener Kegel, welcher den Namen Hausberg trägt. Hier stand ehemals das Haus, d. i. die Burg Lutterberg.

Die Nachrichten von einem angeblich schon im Jahre 864 vorkommenden Grafen Werner von Lutterberg und dessen Nachkommen sind nichts als Fabeln. Der Name Lutterberg ist nur bis zum Jahre 1190, in welchem sich Graf Sigbodo II. von Schartfeld (1150—1190) Graf von Lutterberg nennt, urkundlich zurück zuverfolgen. Dieser Sigbodo und sein älterer Bruder Burchard II. werden demnach als Erbauer der Burg Lutterberg anzusehen sein.

Sigbodo II. starb ohne (männliche) Erben, und sein Besitztum, die für ihn erbaute Burg mit den derselben beigelegten Gütern, fiel seinem Bruder Burchard I., oder wenn dieser, der nur im Jahre 1180 vorkommt, damals schon verstorben war, unmittelbar den Söhnen desselben, Burchard II. und Heidenreich I., zu. Letzterer, der von 1194—1228 in Urkunden auftritt, erhielt bei der Teilung ihres gemeinschaftlichen Besitzes die Burg Lutterberg. Doch war diese Teilung keine totale. 1208 nennt Kaiser Otto IV. auch Burchard Grafen von Lutterberg, wie umgekehrt Heidenreich 1221 auch Graf von Schartfeld heißt.

Da sich zwei seiner Neffen, Burchard IV. der Weiße und Burchard V. der Krauskopf (Struve), am 10. Juni 1230 Grafen von Lutterberg nennen**), so muß Heidenreich zwischen 1228 und 1230 ohne Erben verstorben sein. Burchard der Struve war schon 1241 geistesschwach und kommt im folgenden Jahre zum letzten Male vor; er wird bald darauf gestorben sein. Da er keine Söhne hinterließ, so ward sein Bruder Burchard der Weiße, welcher von 1228 bis 1267 urkundlich genannt wird, alleiniger Besitzer der kleinen Herrschaft, welche nur das Dorf Lutterberg, die jetzt ausgegangenen Dörfer Rodenbeck und Schmerbeck, sowie die Lauterbergsche Forst umfaßte. Er ist der Stammvater der Grafen von Lutterberg, dieser jüngeren Linie der Schartfelder. Von seinen fünf Söhnen Otto I., Heidenreich, Heinrich, Werner und Burchard VIII. pflanzte der älteste den Stamm fort. Otto I. wird 1256, 57, 65, 66, 71, 80, 82, 89, Heidenreich 1256, 57, 65, 66, 73, 82, 84, 85, 86, Heinrich (Heino) 1256, 57, 65, 66, 73, Werner 1256, 57, 71, 80, 82, 89, 92, 97, 99, Burchard nur 1256 urkundlich genannt.

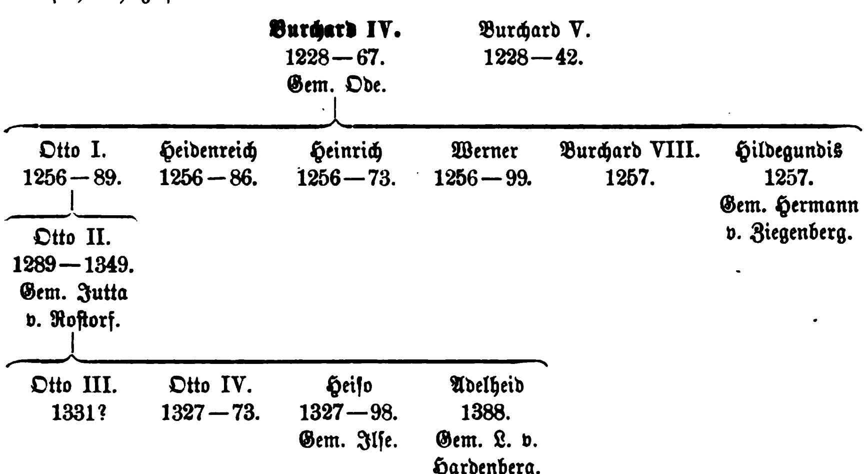
Otto II., Ottos I. Sohn, urkundlich 1289, 96, 1300, 01, 03, 06, 07, 11, 15, 17, 27, 37, 44 und 49 erwähnt, ließ seiner Gemahlin Jutta im Kloster Pöhlde eine schöne Begräbniskapelle errichten. Von seinen Söhnen Otto III., Otto IV. und Heiso war ein Otto 1331 deutscher Ordensritter. Otto IV. wird 1327, 44, 49, 55, 57, 61, 69, 72, 73, Heiso 1327, 44, 57, 61, 69, 72, 84, 85, 88, 90, 92, 96, 97 und am 1. Mai 1398 genannt. Damit erlosch das ganze Geschlecht, ein Jahrhundert nach dem Aussterben der älteren Linie. Heiso liegt im Kloster Teistungenburg begraben,

*) Eingehender hat die Ruine des Klosters ꝛc. Architekt Beisner in Festschr. des Harzv. 1870, S. 71 ff., beschrieben.

**) Ersterer heißt 1231 auch noch einmal Graf von Schartfeld.

denn als er diesem am 23. April 1396 den Rest seiner Güter schenkte, bedang er sich dafür seine „grafft unde leste blyvent“ dort aus.

Indem ich in betreff der Besitzungen und Vogteien, der Lehnsmannen und des Wappens der Grafen von Schartfeld-Lauterberg auf den Abschnitt „Scharzfeld“ verweise, stelle ich hier nur noch die Glieder der jüngeren Linie übersichtlich zusammen.



Gleich der Herrschaft Scharzfeld ein welfisches Lehn — denn im Jahre 1203 wird das Schloß Lutterberg unter den Burgen genannt, welche bei der Auseinandersetzung der drei Söhne Heinrichs des Löwen dessen Sohne Otto, dem nachherigen Kaiser, zufielen — gelangte die Herrschaft Lutterberg wie jene in den Besitz der Grafen von Honstein, doch ist der Hergang hier nicht weniger unklar wie dort. Letzner erzählt: Als sich über den Nachlaß des Grafen Heiso zwischen den Herzögen von Braunschweig-Grubenhagen, dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Hildesheim, den Äbtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim Streit erhob, nahm der Ritter Hans von Minnigerode mit Hülfe seines Sohnes und eines Herrn von Berkefeld die Burg Lutterberg für den Herzog Friedrich von Grubenhagen „ganz behend“ in Besitz und überlieferte sie diesem als dem Lehnsherrn, nachdem er sie Jahr und Tag besetzt gehalten hatte, wofür er zur Belohnung das Dorf Wollershausen erhielt. Aber diese Nachricht entbehrt jeder Glaubwürdigkeit, da schon im 13. Jahrhundert, vor dem Aussterben der Lutterberger Grafen, die Burg in unmittelbarem Besitze Heinrichs des Wunderlichen (mirabilis) von Grubenhagen, seiner Söhne und Großsöhne war. Wenn dafür auch die Thatsache, daß dieser Herzog 1282 eine Urkunde auf Lutterberg ausstellte, allein nicht entscheidend ist, so setzt doch die Urkunde von 1287, in welcher sein Richter und Forstmeister Lippold von Hedereshusen die Verpfändung eines nicht unbedeutenden Teils der Lutterbergschen Forst beurkundet (siehe S. 76), voraus, daß die Herrschaft Lutterberg damals dem Herzoge unmittelbar zustand. 1296 waren die Brüder Jordan, Ernst und Johann von Berkefeld und die Brüder Friedrich Mützefahl und Heinrich genannt von Homburg Burgmannen oder Pfandinhaber dieses seines Schlosses. 1342 verkaufte Heinrichs des W. Sohn Heinrich II. die Hälfte desselben, welche er an seinen

Bruder Wilhelm, den mutmaßlichen Besitzer der anderen Hälfte, verpfändet hatte, dem Erzstift Mainz zum Zwecke der Einlösung. Diese ist nicht erfolgt, denn 1359 war Herzog Wilhelm und 1366 dessen Neffe Albrecht I. Besitzer des ganzen Schlosses.

Auch die von Leibniz handschriftlich gemachte Notiz, Hans von Minigerode habe Lutterberg den Grafen von Honstein, die sich desselben in einer Fehde bemächtigt hätten, wieder abgenommen und nach Jahr und Tag den Herzögen ausgeliefert, ist mindestens unerwiesen. Unrichtig, oder doch ungenau ist die Letznersche Angabe, Herzog Friedrich habe Lutterberg 1402 seinem Schwager, dem Grafen Heinrich VIII. von Honstein, für 1100 Mark Silber verpfändet, denn 1405 gehörte das Schloß dem Herzog Otto Cocles von Göttingen.

Bald nachher war es indes in den Händen der Honsteiner. Am 9. Juni 1417 bezeugen die Grafen Heinrich und Ernst von Honstein, daß ihnen die Herzöge Friedrich, Erich und Otto von Grubenhagen gestattet haben, die Burg Lutterberg wieder zu bauen (diese war also, wahrscheinlich in der Fehde von 1415, zerstört) und daß sie den Herzögen 1000 rheinische Gulden auf dieselbe geliehen hätten. Am 11. Mai 1456 verkauften dann die Herzöge Heinrich, Ernst und Albrecht das Haus Lutterberg mit allem Zubehör den Grafen von Honstein zu erblichem Besitz (nach Letzner gegen Zahlung von weiteren 200 Mark) und nahmen dabei die erbverbrüderten Grafen von Stolberg und von Schwarzburg in die Lehnschaft auf. Damit stimmen spätere Angaben überein. Im Jahre 1490 belieh Herzog Heinrich IV. von Grubenhagen für sich und seine Vettern Philipp, Erich und Albrecht die Grafen Ernst und Hans von Honstein und zur Folge die Grafen Günther von Schwarzburg nnd Heinrich von Stolberg mit der Grafschaft Lutterberg; und in dem Lehnsrevers des Grafen Ernst vom 1. Mai 1530 nennt dieser auch das Schloß Lautherbergk als Lehnstück.

In diesem Jahre kann aber die Burg, welche nach der Zerstörung im Jahre 1415 nur notdürftig wiederhergestellt sein wird, kaum noch vorhanden gewesen sein. Die honsteinschen Lehnsreverse über die Herrschaft Lutterberg aus den Jahren 1568 und 1586 nennen sie nicht mehr, und eine Urkunde von 1585, in welcher Graf Ernst die Herrschaften Scharzfeld und Lauterberg denen von Kerstlingerode unter Namhaftmachung selbst der Wüstungen verpfändet, erwähnt nur das Dorf Lauterberg und das gräfliche Zeug- und Wohnhaus in demselben. Und 1587 waren nach Hamelmanns Bericht nur noch wenige Überbleibsel von derselben vorhanden.

Indem ich im übrigen auf den die Burg Scharzfels behandelnden Abschnitt verweise, bemerke ich hier nur noch, daß auf die 1456 und 1490 geschehene Beantwortung der Grafen von Stolberg und Schwarzburg keine Rücksicht genommen wurde. Das Reichskammergericht wies die Klage derselben wiederholt, zuletzt 1622, mit der Begründung zurück, daß zu jener Mitbelehnung die Einwilligung der Agnaten, der übrigen welfischen Linien, weder gesucht noch gegeben sei. Kurmainz entsagte seinen Ansprüchen auf die Grafschaft Lutterberg, unter welcher Benennung man seit dem 16. Jahrhundert die (von der Burg Scharzfels aus verwalteten) Herrschaften Scharzfeld und Lutterberg zusammenzufassen pflegte, erst im Jahre 1692.

Von der Burg sind jetzt nur noch Reste eines trockenen Grabens und geringfügige Spuren von Mauerwerk vorhanden.



Der Flecken Lauterberg, niedersächsisch noch jetzt Lutterbarg, ist — wie der Name schließen läßt — jünger als die gleichnamige Burg und erst unter dem Schutze derselben entstanden. Sein Wachstum verdankte der Ort vor allem dem regen Bergbau und Hüttenbetriebe. Eisenstein und Kupfererze finden sich noch immer in seiner Nähe, doch ist die letzte Silbergrube — von späteren Versuchsbauten abgesehen — im Jahre 1824 eingestellt.

An den Flecken schließt sich die Königshütte, eins der größten und schönsten Eisenwerke des Harzes. In den Jahren 1731—34 nach Einstellung der Hütten in Lonau und Sieber — wahrscheinlich an der Stelle der früheren Corneliushütte, welche 1579 erwähnt wird — vom Staate erbaut, wurde sie 1871 an eine Aktiengesellschaft verkauft. Nachdem diese den Hochofenbetrieb aufgegeben hat, besteht das Werk vorzugsweise aus Eisengießerei und Maschinenfabrik. Von den rühmlichst bekannten Gußwaren liefert es jährlich etwa 50000 Centner. In dem Hüttenwerke und den damit verbundenen Mühlen für Mehl, Holzstoff 2c. finden 250 Arbeiter Beschäftigung.

Ein nicht geringer Teil der 4000 Einwohner des Fleckens arbeitet auch in Zündwaren-, Stuhlfabriken und Nagelschmieden. Beträchtlich ist auch die Kanarienvogelzucht.

Von größter Bedeutung aber für die Entwickelung des Fleckens und für den Wohlstand seiner Bewohner ist die Einrichtung einer Kaltwasserheilanstalt geworden. Im August 1839 von dem Sanitätsrat Dr. Ritscher, dem vor einigen Jahren auf dem Scholm (jetzt „Ritschers Höhe") ein gußeisernes Denkmal errichtet ist, mit 120 Kurgästen eröffnet, wird sie jetzt jährlich von etwa 3000 Fremden in Anspruch genommen. Doch ist auch mancher Gesunde darunter, der in Lauterbergs herrlicher Umgebung seine Sommerfrische sucht und findet.

5. Die Burg Scharzfels.

Auf einer der letzten Höhen des südwestlichen Harzrandes im Fürstentum Grubenhagen liegen, 120 m über dem Thale der wilden Oder, die Ruinen der Burg Scharzfels. Der Reisende, der sie zum ersten Male aus der Ferne erblickt, wird mit Interesse die gewaltige, weithin leuchtende Felsmasse auf dem kahlen Scheitel der mit dichtem Buchenwald bedeckten Bergwand betrachten, aber für eine Burg wird er sie kaum halten. Ragen doch zu beiden Seiten derselben auf anderen Berghängen ähnliche Felsgruppen, wenn auch weniger hoch, aus dem Waldgrün hervor. Aber das Dampfroß, das seit zwei Jahrzehnten auch diese Gegenden durcheilt, trägt ihn im Fluge näher, und bald erkennt er die Spuren alten Gemäuers vor und auf den Felsen, und jetzt hält der Zug unmittelbar unter der Höhe, und der Schaffner ruft sein: „Station Scharzfeld! 4 Minuten!" Hat der Reisende Zeit, einen Zug zu überschlagen, so steige er mit mir aus und vertraue sich meiner Führung auf eine Stunde oder anderthalb an, es wird ihn bestimmt nicht gereuen.

Wir schlagen den unmittelbar hinter dem Bahnhofe in den Wald führenden Weg ein. Erst vor wenigen Jahren neu angelegt, vermeidet er bedeutende Steigungen, und die alten, mit Eichen untermischten Buchen beschatten ihn aufs schönste. Während wir so bequem hinansteigen, will ich ihm einiges aus der Geschichte der Burg erzählen.

Das dem freien Adel angehörende Geschlecht, welches sich nach der Burg Grafen von Scartfeld (Scarthfelth, Scartvelde, Schartfeld) nannte, ist schon vor fast einem halben Jahrtausend erloschen. So ist es nicht zu verwundern,

daß sowohl seine Geschichte, als die der Burg an manchen Stellen im Dunkel schwebt. Namentlich ist nicht einmal festzustellen, in welchem Jahrhundert die Burg erbaut wurde. Nach der unverbürgten Angabe eines älteren Geschichtsschreibers ist sie vom Kaiser Heinrich IV.*) zur Bändigung der Sachsen erbaut und im Jahre 1091 dem Edlen Wittekind von Wolfenbüttel zu Lehn gegeben, nach dessen Tode aber 1118 an das Reich zurückgefallen. Wenn gegen diese Angabe auch besonders der Umstand spricht, daß ihrer in den Kriegen Heinrichs IV. gegen die aufrührerischen Sachsenfürsten keine Erwähnung geschieht, obwohl sie der Harzburg an Festigkeit nichts nachgeben mochte und dem Hauptführer der Empörung, dem Grafen Otto von Northeim, und seinem Freunde, dem Grafen Dietrich II. von Catlenburg (dem Schwiegersohne Egberts von Meißen) zu einem Angriffe die gelegenste sein mußte; so wird sie doch spätestens unter der Regierung Heinrich V. erbaut sein. Die erste Urkunde, welche sie nennt, ist aus dem Jahre 1130*) und vom Kaiser Lothar auf dem Reichstage zu Goslar ausgestellt. Auf den Wunsch des Erzbischofs Norbert von Magdeburg gab sie der Kaiser diesem Stifte, welches durch die Schenkung Kaisers Otto II. seit 981 auch das benachbarte Kloster Pöhlde mit allen Nutzungen besaß, gegen Alsleben an der Saale in Tausch.

Bald nach diesem Tausche erscheint ein Graf Sigbodo von Schartfeld, mit ihm später sein gleichnamiger Sohn, in den Urkunden der Kaiser Lothar und Konrad III. als Zeuge. Woher er stammt und welchem Geschlechte er angehört, darüber fehlt jede Nachricht. Grafen hießen die Edlen von Schartfeld wohl nur deshalb, weil ihnen das Grafengericht im Burgbezirk übertragen war. Die Grafenwürde im Lisgau dagegen hatten die Erben der Catlenburger inne.

Daß die Grafen von Scharzfeld indes in direktem Vasallenverhältnisse zu Kaiser und Reich standen, geht unter anderm daraus hervor, daß Sigbodo I. sich häufig am Hoflager des Kaisers Konrad III. aufhält und kaiser-Urkunden mit anderen kaiserlichen Lehnsträgern bezeugt, sowie daraus, daß er geradezu nobilis genannt wird.

An demselben Tage (1. Januar 1157 zu Goslar), an welchem Kaiser Rotbart seinem Vetter, Heinrich dem Löwen, dem Erben der Catlenburgschen Allodien, das Grafenamt im Lisgau und im Harze übertrug, schloß er mit ihm auch einen Tauschkontrakt. Friedrich übergab Heinrich zu erblichem Eigentum die Schlösser Herzberg und Scharzfeld (Scartfeld), sowie das Gut Pöhlde mit allem Zubehör und bekam dafür die in Schwaben gelegenen Erbgüter der ersten Gemahlin Heinrichs, Clementia, nämlich das Schloß Baden und 100 Dienstmannen nebst 500 Hufen. So hörten die Grafen von Scharzfeld auf, Lehnsleute des Kaisers zu sein.

Als die drei Söhne Heinrichs des Löwen ihr väterliches Erbe 1703 teilten, fiel die Burg Scharzfeld (castrum scartuelt) mit der dazu gehörenden

---

*) Ich verzichte auf die Erzählung der Sagen, welche Heinrichs Verhältnis zu der Gemahlin eines auf dem Scharzfels wohnenden Berghauptmanns (!?) betreffen.

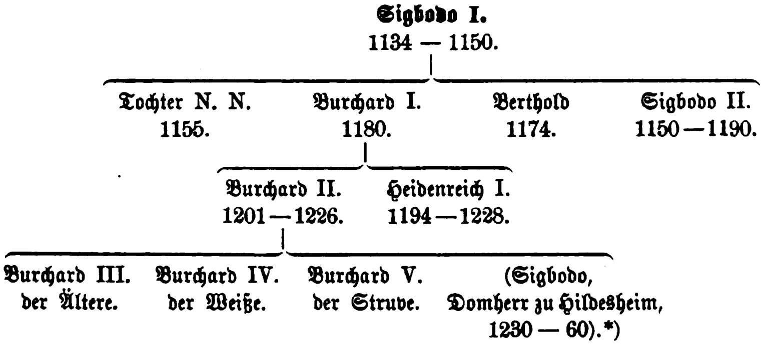
**) Allerdings kommt schon in der nicht für ganz unverdächtig gehaltenen Urkunde des Kaisers Otto I. von 952 „Schartfeld" vor, doch ohne daß man daraus schließen kann, daß schon damals die Burg dieses Namens vorhanden gewesen sei. Ein freies Geschlecht namens Schart erscheint in einer Urkunde des Kaisers Heinrich III. vom Jahre 1042. Daß ein Burgname aus einem Personennamen und „Feld" gebildet ist, steht nicht vereinzelt da; Ilfeld und Mansfeld z. B. sind ähnliche Zusammensetzungen Wie aus Hart Herz, so ward später aus Schart Scharz.

Burg Lauterberg dem mittleren der drei Brüder, dem späteren Kaiser Otto IV., zu.

Der Graf Sigbodo I., welcher zuerst in einer Urkunde des Kaisers Lothar von 1134 vorkommt und ferner in den Jahren 1139 (ohne den Titel Graf, doch vor dem Grafen von Lare), 1140, 1145 (wieder ohne den Grafentitel, doch vor dem Grafen Poppe von Henneberg) und bis zum Jahre 1150 urkundlich erwähnt wird, hatte eine Tochter, welche 1155 an den Grafen Leopold von Buch verheiratet war, und drei Söhne, Burchard I., Berthold und Sigbodo II. Berthold ward Geistlicher und kommt 1174 in einer Urkunde des Bischofs von Hildesheim als Zeuge vor. Seine beiden Brüder übernahmen das väterliche Erbe. Allem Anschein nach sind sie die Erbauer der Burg Lutterberg. Während nämlich der jüngere derselben, Sigbodo II., in Urkunden von 1150, 1154, 1157 und 1186 als Graf von Schartfeld auftritt (und 1172 seinen Lehnsherrn Heinrich den Löwen unter diesem Namen auf der Pilgerfahrt in das heilige Land begleitete), nennt er sich 1190 Graf von Lutterberg. Er starb ohne (männliche) Nachkommen, und sein Erbteil fiel seinem älteren Bruder zu.

Dieser, welcher nur 1180 genannt wird, hatte zwei Söhne, Burchard II. und Heidenreich I. Sie teilten die Herrschaft in der Weise, daß ersterer Schartfeld und der jüngere Lutterberg erhielt. Burchard wird 1204, 1206, 1208, 1215, 1220, 1222, 1225 und 1226 erwähnt und muß spätestens 1230 gestorben sein, da schon in diesem Jahre die Herrschaft in den Händen seiner Söhne war. Heidenreich I., welcher 1194, 1195, 1203, 1204, 1207, 1215, 1219, 1222, 1224, 1226 und 1228 genannt wird, muß etwa zu derselben Zeit und zwar ohne Erben verstorben sein, da sich zwei seiner Neffen am 10. Juni 1230 Grafen von Lutterberg nennen.

Zur Veranschaulichung diene folgende Übersicht, in welcher die Jahreszahlen die erste und letzte urkundliche Erwähnung bezeichnen:



Diese, die gleichnamigen Söhne Burchards II., teilten die ihnen zugefallene ganze Grafschaft in der Weise, daß Burchard der Ältere Schartfeld, Burchard der Weiße und Burchard der Strube, d. i. der Krauskopf, zusammen Lauterberg erhielten. Da eine Wiedervereinigung der getrennten Teile vor dem Aussterben des Geschlechts nicht erfolgte, so betrachten wir hier nur die Linie Scharzfeld.

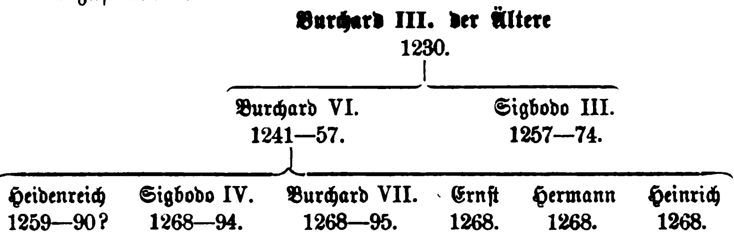
Burchard III. wird nur in der erwähnten Urkunde von 1230 genannt und muß vor 1241, im welchem Jahre sein Sohn Burchard VI. schon im

*) Wird hier einzureihen sein.

Besitze der Herrschaft erscheint, verstorben sein. Dieser hatte noch einen jüngeren Bruder Sigbodo, welcher 1257, 64, 65 und 74 erwähnt wird und keine männliche Erben hinterließ. Burchard VI., 1241, 46, 51, und 57 genannt, pflanzte den Stamm fort. Seine sechs Söhne Heidenreich, Sigbodo VI., Ernst, Burchard VII., Hermann und Heinrich waren 1268 schon sämtlich erwachsen.

Mit ihnen starb die Linie Scharzfeld aus. Ernst, Hermann und Heinrich werden gar nicht wieder erwähnt, Heidenreich, der zuerst 1259 als Zeuge auftritt, soll noch 1290 gelebt haben. Sigbodo IV. wird 1291 und 1294, Burchard VII. 1291 und 1295 erwähnt. Sie waren die Letzten des Geschlechts. Ihre Herrschaft fiel nicht an die damals noch bestehende Linie Lutterberg. Graf Otto aus derselben stellt freilich 1311 einmal eine Urkunde auf Schloß Scharzfeld aus, aber weder er, noch ein anderer der Lutterberger nennt sich Graf von Scharzfeld.

Der Übersichtlichkeit wegen stelle ich die Glieder der Linie Scharzfeld noch einmal zusammen:



Die Besitzungen der Grafen. Wenn die Grafen von Scharzfeld-Lutterberg auch niemals eine hervorragende Bedeutung gewonnen haben, wie sie die Northeimer, Winzenburger und Woldenberger am Westrande des Harzes hatten, so sind sie doch keineswegs den unbedeutenden Geschlechtern zuzuzählen. Außer der eigentlichen Herrschaft Scharzfeld, welche die Dörfer Scharzfeld, Barbis, Bartholfelde und Osterhagen, sowie die ausgegangenen Ortschaften Wittagerode, Berengoze (bei Bartholfelde) und Königshagen (in der Feldmark von Barbis) umfaßte, und der Herrschaft Lutterberg, die zusammen einen geschlossenen Bezirk bildeten, hatten sie Besitzungen in Thüringen, auf dem Obereichsfelde (in Beberstedt, Birkungen, Dingelstedt) und Untereichsfelde (in Nesselröden, Neuendorf, Tastungen, Teistungen, Seulingen, Westerode, bei Seeburg und Gieboldehausen), in den Grafschaften Honstein und Lohra (z. B. in Gerrisbach, Marbach, Nohra, Othstedt), sowie in den Fürstentümern Grubenhagen und Göttingen. Hier hatten sie namentlich Grundbesitz bei Osterode, Lasfelde und Föhrste, in Wanemangere (bei Catlenburg), in Holtensen (bei Moringen?), in Immenhusen und Ungereden (bei Hillwartshausen). Ferner gehörte ihnen „die Hälfte der Dörfer Langenhagen und Furbach bei Duderstadt, das Gut Klein-Königshagen, das Vorwerk Düna bei Osterode, das Gut Güntersen bei Dransfeld und die Bramburg nebst dem Bramwalde“. Die Familie „besaß ganz oder teilweise die Zehnten zu Bilshausen, Berenshausen, Hattorf, Barenburg, Hermelingerode, Hagen, Klein-Königshagen, Pöhlde, Rhumspringe, Edingerode, Besekendorf, zu Schnedinghausen bei Northeim, zu Holtensen bei Moringen, zu Wehnde und Niedernjesa bei Göttingen, zu Elkershausen, Gärtenbach a. d. Werra und zu Gimte bei Münden; endlich die Advokatie über die Klöster Pöhlde, Teistungendorf und Hilwartshausen, über die Kirche (wahrscheinlich das Kollegiatstift S. Martini) zu Heiligenstadt und über die Dörfer

Hermelingerode, Klein-Königshagen, Teistungen, Breme, Barlingerode und Hundshagen". (Max I, 100.) Manche dieser Besitzungen, sowie die Vogtei über die meisten Dörfer waren Eigentum, die meisten Besitzungen braunschweigsche, einige quedlinburgsche und Reichslehen, die Zehnten wohl sämtlich mainzische Lehen.

Dem Umfang der Güter entsprach die Zahl der Lehnsleute. Außer den Herren von Hardenberg, von Berlepsch, von Medem, von Hagen, von Wangenheim werden 21 zum größten Teil jetzt ausgestorbene Adelsgeschlechter in Niedersachsen und Thüringen als ihre Vasallen und Aftervasallen genannt.

Das Wappen der Grafen von Scharzfeld. Nur wenige erhaltene Siegel, von denen einige zudem nur Privat- und Secretsiegel sind, geben einen einigermaßen sichern Anhalt zur Bestimmung des Wappens unseres Grafengeschlechts. Danach zeigte dasselbe im letzten Jahrhundert einen dreieckigen quergeteilten Schild, oben mit einem schreitenden Löwen, unter mit drei Balken. Da solche kombinierte Wappen nicht die ältesten sind, und Tierfiguren vor dem 13. Jahrhundert, besonders bei Grafenfamilien untergeordneter Bedeutung, nicht zur Anwendung kamen, so sind als eigentliches, ältestes Wappenbild der Scharzfelder nur die drei Balken anzusehen. Analog ähnlichen Vorkommnissen wird der Löwe später aufgenommen sein, um das Lehnsverhältnis zu den Herzögen von Braunschweig damit anzudeuten. In das braunschweigsche Wappen sind auch nur die Balken (abwechselnd rot und golden) aus Scharzfelder Wappenstichen übergegangen.

Der Honsteinsche Besitz der Grafschaft. Nach dem Aussterben der auf Burg Scharzfeld residierenden Linie fiel die Herrschaft derselben nicht an ihre Stammesvettern auf dem Lutterberge, sondern auf noch nicht völlig aufgeklärte Weise an die Grafen von Honstein. Die Angabe des oft unzuverlässigen Letzner (Pastors von Iber): „Burchards IV. Tochter Mathilde nahm der Graf Heinrich von Honstein, des Namens der Zweite, und bekam mit ihr das Haus Schartfeld, seinem Sohn Dietrich ward Scharzfeld wieder genommen, aber Graf Heinrich IV. hat es mit Hülfe der Grafen von Waldeck wieder an sich gebracht", ist in ihrem ganzen Umfange nicht richtig, da in einer Urkunde von 1303 die Grafen Albrecht und Friedrich von Wernigerode den Knappen Dietrich von Clusyngen ihren Kastellan in Schartfeld nennen, also vorübergehend im Besitze dieser Grafschaft waren. Es scheint, als ob sie sich derselben noch bei Lebzeiten der Grafen von Scharzfeld bemächtigt haben, denn die letzten Urkunden dieser sind sämtlich außerhalb ihrer Burg ausgestellt, und in einem Zeugenverhör von 1323 werden die Grafen als aus ihrer Burg verjagt und verarmt bezeichnet. In diesem Jahre hatte nämlich der Abt zu Reifenstein mit seinen hörigen Bauern zu Berkungen einen Streit. In dem dieserhalb angestellten Verhör sagte ein alter Priester folgendes aus: Graf Burchard (IV.) von Scharzfeld und seine Brüder hätten dem Kloster $17^1/_2$ Hufen vor Berkungen mit allen hörigen Bauern in und außer dem Dorfe geschenkt. „Nicht lange nachher sei einer dieser Grafen wieder in das Kloster gekommen, nur mit einem Pferde und ganz verarmt aussehend, und habe unter anderem gefragt, ob sie von den Grafen irgend ein Unrecht erlitten, und ob die hörigen Leute, die sie dem Kloster geschenkt, in irgend etwas widerspenstig seien." (Max I, 106.) „Nach der Aussage eines andern Zeugen hatten einst die Grafen von Scharzfeld, da „„einige ihre Burg erobert und sie verjagt hatten"", weinend gesagt: „„Da wir gleichsam verarmt sind und nichts haben, so wollen wir, was wir noch haben, Gott und der seligen Maria

verehren"", und so kamen sie nach Reifenstein und übergaben dem Kloster die vorgenannten Hufen und eigenen Leute."

Urkunden aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts ergeben, das damals Burg und Grafschaft Scharzfeld den Honsteinern zustand. Die eine dieser Urkunden von 1416 enthält eine Einigung der Grafen Heinrich, Ernst und Günther von Honstein mit den Herzögen Friedrich, Erich und Otto von Grubenhagen inbetreff des Turmes und der Landwehr an dem Oderberge, dem s. g. Scharzfelder Kirchenholze, „daß sie soll wüste stehen und ungebaut bleiben". Nach den vom grubenhagenschen Rate Lic. Georg Wilde gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in einer Prozeßschrift niedergelegten Nachrichten entstanden um das Jahr 1420 Irrungen zwischen den Herzögen und den Grafen, welche zu einer Fehde führten, in der die Grafen „sich unterstanden, das Haus Scharzfeld dem Erzstift Mainz zu Lehn aufzutragen, inmaßen die Copie des Lehnsbriefes weil. Erzbischofs Conradi sub Nr. 1 ausweiset".

Für eine kurze Zeit überließen dann die Grafen von Honstein den Grafen von Schwarzburg und Stolberg-Wernigerode, mit denen sie 1433 eine Erbverbrüderung geschlossen hatten, die Burg Scharzfeld, denn am 8. März 1461 bestätigten die Grafen Heinrich von Stolberg und Heinrich von Schwarzburg einen Vertrag ihres Amtmanns zu Scharzfeld, Kurd von Germar, mit den Bauern des Dorfes Scharzfeld. 1465 war aber die Burg schon wieder in den Händen der Honsteiner, denn am 14. Februar desselben Jahres befreiten die Grafen Ernst und Hans die Bürger der Stadt Osterode von dem Zolle, den diese bisher unter dem Hagen der Burg Scharzfeld entrichtet hatten.

(Das Dorf Scharzfeld teilte nicht völlig das Geschick der Burg und Grafschaft. Um 1400 stand es den Herzögen von Grubenhagen unmittelbar zu. Diese Übertragung muß nach 1337 erfolgt sein, da es in einem in diesem Jahre aufgestellten Verzeichnisse der Dörfer des Amts Herzberg fehlt. Da aber die oben citierte Urkunde von 1416 die Landwehr am Oderberge als Grenzpunkt behandelt, so muß es damals zu Herzberg gehört haben. Bald nachher kam es, ohne Zweifel durch Verpfändung, wieder in honsteinschen Besitz, und 1456 verkauften es die Herzöge den Grafen zu zwei Dritteln für 300 rheinische Goldgulden auf Wiederkauf. Dem entspricht der erwähnte, vom Amtmann Kurd von Germar 1461 errichtete Vertrag, nach welchem die Einwohner des Dorfes die Dienste und Abgaben zu zwei Dritteln an die Burg Scharzfeld, mit einem Drittel an das Haus Herzberg zu leisten haben. 1541 kam es endlich durch einen Vertrag vom Grafen Ernst in völligen Besitz des Herzogs Philipp I. von Grubenhagen.) —

Die Grafen von Honstein haben Scharzfeld 300 und Lutterberg fast 200 Jahre innegehabt. In ihre Regierungszeit fallen zwei wichtige Ereignisse, die Aufnahme des Bergbaues und die Einführung der Reformation.

Zu der Grafschaft Scharzfeld-Lutterberg, welche allerdings nach mehreren bestimmten Erklärungen der Grafen von Honstein und der Herzöge von Grubenhagen aus den gesonderten Lehnstücken Scharzfeld und Lauterberg bestand, hier aber nur als ein Verwaltungsbezirk in Betracht kommt, gehörten nach einem alten Lehnbriefe 350 Berge und Thäler. Der Bruchberg und seine Fortsetzung, der Acker, bildeten die Grenze zwischen dem honsteinschen und dem unmittelbar grubenhagenschen Harze. Zu ersterem gehörte also das Gebiet der jetzigen Bergstadt St. Andreasberg und der Harzorte Lonau und Sieber. Die Bergordnung der Grafen ist vom Jahre 1521. (Näheres unter „Andreasberg" und S. 76 f.)

Zur Zeit, als im nahen Grubenhagenschen die Reformation Eingang fand, umfaßte die Grafschaft die Bergstadt St. Andreasberg, den Flecken Lutterberg und die beiden Pfarrdörfer Bartholfelde mit Steina, Osterhagen und dem Weiler Nüxei, und Barbis mit dem Schlosse Scharzfeld und dem Vorworte Neuhof, auch „das neue Schloß" genannt. Der damals regierende Graf Ernst war ein eifriger Katholik. Seinen Hofprediger Winemann verfolgte er, weil er zum Luthertum neigte. Dennoch begannen auch Küchenthal in Andreasberg und König in Barbis im Sinne Luthers zu predigen. Vor der Verfolgung ihres Grafen schützte sie wohl nur dessen Tod, der 1552 auf der Burg Scharzfeld erfolgte. Vier Jahre darauf berief Graf Volkmar Wolfgang im Einverständnisse mit seinen Brüdern sämtliche Prediger seiner Grafschaft nach Walkenried, und hier wurde mit Zustimmung der Ritterschaft die Einführung der Reformation beschlossen. Schon am folgenden Sonntage, Palmarum, ward den Laien der Kelch gereicht.

Der letzte Honsteiner, Graf Ernst, starb am 8./18. Juli 1593. Damit fiel Scharzfeld an den Lehnsherrn, den Herzog Wolfgang, zurück. Die Honsteiner hatten es aber dem Erzstift Mainz in die Hände zu spielen gesucht, dem die Herzöge etwa 200 Jahre früher Duderstadt und Gieboldehausen teils verpfändet, teils verkauft hatten. Graf Volkmar und sein Bruder Ernst hatten nämlich an den Ritter Hans Wilhelm von Kerstlingerode die Burg und das Amt Scharzfeld 1579 verpfändet und 1585 für 50000 Fürstengulden auf Wiederkauf verkauft und beide Male den Konsens dazu bei ihrem Lehnsherrn, dem Herzog von Grubenhagen, nachgesucht und erhalten. Zu der Verpfändung hatten sie sich aber heimlich auch Konsens vom Erzstift Mainz geben lassen, welchem einer ihrer Vorfahren bei einer Fehde mit dem Herzog 1420 schon einmal die Grafschaft widerrechtlich zu Lehen aufgetragen hatte. Der Pfandinhaber Hans von Kerstlingerode scheint den Spruch „Unter dem Krummstab ist gut wohnen" gekannt zu haben. Kaum hatte er den Tod des Grafen Ernst erfahren, so forderte er den Mainzischen Amtmann zu Gieboldehausen und den Schultheißen zu Duderstadt auf, von dem „eröffneten Mainzischen" Lehen Besitz zu ergreifen. Die Herren erschienen auch mit Gefolge, aber glücklicherweise vier Stunden zu spät: der Herzog hatte bereits durch seinen Marschall von Gadenstedt, seinen Kanzler Gericke und mehrere Räte die Burg und Grafschaft „in Posseß genommen". Ganz ohne Kampf war's freilich nicht abgegangen. Als der Schloßvogt die Burg nicht öffnen wollte, wurde der untere Teil derselben erstürmt, worauf der Vogt den oberen Teil freiwillig übergab.

Die Anstrengungen des Erzbischofs, in den Besitz der Grafschaft zu gelangen, blieben erfolglos; ebenso der von den Kerstlingerodern anhängig gemachte, nach ihrem Aussterben 1641 von ihren Erben fortgeführte Prozeß; und nach dem Aussterben der grubenhagenschen Linie wies das Reichskammergericht auch die beanwarteten Grafen von Stolberg und Schwarzburg mit ihrer Klage ab.

Mit dem Tode des Herzogs Philipp des Jüngeren, welcher am 4. April 1596 erfolgte, fiel das Fürstentum Grubenhagen und damit auch die Grafschaft Scharzfeld an den Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel. Die Burg nahm er sogar noch vor dem Tode Philipps mit dessen Bewilligung in Besitz. „Am 9. März 1596 erschien Heinrich Julius mit Eitel Heinrich von Braunschweig („von Kirchberg", dem zweiten Sohne der Eva von Trotta), Jürgen von der Lippe und anderen auf dem Schlosse Scharzfeld, nahm die

dortigen Soldaten in Pflicht und gebot ihnen, dem Hauptmann zu gehorsamen, und das Haus, so ihm sein Herr Vetter Herzog Philipp (in) S. F. G. Schwachheit übergeben hätte, in guter Verwahrung zu haben.“ (Max I, 397.)

Im Jahre 1617 kam dann das Fürstentum infolge eines kaiserlichen Erkenntnisses an die Linie Celle. —

Die Burg Scharzfeld, auch hin und wieder Festung genannt, war in jenen Zeiten ohne Zweifel der festeste Punkt in der ganzen Gegend, denn weder versuchte die „wütende Rotte der schwarzen, aufrührerischen Bauern“, noch auch im 30jährigen Kriege eins der viel vorüberziehenden Heere einen Angriff auf dieselben. Doch war ihre Besatzung zu schwach, um nur ihre nächste Umgebung schützen zu können. (Siehe Pöhlde und Catlenburg.) Nur für kurze Zeit lag eine bedeutendere Truppenmacht auf der Burg: Am 3. Weihnachtstage 1631 nahm hier der Oberstlieutenant von Wurmb mit drei Compagnieen Quartier. Im 30jährigen Kriege hatte die Umgegend viel von den Kaiserlichen, Bayern, Dänen und Schweden zu leiden. Im Sommer 1626 stand das Wallensteinsche Regiment Carboni bei Scharzfeld, kehrte aber wegen der Nähe der Dänen wieder um. Am 1. März 1636 richteten schwedische Reiter in den unter der Burg liegenden Dörfern Barbis und Bartholfelde viel Unfug an.

Zu jener Zeit war das Schloß, wie die um 1650 aufgenommene Ansicht desselben in Merians Topographie zeigt, noch bewohnbar. Die letzten Honsteiner hatten es mehrfach als Residenz benutzt; 1557 diente es der Gräfin Anna von Honstein, gebornen Gräfin von Bentheim, als Witwensitz. Die Grubenhagener Herzöge besuchten es häufig auf ihren Jagden. Auch später sah es noch hin und wieder den Landesherrn in seinen Mauern; so hielt sich namentlich Herzog Christian Ludwig im Sommer des Jahres 1655 auf seiner Harzreise hier 14 Tage auf. Honemann (IV, 62) schreibt über diesen Besuch: „Am 31. des Heumonats langete derselbe zu St. Andreasberg an, des anderen Tages Nachmittag, war der erste August, begab er sich nach Scharzfeld. Es gefiel ihm, daselbst bis den 14. gedachten Monats zu verharren und zur Erfrischung bey seinen Mahlzeiten des kleinen Harzobstes sich zu bedienen, maßen während der Zeit, von Andreasberg aus, für 3 Thlr. 2 Ggr. Himbeere, Erd- und Heydelbeere, das Botenlohn dazu gerechnet, nach Scharzfeld geschicket werden mußten.“

Es bleibt mir nur noch übrig, die **Zerstörung der Burg** zu erzählen. Bis gegen das Ende des siebenjährigen Krieges hat sich dieser Bau aus dem Mittelalter als militärisch besetztes Bergschloß erhalten. Da indes das kleine Felsennest weder einem Heer als Rückhalt dienen, noch auch eine Straße sperren konnte, so war es im Kriegsfalle praktisch bedeutungslos, und deshalb bestand seine Besatzung im 18. Jahrhundert fast nur aus Invaliden. Diese verzehrten hier ihr Gnadenbrot, ackerten ein wenig in den Gärten, von denen die Burg damals rings umgeben war, sonnten sich auf den Felsen, brauten ein gutes Bier, welches Sonntags viele Landleute herbeilockte, versuchten sich hin und wieder noch einmal im Parademarsch — denn es gab einen „Paradeplatz“ in der unteren Burg — und bewachten nebenbei einige Staatsgefangene*) und die Gefangenen des Amtes Scharzfeld.

*) Ein Fräulein von dem Knesebeck, Hofdame der unglücklichen „Prinzessin von Ahlden“, Sophia Dorothea, geschiedenen Gemahlin Georgs I., entfloh nach sagenhaft klingender Erzählung von hier mit Hülfe eines treuen Dieners, der sich als Schieferdecker Zugang zu verschaffen gewußt hatte, der über sie verhängten harten Gefangenschaft.



Als die Franzosen dem hannoverschen Heere bei Hastenbeck den schon gewonnenen Sieg wieder entrissen hatten, rückte am 27. September 1757 der Oberst Chevalier de Fischer mit einer zuchtlosen, aus allerlei Überläufern und Marodeurs bestehenden Freischarenbande vor das Schloß. Der Kommandant desselben, ein Major Jürgens, wußte nichts Besseres zu thun, als sich sofort mit seinen wenigen Invaliden „auf Discretion" zu ergeben. Nachdem aber das große französische Heer unter dem prahlerischen Prinzen Soubise seine gloriose Rückwärts-Concentration bei Roßbach mit Hülfe des großen Friedrich bewerkstelligt hatte, mochte es dem Chevalier de Cursoll, der die Besatzung kommandierte, in seinem kalten, allen Stürmen ausgesetzten Felsenloche nicht mehr geheuer scheinen, zumal auch die Harzer Schützen nach Franzosenwild auf den Anstand gingen. Ehe noch der Winter Abschied nahm, verschwand er in aller Stille mit seinen Siegern am 27. Februar 1758. Übrigens ließ er die Burg unversehrt, setzte aber die Staatsgefangenen in Freiheit. Darauf zogen in die Burg wieder hannoversche Invaliden ein.

Den zweiten Besuch statteten ihr die Franzosen im Jahre 1761 ab. Damals bestand die Besatzung aus 250 Invaliden und 40 Artilleristen, wozu noch 100 freiwillige Harzschützen kamen. Das Kommando hatten der Major von Sack und der Hauptmann von Issendorff. Ganz unerwartet erschien am 16. September der französische General Vaubecourt mit einem Heere von 6000 Mann von Nordhausen her vor der Feste und forderte sie zur Übergabe auf. Aber im Vertrauen auf die natürliche Stärke der Burg wies der Kommandant dieses Ansinnen heldenmütig ab und ließ auf die heranrückenden Franzosen die drei Batterieen im Süden und Südosten der Burg, sowie die Geschütze des Turmes auf dem nordöstlichen Felsvorsprunge derart spielen, daß sie einstweilen zurückweichen und zu regelrechter Belagerung schreiten mußten. Zu den Schanzarbeiten trieben sie die Bauern der ganzen Umgegend, ja selbst die Bürger der ziemlich entlegenen Stadt Ellrich herbei. Bald eröffneten ihre südlich von der Burg auf dem Bühberge jenseit der Oder errichteten Batterieen das Feuer, doch ohne Erfolg, da dieser Berg mehr als 2000 Schritte von der Burghöhe entfernt und etwa 60 m niedriger ist als diese. Dagegen gelang es den Belagerten, mit ihren langen eisernen Rohren mehrere feindliche Geschütze unbrauchbar zu machen. So hätten die Franzosen wohl trotz ihrer Stärke unverrichteter Sache abziehen müssen, wenn ihnen nicht, wie man erzählt, ein verräterischer Bauer aus Barbis den Aufgang zu dem 400 Schritt näheren und 30 m höheren Lietberge gezeigt hätte. Die auf diesem, östlich von der Burg gelegenen Berge und im Wolfskuhlenthale errichteten Batterieen wirkten kräftiger. — Zunächst soll von ihnen das kleine, (angeblich) dazwischen liegende Fort Frauenstein zerstört sein. Indes läßt sich nicht erweisen, daß der „Frauenstein" jemals befestigt gewesen ist. In der Ansicht des Schlosses bei Merian ist er als kahler Felsen dargestellt, in einen Grundriß der Burg und ihrer Umgebung aus dem Jahre 1756 nicht mit aufgenommen, und auch jetzt läßt sich keine Spur ehemaliger Befestigung entdecken. — Dem Schlosse wurde nun so hart zugesetzt, daß sich die kleine, tapfere Besatzung nach zehntägiger mutiger Verteidigung und nachdem 136 Bomben und 426 andere Geschosse geworfen waren, zur Kapitulation genötigt sah. Die Harzschützen aber verließen die Burg, als diese sich nicht mehr halten ließ, und schlugen sich glücklich in die Berge.

Schon ehe Vaubecourt in die Burg einzog, sandte er einen Kurier nach Paris mit der Nachricht, es sei seiner Tapferkeit gelungen, eine der stärksten

Festungen Deutschlands zu erobern und die bedeutende Besatzung derselben kriegsgefangen zu machen; die ihm in die Hände gefallene Beute und Munition sei unermeßlich. Frankreichs Hauptstadt feierte daraufhin die Eroberung des bedeutungslosen Harzschlosses mit einem feierlichen Tedeum, mit Illumination und Freudenschüssen. (Wer denkt hierbei nicht unwillkürlich an Napoleons III. „Sieg bei Saarbrücken“!)

Die Franzosen hatten es dieses Mal auf Ausräumung und Zerstörung der Burg abgesehen, und damit mußten sie sich beeilen, denn das Heer des Herzogs Ferdinand von Braunschweig näherte sich dem Harze. Eiligst wurden die Geschütze, die Munition, von der aber nur noch einige Kanonenladungen vorhanden waren, und was sonst noch nehmenswert schien — viel war's nicht, und die zahlreichen Wagen waren umsonst requiriert — fortgeschafft, und am 29. und 30. September die starken Mauern mit Hülfe von Lauterberger Bergleuten gesprengt und die Gebäude angezündet. Auch den Felsen selbst wollten sie noch zerstören, doch ließ die Furcht ihnen schließlich nicht Zeit dazu.

Seitdem schaut der Scharzfels als malerisch schöne und interessante Ruine von seinem 392 m hohen Berge in das Land hinaus.

Treten wir nun in dieselbe ein. Graben und Zugbrücken sind verschwunden, und das Thor mit dem Wappen des Herzogs Christian Ludwig ist erst 1857, doch im alten Stile, erbaut. Wir gelangen in die Niederburg, welche erst später in die Befestigung hineingezogen wurde und die eigentliche Felsenburg etwa um das Dreifache an Größe übertrifft. Rechts vom Thor ragt ein einzelner Fels hoch empor, neben welchem eine Batterie von acht Geschützen ihren Platz hatte, dann folgte das Wohnhaus des Sergeanten mit einem Gärtchen und Felsenkeller. Vor demselben lag der oben erwähnte Paradeplatz, im Nordosten von unersteiglichen Felsen begrenzt. Auf der Südseite, welche auf beiden Ecken eine Batterie von acht Geschützen hatte, bildete, da freistehende Felsen fehlen, eine — jetzt nur noch in ihren Trümmern erkennbare — Mauer die Schutzwehr. Hier stand auch die Kaserne. Nach der in Merians Topographie enthaltenen Ansicht des Schlosses von 1650 trat in der Mitte dieser Seite ein turmartig gestalteter Bau noch außen halbrund vor. Die Südwestseite, durch natürliche Felsenmauern geschützt, trat etwas nach Süden heraus, so daß die hier postierten Geschütze nach drei Seiten zur Verwendung kommen konnten. Die steil abfallende Westseite war durch eine Mauer verstärkt, an welche sich Scheuer und Stallung des Kommandanten lehnten. Von dieser Seite hat jetzt eine Sommerwirtschaft Besitz genommen, und an heiteren Sonntagnachmittagen herrscht auf dem schönen Rasen des Burghofes ein von dem früheren gar verschiedenes fröhliches Leben und Treiben.

An den Felsen der oberen Burg, der früheren Kaserne gegenüber, lehnt sich das Brunnenhäuschen. Es ist bei der Restauration der Ruine, durch welche vor einigen Jahrzehnten die wenigen gebliebenen Reste vor weiterem Verfall und weiterer Zerstörung gesichert wurden, wieder hergestellt, aber schon fehlte, als ich die Ruine besuchte, wieder mancher Ziegel auf dem Dache. Auch die mächtige Winde im Innern ist neu, doch entbehrte sie noch der Kette und des Eimers. Diese sind auch unnütz, so lange nicht der Brunnen bis zu seiner ursprünglichen, Wasser gebenden Tiefe von Schutt und Trümmern gereinigt ist. Ein hineingeworfener Stein schlägt schon nach wenigen Sekunden hart auf, und bei längerem Hineinblicken erkennt das Auge den Boden.

Dem früheren Sergeantenhause gegenüber führt, parallel mit der nordöstlichen steilen Felsenwand, eine neue freistehende Steintreppe von 35 Stufen

zur Hochburg hinauf. Die frühere Treppe zählte 45 Stufen und bildete den einzig möglichen Aufgang. Rechts von ihr stand auf dem Felsen ein zur oberen Burg gehörender, mit Geschützen besetzter Turm von ansehnlicher Höhe. Von diesem aus konnte der in die Unterburg eingedrungene Feind an Herstellung einer Brücke, mittelst deren er von der oberen Treppenstufe vor das schwere, enge Thor der Oberburg gelangen wollte, wirksam gehindert werden.

Durch eine neue Spitzbogenthür gelangt man in einen rundbogig ausgehauenen Gang, zu dessen beiden Seiten sich grottenartige, halb mit Schutt verstürzte Räume öffnen. Der Gang führt auf den Kamm des Felsens. Dieser ist von beträchtlicher Länge, aber von so geringer Breite, daß er zur Aufnahme von Burggebäuden kaum geeignet erscheint. Doch bestätigen die noch vorhandenen Mauerreste die Richtigkeit der erwähnten Merianschen Ansicht, nach der hier ein hoher, aus zwei Gebäuden zusammengesetzter Bau stand, aus dem am östlichen Giebel, und zwar in der Höhe, eine Verbindungsbrücke zu einem hohen, runden Turme ohne Dachung führte.

Nach einem Grundrisse des Schlosses aus dem Jahre 1756 stand links von dem auf den Felsenkamm führenden Gange die Kirche, an dem Endpunkte desselben befanden sich verschiedene Treppen und ein unterirdischer Gang, welcher unter dem Schuppen hinweg zum nördlich gelegenen Gefangenhause führte. Vor demselben stand das Zeughaus. Den größten Teil der Südseite des Felsens nahm die massive Kommandanten-Wohnung ein, welche im Westen an eine starke Bastion grenzte. Außer dieser befanden sich auf der Westseite noch ein Keller mit der über demselben liegenden Wachtstube und einige andere Räume.

Oberhalb eines auf dem Felsen angebrachten Ruheplatzes befindet sich eine gußeiserne Platte von 0,876 m und 0,168 m Größe, welche wahrscheinlich noch aus jener Zeit herrührt, wo die Burg Residenz der Grafen von Honstein war. „Sie enthält zwei Reliefs, von welchen das obere das Lager der Holofernes zeigt. Aus einem Zelte tritt Judith, wie sie dem Holofernes das Haupt abgeschlagen, mit ihrer Begleiterin hervor. Neben dem Zelte sieht man Mörser und Kanonen hinter Schanzkörben, unter dem Flachgebilde aber die Inschrift: HOLOFERNES. VND. SEIN. VOLCK. GOT. VERACHT. DARVM. IM. DIS. GESCHACHT. Das untere Relief (mit gänzlich verwitterter Unterschrift) ist anscheinend eine Darstellung des barmherzigen Samariters.“ (Mithoff.)

Das ist die Geschichte der Burg und des Geschlechts, das sich nach ihr benannte. Wer aber die Höhe erstiegen hätte, ohne sich für die heimatliche Geschichte zu interessieren, auch der wird volle Befriedigung finden, wenn er ein Auge hat für Gottes schöne Natur. Welch liebliches Panorama liegt zu unseren Füßen! Über die Domäne Scharzfels und die Dörfer Barbis, Bartholfelde und Osterhagen hinweg reicht im Süden der Blick bis auf die Höhen der Hainleite, des Ohmgebirges und des Eichsfeldes. Von den besonders hervortretenden Punkten nennen wir nur das hellschimmernde Kloster Gernrode, das an Kaiser-Erinnerungen so reiche Dorf Pöhlde, den ehemaligen Fürstensitz Catlenburg und die alten Gleichen bei Göttingen. Über den Spiegel des sagenreichen Seeburger Sees grüßen die schönen Kasseler Berge, der sargähnliche Meißner und der waldreiche Solling aus der Ferne herüber. Noch weiter nach Westen ladet uns die ehemalige Residenz Herzberg zu einem Besuche ein. Im Norden hebt sich Berg über Berg, alle bedeckt von dem üppigsten Buchenwald. Im Nordosten und Osten treten die Berge um Lauterberg, der große

Knollen, der Hausberg, der Kummel mit seinem Pavillon, der Ravensberg mit seinem freundlichen Gasthause hervor, und bei heiterem Himmel ist selbst der Possenturm bei Sondershausen deutlich zu erkennen.

6. Pöhlde.

In dem am Fuße des Rotenbergs belegenen Dorfe Pöhlde (Palithi, Polede) besaß das Geschlecht der Ludolfinger, jener Zweig der Brunonen, dem die sächsischen Kaiser angehören, vor alters ein Familiengut. Daß dasselbe in der Nähe eine Burg gehabt habe, wie man wohl geschlossen hat, ist indes durchaus unwahrscheinlich. Die s. g. alte Burg auf dem Rotenberge, zur Linken des nach Wollershausen führenden Fußweges, eine jetzt mit Wald bestandene, von Wall und Graben umzogene ovale Fläche, kann nur für eine Befestigung aus heidnischer Zeit angesehen werden. (Vergl. S. 21 f.) Auch die Bezeichnung einer Stelle als Vogelherd Heinrichs I. hat nur die Thatsache zur Veranlassung, daß Heinrich, der spätere König, hier jenes Familiengut besaß. Im Jahre 929 schenkte derselbe diesen Edelhof mit mehreren anderen (in Grone und in Duderstadt) seiner zweiten Gemahlin Mathilde, der Tochter des westfälischen Grafen Dietrich aus Wittekinds Geschlechte, zum Leibgedinge, und diese gründete auf demselben zwischen 947 und 951 zur Ehre Johannis des Täufers und des Märtyrers Servatius ein Kloster. Die Stiftungsurkunde ist nicht bekannt, wohl aber eine im Jahre 952 zu Pöhlde von Kaiser Otto I., dem Sohne Mathildens, ausgestellte Urkunde, in welcher dieser die Stiftung seiner Mutter bestätigt und derselben Privilegien und einige Güter verleiht. Nun wird die Echtheit dieser Urkunde freilich bezweifelt; sie nennt den Aussteller, der erst 962 zu Rom gekrönt wurde, im Eingange schon Kaiser und am Schlusse „den Großen“, und erwähnt Hatto II. als Erzbischof von Mainz, der doch erst 968 den bischöflichen Stuhl bestieg. Aber geradezu erfunden kann die Urkunde dennoch nicht sein, da König Rudolf im Jahre 1290 den Inhalt derselben bestätigt und sie in seinen Brief wörtlich aufgenommen hat. Die mit ihr vorgenommenen Fälschungen erstrecken sich nur auf die Zeit und den Ort der Ausstellung. Sie kann nur in den Jahren 968 oder 969, in welchen Hatto II. Erzbischof war, und nur in Italien, wo Otto I. von 962 bis zu Hattos Tode verweilte, ausgestellt sein. In dieselbe Zeit ist auch die von dem genannten Erzbischofe angeblich 953 ausgestellte Bestätigungsurkunde zu verlegen.

Die Stiftung des Klosters durch die Königin Mathilde und ihren Sohn Otto den Großen kann demnach nicht bezweifelt werden. Wie in den gleichfalls von ihr gestifteten Nonnenklöstern zu Quedlinburg und Nordhausen, so fand auch in Pöhlde an ihrem Todestage eine große Gedächtnisfeier statt. Auch befand sich noch im 16. Jahrhundert ihr Bildnis und Wappen in der Klosterkirche. Letzteres kann freilich nicht aus älterer Zeit stammen, da es die Königin Mathilde für die Tochter eines Grafen von Ringelheim ausgiebt. Das für dieses unbekannte Geschlecht erfundene Wappen war nach der Darstellung in der Pöhlder Klosterkirche „ein in drey Theile gesondertes Schild, in dessen oberstem ein weisser Adler im himmelblauen, in dem untern auf der einen Seiten ein aufgerichteter rother Löwe im güldenen, auf der andern Seite ein güldener fliegender Drache im rothen Felde sich präsentirte“.

Das Kloster war ursprünglich mit Benediktinermönchen (vielleicht von Corvey aus) besetzt. Im Jahre 981 übergab Kaiser Otto II., der Stifterin

Großsohn, auf Bitten seiner Gemahlin Theophania das Kloster Palithi mit allen Gütern den Erzbischöfen zu Magdeburg. Im Jahre 1126 ward hier Norbert Erzbischof. Dieser, bis dahin Abt, hatte 1120 im Walde von Coucy zu Prato Monstrato (Prémontré) in der französischen Diözese Laon nach der Regel des heil. Augustin mit einigen Verschärfungen den Prämonstratenserorden gestiftet und 1124 dessen Bestätigung vom Papste Honorius II. erlangt. Fünf Jahre nach seiner Wahl zum Erzbischof vertrieb er aus Pöhlde die Benediktiner wegen ihres „verkehrten Lebens" und übergab das Kloster dem von ihm gestifteten Orden, wozu Papst Innocenz II. 1138 seine Einwilligung erteilte. (Nach dem Vorbilde Pöhldes nahm auch Ilfeld 1247 die Regel des Klosters Prémontré an.)

Weil Pöhlde dem Erzbischof von Magdeburg unterstellt war, so nennt eine Urkunde aus dem 13. Jahrhundert die Magdeburgsche Kirche die Mutter des Klosters, und noch im 15. Jahrhundert übte der Propst des Marienklosters zu Magdeburg in Pöhldeschen Klostersachen eine gewisse richterliche Autorität aus.

Der Vorsteher des Klosters Pöhlde hieß zur Zeit der Benediktiner Abt, zur Zeit der Prämonstratenser Propst. Der nächste Würdenträger nach ihm war der Prior.

Häufig hielten sich die deutschen Kaiser und andere hochgestellte Personen in Pöhlde auf. Anscheinend bestand hier neben dem vormals ludolfingischen in ein Kloster umgewandelten Gute auch ein königlicher, dem Reiche zuständiger Hof, zu welchem ein Teil des Harzes als Wildbann gehörte. Denn der Wortlaut der Urkunde des Kaisers Friedrich I. vom Januar 1157, in welcher dieser dem Herzog Heinrich dem Löwen gegen Überlassung der in Schwaben belegenen Erbgüter der Gemahlin desselben „die Burg Herzberg und die Burg Scharzfeld, auch den Hof Polede mit allen Zubehörungen außer dem Wildbann im Harzwalde, welchen er von uns" (d. i. vom Reiche) zu Lehn hat, zum Eigentum übergiebt, läßt eine andere Erklärung nicht wohl zu.

Kaiser Otto II. verweilte 975 in Pöhlde. Heinrich II. feierte hier mehrfach, so (1002), 1004, 1006, 1007, 1010, 1013, 1015 und 1017, das Weihnachtsfest. Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1007 schlichtete er in Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten den langjährigen Streit zwischen dem Erzbischof Willegis von Mainz und dem Bischof Bernward von Hildesheim wegen der bischöflichen Gewalt über das Stift Gandersheim zu Gunsten des letzteren. Eine Synode, welche dieserhalb am 20. und 21. Juni 1001 in Pöhlde unter dem Vorsitze eines päpstlichen Legaten gehalten war, hatte nicht zum Ziele geführt, ja, fast wäre es in der Kirche zu Gewaltthätigkeiten gekommen. Als der Erzbischof Willegis nämlich wegen seiner angemaßten Hoheit über Gandersheim nach dem Urteile des Erzbischofs von Hamburg und der übrigen Bischöfe Genugthuung leisten sollte, drangen die Mainzer mit gewaltigem Lärm bewaffnet in die Kirche und bedrohten den Legaten und Bernward auf die ärgste Weise. Aber obwohl diese stärkere Mannschaft bei sich hatten, riefen sie nicht zu den Waffen, sondern beschwichtigten den Lärm. Am folgenden Tage suspendierte der Legat Friedrich den Erzbischof Willegis, der sich trotz des ihm für diesen Fall angedrohten Bannes in der Morgendämmerung heimlich mit den Seinen entfernt hatte, bis zur Entscheidung des Papstes von allen bischöflichen Amtshandlungen.

Im Jahre 1017 versöhnte Heinrich II. hier den Markgrafen Bernhard mit dem Erzbischof Gero.



Wegen der Ermordung des Grafen Ekkehard von Meißen im Jahre 1002 verweise ich auf „Catlenburg“.

Am Michaelistage 1048 fand in Pöhlde ein gerichtlicher Zweikampf zwischen dem Billinger Thietmar, dem Bruder des Herzogs Bernhard, und einem seiner Dienstmannen, namens Arnold, statt, in welchem sich jener von der Beschuldigung reinigen wollte, daß er einen Mordanschlag gegen den Kaiser Heinrich III. geplant habe. Aber er erlag seinem Ankläger. Diesen marterte des Gefallenen Sohn Thietmar dadurch grausam zu Tode, daß er ihn zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhing.

In demselben Jahre feierte Kaiser Heinrich III. das Weihnachtsfest und 1049 das Michaelisfest in Pöhlde; und am 7. Mai 1058 wohnte Papst Gregor der Weihe des Bischofs Gundokar von Eichstädt in Pöhlde bei.

Letzner erzählt, Heinrich der Löwe sei 1181 auf der Rückkehr vom Fürstentage zu Erfurt am zweiten Tage als ein Unbekannter mit geringem Gefolge in Pöhlde angelangt. Er habe zwar hier Aufnahme gefunden, aber der Propst (Ulrich), den Herzog erkennend, habe sich geweigert, mit ihm an einem Tische zu sitzen. Diese Erzählung des unzuverlässigen Geschichtsschreibers klingt sehr unwahrscheinlich.

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts wurden die Klostergebäude durch eine Feuersbrunst völlig oder zum großen Teile zerstört, denn im Jahre 1200 erteilte der Bischof Konrad von Hildesheim dem Propste Johannes I. die Erlaubnis, zum Wiederaufbau des Klosters Gaben einzusammeln. Die Jahrbücher von Pöhlde erwähnen dieses Feuer nicht, erzählen aber zum Jahre 1223: „In diesem Jahre brannte die Pöhlder Kirche ab, am 23. Mai, Dienstag nach dem Sonntage Cantate Domino“.*) Danach wird die Kirche bei jener ersten Feuersbrunst verschont geblieben sein, oder es wurde 1223 der aufgeführte Neubau wiederum ein Opfer der Flammen. Der Bau zog sich durch viele Jahre hin; erst 1240 ward das Kloster vom Bischof Wilhelm von Havelberg von neuem eingeweiht, wobei derselbe allen denen einen Ablaß zusicherte, welche der Klosterkirche Almosen zuwenden würden. Der innere Ausbau war indes damals noch nicht beendet; die 24 künstlich aus Eichenholz geschnitzten Stühle auf dem Chor mit den Bildnissen der 12 Apostel und 12 Propheten wurden erst 1284 aufgestellt, der Hochaltar mit dem Chore und der Altar des heiligen Kreuzes erst 1290 „am Sonntage vor der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau“ geweiht, und noch 1295 erließen verschiedene Bischöfe einen Ablaßbrief für diejenigen, welche das Kloster St. Johannis des Täufers in Pöhlde an gewissen Festtagen besuchen oder zum Bau desselben helfen würden. Ja, der Turm wurde sogar erst 100 Jahre später in Angriff genommen; denn die Jahrbücher berichten vom Jahre 1390: „Am Sonntage nach der Verteilung der Apostel (17. Juli) wurde der Grund zum Turme begonnen, und Herr Johann Kernebake setzte den ersten Stein ein, zur Zeit Hermanns von Beiclingen, Propstes in Polde.“ —

Die **Vogtei** des Klosters hatten sich die Kaiser vorbehalten. Doch ging dieselbe schon früh, anscheinend mit der Burg Scharzfeld und dem Königshofe in Pöhlde, an die Herzöge von Braunschweig über. Lehnsinhaber der-

*) „und in demselben Jahre am Tage vor St. Johannes dem Täufer (23. Juni) fiel bei heftiger Kälte Schnee“. „1298. In diesem Jahr fiel bei heftigem Sturme Hagel und zerschlug vollständig alle Frucht des neuen Getreides, so daß es für den irdischen Gebrauch unserer Kirche Poledhe gar nicht reichte, und dies geschah am Tage vor St. Johannes dem Täufer.“



selben waren die Grafen von Scharzfeld. Zum ersten Male werden Graf Burchard von Scharzfeld und sein Bruder Heidenreich von Lutterberg 1240 als Vögte genannt, als das Kloster seinen Besitz in Dingelstedt dem Kloster Reifenstein abtrat. Im Jahre 1241 verpfändete Burchards Sohn, Burchard der Struve, mit Genehmigung des Herzogs Otto des Kindes die Vogtei dem Kloster. Sie ist niemals wieder eingelöst.

Bei Begründung der grubenhagenschen Linie des braunschweigschen Herzogshauses ging an diese die Lehnshoheit der Vogtei und das Patronat des Klosters über. Im Jahre 1441 versuchten die Herzöge Heinrich, Ernst und Albrecht dem Kloster einen Propst, namens Heinrich Barge oder Barke, gewaltsam aufzudringen. Als ihn aber Herzog Ernst mit gewaffneter Hand einführte, floh der größere Teil des Konvents mit dem rechtmäßig erwählten und vom Erzbischof von Mainz bestätigten Propste Heinrich Helmold („alias Knockenhauer") auf den Klosterhof zu Duderstadt. Erst nach 7 Jahren (nach anderer Angabe sogar erst 1453) ward dieses Schisma dadurch beseitigt, daß sich der aufgedrungene Propst durch Vermittelung Herzog Albrechts II. bereit erklärte, die Pfarre Roringen zu übernehmen, worauf der Konvent nach Pöhlde zurückkehrte.

Das Kloster hatte die unangenehme Verpflichtung, seinen Patronen, den Herzogen von Grubenhagen, jährlich zwei junge Hunde aufzuziehen und in der Fastenzeit die ganze Meute der fürstlichen Jagdhunde in Fütterung zu nehmen. Im Jahre 1510 kaufte der Propst Henning Wolf diese Last mit dem Zehnten von Hagen (wüst am Faulborn bei Herzberg) und einer jährlichen Lieferung von 3 Malter Roggen und 3 Malter Hafer dem Herzog Philipp ab. —

Dem Kloster stand das Patronat mehrerer Kirchen zu. Von seiner Gründung an gehörten ihm die Kirchen zu Herste (Hörden), zu St. Albani vor Göttingen und die königliche Kapelle zu Grone. Die Albanikirche vertauschte es 1254 an Herzog Albrecht den Gr. von Braunschweig gegen die Kirche in Roringen. Das Patronat der Kirche zu Hattorf übertrug es 1295 auf Herzog Heinrich den Wunderlichen, wogegen dieser ihm das Patronat über die Kirche zu Westerode schenkte. 1301 verleibte Erzbischof Gerhard von Mainz dieselbe dem Kloster ein. 1298 erhielt es das Patronat der Kapelle zu Wirckeshusen und 1388 das der Kirche zu Wollershausen. —

Das Kloster war in der Nähe und Ferne reich begütert. Zur Zeit seiner Blüte ging die allerdings unbegründete Rede, ein Chorherr von Pöhlde brauche auf einer Reise nach Rom nur eine einzige Nacht auf fremdem Eigentum zuzubringen. Wenn auch die Ausstattung des Klosters von vornherein eine der königlichen Stifter würdige war, so hat dasselbe doch einen großen Teil seines Grundbesitzes erst im Laufe der Zeit durch Schenkung oder Kauf erworben. Besonders reichlich flossen ihm nach dem Brandunglücke im 13., doch auch noch im 14. Jahrhundert Zuwendungen zu. Von einer Aufzählung aller Pöhldeschen Güter und Zehnten absehend, beschränke ich mich darauf, einige jener Schenkungen namhaft zu machen. 1226 schenkte Pfalzgraf Heinrich alle seine Erbgüter in Pöhlde, 1240 der Ritter Hermann von Bartholfelde die „Kadelandeshufe" vor dem bei Barbis ausgegangenen Königshagen, und der Graf Albert von Everstein den Fruchtzehnten von Radolfshausen, 1291 Degenhard und Ordomar von Bodenhausen eine halbe Hufe in Lenglern, 1298 Barthold von Bokelhagen den Zehnten von Wenigenhagen (jetzt Vorwerk Weinhagen a. d. Ruhme), 1322 Graf Otto von Lutterberg eine Stätte ober-

halb der Kirche (deren zerfallenes Mauerwerk noch jetzt auf einem Hügel vorhanden ist) und $1^1/_2$ Hufen, 1325 der Ritter Johann von Oldendorp die Hälfte des Zehnten von einer durch Ausrodung des Waldes gewonnenen Feldmark zwischen Clapperode und dem Rotenberge, 1342 Heiso Rieme eine Hofstätte in Wenigenhagen mit einer Hufe Landes, 1345 die Brüder Heiso und Dietrich von Berkefeld den vierten Teil und 1351 die Hälfte des Zehnten von Scharzfeld, 1375 Heiso Rieme den Zehnten von Abbeckerode (wüst in der Nähe des gleichfalls wüsten Amkerode zwischen Pöhlde, Hilkerode und Rhumspringe), 1408 Heinrich Noren einen Bauplatz in Duderstadt, auf welchem der Propst Johannes (Bommel) und der Prior Gottfried mit Genehmigung des Rates der Stadt den bereits erwähnten sogen. Pöhlder Hof errichteten. — Durch Tausch erwarb das Kloster um 1240 vom Ritter Basilius von Windhausen das bei Herzberg ausgegangene Dörfchen Hermelingerode, sowie vier Hufen und eine Mühle in Sudershausen; durch Kauf: 1285 von Gieseler von Rodewigshusen den Hof Clapperode (jetzt Feldlage Clapperode zwischen Lütgenhausen, Rhumspringe und dem Rotenberge) mit allen Äckern, 1285 von dem Osteröder Bürger Heinrich den Zehnten von Clapperode, 1289 von Berthold von Bokelhagen die Hälfte des Zehnten von Bunenrode vor Osterode und 1296 von Berthold von Winzingerode die andere Hälfte desselben, 1391 von den Brüdern von Grona eine Wiese bei Osterode. — An Waldungen besaß das Kloster im Jahre 1500 u. a. den Rotenberg, den Petersberg, das Stechenthal und den Werbeke. Damals erlaubte es dem Amtmann Johann von Minnigerode zu Gieboldehausen, zum Wiederaufbau der Burg daselbst unentgeltlich Holz in den Klosterwaldungen fällen zu lassen. —

Der Propst Henning (Wulff), welcher 1505 an die Spitze des Konvents trat, erneuerte die Kreuzgänge des Klosters und das Schlafhaus der Chorherren. Auch erbaute er eine Scheune, sowie sein Nachfolger Gotswinus einen neuen Schafstall. Dessen Nachfolger Hermann (Volprecht), 1515—22, ließ die Klosterkirche verzieren und erbaute eine nicht mehr vorhandene Kapelle auf dem Rotenberge. —

Im Bauernkriege ward das Kloster von deu Bauern der Grafschaft Scharzfeld völlig verwüstet. Die Mönche flüchteten beim Herannahen derselben auf ihren Hof in Duderstadt. Als Letzner das Kloster besuchte, war von der Kirche nichts zu sehen, als die bloßen Mauern und Wände, die Wappen der Königin Mathilde und ihres Gemahls und die 24 Stühle auf dem Chore.

Nachdem im 15. Jahrhundert auch in Pöhlde eine klösterliche Reformation, eine Verschärfung der Klosterregeln, vorgenommen war, wurde im Jahre 1533 oder 1534 daselbst vom Herzoge Philipp von Grubenhagen die evangelische Lehre eingeführt. Die Mönche widersetzten sich und entwichen in der Nacht heimlich nach Duderstadt, woselbst der Konvent noch im Jahre 1575 unter dem Schutze des Kurfürsten von Mainz bestand. Der letzte Propst daselbst hieß Georg Peinemann. Da im Jahre 1577 statt seiner der kurfürstliche Kommissarius Bunthe über Klostergefälle quittiert hat, so muß der Konvent damals bereits aufgelöst sein.*)

Zur Zeit der Säcularisation (Einziehung) des Klosters im Jahre 1533 lag die Klosterkirche vom Bauernkriege her noch „zerrissen und verwüstet“. Herzog Philipp baute sie wiederum aus und dotierte mit einem Teile der

*) Der ehemalige Pöhlder Hof in Duderstadt dient seitdem als Amtsgebäude.

Klostergüter eine Pfarre für das inzwischen „fast vergrößerte“ Dorf. Die Orgel der Klosterkirche muß ein hervorragendes Werk gewesen sein, da sie der Herzog nicht der Dorfkirche beließ, sondern sie in der Schloßkirche zu Osterode aufzustellen befahl. Auch die vorgefundenen 14 Kelche und andere Kirchengeräte nahm der Herzog an sich.

Während des dreißigjährigen Krieges machten die Katholiken den Versuch, sich wieder in den Besitz des Klosters zu setzen. „Im Jahre 1629 kamen ein Mönch und ein Rechtsgelehrter mit sechs kaiserlichen Husaren zu Pöhlde an und nahmen Possession auf dem Kloster, wurden aber zwei Tage darauf auf Befehl Herzogs Georg zu Herzberg von zwei Kommissarien aus Osterode, als Herren Hofrat Dr. Johann Hunt und Amtmann Hieronimus Wiedemann, depossediert, und da der Mönch nicht gutwillig weichen wollte, durch den Amtmann bei der Hand herausgeführt, was auch ferner vom Klosterhofe geschehen, so daß Vorhinbemeldete insgesamt ohnverrichteter Sache ihren Rückweg nehmen und ihrem Anspruch auf Pöhlde für immer entsagen mußten.“

Da die jetzige Kirche in Pöhlde im Jahre 1688 erbaut ist, so ist das frühere Kloster wahrscheinlich auch im dreißigjährigen Kriege von neuem verwüstet worden. Aus früheren Zeiten stammen nur die unteren Teile der Mauern und einige Teile des Chores mit einem schmalen gotischen und einem breiten Spitzbogenfenster. Von Kunstarbeiten aus älterer Zeit hat dieselbe nichts aufzuweisen, als in Eichenholz geschnitzte Reste von Chorstühlen, welche an den Langwänden aufgehängt sind. Jeder derselben zeigt in Fachwerk ein Brustbild mit Spruchband und Namen; nämlich Moses, David, Ezechiel, Daniel, Jonas, Micha, Habakuk, Maleachi, Matthäus, Philippus, Bartholomäus und Jakobus den Jüngern.

Ein großer zweisitziger Chorstuhl mit den Bildern des heil. Georg und des heil. Moritz, fünf Reliefiguren (Johannes d. T., Johannes der Evangelist, Maria, Christus und St. Servatius), fünf Seitenbacken von Chorstühlen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, auf deren einer der Verfertiger der Chorstühle im Mönchsgewande bei fleißiger Arbeit in seiner Werkstatt dargestellt ist, sowie ein Altarschrein mit geschnitzten und bemalten Figuren auf Goldgrund werden im Welfenmuseum aufbewahrt.

Das Siegel des Klosters enthielt die beiden Schutzheiligen desselben. Johannes d. T. hielt in einer Hand ein Agnus Dei (Lamm Gottes), in der anderen einen Palmenzweig; St. Servatius war als Bischof dargestellt.

7. Herzberg.

Von allen früheren Fürstensitzen unseres schönen Südhannovers ist das auf der südlichsten, mit steilem Abfalle dem Harze zugekehrten Kuppe des Osteroder Gipszuges malerisch gelegene Schloß Herzberg der einzige, der sich rühmen kann, auch noch in neueren Zeiten als fürstliche Residenz gedient zu haben.

Zu welcher Zeit und von wem die Burg erbaut ist, läßt sich nicht feststellen, denn die Nachricht der Alten, daß dieselbe im Jahre 1029 von Werner dem Jüngern, Grafen von Lutterberg und Herrn zu Osterode, als Jagdschloß erbaut sei, entbehrt jeder Begründung. Nicht nur gab es damals noch keinen Grafen von Lutterberg, sondern es gehörte auch Osterode zu den Allodien der Grafen von Catlenburg. Ob auch Herzberg? Die alte Nachricht, daß im Jahre 1143 (siehe „Catlenburg“) von den Vormündern Heinrichs des Löwen,

des Erben der Northeim-Catlenburgschen Allodien, Osterode und Herzberg mit dem Rotenberge für diesen in Besitz genommen sei, bejaht die Frage, wie denn auch Professor Havemann, wohl auf Grund jener Nachricht, Herzberg unter den Northeimschen Erbgütern aufzählt. Dennoch aber muß die Richtigkeit dieser Annahme einstweilen bezweifelt werden, da nach einer Urkunde vom Jahre 1157 das Schloß Herzberg bis dahin Reichsgut gewesen war.

Am 1. Januar 1157 gab nämlich Herzog Heinrich der Löwe zu Goslar seinem Vetter, Kaiser Friedrich I., mehrere in Schwaben belegene Erbgüter seiner ersten Gemahlin Clementia in Tausch und erhielt dafür von diesem zu Eigen das Schloß Herzesberg, das Schloß Scharzfeld und das Gut Pöhlde mit aller ihrer Zubehör. (Siehe „Scharzfeld" und „Pöhlde".)

Damit wurde die bis dahin kaiserliche Burg zu einem welfischen Allodialbesitz. Nach einer Nachricht soll sie Kaiser Lothar wahrscheinlich kurz nach 1130 erbaut haben. Worauf sich dieselbe stützt, ist mir nicht bekannt.

Vom Jahre 1152 bis 1270 kommt eine niederadelige Familie „von Herzberg" in den Urkunden mehrfach vor.*) Ob dieselbe vom Dorfe Herzberg diesen Namen führte, oder ob sie einen Burgmannssitz auf dem Schlosse hatte (d. i. zur Verteidigung desselben gegen ein ihr übertragenes Lehen verpflichtet war), ist nicht bekannt, doch ist letzteres wahrscheinlich. Erbauer und Besitzer der Burg sind die „von Herzberg" jedenfalls nie gewesen. Abgesehen davon, daß Familien des niederen Adels (Dienstmannen, Ministeriale) niemals eine Burg, sondern nur einen s. g. Wall anlegen durften, lassen die Urkunden hierüber nicht im Zweifel.

Als im Herbste des Jahres 1180 der Kaiser Friedrich Barbarossa in den Landen des geächteten Heinrich des Löwen wieder erschien, um, wie er im August desselben Jahres zu Werla angedroht hatte, gegen die Anhänger desselben nunmehr mit Strenge vorzugehen, öffnete auch das Schloß Herzberg dem Kaiser freiwillig die Thore. Da dasselbe jedoch zu den Allodien Heinrichs gehörte, kam es später wieder in seinen Besitz und fiel im Jahre 1203, als sich seine drei Söhne in den ererbten Besitz teilten, Kaiser Otto IV. zu.

Zu jener Zeit erscheint die Burg zum ersten Male als Residenz: im Jahre 1218 stellte die Kaiserin Marie, Ottos Witwe, eine Urkunde auf „Hertsberg" aus.

Herzog Albrecht der Große verschrieb Schloß Herzberg mit seinem Gebiete seiner Gemahlin Adelheid zum Wittum. Nach seinem Tode, welcher am 15. August 1279 erfolgte, nahm diese dort ihre Wohnung — so stellte sie 1280 eine Urkunde als Domina de Hertesberga aus —, bis sie sich zum zweiten Male mit dem Grafen Gebhard von Schaumburg vermählte.

Als die drei Söhne Albrechts des Großen nach kurzer gemeinschaftlicher Regierung ihre Lande teilten, fiel Burg und Amt Herzberg Herzog Heinrich dem Wunderlichen (mirabilis), dem Stifter der grubenhagenschen Linie, zu, und von dieser Zeit ist Herzberg bis zum Erlöschen derselben fast ohne Unterbrechung herzogliche Residenz gewesen. Heinrich der Wunderliche, dem auch die Schlösser Grubenhagen, Salzderhelden und Osterode gehörten, hat 1289, 1290, 1295, 1298 und 1299 Urkunden von Herzberg datiert, und von 1300

*) Heinrich von Hertensberge erschlug 1152 in dem Treffen bei Osterode — unter der Hindenburg — den für Heinrich den Löwen (in dem Streite um die Winzenburger Erbschaft gegen Albrecht den Löwen) kämpfenden jungen Grafen Lüdeger I. von Wöltingerode (Woldenberg). Mit seinem Bruder Lupold kommt er als Zeuge 1188, letzterer allein 1154, 1157, 1162 und als Dienstmann Heinrichs des Löwen 1180 vor.



an war dieses Schloß sein gewöhnlicher Aufenthalt. 1340 spricht sein Sohn Ernst von der Kemnade auf dem Hause Herzberg, in welcher sein Vater geschlafen habe.

In den Jahren 1315 und 1316 waren die Ritter Ludolf von Medem und Burchard von Wildenstein Amtleute des Herzogs Heinrich auf Herzberg.

Heinrich der Wunderliche starb am 8. September 1322. Nach einer kürzeren Samtregierung teilten seine drei Söhne (anscheinend 1325) das kleine Fürstentum; dabei fiel Herzberg den Brüdern Heinrich II. de Graecia und Wilhelm je zur Hälfte zu. Letzterer verpfändete sein Anteil seinem Bruder Ernst, war aber 1331 wieder im Besitze desselben und überantwortete seinen Turm daselbst dem Grafen Otto von Lutterberg, den Rittern Ludolf von Medem und Heise von Uslar zur Burghut. Zugleich erklärte er am 31. Oktober 1331, wenn er seine Hälfte je zu versetzen oder zu verkaufen beabsichtige, so wolle er sie zunächst seinem Bruder Heinrich antragen und gönnen um dieselbe Pfennige, versprach auch, diesen nicht zu hindern, wenn derselbe seine eigene Hälfte verpfänden oder verkaufen wolle.

Am 30. August 1332 verpfändete dann Herzog Wilhelm seinem Bruder und dessen ehelicher Hausfrau Heilwig sein Anteil für 145 Mark lötigen Silbers, wie es vorhin seinem Bolen (Bruder) Ernst zum Pfande gestanden, und am 17. März 1337 trat er ihm die Burg samt den Burgmannen und Burglehen ganz ab, doch mußte ihm Heinrich für die Gebäude 300 Mark lötigen Silbers zahlen und sich verpflichten, ihm beim Bau eines neuen Schlosses auf dem Kalkberge (dem jetzigen Hausberge an der Mündung der Steinau in die Sieber) behülflich zu sein. Die zu der Burg Herzberg gehörende Börde (das Amt) teilten sie dabei in der Weise, daß Heinrich erhielt die Dörfer Herzberg, Koyhagen (wüst, eine halbe Stunde von Herzberg am Wege nach Hattorf, jetzt Forstort und Feldlage Kuhhagen), Barkevelde (wüst, östlich von Hattorf, in der Nähe des Aukruges), Pöhlde, Calenbeke (wüst, nahe bei Pöhlde, Forstort und Wiesengrund Kalenbach), Varenbroyk (wüst, vor dem Rotenberge, eine halbe Stunde von Wulften, jetzt Forstort Fahrenbruch), Hylegeshusen (wüst, an der Südseite des Rotenberges, unmittelbar an der Chaussee, je eine halbe Stunde von Wulften und Gieboldehausen, jetzt „Elvershausen"), Oy (beim Aukruge am Rotenberge) und Elwingen (jetzt Domäne Elwingen), „ane dat vorwerk tho Herttesberge vnde de Dykhof vnde dat ackerwerk half, dat tho deme hofe to Hertesberge höret dat we vry vnnde ledych vt hebben ghenomen"; dagegen fielen folgende Dörfer in Wilhelms Anteil: Hattorf, Elvelingerode (Elbingerode), beide Rode (wüst, eine halbe Stunde westlich von Hattorf bei der Rödermühle, Oberröderfeld und Unterröderfeld), Wulften, Erpeshusen (wüst zwischen Schwiegershausen und Wulften), Donde (wüst, jetzt Domäne Düna), Gheylshagen (wüst, jetzt Forstort Keilshagen in der Nähe der Papenhöhe), Hermelingerode (wüst, auf dem Hägerfelde nordwestlich von Herzberg) und Smerbeek (wüst, Feldlage Smarbeke zwischen Herzberg und Scharzfeld in einem kleinen Thale nach dem Harze zu). Trotz dieser Teilung sollten beide Hälften auch ferner nur einen Gerichtsbezirk bilden, die Gerichte am Berge Nol (jetzt Nüll) von dem vom Volke gewählten Hogrewen (Gografen) in Gemeinschaft mit den beiden Vögten der Herzoge gehalten, in demselben auch die Ritter- und Bürgerlehen gemeinschaftlich verliehen werden, wogegen die Brüche in den Dörfern und die Verleihung der Bauerlehen in denselben dem Besitzer des betreffenden Dorfes allein zustehen sollten. Heinrich verpflichtete sich, die Burg Herzberg, und Wilhelm, die zu

erbauende Kalkburg nicht ohne den Willen des andern zu verpfänden oder zu verkaufen.

Am 17. April 1337 erklärte Herzog Wilhelm, daß er diesen Vertrag auch seiner Schwägerin Helewig wegen der ihr am Hause Herzberg verschriebenen Leibzucht zu halten geschworen habe, und bekannte, daß sein Bruder Heinrich ihm zur Bezahlung der 300 Gulden für die Gebäude auf Herzberg 150 Gulden an der Burg Lutterberg, 100 zu Duderstadt und 12 an Jan von Mandelbeck überwiesen habe und ihm die noch fehlenden 38 Mark am 29. Mai desselben Jahres zahlen wolle.

In ungeteiltem Besitze Heinrichs de Graecia war indes die Burg Herzberg kaum einige Jahre. Schon 1339 war die Hälfte derselben im Pfandbesitze des Herzogs Otto von Braunschweig. Am 15. Oktober erklärte sich Wilhelm bereit, bis zum 25. Dezember die Pfandsumme im Betrage von 200 Mark l. S. und $3^1/_2$ Mark für seinen Bruder Heinrich zurückzuzahlen. Am 9. März 1340 versetzte dann dieser mit Zustimmung seiner Hausfrau Heylewig (Hedwig) seinem Bruder Ernst und dessen Hausfrau Adelheid für 600 Mark l. S. Göttinger Wichte und Wehre diejenige Hälfte des Hauses Herzberg, welche vormals ihr Bruder Wilhelm gehabt hatte (mit Ausnahme der Kemnade, „dar vnse here vnse vader inne gheslapen hadde, deme god gnedich si“, und des Thores, auf dem Huch von Besekendorp als Burgmann saß), dazu auch die Hälfte des Gerichts, der Dörfer und des Ackerwerks vor der Burg, wie es bei der Teilung von 1337 dazu gelegt war. Herzog Ernst überwies seinen Turm Heinrich Grube von dem Grubenhagen, Heinrich von Hardenberg, Diedrich von Minnigerode und Hermann von Berkefeld und wies sie an, denselben auf seine Kosten mit drei Mann zu besetzen, die alle vier Wochen, und wenn es nötig sei, alle vierzehn Tage mit Speise zu versorgen wären. Die Amtleute beider Herzöge sollten sich in der Burghut gegenseitig unterstützen. Die Wiedereinlösung der Burg sollte nach halbjähriger Kündigung, doch frühestens zu Ostern 1341, erfolgen.

Die Pfandsumme, auf welche anscheinend schon im Februar 1340 eine Anzahlung erfolgt war, mußte in drei Terminen gezahlt werden. Um den Herzog Heinrich dieserhalb sicher zu stellen, überwiesen Ernst und Adelheid am 7. März 1340 ihre Burg zu Osterode mit der dazu gehörenden Gulde (Einnahme) ihrem Bruder Herzog Wilhelm und dem Ritter Heinrich Pyl von Berkefeld mit der Bestimmung, daß dieselben, falls Ernst die Zahlungstermine nicht inne halte, die genannte Burg und Gulde so lange zu Heinrichs und Hedwigs Händen inne haben sollten, bis Ernst diese 200 Mark gegeben habe.

Noch in demselben Jahre ward unter Wilhelms Zustimmung die Pfandsumme auf 670 Mark l. S. Göttinger Wichte erhöht.

Herzog Heinrich II. war in steter Geldverlegenheit. Zunächst mag ihn seine Reise in den Orient in Schulden gestürzt haben. Im Jahre 1328 war er mit dem Kaiser Ludwig in Rom, besuchte von dort seinen Schwager (Schwestermann), den griechischen Kaiser Andronicus Palaeologus in Konstantinopel, und reiste mit einem Geleitsbriefe desselben im Jahre 1330 in das gelobte Land und bis zum Sinai, aus dessen Kloster er zwei Dornen aus Christi Dornenkrone und andere Reliquien mitbrachte (siehe „Walkenried“). Im Jahre 1331 traf er wieder in Deutschland ein. Auch seine Hofhaltung mag viel gekostet haben. War doch seine zweite Gemahlin Hedwig eine Königstochter aus dem Hause Lusignan, welches damals in Cypern, Jerusalem und Armenien regierte.

Heinrich verpfändete eine Besitzung nach der anderen. So weit sich diese Versetzungen innerhalb des Welfenhauses hielten, waren sie freilich ohne weit hinausreichende Folgen. Aber durch Heinrich sind unter anderen Duderstadt und Gieboldehausen auf Jahrhunderte, die Stadt Langensalza auf immer den braunschweigschen Landen entfremdet.

Am 20. Februar 1342 verkauften Heinrich und Hedwig für sich und ihre Kinder dem Erzstift Mainz des ersteren ganzes väterliches Erbe, darunter die Burg Herzberg, mit der Erlaubnis, die Pfandinhaber der einzelnen Städte und Burgen abzufinden, in der Weise, daß der Herzog sich verpflichtete, alle diese Güter dem Erzbischof binnen zwei Jahren zu überantworten. Vollbrächte er das in dieser Zeit (bis Pfingsten 1344), so sollte ihm der Erzbischof lebenslang eine Jahresrente von 270 Mark l. S. Duderstädter Währung und nach seinem Tode der Herzogin Hedwig eine solche von 150 Mark zahlen. Vollbrächte er's aber nicht, so falle dem Erzstifte nur Duderstadt und Gieboldehausen, Lutterberg halb mit dem Harze und Rüdigershagen erblich und ewiglich ohne die Verpflichtung zur Zahlung jener Rente zu. Die auf der Hälfte des Hauses Herzberg stehende Pfandsumme wird in dieser Urkunde auf 220 Mark Silber angegeben. Vielleicht war Herzog Otto von Göttingen noch (wie 1339) oder wieder Pfandinhaber derselben.

Am 19. Mai 1343 wies Herzog Heinrich seine Burgmannen, Bürger, Pförtner, Amtleute und Unterthanen zu Herzberg (Hameln, Einbeck, Osterode, Lutterberg, Grubenhagen und Rüdigershagen) von Aschaffenburg aus an den Erzbischof Heinrich von Mainz, da er sein Anteil an diesen Städten und Burgen dem Stifte Mainz ewiglich und eigentlich verkauft habe, und ihm und seiner Gemahlin dafür völlig genug gethan (vollig voldan) sei.

Dennoch ist jener Verkauf — der außerdem rechtlich ungültig war, da für denselben weder die Zustimmung der Brüder Heinrichs, noch der Äbtissin von Quedlinburg, als der Lehnsherrin von Duderstadt eingeholt war — niemals perfekt geworden. Weder Herzberg noch irgend ein anderes der genannten Stücke findet sich später im Erbbesitze des Erzstiftes Mainz, nur Duderstadt und Gieboldehausen mit Zubehör besaß dasselbe auf Grund anderer Abmachungen als Pfandschaft. Übrigens verzichtete Mainz erst im Jahre 1692 auf seine Ansprüche an Herzberg.

Heinrich de Graecia starb zwischen 1351 und 1357. Die Burg Herzberg erhielt sein Bruder Ernst. Als er am 28. März 1360 die Güter zu Ührde bei Osterode, welche bisher Ludeke Adrians gehabt hatte, an Ludolf von Sehlde auf Wiederkauf versetzte, versprach er, wenn Ludeke oder dessen Erben dieser Güter wegen in Not und Schaden kämen, ihnen sein Haus Herzberg öffnen und sie darin aufnehmen zu wollen.

Herzog Ernst, der seine Brüder beerbt hatte, starb 1360 oder 1361. Er hinterließ vier Söhne, Albrecht I., Johann II., Ernst II. und Friedrich. Die Burg Herzberg fiel zunächst an Albrecht und nach dessen Tode 1383 an Friedrich. In dem Huldebriefe, welchen dieser am 11. November 1383 der Stadt Osterode ausstellte, bewilligte er ihr, wie üblich, die Zollfreiheit im Gerichte Herzberg.

Aber auch sein Bruder Ernst machte auf die Burg Herzberg Anspruch. Da ritten die beiden Brüder nach Osterode und ersuchten den Rat dieser ihrer Stadt, in Gemeinschaft mit den Burgmannen von Herzberg die Sache schiedsrichterlich zu entscheiden. Nach Anhörung der Burgmannen gab der Rat am 3. Januar 1384 folgendes Urteil „in vruntschop" ab, „dat use gnadige Junc-

herr Hertog Frederick, Hertog to Brunswick, scholde sitten laten sinen broder, usen Herrn Hertogen Ernst an den Huse to Hertesberge met alle deme, dat darto hore, sin levedage, ane (ausgenommen) geistliche unde werltlike (weltliche) Lehen, de schollen bi der Herschop bliven." (Ernst hatte nur die Stellung eines apanagierten Prinzen.) „Stunde ok icht uthe (wäre etwas verpfändet), dat to deme Huse Hertesberge höre, dat mach unse Hertog Ernst lösen. Ock en schall unse Herre Hertoge Ernst dat Huß to Hertesberge unde wat dar to hört, der Herschop nicht entfernen. Wanne ock sin von dodeswegen to kordt wöre (wenn er verstirbt) — Gott möge en lange fristen — so schall dat Huß Hertesberge wedder an usen Junckherrn Hertogen Erike (Albrechts I. Sohn) unde öre Erven fallen leddich unde loß, mit alle deme, dat da to hört, unde mit alldeme rechte. . . . . Ock en schall unse Junckherr Hertog Frederick de börde, de to Hertesberge hört, nichts beschedigen noch verunrechten, unde de Manschop (die Adligen) arm unde rike, de darinnen wohnen. Dußes sulven glik schall unse Herre Hertoge Ernst ock hollden mit unses Junckern landt unde Luden, bur unde borgern, arm unde rike, dat se de nergen weder verunrechten noch beschedigen schall. Hirup schollen se leve getruere broder sin, unde alle Unwille unde twidracht, de under ene waß, de schall fruntlick sin gerichtet."

Herzog Ernst II. muß 1402 verstorben sein, denn als sein Bruder Friedrich sich in diesem Jahre mit seinem mündig gewordenen Neffen Erich I. dahin verglich, daß die grubenhagenschen Lande ungeteilt bleiben sollten, nahm Friedrich Herzberg und Osterode, Erich Salzderhelden mit dem Vorbehalte eines gegenseitigen Tausches nach drei Jahren.

Am 29. September 1405 verbündeten sich Friedrich und sein Sohn Otto, „Herzoge zu Brunswig und Herren zu Herzberg", mit den Grafen von Schwarzburg und den Landgrafen von Thüringen gegen ihren Vetter Erich auf vier Jahre. Dabei ward bestimmt, daß die Grafen von Schwarzburg fünf und die Landgrafen zehn „mit Glefren wohlgezugter Leute" (eine Glevinge besteht aus drei Berittenen, dem Herrn, dem Knecht und dem Jungen) nach empfangener Mahnung auf eigene Kosten auf Herzberg, Osterode oder ein anderes von den Herzogen zu bestimmendes Schloß legen sollten. Im folgenden Jahre waren die Vettern indes wieder mit einander ausgesöhnt.

Als sich Otto der Jüngere, Friedrichs Sohn, im Jahre 1414 mit Schonetta von Nassau und Saarbrücken, der Witwe Heinrichs, des letzten Edelherrn von Homburg, verheiratete, verschrieb er ihr am 22. September sein Schloß Herzberg mit allen Dörfern, Gerichten, Renten, Pflichten, Diensten ꝛc. zur Leibzucht, und zwar in der Weise, daß er Ludolf von Medem und Hans von Minnigerode dahin setzte, die es bis zur dereinstigen Übergabe inne haben und durch die Amtleute, Thürhüter und Wächter in guter Verwahrung halten sollten. Schonetta trennte sich jedoch nach kurzer unglücklicher Ehe wieder von Otto.

Am 1. September 1420 versetzten die Herzöge Friedrich, Erich und Otto für 1500 rhein. Gulden dem Erzbischof Konrad von Mainz ein Drittel des Schlosses Herzberg mit einem Drittel aller seiner Zubehörungen an Gerichten, Dörfern u. s. w. Nach der ersten Verabredung wollte man die dazu gehörenden Äcker in drei Teile zerlegen und verlosen, den Turm gemeinschaftlich besitzen, die Hausung aber und die Burg ebenfalls teilen. Der am 29. September errichtete Burgfriede bestimmte dagegen, daß Turm, Brunnen, Kapelle, Thore und die Burg inwendig zwischen dem Brunnen, dem Musehaus (Zeug- und Vorratshause) und dem Turme gemeinsam sein solle.

Dieser Pfandbesitz hat längere Jahre gedauert. Am 16. Februar 1435 schickte Kurfürst Dietrich von Mainz dem Grafen Ulrich von Regenstein einen Fehdebrief zu, weil er ihm und seinen Unterthanen im Gericht Herzberg Schaden zugefügt hatte, und am 14. August 1449 bestellte er die Herzoge Heinrich, Ernst und Albrecht zu Amtleuten seines Drittels an Herzberg, worüber diese auch vor Johann von Volmershusen den Eid der Treue ablegten. Dagegen bestellte Dietrich am Jakobitage desselben Jahres Heinrich von Bodenhausen zum Amtmann auf dem Rusteberge und über alle seine Lande auf dem Eichsfelde und gab ihm auf, alle Bewohner dieser Lande, sowie seinen Hof zu Erfurt und das Gericht zu Herzberg mit dessen Zubehörung getreulich zu beschützen.

Als sich Herzog Albrecht II., Erichs I. Sohn, mit Heinrich IV., Heinrich III. Sohn (und Erichs I. Enkel), 1481 auseinandersetzte, bekam Albrecht unter anderm Burg Herzberg mit allem Zubehör. Am 2. Januar desselben Jahres beleibzuchtete er mit derselben seine Gemahlin Elisabeth, geb. Gräfin von Waldeck. In den Jahren 1487 und 1494 wohnte sie daselbst, späterhin, als ihr Sohn Philipp I. dieses Schloß zur Residenz wählte und ihr dafür die Burg Lichtenstein abtrat, auf der ihr 1481 gleichfalls verschriebenen Burg Osterode.

Am 4. November 1510 brach in der Nacht im Schlosse Herzberg Feuer aus und griff so rasch um sich, daß Herzog Philipp und seine Gemahlin Katharine, eine geb. Gräfin von Mansfeld, mit ihrem Söhnchen Philipp sich unangekleidet durch ein Fenster retten mußten, eine Kammerfrau aber und des Herzogs Schildknappe in der Kemnade erstickten und verbrannten. Der junge Prinz zog sich eine Erkältung von so verderblichen Folgen zu, daß er nach zweijährigem Siechtum verstarb. Mit dem Schlosse ging alles, was darin war, Kleider, Harnische und Kleinodien, Urkunden und Lehnbücher in Flammen auf.

Als der Graf von Honstein im Jahre 1546, zur Stellung von Reitern aufgefordert, vorgab, in seiner Kanzlei nichts darüber zu haben, ob und wie er und seine Vorfahren den Herzogen gedient hätten oder zu dienen schuldig sein sollten, und um Auskunft bat, antwortete ihm Herzog Wolfgang: „So seint wirs auch, wie es unsere vorfarn vor alters damit gehalten, nit eigentlich berichtet, dan was des in registeren oder sunst verzeichnet gewesen, ist hirbevor bi abbrennung unsres Schloß Hertzberg zusampt anderm umbkommen."

Herzog Philipp siedelte nach der Zerstörung des Schlosses nach Grubenhagen über und begann den Bau zu Rotenkirchen. Aber bereits im Jahre 1528 wohnte er wieder in dem wiederhergestellten Schlosse Herzberg.

Auch seine Söhne und Nachfolger, Ernst IV. 1551—67, Wolfgang 1567—95 und Philipp II. 1595—96, residierten meistens in Herzberg.

Herzog Ernst IV. war es, der sich im Jahre 1563, als er den Versuch machte, die an Mainz verpfändeten Teile des Eichsfeldes, Lehen des Stiftes Quedlinburg, zurückzugewinnen, ohne Wissen der übrigen Herzöge auch mit Herzberg irrtümlich von der Äbtissin Anna von Quedlinburg belehnen ließ. Diese stützte sich dabei auf eine angeblich aus dem 3. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stammende Notiz im Quedlinburger Lehnsregister. Das Rechtsverhältnis, daß Herzberg 1157 durch Tausch in den Allodialbesitz des Welfenhauses gelangt war, war den letzten grubenhagenschen Herzogen so unbekannt, daß sich auch Wolfgang am 1. Juni 1576 und noch einmal für sich und seinen Bruder Philipp im Jahre 1586 von Quedlinburg mit Herzberg belehnen ließ.

Dieser Irrtum war die Veranlassung langjähriger Verwickelungen. Am 10. März 1577 belehnte nämlich die Äbtissin Elisabeth auf den unbeerbten Tod der Herzöge Wolfgang und Philipp den Schirmherrn ihres Stifts, den Kurfürsten August von Sachsen, mit dem Hause Herzberg und allen dazu gehörenden, namentlich aufgeführten Dörfern, unter denen sogar Scharzfeld, Dorste, Schwiegershausen und Eisdorf genannt werden, die kein Zubehör der Burg Herzberg gewesen sind. (Spätere Lehnbriefe nennen auch noch Altenau, Riefensbeek und die Steinau.) Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der mutmaßliche Erbe des Fürstentums Grubenhagen, wußte indes den drohenden Verlust abzuwenden. Durch Vermittelung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ließ sich Kurfürst August am 8. Mai 1584 zu einem Vertrage bewegen, in welchem er seinem Schwiegersohne Herzog Julius zu Wolfenbüttel und dessen Kindern von Augusts Tochter Dorothee seine Ansprüche an Herzberg abtrat. Die Äbtissin Anna genehmigte diesen Vertrag und beantwartete den Herzog Julius am 22. November 1586 mit Herzberg und Zubehör. Am 21. Juli desselben Jahres bezeugte Herzog Wolfgang, die Äbtissin Anna habe genehmigt, daß er 6000 Thaler, welche ihm Kurfürst Christian von Sachsen, und 20000 Thaler, welche ihm Kurfürst August von Sachsen unverzinslich dargeliehen haben, auf das Haus Herzberg lege, „welches er von Ihrer Liebe und deren Stifte zu Lehn trage“, und wolle er diese 20000 Thaler nach sechs Jahren zurückzahlen und dadurch das Haus Herzberg wieder frei machen.

Die übrigen Herzöge von Braunschweig-Lüneburg widersprachen jedoch den Quedlinburgschen Ansprüchen auf Lehnshoheit und wandten sich mit einer Vorstellung an Kaiser Rudolf II. Dieser entschied durch ein an den Kurfürsten August von Sachsen als den Schirmherrn von Quedlinburg gerichtetes Schreiben, daß Herzberg als ein Allodium des Hauses Braunschweig durch Übertragung Ottos des Kindes Reichslehen geworden und kein Stiftslehen sei. Indes ließ sich Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel 1596 nach dem Aussterben der grubenhagenschen Linie, sowie 1603 und 1611 die Belehnung von Quedlinburg gefallen. Sie hörte erst auf, als das Fürstentum Grubenhagen 1617 durch kaiserlichen Spruch an die Linie Celle kam. Dafür aber belehnten nun die Äbtissinnen, so 1624 und 1685, die Kurfürsten von Sachsen, wenn auch erfolglos, mit Herzberg.

Nachdem das Schloß von 1596 bis 1617 zur Zeit des wolfenbüttelschen Besitzes von dem grubenhagenschen Landdrosten bewohnt war, ward dasselbe im Jahre 1617 mit dem dazu gehörenden Amte dem Herzog Georg, der allein von den sieben celleschen Brüdern sich verheiraten sollte und sich in diesem Jahre mit Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt vermählte, nebst einem jährlichen Deputat von 5000 Thalern aus den Aufkünften des obigen Fürstentums zum Unterhalt angewiesen.

Während die Brüder — so erzählt eine sinnige Sage — im Schlosse versammelt waren, um das Los darüber entscheiden zu lassen, welcher von ihnen der Stammvater der künftigen Regenten sein sollte, saß Anna Eleonore, mit der sich Herzog Georg schon heimlich verlobt hatte, in banger Erwartung auf einem Felsen unterhalb der Burg. Da stürmte der vom Glück Begünstigte aus dem Thore und begrüßte sein Lieb bei dem Kalkblock als künftige Fürstin. Davon bekam der Felsen den Namen Frauenstein oder Fräulein-stein. Übrigens kennt man diesen jetzt nicht mehr.

Herzog Georg bewohnte Herzberg bis zum Jahre 1635. Hier wurden ihm acht Kinder geboren, darunter die Söhne Christian Ludwig, Georg Wilhelm, der letzte regierende Fürst zu Celle, Johann Friedrich und Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover und Vater Georgs I., des ersten Königs von England aus dem Hause Hannover.

Nach Georgs Tode erhielt seine Gemahlin Burg und Amt Herzberg als Witwentum und wohnte hier von 1645 bis zu ihrem Tode, 6. Mai 1659. Auch Christian Ludwigs Gemahlin Dorothea nahm hier nach ihres Gemahls Tode, 15. März 1665, ihren Witwensitz, bis sie sich im Januar 1668 mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg wieder vermählte.

Auch später, bis zum Jahre 1714, bestand eine Hofhaltung in Herzberg fort. Doch hielten sich Herzog Johann Friedrich, Kurfürst Ernst August und der Kurprinz Georg Ludwig nur vorübergehend hier auf. Seine fürstliche Einrichtung unter der Aufsicht eines Kastellans behielt dies Schloß auch später noch, bis man um 1788 das Mobiliar verkaufte.

Über die Einrichtung des Schlosses zu Anfang des 18. Jahrhunderts berichtet Kammerherr von Rohr in seinen „Merkwürdigkeiten“: „In den Zimmern des Schlosses, die alle noch ausmöbliert, findet man die alten Möbeln an Tapisserieen, Spiegeln, Stühlen 2c., wie sie ehedem gewesen, und haben sowohl des gottseligen Königs in England Georgs I. Majestät, als auch der jetzt regierende König in England und Kurfürst zu Hannover auch bei demselben keine unnötige Veränderungen vorgenommen wissen wollen .... In den Gemächern findet man hin und wieder manche wohl gemalte Stücke, sowohl an Portraits der Herzöge und Herzoginnen des braunschweigschen Hauses grubenhagenscher Linie, als auch an Landschaften, Fruchtstücken, wilden Schweinen und anderm Wild, so von den Herzögen zu Braunschweig gefället worden, imgleichen von Hunden, für welche die ehemaligen Herrschaften viele Hochachtung gehabt. Über dem einen Kamine wird eine wahre Geschichte vorgestellt, die sich in dem abgewichenen Jahrhundert mit einem alten Hofgärtner auf diesem Schlosse zugetragen haben soll: Diesem alten Gärtner soll, als er Wurzeln ausgegraben, Satan in der Gestalt eines sehr schönen Frauenzimmers erschienen sein und ihn in eine große Versuchung geführt haben, ich weiß nicht, ob einen unterirdischen Schatz zu holen, oder die Fleischeslüste mit ihr zu vollbringen, die er aber standhaft ausgeschlagen. Der alte Gärtner ist mit seinem grauen Haupte, Barte und runzlichem Gesichte und mit der Miene eines, der sich von einer andern Person losmachen und nichts mit ihr zu schaffen haben will, über die Maßen wohl gezeichnet. Nicht weniger stellt das vermeintliche Frauenzimmer alle ihre Annehmlichkeiten in einer besonders reizenden Gestalt vor. Bei einem andern Gemälde sieht man eine Köchin, welche einen Karpfen reißt, welches Frauenzimmer eine hohe Standesperson sein soll, die eine große Schönheit besessen und am Kochen ihr Vergnügen gefunden. Ein gewisses Gemälde präsentiert einige kleine Prinzen der Herzöge von Braunschweig grubenhagenscher Linie, wie sie auf einem kleinen Wagen sitzen, der von den hierzu abgerichteten Hunden geführt wird 2c...... Die Tapisserieen und Stühle sind teils von Damast und anderm seidenen Zeuge, teils und meistens aber von goldenem Leder. Die Stühle und Lehnsessel sind, wie sie vor hundert und mehr Jahren gebräuchlich gewesen, mit ganz niedrigen und schmalen Rücken. Die hölzernen Bettspunden, wovon man einige siehet, die über 100 Jahre alt und fürstliche Beilager- und Wochenbetten gewesen, sind mit Sinnbildern bemalt und mit Sprüchen aus heiliger

Schrift bemerkt.... Man findet auch noch auf diesem alten Schlosse die ehemalige Schloßkapelle, in welcher sich ein und das andere als ein Überbleibsel der römisch-katholischen Zeiten entdeckt. An dem fürstlichen Kirchenstuhle spürt man keine Pracht, und ich bin versichert, daß dieser fürstliche Stand bei der heutigen Welt mancher Priesterfrau nicht gut genug sein würde. Anstatt der Fenster sieht man hölzerne Gegitter, darin die damalige fürstliche Frau Hofmeisterin nebst den Hofdamen haben unten in der Kirche unter den andern Weibspersonen mit gesessen, jedoch den ersten Stand eingenommen." ...

Im Jahre 1862, als Pastor Max in Osterode seine grubenhagensche Geschichte schrieb, fand sich von dem früheren Inhalt des Schlosses nichts mehr als eine Bettstelle mit sogenanntem Himmel, die auf ihren Wänden außer mehreren Verzierungen das braunschweigsche Wappen, die beiden Sprüche aus Sirach: „Alle Weisheit ist von Gott dem Herrn und ist bei ihm ewiglich; denn seine Weisheit ist vor allen Dingen!" und „Verteidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten!" nebst den Worten „Justitia" (Gerechtigkeit) und „Veritas" (Wahrheit) in goldenen Buchstaben und die Jahreszahl 1617 in goldenen Ziffern zeigte und vermutlich zu dem auf dem Herzberger Schlosse gehaltenen Beilager des Herzogs Georg und der Prinzessin Eleonore angefertigt ist. Bald nachher ist indes auch dieses letzte Stück der alten Ausstattung des Schlosses nach Hannover gekommen. —

Sehen wir uns nun das Schloß in seinem jetzigen Bestande an. Drei Wege führen hinauf: eine Steintreppe von 273 Stufen, der Schloßfahrweg und der viele Bogen machende sogenannte Leichenweg. Wir wählen den mittleren, der, teilweise von Bäumen umgeben, hier und da einen prächtigen Blick auf das Sieberthal mit dem Flecken Herzberg und den Harz gestattet.

Die eine Hälfte des Schloßberges fällt nach der Sieber zu so steil ab, daß sie keines weiteren Schutzes bedurfte. Auf der andern Seite ist er durch einen breiten Einschnitt, den s. g. Hirschgraben, von dem Gipszuge abgetrennt. Durch diesen Graben „führt von dem Thorhause ab ein Damm mit Brücke zu der Durchfahrt des Schlosses, welche den einzigen Zugang zu dem großen, ein unregelmäßiges Rechteck ausmachenden Schloßhofe bildet. Über der Durchfahrt, außen und im Hofe, erscheint je ein großes, aus Stein gearbeitetes, von zwei Löwen gehaltenes Wappen, über welchem in einem Kranze ein springendes Pferd sich zeigt. Auf einem unter dem Wappen befindlichen Spruchbande liest man die Bezeichnung „V. G. G. JOHAN FR. HERTZ. ZU BR. V. L." Die Durchfahrt liegt am Westende des s. g. Stammhausflügels, welcher die südliche Seite des Schloßhofes begrenzt. Die Westseite des Flügels wird von dem s. g. Marstallsflügel eingenommen. Diesem ist im Noden der s. g. Sieberflügel angefügt, während gegen Osten der s. g. graue Flügel den Hof abschließt." (Mithoffs Kunstdenkmale I, 104, denen ich auch im folgenden mich anschließe.)

Von der alten im Jahre 1510 durch Feuer zerstörten Burg ist wohl nichts mehr vorhanden, als ein Teil der Keller, welche sich unter dem ganzen Bau mit Ausnahme des Marstallsflügels hinziehen. Unter dem grauen Flügel bestehen sie aus Tonnengewölben, unter dem Sieber- und dem Stammhausflügel aus Kreuzgewölben, die in der Mitte auf rechteckigen Pfeilern ruhen.

Der Fachwerkaufbau des Stammhausflügels wird an der Hofseite zum Teil von hohen Säulen getragen. In einem turmartigen, in halbem Rechteck geschlossenen Bau soll sich die Schloßkapelle befunden haben. Das dritte Fachwerkgeschoß ist im Jahre 1722 genau nach dem Muster des alten erneuert.

Dasselbe hat „ein kaminartiges Vorgelege, dessen Rauchmantel auf ionisierenden Säulchen und mit Masken verzierten Pilastern ruht“. Neben dieser Heizvorrichtung stand in dem anstoßenden einfachen Gemache, das man — wohl mit Unrecht — jetzt den Rittersaal nennt, „ein mit Figuren geschmückter Kachelofen auf eisernem Unterkasten“.

Der Marstallsflügel bietet nichts Bemerkenswertes dar. Der Sieberflügel, welchen Herzog Christian Ludwig zu Celle zwischen 1648 und 1660 mit einem Kostenaufwande von 16000 Thalern neu erbaute, hat auf der Hofseite vier steinerne Portale, deren Bauweise an die Renaissancezeit erinnert. Eins derselben, welches jetzt zum Amtsgerichte führt, ist an den Seiten durch ionische Pilaster eingefaßt und wird durch ein Meerweibchen bekrönt. Im Erdgeschosse dieses Flügels liegt die ehemalige Küche mit kolossalem Schornstein und Backofen.

Der graue Flügel von Christian Ludwig gleichfalls erbaut, ist im Jahre 1861 genau nach dem Muster des alten erneuert und trägt auch den Wahlspruch dieses Herzogs: Sincere et constanter! (Aufrichtig und beständig!) Auch der am äußern Eck dieses und des Sieberflügels angebrachte polygonale Erker, der eine reizende Aussicht gewährt, gehört der Neuzeit an.

Auf dem Schloßhofe erhebt sich da, wo diese beiden Flügel zusammenstoßen, ein mächtiger rechteckiger Treppen- und Glockenturm, welcher aus einem steinernen Unterbau und drei Fachwerkgeschossen besteht. Über dem steinernen Portale desselben, „dessen Pilasterkapitäle durch Köpfe, mit ionischen Valuten an den Seiten mit Fruchtgehängen versehen, vertreten werden“, halten zwei Meerweibchen über dem von einem Kranze umgebenen Namenszuge Christian Ludwigs eine Krone. Der Haupteingang mit dem von zwei wilden Männern gehaltenen Doppelwappen dieses Herzogs und seiner Gemahlin von Holstein-Glücksburg ist jetzt vermauert. Das Ständerwerk des Fachwerkaufbaues ist reich geschnitzt und zeigt Figuren und Karyatiden, Löwenköpfe, Masken und Konsolen.

Den Namenszug des Erbauers trägt noch einmal das hölzerne Renaissanceportal eines großen Saales, zu welchem man nach Besteigung der ersten Turmtreppe gelangt. In der Laterne des wälschen Turmhaube hängen zwei alte Glocken.

Obwohl die Architektur des Schlosses im ganzen nur einfach ist, macht es sich doch namentlich durch seine große Ausdehnung geltend.

In demselben befinden sich jetzt die Amts- und Amtsgerichtslokale, sowie die Wohnungen der Beamten. Der erste Beamte, dem dort (im Stammhause) eine Wohnung eingeräumt wurde, war der Amtmann Müller 1717. Eine Zeitlang war auch ein Kornmagazin für den Oberharz in den Schloßräumen.

Ehemals befand sich hinter dem Schlosse ein Lustgarten, sowie ein Tiergarten. Als Aussichtspunkte sind die Königslaube am Burghalse, sowie die ehemalige Gerichtsstätte Rüll zu nennen. —

In dem Flecken Herzberg, welcher am Fuße des Schloßberges am Flusse Sieber liegt und später als die Burg entstanden ist, befindet sich eine fürstliche Begräbnisstätte. Von den Gliedern des grubenhagenschen Fürstenhauses ist keins in Herzberg beigesetzt, die Gruft desselben befand sich in der Schloßkirche zu Osterode. Erst in der im Flecken 1593 erbauten Kirche S. Bartholomaei ward vor dem Altare ein „Prinzengewölbe“ hergestellt. Als diese ihrer Baufälligkeit wegen im Jahre 1840 abgebrochen werden mußte, wurde an der Stelle einer früheren Totenkapelle unter Benutzung des Turmes der-



selben von 1841—45 die Kirche S. Nicolai aufgeführt und im östlichen Risalit derselben ein Grabgewölbe für die Särge und Epitaphien der vormals in der Bartholomäikirche beigesetzten fürstlichen Personen erbaut.

Dasselbe umschließt die Überreste folgender Glieder des Welfenhauses:

der Prinzessin Magdalene, der ältesten Tochter des Herzogs Georg, geboren und gestorben am 9. August 1618 (hölzernes, mit zwei Wappen versehenes Epitaphium);

der Prinzessin Dorothea Magdalena, der jüngsten Tochter des Herzogs Georg, Zwillingsschwester Ernst Augusts, geboren am 20. November 1629, gestorben am 17. November 1730 (Monument aus schwarzem und weißem Marmor);

des Prinzen Friedrich August, eines Sohnes des Kurfürsten Ernst August, geboren am 3. Oktober 1661, gefallen am 10. Juni 1691 als kaiserlicher Generalmajor im Kampfe gegen die Türken bei Teres in Siebenbürgen, wo ihm bei Erstürmung eines Passes der Kopf und die linke Hand abgehauen wurden;

des Prinzen Christian, Bruders des vorigen, geboren am 29. September 1671, ertrank am 31. Juli 1703 in der Donau bei Ehingen in der Nähe von Ulm als Generalwachtmeister im spanischen Erbfolgekriege, als ihm beim Durchschwimmen des Stroms sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Die Leichen dieser beiden Prinzen wurden auf Befehl ihres Vaters von den Schlachtfeldern nach Herzberg geschafft.

Die Särge der fürstlichen Personen scheinen bei ihrer Überführung in die Nikolaikirche nicht geöffnet zu sein. Alle anderen in der Bartholomäikirche bei deren Abbruche vorgefundenen Leichen waren noch unverwest. (Die des am 16. Dezember 1677 beerdigten Konrad Schachtrupp wird im Museum zu Göttingen aufbewahrt.) —

Herzberg hat 3700 Einwohner und war früher durch seine Gewehrfabrik rühmlichst bekannt. Die königliche Gewehrfabrik, 1739 von Georg II. angelegt, ging 1816 in Privatbesitz (Crause) über. Sie beschäftigte noch um die Mitte dieses Jahrhunderts mehr als 200 Arbeiter. Außerdem waren noch 11 Meister zur Fabrikation von Luxusgewehren konzessioniert. Jetzt ist die Fabrik geschlossen, und von den Meistern hat einer nach dem andern sein Geschäft eingestellt. Ersatz bieten einigermaßen die nicht unbedeutenden Tuch- und Cigarrenfabriken. Auch befinden sich hier sechs Sägemühlen.

8. Catlenburg.

Das Schloß und nachherige Kloster Catlenburg hat seinen Namen von der am Langfaste im Katelborn entspringenden Katel, welche auch dem Katelberge und dem Katelteiche den Namen gegeben hat, und wurde deshalb früher richtig Katelenburg geschrieben.

1. Catlenburg als Grafensitz.

Auf der Katelenburg saß in alter Zeit ein in der Umgegend sehr reich begütertes Adelsgeschlecht, dem auch das Grafenamt im Lisgau übertragen war. Dieser umfaßte etwa die späteren Ämter Radolfshausen, Lindau, Gieboldehausen, Herzberg, Osterode und Staufenburg. Die vor dem Jahre 1000 in den Urkunden genannten Grafen dieses Gaues führen allerdings den Zunamen „von Katelenburc" nicht, aber es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich,



daß der um 990 erwähnte und angeblich 995 mit seinem Bruder Dietrich verstorbene Graf Siebert oder Sigebert bereits die Katelenburg erbaute.

Nur fünf Glieder in vier Generationen sind von dem Geschlechte, welches sich nach dieser Burg schrieb, bekannt. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts lebten die Brüder Heinrich und Udo „von Catelenburch". Sie waren die Söhne des zu Northeim wohnenden Grafen Siegfried I. und dessen zweiter Gemahlin Ethelinde und die Stiefbrüder der Grafen Siegfried II. und Benno von Northeim. Die Grafen von Northeim und Catlenburg sind demnach aus einer Wurzel entsprossen, und letztere bilden den jüngeren Zweig des Gesamthauses.

Das erste, was wir über die Brüder Heinrich und Udo hören, ist ihre Beteiligung an der Ermordung des Markgrafen Ekkehard von Meißen.

Als die männliche Nachkommenschaft des Kaisers Otto des Großen 1002 mit Otto III. ausgestorben war, trat dem einzigen noch vorhandenen Ludolfinger, dem Herzog Heinrich von Bayern, dieser Ekkehard von Meißen, den der Chronist Thietmar von Merseburg „die Zierde des Reiches und den Schrecken seiner Feinde" nennt, als Thronbewerber entgegen. Auf die Stimmen der Sachsen glaubte er um so sicherer rechnen zu dürfen, als er ein Schwager des einflußreichen Herzogs Bernhard war. Aber auf einer Fürstenversammlung zu Frohse zeigte sich niemand dem hochfahrenden Manne geneigt, und die zur Beratung der Wahl angesetzte Versammlung in Duisburg hatte seine Ankunft gar nicht abgewartet. Als er dies in Paderborn erfuhr, schlug er enttäuscht den Rückweg in seine Heimat an. Gastfreundlich nahm ihn der Graf Siegfried I. in Northeim auf, und dessen Gemahlin Ethelinde warnte ihn vor dem Mordanschlage ihrer Söhne Heinrich und Udo und ihrer Stiefsöhne Siegfried und Benno. Mit freundlichem Danke nahm Benno diese Mitteilung entgegen, aber unbekümmert, nur auf der Hut vor plötzlichem Überfall, setzte er mit seinem wenig zahlreichen Gefolge den Weg den Südrand des Harzes entlang fort. So ritt er am Abend des 30. April 1002 in das Kloster Pöhlde ein und fand hier Nachtherberge. Mit den Rittern Hermann und Rudolf und dem kaiserlichen Kämmerer Ermhold legte er sich nach der Abendmahlzeit in einer von Holz aufgeführten Kemnate zur Ruhe, während den Knechten ein Zimmer im oberen Stock zur Lagerstatt angewiesen wurde. In der Nacht werden hier die sorglos Schlummernden von den Verschworenen überfallen. Der Waffenlärm und das Gewimmer der zu Boden Geschlagenen weckt den Markgrafen. Er springt auf und wirft, um sehen zu können, seine Kleider und was er sonst zur Hand hat, in das noch glimmende Kaminfeuer. Das war sein Verderben. Bei dem Aufflackern der Flammen erkennen ihn die Mörder, schwingen sich in das Fenster und werfen sich auf ihn. Bald liegen seine Getreuen schwer verwundet am Boden, da dringt ihm die Lanze des Grafen Siegfried durch den Nacken, und das Schwert entsinkt der tapferen Hand. Man plündert den Leichnam und schlägt ihm den Kopf ab.

Was die Brüder von Catlenburg und Northeim zu diesem Morde veranlaßte, ist nicht ganz klar. Der erwähnte Chronist Thietmar erzählt, daß der Markgraf Ekkehard einst dem Kaiser geraten habe, den jüngeren Grafen Heinrich von Catlenburg wegen eines Vergehens mit Ruten streichen zu lassen, und daß diese einen Edlen beschimpfende Strafe auch zur Ausführung gekommen sei. Anderseits aber stellt er die Sache so dar, als ob die Brüder einen den Schwestern Kaisers Otto III., den Äbtissinnen Sophie von Gandersheim und Adelheid von Quedlinburg, angethanen Schimpf hätten rächen

wollen. Bei seiner Anwesenheit auf der Kaiserpfalz Werla hatte nämlich der Markgraf bei Tafel den Sitz vor jenen Kaisertöchtern beansprucht und eingenommen.

Als Graf Siegfried I. im Jahre 1004 starb, erhielten die Söhne zweiter Ehe Catlenburg (Cadalenburg) und Einbeck. Der älteste derselben, Heinrich, wird darnach nicht wieder erwähnt und muß kinderlos verstorben sein. Graf Udo war mit einer Schwäbin Bertrada oder Beatrix, der Tochter des Grafen Adelhard und Schwester Hezilo's von Obersteinfeld, verheiratet. Das Gut Niordinge, welches dieselbe in Nikkerga besaß, und sein eigenes im Hessigau belegenes Gut Holzhusen trat er dem Kaiser Konrad III. ab und erhielt dafür außer anderen Gütern die Grafschaft im Lisgau und den Harzwald, welche er vom Reiche zu Lehen trug, für sich und seine Gemahlin als ein auch in weiblicher Linie erbliches Lehn mit der Bestimmung, daß diese Lehen stets an den Besitz ihres Gutes in Einbeck geknüpft sein sollten.

In Urkunden wird Graf Udo 1016, 1019, 1022 und 1033 erwähnt, in zweien derselben als Graf im Rettigau, welcher etwa das spätere Amt Brunstein umfaßte.

Udos einziger Sohn Dietrich I. war gleichfalls mit einer Bertrada, der Schwester der Gräfin Suanehildis von Schloß Loon, verheiratet und hatte zwei Kinder, einen Sohn seines Namens und eine Tochter Othildis, welche er Konrad von Buzizi (s. Honstein), dem Bruder des Markgrafen Udo, zur Gemahlin gab.

Im Jahre 1056 stand Dietrich I. mit dem Markgrafen Wilhelm an der Spitze des Heeres, welches Kaiser Heinrich III. gegen die Liutizen aussandte. In der furchtbaren Schlacht an der Havelmündung, in welcher das sächsische Heer völlig vernichtet wurde, fand auch Graf Dietrich seinen Tod. Das war am 10. September.

Es folgte ihm im Grafenamte sein Sohn Dietrich II. Derselbe war mit Gertrud, einer Tochter des älteren Markgrafen Ekbert von Thüringen aus dem Hause der Brunonen, verheiratet. Er gilt als der Gründer des Kollegiatstiftes S. Alexandri in Einbeck. Wenngleich eine Stiftungsurkunde nicht vorhanden ist, so ist doch die Richtigkeit dieser Annahme nicht anzuzweifeln; das Stift hat ihn seit alters als seinen Stifter bezeichnet und alljährlich seinen Todestag gefeiert.

In jene Zeit fällt die Empörung der sächsischen Großen gegen den unglücklichen, so arg verleumdeten Kaiser Heinrich IV. mit den sich daran schließenden Kämpfen und Verhandlungen. Graf Dietrich II. stand hierbei, und zwar Jahre lang mit vollster Entschiedenheit, auf Seiten seines Vetters Otto von Northeim, Herzogs von Bayern, und nahm unter den ungehorsamen Sachsenfürsten eine hervorragende Stellung ein. Als aber Markgraf Ekbert, sein Schwiegervater, auf des Kaisers Seite trat, und die Grafen von Gleichen und andere Große, des langen Kampfes müde, mit diesem in Unterhandlung traten, schloß auch Dietrich sich diesen Bestrebungen an. Er ward deshalb mit dem Grafen Konrad von Gleichen (Reinhausen, Plesse, Assel) und dessen Bruder Udo, Bischof von Hildesheim, am 21. Januar 1085 auf der Versammlung der Sachsen und Thüringer zu Gerstungen und Berkach angeklagt, sich Kaiser Heinrich genähert und diesem die Überlieferung des Vaterlandes versprochen zu haben. Die Angeklagten leugneten, dieses Versprechen geleistet zu haben, räumten aber ein, mit dem Kaiser in Unterredung und Verhandlung getreten zu sein. Man verlangte, sie sollten Bürgen für ihre Treue stellen.

Sie erklärten, es sei ihrer Würde zuwider, zu der Verteidigung des Vaterlandes, dessen Fürsten und Verteidiger sie bisher gewesen seien, von denen gezwungen zu werden, welche dieses weniger angehe als sie. Diesen kühnen Worten folgte wilder Tumult, die Schwerter flogen aus der Scheide, Graf Dietrich ward erschlagen, die Grafen von Gleichen und ihre Genossen retteten sich flüchtend.

Dietrich II. hinterließ nur einen Sohn, Dietrich III., welcher mit Adele, einer Tochter des Grafen Kuno von Beichlingen aus dem Hause Northeim, verheiratet war. Da ihre Ehe kinderlos blieb, so gründeten sie auf Catlenburg mit einem großen Teile ihrer Güter ein Kloster. Im Jahre 1105 weihte Erzbischof Rothert von Mainz den Hauptaltar desselben ein und bestätigte daselbst am 11. November diese Stiftung. Diese Urkunde ist auch vom Grafen Burchard von Werder (bei Bockenem) und Emna (Gronau) bezeugt; da dessen Sohn und Großsohn den Namen Dietrich führten, so war er vielleicht mit einer (vor 1105 verstorbenen) Schwester Dietrichs III. verheiratet.

Im Jahre 1106 heißt dieser „Graf von Embike“; er scheint demnach nach der Umwandlung der Catlenburg in ein Kloster auf seinem Gute in Einbeck gewohnt zu haben.

Dietrich III., der letzte seines Geschlechtes, fiel am 12. August 1106, fünf Tage nach dem Tode des Kaisers Heinrich IV., bei der Belagerung von Köln zu Aquisgranum und ward im Kloster Catlenburg beigesetzt. Eine zur Zeit des Pastors Letzner im Kreuzgange vorhanden gewesene Tafel soll als Todesjahr 1107 angegeben haben.

Dietrichs II. Witwe Gertrud hatte sich zum zweiten Male mit Graf Heinrich dem Fetten von Northeim verheiratet, war aber schon 1101 zum zweiten Male Witwe geworden. Nach dem Tode ihres Sohnes fielen ihr 1106 (oder 1107?) nicht nur die Allodien der Grafen von Catlenburg, sondern auch die — wie oben erwähnt wurde — vom Kaiser Konrad II. zu Kunkellehen erklärten, die Grafschaft im Lisgau und den Harzwald umfassenden Reichslehen zu. Als sie sich aber zum dritten Male mit dem Markgrafen von Meißen, Heinrich von Eilenburg verheiratete, wird sie genötigt gewesen sein, die Catlenburger Güter ihrer einzigen Tochter (zweiter Ehe) Richenza und deren Gemahl, dem Herzog Lothar von Sachsen aus dem Hause Supplingenburg, nachherigem Kaiser, abzutreten. Wo nicht, so traten diese nach dem Tode der Gräfin Gertrud, der im Jahre 1117 erfolgte, in den Besitz dieser bedeutenden Güter.

Auf dem Wege des Erbrechts kam die Grafschaft Catlenburg (so wollen wir der Kürze halber die Allodien und Kunkellehen zusammenfassen) an Kaiser Lothars einzige Tochter Gertrud und deren Gemahl, den Welfen Heinrich den Stolzen, Herzog von Sachsen und Bayern. Als dieser aber im Jahre 1138 vom Kaiser Konrad III. seiner Herzogtümer entsetzt wurde, bemächtigte sich Graf Hermann von Winzenburg der Grafschaft. Doch wird er angehalten sein, die Erbschaft ihrer rechtmäßigen Eigentümerin, der Herzogin Gertrud, zurückzugeben, als diese sich 1143 auf Konrads Betrieb mit seinem Stiefbruder, dem Herzog Heinrich Jasomirgott von Österreich, verheiratete. Anscheinend überließ sie diese wiedererworbene Grafschaft Catlenburg noch in demselben Jahre ihrem Sohne Heinrich dem Löwen; anders wenigstens ist die Nachricht, daß für diesen 1143 Osterode, Herzberg und der Rotenberg in Besitz genommen sei, nicht zu erklären. Am 1. Januar 1157 belehnte dann Kaiser Friedrich I. seinen Vetter Heinrich den Löwen als den Besitzer des

Guts in Einbeck unter Bezugnahme auf die dem Grafen „Uto“ und dessen Gemahlin vom Kaiser Konrad erteilte Belehnung mit der Grafschaft im Lisgau und mit dem Harzwalde unter der Versicherung, daß sowohl er selbst wie alle seine Erben beiderlei Geschlechts diese beiden Beneficien für immer besitzen sollten.

2. Catlenburg als Kloster.

Im Jahre 1105 war vom Erzbischof von Mainz zunächst nur der Hauptaltar der Klosterkirche eingeweiht. Erst 1109 war die Einrichtung des Klosters so weit vollendet, daß es in Benutzung genommen werden konnte. Um das Kloster gegen kriegerische Tumulte möglichst sicher zu stellen, hatte Graf Dietrich die Mauern und Festungswerke niederreißen lassen. Die Vollendung des mit so viel Liebe ins Werk gesetzten Baues erlebte er nicht. Die Einweihung der Klosterkirche erfolgte sogar erst am Montage nach Exaudi im Jahre 1112 durch den Erzbischof Adalbert I.

Die Ausstattung des Klosters war von vornherein eine sehr reichliche. Graf Dietrich übereignete ihm nach der Urkunde des Bischofs Rothard von 1105 den ganzen Burgberg und zwei anliegende Hufen Landes, ein Viehhaus zu Wanemaghere (Wüstung „in Widen“ bei Catlenburg) mit Landbesitz, ein Viehhaus zu Geldrikesen (Gillersheim), die Kirche und den Wald daselbst, das Dorf Walbrechteshusen (Wüstung Wolbrechtshausen zwischen Gillersheim und Lindau), 38 Hufen Landes an 12 verschiedenen, zum größten Teile nahe gelegenen Ortschaften, sechs seiner Dienstmannen mit ihren Lehen, die Kirche zu Withelemstide (Wedtlenstedt bei Braunschweig) und mit Genehmigung des Erzbischofs als Lehnsherrn die Zehnten der drei Vorwerke zu Enbike (Einbeck), Hildesse (Hillerse bei Northeim) und Wanemaghere. Seine Gemahlin legte zu diesem Geschenk von ihrem Erbgut hinzu ihren Hof und ein Viehhaus zu Hersefeld, ein Viehhaus in Glusinge, ein Gut in Tammeremuthe und 54 Hufen Landes an 23 meist entlegenen Orten. Später schenkte Graf Dietrich noch 2 Hufen in Grimmenhagen und die Kaiserin Richenza 5 Hufen und 2 Morgen daselbst.

Das Kloster war dem Evangelisten S. Johannes geweiht und ward dem Augustinerorden gegeben. Anfangs mit Mönchen besetzt, wurde es um 1140 in ein Nonnenkloster umgewandelt. Die Oberin der geistlichen Jungfrauen hieß Priorin, als sonstige Würdenträgerinnen werden eine Küsterin und eine Kellnerin, im 15. Jahrhundert auch eine Kantorin und im 16. eine Unterpriorin genannt. Die Verwaltung der Klostergüter lag in den Händen des Propstes, dessen Wahl dem Konvente zustand. Mit diesem wichtigen Amte ward meistens ein benachbarter Pfarrgeistlicher (so 1281 der Pfarrer Johann in Hammenstedt) betraut. Eine Klosterschule bestand in Catlenburg schon um 1300, denn in diesem Jahre werden der „Lehrmeister“ und die Scholaren erwähnt.

Das Stiftungsvermögen wurde im Laufe der nächsten Jahrhunderte nicht unwesentlich durch Kauf und Schenkung vermehrt. Allein der Propst Johann II. (1281) war im Stande, 790 Mark reinen Silbers für den Ankauf neuer Ländereien zu verausgaben, eine Summe, welche um so beträchtlicher erscheint, wenn man berücksichtigt, daß damals die Hufe Landes von 30 Morgen mit 10—12 Mark reinen Silbers bezahlt wurde.

In Betreff des Klosterguts sind (abgesehen von den Ländereien, welche das Kloster selbst bewirtschaftete, vier Arten der Vergabung zu unterscheiden:

1) Meierhöfe, 80—120 Morgen Ackerland mit den nötigen Wiesen umfassend. Die Gebäude gehörten noch 1550 dem Kloster, und den Meiern stand damals noch kein Erbrecht zu. 2) Rodeland, noch im Anfange des 16. Jahrhunderts vielfach zum Roden (Urbarmachen) ausgegeben. Nach Ablauf der 12 bis 24 „Rodejahre“ (freien Nutzungsjahre) wurde es Scheffelland. 3) Scheffelland, einzelne Parzellen, welche gegen Abgabe einer bestimmten Zahl von Scheffeln Korn genutzt worden. Jetzt heißt es hier und da Zahlland. Durch Zusammenlegung solcher Parzellen wurden neue Meierhöfe gebildet. 4) Schillingsland, Hufen, Morgen oder Wiesen, welche in ältester Zeit gegen eine Abgabe von wenigen Schillingen ausgethan waren. Später erhielten diese Ländereien den Charakter zinspflichtigen Erbgutes.

An Zehnten besaß das Kloster seit seiner Gründung die Vorwerke zu Einbeck, Hildesse und Wanemaghere. Erworben wurden 1269 die Zehnten von Brunsteshusen, 1271 von Albrechtshausen und Rodershausen, 1275 zu Vilenburg, 1281 von Rickenrode (bei Falkenhagen), Wolbrechtshausen, Gillersheim und Wachenhausen, 1309 von Dorste, 1318 zu Wolfershausen (bei Hammenstedt), zwischen 1310 und 1324 von Plesserhagen, der halbe Zehnte von Berka und Susa (am Katzhohl bei Berka), 1349 der kleine Zehnte von Mötlingerode (am Feldbrunnen zwischen Osterode und Dorste), 1359 der Zehnte von Rickmannshausen (am Reckershäuser Berge bei Dorste), 1316 von Besenhusen und der halbe Zehnte von Bilshausen, 1392 die andere Hälfte desselben, 1500 der Zehnte von Suterode.

Außer dem Dorfe Wolbrechtshausen, welches dem Kloster schon bei seiner Stiftung überwiesen war, und Berka, welches nach dem Tode des Grafen Dietrich III. in seinen Besitz gelangte, erwarb dasselbe noch folgende ganze Dörfer: Gillersheim, Lesenberg (zwischen Gillersheim und Suterode), Plesserhagen, Wachenhausen, Suterode und halb Sudershausen. Auch auf ganz Wedtlenstedt machte es Anspruch, doch erstritt sich das Kreuzkloster auf dem Rennelberge vor Braunschweig im Jahre 1287, freilich unter andauerndem Proteste Catlenburgs, den Besitz von 13 Hufen Landes daselbst, und im Jahre 1384 verkaufte dieses dem Kreuzkloster auch seinen übrigen Besitz in jenem entlegenen Dorfe, 7 Hufen Landes nebst Wiesen und Waldungen für 60 Mark. — Wahrscheinlich haben ihm auch die ausgegangenen Dörfer Albrechtshausen, Rodershausen, Rickenrode, Oldenhagen (zwischen Dorste und Marke) und Odereshusen (zwischen Bilshausen und Bodensee) ganz gehört.

Die Einnahmen aus den Klosterdörfern waren nicht bedeutend. Im Jahre 1525 hatten die Hofinhaber in Wachenhausen (24) an Zins 4 oder 6 Schill. (die Mark hielt 48 Schillinge), 2 Hühner und 2 bis 3 Stiege Eier zu liefern; die in Suterode (23) zahlen meistens 2 Schillinge, lieferten 2 Hühner und 2 Stiege Eier und hatten in der Ernte einen Morgen Korn zu schneiden; die in Gillersheim (30 und einige) gaben 2 bis 4 Schillinge und 2 Hühner, einige auch nur 2 Hühner. In dem an Hildesheim verpfändeten Berka hatte das Kloster damals nur die 6 Meierhöfe, welche es sich reserviert hatte, in Duhm waren 7 Klostermeierhöfe.

Das Kirchenpatronat besaß das Kloster in Gillersheim, Wedtlenstedt, Lesenberg und zu S. Mariä vor Osterode. Für letzteres tauschte es 1337 vom Erzbischof von Mainz die Pfarrkirche zu Berka ein.

Die Vogtei (Advokatie) des Klosters, welche — wie allgemein üblich — dem Stifter und dessen Nachkommen zustand — gelangte kraft Erbrechts an die Herzöge von Braunschweig. Diese belehnten damit in unbekannter Zeit

die Edlen von Plesse. Als aber im 13. Jahrhundert sich aus der früheren Grafschaftseinrichtung die Territorialhoheit bildete, bedurften die Klöster, denen nun der Landesherr genügenden Schutz gewährte, keines besonderen Vogtes mehr. Da dieses nun gegenstandslos gewordene Amt mit bedeutenden Einnahmen verbunden zu sein pflegte, so trachteten die Klöster danach, sich durch Kauf oder Erpfändung in den Besitz der Vogtei zu setzen. So verfuhr denn auch das Kloster Catlenburg. Nachdem dasselbe 1258 die eine und 1261 die andere Hälfte der Vogtei in Pfandbesitz erhalten hatte, gelang es ihm 1263 und 1265, die beiden Linien der Edelherren von Plesse zu völligem Verzicht auf dieses Lehn zu bestimmen, worauf die Herzöge Albrecht und Johann die Vogtei dem Kloster für immer zum Eigentum gaben. Damit erwarb dasselbe (gegen Zahlung von 280 Mark Silber im ganzen) die Dörfer Wolbrechteshusen, Rodershusen, Odereshusen und Oldehagen zurück, welche den Vögten zur Nutznießung eingeräumt gewesen waren. Als der Herzog Albrecht 1266 dem Kloster alle Rechte und Freiheiten bestätigte, nahm er es zugleich in seinen besonderen Schutz und gestattete ihm, sich einen Untervogt nach eigenem Gefallen zu wählen und denselben durch einen anderen zu ersetzen, bestimmte auch, daß der Konvent nicht gezwungen werden könnte, mehr als 40 Personen aufzunehmen. Zum Verständnis dieses Zusatzes ist zu erwähnen, daß die Vögte, denen die Klöster freie Herberge geben mußten, oft mit zahlreichem Gefolge einritten.

Nachdem im Jahre 1285 ein besonderes Fürstentum Grubenhagen entstanden war, galten die Herzöge desselben auch als Landesherren des Klosters. So bestätigte ihm 1464 Herzog Albrecht II. alle Privilegien und Freiheiten, welche es von seinen Vorfahren, den Herzögen zu Braunschweig, erhalten hatte. Als aber das Erzbistum Mainz nach und nach das ganze Untereichsfeld erworben hatte, streckte es auch seine Hand nach den Klosterdörfern aus: 1480 zog es Gillersheim vor das Landgericht zu Berenshausen; 1517 citierte der Amtmann zu Lindau den Müller in Catlenburg, allerdings ohne Erfolg, nach Lindau und forderte 1531 von den Einwohnern der Dörfer Gillersheim, Wachenhausen und Suterode die Huldigung für den Erzbischof und die Burgfeste (den landesherrlichen Herrendienst). Dem widersprach nicht nur das Kloster, sondern auch der Herzog Philipp. Doch zogen sich die Verhandlungen sehr in die Länge, und erst 1692 entsagte Mainz seinen unberechtigten Ansprüchen.

Wiederholt ward das Kloster von Unglücksfällen heimgesucht. Nachdem es schon im Jahre 1304 durch eine Feuersbrunst stark beschädigt war, brannte es im Jahre 1346, von der Hand des Frevlers Horlemann angezündet*), völlig nieder. Um die Kosten des Wiederaufbaues, den der Propst

*) Durch Letzners Dasselische und Einbecksche Chronica und Lübecks Northeimsche Chronik ist folgendes im Volkston gehaltene Lied überliefert:

Und wille gi horen ein nie Gedicht,
wat Horlemann heft utgericht?
Mit Stro und ok mit Füre
heft he dat gode Catlenborg
vorbrant so ungehüre.
Und ist darna gelopen wech
na Lindau ower dat lange Stech,
dar was he wol entholden (geborgen),
bet dat de Probest to Catelenborg
en daher wolde holen.

Doch kam he wech wol in dat Land,
dat man en nicht to Lindau fand,
it was ein grote Schande,
als he dat gode Catelenborg
so jemerlik vorbrande.
Dat arme Kloster Catelenborg
dat is itzund in groter Sorg,
se sind nu arme Lüde,
des moten se in erer Not
vorkopen hoch un düre.

Johannes Rudolphi leitete, bestreiten zu können, verpfändete der Konvent dem Bischof Heinrich von Hildesheim das damals aus sechs Höfen bestehende Dorf Berka für 84 Mark löt. Silber (die Wiedereinlösung desselben gelang den Herzögen von Celle erst 1643, doch war es schon 1622 gewaltsam eingenommen). Aber auch dieser Bau ist nicht auf unsere Tage gekommen. Am Feste Hipoliti 1521 brach wiederum eine Feuersbrunst aus und legte das ganze Kloster mit Ausnahme der alten Propstei und des Backhauses in Asche.

Als wenige Jahre später der Bauernkrieg auch am Westrande des Harzes wütete, mußte das Kloster Catlenburg nach Verwüstung der benachbarten Klöster Walkenried und Pöhlde auch seinerseits einen Angriff der zügellosen Horden erwarten. Letzner erzählt: „Anno Christi 1525 ist dieses Kloster abermal von wegen der Bauern Aufruhr in großer Gefahr und Sorge gestanden. Die Nonnen suchten aber Schutz und Beistand bei dem Erzbischof zu Mainz, wozu sie allermeist die damalige fürstehende Veränderung der Religion verursacht hat. Dennoch weil ihnen der Erzbischof zu weit entsessen, die wütende Rotte der schwarzen aufrührerischen Bauern immer mehr hereingedrungen, haben sie bei Herzog Philipp zu Braunschweig und Lüneburg dem Ältern, welcher zu Herzberg fürstlichen Hof hielt, um Schutz und Hülfe nachgesucht, der sie auch als der rechte Landesvater in Schutz und Schirm genommen hat."

Wenige Jahre nachher nahm das Kloster, welches 1495 durch den besonders auf Betrieb der Herzogin-Witwe Elisabeth damit beauftragten Prior Heinrich Hanensee aus Riechenberg eine Umgestaltung erfahren hatte, die Reformation an. Lübeck schreibt in seiner handschriftlichen Chronik von Northeim: Im Jahre 1529, „als die von Göttingen das Evangelium angenommen, fingen das auch allhier zu Northeim etliche von denen gemeinen Bürgern anzunehmen, also daß etliche waren, die des Sonntags nach Katlenburg danach gingen." Die Jahreszahl in dieser Angabe kann nicht richtig sein, da noch zu Anfang des Jahres 1532 der Sacellan Stephan Hintz katholischer Klostergeistlicher zu Catlenburg war. Erst der frühestens 1534 eingesetzte Propst Bernhard Wolf, ein Freund Spangenbergs, nahm mit den meisten Nonnen die evangelische Lehre an. Als erster lutherischer Geistlicher ward allerdings schon 1532 Ernst Bauermeister angestellt. Aber die Durchführung der Reformation im Kloster selbst gelang erst, als 1534 der Propst Heinrich Ahus weichen mußte. (Er wandte sich nach dem Kloster Riechenberg bei Goslar, welches bis 1543 katholisch blieb, und starb dort 1541.) Als Pastor Bauermeister 1541 nach Salzderhelden versetzt wurde, folgte ihm der Magister Mathias Caselius aus dem adeligen Geschlecht von Chessel, der um seiner evangelischen Religion willen sein Vaterland Geldern hatte verlassen müssen.

Mit der Reformation des Klosters wurde dasselbe auch säkularisiert (vom Landesherrn eingezogen). Es durften keine neue Klosterjungfrauen auf-

---

Er gude und vel sine Dörp
Berka, dat en dütmal entlöp,
It ward gar duer vorpendet
dem Biscop Hildesheim genant,
den alle Man wol kennet.
De Catelenborg ward af gebrent,
Berka dat ward dar umme vorpend.
Dat mag wol Gott vorbarmen.
De Biscop heft der Gulden vel,
dat Kloster is so arme.

Dat Kloster ward gebuwet sin:
It gift nu einen nien Schien.
Help Gott van Hemel rike,
dat wol geraden ere Swin
und werden weder rike.
Dat Led dat heft im widen Feld
gesungen Henni Bruminfeld
to Catelenborg und Dome (Duhm),
nicht heimlik, sundern öwerlut,
dem Horlemann to hone.

genommen werden, doch beließ man den vorhandenen Wohnung und Unterhalt. Auch führten Propst und Priorin die Verwaltung der Klostergüter in bisheriger Weise fort, nur mußte dem Herzog Rechnung abgelegt werden. Später nannte sich der frühere Propst Wolf Amtmann und übte als solcher die Gerichtsbarkeit im Klostergebiete. Priorin war zur Zeit der Reformation (schon 1510 und noch 1547) Elisabeth von Minnigerode. Nach ihrem Tode ward Odillie Heger zur letzten Priorin gewählt. Sie starb am 2. September 1574 in Catlenburg.

Zu erwähnen ist noch, daß 1579 der Schulmeister Johannes Wolff von Catlenburg zum Pfarrer in Harriehausen befördert ward. Wahrscheinlich war er aber hauptsächlich Küster.

Im Siegel führte der Konvent, wie später das Amt Catlenburg, einen weißen Adler im goldenen Felde, der — ein äußerst seltenes Vorkommen — seinen Kopf en face dem Beschauer zuwendet.

3. Catlenburg als Fürstensitz und Amthaus.

Schon bald nach der Reformation hielten sich die Herzöge Philipp und Ernst, wie verschiedene von ihnen dort ausgestellte Urkunden beweisen, häufig und längere Zeit in Catlenburg auf.

Im Jahre 1558 überließen die älteren Söhne des Herzogs Philipp I., Ernst und Wolfgang, ihrem jüngsten Bruder Philipp II. das Kloster mit seinem Gebiete zur Begründung eines selbständigen Haushalts.

Dieser begann dort sogleich den Bau eines Schlosses. Schon 1560 war dasselbe soweit vollendet, daß er seine junge Gemahlin Clara, die Tochter Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, dorthin führen und seine Hofhaltung einrichten konnte. Auch später baute und besserte er unaufhörlich, legte einen schönen Lustgarten beim Schlosse an und half seiner Gemahlin daselbst eine Apotheke und Destillierhaus anlegen, „worin sie allerlei Wasser brennen könne“ für ihr Hofgesinde und andere kranke Leute. Erst als er 1595 zur Regierung gelangte, verlegte er seine Residenz von Catlenburg in das Schloß zu Herzberg, wo er schon im folgenden Jahre als der letzte der grubenhagenschen Herzöge verstarb.

Catlenburg war von da an nur herzoglicher Amtssitz. Der Verwaltungs- und Gerichtsbezirk des Amtmanns umfaßte die Dörfer Duhm, Gillersheim, Suterode, Wachenhausen und seit 1622 Berka.

Im dreißigjährigen Kriege hat Catlenburg schwere Drangsale zu erleiden gehabt. Im Mai 1622 hatte Herzog Christian von Braunschweig sein Hauptquartier auf dem Schlosse und brandschatzte von dort das kurmainzische Eichsfeld. Auch das Catlenburgsche Dorf Berka mußte, weil es von Hildesheim an Mainz verpfändet war, 200 Thaler zahlen. Da es dazu nicht sofort im Stande war, so legte der Amtmann Müller zu Catlenburg diese Summe einstweilen aus. Im Juni 1623 ward von Tillyschen Truppen besonders Wachenhausen arg mitgenommen, auch der Amtmann zu Catlenburg von ihnen gefangen fortgeschleppt, auf die Beschwerde der Regierung zu Osterode von Tilly, welcher damals sein Hauptquartier in Gieboldehausen hatte, aber wieder freigegeben. Im Frühling 1626 hatte wieder „der tolle Christian“ eine Zeitlang sein Hauptquartier in Catlenburg. Am 16. April desselben Jahres steckte die dänische Besatzung von Northeim mit Hülfe dortiger Bürger das Schloß in Brand. Vom 25. auf den 26. August lagerte Tilly bei Catlenburg. Am 27. Juni 1631 plünderten kaiserliche Truppen, welche in Lindau lagen, das

ganze Amt aus und führten den Amtmann Johann Medem gefänglich fort. Drei der Plünderer wurden aber auf Tillys Befehl vor dem Amthofe an eine Eiche gehängt. Diese stand noch 1768 und hieß der Spanierbaum, weil die Gehenkten einem spanischen Regimente angehörten.

Im Jahre 1859 wurde das kleine Amt aufgehoben und mit Osterode vereinigt.

Jetzt bildet Catlenburg ein herrschaftliches Pachtgut. Die Gebäude desselben stammen aus den verschiedensten Zeiten. Das westlich von der Kirche belegene eingeschossige Haus wird durch seinen großen gewölbten Keller, seine spitzbogigen Fenster und Thüren und durch die schweren Kreuzgewölbe in seinem Innern als das älteste gekennzeichnet. Es wird die alte Propstei sein, welche von der Feuersbrunst im Jahre 1521 verschont blieb, und mithin aus dem Jahre 1346 stammen. Von der Kirche gehört nur der gotische, dreiseitig geschlossene Chor dem nach dem Brande von 1346 aufgeführten Baue an. Dagegen ist das nicht gewölbte, massive, durch einen Fachwerkaufbau erhöhte Schiff mit einer Sakristei und einem unten massiven Glockenhause, wie folgende Inschrift besagt, erst in den Jahren 1647—1650 wieder aufgeführt: „Anno 1626 den 16. Aprilis ist in der Kriegesfehde dies Gotteshaus abgebrant vndt von H. Friedrichs vndt H. Christian Ludwigs Gevettern Hertzogen zv Brunsw. vndt Luneb. F. F. G. G. zur Ehre des hohesten 1647 resp. wieder zu erbawen angefangen vndt 1650 christfürstlich ausgefüret worden."

Auch ein Flügel der Pächterwohnung „hat noch spätmittelalterliche Bauteile aufzuweisen, als eine spitzbogige Durchfahrt, verschiedene Flachbogenfenster und den unten massiv, oben in Fachwerk erbauten, an den Ecken mit polygonal gestalteten Türmchen versehenen Ostgiebel, dessen Fenster, namentlich in den Turmzimmern, treffliche Aussichtspunkte gewähren". (Mithoff.)

9. Osterode.

Da, wo die Söse aus dem Harze heraustritt und das Lerbacher Wasser aufnimmt, liegt zwischen dem Gebirge und einem Hügelzuge freundlich die Stadt Osterode.

Die Sage führt ihre Entstehung auf den heil. Bonifacius zurück; sie erzählt, dieser Apostel sei auf einem seiner Missionszüge um das Jahr 724 auch hierher gekommen, habe hier einen Altar der Göttin Ostara zerstört und an der Stelle der späteren Marktkirche das erste christliche Kirchlein erbaut. In der Nähe desselben habe dann im Anfange des 10. Jahrhunderts der Herzog Bruno das Kloster Brunsrode gegründet, dessen Namen später in Osterode umgewandelt sei.

Wenn nun auch in diesem Namen eine Beziehung auf die Göttin Ostera (s. S. 93) liegen könnte, so ist es doch völlig unerwiesen und unwahrscheinlich, daß Bonifacius jemals bis an den Westrand des Oberharzes gekommen ist, und das Kloster, welches übrigens nicht bis in das 10. Jahrhundert zurückgeführt werden kann, hat niemals den Namen **Brunsrode** gehabt, vielmehr lag es in ältester Zeit in dem später in unmittelbarer Nähe von Osterode ausgegangenen Dorfe **Bunenrode**.

Ebenso wenig Glauben wie jene Sage verdient die Fabel von den alten Grafen von Osterode, angeblich einer 969 abgezweigten jüngeren Linie der alten Grafen von Scharzfeld. (Siehe S. 332 u. 336.)

Die Endung rode und die Lage hart am Rande des Gebirges bezeichnen den Ort als eine verhältnismäßig späte Gründung. Selbst Bunenrode, welches

am Schäferberge lag, da wo man vom Kaiserteiche ab emporsteigt, wird älter und zur Zeit der Gründung des Jakobiklosters bedeutender gewesen sein.

Im Jahre 1130 nahm der Vogt Werner von Osterode an einem Reichstage in Braunschweig teil. Die Burg Osterode war damals also bereits vorhanden, demnach aber auch schon das Dorf, denn ein auf rode endigender Name kann nur von einer Ortschaft auf die Burg, nicht umgekehrt, übertragen sein. Erwähnt wird das Dorf Hosterroth zuerst im Jahre 1152, doch heißt es da schon Villa opulentissima. In diesem Jahre wurde es bei dem Treffen, welches zwischen Osterode und der Hindenburg (bei Badenhausen) in dem Streite Heinrichs des Löwen und Albrechts des Löwen um die Erbschaft der Grafen von Winzenburg und von Plötzke geliefert ward, völlig eingeäschert.

Wahrscheinlich gehörten Burg und Dorf ursprünglich den Grafen von Catlenburg, den Inhabern des Comitates im Lisgau, und vererbten sich dann in weiblicher Linie (Näheres unter Catlenburg), bis sie im Jahre 1143 durch die Vormundschaft Heinrichs des Löwen für diesen in Besitz genommen wurden.

Als die Söhne Heinrichs des Löwen 1203 die väterlichen Lande teilten, fiel die Burg Osterode, wie die benachbarten Schlösser, dem späteren Kaiser Otto IV. zu. Herzogliche Residenz ist sie nur selten und nur vorübergehend gewesen, denn nur Albrecht der Große, welcher 1269 mit seinem Bruder Johann teilte, hat mehrere Urkunden in Osterode (also wohl auf der Burg) ausgestellt. Später wird sie nur noch einige Male erwähnt. 1340, und anscheinend noch 1359, hatte sie Herzog Ernst, der Bruder Heinrichs des Wunderlichen, des Stifters der grubenhagenschen Linie, (wohl als Pfand) im Besitz. 1402 gehörte sie Herzog Friedrich, 1421 dessen Sohne Otto, 1467 und noch 1481 nennt sie Albrecht II. seine Burg. Nach dessen Tode — der zwischen dem 13. März 1485 und dem 1. Mai 1486 erfolgte — nahm seine Witwe Elisabeth, geb. Gräfin von Waldeck, auf der Burg Osterode, welche ihr samt dem dazu gehörenden Forst und der Burg Herzberg 1481 zum Wittum verschrieben war, bis zu ihrem Tode — zum letzten Male wird sie 1512 genannt — ihre ständige Wohnung. (Wahrscheinlich ist die Burg auch Witwensitz der Gemahlin Heinrichs des Wunderlichen, Agnes, einer Tochter des Landgrafen Albrecht des Unartigen von Thüringen, gewesen. Nicht nur geht aus einer Urkunde von 1317 hervor, daß ihr die Bürger von Osterode für ihre Lebenszeit den Eid der Treue geschworen hatten, sondern es ist bei einer Aufgrabung vor einigen Jahrzehnten auch das Siegel dieser Herzogin in der Burgruine aufgefunden worden.) Nach dem Tode der Herzogin Elisabeth überließ man die Burg dem Verfall. Schon 1551 wird sie unter den fürstlichen Schlössern nicht mehr aufgezählt und auf einer aus dem Jahre 1654 stammenden Ansicht der Stadt erscheint sie fast in demselben verfallenen Zustande, den sie heute darbietet.

In Beschreibung der Ruine, welche vor dem Johannis- oder Harzthore auf einer die Stadt beherrschenden Höhe liegt, folge ich den „Kunstdenkmalen“ des Oberbaurats Mithoff: „Außer einigen kürzlich aufgedeckten Grund- und Kellermauern, sowie einem Stück der Umfassungsmauer steht noch ein, zur Hälfte jedoch abgespaltener und eingestürzter, mächtiger Turm von runder Grundform, dessen unterer Durchmesser 16 Schritt und dessen Mauerstücke 2,337 m (8 Fuß) beträgt. Er hat — wie die Reihen von Vertiefungen für die Balkenköpfe zeigen — mindestens fünf Stockwerke enthalten; in dem zweiten derselben gewahrt man einen engen, gewölbten Gang in der Dicke der Mauer mit zwei Stufen, welcher anscheinend zu einem Ausbau geführt hat. Der

Turm soll ehemals mit einer hohen Spitze versehen gewesen sein. Die nur durch wenige Lichtöffnungen durchbrochenen Mauern sind außen zum Teil in rautenförmigem Verbande, innen als Füllwerk, aus Flußkieseln in Gips erbaut. Bei einer nicht zum Turm gehörenden Mauer zeigt deren Bekleidung sogar das ährenförmige Werk (opus spicatum), so gut dieses mit ausgesuchten Flußkieseln eben hergestellt werden kann. Das Ganze war mit starken Mauern und breiten (jetzt zu Gärten umgewandelten) Gräben umschlossen." Bei weiteren Ausgrabungen, welche in den Jahren 1876 und 77 vorgenommen sind, ist ein größeres Stück der ersten Umfassungsmauer des mächtigen Turmes bloß gelegt, sowie der schmale Gang zwischen beiden und das Innere des Turmes von dem mehrere Meter tiefen Schutte gesäubert, der in seinen unteren Schichten unverkennbare Spuren eines intensiven Brandes zeigte. Dabei sind abgebrochene eiserne Pfeilspitzen, Thonscherben von Töpfen in wohl hundert verschiedenen Formen (zwei ganz gebliebene Töpfe haben die mittelalterliche Form: „die Henkel dicht neben der kleinen Öffnung, einen dicken Bauch und den durch Fingerdruck verzierten Fußrand"), aus Hirschgeweih geschnittene Rundstücke, welche zu einem Damenbrett gehört haben werden, ein in Bleikomposition hergestelltes Bild, welches im Mittelpunkt den Heiland mit aufgehobener Rechten, in den vier Ecken die Embleme der vier Evangelisten mit Namensunterschrift in gotischen Majuskeln zeigt, durch Feuer beschädigte Bruchstücke eines Ringpanzers u. dergl. aufgefunden. —

Als Stadt erscheint Osterode zuerst in einer Urkunde des Herzogs Otto des Kindes vom Jahre 1233, in welcher auch schon die Ratsherren erwähnt werden. Doch besaß es die Stadtrechte damals schon seit längeren Jahren, denn im Jahre 1238 begnadete dieser Herzog die zu erbauende Neustadt mit denselben Freiheiten und Rechten, welche die Stadt von Alters her gehabt habe. Aus einer Urkunde desselben von 1239, in welcher er dieser alle Rechte bestätigt, welche sie zur Zeit seines Oheims, des Herzogs und Pfalzgrafen Heinrich, besessen habe, geht hervor, daß sie die städtischen Gerechtsame zwischen 1218 und 1223 erhalten haben muß zu der Zeit, als Pfalzgraf Heinrich nach seines Bruders Otto IV. Tode alle welfischen Lande für sich und seinen minderjährigen Neffen Otto Puer regierte.

Nachdem man sich in ältester Zeit wahrscheinlich mit sogen. Willküren begnügt hatte, verlieh Herzog Heinrich der Wunderliche 1293 der Stadt das Goslarsche Stadtrecht. Aus diesem, dem sächsischen und dem kaiserlichen Rechte und den alten Willküren bildeten sich dann allmählich besondere Statuten, welche bis in das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts alljährlich der Bürgerschaft vorgelesen wurden. Aus den Huldebriefen der Herzöge von Grubenhagen sind noch folgende wichtige Erweiterungen der Freiheiten zu erwähnen: 1324 wird bestimmt, als Recht soll gelten, was der alte und der neue Rat als solches eidlich erhärten; 1421 verspricht Otto, den Bürgern nichts zu heißen, was sich nicht mit ihrer Ehre vertrüge, und 1454 Heinrich III., die Bürger bei all ihren Pfandgütern von der grubenhagenschen Herrschaft zu lassen und sie zu keiner Fehde zu fordern, welche er nicht einträchtig mit all seinen Landen und Leuten führe.

Im Jahre 1313 entließ Heinrich d. W. die nach Osterode verzogenen Leibeigenen, welche Hausbesitzer geworden waren, vom Dienst und Recht höriger Leute, und wohl auf seine Veranlassung gaben zu derselben Zeit die Ritter Heinrich und Thomas von Oldershausen ihre vier in Osterode wohnenden Leute und alle anderen dortigen Bürger frei, an denen sie etwa Rechte haben könnten.

Wie die Aussicht auf bürgerliche Freiheit viele Laten der umliegenden Dörfer zur Einwanderung in die Stadt veranlaßte, so zog die mit sofortiger Gewährung städtischer Rechte unternommene Gründung der Neustadt die Bewohner ganzer Dörfer herbei. Damals wurden die Dörfer Besingen, von dessen Kirche noch jetzt ein etwa $1^3/_4$ m breites und hohes festes Stück Mauerwerk, die Beierkirche genannt, auf einer Erhöhung am nördlichen Abhange des Rötzels, 4 km südlich von Osterode steht, und Mötlingerode, von dessen Kirche sich auf dem Kirchberge beim Feldbrunnen zwischen Osterode nnd Dorste noch ein Stück Mauerrand erhalten hat, gleich dem wohl schon früher eingegangenen Bunenrode, von ihren Einwohnern verlassen; doch geschah dieses nach und nach, denn 1354 bezw. 1356 standen an den Kirchen zu Möltingerode und Besingen noch besondere Pfarrer. Auch die Johannis- und die Marienvorstadt sind schon damals entstanden, denn die Johanniskirche hatte schon 1233, die Marienkirche 1270 eine eigene Parochie; aber zu städtischer Freiheit brachten sie es beide nicht, noch um 1600 heißen sie in Urkunden stets „Dorf". —

Bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus standen dem Rate der Stadt nur beschränkte Befugnisse zu; der erste Beamte in Verwaltung und Gericht war der Vogt, der vom Rate völlig unabhängige und über ihm stehende Vertreter des Fürsten. Von den Vögten aus jener Zeit sind bekannt: Ludolf 1233, Basilius von Osterode 1238 und 1241, Gerlach und der Vicevogt Albert 1256, Hermann von Oldershausen 1258 und 1260, Dietrich 1260, Ulrich 1277, Johannes 1284 und 1289. Wie die Macht des Vogtes allmählich eingeschränkt ward, geht aus den vom Rate ausgestellten Urkunden deutlich hervor. Schon um 1246 nahm der Rat ohne Zuziehung des Vogtes die Bürger von Münden in die Bürgerschaft von Osterode auf, und während eine etwa in das Jahr 1260 gehörende Urkunde noch beginnt: „Ich Hermann von Oldershausen, Vogt in Osterode ...... zugleich mit den Consuln dieser Stadt", lautet der Eingang einer vom 4. Dezember 1277 datierten: „Wir, die Consuln der Stadt Osterode ..... zugleich mit dem Vogte Ulrich. ...." Die Urkunden des 14. Jahrhunderts nennen nur den Rat, nicht mehr den Vogt. Die Stadt nahm damals bereits dem Landesherrn gegenüber eine der Unabhängigkeit sich nähernde Stellung ein, so daß sie im Jahre 1322 einen Schutzvertrag mit dem Herzog Otto dem Milden von Braunschweig-Göttingen schloß, der eintretendenfalls selbst gegen den Landesherrn gelten sollte, und daß 1331 der Rat zu Münden eine Klage gegen die Städte Einbeck und Osterode nicht bei dem Herzoge von Grubenhagen, sondern bei dem Rate der Stadt Braunschweig anhängig machte.

An Abgaben zahlte die Stadt damals nur wenig. Die Bede oder das Herrengeld betrug nur jährlich 40 Mark. Dieselbe war vielfach, so 1317 und noch 1324, an den Ritter Heinrich von Steinberg verpfändet. Die dem Herzog zustehenden Einkünfte des Zolles und Geleites zu Osterode — die Bürger zahlten im Gericht Herzberg und zu den Neun Eichen keinen Zoll — sowie das „Kopengeld" (Kufengeld) von eingeführtem Goslarschen Biere erhielt die Stadt teilweise 1327, ganz 1332 in Pfandbesitz. So blieben dem Landesherrn nur die Einnahmen vom Gericht.

Der Vorsteher desselben führte noch den Titel Vogt, hatte aber keinen Teil am Stadtregimente, und etwa vom Jahre 1500 an stand dieses fürstliche Gericht „auf der Bank" (Schöffenbank) nicht mehr neben dem Rate, sondern war gleichsam nur eine Abteilung desselben und von ihm abhängig. Im Jahre 1529 wurde dann ein fürstlicher Schultheiß an die Spitze des

Stadtgerichts gestellt, doch wurde dadurch das Verhältnis desselben zum Rate, der als Träger der richterlichen Gewalt in Stellvertretung des Fürsten galt, nicht verändert. In schwierigen Rechtsfragen erbat man sich Belehrung vom Rate zu Braunschweig, später von einer Universität, auch wohl vom Landesherrn.

Von Geschlechtern oder Stadtjunkern ist in Osterode nie die Rede, doch wurden die Ratsherren vorzugsweise aus bestimmten, wohl den ursprünglich schöffenbar freien Familien genommen, deren Mitglieder im 17. Jahrhundert als Patrizier bezeichnet werden. Auch Handwerksmeister finden sich schon im 13. Jahrhundert im Rate. Bedeutende Erweiterung erfuhren die Rechte der Gilden im Jahre 1492 dadurch, daß ihnen und der Gemeinheit (d. i. wohl die keiner Gilde angehörende Bürgerschaft) die Wahl von „Viermannen" zugestanden wurde, welche in Gemeinschaft mit den Kämmerern das städtische Gut verwalteten (es gab ein Forstamt, ein Kornamt, ein Weinamt u. dgl.) und dem Rate jährlich einmal Rechnung ablegten. Im folgenden Jahre erhielten sie sogar einen Schlüssel zum großen Stadtsiegel, so daß der Rat in betreff aller wichtigen Angelegenheiten an ihre Mitwirkung und Zustimmung gebunden war, und 1498 erstritten sie sich endlich noch das Recht, an den Ratsmahlzeiten, deren jährlich vier bis fünf auf Kosten der Kämmerei stattfanden, sowie an der Mietung und Ablösung des Gesindes teilzunehmen. Zu dieser Zeit wurden auch die Gilde- und Gemeinheitsmeister vom Rate zu wichtigen Verhandlungen, auch zur Wahl des neuen Rates, der — wie der alte, abtretende — aus einem Bürgermeister und elf Ratsherren bestand, zugezogen. Mit der Anstellung eines fürstlichen Stadtschultheißen verloren sie 1529 dieses Recht. Dagegen blieben die Viermannen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in Thätigkeit, zu welcher Zeit an ihre Stelle zwei Kämmerei-Verwandte mit geringeren Befugnissen traten. 1640 wurde die Zahl der Ratsmitglieder auf 16, 1709 auf 7 heruntergesetzt.

Das Stadtsiegel zeigt 1241 ein von vier Halbkreisen umschlossenes Kreuz und die Umschrift: Sigill. Burgensium de Osterroth; das große Siegel (um 1260) hat in der oberen Abteilung zwei Türme im weißen Felde und zwischen ihnen ein rotes Kreuz, in der unteren einen goldenen Löwen im roten Felde und unter demselben ein weißes O*) mit einer goldenen Krone, sowie die Umschrift: Sigillum Burgensium de Osterodhe. Das eigentliche Wappenzeichen ist demnach das Kreuz.

Die Stadtmauern werden zuerst 1234 urkundlich erwähnt, doch sind die Befestigungen jedenfalls schon unmittelbar nach Erwerbung der Stadtrechte angelegt. Da in der Mitte des 17. Jahrhunderts an mehreren Stellen, namentlich zwischen dem Jakobs- und Marienthore, alte Rudera von doppelten Wällen und niedrigen Strichmauern, also doppelte Mauern vorhanden waren, so muß die Stadt von vornherein sehr fest gewesen sein. „Zur Verteidigung derselben war jeder Bürger verpflichtet und mit den nötigen Waffen versehen. 1541 legte man zum Heergewett**) des verstorbenen Bürgers Hans Wüstefeld

*) „In ganz Niedersachsen bis nach Ostfriesland", sagt Clericus, „grassierte diese nüchternste heraldische Bilderschrift bei den Städten: A = Aurich, B = Bentheim, C = Celle, E = Einbeck, G = Göttingen, H = Hameln, L = Lathen, M = Münden, N = Northeim, O = Osterode u. s. w."

**) Dasselbe vererbte auf den nächsten Schwertmagen, den nächsten männlichen Verwandten.

neben anderen Stücken den eisernen Hut, den Panzer, Krebs, Halskragen und den stählernen Bogen.“ (Max.) Neben der Armbrust waren auch Feuerwaffen im Gebrauch. Einige Jahrzehnte später bestimmen die Statuten, daß jeder Brauer im Besitz eines langen Rohrs (einer Büchse) und jeder andere Bürger im Besitze einer Muskete sein sollte. Als Musterung diente der Schützenhof.

Die Bürger der Stadt waren seit alters auf Ackerbau und Handel angewiesen. Aber die Feldflur ist keine ausgedehnte, und für Handel und Verkehr lag die Stadt nicht hervorragend günstig, besonders nachdem nicht mehr hier, sondern erst in Badenhausen sich die über Duderstadt heranziehende Nürnberger oder Augsburger Straße mit der von Nordhausen über Osterode nach Seesen und Braunschweig führenden Thüringerstraße vereinigte. Sonst war Osterode noch mit Goslar durch eine den Oberharz übersteigende Straße und mit Northeim verbunden. Die Blüte der Stadt fällt in das 15. Jahrhundert, in jene Zeit, in welcher sie der Mittelpunkt einer bedeutenden Eisenindustrie wurde. Im Anfange desselben trat sie dem Bunde der Hansa bei. Zu einer Anlage desselben hatte sie 1426 mit Helmstedt den niedrigsten Satz, 30 rhein. Gulden, zu zahlen. (Goslar, Halberstadt und Hannover zahlten 50, Hildesheim, Göttingen, Einbeck, Northeim, Quedlinburg und Aschersleben 70 Gulden.) Noch in demselben Jahrhundert wird sie wieder ausgetreten sein; an dem Kriege, welchen die Hansa gegen die Herzöge von Braunschweig und Göttingen führte, nahm sie nicht teil.

Dagegen war sie zu jener Zeit mehrfach in Fehden verwickelt. 1418 zog sie sich auf Klage Johanns von Rode die Reichsacht des Kaisers Sigismund zu. Im Jahre 1457 stand sie im Bunde mit Einbeck in offener Fehde gegen ihren Landesherrn Heinrich und dessen Brüder. 1462 sandten ihr die Brüder Wetzel und Evert von Sehlde, und als sie es trotz des auf dem Freudenplatze vor Osterode eingegangenen vorläufigen Vertrages verschmähte, den von dem Herzoge anberaumten Tag zu beschicken, auch die Brüder Herbord und Gottschalk von Cramm den Fehdebrief. Im Jahre 1500 begehrte Herzog Heinrich IV. von Osterode 80 Gulden als Beitrag zu den Kosten einer notwendigen Reparatur des Schlosses zu Salzderhelden. Darauf sandte ihm der Rat mit einem Entschuldigungsschreiben nur zehn Gulden. Diese geringe Summe schickte aber der Herzog mit dem Bemerken zurück, daß in dem Verfahren des Rats eine Verachtung liege, und sie ihn für ihren Landesherrn nicht zu halten gedächten. Nun erhöte der Rat, gegen den inzwischen ein Aufstand der Gilden und Bürger ausgebrochen war, weswegen er den Herzog um Hülfe bat, den Beitrag auf fünfzig Gulden, fand sich aber trotz sechs ungnädiger Schreiben seines Landesherrn nicht gemüßigt, den Rest nachzuzahlen. Darauf kündigte dieser nach zweijährigem Warten am 10. August 1502 der Stadt Fehde an. Erst am 31. Mai 1509 wurde diese durch einen vom Rate zu Einbeck und von Hans von Oldershausen vermittelten gütlichen Vertrag beigelegt.

Vom räuberischen Adel der Nachbarschaft und von gemeinen Straßenräubern wurde Handel und Wandel mehrfach geschädigt. Nachdem Osterode schon 1449 mit Wissen des Herzogs sich mit Einbeck dahin verbündet hatte, daß sie die Straßenräuber nicht mehr hausen und hegen, auch demjenigen, aus dessen Schlosse Städte und Leute geschädigt würden, nichts ab- und verkaufen, nötigenfalls sich gegenseitig helfen und beistehen wollten, schloß der Rat 1469 mit der Stadt Goslar und den Herzögen von Grubenhagen auf zehn Jahre einen Bund gegen „die leichtfertigen Knechte, Räuber und Stroder auf dem Harze“.

Die Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft, welche sich namentlich durch die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts hinziehen und als der Hauptgrund des Sinkens der Stadtmacht angesehen werden müssen, gediehen im Jahre 1510 zu offenem Aufruhr und grauenhaftem Morde. Der Bürgermeister Heiso Frienhagen, der (mit Unrecht) beim Volke verhaßt war, und dem es darum nicht gelang, die stets neue Anrechte am Stadtregimente fordernde Bürgerschaft zufrieden zu stellen, wurde nämlich durch die Bedrohung seines Lebens zur Flucht genötigt, worauf der Herzog Philipp I. noch einmal versuchte, Ordnung in das zerrüttete Gemeinwesen zu bringen. Er erreichte freilich am 16. Mai 1510 die Beilegung „aller Irrungen und Gebrechen" und befahl dem Rate, Frienhagen wieder an seine vorige Ehre der Ratsstuhles kommen zu lassen, ihn in Betreibung bürgerlichen Handelns nicht zu irren und sich samt Gilden und Gemeinde friedlich gegen ihn zu erzeigen, wie auch er wiederum und seine Ehefrau sich friedlich gegen sie zu halten hätten. Aber kaum war der Bürgermeister zurückgekehrt, so rottete sich auf Betrieb eines jungen Bürgers Jakob Lurdes das Volk gegen ihn zusammen, ergriff ihn und stürzte ihn vom Rathause herab (nach anderer Nachricht von einem Hause in der Nähe des Kesselbrunnens) in die Spieße der unten stehenden, welche seine Leiche schmählich in Stücke hieben. Im Zorn über diese „grausam mordessche dath" wollte der Herzog zuerst der Stadt alle ihre Privilegien nehmen, aber nach Untersuchung der Sache setzte er am 2. Juni den als unschuldig erkannten Rat in seine Ehre, Würde und Pflicht wieder ein, nahm die beim Morde unbeteiligte, Gehorsam gelobende Bürgerschaft wieder zu Gnaden an, bestätigte die Privilegien der Stadt von neuem, forderte aber außer der Bestrafung der zu ermittelnden Schuldigen — sie sollen teils geköpft, teils gerädert sein — folgende Sühne von der Stadt: Lieferung des zum Bau des angefangenen Barfüßerklosters nötigen Materials an Kalk, Steinen, Holz, Dielen und Ziegeln; „eyne erlike memorien mit aller presterschop vnd geistlichkeit, mit vigilien, Szelemissen, ludende vnd wessen geluchte", an der alle Einwohner teilzunehmen hatten, und Zahlung einer Summe von 1000 Thalern in zehn halbjährlichen Raten.

Zu diesen das Gemeinwesen schwer schädigenden Vorgängen gesellten sich Verheerungen durch Brand und Seuchen. Am 1. September 1545 wurde die ganze Stadt — die beiden Vorstädte blieben verschont — bis auf 46 Häuser ein Raub der Flammen. Doch zeigten sich die benachbarten Städte so wohlthätig und hilfebereit, daß bald ein Bürger sich rühmen konnte, er habe so viel wiederbekommen, daß er wohl drei Häuser damit bauen wollte. Die Pest wütete besonders in den Jahren 1566, 1597, 1611 und 1625 arg in der Stadt. Am 21. September 1566 schrieb der Rentmeister Heinrich Rothe an den Rat: „E. w. wissen, wie gewaltig vnser Lieber godt itzo vns zw Osterode mit Straff der pestilentz heimsuchet." Im Jahre 1625 raffte dieser Würgengel allein in der Ägidiengemeinde 1500, darunter allein im September über 250 Einheimische und Fremde hinweg.

Auch unter den Kriegsbedrängnissen hatte die Stadt schwer zu leiden. Als im Jahre 1623 die Truppen Christians von Braunschweig und des Generals Tilly im Grubenhagenschen lagen und überall, wohin sie kamen, gar böse hausten, da flüchteten viele Familien aus Osterode mit ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten auf den Oberharz, Handel und Wandel kamen völlig ins Stocken, weder die Räte der 1617 in Osterode errichteten Regierung, noch die Bürger durften sich aus den Thoren wagen. Am 4. Juni geriet die Thorwache mit einem Korporal aus Christians Armee, der mit mehreren Reitern

von Kl. Rhüden in die Stadt gekommen war, um Einkäufe zu machen, in Wortwechsel und Thätlichkeiten, wofür die Stadt auf Befehl des Herzogs Friedrich von Weimar, Christians Unterfeldherrn, 15000 Thaler zur Sühne zahlen sollte. Doch kam sie für das Mal noch mit zwei Stück Weins und einem mit 100 Goldgulden gefüllten Pokal glimpflich genug weg. — Im März 1626 lehnte allerdings der Rat das Verlangen des Herzogs Georg, der damals in kaiserliche Dienste getreten war, daß die Stadt 200 Mann vom Regimente Coloredo als Besatzung einnehme, mit der Entschuldigung ab, daß der Landesherr jede Aufnahme von Truppen verboten habe, und beschloß, 100 Mann auf eigene Kosten anzuwerben; aber daß Tillysche und dänische Truppenteile wiederholt ihr Quartier in der Stadt nahmen, konnte er nicht verhindern. Die von Tilly ausgeschriebenen Kriegs-Kontributionen waren kaum zu erschwingen. Allein den beiden Compagnieen des Blankhartschen Regiments, welche die Städte Osterode und Einbeck nach der Eroberung Northeims 1627 verpflegen mußten, hatte erstere innerhalb einiger Monate die nicht unbedeutende Summe von 2600 Thalern, und im Januar und Februar des folgenden Jahres noch 1500 Thaler zu zahlen. Dazu erhob 1628 Tilly selbst noch 1333 Thaler und 12 Mgr.; daß er dabei der Stadt zusicherte, sie von nun an mit Kontributionen zu verschonen, war ein schwacher Trost.

Nicht weniger als durch die regelmäßigen Truppen wurde der Verkehr der Lande durch die sog. Harzschützen lahm gelegt. (Siehe S. 299 ff.)

Gegen Ende des Jahres 1631 legte Herzog Georg, der als General in schwedische Dienste getreten war, den Oberstleutnant von Wurmb mit mehreren Regimentern in die Stadt. Als indes Pappenheimer von Hameln her gegen ihn im Anmarsche waren, „und der Rat auf Wurmbs Anfrage, ob er weichen oder bleiben solle, und ob im letzten Fall die Bürgerschaft zu ihm stehen und mit ihm fechten wolle, sich dahin erklärte, die Stadt wäre nicht also beschaffen, daß man sich gegen eine ziemliche Macht daraus wehren könne, auch könne man wegen der Bürgerschaft ihm das Begehrte nicht versichern, so hielt Wurmb es für geraten, am dritten Weihnachtstage auszuziehen“. Pappenheim, welcher am 24. März Einbeck in seine Gewalt bekam, bedrohte Osterode mit Feuer und Schwert, „weil in der Stadt wider die Röm. Kais. Maj. consilia gemacht, Lauf- und Musterplätze, auch Kontributionen verstattet seien“, doch verschonte er die Stadt gegen Zahlung der Summe von 10000 Thaler mit kaiserlicher Besatzung.

Die schwerste Heimsuchung erfuhr die Stadt ein halbes Jahr später. Am 12./22. Oktober legte sich der Graf Merode von Pappenheims Heer mit acht Regimentern zu Roß und zu Fuß vor die Stadt, richtete nach vergeblicher Berennnung der Thore vier Geschütze und zwei Mörser auf dieselbe und drohte mit Beschießung und Plünderung, wenn die Stadt nicht 40000 Thaler Kontribution, mit welcher die drei grubenhagenschen Ämter im Rückstande seien, für diese vorläufig zahle, oder den Landdrosten Heinrich von Dannenberg herbeischaffe. Da die Abgeordneten des Rats keine dieser Bedingungen erfüllen zu können erklärten, begann sofort die Beschießung. Nun erbot sich der Rat, den auf Osterode fallenden Anteil an der rückständigen Kontribution herbeizuschaffen, und bat flehentlich um Christi Blutes und Todes willen, mit der Beschießung einzuhalten. Aber die Forderungen, welche Merode am folgenden Tage durch den Obristen Westrumb zu Rathause stellte, waren unerfüllbar: Stellung von acht wohl ausgerüsteten Wagen

mit je sechs Pferden und zwei Knechten, Auslieferung aller in die Stadt geflüchteten Bauern und aller, welche den Schweden und deren Verbündeten Hülfe und Dienst geleistet hatten, Herbeischaffung aller Sachen, welche diesen oder dem Feinde gehörten, und Auslieferung alles Geldes, aller Gold- und Silbersachen und Kleinodien. Vergebens bat der Rat fußfällig um Gnade, vergebens versuchten die Schulknaben und Mägdlein den harten Kriegsmann milder zu stimmen, vergebens war die Bitte der Bürger, mit Weib und Kind unter Zurücklassung aller Habe die Stadt verlassen zu dürfen. Rat und Geistliche wurden in die Johanniskirche gesperrt, die zusammengetriebenen Bauern mit Niedermetzelung bedroht, wenn sie nicht 6000 Thaler herbeischafften. „Was inmittelst an Soldaten hereingekommen ist, das hat die Bürger besucht, die Kirchen eröffnet und das Amt spoliiert. Überdies ist ein Großes an Wollen- und Leinentuch und anderen Waren, ebenso an Proviant, Pferden und Wagen im Werte von 5000 Thalern hergegeben, und sind beide Vorstädte gänzlich ruiniert, ausgeplündert und verdorben, ein Schaden, der über 4000 Thaler geschätzt wurde." Als Merode einsah, daß seine Geldforderung zu hoch war, begnügte er sich mit allem vorhandenen Gelde, Gold und Silber im Werte von 6000 Thalern und dem Versprechen des Rats, in vierzehn Tagen noch 4000 Thaler nachzuzahlen, zu dessen Erfüllung er ihn durch Mitnahme von Geißeln zwang. Noch lange nachher wurde alljährlich ein Dankfest zur Erinnerung an diese drei Schreckenstage gefeiert.

Im Dezember 1636 und im Januar 1637 hielten die Schweden die Stadt besetzt, erhoben Kontributionen und plünderten beim Abzuge. Und am Abend des 12./21. September standen wieder ganz unerwartet drei Regimenter und eine Compagnie Dragoner unter den Obristen Brossard und Jobst Rudolf von Berkefeld (aus Osterode) vor den Thoren und forderten die Schlüssel und Quartier auf den folgenden Tag. Am nächsten Morgen verzichteten indes die Obersten unter der Bedingung auf Besetzung der Stadt, daß man ihnen 1000, den drei Obristleutnants 6000 und achtzehn Rittmeistern 1800 Thaler auszahle und drei Wagen mit achtzehn Pferden und drei Stück Wein liefere. Die Stadt that ihr Möglichstes, um das größere Übel abzuwenden, und brachte 2200 Thaler, drei Stück Wein und drei Wagen mit zwölf Pferden auf. Landdrost, Regierungsrat und ein Ratsherr wurden als Geißeln mitgeführt, bis sie nach drei Tagen eine Kontribution von 10000 Thalern auf das Fürstentum übernahmen.

Als die Kaiserlichen im Jahre 1631 nach ihrer Niederlage bei Breitenfeld über Halberstadt den Harz entlang auf Hameln zogen, war ein Haufen ihrer Nachzügler von Johann Lüdemann, dem Sohne des Amtmanns in Rotenkirchen, und einigen anderen schwedischen Reitern in den Straßen und vor den Thoren der Stadt Osterode in keckem Überfall am 23. September angegriffen und erschossen. Das sollte diese noch zehn Jahre später entgelten; am 5. August 1641 forderte sie der kaiserliche Generaladjutant von Schwalenberg in einem Bedrohungsschreiben auf, sich wegen dieser That mit ihm abzufinden. Mit Mühe erlangten die Abgesandten des Rats von dem General Don Annibal de Gonzaga im Hauptquartier zu Holle unter dem Woldenberge für 1000 Thaler einen Schutzbrief und eine Salvegarde. Aber schon an demselben Tage hatte der kaiserliche Obrist Truckmüller einen Angriff auf die Stadt gemacht, und da ein großer Teil der Bürgerschaft auf den Oberharz geflüchtet war, so gelang es ihm am 11. August, die Stadt zu erobern. Vier Stunden war bereits die Plünderung im Gange, da trafen die Rats-

abgesandten mit dem Schutzbriefe ein, und die Salvegarde trieb die Plünderer aus dem Thore.

Eine von den Kaiserlichen im Februar 1642 ausgeschriebene Kontribution von 3600 Thalern kam wegen des Heranrückens der Schweden nicht zur Auszahlung, dafür requirierten diese am 24. Februar 10000 Pfund Brot, 20 Faß Bier und 20 Fuder Hafer. Bald hernach rückten wieder Kaiserliche ein und blieben bis in das folgende Jahr. Auch die Aufwendungen für das französisch-weimarsche Heer unter dem Befehl des Marschalls de Guebrion waren im Dezember 1743 bedeutend, doch blieb die Stadt auf Fürsprache des Obristen von Dannenberg, welchem sie sich dafür mit einem Geschenke erkenntlich zeigte, mit Einquartierung verschont. Dagegen gehörte Osterode zu den Städten, welche die Schweden noch nach Abschluß des westfälischen Friedens bis zur Zahlung der letzten Quote der ihnen bewilligten Abfindungssumme von fünf Millionen Thalern besetzt hielten, so daß hier das Dank- und Friedensfest erst am 11. August 1650 gefeiert wurde. —

Die Reformation nahm Osterode 1537 an, denn in diesem Jahre wurde Andreas Domeier, bis dahin Diakonus in Goslar, als erster evangelischer Pfarrherr an die Ägidienkirche berufen. Doch scheinen noch eine Zeitlang die katholischen Gottesdienste der Kalandspriester neben der evangelischen Predigt geduldet zu sein. Nachdem schon der genannte Domeier und mehrere seiner Nachfolger das Amt des Superintendenten des Fürstentums verwaltet hatten, wurde Osterode zeitweilig Sitz des Generalsuperintendenten.

Eine Schule bestand in Osterode schon im Jahre 1287. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sie zwei Lehrer, den Schulmeister und seinen Gesellen; 1568 trat der Opfermann als Hülfslehrer und 1598 der Infimus als dritter ordentlicher Lehrer hinzu. Während des 30jährigen Krieges (1623) wurde die Schule fünfklassig, und das Lehrerkolleg bestand aus vier Litteraten, dem Rektor, Konrektor, Subkonrektor und Kantor, und dem Schreibmeister und dem Küster. Nachdem 1801 eine ordentliche Lehrerstelle eingegangen war, wurde die Schule 1830 in ein Progymnasium umgewandelt. Von diesem wurde 1853 die zwei Jahre zuvor errichtete Bürgerknabenschule getrennt. Später ward jenes als Realgymnasium organisiert.

Ein Apotheker wird zuerst 1574, ein Wundarzt 1547 erwähnt. —

Unsern Gang durch die Stadt beginnen wir bei der Marktkirche. Wenn auch nicht von Bonifacius gegründet, so ist sie doch ohne Zweifel die älteste Kirche der Stadt; über das Jahr 1368 läßt sie sich indes nicht zurückverfolgen. 1545 wurde sie durch eine Feuersbrunst bis auf das aus Flußkieseln aufgeführte Mauerwerk (nur die Strebepfeiler sind mit Sandsteinen verblendet) zerstört, aber schon im folgenden Jahre wieder für den evangelischen Gottesdienst in Benutzung genommen. Unter ihr haben sieben Glieder des grubenhagenschen Fürstenhauses ihre letzte Ruhestätte gefunden: Philipp I. († 1551), Ernst II. († 1567), dessen Gemahlin Margarete, Tochter des Herzogs Georg von Pommern († 1569), Wolfgang († 1595), dessen Gemahlin Dorothee, Tochter des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Lauenburg († 1586), Philipp II., der Letzte des Geschlechts († 1596), und dessen Gemahlin Clara († 1595), Tochter Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig. Ihre Grabsteine, die bis 1880 mit einem Dielenboden bedeckt waren, sind gut erhalten. — Das benachbarte Rathaus ist 1552 erbaut. Das große Messer hängt nicht mehr an der Thür desselben, dagegen noch immer an der Giebelseite in

Ketten die „Hünenrippe", welche die einen für eine Walfischrippe, die andern für die Rippe eines vorweltlichen Tieres aus den nahen Mergelgruben halten.

Die Schloßkirche ist 1752 neu gebaut. Sie steht auf dem Platze des ehemaligen, wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts für Cisterzienserinnen gegründeten Jakobiklosters. 1542 wurde dieses aufgehoben und 1561 zu einem herzoglichen Schlosse eingerichtet. Später diente es als Landdrostei, auch als Obergericht; jetzt befindet sich das Amtsgericht darin. Der westliche, einfach gehaltene Schloßflügel ist alt, der Südflügel gehört der neueren Zeit an, der Ostflügel ist wieder älter und reicht bis an die Klus, die mit der Kirche, welche die Nordseite des Schloßplatzes einnimmt, in Verbindung gesetzt ist. Die Klus ist ein rechteckiges Gebäude aus sehr starken Mauern und liegt um sieben Fuß tiefer als der Kirchenfußboden. Wenn sie — wie anzunehmen — eine ehemals außerhalb der Stadtmauern gelegene Wegsklause ist, so wird sie das älteste Gebäude Osterodes sein.

Die Marienkirche rührt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts her. Die Johanniskirche, am Fuße der Burg malerisch gelegen, gehört etwa dem 15. Jahrhundert an und ist aus Flußkieseln in Gips erbaut. Sie enthält schöne Gemälde, welche die Kreuzabnahme und Christi Himmelfahrt darstellen.

An der Söse liegt das Kornmagazin für den Oberharz, aus welchem die Knappschaftsgenossen Jahr aus Jahr ein ein bestimmtes Quantum Brotkorn zu mäßigem, festem Preise beziehen. (Der verheiratete Arbeiter erhält monatlich zwei Himten à 2,34 ℳ, der unverheiratete einen Himten.) Übrigens holen sich die Mitglieder des Knappschaftsvereins auf ihren „Kornzettel" das Brot vom Bäcker in ihrem Wohnorte, dieser giebt seinem Müller die Kornzettel gegen Mehl in Zahlung, und der Müller holt den Roggen fuderweise aus dem Magazin gegen Ablieferung der entsprechenden Anzahl Zettel. Das Magazin ist ein stattliches Gebäude. Das prachtvolle englisch-hannoversche Wappen von Stein (aus dem Jahre 1722) wurde, um es zu erhalten, in der westfälischen Zeit sorgfältig mit Brettern verdeckt. — Infolge häufiger Feuersbrünste hat Osterode gar keine alten Bürgerhäuser. —

Die Stadt besitzt das Dorf Ührde, so daß dieses also unter dem Magistrate der Stadt steht. Dagegen gehört die (Schloß-) Freiheit, welche sich vor dem Johannisthore lang im Lerbachthale hinaufzieht, nicht zur Stadt.

In Osterode ist der berühmte Bildhauer Tilemann Riemenschneider geboren, welcher 1531 als Altbürgermeister in Würzburg starb. Sein bedeutendstes Werk ist das Hochgrabmal des Kaisers Heinrich II. und der Gemahlin desselben im Dom zu Bamberg.

Obwohl Osterode nur 6000 Einwohner hat, so ist es doch eine der wichtigsten Fabrikstädte der Provinz. Die erste Stelle nimmt hier die Wollwaren-Industrie ein. In den elf großen Fabriken, deren einige weit hinaus, zwischen der Freiheit und Lerbach, liegen, sind etwa 8000 Spindeln, 130 mechanische und 100 Handwebstühle in Thätigkeit; der Verkaufswert der Decken und deckenähnlichen Stoffe, welche vorzugsweise angefertigt werden, der Flanelle, Buckskins und Tuche erreicht die Höhe von zwei Millionen Mark. Nicht unbeträchtlich ist auch die Fabrikation halbwollener und baumwollener Zeuge, dagegen die Leinenindustrie im Vergleich zu früher kaum noch nennenswert. Außer den Lohgerbereien, den Tabaks-, Likörfabriken (jährliche Produktion der letzteren für 300000 ℳ), der städtischen Bierbrauerei (7000 hl)

sind noch die bedeutende Holzwarenindustrie (300000 Eimer, Wert 180000 ℳ), die Blechschmieden, Ziegelbrennereien, Säge- und Ölmühlen zu nennen. Aus den nahen Gipsbrüchen (die Osteroder „Kalkberge“ sind eine gute Fundstätte für Botaniker) werden vier Millionen kg Gips gewonnen. An Anilin kommt etwa 150000 kg in den Handel.

Ein großer Teil der Bürgerschaft nährt sich vom Ackerbau.

10. Staufenburg und Gittelde.

Fast auf der Südgrenze des Lisgaues ragt aus dem Muschel-Kalkzuge, welcher den Oberharz im Westen in geringem Abstande begleitet, ein Kegel über den Höhenrücken, doch nicht über seine Nachbarn hervor; auf diesem befinden sich die unbedeutenden Ruinen der Staufenburg. Die Sage nennt König Heinrich I. als den Erbauer derselben und zeigt auch hier noch — wie bei Pöhlde, Schulenberg, Quedlinburg u. a. O. — die Stelle seines Vogelherdes. Man bezeichnet als solche den Heinrichswinkel, eine Waldecke, welche in die Gemarkung des Dorfes Münchehof einschneidet. Auch andere Stätten in unmittelbarer Nachbarschaft setzt man in Beziehung zu diesem berühmten Herrscher, den das Volk nur „Kaiser“ Heinrich nennt. So heißt ein Berg bei der Staufenburg die Heinrichshöhe, und auf dem Kirchhofe der verfallenen Johanniskirche in Gittelde liegen „die Kaisermauern“ oder „die Kaiserruine“, zwei kurze Mauern, welche unter rechtem Winkel zusammenstoßen. Auf dem davon durch einen Fahrweg getrennten „Kaisergarten“, in dem noch die Spuren früherer Gräben zu erkennen sind, wird eine kaum merkliche Erhöhung von annähernd achteckiger Form als Heinrichs I. Pfalz bezeichnet.

Die Geschichte kennt die Staufenburg so früh nicht; sie nennt dieselbe zum ersten Male im Jahre 1131, als Erenbrecht von der Staufenburg an dem großen Reichstage teilnahm, welchen Kaiser Lothar in Braunschweig hielt. Wenn auch Urkunden darüber keinen bestimmten Aufschluß geben, so spricht doch alles dafür, daß die Burg ursprünglich den Grafen von Catlenburg gehörte. Da der genannte Erenbrecht als Burgmann oder Burgvogt an jenem Reichstage teilnahm, so kann die Burg nach dem Erlöschen des Grafenhauses von Catlenburg nicht an den diesem verwandten Grafen Siegfried von Northeim (der sich auch „von Bomeneburg“ und „von Homburg“ schrieb) gefallen sein, denn dieser bedurfte keiner Vertretung auf dem Reichstage, da er selbst anwesend war. Vielmehr wird die Staufenburg wie die übrigen Besitzungen der Catlenburger in weiblicher Linie vererbt (ich verweise auf die eingehende Darlegung unter „Catlenburg“) und nach der kurzen gewaltsamen Besitzergreifung des Grafen Hermann von Winzenburg entweder schon mit Osterode im Jahre 1143 oder nach Hermanns Ermordung im Jahre 1152 an Heinrich den Löwen gekommen sein. 1164 war Basilius von Staufenburg im Gefolge Heinrichs des Löwen.

Als nach Heinrichs Ächtung Kaiser Friedrich Barbarossa um Martini 1180 erobernd durch Sachsen zog, öffnete ihm auch die Burg „Staufenburg“ (oder „Stuphenberc“) die Thore. Kaiser Heinrich VI. schenkte im Jahre 1193 die „Stofeburg“ und Heinrichs des Löwen Besitzungen in Gittelde (Gehelede) dem Erzstifte Magdeburg, doch gelangte dieses niemals in Besitz desselben.

Bei der Teilung des väterlichen Erbes, welche Heinrichs des Löwen Söhne 1203 vornahmen, fiel die Staufenburg dem nachherigen Kaiser Otto IV. zu, und als die Söhne Ottos des Kindes, der die welfischen Besitzungen noch

einmal vereinigt hatte, 1269 teilten, gelangte sie an Albrecht den Großen, und bei weiterer Teilung ein Jahrzehnt darnach an Wilhelm, Albrechts jüngsten Sohn, den Stifter der wolfenbüttelschen Linie.

Welcher niederadligen Familie jener Herembert von Stoufenburg angehörte, welcher 1240 eine Urkunde des Pfarrers Gevehard in Gittelde bezeugte, ist nicht bekannt. Bald nachher erscheint die Burg im Lehnsbesitze des mächtigen Reichs-Dienstmannengeschlechts, welches sich nach Wolfenbüttel, Peine und Asseburg nannte (jetzt „Grafen von Asseburg“), denn im Jahre 1254 gestattete der Sohn des Truchsessen Gunzel, „Gunzelin genannt von Stoyphenborg“, dem Kloster Walkenried, welches Höfe in den benachbarten Dörfern Münchehof (Kemnade) und Imbshausen (Immedeshusen) besaß, u. a. die Mitbenutzung aller zu seiner Burg gehörenden Weiden.

Einige Jahrzehnte später war die Burg indes wieder in unmittelbarem Besitze der Herzöge von Wolfenbüttel-Göttingen, denn im Jahre 1287 oder kurz vorher räumten die Herzöge Wilhelm und Albrecht dem Bischof Siegfried II. von Hildesheim, der sich mit ihnen gegen ihren Bruder Heinrich verbündet hatte, die Staufenburg als Entschädigung für den von ihm aufgewandten Sold pfandweise ein. Diese Pfandschaft bestand freilich nur einige Jahre, aber es trat sofort eine andere an ihre Stelle. Am 1. Mai 1293 gab Herzog Albrecht die „Stouphenborg“ mit allem Rechte, wie es der Bischof gehabt habe, dem Ritter Dietrich vom Berge (de Monte) in der Weise zu Lehen, daß er sich den Rückkauf um 800 Mark reinen Silbers braunschw. Wichte innerhalb der nächsten zwei Jahre vorbehielt. Dieser Rückkauf ist erfolgt.

Als die Brüder Magnus und Ernst im Jahre 1345 ihre Lande teilten, wurde Staufenburg und der ganze Westrand des Oberharzes bis Hahausen vor dem Barenberge dem Fürstentum Göttingen oder Oberwald beigelegt. Nach dem die Jahre 1344—65 umfassenden Lehnbuche dieser Herzöge hatten Hildemar von Steinberg ein Viertel und die von Rössing einen andern Teil (drei Viertel?) der „Stoufenborch“ zu Lehen. Auch bei dieser Belehnung wird indes der Rückkauf vorbehalten und erfolgt sein.

Am 2. Oktober 1381 verschrieben sich Herzog Otto von Braunschweig (Göttingen) und Landgraf Hermann von Hessen für den Fall, daß einer von ihnen ohne Leibeserben sterben sollte, für 300000 Mark löt. Silbers alle ihre Schlösser, Burgen, Herrschaften und Länder, und zwar der Herzog dem Landgrafen unter anderen auch Staufenburg (Windhausen, Hindenburg und Harzburg).

Von 1405—9 hatte Herzog Erich von Grubenhagen die Burg mit dem zu derselben gehörenden Amte als Pfand für den Brautschatz seiner Gemahlin Ilse, der Schwester des Herzogs Otto Cocles von Göttingen, im Besitz.

Im Jahre 1442 kam Staufenburg mit Seesen wieder an Braunschweig-Wolfenbüttel zurück. Als Herzog Wilhelm im Jahre 1505 verstarb, nahm seine Witwe, Herzogin Elisabeth, eine geborene Gräfin von Stolberg, ihren Wohnsitz auf der Burg, welche ihr mit dem dazu gehörigen Amte 1495 zum Leibgedinge ausgesetzt war. Dieser edlen Fürstin bewahrt der Oberharz ein dankbares Andenken. Nicht nur erhob sie die Antonskapelle in Grund, welche bis dahin ein Filial von Gittelde gewesen war, zur selbständigen Pfarrkirche, sondern sie nahm sich auch des vor kurzem wieder aufgenommenen Bergbaues am Iberge mit großem Eifer an, ließ Bergleute aus ihrer Heimat und Stahlschmiede aus Ellrich kommen und richtete in Gittelde eine Eisenfaktorei ein. Gar oft besuchte sie persönlich den rasch aufblühenden Ort „im Grunde“, um sich an der sich mehr und mehr ausdehnenden Montanindustrie zu erfreuen

und in Schwickerts Eisenhütte ein Schlackenbad zu nehmen. Als sie im Jahre 1521 starb, rühmte sie bei der Begräbnisfeier in Gandersheim der Pfarrer von Ahlshausen in lateinischen Versen als fromm und demütig, keusch und züchtig und nannte sie eine Mutter und Ernährerin der Kirche, eine Gönnerin der Geistlichen, den Trost der Armut, die Erquickung der Witwen, die Erfinderin der Metalle.

Die Staufenburg kam mit ihrem Gebiete nun an den Großsohn der Herzogin Elisabeth, den Herzog Heinrich den Jüngeren. Im Jahre 1522 verkaufte er seinem Hofdiener Klaus Pfriemen 48 rhein. Gulden jährlicher Zinse aus den Aufkünften des Schlosses (und aus der Kanzlei zu Gittelde) für 800 rhein. Gulden wiederkäuflich, und 1525 überwies er Schloß und Gericht nebst Zubehör seinen Räten Kurd von Veltheim, Kurd und Ludwig von Schwiecheldt, Burchard von Salder, Herbord und Klaus von Mandelsloh zur Sicherheit für eine von ihnen übernommene Bürgschaft von 6000 rhein. Gulden. Diese Verpfändung kann indes nur sehr kurze Dauer gehabt haben, denn schon damals diente die Staufenburg der Geliebten des Herzogs, Eva von Trott, vorübergehend zum Aufenthalt.

Eva, die Tochter Hermanns von Trott, gehörte einer hessischen Adelsfamilie an, doch hatten bereits mehrere Glieder derselben, so ihres Vaters (auch ihrer Mutter) Bruder, in wolfenbüttelschen Diensten gestanden. Ein Bruder Evas rettete Heinrich den Jüngeren bei Gronau aus großer Gefahr und verlor darüber sein Leben; ein Vetter fiel im Kampfe für Heinrich.

Eva kam 1522, 15 bis 17 Jahre alt, „ein stark, wohlgebildet, gesund jung Mensch und ein züchtig, wohlerzogen Maidlein“ als Hoffräulein nach Wolfenbüttel, und schon bald trat der Herzog in intime Beziehungen zu ihr. In den ersten Tagen des Monats August 1524 gebar Eva auf der Staufenburg ihren ersten Sohn, der auf den Namen Heinrich Teuerdank getauft wurde. Sie verweilte nur fünf bis sechs Wochen auf der Burg und kehrte dann unbefangen, als sei nichts vorgefallen, an den Hof zurück. Noch zweimal nahm sie in den nächsten sieben Jahren auf gleiche Zeit ihren Aufenthalt auf der abgelegenen Burg und ließ die Kinder, welche sie dort gebar, — zwei Töchter namens Zifra, wovon die ältere nur elf Wochen alt wurde — bei verschwiegenen Weibern zurück.

Wenn nun auch der Hof um die Existenz der Kinder nicht wußte, so konnte doch schließlich das Liebesverhältnis selbst nicht verborgen bleiben; die Herzogin Marie beobachtete es mit eifersüchtigem Auge, es kam zu verdrießlichen Erörterungen zwischen den Ehegatten, Evas Verwandte begannen aufmerksam zu werden. Als deshalb Evas vierte Niederkunft bevorstand, beschloß der Herzog, sie mittels einer Todeskomödie verschwinden zu lassen. Die Rollen in derselben übertrug er verschwiegenen Personen, dem Küchenschreiber Christoph Schmidt, dem Amtmann Engelbert Deden auf der Staufenburg und dessen Ehefrau Adelheid, der Mutter derselben, der sog. alten Dankwertschen, der „langen Mettel“ aus Peine und der Frau des Schneiders Kippenberg in Gittelde, dem Amtmann Heinrich Scharfenstein zu Gandersheim und dem Amtsschreiber Berthold Straub daselbst: sie alle mußten gegen die Zusage großer Belohnungen geloben, das Geheimnis mit in das Grab zu nehmen.*)

*) Von eingehender Erzählung absehend, verweise ich auf von Strombecks erschöpfende Ausführung in der Zeitschrift des Harzvereins Jahrgang 1869, S. 11—57.



Unter dem Vorwande, daß ihre Eltern ihre Heimkehr wünschten, verabschiedete sich Eva vom Hofe und trat in Begleitung des Küchenschreibers ihre Reise an. Aber bald schwer erkrankt, vermochte sie nur mit Mühe Gandersheim zu erreichen; hier fand sie in der alten Burg beim Amtmann, welcher selber zufällig leidend ist und die alte Dankwertsche als Wärterin hat kommen lassen (der sich dann, gleichfalls ganz zufällig, die lange Mettel und die Kippenbergerin anschließen), sorgsame Pflege. Trotzdem steigert sich die Krankheit am folgenden Tage in beängstigender Weise, ein Aderlaß schlägt nicht an, und am zweiten Morgen liegt Eva, mit einem Schleier bedeckt, tot im Bette, und bald, stets von dichten Rauchwolken verhüllt — denn der plötzliche Tod kann nur der Pest zugeschrieben werden — in der vom Küchenschreiber eiligst besorgten Totenlade. Aus demselben triftigen Grunde wird die übliche Ausstellung der Leiche sehr abgekürzt und diese noch desselben Tages unter Schülergesang in der Barfüßerkirche bestattet.

Während so einer ausgestopften Puppe, deren Kopf der Herzog vom Bildschnitzer Simon in Braunschweig hat anfertigen lassen, die letzten Ehren erwiesen werden, ist Eva in Bauernkleidern unter Führung der Kippenbergerin längst auf der Staufenburg angekommen. Das war kurz nach Michaelis 1532.

„Eva lebte hier beinahe neun Jahre in stillster Einsamkeit, in ihrem Umgange auf die wenigen Burgbewohner und Burgbewohnerinnen beschränkt, die in ihrer Bildung weit unter ihr standen, und von allem Besuche und Umgange mit der Umgegend völlig abgeschieden, nur für ihre Kinder und den Herzog Heinrich, ähnlicher einer Gefangenen als einer fürstlichen Geliebten, beschäftigt mit der Erziehung ihrer Kinder und mit weiblichen Arbeiten; sie fand indes darin und in den Besuchen, die ihr der Herzog, so oft es ohne aufzufallen anging, machte (die Zeitgenossen sagen: der von Braunschweig ist ab- und zugeritten gekommen), vollen Ersatz für ihre Abgeschiedenheit von der Welt, weshalb man sie denn auch fast immer heiter gesehen hat. Zuweilen in besonders heiterer Stimmung pflegte sie auch wohl mit ihren Frauen über ihr Begräbnis in Gandersheim zu scherzen, doch sollen mitunter auch trübe Stunden eingetreten sein, in denen sie über ihren Wandel nachdachte, und dann soll sie wohl geäußert haben, nur ihrer Kinder wegen möge sie so leben."

„Im übrigen fehlte es auf der Burg an nichts, die Einrichtung des Fräuleins war fürstlich, und als ihr einst ein Barbier aus dem nahen Gittelde zur Ader lassen mußte, sah derselbe eine köstlich geschmückte Frau und hielt sie für die Herzogin." (von Strombeck.)

Während dieses längeren Aufenthalts auf der Burg wurde Eva fünfmal Mutter. Der bald nach Michaelis 1532 geborene Simon starb kurz nach der Taufe; das Geburtsjahr der folgenden Kinder, Sidonia, Alexander, Eva und Eitel Heinrich, läßt sich nicht genau bestimmen. Alle wurden auf den Namen ihres fürstlichen Vaters teils von dem Pfarrer Bartold zu Badenhausen, teils von dem Kaplan Joh. Pabstorf auf der Staufenburg getauft. (Die älteren Geschwister dagegen galten bei der Taufe als Kinder Dedekinds oder anderer Burgbewohner.)

Um das Geheimnis der Staufenburg zu bewahren, wurde nichts versäumt. Amtmann, dessen Familie, Burgvogt, Koch, Schließer und die drei genannten dienenden Weiber, die fast Gefangenen gleich gehalten wurden, mußten nochmals eidlich Verschwiegenheit geloben. Außer diesem Personal durfte niemand die Burg betreten, unter dem Volke wurde nicht ohne Erfolg die Erzählung von der weißen Frau verbreitet, welche in der Burg und ihrer Nachbarschaft

umgehe und jedem Böses zufüge, der sich ihr nähere. Die Kleidung für Eva und ihre Kinder fertigte der Sohn der Kippenberg, Schneider in Gittelde, nach dem von seiner Mutter genommenen Maß. Wer in den Verdacht kam, das Geheimnis teilweise durchschaut zu haben, wurde aus der Gegend entfernt, manche sollen sogar eingekerkert und umgebracht sein. Und als man trotz aller Vorsichtsmaßregeln schon bald in der Umgegend, besonders in Gittelde erzählte, auf der Burg werde „eine zügellose Dirne, eine Hessin", verborgen gehalten, suchte der Herzog die Kommunikation der Bewohner dieser Gegend mit Wolfenbüttel nach Möglichkeit zu erschweren, „damit sie das Maul nicht zu weit aufthun möchten". Den Pfarrer zu Gittelde, welcher gepredigt hatte, „wie zügellose Dirnen sich bekehren, oder der ewigen Verdammnis gewärtig sein müßten", ersetzte er unter Nichtbeachtung des Gadenstedtschen Patronats durch einen andern (Georg Kyelies).

Aber alle Maßnahmen waren vergeblich. Das Gerücht von der Bewohnerin der Staufenburg drang in immer weitere Kreise, wurde bestimmter und vollständiger, und schon die „Supplikation", welche die Familie von Trott dem Reichstage zu Regensburg 1541 überreichte, bezeichnet die Verborgene bestimmt als Eva von Trott und erzählt das in Gandersheim aufgeführte Gaukelspiel in seinen Einzelheiten, ein Beweis, daß schon vorher dem Geheimnis der letzte Schleier genommen war.

Auch der Herzogin konnte der Sachverhalt nicht verborgen bleiben, ihr Gemahl stellte alles in Abrede, es kam zu den heftigsten Auftritten. Aber mehr als ihre und ihrer Verwandten Klagen fürchtete Heinrich, daß die Glieder des mit ihm verfeindeten schmalkaldenschen Bundes sein Verhältnis zu Eva zum Gegenstande heftiger Anklagen und eingehender Erörterungen auf dem Reichstage machen würden. Auch mochte er die Staufenburg gegen eine Aufhebung Evas in seiner Abwesenheit nicht mehr für sicher genug halten. Deshalb ließ er diese mit ihren Kindern Ende März 1541, vor seiner Abreise nach Regensburg, in der Nacht nach der festeren Liebenburg bringen.

Da uns die Geschichte dieses Liebesverhältnisses hier nur soweit angeht, als die Staufenburg davon berührt wird, so gebe ich nur noch folgende Notizen. Anfangs Juli 1542 schickte der Herzog Eva nach Schöningen und vierzehn Tage später nach Halberstadt, von wo sie vor dem 11. August desselben Jahres, an welchem sie auf Ersuchen der Häupter des schmalkaldenschen Bundes festgenommen werden sollte, nach Gardelegen abreiste. Mehrere der Kinder fielen dem Bunde in die Hände. Wo Eva sich in den folgenden Jahren aufgehalten hat, ist nicht bekannt, jedenfalls aber nicht am Hofe des Landgrafen Philipp von Hessen. Anscheinend schon von 1547 an hat sie wieder auf der Liebenburg gewohnt. Im Jahre 1558 zog sie nach Hildesheim, wo der Herzog ihr die Kurie seines Bruders, welcher Propst am heil. Kreuzstifte war, hatte ausbauen lassen, und starb dort am 12. Januar 1567. Von ihren zehn Kindern ist Katharina 1542 auf der Liebenburg, Heinrich Karl wahrscheinlich 1548 geboren. Die Söhne nannten sich nach dem der Staufenburg benachbarten Gute Kirchberg, welches Herzog Heinrich 1547 ihnen schenkte, „von Kirchberg". (Siehe meine Heimatskunde des Ambergaues.) Sie starben kinderlos. Mehrere ihrer Schwestern waren verheiratet. —

Heinrich der Jüngere besuchte auch in späteren Jahren die Staufenburg häufig. Besonders veranlaßte ihn dazu sein reges Interesse für die in seinem Anteil am Oberharze entstandenen Bergstädte, deren Gruben und Hütten er von der Staufenburg aus leicht in Augenschein nehmen konnte. Im Jahre

1563 verweilte er mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, der Tochter des Polenkönigs Siegismund, auf der Burg und besuchte mit ihr von hier Wildemann und Zellerfeld.

Seine Nachfolger teilten seine Vorliebe für die Staufenburg nicht. Unter Herzog Julius diente sie als Gefängnis*) für Margarethe von Warberg, Äbtissin von Gandersheim, welche ein Liebesverhältnis mit ihrem Stiftsverwalter Heinrich Schramm angeknüpft hatte. In Ausführung eines Spruches des geistlichen Gerichtes wurde sie am 10. Juli 1587 auf der Staufenburg in der Weise lebendig eingemauert, daß ihr durch eine kleine Öffnung Brot und Wasser gereicht werden konnte. Nach acht Monaten verstarb sie in diesem schrecklichen Kerker.

Im 30jährigen Kriege hatte die Burg eine militärische Besatzung. Als 1626 in den der Schlacht bei Lutter vorhergehenden Kämpfen der von den Dänen besetzte „Engpaß bei der Staufenburg" von den Tillyschen genommen war, mußte sich auch die Burg ergeben. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts war sie in gutem Stande; Merian nennt sie in seiner Topographie von 1654 „ein festes Haus". Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts wohnte dort der herzogliche Amtmann. Dieser war aber nach damals allgemeinem Brauch nicht nur Verwaltungs- und Gerichtsbeamter, sondern auch Pächter der Domäne. Der Ökonomie dienten die Vorwerke Fürstenhagen und Lichtenhagen. Da sich aber dieselbe von der Burg aus nur schwer leiten und beaufsichtigen ließ, so verzichtete man auf eine Restaurierung der baufälligen Gebäude auf der Burg und erbaute mit dem aus dem Abbruch derselben gewonnenen Material um das Jahr 1713 ein neues Amtsgebäude auf Lichtenhagen, welches seitdem den Namen (Neu-) Staufenburg führt.

Als der Kammerherr von Rohr 1737 die Burg besuchte, war indes noch nicht alles zerstört. Er schreibt in seinen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes": „Jetzt ist das Schloß ganz verfallen. Aus den Überbleibseln erkennt man wohl, daß die Schloßgebäude einen ziemlich weitläufigen Umfang gehabt. Bei dem Eingange sieht man noch die zwei steinernen Thore, durch welche man in das Schloß gefahren, wie auch große Stücke Mauern von 6 bis 8 Ellen in die Höhe mit den Öffnungen der Fenster und Thüren, wie nicht weniger einen runden Turm, der fast noch bis auf die Hälfte steht. Von der ehemaligen Kirche, die zu Zeiten des Papsttums in großem Ansehen gestanden (?), habe ich alles mühsamen Nachsuchens und Nachfragens ungeachtet nichts erfahren noch entdecken können. Übrigens will es mir bei den Überbleibseln dieser alten Gebäude anscheinen, als ob bei ihnen ein Unterschied unter denen, die von der Zeit ihres ersten Ursprungs an erbaut worden, und unter den neuern, die von Herzogs Henrici . . . . Aufenthalt her noch übrig geblieben. Diesen letzteren ist noch der große Turm beizuzählen, der mit Schiefer gedeckt und auf seinen vier Ecken vier Spitzen hat. Er scheint von unten bis oben aus dem äußerlichen Ansehen nach in gar gutem Stande; ob aber die Decken und Böden in selbigem verfallen, ist mir unbekannt. In diesem Turme soll Eva von Trott ihre Gemächer, auch ihre heimlichen Ausgänge gehabt haben, teils auf dem Berge, um sich zu vergnügen und frische Luft zu schöpfen, teils auch unter der Erde zu ihren Kellern und andern Wirtschaftsgebäuden zu kommen. Sie soll auch auf dem einen Teile dieses Schloßberges ihren Lust-

*) Daneben war sie als Amtssitz selbstverständlich Amtsgefängnis; von Namhaftmachung einzelner Gefangenen sehe ich ab.

garten gehabt haben, der mit hohen Mauern umgeben gewesen, wie man sich selbigen noch gar wohl vorstellen kann. Jetzund wohnt auf diesem alten wüsten Gebäude ein Gerichtsfrohn, und müssen diejenigen Deliquenten, die aber nicht eben das Leben verwirkt, eine Zeitlang allhier Pönitenz thun."

Allmählich wurde aber der Aufenthalt in dem alten Gemäuer lebensgefährlich, deshalb zog im Jahre 1778 auch der Gefangenwärter mit seinen Gefangenen nach Neu-Staufenburg hinunter. Nach Gottschalk waren 1818 die Umfassungsmauern, namentlich auf der Südseite noch ziemlich vollständig erhalten und in dem 80 Fuß hohen, oben mit Öffnungen versehenen Turme die früheren Gemächer noch zu erkennen. Einige Jahrzehnte später riß man den Turm, der nunmehr den Einsturz drohte, nieder, um die Steine zum Chausseebau zu verwenden; sie waren aber so morsch und verwittert, daß man es bei einem Versuche bewenden ließ. Die Ruine wurde immer kleiner und die Stätte immer wüster, da man sie in der ganzen Gegend als Steinbruch benutzte.

Endlich that der Oberamtmann Engelbrecht dieser Verwüstung Einhalt, ließ die Grundmauern bloß legen und die Burgräume von Schutt säubern. Vor dem noch erkennbaren Eingangsthore steht auf einer kleinen Erhöhung eine mächtige Linde von hohem Alter. Dem mehrerwähnten hohen Turme, den das Epheu dicht umwoben hat, fehlt die ganze Außenseite. Das Burgplateau, welches zum Teil durch den natürlichen Felsen genügend befestigt war, ist unterhalb der Ringmauern steil abgeböscht.

Von der Höhe des Turmes muß man ehemals eine herrliche Aussicht über den Ambergau bis zum Woldenberge und über den Lisgau bis in das Eichsfeld gehabt haben. —

Gittelde und das benachbarte Badenhausen sind sehr alte Orte; schon zwischen 890 und 900 werden sie als Gethlithi und Battanhus in den Corveyer Traditionen erwähnt, und in Gittelde soll schon Kaiser Otto I. im Jahre 975 eine Münze errichtet haben.

Falls Guthes Vermutung, daß der zweite Bestandteil des Namens mit dem ahd. hlita d. i. Abhang zusammenhängt, und daß in der ersten Silbe die plattdeutsche Form für das hochdeutsche Geiß liegt, zutrifft, bedeutet der Name des Fleckens „Ziegenberg".

Aus der ältesten Geschichte des Ortes ist wenig bekannt. Die Angabe Leuckfelds, daß Herzog Otto von Bayern, Graf von Northeim, sich oft hier aufgehalten und sich namentlich im Jahre 1070 hieher geflüchtet habe, um dem Zweikampfe mit Egeno, der ihn des Mordanschlags gegen Kaiser Heinrich IV. beschuldigt hatte, zu entgehen, kann nicht als erwiesen angesehen werden. Ebenso wenig Glauben verdient Zeilers Erzählung von den herrlichen Palästen der Tempelherren in Gittelde.

Im Mittelalter schrieb sich nach Gittelde, wie fast nach jedem Dorfe, eine niederadlige Familie. Sie führte gleich der „von Bovenden" zwei aufgerichtete, mit dem Rücken gegen einander gekehrte Schlüssel im Wappen und war demnach, zumal sie von ihr das Gut Willershausen erbte, mit dieser eines Stammes. (Außer ihr gab es noch eine niederadlige Familie „von Ghetlede" im Halberstädtschen, welche einen gespaltenen Wappenschild, links viermal quergeteilt, rechts mit einer halben Rose, führte, und eine bürgerliche, aber durch ihre Besitzungen zum Adelsstande aspirierte Familie „von Gittelde" in Magdeburg und Harzgerode, welche im Schilde und auf dem Helm ein Zelt hatte.) Demselben Stamme werden auch die Familien „von Freden"

und „von Mandelbeck“ angehören, denn auch diese führten zwei Schlüssel in derselben Stellung.

Die ältesten bekannten Glieder unserer Familie von Gittelde sind die Brüder Widego und Adelhart von Getlide, welche im Jahre 1154 eine Urkunde Heinrichs des Löwen bezeugten. Im Jahre 1230 bezeugten die Brüder Basilius und Gunzel und ein anderer Basilius von Ghetlede eine Urkunde des Grafen Burchard von Scharzfeld und im Jahre 1282 Heinrich von Gethlede mit seinen Söhnen Dietrich und Konrad eine Urkunde Heinrichs des Wunderlichen. 1242 schenkten die Brüder Johann und Dietrich von Gittelde dem Kloster Northeim den Plesserhagen und 1/2 Hufe in Clawenhusen (beide bei Hammenstedt). Im Jahre 1290 wird Gunzel von Gittelde, der auch 1318 urkundlich vorkommt, der Gemahl der Witwe Gottfrieds von Uderde (Ührde), einer Schwester Alberts von der Rhume, genannt. Ludolf von Gittelde, anscheinend ein Bruder dieses Gunzel, verkaufte dem Kloster in Osterode, welches seit 1240 auch den Zehnten in Eisdorf und Gittelde besaß, zwei Hufen bei Eisdorf. Diesen entsagten 1317 seine Kinder, der Knappe Basilius und Mechthildis, die Witwe des Ritters Dietrich von Berkefeld, ferner der Ritter Ludolf, der Knappe Gunzelin und dessen Sohn Johann, die Brüder Egbert und Hermann, Gunzelins Söhne, und Ludolf, der Sohn Wolters von Gittelde. Im Jahre 1337 besaßen die von Gittelde die Vogtei in Gandersheim als stiftisches Lehn. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Diedrich von Gittelde Inhaber des Schlosses Westerhof, und 1381 wohnten Ritter Diedrich und Knappe Heinrich daselbst. 1499 erhielten Diedrich, Heinrich, Hans und Jasper von Gittelde ein Drittel von Windhausen von Wolfenbüttel zu Lehn; 1566 war Hans von Gittelde zu Gittelde Mitbesitzer des Dorfes Windhausen. 1595 war die Familie im Besitze des Gutes Willershausen. 1596 nahm Hans von Gittelde, Erbsesß zu Gittelde, mit dem Kanzler Jagemann das Treugelöbnis des Rats zu Osterode für Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel entgegen. 1599 empfing dieser „Landrat Hans von Gittelde“ die beiden andern Drittel des Dorfes Windhausen von dem genannten Herzoge zu Lehn. Mit Heinrich von Gittelde, dem Enkel des Landrats Hans, erlosch 1638 der Mannsstamm des Geschlechts. (Nach anderer Angabe floh Heinrich unter den Unruhen des 30jährigen Krieges nach Northeim und starb hier im Jahre 1626 mit seiner Frau und allen seinen Söhnen.) Das Gut Willershausen fiel an Heinrichs Schwiegersohn, den hessischen Regierungsrat Konrad Röttcher von Diepenbrock, mit den übrigen Besitzungen wurde die Familie Jagemann belehnt, welche dieselben am 28. Februar 1642 an den Obristen Johann Koch zu Herrhausen verkaufte. In dem für diesen 1647 ausgefertigten Lehnbriefe werden folgende Gitteldesche Lehngüter aufgeführt: das Kirchenlehn (der St. Johanniskirche) in Gittelde, ein Meierhof, vier Hufen Land und drei Kothöfe zu Echte (verafterlehnt), ein Hof und ein halbe Hufe Land daselbst, drei und zwei Hufen zu Calefeld (verafterlehnt), zwei Hufen zu Bosekenhausen, vier Hufen zu Reddersen (verafterlehnt), zwei und eine halbe Hufe zu Eboldshausen, eine halbe Hufe zu Illigeshausen bei Westerhof, drei Hufen Wedemanns Gut zu Gittelde, die Schäferei zu Willershausen, zwei Teile von Windhausen mit Gericht und Ungericht und allem Zubehör, der Abbenhausensche Rottzehnten vor Willershausen, achtzehn Morgen Land vor Gittelde.

Die Herren von Gittelde wohnten auf dem sogenannten Junkernhofe neben der unteren Kirche. —

Wenn auch nicht seine Entstehung, so verdankt doch Gittelde sein Heranwachsen zum Flecken dem Bergbau und Hüttenbetriebe in seiner Nähe. Die Teichhütte war als Hochofen schon 1456 im Betriebe. Zur Zeit der Herzogin Elisabeth wurden Rennfeuer, Stabeisen- und Blechhämmer angelegt, und es waren unterhalb der Laubhütte die Ober-, die Unterhütte, das blaue Wunder, die Teichhütte, die Blechhütte und der Blechhammer in Thätigkeit. Herzog Julius errichtete zu Gittelde 1578 einen Zainhammer und ließ hier große Geschützrohre (Hinterlader*), Feldschlangen und Handrohre schmieden. Da Gittelde im Rufe stand, das geschmeidigste Eisen der Welt zu liefern, welches selbst in den harten Wintern des Harzgebirges Stand hielt, so kam der Hüttenbetrieb selbst während des 30jährigen Krieges nicht völlig zum Erliegen. Im Jahre 1700 waren ein Hochofen und ein Frischfeuer im Betriebe. Vom Jahre 1762 begann der Schadenbetrieb, den auch die im Jahre 1780 herbeigerufenen fremden Hammerschmiede nicht abwenden konnten. Im Jahre 1800 erblies man 7000 Centner Roheisen, wovon 1800 hier, der Rest in Königshütte verfrischt wurde. Wie der Betrieb betreffs der Quantität hinauf-, so war er in Qualität hinabgegangen. Man verschmolz Eisenstein vom Iberge bei Grund, vom Gegenthal bei Langelsheim, vom Schweinsrücken bei Seesen und von Willershausen. Am Ende des Jahres 1868 wurde die Hütte völlig eingestellt.

Aus der Geschichte des Fleckens ist noch Folgendes hervorzuheben:

Bei der Kirchenvisitation im Jahre 1544 wurde die Errichtung einer Schule angeordnet und dem Schulmeister „ein Ziemliches vom Kirchenzinse" überwiesen. „Dazu könnten", sagt das Visitationsbuch, „auch die 100 Gulden, welche Hans Streit**) zur Kirche gestiftet hat, gebraucht werden, so die darüber mit dem Pfarrer Curd Maß zu Seesen bestehende Irrung beseitigt werden könnte".

Im Jahre 1553 wurde bei Gittelde unter der Staufenburg der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach nach seiner Niederlage bei Sievershausen nochmals überwunden.

Am 16./26. August 1626 kam es im Engpasse beim Heinrichswinkel zwischen dem Tillyschen Vortrab und der dänischen Nachhut, welche hier mit einigen Geschützen, einigen hundert Mann Fußsoldaten und zweihundert Dragonern unter dem Hauptmann Adam von Hodiowa Stellung genommen hatte, zu einem heftigen Kampfe, in welchem die Kaiserlichen den Flecken Gittelde bis auf wenige Häuser in Asche legten. Nachdem ihr Anführer gefangen war, eilten die Dänen, unter Zurücklassung zweier Kartaunen, dem Hauptheere nach. —

Die Mauritiuskirche im oberen Teile des Fleckens gehört noch dem romanischen Baustile an und ist in neuerer Zeit gründlich restauriert. Sie besteht aus dem flachgedeckten Langhause mit schwacher Andeutung von Kreuzarmen und einer Apsis mit Rundbogenfries. Der untere Teil des Turmes gehört ebenfalls noch der romanischen Zeit, die Bedachung der Barockzeit an.

Die verfallene untere oder Johanniskirche ist in ihren Grundformen romanisch, doch finden sich manche Zuthaten aus späterer Zeit. Beachtenswert ist der Altarschrein mit hochgeschnitzten und bemalten Statuen. „In der

---

*) Zwei geschmiedete Hinterlader aus dem Jahre 1585 befinden sich jetzt in Berlin. Von ihnen ist der „Wildemann", ein sogen. Doppelhaken, 5,78 m lang. Ein Hinterlader von 36 Fuß Länge ist 1788 zersägt und eingeschmolzen.

**) Derselbe besaß eine Eisenhütte in Grund, erbaute die dortige Kirche aus seinen Mitteln und legte den Grund zur Dotation der dortigen Pfarre. Er starb vor 1505.

Mitte zunächst Johannes der Täufer mit dem Lamm auf dem Buche, dann Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme, weiterhin folgt Johannes der Evangelist mit dem Kelche und endlich Maria Magdalena mit dem Salbgefäß. Die Gestalten heben sich wirksam von dem vergoldeten Hintergrunde ab. Im Nimbus jeder Statue Inschrift. Oben das verschlungene Astwerk der Spätgotik. Über den beiden mittleren Gestalten ist noch eine besondere Tafel mit dem gekreuzigten Christus zwischen Maria und Johannes eingelassen. Die beiden Flügel enthalten die Statuen der zwölf Sendboten in zwei Reihen über einander. Auf der Rückseite finden sich Spuren von Gemälden." (Zeitschr. des Harzvereins X, 82.)

Von der angeblichen Pfalz Heinrichs I. will Zeiler noch Mauern, Gewölbe und Wendeltreppen gesehen haben, aber schon Rohr suchte vergeblich danach.

Die Einwohnerzahl ist in diesem Jahrhundert von 900 auf 1500 gestiegen. Ackerbau und Viehwirtschaft sind die Hauptnahrungsquellen des Fleckens. Dazu kommen noch Sägemühlen, eine Spundfabrik und eine Flachsreinigungsanstalt.

11. Seesen.*)

Die Schildau, ein Nebenflüßchen der Nette, erweiterte sich ehemals bei ihrem Austritte aus den eigentlichen Harzbergen zu zwei ziemlich umfangreichen, jetzt verschlammten Seeen. An diesen liegt die allen Harzreisenden als wichtiger Eisenbahnknotenpunkt bekannte Stadt Seesen, d. i. Seehausen. Als Erinnerung an diese Lage am See führt sie noch immer neben dem braunschweigschen Leoparden ein sogen. Seeblatt (Nuphar luteum Smith, gelbe Mummel) im Wappen.

Zum ersten Male wird Seesen als Dorf Seuson in einer Urkunde des Kaisers Otto II. vom 9. Juni 973 erwähnt, in welcher dieser das neugegründete Marienkloster zu Gandersheim bestätigt und demselben u. a. zwanzig Familien Laten und ebenso viele Hufen Landes in vier Dörfern des südlichen Ambergaues schenkt.

Auch in die deutsche Geschichte ist der Ort in demselben Jahrhundert verflochten. (Ich gebe die interessante Erzählung des Merseburger Bischofs Thietmar (Ditmar), in welcher Seesen eine Rolle spielt, ausführlich wieder.) Als nach dem Tode des Kaisers Otto II. der Bayernherzog Heinrich der Zänker den Versuch machte, sich des Reichs zu bemächtigen, und am Osterfeste (23. März) 984 seine Anhänger in Quedlinburg versammelte und sich von ihnen bereits König nennen ließ, kamen die sächsischen Großen, welche dem jungen Otto III. die Treue bewahrten, auf der Hesleburg (der Asselburg im nördlichen Ambergau) zusammen und verbündeten sich dort offen gegen Heinrich. Auch viele von denen, welche sich anfangs in Quedlinburg eingefunden hatten, aber „aus Furcht vor Gott" die Treue nicht verletzen wollten, kamen zu den Verbündeten nach der Hesleburg. Von den dort Versammelten nennt Thietmar den Herzog Bernhard von Sachsen, den Markgrafen Dietrich, die Grafen Ekkehardus, Biio, Esic (der Besitzer der Asselburg), den Grafen Bernward (welcher sonst auch Pfalzgraf Berno und Athelbero heißt) und dessen Großsohn Bernward, den späteren berühmten Bischof von Hildesheim.

*) Ausführliche Geschichte der Stadt Seesen in meinem „Ambergau", auf welchen ich auch inbetreff der Burgen und Schlösser Schildberg, Kirchberg, Woldenstein, Woldenberg ꝛc. und der Stadt Bockenem verweise.



Auf die Kunde von dieser Versammlung eilte Heinrich der Zänker mit seinem Heerhaufen herbei, lagerte sich zu Werla, der Kaiserpfalz an der Oker, und sandte den Bischof Poppo von Utrecht (nicht von Würzburg) als Unterhändler nach der Hesleburg. Aber schon begegneten diesem die Verbündeten mit ihren kampfbereiten Scharen, und nur mit großer Mühe konnte er sie dazu bewegen, einstweilen noch vom Angriffe Abstand zu nehmen und in Seesen mit Herzog Heinrich in mündliche Verhandlung zu treten. Die erste Besprechung, welche hier stattfand, war indes erfolglos, und zu der auf den folgenden Tag verabredeten zweiten erschien Heinrich nicht. Er war in der Ueberzeugung, daß er die sächsischen Großen in ihrer Treue nicht wankend machen werde, in der Nacht eiligst nach Bayern aufgebrochen. Nun griffen die Verbündeten ohne Zögern die (ihrer Lage nach unbekannte) Burg Ala an, welche einem der mächtigsten Anhänger Heinrichs im Sachsenlande, dem Grafen (im Ambergau) Ekbert dem Einäugigen aus Billungschem Geschlechte, gehörte, eroberten sie und befreiten Adelheid, die Tochter Kaisers Otto II. und nachmalige Äbtissin von Quedlinburg, welche dort erzogen ward. Mit ihr führten sie auch die auf der Alaburg aufbewahrten großen Schätze fort.

Im Dorfe Seesen, welches damals zur Rhüdenschen Mark gehörte, und nach welchem sich schon 1008 eine Familie des (niederen) Dienstmannenadels nannte, erhob sich auf einer geringen Erhöhung am größeren („Ebben“-) See die nach ihm benannte und darum jüngere Seehusaburg. Eine Urkunde Kaisers Otto II. von 974, in welcher diese dem Stifte Gandersheim das im Ambergau belegene Gut Sehusa mit der dazu gehörenden Sehusaburg schenkt, wird mehrfach, doch anscheinend ohne genügenden Grund, für verdächtig gehalten. Die Thatsache, daß man 984 Seesen als Versammlungsort wählte, macht es wahrscheinlich, daß dort ein Königshof bestand, dem die Bezeichnung Burg („civitas“) beigelegt werden konnte.

Abgesehen dagegen von jener Urkunde aus dem Jahre 974 wird die Burg (castrum) Sehusen zuerst 1282 erwähnt. In einer in diesem Jahre ausgestellten Urkunde bekennt nämlich Herzog Heinrich der Wunderliche (mirabilis) von Braunschweig-Grubenhagen, daß er das zur Befestigung dieser Burg verwandte Holz ohne Berechtigung in den Forsten des Stiftes Walkenried (wahrscheinlich in der Nähe von Münchehof) habe hauen lassen. Daß jene erste Burg aus dem 10. Jahrhundert, wenn sie überhaupt existiert hat, keinen langen Bestand gehabt haben kann, geht bestimmt daraus hervor, daß Seesen weder in den Kämpfen Friedrichs Barbarossa mit Heinrich dem Löwen, noch bei der Erbschaftsteilung von 1203 genannt wird.

Herzog Albert der Fette von Calenberg und Göttingen, welchem nach dem Tode seines Bruders Wilhelm 1291 auch die Lande Braunschweig und Wolfenbüttel zugefallen waren, verpfändete die erst vor wenigen Jahren neu befestigte Burg Seesen an die Reichsstadt Goslar. Die mächtigen Handelsstädte strebten damals allgemein danach, die festen Plätze, welche die großen Verkehrsstraßen beherrschten, im Interesse des Handels zu erwerben. Wie Goslar insbesondere in der Mitte des 14. Jahrhunderts seinen Handel nach Norden und Osten durch Erwerbung der Vienenburg zu sichern verstand, so gelang ihr dieses durch den Pfandbesitz in Seesen hinsichtlich der nach Göttingen und Frankfurt, nach Einbeck und Westfalen führenden Verkehrswege. (Siehe S. 60 und 127.) Goslar räumte dieses Schloß im Jahre 1314 dem Grafen Johann von Woldenberg zur Burghut ein, wobei dieser sich verpflichtete, von demselben keinen der Stadt Goslar schädlichen Krieg zu führen, dagegen

Schaden derselben abzuwehren, auch die Jagd und Fischerei im Harze nur mit Genehmigung des Herzogs Albrecht (Albert) auszuüben, die Bestellung eines Aufsehers für die Besitzungen im Harze zuzulassen — 1282 war der herzogliche Vogt des Schlosses zugleich Forstmeister im Harze — und die Justizhoheit über Bürger von Goslar dem Rate zu überlassen.

Später war die Burg mehrfach an Adelige verpfändet. Herzog Ernst, welchem bei einer Länderteilung im Jahre 1345 das Fürstentum Oberwald oder Göttingen, als dessen Nordgrenze das Dorf Hahausen vor dem Barenberge festgestellt wurde, zugefallen war, löste Seesen von Luthard von Wenden ein; im Jahre 1381, als Herzog Otto der Quade, Ernsts Sohn, und der Landgraf Hermann von Hessen sich gegenseitig, falls sie ohne Erben stürben, ihre Burgen und Schlösser verschrieben, war es noch in unmittelbarem landesherrlichen Besitz; aber Herzog Otto der Einäugige, Ernsts Enkel, verpfändete es 1415 zur Hälfte an die Gebrüder von Cramm.

Daraus, daß im Jahre 1318 das alte Dorf Seesen genannt wird, geht hervor, daß sich schon damals unter dem Schutze der Burg ein neues Dorf neben jenem gebildet hatte. Die Bewohner der benachbarten kleinen Dörfer Bedel, Reinhausen, Nakershausen, Stavenhagen, Meweshausen, Emelingerode, Bolgh und Wrochthausen verließen ihre schutzlosen Wohnstätten und schlossen sich mit dem Schloßdörfchen zu einem größeren Gemeinwesen zusammen, das bereits 1360 (bei der Belehnung des Herzogs Ernst) Bleek (d. i. Flecken) und Weichbild genannt wird.

Die Stadtgerechtsame verlieh Herzog Otto, Ottos Sohn, dem heranwachsenden Orte am 25. Juli 1428. In diesem Privileg (welches im Original während des 30jährigen Krieges abhanden gekommen und in Abschrift erst im vorigen Jahre im Königlichen Staatsarchive zu Hannover aufgefunden ist) begnadet der Herzog den Rat, die Bürger und die Gemeinheit seines Weichbildes Sehusen „umme sunderlicher erfflicher leve und gunst willen“ mit folgenden „stugken und artikeln“:

Der Rat soll im ersten Jahre aus den vom Herzog ernannten sechs Personen, später aus zwölf Mitgliedern bestehen, von denen sechs den alten und sechs den neuen Rat bilden. Der Rat kann neue Bürger aufnehmen und Gilden einrichten, ist verpflichtet und berechtigt, das Weichbild mit Wall und Mauern, Gräben und Thoren nach Bedürfnis zu befestigen, auch Maß und Gewicht zu „besehen“. Die Bürgerschaft darf des Tannen- und anderen Holzes in den herzoglichen Forsten gebrauchen, Steine brechen, Lehm und Sand graben, Rasen stechen, auch gegen Abgabe von acht Pfennig von jedem Gebrau Bier brauen. Wein und fremdes Bier darf nur im Ratskeller (gegen eine Abgabe an den Inhaber des Schlosses) verkauft werden. Von städtischen Abgaben sind nur die zu Schild und Wappen Geborenen frei. Wie bisher, sind aus jedem Hause drei göttingsche Pfennig zu Weihnachten dem Herzog zu entrichten. Der Rat darf Urteil und Recht finden; in zweifelhaften Fällen hat ihm der Inhaber des Schlosses, dem das „ganze gerichte“ zusteht, vierzehn Tage Frist zur Befragung des Rats zu Gandersheim zu lassen.

Die Stadt, für welche auch später (1501, 1523, 1591), als die Befestigung längst vollendet war, die Benennung Bleek oder Flecken zunächst die gewöhnliche blieb, erhielt drei Thore, das niedere oder Vitusthor, über welchem in einer Nische S. Vitus, der Schutzpatron, angebracht war, das Rosenhagen- und das Neustadtthor. Auch von der Burg führte ein jetzt vermauertes

Thor in die Stadt. Die Umwallung war an einer Stelle von einem Arme des größeren der beiden Seeen unterbrochen.

Nach Vollendung der Umwallung ward der Stadt aufgegeben, Gewehre anzuschaffen, Landsknechte zu halten und ein Schützenhaus zu bauen. Auf ihre Vorstellungen ward jedoch dieser Befehl zurückgenommen.

Die Stadtprivilegien ließen Seesen in großer Abhängigkeit von den herzoglichen Beamten, und durch Jahrhunderte hin zieht sich der Kampf des Rats um Erweiterung seiner Gerechtsame. Wenn derselbe die Stadt auch schrittweise auf dem Wege zu voller Selbständigkeit weiter brachte, so ist es ihr doch niemals gelungen, an das Ziel zu kommen, welches ihre ältere Schwesterstadt Bockenem schon 1463 durch Erwerbung der Vogtei erreichte.

Die ersten Versuche des Rats, seine Gerechtsame zu erweitern, waren erfolglos. Denn die von ihm im Jahre 1590 beim Hofgerichte in Wolfenbüttel gegen die herzoglichen Beamten in Seesen anhängig gemachte Klage ward am 19. Dezember 1593 durch einen Vertrag zwischen Rat und Amt erledigt, nach welchem dem Landesherrn „alle Hoheit, Ober- und Untergerichte in Seesen zukommen". Die Stadt stand gleich den benachbarten Dorfschaften unter dem „Landgerichte" des Amtmanns. Eine beträchtliche Erweiterung erfuhren die Befugnisse des Rats durch einen Vertrag vom 3. März 1608. In demselben wurde u. a. vereinbart: Ehe der Amtmann Bürger mit Arrest belegt und ihr Gut angreift, hat er dem Bürgermeister Anzeige zu machen, und erst, „wenn dann die Gebühr nicht erfolgte, solle und möge der Amtmann sich seines Amts gebrauchen". „Alle Excesse sollen vor Gericht eingewroget, die Brüche durch den Rat und hergebrachte Findung nach Gelegenheit der Verbrechung erkannt und bestraft werden." Die Strafgelder gebühren dem Amte, nur von denen, welche durch Vergehen im Ratskeller und auf dem freien Markte verwirkt sind, sowie von gemeinen Unzuchtsbrüchen, wird dem Rate „aus Gnade zu Erstattung allerhand Unschlitts" die Hälfte zugebilligt. Die Ergreifung von Missethätern, die sich in Bürgerhäusern aufhalten, gebührt dem Rate allein. Dieser hat sie bis zur Auslieferung an das Amt in seinem Gefängnisse zu verwahren und zu speisen. Untersuchung, Erkenntnis und Vollstreckung steht dem Amte zu. Auspfändungen innerhalb der Stadt werden von dem Amtsvogte und dem Ratsknechte gemeinschaftlich vorgenommen.

Noch günstiger lautete die „Deklaration und Erläuterung" des Herzogs August vom 16. Oktober 1655. Nach derselben gebühren die „hohen Gerichte" dem Amtmann allein; in die dem Rate zustehende niedere Gerichtsbarkeit hat er aber in keiner Weise sich einzumischen, denn nicht er, sondern herzogliche Kanzlei und Hofgericht bilden die obere Instanz, an welche von der Entscheidung des Rats zu appellieren ist. Klagen unter Bürgern wegen solcher Feldgüter, welche in des Amts Jurisdiktion liegen, können sowohl beim Amte als beim Rate anhängig gemacht werden. In letzterem Falle ist der Amtmann zur Ausführung des Urteilsspruchs verpflichtet, nicht aber neue Untersuchung anzustellen berechtigt. In allen Sachen, in denen dem Rate Untersuchung und Erkenntnis zusteht, gebührt ihm auch allein die Urteilsvollstreckung, soweit diese sich innerhalb der Häuser vornehmen läßt. Alle Vollstreckungen aber außerhalb der Häuser gebühren dem Amte, so daß z. B. der Amtsvogt dem Ratsdiener das Pfand vor der Hausthür abnimmt. Wenn der Rat Bürger und Einwohner wegen Verbalinjurien zu Geldstrafen verurteilt, so muß er dem Amte davon Anzeige machen und mit ihm die Strafgelder teilen. Zeugenverhöre für das

Landgericht hat der Amtmann auch ferner auf dem Ratskeller unter Zuziehung einiger Ratsmitglieder vorzunehmen.

Noch unabhängiger vom Amte ward der Rat inbetreff seiner Civiljurisdiktion, als ihm 1673 ein herzoglicher Gerichtsschultheiß beigegeben ward, und als der Landesherr 1699 genehmigte, daß der Rat den Amtsvogt bei Pfändungen nicht mehr zuzuziehen brauche, auch die Pfandstücke selbst verkaufen könne. An die Stelle des Gerichtsschultheißen trat 1767 ein Rittmeister Engel als „Kommissionsrat". —

Diesen Streitigkeiten zwischen Rat und Amt parallel ziehen sich fortwährende, unerquickliche Zerwürfnisse zwischen Rat und Bürgerschaft durch die Seesensche Stadtgeschichte, so daß die Lage der in die Stadtobrigkeit gewählten Männer keine beneidenswerte gewesen sein wird. Da sie „einfältige und unerfahrene Personen waren, und gleichwohl bisweilen Sachen und Schreiben vorfielen, die ihnen zu schwer und zu hoch, und sie also eines gelehrten Mannes nicht entraten können", so wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts, allerdings unter Widerspruch der Bürgerschaft, ein Stadtschreiber angestellt. — Im Jahre 1593 wollten sämtliche Ratsmitglieder wegen der ihnen von der Bürgerschaft „zugefügten Ungestümlichkeit" ihr Amt niederlegen. Aber die herzoglichen Kommissarien gestatteten dieses nicht, sondern ermahnten die Bürger, „sich ruhig zu verhalten und keine Aufwiegelungen mehr zu machen", auch „hinfüro dem Rate als ihrer gesetzlichen Obrigkeit Gehorsam zu leisten und ohne sein Vorwissen nicht aus dem Einlager (dem Hausarrest) zu gehen", wie auf Geheiß des Amtmanns geschehen war. — Als 1672 die Bürgerschaft den Rat wieder „allerhand schädlicher Mißbräuche und Ungerechtigkeiten" beschuldigte, der Rat aber beim Herzog um „gänzliche Abhelfung der Irrsale Ansuchung" that, „damit die teils widerspenstige Bürgerschaft in Schranken und schuldigen Gehorsam desto besser gehalten werden könnte", beschränkte der Herzog, „damit die Querelen über den Rat um desto besser cessieren möchten", die Zahl der Ratsmitglieder auf sechs und übertrug sechs vom Rate zu wählenden Vertretern der Bürgerschaft die von der Kämmereikasse abgetrennte Kontributionskasse zur Verwaltung. 1711 wurden die Rechte dieser Deputierten dahin erweitert, daß der Rat ohne ihre Zustimmung keine „extraordinäre Anlage" machen durfte, und 1738 wurde die Einrichtung, daß die Bürgerschaft zwölf Bürger dem Rate zur Auswahl vorschlug, vom Herzog gutgeheißen.

Im Jahre 1753 machte dann eine „Instruktion" des Herzogs Karl den noch immer andauernden Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft ein Ende. Nach derselben bestand der Magistrat aus dem herzoglichen Schultheißen, zwei Bürgermeistern, von denen einer zugleich das Stadtschreiberamt mit versah, einem Kämmerer, einem Ratsherrn und zwei Ratsbeisitzern. Die Stadtdeputierten, welche „nur dann zu bestellen sind, wenn gemeine Stadt- und solche Sachen vorkommen, wo ihre und der Bürgerschaft Meinung zu hören ist", dürfen die ganze Bürgerschaft nur mit Bewilligung des Magistrats zusammenrufen. —

Nachdem das älteste Rathaus 1673 durch eine Feuersbrunst zerstört war, benutzte man als solches das 1593 erbaute Brauergildehaus. —

Die Entwickelung und das Wachstum der Stadt ging anfangs nur langsam vor sich. Nach 1599 betrug die Einwohnerzahl nur 486. Sie war deshalb im Rechte, als sie sich 1568 darüber beschwerte, daß sie hinsichtlich der Unterhaltung der Landsknechte, welche die Besatzung von Wolfenbüttel bildeten, den Städten Bockenem und Alfeld gleichgestellt sei. 1752 betrug die

Einwohnerzahl 1314, 1758 = 1309, 1759 = 1329, 1769 schon 1701, sank aber 1778 wieder auf 1500, welche in 200 Wohnhäusern lebten. Die sog. Neustadt war schon vorhanden, als Seesen befestigt ward.

Dem Bergbau ist kein Einfluß auf die Vermehrung der Bevölkeruug zuzuschreiben. Der größte Teil der Einwohner beschäftigte sich mit Ackerbau und Viehzucht. Ein nicht geringer Teil der städtischen Feldmark war aber in den Händen adliger Familien, von bedeutendem Umfange waren namentlich die zu den von Salderschen und von Wallmodenschen Höfen gehörenden Ländereien. Dazu war die Ertragsfähigkeit wegen der unmittelbaren Nähe des Gebirges nur gering. Bei der behuf Einschätzung zur Kontribution im Jahre 1745 stattfindenden Klassifizierung der Feldmark wurden die Wiesen als „gute Änger“ und Bergwiesen registriert und die bebauten Felder, neben denen es auch „wüste Länderei“ gab, welche nur „zu Zeiten pflegt beackert zu werden“, in die dritte, vierte und fünfte Klasse gesetzt. Die Länderei der beiden letzten Klassen war von schlechter Qualität und beständigem Wildfraße ausgesetzt, aber sie war wenigstens dienstfrei, während das bessere und näher gelegene Erbenzins- und den Gutsherren abgepachtetes Land war. Bedeutend war nur der Flachsbau, kaum nennenswert der Gemüsebau. (1769 ward jedem, der Gemüse und Kartoffeln im Felde bauen würde, eine Belohnung von 10 Thlrn. zugesichert; aber nur ein einziger Bürger verdiente sich dieselbe.)

Einträglicher war die Viehzucht, welche sich auf Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, und Gänse erstreckte. Jeder Bürger durfte 3—4 Kühe und 30 Schafe auf die städtische Weide treiben; für die Überzahl mußte eine geringe Abgabe entrichtet werden. Die Rinder wurden bis in dieses Jahrhundert im Sommer auf dem Brockenfelde geweidet, woselbst sie in einem Rinderstalle übernachteten. Der Viehmarkt, dessen Abhaltung 1640 gestattet war, scheint spätestens im darauf folgenden Jahrhundert eingegangen zu sein, denn 1799 wurde wiederum ein Viehmarkt „zur Aufnahme der Viehzucht“ angeordnet.

Das Handwerk war nur schwach vertreten: Die erste Gilde, die der Schneider, entstand erst 1536, die Privilegien der übrigen Gilden reichen nicht über das 17. Jahrhundert zurück. So kann es nicht auffallen, daß die Gilden im Stadtregimente nicht vertreten waren. In der mehrerwähnten Entscheidung von 1672 sagt der Herzog, „daß die Nahrung in dem geringen Brauwesen, Ackerbau, Viehzucht nnd etwas Kaufmannschaft oder Krämerei, auch wenigen Handwerkern besteht“, und in dem Kataster von 1745 „ist die Nahrung der Handwerker fast bei allen schlecht gefunden“. — Ein Freimarkt wird schon 1434 erwähnt, und 1640 wurden bereits drei Jahrmärkte abgehalten.

Die städtischen Abgaben waren nicht unbedeutend. Im Jahre 1500 werden außer den „Meinewerken“ (den Hand- und Spanndiensten) schon Vorschoß, Schoß und Schatzung, Knechtegeld, Landesfolgen, Römermonate und Türkensteuer als Leistungen aufgeführt, von denen die drei erst genannten der Kämmerei gebührten. Zu außerordentlichen Ausgaben reichten die laufenden Einnahmen nicht aus. Die Kosten des Pfarrhaus-Neubaues, selbst die der Anschaffung einer Feuerspritze (1672), mußten auf anderem Wege aufgebracht werden. 1672 werden als „gemeine Stadteinnahmen“ Kontributionen und Stadttaxe aufgeführt. Ein Simplum der Kontribution wurde ferner an Stelle des aufgehobenen Schosses erhoben. —

Aus der Geschichte Seesens ist noch Folgendes erwähnenswert.

Als sich Herzog Friedrich der Unruhige 1483 mit Margarete, der Tochter des Grafen Konrad von Rietberg, verheiratete, verschrieb er ihr Seesen als

Leibzucht. Sein Bruder Wilhelm gab ihn für gemütskrank aus — er hatte früher infolge einer Kopfwunde vorübergehend an Geistesstörung gelitten —, setzte ihn gefangen, nahm der Herzogin Margarete die Leibzucht und überwies diese Heinrich von Hardenberg zur Bewachung. 1486 aber wurde er in einem Vertrage gezwungen, seiner Schwägerin „das Schloß Seesen mit Gerichten, Diensten und Zubehörungen zum Wittumssitze einzuräumen und dazu jährlich 500 Gulden an Korn und andern Gefällen anzuweisen". Wenn sie nach ihres Gemahls Tode nicht im Lande bleiben wollte, so sollte der Herzog sie mit 5000 Gulden abfinden. Herzog Friedrich starb am 5. März 1495 in der Gefangenschaft, seine Witwe lebte noch 1519, denn in diesem Jahre widmete ihr Luther „wegen des gnädigen Willen und Gefallen, so sie gegen ihn trage", einige Sermone von dem Sakrament der Buße, der Taufe und des heiligen Leichnams.

Im Jahre 1495 teilte Herzog Wilhelm seine Lande unter seine Söhne Erich und Heinrich (den Ältern); dabei fiel Seesen mit dem Forste letzterem zu. 1498 verpflichtete sich Heinrich, wegen Seesen (Gandersheim, Staufenburg, Homburg und Amelungsborn) seinem Vater jährlich 200 Gulden zu zahlen.

Zu jener Zeit war Seesen wieder vielfach verpfändet. Im Jahre 1501 verpfändete Herzog Heinrich der Ältere das Schloß mit dem „Flecken" und allen Dörfern, „wie es Hans von Steinberg und Ludolf von Salder inne gehabt", an Ludwig von Veltheim und dessen Hausfrau Ilse. 1520 hatten es Wilhelm und Johann von Klenke für 800 Reichsgulden im Pfandbesitz. Herzog Heinrich der Jüngere (der 1514 seinem Vater Heinrich dem Älteren in der Regierung gefolgt war), bekannte auch noch in diesem Jahre, denselben 2200 Gulden schuldig zu sein.

Im Jahre 1513 war die hildesheimsche Stiftsfehde*) ausgebrochen. Seesen blieb anfangs davon unberührt. Doch überfielen die Bürger von Seesen 1519 auf Veranlassung des Herzogs Heinrich des Jüngeren das acht Tage zuvor von seinen Landsknechten ausgeplünderte Kloster Lamspringe und verjagten die Klosterfrauen; und in Gemeinschaft mit den Bürgern von Gandersheim raubten sie 60 Wagenladungen Holz aus dem Woldensteiner Walde, dem Heber.

Zum ersten Male erschienen die Bischöflichen im Jahre 1521 in der Nachbarschaft. Paul Busch erzählt in seinem wunderlichen Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch: Nach der Belagerung von Pattensen „togen de von Hildesheim mit der Wagenborg aus in Gericht Gandersem und Sesen und branden darin viel Dorfer ut". Als aber die Herzöge von Braunschweig mit den Bürgern von Hannover und Braunschweig sich bei Gandersheim lagerten, zogen die Hildesheimer „ilich nach Hus und leißen 2 Stuck Stritwagen stan in Felde: den andern Tag halen se de wedder".

Die Stadt selbst wurde im folgenden Jahre hart getroffen. Nachdem der Bischof Johann mit 800 im Münsterschen geworbenen Reitern, mit denen er am Michaelistage 1522 in Hildesheim eingeritten war, im Calenbergschen gebrannt hatte, fiel er auch ins Wolfenbüttelsche und rückte am 9. Oktober von Staufenburg her vor Seesen. Die Landsknechte waren weit vorausgeeilt; sie hielten die Einnahme des Städtchens für sehr leicht und dachten mit der Plünderung schon fertig zu sein, wenn die Hildesheimer Bürger nachkämen. Die Seesener setzten sich aber tapfer zur Wehre; sogar Weiber standen in der Reihe der Kämpfenden, und manche von ihnen fielen für Haus und Herd.

*) Siehe meinen „Ambergau" S. 87 ff.

Als die Bürger von Hildesheim anlangten, wollten die Landsknechte, nachdem ihr Sturm auf die Stadt zweimal abgeschlagen war, schon schimpflich abziehen. Da rief der Bürgermeister Heinrich Konerding, „den Schimpf und Hohn wolle er nicht mit sich in Hildesheim führen“, brachte die Landsknechte zum Stehen, stieg vom Pferde und sprang mit den Worten: „Ein jeder thue gleich mir!“ allen voran in den Graben und rannte gegen die Stadt an. Dieser dritte Sturm gelang. Die mutigen Bürger zündeten selbst ihre Häuser an und flüchteten auf die feste Burg. Bald nahm das Feuer dermaßen überhand, daß die Landsknechte die Plünderung aufgeben mußten. „Die von Seesen hatten etliche ihrer besten Pferde auf den Platz vor dem Schlosse gebracht, die hätten die von Hildesheimb gern mitgehabt; aber sie schossen so heftig von dem Schlosse, daß sie nicht dabei kommen konnten, derwegen die von Hildesheimb unter die Pferde schossen, daß deren etliche auf dem Platze tot liegen blieben und sonst verdorben.“*) — Auf die Nachricht, daß die Hildesheimer in sein Gebiet eingefallen seien, war Herzog Heinrich der Jüngere eiligst mit seiner gesamten Mannschaft aufgebrochen und hatte sich bei Grasdorf unter dem Woldenberge gelagert, um ihnen am andern Morgen den Seesener Raub wieder abzujagen, wenn sie über Bockenem nach Hildesheim zurückkehren würden. 2000 Mann, welche ihm die Stadt Braunschweig zu Hülfe sandte, kamen abends noch bis Lichtenberg und wollten sich am Morgen darauf mit dem Herzog vereinigen. Die Hildesheimer machten den Anschlag aber dadurch zu nichte, daß sie in stockfinsterer Mitternacht aufbrachen und den Weg über Lamspringe und Salzdetfurt einschlugen. — Im folgenden Jahre befreite der Herzog das so schwer heimgesuchte „Bleek“ Seesen, wahrscheinlich auf mehrere Jahre, von Diensten und Abgaben.

Als 1542 der schmalkaldensche Bund Herzog Heinrich vertrieb und sein Land einnahm, ward auch in Seesen, welches nebst Bilderlah am 2. Februar desselben Jahres den Söhnen Heinrichs von den Bundesgenossen zum Unterhalt angewiesen war, die Reformation eingeführt. Der große evangelische Eifer der Bürgerschaft zeigte sich bei Anwesenheit der Visitatoren (2. Nov.) in dem Beschlusse, daß die Nichtannahme der Reformation hier nicht bloß, wie in anderen Städten, von den Rats- und Stadtämtern, sondern auch von der Mitgliedschaft der Gilden ausschließen sollte. Da die Einnahmen des „Kastens“ (der Kirchenkasse) zur Besoldung des Pfarrers (60 Gulden), des Prädikanten (50 Gulden), des Schulmeisters, d. i. Rektors (30 Gulden), des Küsters und Lokaten (20 Gulden) und der für die zu errichtende Jungfrauenschule anzustellenden Magisterin nicht ausreichten, so wurden die geistlichen Güter des Amts Seesen als Quelle der nötigen Zulage, bei der zweiten Visitation im Jahre 1544 außerdem ein jährlicher Zuschuß aus dem Marienkloster in Gandersheim und den Klöstern Brunshausen und Clus vorgeschlagen.

Als die Macht der evangelischen Fürsten 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gebrochen schien, ging der in sein Land zurückgekehrte Heinrich der Jüngere mit Eifer an das Werk der Gegenreformation. Auch in Seesen ward der lutherische Pfarrer vertrieben und ein katholischer an dessen Stelle

*) Eine Tafel an der Mauer des kleinen Domhofes zu Hildesheim enthält diese Inschrift:

„Anno 1522 Jahr
An S. Dionisii Tag geschah offenbar
Vor Seesen ein sturm was groß,
Da Heinrich von Oberg sein leben verloß.“

gesetzt. Aber die Bürger blieben im Herzen dem Evangelium treu. 1568 starb Herzog Heinrich. Sein Sohn Julius führte die von seinem Vater unterbrochene Reformation zu Ende. Noch 1568 entließ er in Seesen den katholischen Pfarrer Kramer und setzte den Lutheraner Dalen an dessen Stelle. In der Kirchenordnung, welche im folgenden Jahre erschien, wurde Seesen, welches 1542 der Ephorie Bockenem zugewiesen war, zum Sitze eines Superintendenten erhoben, und dieser dem General-Superintendenten in Bockenem unterstellt.

Im Jahre 1552 durchzog der lutherische Parteigänger Graf Volrad von Mansfeld sengend und plündernd die Lande Heinrichs. Seesen öffnete ihm die Thore, ohne Widerstand zu versuchen. Für das Mal zog er rasch weiter, aber im Dezember kehrte er nach vergeblicher Belagerung der Stadt Alfeld nach Seesen zurück und nahm hier (und in Gandersheim) bis zum 2. Februar 1553 sein Winterquartier.

Im Januar 1578 und am 19. Mai 1615 wurde die Stadt von großen Feuersbrünsten heimgesucht. Letztere legte 250 Wohn- und Nebengebäude, darunter Kirche und Schule, in Asche. Der Herzog lieferte das zum Wiederaufbau erforderliche Holz abgabenfrei aus seinen Forsten und erließ die Kontribution für vier Jahre. Im Jahre 1626 wurde Seesen von den Kaiserlichen gänzlich ausgeplündert und dann in Brand gesteckt. Auch das Innere der Vituskirche fiel dem Feuer zum Opfer. Wie schwer Seesen durch die Drangsale des 30jährigen Krieges betroffen ward, geht aus einem an den Herzog gerichteten Schreiben des Rats vom 21. September 1633 hervor; er klagt in demselben, „die Bürgerschaft sei durch übermäßige Kontributionen und Exaktionen (Beden) ermattet; daher sei ihre Bitte um Gotteswillen, der Herzog wolle dieses beherzigen. Das arme Städtlein sei in funditus ruiniert; die Dörfer seien ausgepaucht, die Pferde und Kühe weggenommen; die Leute hätten keine Schuhe an den Füßen; die Weibsbilder hätten ihre Ehre nicht erhalten." Und der Amtmann berichtet, „befinde, daß in allen Dörfern, Gott erbarm es! die Meierhöfe, Halbspänner- und Kotsassenhöfe still stehen, die übrigen können die Kontribution nicht aufbringen".

Am 24. August 1673 ward Seesen schon wieder von einem Brandunglück betroffen. Das Feuer entstand im Pfarrwitwenhause und legte den oberen Teil der Stadt, namentlich auch die Häusergruppe, welche vor dem Schlosse und dem späteren Jagdschlosse im rechten Winkel standen, sowie das Rathaus und die Kapelle am Neustadtthore in Asche. Der Herzog lieferte, wie früher, den Abgebrannten das Bauholz und gewährte ihnen fünf Freijahre. Behuf Geradelegung der Straßen und Abbruchs der Festungswerke ernannte der Herzog eine Kommission. Die Straßen erhielten sämtlich die Richtung nach dem Schlosse, und vor diesem wurde ein freier Platz hergestellt. Damit der Plan vollständig durchgeführt werden konnte, mußten manche Bürger ihre erst nach dem Brande von 1615 erbauten Häuser wieder abbrechen. Durch Niederlegung des Walles vom Unterstadtbrauhause bis zum Jagdschlosse, wodurch das Rosenhagen- und das Neustadtthor in Wegfall kamen, sowie dadurch, daß der Herzog den Bürgern die Spadenschen Lehngrundstücke zu Bauplätzen überließ, erhielt die Stadt eine nicht unbeträchtliche Erweiterung. (Der Wall vom Brauhause bis an das Vitithor ward 1753 in den Graben gestürzt und das dadurch gewonnene Terrain in Gärten verwandelt.)

Die Steine, welche durch Abbruch der Stadtmauern mit ihren Thoren und Türmen gewonnen wurden, verwandte der Herzog zur Erbauung einer

Kirche, die dem Apostel Andreas, dem Patron der abgebrannten Kapelle, geweiht ward. Am 31. Dezember 1702 überwies der Herzog diese aus seinen „eigenen Handgeldern“ erbaute Hof- und Schloßkirche der Stadt zur Benutzung.

In den Jahren 1770—75 mußte der Turm der Vituskirche, welche seit 1702 nur für die Nachmittagspredigten und einen Teil der Wochengottesdienste benutzt wurde, neu gebaut werden, da er den Einsturz drohte. Aber auch die Kirche selbst war so baufällig, daß die Bürgerschaft 1785, nachdem der Herzog bestimmt hatte, daß nur eine Kirche erhalten werden solle, beschloß, sie dem Verfall zu überlassen. „Die S. Viti-Stadtkirche“, sagt eine vom Superintendenten Warnecke im Jahre 1826 verfaßte Turmknopf-Einlage, „ist ganz verfallen. Einstmals wurde sie noch ausgebessert; aber 1807 — weil der Drost Zöllner seine Amtsscheuer nicht hat einräumen wollen — haben Militärgefangene: Russen, Preußen, Schweden u. a., darin kampiert, und zu solchen Zwecken ist die Kirche dann bis 1819 benutzt worden. Dadurch wurde sie nicht nur gänzlich ruiniert, sondern man verkaufte auch die Orgel, aber niemand weiß, wohin das Geld dafür gekommen; auch kamen die Altargeräte abhanden, und der damalige Superintendent Grotrian war nicht im Stande, dem Unfuge zu wehren.“ —

Zur Zeit der Erbauung der Schloßkirche erfuhr auch das Schulwesen Seesens eine bedeutende Verbesserung. Der dortige Amtmann Brindorf, ein Seesener Kind, vermachte seinen Grundbesitz und ein Kapital von 640 Thlrn. zur Besoldung eines Schreib- und Rechenmeisters, da er wahrgenommen habe, „daß die Jugend seiner Vaterstadt im Rechnen und Schreiben schlecht unterrichtet, und die Schulkollegen nicht eigentlich zu diesem Unterrichte bestellt würden“. Seine Witwe erhöhte die Barsumme, so daß das Gehalt des Lehrers erhöht und dem Willen ihres Mannes gemäß eine Wohnung für denselben angekauft werden konnte.

Auch seine Realschule verdankt Seesen der Wohlthätigkeit eines seiner Bürger, des Gutsbesitzers Joseph Jakobson. Dieser lebte anfangs am Hofe zu Braunschweig, dann an dem des Königs von Westfalen in Kassel, welchem er viele Staatsgüter im Halberstädtschen abkaufte. Außer dieser für Juden und Christen bestimmten Schule trägt noch ein jüdisches Waisenhaus den Namen Jakobsons, welches, 1852 gestiftet, einen Fonds von 216000 Mark besitzt. —

Die Einwohnerzahl Seesens hat sich auf 4000 gegen 2600 im Jahre 1836 gehoben. Ihr stetiges Wachstum verdankt die Stadt vor allem der Eisenbahn. Eine Zuckerfabrik, mehrere Zigarren- und andere Fabriken, mehrere große Gärtnereien beschäftigen jetzt einen großen Teil ihrer Bevölkerung.

Seesen hat nach den häufigen Feuersbrünsten, von denen ich noch eine im Jahre 1707 erwähne, wenige alte Häuser, und unter diesen außer dem Amthause, dem früheren Schlosse, kaum ein architektonisch bedeutsames. Aber die breiten Straßen, die schmucken, oft villenartigen Häuser in den neueren Stadtteilen, die wohlgepflegten Gärten und Gärtchen, der hübsche Bahnhofspark machen einen wohlthuenden Eindruck. Die Nähe des Harzwaldes, nach welchem ein schattiger Weg über den „Grünen Jäger“ führt, und das gut eingerichtete Wilhelmsbad veranlassen manche Flachlandbewohner, in dem geselligen und ruhigen Städtchen ihre Sommerfrische zu suchen.

12. Höhlen und Erdfälle am Süd- und Westrande des Harzes.

In dem der mittleren Zechsteinformation angehörenden älteren Gips (siehe S. 193), welcher den Süd- und Westrand unseres Gebirges begleitet, findet sich eine große Anzahl von Höhlen. Wenn auch die großartigsten derselben erst durch den Bergbau in der Tiefe erschlossen sind, so nehmen doch auch die vom Tage aus zugänglichen unser Interesse nicht wenig in Anspruch.

Keine Tropfsteinhöhlen im gewöhnlichen Sinne, verdanken diese Höhlen ihre Entstehung der Löslichkeit des Gipses bezw. des Steinsalzes im Wasser.

Noch zahlreicher sind in diesem Gebiete die Erdfälle, welche bald als fast senkrechte Löcher und kraterförmige Vertiefungen, bald als kessel- und trichterförmige Einsenkungen, oft auch als längliche, sanft und thalähnlich sich fortziehende Bassins auftreten und teils trocken, teils mit Wasser gefüllt sind. Sie sind ausnahmslos als eingestürzte unterirdische Höhlen anzusehen; da die Auflösung des Gipses stetig fortdauert, so erfolgt von Zeit zu Zeit ein neuer Einsturz und damit die Vergrößerung eines vorhandenen oder die Bildung eines neuen Erdfalls.

Unter Verzicht auf absolute Vollständigkeit zähle ich einige der interessantesten und bekanntesten dieser Höhlen und Erdfälle auf.

Von beträchtlicher Ausdehnung sind die altberühmten, durch den Mansfelder Bergbau erschlossenen Gipsschlotten im Schafbreiter Reviere bei Wimmelburg. Als man sie in einer Tiefe von 80 bis 100 m unter der Erdoberfläche beim Abteufen der Schächte zuerst öffnete, fand man Spinngewebe ähnliche Stinksteinschichten freischwebend, welche bei der leisesten Berührung in Asche zerfielen. (Der Stinkstein wurde nicht so leicht ausgewaschen wie der Gips.) Manche Gänge solcher Schlotten, in denen das Wasser bald steigt, bald fällt, endigen in aufwärts gehenden Brüchen, so daß der Zusammenhang dieser Auswaschungen mit den Erdfällen augenscheinlich wird. Auch untereinander wie mit benachbarten Landseeen mögen manche dieser Schlottenzüge Verbindung haben. Welche Hindernisse die neuerdings erschlossenen gewaltigen Schlotten dem Bergbau bereiten, habe ich bereits S. 273 erwähnt.

In dem von Questenberg nach Wickerode zwischen weißen Gipsfelsen führenden Thale findet sich eine Menge Gipsschlotten, von denen das Häckersloch, welches von einem Hause in Questenberg als Keller benutzt wird und in seiner Tiefe Wasser enthält, das kleine kalte oder Eisloch (in dem es im Sommer sehr kalt und im Winter auffallend warm ist) und das große kalte Loch, welches sich tiefer in den Wasserberg hineinzieht, die bemerkenswertesten sind. Beachtung verdienen auch die schlottenartigen Risse und Spalten, welche in der Breite von einigen Centimetern bis zu $1/2$ m die Berge um Questenberg, besonders den genannten Wasserberg durchziehen. „Sie gehen selten ganz senkrecht, aber meist so tief nieder, daß man sie nicht ergründen kann. Wahrscheinlich tragen sie mit dazu bei, daß aus allen Höhlen dieser Berge ein kalter Zugwind strömt."

Außerordentlich malerisch liegt in einem von kleinen Bächen durchflossenen Längsthale, welches zwischen Agnesdorf, Breitungen und Uftrungen die Gipskette vom Gebirge scheidet, etwa gleich weit von den beiden erstgenannten Dörfern entfernt, der Bauerngraben oder Hungersee, ein Erdfall, den man mit dem Zirknitzer See verglichen hat. Zuweilen nämlich, wenn die unterirdischen Wasserläufe, welche die ganze Gegend durchziehen, infolge neuer Einstürze sich verstopfen und den Dienst versagen, füllt sich dieser umfangreiche

Erdfall von unten auf mit Wasser, bis die hemmenden Gipsblöcke von den unterirdischen Wassermassen aufgelöst, oder durch diese neue Kanäle ausgewaschen sind. Gottschalck beschreibt im Jahre 1817 diesen interessanten See folgendermaßen: „Der Bauerngraben ist ein schmales, kleines Thal oder langer Erdfall, von 15 Morgen Acker Flächeninhalt, der sich ungefähr alle sechs bis acht Jahre, oft in der trockensten Sommerzeit und ohne alle zu berechnende Veranlassung, mit Wasser füllt. Dieses dringt aus den Spalten eines Kalkfelsens, der Bauernstein genannt, hervor und übertritt oft die Ufer. So bleibt der kleine See einige Wochen, auch wohl — doch selten — ein Jahr lang. Er wird zugleich fischreich, und die Gemeinde Roßla hat alsdann das Recht, ihn zu befischen. Wenn das Wasser wieder verschwindet, indem es teils durch die Felsenspalten zurückfällt, teils verdunstet, so benutzt der Pfarrer in Breitungen den Grund und Boden als Acker. Den Namen Hungersee erhielt er, weil man glaubte, es bedeute teure Zeiten, wenn er sich mit Wasser füllt." Übrigens nennt man jeden intermittierenden Quell Hungerquelle.

Als eine Gipsschlotte ist auch die Heimkehle bei Uftrungen anzusehen, die früher häufiger als in neuerer Zeit besucht wurde. Nachdem man in eine kraterartige Binge steil hinunter gestiegen ist, steht man vor ihrem Eingange, einem fast ganz mit Wasser gefüllten Schlunde, über dem sich ein flacher Bogen von etwa 12 m Höhe wölbt. Neben dem Wasser kann man etwa achtzig Schritte weit über seltsam ausgewaschene Gipsblöcke vordringen. Die Seitenhöhlen sind meistens unzugänglich. Von zauberhafter Wirkung ist das Tageslicht, welches durch Gesteinsspalten in die sich links abzweigenden Nebenhallen fällt. — Die erste Beschreibung der Höhle ist bereits aus dem Jahre 1649. Am 26. Juli dieses Jahres kam nämlich Fürst Friedrich von Anhalt-Bernburg mit seinen fürstlichen Vettern Ernst Gottlieb und Emanuel, von einem Herrn von Krosigk, dem Dr. Engelhard von Harzgerode und einigen Dienern begleitet, im ganzen „bei fünfzehn Pferde stark", nach Uftrungen, um auf einer Harzreise auch die „Haimkuhle" zu besuchen. Nach den Merkwürdigkeiten des Kammerrats von Rohr haben sie „in ihrem Reisediarium folgendes davon angeführt: „Diese Höhle, in welcher es bei der größten Sommerhitze über die Maßen kühl wäre, ginge ziemlich tief in einen Felsen hinunter. Unten wäre ein stehendes und sehr klares, aber Piken tiefes Wasser anzutreffen. Neben diesem gingen zu beiden Seiten Höhlen in den Berg, in deren einer zur linken Seite des Wassers sie sich bis zwei Stunden aufgehalten. Sie waren hoch und wie eine Kapelle gewölbt, an einigen Orten aber hingen große Steine herunter, als ob sie jetzund gleich losbrechen wollten; der Farbe nach waren sie so weiß als ein Alabaster, im übrigen aber so weich und mürbe gewesen, daß man sie mit den Händen zerbrechen können. Die Höhle hätte sich hernach in zwei niedrige und enge Abgänge verschlichen, so daß man nicht wohl aufgerichtet darin gehen können, endlich aber doch die vorige Weite wieder gefunden, und wären an einigen Orten rechte Pfeiler zu sehen gewesen."

Eine andere Höhle in der Nähe, das Diebsloch, soll einmal einer Räuberbande als Schlupfwinkel gedient haben. Der Eingang in dieselbe ist so eng und niedrig, daß man nur kriechend hineingelangen kann. Sie besteht aus einer ganzen Reihe miteinander verbundener Höhlen. Nach der Volksmeinung führt das Bächlein, welches durch die letzte fließt, goldhaltigen Sand.

Der Hüttenteich in Rottleberode ist ein großer, mit Wasser ganz gefüllter Erdfall.

Unfern des Dorfes Steigertheil wird ein Bach von einer Gipsschlotte verschlungen und kommt tausend Schritte davon bedeutend stärker wieder zu Tage, so daß er mehrere Mühlen treibt. Südlich von Urbach liegt das Försterloch, eine aus elf Abteilungen bestehende Höhle. Einige derselben sind hoch und geräumig, andere eng und so niedrig, daß man nicht aufrecht stehen kann. Auch die Verbindung zwischen den einzelnen Räumen bietet manche Unbequemlichkeit: bald muß man sich durch eine enge Felsspalte zwängen oder eine steile Kluft hineinsteigen, bald kann man sich nur auf allen Vieren oder gar auf dem Bauche kriechend fortbewegen. An einer Stelle versperrt ein herabgestürzter mächtiger Felsblock derart den Weg, daß man nur mit Schwierigkeit über ihn hinweg zu klettern, oder unter ihm sich hindurchzuschieben vermag.

Eine zugängliche Höhle befindet sich auch bei dem benachbarten Rüdigersdorf. Am 21. April 1701 entstand bei Crimderode in der Nähe des Zorgeflusses ein bedeutender Erdfall. Nach einer heftigen Erschütterung in der Tiefe schoß plötzlich aus zwei Löchern „eine entsetzliche Menge Wassers" brausend und mit solcher Gewalt „etliche Männer hoch" hervor, daß mehrere in der Nähe stehende Bäume davon emporgehoben und umgeworfen wurden. Dann versanken „einige große Stücke Landes", und an ihrer Stelle zeigten sich zwei große, mit Wasser gefüllte Löcher, von denen eins 20 m tief war.

An der Ostseite des Mühlberges bei Nieder-Sachswerfen öffnet sich das Ziegenloch, eine aus mehreren Abteilungen bestehende ziemlich enge Höhle, und am Fuße jenes Berges liegen der Tanzteich, der Rüsselsee und das unergründliche Loch, Erdfälle, welche als Fischteiche dienen.

Eine der schönsten Höhlen ist die westlich von Appenrode in einem Gehölz belegene Kelle. „Ihr Anblick von außen und ehe man zu ihr hinabsteigt, wird bei einer andern Höhle nicht leicht überraschender und schöner zu finden sein." Der Eingang ist gegen 25 m hoch. Im Innern mag sie 50 m hoch, 80 m breit und 100 m lang sein. Doch verändern sich ihre Dimensionen wie ihre Form von Jahr zu Jahr, da von der Decke häufig, namentlich nach starken Regengüssen, große mürbe Gipsklumpen herabstürzen. Die Decke der Höhle wird dadurch immer dünner und wird in nicht zu ferner Zeit völlig zusammenbrechen. Die zahlreichen Erdfälle („Hungerlöcher"), welche sie rings einschließen, sind als eingestürzte Höhlen teilweise noch zu erkennen. — Die Temperatur in der Kelle ist auffallend niedrig, das Wasser, welches nicht aus Quellen hervordringt, sondern durch die Wände und die Decke sickert, ist kristallhell, an manchen Stellen 10 m tief und sehr kalt. Kein lebendes Wesen ist darin zu finden, und Fische und Frösche, welche hineingeworfen werden, erstarren bald. „Groß und schön ist der Anblick der Kelle im Innern, und wen hier auch unter dem blendend weißen Gewölbe, wo jeden Augenblick ein Felsstück sich ablösen kann, wo tiefe Grabesstille herrscht, die nur von fallenden Tropfen unterbrochen wird, ein leichter Schauer überfiele, den wird es doch nie gereuen, da gewesen zu sein." Die häufigen Unglücksfälle in der Höhle sollen ehemals zu regelmäßigen Bitt-Prozessionen Veranlassung gegeben haben. „Auf der Anhöhe über der Kelle stand eine dem heiligen Johannes geweihte Kapelle. Dahin begab sich jährlich einmal", erzählt Gottschalck, „der Priester zu Ellrich mit seiner Gemeinde und den Einwohnern der benachbarten Dörfer, las eine Messe, ging dann in die Kelle, neigte das Kruzifix in das Wasser und rief dem Volke zu: Kommt und guckt in die Kelle, so kommt ihr nicht in die Hölle."

Im „Himmelreiche“, einem Dolomitfelsen, welchen die Eisenbahn zwischen Ellrich und Walkenried durchschneidet, ist beim Bau derselben eine Höhle erschlossen, welche bei einer Länge von 130 m und einer Breite von 50 m alle bekannten Harzhöhlen an Größe übertrifft. Da ein Besuch derselben indes wegen der häufig von der Decke herabstürzenden Gipsklumpen nicht ohne Gefahr ist, so gestattet die Bahnverwaltung den Eintritt in diese imposante Grotte nur ausnahmsweise. — Der Itel und der Pontel, große Teiche unter dem Himmelreich, die ihren Abfluß durch unterirdische Wasserläufe bewerkstelligen, sind Erdfälle. In den Quark- oder Zwerglöchern, Gipsschlotten, welche sich in ziemlicher Zahl in der Nähe, zwischen Walkenried und dem Sachsenstein, finden und in denen die Sage Zwergvölkchen und Gnomen hausen und Schätze bewahren läßt, versinkt das Wasser spurlos.

Größeres Interesse als eine nur $^1/_2$ km vom Bahnhofe Tettenborn entfernte Höhle, welche nach einer Inschrift schon 1776 bekannt gewesen ist, nimmt das Weingartenloch zwischen Nixey und Osterhagen durch die Sagen in Anspruch, welche sich an diese Höhle knüpfen. Nordöstlich von Nixey ragen aus einem Hügel, als wenn sie aus diesem emporwachsen, kahle Felsenzacken hinauf; dieses wegen seiner vorzüglich gut erhaltenen Versteinerungen auch für Geognosten höchst interessante Zechstein-Korallenriff trägt den Namen Römerstein. Die Sage sucht in demselben die Ruinen einer großartigen Burg, welche vor alters die Riesen erbauten, um sich gegen die steten Belästigungen des Zwergvölkchens zu schützen, das im benachbarten Sachsenstein (siehe S. 22) Wohnung genommen hatte. Auf einem Jagdzuge begegnete einst der Riesenjüngling Romar der Zwergjungfrau Ruma, der Tochter des Königs. Sie gewannen einander lieb und trafen sich häufig in heimlichen Zusammenkünften. Doch bald wurden diese von dem Zwergkönig entdeckt. Voll Zorn über den mit einem seiner Todfeinde geschlossenen Herzensbund verbannte er seine Tochter in die Nacht des Weingartenlochs. Hier verbrachte sie die langen Tage und Nächte unter Seufzen und Weinen, wovon die Höhle ihren jetzigen Namen erhielt. Nach langem vergeblichen Harren glaubte Ruma endlich einen Ausweg aus ihrer unerträglichen Gefangenschaft gefunden zu haben. Sie verwandelte sich als Nixe in ein klares Bächlein und trat als solches unter dem Felsen zu Tage. Doch im selben Augenblicke entdeckte ihr Vater den Betrug und verfluchte sie, für immer ein Bergquell zu bleiben. Seitdem heißt der Bach die Rume und jene Stelle, wo Romar und Ruma sich trafen, die Nixei. (Der auf der Grenze zwischen Sachsen und Thüringen gelegene Römerstein erinnert an die Kämpfe der beiden einander feindlichen Völkerschaften, denn roma heißt Kampf. Nixei (Nüxei) ist aus Nußhai entstanden.) Beim Weingartenloch, das nach der Volksmeinung dem Kloster Walkenried das Baumaterial lieferte, werden die Mönche dieses Klosters einen Weingarten oder Weinberg gehabt haben. — Der Eingang dieser Höhle, welche schon Behrens in seiner Hercynia curiosa (1703) und Brückmann in seiner 36. epistola itineraria (1734) beschreiben, besteht aus einem schönen weiten und tiefen Gewölbe, das aber ganz mit herabgestürzten Felsstücken bedeckt ist. Im Innern kann man sich meistens nur in gebückter Stellung oder kriechend fortbewegen, doch wird sie schon seit längerer Zeit nicht mehr betreten, weil man in jedem Augenblicke in Gefahr ist, erschlagen oder verschüttet zu werden.

Verbindung mit den Erdfällen dieser Gegend hat ohne Zweifel die Quelle des Ruhmeflusses, welche am Rotenberge zwischen Pöhlde und Ruhmspringe in der Größe eines Teiches von etwa 30 m Länge und 15 m

Breite zu Tage tritt. Mächtige Wellen in demselben bezeichnen die Stellen, wo die Hauptquellen aus trichterförmigen Erdfällen empordringen; dazu kommen zahlreiche aus kleineren Erdöffnungen aufwallende Sprudel. Das Wasser ist kristallklar und hat Winter und Sommer die gleichmäßige Temperatur von 8° R. Der Wasserstand bleibt auch in trockenen Jahren unvermindert derselbe, so daß die Ruhme jahraus jahrein direkt aus dem Quellbassin als ansehnlicher Fluß von 10—12 m Breite mit einer täglichen Wassermenge von 400000 bis 500000 Kubikmeter abfließen kann. Man hat mehrfach zur Erklärung der Stärke dieses Quells, die in Norddeutschland, vielleicht überhaupt nicht ihresgleichen hat, auf die Möglichkeit einer unterirdischen Verbindung desselben mit der Elbe und Saale hinweisen zu müssen geglaubt; aber starke Quellen in der Nähe an Kalk- und Gipszügen sind auch sonst keine Seltenheit, und in der Nähe der Ruhmequelle, bei Osterhagen, hat der den Harz begleitende Gipszug seine größte absolute Höhe (siehe S. 153) und die wenigsten Quellen.

Ehe wir unsere Wanderung den Harzrand entlang fortsetzen, haben wir noch einige Erdfälle am südlichen, der Ebene zugekehrten Abfall des Gipszuges zu erwähnen: das Seeloch südlich von Hochstedt und das Kreisloch bei Clettenberg. In ersterem, welches von Rohr als fischreich rühmt, soll ein „Holzbusch“, in letzterem, das nach Behrens vormals doppelt so tief war wie heute, eine Wiese versunken sein.

In der Nähe des Dorfes Barbis, nahe der Wüstung Königshagen (wo nach unverbürgter Tradition in alter Zeit ein Salzwerk gewesen sein soll) entstand am 29. Juli 1825 im älteren Gipse, doch fast schon auf der Grenze des bunten Sandsteins, welcher im nahen Hohlwege in schwachen Schichten ansteht, ein Erdfall, der durch nachrollendes Gebirge die Form eines Trichters erhalten hat und unten mit Wasser gefüllt ist. (Im Jahre 1825 wurde mit starker Übertreibung berichtet, daß das Aufschlagen eines hineingeworfenen Steines erst nach Verlauf einer vollen Minute gehört werde, und ein Schieferdecker, welcher sich im Jahre 1830 hineinließ, wollte in der Tiefe den Eingang zu einer Höhle wahrgenommen haben.)

Wir gelangen nun zu den beiden bedeutsamsten und interessantesten unserer Höhlen, dem Einhornloch oder der Einhornhöhle und der Steinkirche bei Scharzfeld.

„Die Einhornhöhle*) liegt in der Zechsteinformation des südlichen Harzrandes zwischen den Flecken Herzberg und Lauterberg, von der Eisenbahnstation Scharzfeld-Lauterberg etwa $1^1/_2$ Kilometer entfernt, und zwar auf der Höhe eines schön bewaldeten, etwa 350 m über dem Meere, bezw. etwa 125 m über der Thalsohle des Oderflusses sich erhebenden Bergrückens, der sogen. „Schneie“.

Historische Nachrichten über diese Höhle, die ursprünglich den Namen „Das Zwergloch“ führte, besitzen wir seit etwa zweihundert Jahren. Wahrscheinlich die älteste und im ganzen noch jetzt zutreffende Beschreibung derselben liefert Leibniz in seiner „Protogaea“, die freilich erst nach seinem Tode in Göttingen erschienen ist. Damals war die Höhle bereits berühmt wegen der darin gegrabenen fossilen Tierknochen, die unter dem Namen „Unicornu

---

*) Abgekürztes Referat aus einem Vortrage des Herrn Amtsrats C. Struckmann in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover am 5. und 12. Januar 1882. Hannov. Courier vom 14. Januar 1882.



fossile" *) als Arzneimittel gesucht waren und durch ganz Deutschland, selbst bis nach Italien verhandelt wurden. So erzählt namentlich Behrens in seinem 1703 erschienenen Buche „Hercynia curiosa", daß sein Vater, weiland Ratsapotheker in Nordhausen, einen lebhaften Handel damit betrieben habe. Auch Brückmann, Verfasser der von 1734 bis 1745 erschienenen „Epistola itineraria", besuchte die Höhle und sammelte dort fossile Knochen und Zähne **); er erzählt uns ferner, daß Dr. Aug. Scheffer dieselbe bereits im Jahre 1663 befahren und dort schöne Tropfsteingebilde angetroffen habe. Albert Ritter sah um das Jahr 1743 einen Schädel aus der Einhornhöhle, welcher dem eines Bären vollständig glich; auch glaubte er aus einzelnen Zähnen den Tiger zu erkennen. Später haben auch Blumenbach, Cuvier und Sömmering sich mit den Resten des Höhlenbären aus der Scharzfelder Höhle befaßt; eine gründliche, systematische Durchforschung derselben hat in älterer Zeit aber niemals stattgefunden, bis im Jahre 1872 die Herren Dr. Virchow und Dr. Hostmann eine Ausgrabung unternahmen. (Siehe S. 18 und 195.) Durch dieselbe wurden zwar eine große Menge von Knochen des Höhlenbären und auch einzelne neuere Knochen und Urnenscherben zu Tage gefördert; indessen wurden entscheidende Ergebnisse nicht erlangt. Eine reichere Ausbeute gewährten die im Jahre 1881 von Herrn Struckmann unternommenen und mit Hülfe von Bergleuten aus Lauterberg ausgeführten Untersuchungen.

Man steigt auf 44 steinernen Stufen in die Höhle hinab, die im allgemeinen die Richtung von Nordwest nach Südost einhält und sich in einer Länge von 251 m verfolgen läßt. Man tritt zunächst in die große Vorhalle, in welcher von oben durch eine umfangreiche, infolge eines Deckeneinsturzes entstandene Spalte das Tageslicht einfällt; rechts vom Eingange befindet sich ein prächtiges Seitengewölbe, die sogenannte Kapelle; schreiten wir dagegen in dem Hauptgange der Höhle vorwärts, so gelangen wir in eine weite, einem erhabenen Kirchendome ähnliche Halle, die Leibnizhalle, die sich allmählich zum Bärengange verengt; ist dieser in gebückter Stellung durchschritten, so öffnet sich nach Norden ein weites, hohes Gewölbe, die Schillergrotte, in welcher zum Andenken an den 100jährigen Geburtstag des Dichters im Jahre 1859 eine eiserne Gedenktafel angebracht ist. Die Wanderung setzt sich jetzt in meist engen Räumen fort, bis man durch einen schmalen, schlüpfrigen Zugang in die Wolfskammer gelangt. Hier werden die meisten Besucher ihren Rückzug antreten; ein weiteres Vordringen ist nur möglich, indem man sich platt auf den Bauch wirft und eine enge Spalte durchkriecht. Man gelangt auf diese Weise abermals in einen größeren gewölbten Raum, die Karlsgrotte, die schließlich in eine enge, noch etwa 20 m weit zu verfolgende Spalte ausläuft. Damit ist das Ende der Höhle erreicht. Diese zeigt überall geglättete Wände und sonstige Spuren, daß in alter Zeit Wasser hindurchgeflossen ist; besonders interessant sind namentlich an verschiedenen Stellen der Decke und der Wände große trichterförmige Vertiefungen, die mit sogenannten Riesenkesseln oder Gletschertöpfen die größte Ähnlichkeit haben. Die sichtbaren auswaschenden Wirkungen des Wassers bei der hoch

*) Als Hörner und Knochen des fabelhaften Einhorns sah man die Knochen des antediluvianischen Höhlenbären an, welche man in Schalen von Kalksinter in Menge fand. Leibniz giebt in seiner „Protogaea" (Göttingen 1749. 4.) die Abbildung eines in der Höhle gefundenen „Einhorn"-Skelettes.

**) Brückmann (XXXVI. Epist. it.) erkennt bereits, daß die aufgefundenen Knochen die größte Ähnlichkeit mit denen der Bären haben.

am Berge belegenen Höhle lassen sich nur dadurch erklären, daß zur Zeit, als der Südrand des Harzes, wie der größte Teil unserer deutschen Mittelgebirge noch von Gletschern bedeckt war, das Schmelzwasser eines solchen in der Form eines tobenden Gletscherbaches durch die Höhle seinen Abzug nahm. Es werden dadurch auch andere Erscheinungen erklärt, die bei den älteren fossilen Tierknochen hervortreten. Die bisherigen Ausgrabungen sind vorzugsweise in der Kapelle, in der großen Vorhalle, in der Schillergrotte und in der Wolfskammer vorgenommen. Der ganze Boden ist bis zur untersuchten Tiefe von 2,5 bis 3 m mit einem gelblichen, mit mehr oder weniger Steinen vermengten Höhlenlehm bedeckt; tiefer folgen an den meisten Stellen größere Steinblöcke, durch welche das weitere Eindringen sehr schwierig wird. Dieser Höhlenlehm ist nun die Fundstelle zahlreicher Knochen und anderer Reste aus grauer Vorzeit. Die unteren Schichten desselben enthalten in allen Teilen der Höhle neben wenigen Knochen des Höhlentigers, ziemlich häufigen Resten des Wolfes, der Fischotter und des Dachses eine überaus große Menge von Bärenknochen und zwar von der längst ausgestorbenen sehr großen Art, die unter dem Namen des Höhlenbären allgemein bekannt ist. Man findet jedoch nicht die ganzen Skelette oder größere Skeletteile desselben, sondern abgesehen von den Wirbeln und Fußwurzelknochen nur zerschlagene und zerklopfte Knochen; namentlich sind die größeren Röhrenknochen fast ohne Ausnahme der Länge nach gespalten und in kleine Stücke zersplittert. Dasselbe gilt von Schädeln, die nur in Bruchstücken neben zahlreichen, vortrefflich erhaltenen Zähnen gefunden werden. Es ist dieses nicht etwa ein Zufall oder eine Folge der Verwitterung; vielmehr läßt der Zustand und die gleichförmige Beschaffenheit der Knochen darauf schließen, daß dieselben absichtlich von Menschenhand zerschlagen und zerklopft worden sind. Auch bezeugen einige rohe Topfscherben und Stückchen von Holzkohle die damalige Gegenwart des Menschen. Die Tiere sind nicht etwa in der Höhle gestorben, auch sind die Kadaver derselben nicht eingeschwemmt; vielmehr fielen die Bären der Urbevölkerung der Gegend zur Beute und wurden in die Höhle geschleppt, um bis auf die letzten Reste verspeist zu werden; die Knochen wurden zerschlagen, um das Mark zu gewinnen, welches für einen besonderen Leckerbissen galt. Also war die Einhornhöhle in ältester Zeit bereits bewohnt und zwar vor Tausenden von Jahren, als der Harz noch von Gletschern bedeckt war. Es läßt sich dieses daraus abnehmen, daß viele der zerschlagenen Knochen, namentlich in den hinteren Teilen der Höhle, zugleich deutliche Spuren der Abrollung zeigen; sie müssen daher in der Höhle vom Wasser fortbewegt sein; dieses konnte nur geschehen, als noch ein Gletscherbach durch dieselbe floß; vorher mußte also die Höhle bereits bewohnt sein, demnach innerhalb der langen Periode, die wir als Eiszeit bezeichnen, und zwar in der Zwischenzeit, während der Gletscher sich zeitweise zurückzog und die Höhle trocken wurde. Dieser Vorgang mag sich mehrfach wiederholt haben.

Eine zweite jüngere Kulturschicht, die an einigen Stellen der Höhle über dem älteren Lehm entdeckt wurde, liefert den Beweis, daß dieselbe auch nach der Eiszeit bewohnt oder mindestens vorübergehend als Zufluchtsort benutzt wurde. Auch in dieser Ablagerung sind die Knochen des Höhlenbären noch vor allen anderen überwiegend; daneben finden sich auch wieder die Reste des Wolfs und der Fischotter; von besonderem Interesse ist es aber, daß sehr primitive Topfscherben in größerer Anzahl auftreten, und daß auch das Wildschwein, der Hirsch und das Reh, also echte Waldtiere, erscheinen, ein sicheres

Anzeichen, daß das Eis von den Berghängen gewichen ist, und sich die Umgegend mit Wald bedeckt hat. Auch in dieser Schicht sind die größeren Röhrenknochen wiederum sämtlich aufgeschlagen; von unseren Haustieren findet sich aber noch keine Spur darunter. Die damaligen Bewohner waren daher ein auf niedriger Kulturstufe stehendes Jägervolk, über welches alle geschichtlichen Aufschlüsse fehlen.

Diese zweite Kulturschicht wird in einem Teile der großen Vorhalle durch eine stellenweise fußdicke horizontale Tropfsteinplatte nach oben begrenzt; teils auf dieser letzteren, teils auch unmittelbar über dem jüngeren Höhlenlehm, jedoch scharf von demselben abgegrenzt, wurde eine dritte Kulturschicht aufgefunden, die sich schon äußerlich dadurch von den älteren Ablagerungen unterschied, daß sie eine dunkle, größtenteils völlig schwarze Farbe besaß, mit Holzkohle und Asche stark vermengt war und völlig den Eindruck einer Moderschicht machte. Dieselbe besaß nur eine Mächtigkeit von 0,80 bis 1 m, und war nach oben hin teils von Steinschutt bedeckt, teilweise aber auch, namentlich in einigen seitlichen Winkeln der großen Vorhalle, durch eine schwärzliche Kalksinterdecke abgeschlossen. Die Untersuchung dieser jüngsten, bisher allen Forschern entgangenen Ablagerung führte zu den interessantesten Ergebnissen, die uns einen wichtigen Einblick in die Urgeschichte unseres Landes gestatten. Die ganze Schicht war erfüllt mit Knochenresten von wilden und gezähmten Tieren, von denen ein großer Teil absichtlich aufgeschlagen ist und deutliche Spuren künstlicher Bearbeitung an sich trägt; viele sind wie von Ruß geschwärzt, einige sind calciniert und lassen die Einwirkung des Feuers wahrnehmen. Zwischen diesen tierischen Resten zerstreut lag eine nicht unerhebliche Anzahl von menschlichen Gebeinen, die erkennen lassen, daß sie mindestens sechs Individuen, und zwar einem dreijährigen und einem siebenjährigen Kinde, einer weiblichen Person, zwei kräftigen Männern und einem alten Manne angehört haben. Viele dieser Knochen sind von Kalksinter dünn überzogen, verschiedene darunter geschwärzt, die größeren Röhrenknochen meist zerbrochen, und zwar sind die Bruchflächen alt; nur ein einziger ist jedoch so aufgeschlagen, daß die spongiöse Substanz bloßgelegt ist. Außerdem wurden in dieser oberen Kulturschicht über 400 kleinere und größere Topfscherben gefunden, die, nach ihrer Form und sonstigen Beschaffenheit zu urteilen, etwa 95 verschiedenen Gefäßen angehört haben. Die meisten sind von ganz roher Arbeit, dickwandig, ungebrannt und unverziert, nur 10 Stück, welche die Benutzung der Drehscheibe bei der Anfertigung erkennen lassen, werden einer neueren Zeit angehört haben und sind wahrscheinlich später zwischen die vorhistorischen Gegenstände gelangt. Die an einer Anzahl von Gefäßen vorhandenen Verzierungen sind sehr primitiver Art und meist mittelst der Fingerspitzen und Fingernägel eingedrückt. Viele der Scherben sind von Feuer geschwärzt und offenbar früher als Kochgeschirr benutzt; andere haben, nach ihrer Form zu urteilen, zur Aufbewahrung teils flüssiger, teils trockener Gegenstände gedient. Daneben wurden einzelne einer sehr frühen Kulturstufe angehörige Geräte und Schmucksachen gefunden, namentlich zwei rohe Steinhämmer, ein durchbohrter Steinhammer, ein fein geschliffener Steinkeil, ein Schleifstein, ein Schaber von Feuerstein, das Fragment eines sehr rohen Siebes von Thon, eine rohe Thonperle, eine Knochen- und eine Bernsteinperle, ein bearbeitetes Stück Hirschhorn, zwei sorgfältig zugespitzte und geglättete Pfriemen von Knochen, endlich auch einige Gegenstände von Metall, namentlich eine Nadel und eine Spirale von Bronze und eine knieförmig gebogene eiserne Nadel. Der ganze Charakter der aufgefundenen

Reste läßt nicht daran zweifeln, daß dieselben Abfälle aus dem Haushalte einer vorhistorischen Niederlassung bilden; man kann dieselben geradezu als Küchenabfälle bezeichnen. Als Herdstelle hat die oben erwähnte große Tropfsteinplatte gedient; rund umher wurden im Laufe der Jahre die unbrauchbaren Reste der Mahlzeiten zusammen mit Asche und zerbrochenem Geschirr aufgehäuft. Durch eine sorgfältige Bestimmung der Knochenreste ist es sogar möglich gewesen, das ungefähre Verhältnis der verschiedenen Tierarten festzustellen. Darnach kommen auf die Reste des wilden und zahmen Schweines 25 Prozent, auf das Schaf 17 Prozent, Edelhirsch 16 Prozent, eine kleinere und größere, zahme Rinderrasse $12\frac{1}{2}$ Prozent, Ur $2\frac{1}{2}$ Prozent, Ziege 12 Prozent, Reh 5 Prozent, Bär 4 Prozent, Haushund 3 Prozent, Pferd 1 Prozent, Elch $\frac{2}{3}$ Prozent, Wildkatze $\frac{1}{2}$ Prozent, Dachs $\frac{1}{2}$ Prozent und Fuchs $\frac{1}{3}$ Prozent. Außerdem wurden noch Knochenreste verschiedener Fledermäuse, kleiner Nagetiere und Vögel gefunden, und zwar von Arten, die noch jetzt in der Gegend leben. Leider erlaubt es der beschränkte Raum nicht, an dieser Stelle auf diese höchst interessanten Verhältnisse näher einzugehen. Es soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß zwischen der zweiten und dritten Kulturschicht große Veränderungen in der Fauna vor sich gegangen sind. Der Höhlenbär hat dem braunen Bären Platz gemacht; wenigstens sind die Reste des ersteren nicht mehr mit Sicherheit aus der oberen Kulturschicht nachgewiesen; neben den Jagdtieren finden sich zahlreiche Reste von Haustieren. Die Bevölkerung ist demnach in der Entwickelung bedeutend fortgeschritten; sie ist nicht mehr allein auf den Ertrag der Jagd angewiesen; Rind, Schaf, Ziege und Schwein befinden sich im gezähmten Zustande und erleichtern den Bewohnern das Dasein; der Hund ist bereits der treue Begleiter des Menschen auf der Jagd und bei der Herde, mußte aber auch gelegentlich als Nahrung dienen, wie einzelne künstlich aufgeschlagene Knochen desselben beweisen. Die Niederlassung in der Höhle war keine vorübergehende, sondern offenbar von langjähriger Dauer. Die meisten Reste weisen auf die sogen. jüngere Steinzeit hin; jedoch lassen die einzelnen Gegenstände von Metall, namentlich die eiserne Nadel von sehr charakteristischer Form darauf schließen, daß die Einhornhöhle vielleicht noch in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung bewohnt war. Ein ungelöstes Rätsel bleiben einstweilen noch die zwischen den Küchenabfällen zerstreuten menschlichen Gebeine; einzelne Umstände legen den Verdacht nahe, daß die alten Bewohner, wie dieses mit größter Wahrscheinlichkeit auch von einigen anderen Orten nachgewiesen ist, gelegentlich dem Kannibalismus huldigten, jedoch fehlen dafür einstweilen die sicheren Beweise, so daß auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen ist, daß die Leichen der Verstorbenen in der Höhle begraben und deren Gebeine in späterer Zeit zufällig zwischen die Küchenabfälle gelangt sind. Vielleicht wird die beabsichtigte Fortsetzung der Ausgrabungen auch über diesen Punkt weitere Aufklärung geben, und die bisherigen Resultate, die bereits einen interessanten Beitrag zur Urgeschichte unserer Gegend geliefert haben, noch vervollständigen. Die Fundgegenstände sind dem Provinzialmuseum zu Hannover einverleibt."

Westlich von dieser Höhle liegt auf einer felsigen Höhe die Steinkirche. Sie besteht aus einer 50 Schritt langen und 9 bis 15 (im Durchschnitt also 12) Schritt breiten trockenen Höhle, welche an der höchsten Stelle ihrer gewölbartigen Decke, wo sich eine Lichtöffnung befindet, 7,30 m hoch ist. Man tritt von einem daran liegenden Rasenplatze ohne Stufen hinein. Falz und Hespenhakenlöcher zeigen, daß der Eingang zur Grotte einst verschließbar war.

Zur Rechten führen einige Stufen zu einer ziemlich formlos in den Felsen gehauenen kleinen Kanzel; eine früher verschließbare Spitzbogennische zur Linken wird den Weihwasserkessel enthalten haben. Weiterhin, etwa in der Mitte der Höhle, zweigt sich zur Rechten eine Seitenvertiefung ab, zu welcher einige hohe, ganz rohe Stufen hinaufführen, die Mensa für den Altar. Einander gegenüber liegende Löcher in den Wänden können nur zur Aufnahme von Gebälk und Eisenwerk eingehauen sein. Am Vorplatz ist ein mannshoher Gang durch den Felsen gehauen, in dem sich ebenfalls Balkenlöcher vorfinden. In einer Nische desselben, welche vorn zur Linken angebracht ist, wird ein Heiligenbild gestanden haben.

Die Kanzel ist so angeordnet, daß man sich von ihr nur zu einer vor der Grotte befindlichen Versammlung wenden konnte. Möglicherweise — ein weiterer Anhalt fehlt — war der Rasenplatz vor dem Felsen überbaut, so daß er das Schiff der Kirche bildete.

Die Sage führt die Anlage dieser gottesdienstlichen Stätte auf Bonifacius zurück. Einst waren die Heiden auf diesem Felsen versammelt und brachten ihrem Wuotan blutige Opfer. Da trat plötzlich der kühne Apostel mitten unter sie, redete in mächtig ergreifenden Worten von der Ohnmacht ihres Götzen und der Allgewalt und Herrlichkeit des lebendigen Gottes und ergriff, um ihnen die Göttlichkeit seiner Sendung zu beweisen, eine hölzerne Axt und begann mit derselben den Felsen auszuhöhlen. Und siehe, das harte Gestein wich unter dem schwachen Werkzeuge wie weiches Wachs. Da fielen die trotzigen Sachsen anbetend auf ihre Kniee und ließen sich in der nahen Oder taufen.

Mag Bonifacius selbst bis an den Harzrand gekommen sein oder nicht, die Steinkirche stammt nach dem Urteile Sachverständiger doch aus dem achten, spätestens aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts und ist somit das älteste Denkmal des Christentums hiesiger Gegend. (Siehe S. 123.)

(In Urkunden der Grafen von Scharzfeld heißen Kirche und Fels der Ritterstein. Auf der südlichen, vorderen Kuppe des Felsens finden sich Wallreste und Kalkmörtel. Manche halten die Anlage für eine vorhistorische Wallburg, doch stammt sie wohl erst aus der Zeit der Burg Scharzfeld.)

Auch von Herzberg nach Osterode zieht sich eine ganze Reihe von Erdfällen und Höhlen. Gleich unter dem Schlosse Herzberg liegen der Ochsenpfuhl und der Jües, zwei mit Wasser angefüllte Erdfälle. Daß sie mit unterirdischen Gipsschlotten und Wasserläufen in Verbindung stehen, geht namentlich daraus hervor, daß der Ochsenpfuhl bei geringem und unterbrochenem Zuflusse und ohne jeden Abfluß stets denselben Wasserstand behält. Aus der Tiefe des Jües sollen zuweilen verfaulte Tannenstämme auftauchen; dieselben werden einst bei der Bildung des Erdfalles mit versunken sein. Zwischen der Aschenhütte und dem Vorwerk Düna treffen wir die Jettenhöhle, eine ausgedehnte Grotte mit klarem Teiche; näher dem Rande des Gebirges folgen dann die Teufelsbäder, eine lange Kette von wassergefüllten Erdlöchern in schauerlicher Umgebung; in dem vom Walde umgebenen Teufelsloche sollen die größten Tannen spurlos verschwinden. Bei Ührde liegt der Klinkerbrunnen, eine geräumige, finstre Gipshöhle mit engem Eingange, welche Ritter mit der Heimkehle vergleicht; das unausgesetzt klingend niedertröpfelnde Wasser hat ihr den Namen gegeben.

Auch die Stadt Seesen liegt auf einem Grunde, in dem durch unterirdische Auswaschung tiefe Höhlungen entstanden sind. (Die Grubenwasser des Oberharzes, auf welche man die Entstehung derselben früher zurückzuführen

versuchte, sind dabei ohne Einfluß gewesen.) Viele dieser Hohlräume sind eingestürzt. Schon in einem Protokolle aus dem 15. Jahrhundert werden Erdfälle erwähnt, und im Jahre 1817 gab es deren bereits fünfzehn, sechs größere und neun kleinere. Noch in diesem Jahrhundert, zuletzt 1845 und 1878, bildeten sich neue, doch nur von geringer Ausdehnung.

Der nördlichste Erdfall am Harzrande ist der S. 96 erwähnte Dillsgraben bei Bockenem.

13. Ohrum.

Am linken Ufer der Oker, kaum $1^1/_2$ Wegstunden südlich von Wolfenbüttel, aber noch im hildesheimschen Kreise Goslar, liegt das Kirchdorf Ohrum das als Horoheim, Horem, Arem und Arhen schon vor mehr als 1100 Jahren in der Geschichte genannt ist.

1. Die Franken machen mit Hülfe der Sachsen dem Thüringerreiche ein Ende. 528.

Als der Frankenkönig Childerich, Merowigs Sohn, vom Thron gestoßen und vertrieben ward, fand er beim Thüringerkönig Basinus (siehe S. 121) freundliche Aufnahme. Aber er lohnte die ihm acht Jahre hindurch erwiesene Gastfreundschaft dadurch mit Undank, daß er seinem edlen Beschützer die Gemahlin Basina abwendig machte, so daß sie ihm heimlich folgte, als er 464 von den Franken zurückgerufen wurde. Diese Treulosigkeit entzündete einen unversöhnlichen Haß zwischen den beiden Königsfamilien. Wohl machte Basinus mehrere verheerende Rachezüge in das Frankenland; als aber dort Chlodwig, der Sohn Childerichs und der Basina, auf den Thron kam, gelang es diesem im Jahre 491, Thüringen zu unterwerfen und Basinus tributpflichtig zu machen.

Nach Basinus Tode teilten seine Söhne Balderich, Berthar und Irminfried (Hermannfried) seine Länder. Dem letzteren, der mit der schönen, aber herrschsüchtigen Amalberga, der Nichte Theodorichs des Ostgoten, verheiratet war (siehe S. 120), fiel das heutige Thüringen zu. Bald aber vergrößerte er sein Reich durch das Erbe seines Bruders Berthar, den er auf Anstiften seiner Gemahlin umbrachte. Auch damit noch nicht zufrieden, deckte ihm einst das arge Weib spottend nur den halben Tisch und rief ihm höhnend zu: Dem halben König der halbe Tisch! Da beschloß Irminfried, auch seinen Bruder Balderich aus dem Wege zu räumen. Das vermochte er aber, da dieser in Voraussicht eines solchen Anschlages stark gerüstet dastand, nicht ohne fremde Hülfe. Er wandte sich deshalb an den Frankenkönig Theodorich (Dietrich), Chlodwigs Sohn, und versprach ihm die Hälfte des zu erobernden Gebietes. Gern folgte dieser der Aufforderung, und Balderich erlag, tapfer streitend, der Übermacht, 520.

Als aber die Franken in ihre Heimat zurückgekehrt waren, vergaß Irminfried seines Versprechens, ja er kündigte dem Könige Theodorich sogar den Tribut auf, den er, wie sein Vater und seine Brüder, bis dahin entrichtet hatte. „Da entbrannte Dietrich im grimmen Zorne und verband sich mit seinem Bruder Chlotar, um Hermannfrieds Treulosigkeit zu züchtigen und Amalbergas Stolz zu brechen."

Die Thüringer erwarteten das Heer der beiden Frankenkönige in starker Stellung bei Ronneberg (Runibergun) am Deister. Anfangs konnten die Franken nur langsam und unter großen Verlusten vorrücken, denn ihre Reiter stürzten in die tiefen Gruben, welche ihnen die Thüringer gegraben und trüge-

risch mit Rasen bedeckt hatten. Bald aber waren diese Hindernisse überwunden, und das Glück wandte sich den Franken zu. Da floh Hermannfried feige, und sein Heer ihm nach.

Zum zweitenmale stellte er es bei Ohrum an der Oker auf, aber auch hier ward er völlig geschlagen. Flüchtend erreichte er Thüringen und warf sich in die feste Burg Scheidungen an der Unstrut. Ihn dort anzugreifen, fühlte sich Theodorich zu schwach. Er bezog deshalb einstweilen ein festes Lager bei Ohrum und lud die Sachsen zu gemeinschaftlicher Heerfahrt nach Thüringen ein. (Siehe S. 32 f.) Diese hatten bereits siegreich mit den Thüringern gekämpft. Dietrichs Aufforderung bot ihnen eine willkommene Gelegenheit, ihr Gebiet nach dem Süden weiter auszudehnen. „Neuntausend der Gerufenen stellten sich im fränkischen Lager ein, hochgewachsene, starke Männer, durch keine Gefahr geschreckt, List mit Ausdauer im Kampfe verbindend, wegen des unbeschnittenen Hauptthaares, der schweren Lanze und des an der Hüfte herabhängenden Langmessers ein Gegenstand der Bewunderung bei ihren Waffengenossen.“ (Havemann.)

Unterdes hatten sich die Thüringer von neuem gesammelt und erwarteten die Gegner an der Unstrut. An dem Ufer derselben ward drei Tage lang grausam gefochten. Die Leichen der Thüringer füllten den Fluß bis oben an, so daß die Sieger über sie wie über eine Brücke hinwegschritten. Hermannfried hatte sich auf die Burg Scheidungen zu seiner Gemahlin gerettet und ward dort hart belagert. Als er sich nicht länger zu halten vermochte, dachte er sich durch neuen Verrat zu retten. Indem er den Frankenkönig durch vertraute Boten flehentlich um Begnadigung bat, machte er ihm den Vorschlag, gemeinschaftlich dessen gefährliche Freunde, die von den Franken schon gefürchteten Sachsen, zu überfallen und zu erschlagen. Wohl ging der ebenso treulose Dietrich darauf ein, aber die Sachsen erhielten frühzeitig Kunde von dem Verrat, erstürmten erbittert nächtlich die Burg und machten alle wehrhaften Männer nieder; 528.*)

Irminfried war mit seiner Gemahlin durch eine geheime Pforte entkommen und in das fränkische Lager geflüchtet. Theodorich nahm ihn freundlich auf, soll ihn aber später (in Zülpich?) von der Mauer gestürzt und dadurch getötet haben.

Die Sachsen und Franken teilten die Beute in der Weise, daß erstere das ganze Land nördlich von der Unstrut und östlich vom Sachsgraben erhielten. Siehe S. 32 ff.

2. Pipin der Kleine bei Ohrum.

Nach dem Tode Karl Martells, des gewaltigen fränkischen Hausmeiers, der 718 und 720 Sachsen bis zur Weser und 738 bis zur Lippe durchzog, fiel Thüringen seinem Sohn Karlmann zu. Nachdem dieser in Gemeinschaft mit seinem Bruder Pipin im Jahre 743 den Bayernherzog Oatilo am Lech entscheidend geschlagen hatte, brach er gegen die Bundesgenossen desselben, die Sachsen, auf, um sie für ihre häufigen Bedrohungen und Einfälle, die auch gegen die vom heil. Bonifacius in Fulda gegründete Missionsanstalt und die von dort ausgehende Missionsthätigkeit gerichtet waren, zu züchtigen und zur Ruhe zu zwingen. Er durchzog die südöstlichen und östlichen Vorlande des

---

*) Die Quedlinburgsche Chronik giebt für die Schlacht bei Ohrum irrtümlich das Jahr 532 an.



Harzes, eroberte durch Kapitulation die „Oscioburg", die Feste des Sachsenhäuptlings Theoderich, nahm diesen gefangen und erhielt das Versprechen der Unterwerfung. Aber kaum freigelassen, nahm Theoderich den Krieg wieder auf, geriet zum zweiten Male in Gefangenschaft und gelobte nochmals Treue.

Im Jahre 747 ging Karlmann in ein Kloster, und sein Bruder Pipin wurde alleiniger Hausmeier des Frankenreichs. Versöhnlicher als jener, entließ er nun ihren Stiefbruder Grifo, dessen Mutter, Karl Martells zweite Gemahlin, eine edle Bayerin war, aus der strengen Haft, in welche ihn ein Aufstand gebracht hatte, durch den seine Mutter ihm das ihm zustehende Erbe verschaffen wollte. Alsbald floh Grifo, von einer Schar vornehmer Franken begleitet, zu den Sachsen, reizte sie zum Kriege gegen seinen Bruder auf und sammelte mit ihrer Unterstützung selbst ein Heer. (Über seinen Aufenthalt bei den Sachsen siehe S. 123.) Als Pipin Kunde davon erhielt, zog er eiligst ein Heer zusammen, und fiel, den Sachsen zuvorkommend, in die vormals nordthüringenschen Gaue ein. Bald war Theoderichs Feste, die diesesmal Hocseburg (Hochseeburg) genannt wird und höchst wahrscheinlich auf dem Schloßberge bei Seeburg lag, samt jenem Häuptling selber in seiner Hand und das Land der Nordschwaben unterworfen. Hier durch ein großes slavisches Hülfsheer verstärkt, setzte er seinen Marsch nach Norden durch dieselben Gegenden fort, die wenige Jahre zuvor von Karlmann heimgesucht waren, und schlug an der Grenze des Nordthüringaues und des Derlingaues, wo unweit Schöningen das Flüßchen Missau vom Elm herabrinnt, sein Lager auf.

Der Heerbann der Sachsen aber sammelte sich bei Ohrum an der Oker. Der Ohder oder Oderwald, der in einer Länge von 1¼ Meilen von Klein Flöthe und Heiningen im Süden bis Wolfenbüttel im Norden am linken Ufer des Flusses sich erstreckt und gegen diesen steiler als im Westen abfällt, bot sich ihnen hier als natürliche Festung dar, welcher die damals wasserreiche Oker gegen Osten, wo die Franken standen, als trefflicher Festungsgraben diente. Pipin zog gegen diese Verschanzung heran und lagerte sich im Osten der Oker. Aber keins der Heere wollte den Kampf beginnen. Den Franken und Slaven, obwohl zusammen 100000 Mann stark, flößte wohl die große Zahl der Sachsen und die geschützte Stellung derselben Besorgnis um den Ausgang des Kampfes ein; die Sachsen mochte es gereuen, daß sie um eines verhaßten Franken willen ihr Land neuer Verheerung preisgaben. Da kamen die Führer angesichts beider Heere, wahrscheinlich auf den in der Mitte zwischen beiden bei Ohrum einzeln gelegenen Hügeln zu einer Besprechung zusammen.

Hier gelang es den Sachsen, die wider einander streitenden Brüder mit einander auszusöhnen, und die Heere kehrten in Frieden in ihre Heimat zurück. Grifo aber, der nur zum Scheine sich verträglich gezeigt hatte und seinen Verbündeten ferner nicht traute, floh 748 nach Baiern.

(Abweichend von allen andern alten Chronisten, erzählen die Metzer Annalen, ohne jener Aussöhnung zu erwähnen, daß die Sachsen ihre Stellung einem so mächtigen Feinde gegenüber als unhaltbar erkannt und sich im Lande zerstreut hätten, und daß Pipin dann 40 Tage lang das umliegende Gebiet verwüstet und die sächsischen Burgen erobert und zerstört habe.)

3. Karl der Große bei Ohrum.

Im Winter 775 lagerte Karl der Große, nachdem er Hohensiegburg am Zusammenfluß der Lenne und Ruhr erobert, die zerstörte Eresburg wieder befestigt und sich durch den Sieg am Brunsberge in der Nähe von Hörter

den Übergang über die Weser erkämpft hatte, mit seinem Heere bei Ohrum. Da erkannten die Ostfalen ihre Ohnmacht dem gewaltigen Franken gegenüber. In seinem Lager erschien ihr Herzog Hassi oder Hessi mit den Angesehensten seines Volkes, bot seine Unterwerfung an, stellte Geiseln und schwur den Eid des Gehorsams.

Doch schon im folgenden Jahre entbrannte der Krieg von neuem. Nach blutigen Niederlagen stellten sich die Ostfalen 779 schon an der Weser zur Unterwerfung ein. Dennoch durchzog Karl auch dieses Mal wieder ihr Gebiet und lagerte sich 780 bei Ohrum. Hier erschienen vor ihm die Sachsen aus dem Bardengau (diesseit der Elbe) und viele Albinger (aus Holstein), unterwarfen sich dem Frankenkönig und ließen sich zum Zeichen dessen in der Oker taufen. „Wohl mochte Karl, wenn er von jenen Hügeln das bewegte Schauspiel erblickte, glauben, daß die Oker Heidentum und Feindschaft fortspülte, mochte das Land unter Bischöfe und Geistliche in kirchlichen Sprengeln verteilen und sich durch Aushebung zahlreicher Geiseln gesichert halten.“ (Lüntzel.)

Noch jetzt zeigt man im Kirchturme zu Ohrum einen sehr alten Taufstein, welcher der Sage nach bei jener Taufe der Sachsen benutzt ist. In der Oker und dem Geröll zu ihren Seiten findet man hin und wieder schmucklose bleierne Kreuzchen, die den Sachsen in der Taufe übergeben, von ihnen aber als ein Zeichen des ihnen auferlegten fremden Joches in den Fluß geworfen sind. Als Ort der Taufe wird das „Vaddernloch“, eine sumpfige Stelle nahe dem heutigen Bette der veränderlichen Oker, bezeichnet. (Vergl. Seite 126.)

14. Die Reichspfalz Werla.

Das linke Ufer der Oker begleitet von Wöltingerode bis Wolfenbüttel ein meist bewaldeter Höhenzug, dessen mittleres Drittel, im Süden durch das Flüßchen Wedde von dem Harly und Okerberge, im Norden durch das Flüßchen Warne vom Ohderwalde geschieden, in früherer Zeit das Wehrla hieß. In der Mitte des mit der Oker, der alten Völkerscheide, parallel laufenden Leriganes belegen, der eine mit Befestigungen versehene Grenz- und Schutzöde war, trug das Wehrla, d. i. der Wehrwald, auf seiner Höhe die zur Abwehr der von Osten her eindringenden Feinde, der Slaven und Ungarn, bestimmten stärksten, wohl in Verhauen und Hagen bestehenden Befestigungen. „So lange östlich der Oker feindliches Land war, konnte die Wehrfeste nicht schöner liegen: sie schaute dem Feinde keck ins Angesicht und überwachte seine Bewegungen, wenn er sich im Steinfelde zeigte.“ (Lüntzel.)

Schon im 10. Jahrhundert trug das Wehrla an der Stelle, wo zwischen Schladen und Burgdorf die Höhe unmittelbar an den Fluß herantritt, etwa der heutigen Steinfelder Mühle gegenüber, eine Burg, die nach dem Sachsenspiegel zu den fünf im Herzogtum Sachsen belegenen Reichspfalzen gehörte.

Ihr Name findet sich in ältester Zeit Werlaon, Werlaha, Uuerla, Werlahon, Uuerlahun, Uuerlahu, Werela, Warlu, Werella, später Werla und Werle geschrieben. Auch der jetzt Warne genannte Bach hieß damals Werla. Ebenso bewahrt das benachbarte Dorf Wehre in veränderter Form jenen Namen.

Die Stätte, auf der die Reichspfalz erbaut wurde, war dieser Bestimmung durchaus würdig. Morgenwärts blickte die Burg „in das weite Steinfeld, im Süden auf des Harzgebirges dunkle Massen; nach den andern Himmelsgegenden hatte sie bebaute Flächen um sich. Dicht an dem Hügel, worauf sie lag, weicht die die Oker begleitende Anhöhe etwas zurück und umkreiset,

wie von der Kunst gebildet, im regelmäßigsten Halbrund ein kleines Thal mit ebener Fläche." Die innere Fläche dieses fast mathematisch vollkommenen Halbkreises „liegt in gleicher Höhe mit dem Steinfelde und bildet mit dem ihn zur Hälfte umkreisenden Abfalle der Anhöhe ein natürliches Amphitheater. Man kann nicht zweifeln, daß der anmutige Ort ernster Beratung und frohem Spiele gedient habe; eine Bühne, die selbst griechischen Sinn, soweit dieser im finstern Norden möglich ist, hätte befriedigen mögen: der Blick des Zuschauers konnte ja über die Bühne hinaus über das weite Steinfeld schweifen und auf den rasch und dunkel aufsteigenden Bergen des Harzes mit dem sie beherrschenden Brocken ruhen." (Küntzel.)

Von Heinrich I. bis Friedrich I. weilten die Kaiser oft auf der Pfalz Werla, versammelten hier die Fürsten des Reichs zu Beratungen wie zur Siegesfeier und nahmen hier wichtige Regierungsverhandlungen vor.

Zum ersten Male geschieht der Reichspfalz im Jahre 924 Erwähnung. Damals waren die Ungarn, diese größte Plage des 10. Jahrhunderts, wieder in Deutschland eingebrochen und verheerten vorzugsweise die östlich und nördlich vom Harze belegenen Teile des Sachsenlandes. König Heinrich vermochte noch nicht, ihnen im offenen Felde entgegen zu treten. Aber wenn das schnelle Reitervolk sich in kleineren Scharen zum Plündern über das Land verbreitete, dann nahmen die Besatzungen der königlichen Burgen es wahr, sie zu überfallen und niederzumetzeln. Heinrich selbst leitete von Werla aus diesen Kleinkrieg. Da kehrte eines Tags eine Schar kühner Sachsen von einem gelungenen Streifzuge zurück und überlieferte jubelnd dem Könige als beste Beute einen gefangenen Ungarfürsten. Es war wohl niemand geringeres als der Herzog Zoltan selber, denn bald sammelte sich im weiten Steinfelde unabsehbar das ganze Ungarheer und bat unter Anerbietung reichen Lösegeldes um Freigabe des Gefangenen. Heinrich verschmähte die Schätze; er verlangte als wertvolleren Preis einen neunjährigen Waffenstillstand, um während dieser Zeit sein Deutschland aus Ohnmacht und Schmach mit starker und sicherer Hand zu erwecken. Die Ungarfürsten gingen den Vertrag ein, und Heinrich entließ den Gefangenen reich beschenkt.

Und als nun die wilden Horden im Jahre 933 Deutschland wieder überfluteten, da konnte Heinrich ihnen in seinen geübten und zuversichtlich gewordenen deutschen Kriegern einen starken Damm entgegenstellen, der ihren stürmischen Anprall ohne Wanken aushielt, sich auf sie warf und sie zermalmend erdrückte. (Siehe S. 44.) Stolz und freudig zog Heinrich nun wieder nach Werla, dahin, wo er den großen Gedanken zu Deutschlands Erhebung gefaßt hatte, und feierte hier am heiligen Christfeste inmitten seiner Fürsten zugleich ein Dank- und Siegesfest.

Im Jahre 938 suchten die Ungarn die Gegend noch einmal heim. Von ihrem an der Bode aufgeschlagenen Lager aus verbreiteten sie sich sengend und brennend, raubend und mordend weit und breit in die Umgegend. Als aber einer ihrer vorgeschobenen Haufen im Drömling erschlagen und der andere von der Besatzung von Stederburg in die Flucht gejagt und dann von den Besatzungen von Werla und Hebesheim aufgerieben war, ließen sie sich nördlich vom Harze nicht wieder blicken.

Heinrich I. ist auch am 23. Februar 931 auf Werla gewesen; sein Sohn Otto I. stellte dort am 17. Oktober 936, 30. Juni 937, 11. September 939, 19. April 940, 4. Mai 946, 21. April 956 Urkunden aus.

Am 30. März 968 hielt dort der Sachsenherzog Hermann Billung im Auftrage des Kaisers (den er auch am 11. September 939 hierher begleitet hatte) eine Fürsten- und Volksversammlung ab, in welcher er ein Schreiben des Kaisers Otto I. aus Capua in Campanien mitteilte, welches über die Vorgänge in Italien, namentlich über die Krönung seines Sohnes, Nachricht gab und zu beständigem Kriege gegen die Rhedarier aufforderte. Auf dieser Versammlung setzte Hermann auch in des Kaisers Namen Hildeward zum Bischof von Halberstadt ein.

Auch Kaiser Otto II. weilte mehrfach in Werla. Am 7. Juni 973 erteilte er dort der bischöflichen Kirche in Halberstadt zwei Privilegien und bestätigte ebendaselbst am 6. Januar 975 dem heil. Moritz in Magdeburg das Stift Weißenburg. Im Jahre 984 sah die Pfalz, wie ich S. 392 nachzulesen bitte, den Herzog Heinrich den Zänker von Bayern als Thronbewerber in ihren Mauern. Otto III. war nur einmal, am 27. Oktober 993, in Werla.

Nach seinem Tode ward 1002 die Wahlversammlung hierher berufen. Der Markgraf Ekkehard von Meißen und Thüringen, der die Wahl auf sich zu lenken suchte, lud freilich die sächsischen Fürsten nach Frohse im Magdeburgschen, aber die meisten folgten seiner Einladung nicht und wählten in Werla Heinrich II., den Sohn Heinrichs des Zänkers von Bayern, zum König. Nachdem Ekkehard die Fürsten in Frohse vergeblich erwartet hatte, eilte er nach Werla, um die Wahl Heinrichs zunichte zu machen, traf aber zu spät ein. Durch sein ungebührliches Benehmen machte er sich hier bei allen mißliebig. „In einer großen Halle der Pfalz war nämlich für die Schwestern des verstorbenen Kaisers, Sophie und Adelheid, Äbtissinnen von Gandersheim und Quedlinburg, das Abendessen mit Pracht angerichtet, die Sitze waren mit Teppichen belegt, und die kaiserlichen Prinzessinnen wurden erwartet. Da kam ihnen Ekkehard zuvor und ließ sich und seinem Anhange das Mahl zu gute kommen.“ Am folgenden Tage ging er nach Hildesheim und ward bald darauf von den jungen Grafen von Northeim und Catlenburg im Kloster Pöhlde ermordet. (Siehe S. 363.)

Kaiser Heinrich II. war am 5. November 1005 in Werla. 1013 hatte er Lichtmeß in Magdeburg gefeiert und gedachte zu Ostern in Aachen zu sein. Unterwegs aber erkrankte er heftig an der Kolik und mußte fünf Wochen in Werla bleiben, so daß er zu Ostern nur bis Paderborn kam. Während seines Krankenlagers in Werla besuchte ihn der Bischof Bernward von Hildesheim. Der Kaiser erwies sich diesem sehr gewogen: er bestätigte die Privilegien der hildesheimschen Kirche, sicherte dem Kapitel die freie Wahl des Bischofs zu, bestimmte die Grenzen der Diözese und beschenkte den Bischof mit mehreren seiner Privatgüter. — Im Jahre 1022 bestätigte Heinrich II. in Werla die Stiftung des Michaelisklosters zu Hildesheim.

Nach Heinrichs II. Tode versammelten sich die sächsischen Großen 1024 in Werla und hielten hier eine Vorberatung für die anstehende Kaiserwahl. In welcher Absicht die große Versammlung, welche etwa um 1032 in Werla tagte, zusammen berufen war, ist mir nicht bekannt.

Die salischen Kaiser zogen den Aufenthalt in der herrlich emporblühenden Reichsstadt Goslar dem in der einsamen Burg Werla vor. Nur einmal noch sah die alte Pfalz einen Kaiser mit den Reichsfürsten in ihren Mauern. Der Hohenstaufe Friedrich Rotbart war es, der auf seinem Zuge gegen Heinrich den Löwen am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) 1180 hier einritt und in Übereinstimmung mit den Fürsten den Anhängern Heinrichs unter

Androhung des Verlustes aller Lehen und Güter eine letzte Frist zur Unterwerfung bis Martini stellte.

Damals aber war die Pfalz schon seit 100 Jahren nicht mehr Reichsgut. Im Jahre 1086 schenkte nämlich Kaiser Heinrich IV. der hildesheimschen Kirche zur Zeit des Bischofs Udo den Kaiserhof Werla mit allem Zubehör (siehe jedoch „Goslar"), den Dörfern Gitter und Immenrode und 200 Hufen Landes.

Wann die Burg, von der kein Stein mehr vorhanden, verfallen ist, darüber fehlt jede Nachricht. 1288 gab es noch eine Kapelle Werla, welche Filial von Gielde war.

Justizrat Lüntzel teilt eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Notiz des hildesheimschen Landesarchivs mit: „Bei Burgdorff ist eine Feldmarkt, welche Werle heißt, Kloster Heinig (Heiningen) hat eine Capelle darauf gesetzet, weshalben ietzt dieser Ort von vielen Kreutzberg genannt wird. Rudera liegen tief, aber genug da...." Eine Nachgrabung hat auf der Stätte, über welche der Pflug geht, meines Wissens nicht stattgefunden.

Jetzt führt die Eisenbahn in unmittelbarer Nähe vorüber. Wer wenigstens im Fluge einen Blick auf die historisch höchst bedeutsame Stätte werfen will, der setze sich, wenn er in Börßum den Harzzug besteigt, zur Rechten an das Fenster und behalte die Oker im Auge. Nach kurzer Zeit, noch ehe der Zug die Station Schladen erreicht, tritt der Höhenzug, und zwar nur dieses eine Mal, fast unmittelbar an den Fluß heran. Oberhalb dieses Vorsprunges, der vor kurzem seitens der Wegbauverwaltung mit einem Gedenkstein bezeichnet ist, lag die Pfalz Werla.

15. Burg Herlingsberg.

Auf der „Harlyburg" bei Vienenburg, der südöstlichen Kuppe des lang sich erstreckenden Harlyberges, finden sich die gewaltigen Ringwälle der mittelalterlichen Burg Herlingsberg, welche wir bereits unter den „Befestigungen aus heidnischer Zeit" S. 70 f. besprochen haben.

Die Sage verlegt hierher den Stammsitz der mächtigen Grafen von Woldenberg. Im 10. Jahrhundert, so berichtet sie, verließ Wolting diese Burg und gründete in der am Fuße des Höhenzuges sich ausbreitenden Ebene Burg und Dorf Wöltingerode. Indes lassen sich die Woldenberger (Wöltingeroder) nicht über das Jahr 1124 zurückverfolgen, und der Rufname Wolting war bei ihnen niemals üblich. Ein Zubehör der Burg Wöltingerode war der „Herlingsberg" allerdings, denn Kaiser Otto IV., der sich desselben bemächtigt hatte, bestimmte in seinem am 18. Mai 1218 errichteten Testamente, daß das Kloster Wöltingerode für diese Beeinträchtigung seines Besitzes mit jährlich 38 Mark entschädigt, oder daß das Schloß, falls eine Entschädigung der Erbberechtigten des Berges nicht zu stande komme, niedergerissen werden solle.

Die Annahme, daß schon vor Otto IV. eine Burg auf dem „Harlunges"- oder „Harlungenberge" vorhanden gewesen sei, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Zu ihrer Erbauung, welche im Jahre 1201, vielleicht unter Zuhülfenahme einer vorchristlichen Wallbefestigung, erfolgte, gab der Widerstand der Reichsstadt Goslar gegen den König Otto den einzigen Anlaß. Da diese samt ihren Schirmvögten, den Grafen von Woldenberg-Harzburg, treu und entschieden auf Seiten des Hohenstaufen Philipp von Schwaben stand, so suchte Otto ihr von seiner Burg Lichtenberg aus den Handel lahm zu legen und damit ihre Lebensader zu unterbinden. Aber diese Bedrängung im Nordwesten wollte

allein nicht genügen, deshalb erbaute Otto hier im Nordosten in unmittelbarer Nähe Goslars eine zweite Zwingburg. Nun wurde der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten, so daß eine Hungersnot in derselben ausbrach, und der größte Teil der Bürger die Stadt verließ. Im Jahre 1204 zog Philipp heran, um die Harlingsburg zu erobern und damit Goslar freie Bahn zu machen; Otto rückte ihm von Braunschweig bis Burgdorf entgegen, kehrte aber um, als es Philipp gelang, den Pfalzgrafen Heinrich, Ottos Bruder, auf seine Seite zu ziehen. Indes zur Eroberung der Burg kam es trotzdem nicht. Auch die Grafen von Harzburg, denen im Frühlinge 1204 die Eroberung der Burg Lichtenberg gelang, scheinen den Versuch zur Erstürmung der Harlingsburg nicht gewagt zu haben.

Im Frühling 1218 hielt sich Otto, dem vom Kaisertum fast nichts als der Titel geblieben war, mit seiner Gemahlin auf seiner Burg Herlingsberg auf. Als er hier erkrankte, und sein Leiden infolge des übermäßig genommenen Heilmittels einen gefährlichen Charakter annahm, ließ er sich am 13. Mai (Domin. ante festum Potentianae) nach der benachbarten Harzburg bringen, welche ihm größere Bequemlichkeit bot. (Hier endete der noch nicht 36 Jahre alte Fürst am 19. desselben Monats sein bewegtes Leben.)

Wegen des Eigentumsrechtes an den Berg, auf welchem die Burg stand, muß eine Vereinbarung mit dem Kloster Wöltingerode, bezw. den Grafen von Woldenberg, als den Schutzherren desselben, zustande gekommen sein, denn die Burg wurde nicht gebrochen und blieb in welfischem Besitze. Im Jahre 1274 nennt Herzog Albert (Albrecht der Große) von Braunschweig den Ritter Konrad von Werre seinen Kastellan „in Herlingeberg". Wie auch sonst vielfach geschah, schrieb sich auch eine Burgmannenfamilie nach der Burg (1291).

Damals tobte um ihre Mauern der „herlingsbergsche Krieg". Ihr Besitzer, der Herzog Heinrich der Wunderliche von Grubenhagen, der bereits von 1283 an mehrfach in Fehde mit dem Bischof Siegfried II. von Hildesheim gelegen hatte, wurde von diesem beschuldigt, der Wegelagerei seiner dortigen Burgmannen Vorschub zu leisten. Vor allem klagten die Bürger von Hildesheim, daß die starke Besatzung des Herlingsbergs ihre Warenzüge überfalle und ihrem Handel damit großen Schaden zufüge; um den Plackereien ein Ende zu machen, erboten sie sich, jedoch vergebens, dem Herzog das Schloß abzukaufen. Nun blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich an die Fürsten und Herren zu wenden, welche gerade damals, auf dem Reichstage zu Erfurt 1290, den zuerst 1284 von sächsischen Fürsten errichteten Landfrieden erneuert und beschworen hatten. Zu denen, welche ihm in Erfurt beigetreten waren, gehörten auch sämtliche Herzöge von Braunschweig und der Bischof von Hildesheim. Ihre Klage fand Gehör: bald sammelten sich die Scharen des Erzbischofs Erich von Magdeburg, der Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt, der Markgrafen Albrecht und Wilhelm von Brandenburg, der Grafen von Anhalt, Blankenburg, Regenstein, Wernigerode, Mansfeld, Stolberg und Honstein, sogar auch Heinrichs Brüder, die Herzoge Wilhelm zu Braunschweig und Albrecht zu Göttingen, um das Schloß zu belagern und zu zerstören.

Aber Herzog Heinrich war nicht minder geschäftig, Bundesgenossen zu gewinnen. Da von seinen unmittelbaren Nachbarn fast nur die Grafen von Woldenberg-Werder auf seiner Seite standen, mußte er sie in der Ferne suchen. Auf seinen Hilferuf eilten die Fürsten von Thüringen, Meißen und Hessen herbei, und auch die Städte Bremen und Verden sandten ihm Zuzug. So gelang es ihm, das Belagerungsheer 1290 bei Einbeck zu schlagen.

Doch im Mai 1291 legte sich dieses in größerer Stärke wieder vor die Burg und umsetzte diese mit fünf Festen. Wohl um diese Umwallungen aufführen zu können, kauften die Fürsten 1291 von Jordan, Heinrich und Widekind von Harlingeberg den angrenzenden Wald. Die Besatzung leistete vier Monate lang hartnäckigen Widerstand. Erst im August hatte Herzog Heinrich so viele seiner Freunde wieder beisammen, daß er die Entsetzung der Burg versuchen konnte. Am 16. kam's zum Treffen — in demselben fiel unter anderen der Edle Konrad von Warberg —, die Belagerer siegten und eroberten am folgenden Tage die Burg.

Der Bischof Siegfried, der geschäftigste der Gegner Heinrichs, ließ als Land- und Gerichtsherr in feierlich gehegtem Gericht ein Urteil finden und hatte die Genugthuung, daß dieses dahin ausfiel, die Burg müsse der Erde gleich gemacht werden, da von ihr der Landfrieden gebrochen sei. „Das Urteil wurde vollstreckt, und kaum erkennt man noch die Spuren einer Feste, die zu gewinnen, so große Anstrengungen kostete.“ Aus den Materialien, welche man durch Abbruch der Burg gewann, erbaute der Bischof die Liebenburg.

(Der vielfach unzuverlässige Pastor Letzner erzählt in seiner Dasselischen Chronik, Herzog Heinrich habe, um den Verdacht des Landfriedensbruchs von sich abzuwehren, seine Leute aus der Burg zurückgezogen und diese dann, als sich allerlei Raubgesindel in ihr festgesetzt habe, mit Hülfe seiner Brüder und der benachbarten Fürsten und Städte selbst zerstört.)

Als der Bischof, durch diesen Erfolg ermutigt, den Herzögen auch das Gericht Bocla (jetzt Buchladen bei Schladen) entzog, brach der Krieg von neuem aus. Anfangs hielten die drei Brüder zusammen, und auch Otto von Lüneburg und die Markgrafen von Brandenburg traten auf ihre Seite. Als aber Heinrich die Liebenburg vergeblich belagerte, und der Bischof die Schlösser Löwenthal (bei Ölsburg), Uslar, Everstein, Echte und Gieboldehausen eroberte und zerstörte, zogen sich die Herzöge Albrecht und Otto zurück, und auch Heinrich sah sich schließlich, nachdem der Bischof auch die woldenbergsche Burg Werder (bei Bockenem) erobert hatte, zum Frieden genötigt. —

Der herlingsbergsche Krieg ist von einem Zeitgenossen, dem aus Nienburg an der Weser gebürtigen Heinrich Rosla (nicht: Heinrich von Roßla) in dem lateinischen Epos „Herlingsberga“ besungen. Über die Kriegsereignisse läßt sich indes der Dichter in diesem sonst in mancher Beziehung wertvollen Gedichte nur wenig aus. — Den Herzog Heinrich den Wunderlichen tröstet er über den Verlust der Burg mit folgenden Worten:

„Oft schon führte der Pfad durch Dornen auf Höhen des Ruhmes.
Hektor wäre nicht groß, wenn nicht ihn Achilleus geschlagen.
Wäre nicht irre gefahren Odysseus, man würd' ihn nicht nennen.
Also, erlauchtester Held, gewannest du, selber erliegend.
Siehe, des Unglücks Nacht durchstrahlen dir Sterne des Ruhmes.“

16. Goslar.

a. Die Kaiserzeit und die Kaiserstätten.

Goslar, d. i. Niederlassung an der Gose (am Gießbache), am nördlichen Rande des Harzes gelegen, von dem Rammelsberge und anderen benachbarten Höhenzügen halb umkränzt, zählt zu den ältesten Städten Niedersachsens. Alle anderen aber überstrahlt es weit durch seine Geschichte.

„Die alte Reichsstadt stand seit ihrem Anfange auf königlichem Boden, und dieser Umstand ist es vorzugsweise, welcher ihr, ihren Kunst- und Bau-

denkmälern, ihrer Entwickelung im Laufe der Zeiten, ihrer gesamten Geschichte für das deutsche Reich und besonders für das nördliche Deutschland einen königlich erhabenen Charakter aufprägt, wie rings in dem weniger bevorzugten Norden unseres Vaterlandes keine zweite Stadt in diesem Maße durch solche Eigenschaft ausgezeichnet ist. Sie ist freilich nicht der älteste königliche Sitz in unserm Harzlande, ihr Ursprung, ihre Entwickelung auch in ältester Zeit ist nicht so sehr von den altersgrauen Nebeln der Vergangenheit umlagert und überdeckt, daß sie als etwas Uranfängliches, mit den ersten Lichtstrahlen der Geschichte Gegebenes und Längstbestandenes uns entgegentritt; sie ist vielmehr recht eigentlich eine Tochter der älteren Werla, der ältesten Pfalz auf nordharzischem Boden. Da, wo jetzt einsam auf erhabener Kuppe über Burgdorf an der Oker ein schwacher Rest die Stätte einstiger Wohnung kaum verkündet (s. S. 414), dort stand einst das glänzende Haus deutscher Könige, römischer Kaiser, im Anblick des herrlichen Aufbaues der Berge und Thäler unseres Harzes, hinabblickend in das herrliche Okerthal und die weiten rings sich erstreckenden Jagdgründe. So weit das Auge des Herrschers auch schweifen mochte, es blickte hier auf des Reichs Eigengut. Denn soweit der Harz und seine Thäler reichten, soweit seine zur Ebene sich senkenden Gelände sich erstreckten, bestand des Reiches Bann in intensivster Weise, hier war alles Königsgut, als bei der Eroberung von der Besitzergreifung durch den freien Krieger ausgeschiedenes Gut. Zu jener Zeit mochte noch das ganze obere Okerthal bis an die Lande der fürstlichen Brunonen als ein zum Harze gehöriges Waldthal betrachtet werden; die jetzt allein bewaldeten, an beiden Seiten aufsteigenden und den Fluß begleitenden Höhen werden zu jener Zeit ihre lichten Waldbestände bis in das sumpfige Flußbett selbst erstreckt haben. Überall finden wir den Lauf der Oker abwärts bis nach dem uralten Königsgute Sachsenbrück hinab die Erinnerung an königliches Gut. Aber die Herrlichkeit des alten Reiches und seine Macht stand leider auf thönernen Füßen. Auch der herrliche Reichsbesitz im Harze, das ungeteilte schöne königliche Harzland wurde eine Beute besitzlüsterner Fürsten, Kirchen und anderer Mächtigen. Aus seinem Schoße wurden die oft zweifelhaften Dienste gelohnt, welche Bischöfe und weltliche Herren dem Könige geleistet, wurden die Stiftungen dotiert, die dem Hause der Könige nahe standen. Namentlich auch die Hildesheimer Bischöfe haben ihren reichen Anteil am königlichen Gute davon getragen. Schon die Bischöfe Azelin (1044—54) und Hezilo (1054—79) hatten manche reiche Begabung erfahren, ihren Nachfolger Udo belohnte (am 1. Januar) 1086 Kaiser Heinrich IV. für seinen treuen Beistand mit der Verleihung des alten Reichshofes Werla (s. S. 417) und vieler umliegender Güter." (Staatsanwalt Bode.) Von dieser Schenkung nahm er nur die bis dahin zu dieser Pfalz gehörenden Reichsdienstmannen mit ihren Gütern, „den Wald, welcher Harz genannt wird" (die jetzige Goslarsche Stadtforst) und Goslar mit den Gütern der dortigen Kirche ausdrücklich aus. „Diese verblieben dem Reiche. Seither versinkt der Glanz des alten Königshofes, seine Erbschaft königlicher Liebe und Gunst trat in erhöhtem Maße Goslar an."

„Nicht daß jetzt erst Goslars Name uns zuerst entgegentritt! Schon ein Jahrhundert hindurch und darüber hatte es die Gunst der Könige und Kaiser erfahren." (Ders.) Der Harz gehörte seit alters zu den kaiserlichen Bannforsten, und gar häufig zogen die deutschen Könige von ihren am Harzrande gelegenen Burgen und Königshöfen mit großem Gefolge in das damals wildreiche Gebirge, dem es auch im Innern nicht an Jagdhäusern (Bodfeld,

Siptenfelde, Hasselfelde) fehlte, um Hirsch und Eber, Ur und Auerhahn, Bär und Wolf zu jagen. Der nördliche Oberharz aber, der zur Pfalz Werla gehörte, entbehrte, soviel wir wissen, eines solchen Jagdhauses (siehe S. 60), und jener Reichshof, mehrere Meilen landeinwärts gelegen, war nach der Urbarmachung der Vorlande, die das Wild nach sichereren Schlupfwinkeln vertrieb, wenig geeignet, als Ausgangs- und Sammelpunkt für die Kaiserjagden zu dienen. So führte schon früh die Vorliebe der Kaiser für den Harz und seine Jagden zur Anlage einer Villa am Fuße des Rammelsberges, an deren Stelle später, zumal die alternde Burg Werla der Entfaltung einer glänzenden königlichen Hofhaltung den erforderlichen Raum nicht bot, jener prächtige Kaiserpalast trat, der als Kaiserhaus auf unsere Tage gekommen ist. War es ursprünglich nur darauf abgesehen gewesen, den Kaiser, wenn er des Weidwerks pflegte, hier eine zu kurzem Aufenthalt geeignete Stätte zu schaffen, so wurde nun ein geräumiger Bau aufgeführt, der würdiger war als alle Pfalzen Sachsens, dem deutschen Könige zur Residenz auf Wochen und Monate zu dienen. Aber bis zum Jahre 1086 kann er dennoch nur als ein Zubehör der Pfalz Werla gelten.

Schon König Heinrich I. soll nach dem Zeugnisse des sächsischen Annalisten an der Stelle, wo nachher die Stadt Goslar entstand, ein Jagdhaus besessen und in der Nähe desselben einen Weiler erbaut haben. Zur Entstehung eines Dorfes gab aber wohl erst die Auffindung der reichen Silberadern des Rammelsberges, welche unter Kaiser Otto I. geschehen sein soll (s. S. 196), die Veranlassung. Urkundlich kommt der Name Goslar zum erstenmale im Jahre 979 vor. Der Aufenthalt des Kaisers Otto II., von dem diese Urkunde (am 4. Nov. für das Stift Aschaffenburg) ausgestellt ist, wird indes nur ein vorübergehender gewesen sein. Auf die wachsende Bedeutung des Ortes Goslar und auf das Vorhandensein einer größeren Kirche weist die Nachricht hin, daß Kaiser Otto III. hier die Reliquien der heiligen Sabinus und Exuperantius niederlegen ließ. Heinrich II., der letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause, war der erste, der sich häufig und längere Zeit in der Villa zu Goslar aufhielt, welche er für diesen Zweck im Jahre 1017 sehr verschönerte und vergrößerte. Wir finden ihn hier auf Johannis 1015, um Ostern 1017 aus vier Wochen lang, während der Fastenzeit (4., 16., 20. März) 1019, am 24. Mai und 26. Juni 1024. Spricht sich darin die Vorliebe dieses Kaisers für Goslar aus, so gewinnt dadurch zugleich die Nachricht des sächsischen Annalisten, daß Heinrich II. den weitern Ausbau des Ortes zu einer Stadt veranlaßte, an Glaubwürdigkeit.

Auch die fränkischen Könige und Kaiser bewahrten der aufstrebenden Stadt diese Gunst und Vorliebe. Konrad II., welcher in der Nähe der Villa eine der heil. Jungfrau geweihte Kapelle erbaute, hatte seine Hofhaltung in Goslar im Januar 1025, im Februar, Juli und zu Weihnachten 1031, im Februar, März und Juli 1032, zu Weihnachten 1033 und 1034 und im Januar 1035. Bei letzterem Aufenthalte, während dessen wichtige Reichsgeschäfte verhandelt wurden, erschienen auch die Gesandtschaften verschiedener Völker. Zum letztenmale war dieser Kaiser hier zu Weihnachten 1038 inmitten vieler Fürsten. Als er sich am Weihnachtstage mit ihnen in feierlichem Zuge zur Kirche begeben wollte, brach ein furchtbares Unwetter aus.

„Eine wahrhaft glänzende Zeit erstand aber der Stadt unter Konrads Sohne, dem Könige und Kaiser Heinrich III., sie wurde seine geliebte Residenz im Norden, und nur wenige Jahre sind zu verzeichnen, in welchen der Kaiser

hier nicht geweilt hätte." *) Zuerst finden wir ihn hier am 3. September 1039, dann im Juli 1040, im Juni 1041, zu Weihnachten 1042 und noch im Januar 1043; ferner im Februar 1044, im April und zu Weihnachten 1045, im März und April 1049, im Februar, November und zu Weihnachten 1050, Weihnachten 1051, im März und zu Weihnachten 1052. Bei dieser Anwesenheit ließ er mehrere vom Herzog Gottfried gefangen genommene Ketzer, welche u. a. jeden Fleischgenuß als verboten lehrten, hier aufknüpfen. Endlich war er in Goslar im März, Mai, Juni, August und Oktober 1053, Weihnachten 1044 und im Mai und September 1056.

Heinrich III. oder der Schwarze erbaute auf der Höhe des Kaiserbleekes, wahrscheinlich an der Stelle der mehrgenannten Villa, den großen Reichspalast, welcher als das älteste Profangebäude Deutschlands diesseit des Rheins mehr als acht Jahrhunderte überdauert hat. Indes haben wir in dem „Kaiserhause" nur den zu Reichsversammlungen bestimmten Teil desselben vor uns; von dem Flügel, welcher die kaiserlichen Gemächer enthielt, sind nur noch die Fundamente vorhanden.

„Wenn man bedenkt, was es mit einer kaiserlichen Pfalz in jener Zeit auf sich hatte, daß es sich nämlich darum handelte, während des Aufenthalts der Kaiser in einem Komplex von Gebäuden nicht allein den Kaiser mit seiner persönlichen Bedienung unterzubringen, sondern daß auch alle diejenigen Personen unterzubringen waren, die ihm zur Besorgung des Regiments zur Seite standen; so kann man sich erst einen Begriff von dem Raumbedürfnis einer kaiserlichen Pfalz machen; namentlich wenn man ferner bedenkt, daß hier große Hoffeste und Reichstage abgehalten werden mußten, und daß der dem Kaiser geltende Besuch auch noch eine Stelle zu finden hatte, des gewöhnlichen Trosses gar nicht zu gedenken."

„Feste Ministerialpaläste in irgend einer Hauptstadt des Reiches gab es damals noch nicht, sondern die Regierungsmaschine war eine ambulante; deshalb mußte in jeder Pfalz Raum für sie vorhanden sein. Zwar war das Regiment nicht so kompliziert wie in jetziger Zeit, wo so viel Schreibwerk die Menschen quält, und wo die Registraturen allein schon Stadtviertel ausfüllen, dagegen stand die persönliche Bedienung höher als heutzutage, denn es standen mit ihr auch die Reichsministerposten eng im Zusammenhange. Die Hauptsache besorgte der Kanzler, der einzige Mann des Hofes, der ordentlich schreiben und lesen konnte, und der hatte mit Küche, Marstall und Keller nichts zu thun, dafür waren der Kämmerer, der Truchseß (Küchenmeister), der Schenk, der Marschalk, alles Funktionäre im kaiserlichen Haushalt, dabei jedoch auch hohe Reichswürdenträger. Diese Herren nun hatten ihren Namen entsprechend faktisch bei Hofe zu thun und mußten würdige Unterkunft finden. Das Wort Hof führt uns in gewisser Hinsicht auf den eigentlichen Begriff einer Kaiserpfalz. Ein großer Flächenraum, Hof genannt, wurde von Gebäuden aller Art umschlossen. Auf diesem Hofe und in diesen Gebäuden spielte sich das fürstliche Leben ab. Das antike Haus mit seinem Atrium (seiner Vorhalle) hatte das Vorbild gegeben. Gerade so wie Vitruvius im Mittelalter für Befestigungskunst zu Rate gezogen wurde, so wird es auch bei Anlage der Pfalzen

*) Ich glaube mit diesen Zusammenstellungen, für welche mir namentlich die Arbeiten von Ledebur's und Lüntzel's zu statten gekommen sind, einem Teile der geehrten Leser einen kleinen Dienst zu erweisen; die übrigen wollen derartige nicht allgemein interessierende Partieen freundlichst überschlagen.



geschehen sein, wenn nicht etwa der alte deutsche Bauernhof hierzu sein Vorbild abgegeben hat."

„Fragt man nun nach den einzelnen Gebäuden, die den Hof umschlossen und die sich auf demselben befanden — der Viehställe und Wirtschaftsgebäude, welche in den Vorburgen lagen, nicht zu gedenken — so waren es folgende: der Pallas, der Saalbau, das Familienhaus, die Kapelle, der Küchenbau, der Keller, der Marstall, das Ritterhaus. Der Pallas enthielt die Wohnung des Herrn und bestand aus einem Komplex kleiner und großer Kemnaten d. h. durch Kamine heizbarer Zimmer, auch wohl den Speisesaal. Der Saalbau diente zu Festlichkeiten. Oft befand sich unter ihm die Küche, wenn er als Speisesaal mit benutzt wurde. Das Familienhaus enthielt das Schlafgemach der Frau, welches zugleich Kinderzimmer und Familienstube war, ein Zimmer für die Hoffräulein und Mägde und ein großes Arbeitszimmer. Der Marstall nahm die fürstlichen Pferde und die der Gäste auf. Die Kapelle lag zwischen Familienhaus und Pallas und war zu Hausgottesdiensten bestimmt. Bisweilen lag sie auch isoliert auf dem Hofe. — Dies waren die Postulate einer gewöhnlichen fürstlichen Pfalz, wenn man von den fortifikatorischen Bauten absieht; sonst müßte noch auf den Bergfried und die Mauer und Mauertürme ꝛc. eingegangen werden.

„Die Kaiser erlaubten sich in ihren Lieblingsburgen mehr, namentlich wenn sie darin Gericht sprachen, Reichsversammlungen abhielten und kirchliche Feste feierten. In ersterer Beziehung mußten außergewöhnlich große Versammlungsräume und Plätze vorhanden sein. In letzterer Hinsicht durften große kirchliche Räume und Wohnungen für Kleriker nicht fehlen. Wir sehen in unserer Goslarer Kaiserpfalz alle diese komplizierten Umstände vereinigt und haben es deshalb hier mit einem der großartigsten Herrscherschlösser zu thun." (Reg.- und Baurat Cuno.)

Auf Heinrichs III. Geheiß entstand in der Nähe dieses großartigen Reichspalastes (dessen Geschichte und Beschreibung wir einstweilen zurückstellen) der herrliche Dom, „ein leuchtender Schmuck für das ganze Sachsenland". „Im Jahre 1047 schenkte der Kaiser dem neuen Stifte (welches er mit demselben verband) sein Gut in Jerstedt im Densigau, Schenkungen von Gütern in Egeln, Giersleben und Semmenstedt folgten bis zum Jahre 1050, in welchem die Stiftskirche geweiht wurde. Doch auch nach dieser Zeit blieb des Kaisers Gunst unerschöpflich, reiche Schenkungen an Weingütern zu Vallendar am Rhein, zu Mengede im Westfalengau, von weiten Landstrecken in dem kornreichen Schwaben und Nordthüringau, des herrlichen Guts Harlingerode (bei Oker) sorgten für das leibliche Wohl der Stiftsherren, reiche Geschenke von Kleinodien und Paramenten zierten den königlichen Bau. Aus weiter Ferne schaffte der kaiserliche Bauherr zur Mehrung des Ansehens und der Verehrung seiner Schöpfung die gesuchtesten Reliquien herbei, die mit Edelsteinen geschmückt in Behältern edlen Metalles den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wurden. Das Stift war seine, des Kaisers, Hauskapelle, die Stiftsherren waren die königlichen Kapellane. So blühte in kaiserlicher Gunst diese Stiftung heran, in welcher die edelsten Familien ihre Söhne dem geistlichen Stande weihten, nicht zu ihrem Nachteil; denn wie des Kaisers Gunst über seiner Stiftung waltete, so war auch dessen Geistlichen seine besondere Fürsorge zugewandt."

„Immer herrlicher stieg der äußere Glanz der harzischen Königsstadt, als auf Veranlassung der kaiserlichen Gemahlin Agnes als ein Gegenstück zu dem Simon- und Judasdom, der Kapelle des Kaisers, auch auf dem Peters-

berge vor Goslar ein Chorherrenstift als die Kapelle der Kaiserin erstand. Nun hatte auch letztere einen besonderen Gegenstand kaiserlicher Gunst, und sie ist auch dieser Stiftung nicht versagt geblieben." (St.-A. Bode.)

Der häufige und längere Aufenthalt des Kaisers und der Kaiserin, die Anwesenheit der Reichsfürsten mit ihrem Gefolge trug in hohem Maße zur Entwickelung der Stadt bei. Der lebhafte Verkehr führte zur Abhaltung von Messen; eine Münze ward eingerichtet und ein königlicher Zoll erhoben.

In gleich liebevoller Pflege wie sein großer Vater, der im Herbste 1056 nach den Festlichkeiten, welche er zu Ehren des im Kaiserhause zum Besuche weilenden Papstes Viktor II. veranstaltete, von hier seinen Todesritt nach Bodfeld antrat, hat der schwergeprüfte Heinrich IV. seine Stadt Goslar gehalten, in welcher er am 11. November 1050 das Licht der Welt erblickt hatte und um Weihnachten 1054 von den versammelten Fürsten zum König ernannt war. Von Jugend an weilte er oft und gern an dieser ihm gleichsam heimatlich verwandten Stätte, die zu jener Zeit den Namen clarissimum regni domicilium erhielt. Während seiner Minderjährigkeit war Heinrich hier im Februar 1058, im Mai, Juni und August 1059, im Mai 1060, im Februar, März und zu Weihnachten 1062, im Juni, Juli und August 1063, im Dezember 1064 und im März 1065.

Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1063 kam es zu dem ärgerlichen Auftritte zwischen zwei hochangesehenen Kirchenfürsten, welcher den Namen „Blutbad im Dom zu Goslar" erhalten hat und als ein Beispiel des wilden und gewaltthätigen Sinnes, der in jener Zeit der heillosesten Zwietracht und Unbotmäßigkeit sogar in den Kreisen der geistlichen Oberhirten herrschte, erzählt werden muß. „Der König feierte Weihnachten 1062 in Goslar. Als am Abend die Sessel der Bischöfe und geistlichen Würdenträger geordnet wurden, entstand ein heftiger Streit zwischen den Kämmerern des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Widerad von Fulda. Es war althergebrachte Sitte, daß in einer Versammlung von Bischöfen der Abt dem Erzbischof von Mainz zunächst saß. Daß diesem Herkommen hier gefolgt werde, wollten Hezilos Diener und er selbst nicht zugeben, weil er in seinem Sprengel seinem Erzbischof allein zu weichen habe, und dieses mochte er mit um so mehr Anschein behaupten, als nach der Entführung des Königs zu Pfingsten jenes Jahres von dem Erzbischof Hanno von Köln festgesetzt worden war, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel der König verweile, die Staatsregierung führen und die an den König gebrachten Angelegenheiten erledigen solle. Dazu kamen Hezilos große, ihn weit über seine Vorgänger stellenden Schätze, und die günstige Zeit, die jedem zu thun erlaubte, was ihn gelüstete. Die Diener des Bischofs und die des Abtes kamen von Schmähungen zu Thätlichkeiten und würden zu den Schwertern gegriffen haben, wenn nicht Herzog Otto (von Bayern) dazwischen getreten wäre und sich der Sache des Abtes angenommen hätte. Doch wurde dadurch der Ausbruch des Grolles nur verschoben. — Auf Pfingsten 1063 war der König wiederum in Goslar. Bei derselben Veranlassung, zur Zeit der Abendandacht, erhob sich derselbe Streit. Dieses Mal hatte indes Hezilo seine Vorbereitungen getroffen und den Grafen Ekbert (von Braunschweig) mit schlagfertigen Kriegern hinter dem Altare verborgen. Als die Kämmerer zu lärmen begannen, eilten jene hinzu, stießen und schlugen die überraschten und bedonnerten Fuldischen und trieben sie leicht aus der Kirche. Die letzteren griffen zu den Waffen, sammelten sich zu Haufe, brachen in die Kirche und begannen in der Mitte des Chores und

der singenden geistlichen Brüder den Kampf mit den Schwertern. Das Geschrei der Aufmunternden, das Gestöhn der Sterbenden hörte man durch die ganze Kirche schallen. Auf den Altären wurden entsetzliche Opfer geschlachtet, der Boden durch Bäche Bluts gefärbt. Hezilo trat auf eine Erhöhung und ermahnte wie mit einer Kriegsdrommete die Seinigen, tapfer zu kämpfen, sich nicht durch die Heiligkeit des Ortes von dem Gebrauche der Waffen abschrecken zu lassen; kraft seines Amtes erteilte er Erlaubnis und Ablaß. Viele wurden verwundet, viele getötet, unter ihnen der fuldische Fahnenträger Regenbodo und Bero, der geliebteste Kriegsmann des Grafen Ekbert. Der (11 jährige) König schalt die Kämpfenden und beschwor sie bei seiner königlichen Würde, abzustehen von dem frevelhaften Werke, aber vergebens. Um selbst der Gefahr zu entgehen, mußte er sich entfernen und konnte kaum durch das Gedränge in seinen Palast gelangen. Die im voraus gerüsteten Hildesheimer schlugen die fast unbewehrten Fuldischen abermals aus der Kirche hinaus und verschlossen sogleich die Thüren. Es sammelten sich nun zwar die Fuldischen, welche entfernter gewesen waren. Sie füllten den Vorhof der Kirche an und waren willens, ihre Feinde, sowie sie heraussträten, anzufallen; jedoch hob die Nacht den Kampf auf. Am folgenden Tage fand die strengste Untersuchung statt; Graf Ekbert beseitigte die Anklage leicht, nicht so sehr unter dem Schutze des Rechtes und der Gesetze, als durch die Gunst und die Nachsicht des ihm verwandten Königs. Das ganze Gewicht der Anschuldigung fiel auf den unglücklichen Abt. Er, so wurde behauptet, sei Haupt und Anstifter des ganzen Unheils, er habe mit vorbedachter Wut den Frieden des königlichen Hofes gebrochen; weshalb wäre er sonst mit einer so großen Menge Menschen, mit einem so großen, kriegerisch gerüsteten Gefolge gekommen? Auf ihn drängte nun auch Hezilo ein, jener Bischof von apostolischer Heiligkeit und mosaischer Milde, wie sich Lambert von Aschaffenburg bitter genug ausdrückt, jener Bischof, welcher durch Vergießung so vielen Blutes seine Hände Gott geweiht hatte und die Verletzung der besudelten Kirche wilder und feindseliger zu rächen suchte, als der König die ihm zugefügte Beleidigung. Gegen deren Leiber er mit dem Eisen gewütet hatte, deren Seelen wollte er mit dem geistlichen Schwerte vertilgen und schied sowohl die Getöteten wie die am Leben Gebliebenen von der Gemeinschaft der Kirche aus. Der Abt, von allen Seiten angefallen, umringt, unterdrückt, weder durch Gesetz, noch durch seine Unschuld geschützt, konnte sich nur durch die größten Geschenke an den König, an die Hofleute, an den Bischof retten. Die Summen wurden verschwiegen gehalten; das Kloster Fulda, bis dahin das reichste, verarmte; die Mönche, schon längst durch Begünstigung der Kriegsmannschaft und ihre eigene Beschränkung aufgebracht, empörten sich und konnten nur durch die strengsten Strafen zur Ordnung zurückgebracht werden; das Kloster aber konnte den ihm zugefügten Schaden in langen Jahren nicht verwinden."*) (Lüntzel.)

*) Lambert von Aschaffenburg nimmt indes für den Abt zu sehr Partei. Ohne Grund wird seine Verurteilung nicht erfolgt sein. Noch in späteren Jahren schreibt der Erzbischof Siegfried von Mainz an den Papst Gregor VII.: „Wie viele wackere Krieger sind wegen des fuldischen Abtes durch das Schwert umgekommen, die Altäre mit dem Blute der Getöteten überströmt, das ganze Heiligtum auf Anregung des Teufels entweiht." Jedenfalls war Hezilo soweit im Rechte, als er auf Grund des von einer Fürstenversammlung unter dem Vorsitze Hannos von Köln gefaßten Beschlusses, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsverwesung von demjenigen Bischof ausgeübt werden sollte, in dessen Sprengel der König sich aufhalte, den Vorrang vor dem Abte beanspruchte.



Nach seiner Wehrhaftmachung, welche am 27. März 1065 zu Worms erfolgte, hatte der junge König seine Hofhaltung alljährlich mehrere Monate in Goslar: im Jahre 1065, in welchem die Pfalz, namentlich der Saalbau durch einen Brand beschädigt war, von August bis Weihnachten; im Jahre 1066 (ohne Angabe des Tages); am 11. November 1067 erkrankte der König hier und war längere Zeit bettlägerig, feierte hier auch noch das Weihnachtsfest; am 5. August 1068 war er hier in Begleitung seiner Gemahlin, feierte hier Weihnachten 1068 und (mit seiner Gemahlin) 1069, war ferner im April, August und im Herbste, sowie zu Weihnachten 1070, im Januar und Dezember 1071 und die ganze Fastenzeit 1072 in Goslar anwesend.

Als Heinrich wiederum im Sommer des Jahres 1073 hier weilte, kam es zu offener Empörung der schon lange unzufriedenen Sachsenfürsten. (Inbetreff dieses Kampfes und des in denselben fallenden Aufenthalts des Königs in Goslar verweise ich auf „Harzburg“.)

Nach der Schlacht bei Hohenburg (oder Nägelstedt) am 9. Juni 1075 zog der Kaiser nach Entlassung seines Heeres als Sieger wieder in Goslar ein und feierte hier nach einem zweiten Siege über die Empörer bei Spier (am 26. Oktober) das Weihnachtsfest. Auch im Januar 1076 verweilte er noch hier, brach dann aber nach Worms auf, um dort in der Versammlung der Bischöfe den Papst Gregor VII. des Stuhles Petri zu entsetzen. Dann eilte er nach Goslar zurück, um die Bändigung der Sachsen zu vollenden, trug seinem Statthalter Otto von Northeim den Bau einer Burg auf dem Steinberge und die Wiederherstellung der Harzburg auf und verließ Goslar am 6. März (oder erst nach dem 4. April?).

Nun zogen die Gegenkönige und Feinde des unglücklichen Kaisers in seine Pfalz ein. Am 12. November 1077 sprach hier der päpstliche Legat in einer Versammlung der sächsischen und anderer Bischöfe den Bann über Heinrich aus, wiederholte diesen Ausspruch am 9. Dezember und erklärte dessen Schwager Rudolf von Schwaben zum Könige. Dieser feierte dann in Goslar das Weihnachtsfest 1077 und das Osterfest 1078. Zu Pfingsten versammelte er hier die sächsischen und thüringischen Fürsten um sich und empfing die Gesandten der Könige von Frankreich und Ungarn. Auch im Jahre 1079 feierte er hier das Osterfest und zog nach der Schlacht bei Dorla (27. Januar 1080) im Februar 1080 hier als Sieger ein.

(Nach dem sächsischen Annalisten soll Kaiser Heinrich IV., nachdem sein Gegenkönig Rudolf am 15. Oktober gefallen war, noch einmal nach seinem geliebten Goslar, an dem er mit ganzem Herzen hing, gekommen sein und hier das Weihnachtsfest 1080 gefeiert haben, um dann nach Italien zum Kampfe gegen den Papst Gregor aufzubrechen. Doch ist an der Richtigkeit dieser Angabe, die durch keine bekannte Urkunde bezeugt wird, einstweilen zu zweifeln.)

Das Weihnachtsfest des folgenden Jahres feierte hier schon wieder ein neuer Gegenkönig, Graf Hermann von Salm. Am 26. Dezember, dem Tage S. Stephani, seines Patrons, ward dieser (in Eisleben gewählte) König „Knoblauch“ hier von dem Erzbischof Siegfried von Mainz gesalbt und gekrönt. Auch im August 1082 und zu Weihnachten 1084 hielt sich der Rebell in Goslar auf.

In der Nacht vor dem Palmsonntage 1088 hielt der Bischof Burkhard von Halberstadt, der unversöhnlichste unter Heinrichs IV. Gegnern, mit dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg, dem Grafen Konrad von Beichlingen

(einem Sohne Ottos von Northeim) und anderen Gesinnungsgenossen eine Besprechung in Goslar. Der Brunone Ekbert von Meißen, der zwischen dem Kaiser und dem Gegenkönig Hermann in jähem Wechsel hin- und herschwankte, und dem vor kurzem Burkhard und Hartwig ihren Beistand zur Erlangung der Königswürde zugesagt hatten, war nämlich mit diesen seinen Freunden in Streit geraten, hatte sich wiederum dem Kaiser unterworfen und war in den Fasten verheerend in das Halberstädtsche eingefallen. Nur mit Mühe hatte der Bischof von ihm einen Waffenstillstand bis Palmsonntag erreicht; während desselben wollte er mit seinen Freunden besprechen, was bei der veränderten Lage der Dinge zu thun sei. Vorher aber reizte Ekbert die Bürger von Goslar gegen den Bischof auf, durch dessen Hartnäckigkeit allein der Ausgleich mit dem Kaiser verhindert werde. Der erste Tag der Verhandlung blieb resultatlos, der zweite verlief blutig: die Bürger, denen des Bischofs Rede, „er sei zwar alt und morsch und tauge nicht mehr zum Kampf, aber er wolle lieber ins Elend wandern, als den Tyrannen nur sehen, geschweige sich ihm unterwerfen“, hinterbracht war, kamen mit den Halberstädtern in Streit, und als einige von diesen erschlagen waren, wälzte sich der erregte Haufe der Herberge des Bischofs zu. „Sie besetzen die Thüren, schlagen das Thor ein, ermorden die Halberstädter, die sich zur Wehre setzen wollen und gelangen endlich in ein festes, abgelegenes Gemach, in welches sich der greise Bischof geflüchtet hatte. Er lag betend auf dem Boden, und die Bürger scheuten sich anfangs, den Unbewaffneten anzugreifen. Zuerst warfen sie mit Steinen und Holzstücken nach ihm, um ihn aufzutreiben; als sie aber ihren Zweck nicht erreichten, trat endlich ein Schmied hinzu und stieß ihm seine Lanze durch den Leib. Die eiserne Spitze brach ab und blieb stecken; die Bürger aber eilten nun davon, weil einige Ritter des Bischofs mehrere Häuser in Brand gesteckt hatten. Diese trugen nun, während die Bürger das Feuer löschten, ihren sterbenden Herrn in einer Sänfte aus der Stadt in das Kloster Ilsenburg, wo er am nächsten Tage (7. April) starb.“ (Mürdter.)

Obwohl noch im Sommer desselben Jahres alle Sachsenfürsten bis auf Ekbert dem Kaiser huldigten, sah dieser seine Geburtsstadt nicht wieder; und in seine Pfalz zog bald sein rebellischer Sohn Heinrich V. ein. Nachdem dieser im April 1105 zu Goslar eine Besprechung mit den sächsischen Fürsten gehalten und auch im Juli 1107 hier gewesen war, berief er auf den Monat September desselben Jahres den Reichstag hierher. Während desselben, am 8. September, brach zum Schrecken des Königs wie des Volkes ein furchtbares Gewitter aus, der Blitzstrahl fuhr in die Pfalz, berührte den König, ohne ihn zu töten, und beschädigte seinen Schild und das Reichsschwert. Gott zeichnete den Sünder mit dem Brandmal zur Strafe für die ruchlosen Thaten, „welche der Sohn gegen den eigenen Vater verübt, dessen Herz er mit Lüge und Wortbruch, mit Empörung und Mißhandlung gebrochen hatte — so sah das Volk, so sah der Getroffene selbst jenes Ereignis*) an, und man datiert sogar von demselben die Umkehr des Kaisers“. (Leimbach.) Heinrich V. hielt sich noch öfter, doch niemals dauernd in Goslar auf, so daß dies den Charakter der königlichen Residenz, der ihm seit dem Jahre 1073 durch die Kriegsunruhen und den Wechsel der Regenten mehr und mehr genommen war, in vollem Umfange nicht wieder gewann. Die Besuche des Königs fallen in den

*) In dem Gedichte „Kaiser Heinrichs Waffenweihe“ bringt Gustav Schwab dasselbe irrtümlich zu Heinrich IV. in Beziehung.

Juli 1108 (er übertrug das von Konrad II. begonnene Stift auf dem Georgenberge dem Bischof von Hildesheim und gab damit Veranlassung zur Vollendung dieses der Stadt zu hohem Schmucke gereichenden Baues), auf Weihnachten 1111, in den März 1112, in den April 1113 und auf Weihnachten 1114. Auch im Anfange des Jahres 1115 war Heinrich in Goslar, ächtete hier die sächsischen Fürsten, welche unter Lothars, ihres Herzogs, Führung gegen ihn zu den Waffen gegriffen hatten, und sprach diesem das Herzogtum ab, welches er dem tapfern Hoier von Mansfeld bestimmte. Aber am 11. Februar schlugen die Rebellen das kaiserliche Heer in der entscheidenden Schlacht am Welfesholze und versammelten sich im Anfange des Monats September um ihren Herzog zu Goslar, wo der päpstliche Legat in einer vorwiegend von sächsischen Geistlichen und Weltlichen besuchten Synode am 8. September den Kirchenbann von neuem über den Kaiser aussprach. (von Heinemann.) Erst im Anfange des Jahres 1120 söhnte sich Heinrich V., gleichfalls zu Goslar, mit dem Herzog Lothar, dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Grafen Rudolf von Stade und den übrigen sächsischen Großen wieder aus.

Auch als Kaiser war Lothar von Supplingenburg häufig in Goslar. Im Januar 1126 hielt er hier einen Fürstentag ab, feierte hier das Osterfest 1127, stellte im März, April und Juni 1129, im März und Dezember 1130, im Februar 1131, im Januar und Juni 1134 und im Dezember 1135 hier Urkunden aus, hielt in den Fasten 1136 hier einen Reichstag ab und weilte zum letztenmale am 29. Juni desselben Jahres in der Kaiserstadt.

Wenn auch nicht so häufig wie Lothar der Sachse und die Kaiser aus dem fränkischen Hause, so haben doch auch die in Italien so viel beschäftigten Hohenstaufen mehrfach ihre Residenz in der Kaiserpfalz zu Goslar aufgeschlagen.

Im Jahre 1138 feierte hier Konrad III. das Weihnachtsfest und entsetzte in versammeltem Reichstage den Herzog Heinrich den Stolzen seiner Lande. Wie eine für Lübeck ausgestellte Urkunde erweist, war er noch am 5. Januar 1139 mit vielen geistlichen und weltlichen Großen, unter welch ersteren ein Kardinal, drei Erzbischöfe und acht Bischöfe genannt werden, in Goslar anwesend. Nach einem kurzen Besuche im Jahre 1143 hielt sich Konrad zum letztenmale im Jahre 1151, nicht lange vor seinem Tode hier auf, um dem in Bayern weilenden Heinrich dem Löwen Braunschweig durch einen plötzlichen Überfall zu entreißen. Schon hatte er ein Lager beim Kloster Heiningen aufgeschlagen und wollte zum Angriff schreiten, da erhielt er die Kunde, daß der junge Herzog nach einem fünftägigen Gewaltritte unter dem Jubel der Seinen in Braunschweig angekommen sei; und Konrad kehrte in fluchtähnlicher Eile über Goslar nach dem Süden zurück.

Sein Neffe Kaiser Friedrich I. hielt seinen ersten Reichstag im Juni 1154 zu Goslar. Auf demselben sprach er nach dem Urteile der versammelten Fürsten das Herzogtum Bayern seinem Vetter Heinrich dem Löwen zu.

Da dieser Reichstag der glänzendste ist, den Goslar je gesehen hat, so nehmen wir von ihm Veranlassung, uns ein Bild einer solchen Versammlung zu entwerfen. „Es wurden zu einem Reichstage alle geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands geladen, dazu die auswärtigen Gesandten und sonstigen hohen Fremden. Die Gesamtzahl der Gäste stieg in die 30—40000, da die Großen oft mit Tausenden von Begleitern erschienen, die natürlich nicht alle in der Burg unterkommen konnten, sondern in der Stadt, ja oft in Lagern außerhalb der Stadt einquartiert werden mußten. Eine Menge Lebensmittel und Wein wurde herbeigeschafft und eigene Vorratshäuser dazu

errichtet. Der Kaiser bewirtete alle anwesenden Fürsten und Edlen und das Volk oft mehrere Tage lang auf das herrlichste. Ihn selbst bedienten bei den Festlichkeiten die ersten Reichsfürsten als Truchsesse, Kämmerer, Mundschenken und Marschälle nach hergebrachter Sitte.

Der Überfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Edelfrauen, die mannigfaltigen Spiele und Festlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude, während Sänger und Künstler den Jubel des Festes verherrlichten. Den ernsteren Teil füllte dann die Beratung über Reichsgeschäfte aus. Es wurden Belehnungen, Ritterschläge und Schenkungen vorgenommen, die von Kanzlern und Herolden beurkundet wurden. Denken wir uns nun Barbarossa in solches Fest hinein! Seine Milde, Hoheit und Freundlichkeit bezauberte alle Anwesenden, namentlich wenn er inmitten seiner blühenden Söhne erschien, so daß man meinte, alle Lust und aller Glanz des Lebens ginge von ihm aus.

Das Mittelalter liebte es, jede wichtige Handlung mit großem Pomp und mit vielen Zeremonien zu begehen. Darum dürfen wir uns die oben erwähnte Belehnung des stolzen Sachsenfürsten Heinrich mit dem Herzogtum Bayern auch nicht so nüchtern vorstellen. Der Kaiser nahm bei solchen Gelegenheiten auf einem erhabenen Sitze Platz. Zu beiden Seiten stellten sich die Würdenträger des Reiches auf; der Erzkanzler trat vor und bat den Kaiser, die Handlung der Belehnung vorzunehmen. Der zu Belehnende mußte im festlichen Schmuck erscheinen, umgeben von den ihm unterworfenen Fürsten, welche die Fahnen der einzelnen Fürstentümer des Lehens trugen. Diese alle mußten sich vor dem Throne aufstellen, und der Kanzler verkündete dann, daß die Belehnung geschehen solle. Der Kaiser nahm nun das Evangelienbuch in beide Hände, zwei Bischöfe knieeten zu beiden Seiten, der Vasall berührte das Buch und schwur den Lehenseid, den der Erzkanzler vorsprach. Dann wurde die Reichsfahne zwischen Kaiser und Vasall gestellt, die letzterer am Stiele anzufassen hatte. Zuletzt nahm der Kaiser das blanke Reichsschwert in die Hand, und der Vasall mußte es am Knauf berühren. Hiermit war die Belehnung vollzogen.

Zu all diesen Handlungen fanden sich in der Goslarschen Pfalz die nötigen Vorrichtungen an Tribünen, Treppen und erhabenen Sitzen für den Kaiser dauernd angebracht, deren Spuren noch sehr wohl aufzufinden sind." (Cuno.)

Nicht weniger glänzend mögen die Tage gewesen sein, welche Kaiser Friedrich mit seinem ihm brüderlich befreundeten Vetter Heinrich um den Anfang des Jahres 1157 (oder 1158?) in Goslar verlebte. Damals (am 1. Januar) verabredeten beide Fürsten den mehr erwähnten Gütertausch, bei welchem Heinrich die Burgen Scharzfeld und Herzberg und den Königshof Pöhlde, bisher Reichsgut, für die Mitgift seiner Gemahlin, Schloß Baden in Schwaben mit Zubehör, erhielt. Zugleich gab der Kaiser ihm und seinen Nachkommen die Grafschaft im Lisgau und den Forst und den Wildbann im Harze auf ewige Zeiten zu Lehen. —

Zu dieser Zeit wohnte in Goslar Reichtum und Übermut. Als das Archidiakonat daselbst vakant wurde, bewog Bischof Bernhard (1130—53) den bewährten Propst Gerhard, dasselbe zu übernehmen, „um die von Natur wilde und ungebändigte, ihres Reichtums wegen übermütige Bürgerschaft leichter zügeln zu können". Eine Feuersbrunst, welche im Jahre 1137 einen großen Teil der Stadt, auch das erst im Jahre zuvor erbaute Rathaus, in

Asche legte, wird unter diesen Umständen leicht verwunden sein. Einschneidender, und geradezu unheilvoll waren für Goslar die Kämpfe der Hohenstaufen mit den Welfen. Im Jahre 1167 schloß es sich den Fürsten an, welche Heinrich den Löwen anfielen. Da ließ dieser alle Straßen sperren, so daß jede Zufuhr ausblieb und infolgedessen eine Hungersnot in der stark bevölkerten Stadt ausbrach. Als Friedrich Barbarossa in den ersten Monaten des Jahres 1176 (wahrscheinlich zu Chiavenna an der schwäbisch-italienischen Grenze) vor Heinrich dem Löwen als Flehender erschien, da war — wie eine nicht unglaubwürdige Nachricht sagt — die Reichsstadt Goslar mit ihren Bergwerken der Preis, an welchen der übermütige Herzog des Nordens, den mancherlei, namentlich aber die Vereinbarung, welche Friedrich mit ihrem Oheim Welf wegen dessen Erbschaft getroffen, seinem Blutsfreunde entfremdet hatte, die Hülfeleistung, die Erfüllung seiner Reichspflicht, zu knüpfen wagte.

In den folgenden Jahren führte den Kaiser Friedrich der Kampf mit dem Löwen, den die Menge seiner feindlichen Nachbarn allein nicht zu überwältigen vermochte, mehrfach nach Goslar. Heinrich hatte sich am 28. April 1180 vor die kaisertreue Stadt gelegt und war dann, als er sie nicht so rasch, wie er gedacht hatte, auszuhungern vermochte, nach Zerstörung ihrer Gruben und Hütten in der zweiten Woche des Monats Mai nach Nordhausen gezogen. Aber Goslar litt auch jetzt noch schwer unter den Belästigungen durch die Besatzung von Lichtenberg. Da erschien Ende Juli der Kaiser, eroberte in wenigen Tagen Lichtenberg, stellte in Werla den Anhängern des 1179 in Kaina (westlich von Altenburg) Geächteten eine letzte Frist bis Martini und schlug sein Lager in der Nähe von Goslar auf. Die Harzburgen des Herzogs, Herzberg, Staufenburg und Schiltberg (zwischen Seesen und Lautenthal), ergaben sich, und die Harzgrafen von Woldenberg, Scharzfeld und Ilfeld sahen sich zur Unterwerfung genötigt. — Im Jahre 1188 beschied Friedrich, bevor er seinen Kreuzzug antrat, den gedemütigten Welfen nach Goslar, um mit ihm eine Vereinbarung zu treffen, welche des Kaisers Anhänger für die Zeit seiner Abwesenheit gegen des Herzogs Angriffe sicher stellte: Heinrich entschied sich unter Zurückweisung der beiden anderen Vorschläge für eine zweite dreijährige Verbannung.

Im Jahre 1189 sammelte hier der junge König Heinrich VI. die Streitmacht, mit welcher er den bis dahin unaufhaltsamen Siegeslauf des nach Barbarossas Tode wieder zurückgekehrten Welfen zu hemmen gedachte.

Im Jahre 1200 hielt sich König Philipp, Barbarossas jüngster Sohn, in Goslar auf und ließ bei seinem Abzuge den Markgrafen Otto von Brandenburg in der Kaiserpfalz zurück. Zwei Jahre später gelang es ihm, die von den Braunschweigern schwer bedrängte Stadt zu entsetzen. Doch kaum war er fort, so begannen die Belästigungen von neuem, und am 8. Juni 1206 eroberte Gunzel von Wolfenbüttel, Ottos Feldherr, trotz des tapferen Widerstandes des Grafen Hermann von Woldenberg, mit übermächtigem Heer die fast entvölkerte Stadt. (Näheres unter „Harzburg“.) Sie wurde der schonungslosesten Plünderung freigegeben. Die Beute — Vorräte an Silber, Blei und Kupfer, das Geschmeide der Bürger, Handelswaren aller Art — war so bedeutend, daß die aus der ganzen Gegend requirierten Wagen acht Tage mit ihrer Fortschaffung zu thun hatten. Pfeffer und andere fremde Gewürze wurden in Haufen und scheffelweise verteilt. Auch die Kirchen wurden nicht verschont, selbst die Urkunden wurden fortgeschleppt und nachher in Braunschweig feilgeboten. Kaum gelang es, die goldenen Kronen und reichen Ge-

schenke der Könige im Dome zu retten und die Niederbrennung der Stadt abzuwehren. Als Kaiser Otto anlangte, gab er den Bürgern indes einen Teil der Beute zurück. Von diesem Schlage hat sich Goslar niemals zu erholen vermocht, der Glanz und Reichtum früherer Zeiten war für immer dahin. — Im Jahre 1209 nahm Otto Reichsgeschäfte im Kaiserhause vor; sonst mochte er den Aufenthalt auf der benachbarten Burg Herlingsberg, wo er u. a. 1207 eine Botschaft seines Gegenkönigs Philipp entgegennahm, vorziehen.

Mitte Juli 1219 hielt Kaiser Friedrich II. eine große Fürstenversammlung in Goslar ab, auf welcher ihm Pfalzgraf Heinrich, Kaiser Ottos Bruder, die Reichsinsignien gegen die Summe von 11,000 Mark überlieferte. Zugleich übertrug er diesem Welfenfürsten, den König Philipp schon für seinen Abfall vom Kaiser Otto mit der Reichsvogtei über Goslar belohnt hatte, das Amt eines kaiserlichen Legaten zwischen Elbe und Weser mit königlichen Machtbefugnissen.

Um die Treue der Bürger, welche ihnen viele Gefahren und Beschädigungen zugezogen hatte, zu belohnen, stellte Friedrich damals das umfassende Stadtrecht fest, „welches durch die vielen Freiheiten und Begünstigungen eine neue Grundlage zum Emporblühen des freien Bürgertums wurde.“ (Bode.)

Von den Bestimmungen desselben, welche zum Teil das in Urkunden früherer Kaiser Zerstreute zusammenfassen, führe ich die wichtigeren an: Wer Jahr und Tag in der Stadt gewohnt hat, ist frei; wer daselbst gestorben ist, ohne von seinem Herrn als unfrei angesprochen zu sein, dessen Nachlaß kann nicht auf Grund der Unfreiheit beansprucht werden. Nur Bürger können gegen Bürger zeugen; ein Bürger braucht nur in der Reichspfalz zu Rechte zu stehen; ist er dem Vogte ungehorsam, so gehört die Sache vor den Kaiser. Der Hausfrieden schützt den Bürger dermaßen, daß dieser nie mit Gewalt aus seinem Hause geholt werden darf; Haussuchungen können nur nach gestohlenem Kirchengerät und falschem Gelde, und nur von Bürgern in Gegenwart eines Stadtrichters vorgenommen werden. Einer Kirche kann nur der Wert eines Grundstückes, nicht dieses selbst übertragen werden. Mit Ausnahme der Einnahmen der Geistlichen werden alle Einkünfte in der Stadt zu städtischen Abgaben herangezogen. Zum Kriegsdienste sind die Bürger nur verpflichtet, wenn es die Verteidigung des Vaterlandes gilt; sie dienen vierzehn Tage auf eigene Kosten. — Die Kaufleute haben Zollfreiheit im ganzen Reiche mit Ausnahme der Zollstätten zu Köln, Bardowiek und Thile. Die Bergleute (montani) dürfen nur wegen des Zinses, welches dem Reiche von den Gruben zusteht, gepfändet werden. Die Hüttenleute (silvani) können die Kohlen für ihre Schmelzhütten gegen eine dem Reiche zu leistende Abgabe holen, wo sie wollen.

An der Spitze des mit solch weitgehenden Rechten ausgestatteten städtischen Regiments stand als unmittelbarer Stellvertreter des Herrschers, als höchster Richter und Verwaltungsbeamter, der königliche Vogt. Zu älterer Zeit ging dieser regelmäßig aus den alten hier seßhaften Familien von Goslar, von Gowisch, vom Dike (de piscina), von Wildenstein und von Barum hervor, die mit Grafen und Herren vielfach versippt waren und sich stolz „Bürger und Ritter in Goslar“ nannten. Von ihrem Reichtum und ihrem Ansehen zeugen mancherlei Stiftungen, namentlich das Kloster Neuwerk und das Hospital des deutschen Ritterordens an der Königsbrücke. Als aber die königliche Vogtei König Philipp im Jahre 1204 dem Pfalzgrafen Heinrich und dieser

(wohl auf des Königs Wunsch) den Grafen von Woldenberg zu Lehen gab, da verloren diese alten Geschlechter an Macht und Bedeutung, denn nun war der Vogt ein woldenbergscher Dienstmann, und die bedeutenden Vogteigefälle flossen in die Kasse der Grafen. Doch auch auf anderer Seite büßten jene Familien ein. Jüngere Familien schwangen sich durch Handel und Bergbau hinauf, überholten sie endlich an Reichtum und verdrängten sie nach und nach aus dem Stadtregimente. Die ältesten und mächtigsten Gilden, und darum auch am frühesten an der Verwaltung der Stadt beteiligt, waren die der Gewandschneider (Kaufleute) und Münzer. Mit ihnen rivalisierten die Gewerken der Berg- und Hüttenherren. Die Rechte dieser Gilden und Gewerkschaften wurden im Jahre 1290 vertragsmäßig unter Leitung des Fürsten Otto zu Anhalt festgestellt, den König Rudolf zur Beilegung der entstandenen Streitigkeiten als seinen Richter im Sachsenlande dazu deputierte.

In diesem Jahre hatten nämlich die Grafen von Woldenberg die königliche Vogtei (nicht aber die Vogteigelder) dem Rate der Stadt abgetreten, und der Vogt war von nun an nicht mehr Stellvertreter des Königs in dem umfassenden Sinne der früheren Zeit, sondern Repräsentant der jüngeren ratsfähigen Familien, die ihn aus ihrer Mitte wählten. Konnte sich nun die städtische Kraft frei und ohne Druck entwickeln, so bewirkten nach dem Untergange der Hohenstaufen besonders die Könige Rudolf, Ludwig und Wenzel „durch eine große Menge von Gnadenbewilligungen eine stete Kräftigung des bürgerlichen Elements". (Bode.)

Aber die Kaiserpfalz stand öde seit dem Jahre 1253, wo Wilhelm von Holland die Stadt besuchte, um sich vom Glanze der alten Kaiser-Erinnerungen bestrahlen zu lassen.

Ehe wir die Geschichte der Stadt weiter verfolgen, verweilen wir zunächst noch bei dem Kaiserhause und den übrigen Kaiserstätten.

Auf dem Liebfrauenberge im Norden des Kaiserhauses deuten geringe Mauerreste die Stelle an, auf welcher Kaiser Konrad II. der heil. Jungfrau eine Kapelle erbaute. „Mit ihren beiden stattlichen Türmen in romanischem Stil, in welche steinerne Treppen hinaufführten, überragte sie einst den gesamten Kaiserbau, und man nannte dieselben daher die Kaisertürme." (Dr. Jacobs.) Bei ihrer Stiftung mit Gütern und Ablässen reich ausgestattet, wurde sie später dem Domstifte zur Erhöhung des Einkommens des Domscholasters einverleibt. Schon im 15. Jahrhundert drohte ihr der Einsturz, doch ward sie noch nach der Reformation für den Gotesdienst benutzt. Aber 1714 stürzte sie teilweise und etwa ein Menschenalter später völlig ein.

Westlich vom Kaiserhause erhob sich auf dem Kaiserbleeke der bis auf die Eingangshalle verschwundene großartige Dom. Von Heinrich III. schon um das Jahr 1045 zu Ehren der Apostel Simon und Judas, an deren Gedenktage er geboren war, errichtet, wurde er 1048 (oder 1050) vom Erzbischof Hermann von Köln und nochmals im Jahre 1056 vom Papste Viktor II. unter Assistenz von 73 Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten geweiht. Das Domherrenstift, welches der Kaiser schon 1047 damit verband, und welches bald zu großem Reichtum und zu hohem Ansehen gelangte (s. S. 423), war gleichsam die Hochschule für die späteren Bischöfe. 37 seiner Pröpste und 10 seiner Stiftsherren bestiegen allein unter der Regierung der drei letzten Salier bischöfliche Stühle, unter ihnen Bischof Hezilo von Hildesheim 1054, Erzbischof Hanno von Köln 1056, Bischof Günther von Bamberg, Burchard von

Halberstadt, Craft von Minden 1066, Benno von Meißen, Heinrich von Speier 1067, Rainold von Köln, Konrad von Würzburg.

Der Dom war eine ungewölbte, dreischiffige romanische Basilika mit Querschiff, halbrundem Chor und einer mit Gemälden geschmückten Krypta, 66 m lang und fast 21 m breit, trug über der Vierung eine Kuppel und im Westen zwei niedrige Türme. Das Innere zeigte den bei niedersächsischen Basiliken beliebten Wechsel in den Arkadenstützen in der Weise, daß auf je eine Säule ein Pfeiler folgte. Im 14. Jahrhundert wurde der Chor in gotischem Stile, in polygonaler Form, umgestaltet und die Breite der Kirche durch Anbau zweier gotischer Seitenschiffe auf 26,29 m gebracht. Das Münster besaß viele wertvolle Reliquien (darunter die vollständigen Körper des Apostels Matthias, des heil. Valerius und von fünf anderen Heiligen), welche in Sarkophagen, in goldenen, silbernen und elfenbeinernen Schreinen aufbewahrt wurden.

Das reichsunmittelbare „Kaiserstift“, welches seit der Zeit der Hohenstaufen allmählich in bedrängte Lage gekommen war, nahm die Reformation erst 1566 an. 1802 wurde es aufgehoben. Den Dom, dessen Gewölbe schon 1658 zum Teil eingestürzt waren, verkaufte die Stadt im Jahre 1819 für 4515 Mark auf Abbruch. Auch viele Kostbarkeiten kamen unter den Auktionshammer. Was erhalten blieb, fand in der Vorhalle Aufnahme.

„Gern naht man sich dieser Halle, deren Anblick die Erinnerung an längst verschwundene Zeiten wachruft:

Und wie im Zauber sinkt der Schleier,
Der alte Dom wächst neu hervor,
Schon ragen seine weiten Hallen
Und seine Türme hoch empor.
Zum Dome ruft das Festgeläute,
Dort aus des Reichspalastes Thor
Bischöfe, Ritter, Fürsten nahen,
Der Kaiser tritt im Schmuck hervor.
Es jauchzt das Volk; in langem Zuge
Erscheint der frommen Pilger Schar,
Und wieder klingen die Gesänge
Im Dom, wie es vor alters war.“ (Mithoff.)

Über den beiden rundbogigen Eingängen der Halle, welche aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammen wird und jetzt in würdiger Weise restauriert ist, befinden sich fünf Nischen mit Figuren aus bemalter Stuckmasse, welche die Kaiser Konrad II. und Heinrich III. und die Schutzheiligen Matthias, Simon und Judas darstellen. Oberhalb dieser Nischenreihe sind drei kleinere Nischen angebracht; hier steht Maria mit dem Jesuskinde, von zwei anbetenden Engeln umgeben.

Das Innere der vereinsamten Halle umschließt wertvolle Sehenswürdigkeiten. Von ihnen ist vor allem der s. g. Krodoaltar zu nennen, den ich bereits S. 89 f. eingehend beschrieben habe. Sonst enthält die Halle noch Säulen aus der Krypta, Teppiche aus der Zeit der Frührenaissance, Grabsteine aus Schiefer und Sandstein, Altarschreine und dergleichen.

Das Kaiserhaus liegt, die Stadt überragend, auf der Höhe des Kaiserbleeks. Von hier aus konnte Kaiser Heinrich der Schwarze „die Stadt und seine Lieblingsschöpfungen, den Dom und das St. Petersstift, überschauen und über diese hinaus, in der Richtung nach Werla, den Blick in die Ferne schweifen lassen“.

Im Jahre 1050 wird das Haus, welches in den alten Aufzeichnungen curtis regalis, domus oder aula regis, domus Caesaris, imperatoris, palatium imperii, des koninges (keysers) saal, des rikes palenze oder pallas, keyserhus genannt wird, wenn auch noch nicht in allen seinen Teilen vollendet, doch schon bewohnbar gewesen sein. Als Baumeister sieht man den jungen Kleriker Benno an, der von Heinrich aus dem Kloster Hirschau, „jener berühmten Architektenschule in Schwaben", nach Goslar berufen war, später Dompropst in Hildesheim ward und als Bischof von Osnabrück starb.

Daß das Haus im Jahre 1065 durch Feuer beschädigt wurde, habe ich schon erwähnt. Auch von einem Einsturze in demselben wird zum Jahre 1132 berichtet, doch muß er keine große Bedeutung gehabt haben, da Kaiser Lothar bereits im Januar 1134 wieder Hof hielt im Kaiserhause. Die noch erkennbaren Spuren eines größeren Brandes, dem namentlich die angrenzenden Kaisergemächer zur Beute fielen, werden aus dem Jahre 1289 herrühren.

Auf wessen Kosten die Wiederherstellung des Hauses geschah, ist nicht bekannt. Daß die Kaiser bis dahin für die Erhaltung desselben gesorgt hatten, geht unter anderm daraus hervor, daß nach Urkunden Rudolfs von Habsburg aus den Jahren 1283 und 1285 die Juden jährlich sechs Mark Silbers für diesen Zweck zu entrichten hatten. Im Jahre 1570 hatte sich Herzog Julius von Braunschweig „bey Kayserl. Majestät das Kaysers-Hauß oder den Reichspalast ausgebeten"; doch unterblieb die Überweisung auf die Gegenvorstellungen der Stadt.

Welche Erinnerungen werden hier angesichts dieser ruhmreichen und ehrwürdigen Städte wach! Von den fünfzehn deutschen Königen und Kaisern*), welche in Goslars Mauern weilten (Heinrich I., Otto II., Konrad II., Heinrich II., III., IV., V., Lothar, Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Otto IV., Philipp, Friedrich II. und Wilhelm), haben elf hier kürzere oder längere Zeit residiert, und nicht weniger als 23 glänzende Reichs- und Hoftage sind in dem mit der Reichsgeschichte von 1050—1253 eng verwachsenen Kaiserhause abgehalten. —

Die Stadt, welcher der Reichspalast 1415 (vielleicht auch schon mit der Erwerbung der Reichsvogtei im Jahre 1290) zugefallen war, benutzte ihn als Gerichtslokal, dann als Munitionshaus. 1630—32 war er Jesuitenkollegium, später Schauspielhaus und schließlich Kornmagazin für den Harz. „Ohne diese Verwendung — so sehr sie auch der ursprünglichen Bestimmung entgegen war — hätte derselbe wohl das dem Dom widerfahrene Schicksal geteilt. Nun mußte doch etwas für seine Unterhaltung in Dach und Fach geschehen." (Mithoff.) — So war die „Thronstätte unserer Könige", „wo einst der Sachsen, der Salier und Hohenstaufen ruhmreicher Schild im hohen Kaisersaal ruhte", nur eben noch gut genug, des Bergmanns Brotkorn zu bewahren. Doch diese Schmach ist nun gesühnt.

Im Jahre 1846 wies Geheimer Regierungsrat Blumenbach und 1858 Oberbaurat Mithoff auf die hohe Bedeutung dieses alten Profanbaues hin. Der Einsturz eines Teils der westlichen Mauer trieb die Freunde des Hauses kräftig zur Eile an, und die hannoversche Regierung sah ein, daß sie eingreifen müsse, wenn das einzigartige Baudenkmal nicht zur Ruine werden sollte. Sie erwarb das Haus von der Stadt für 3000 Mark und bewilligte 21000 Mark für die Restauration desselben. Diese Summe reichte indes

*) Ich zähle hierbei die Gegenkönige Heinrichs IV. nicht.



nur hin, das Gemäuer gegen Einsturz zu sichern und die Fensterarkaden wieder herzustellen.

Nach der glorreichen Wiederherstellung aber des Reichs unter seinem ruhmgekrönten Kaiser Wilhelm gedachte man auch wieder dieses Denkmals der glanzvollsten Zeit des alten Reichs und bewilligte die bedeutende Summe von 200000 Mark zur Fortführung und Vollendung seiner — von der hannoverschen Regierung vertragsmäßig übernommenen — Restauration. Bis auf wenige Gemälde ist sie nun vollendet, und das alte clarissimum regni domicilium blickt als ein Wahrzeichen der Einigung unseres Volkes wieder hoch und stolz vom hohen Kaiserbleek auf die alte Stadt herab. —

Die Architekten, denen die Vorbereitungen zur Restauration des Hauses übertragen wurden, hatten keine leichte Aufgabe. „Sie fanden einen langgestreckten, großartigen Bau vor, dem man aber auf dem ersten Blick nicht ansah, daß er ein Reichspalast gewesen sei. Es waren Zwischenbalkenlagen eingezogen, die großen Rundfenster aus alter Zeit vermauert und kleine viereckige Fenster eingesetzt. Stellenweise füllten Fachwerkswände die etwaigen Mauerlücken, oft auch neues Mauerwerk. Es gehörten sachkundige Augen dazu, herauszufinden, welches der alte Bau war, und wie er zu rekonstruieren sei. Eine Kommission tüchtiger Sachverständiger war berufen, die Aufgabe zu lösen. Nach Sichtung der entstellenden Zuthaten stellte sich dann folgender Bau heraus.

Abgesehen von einem unwichtigen Nebenbau, von dem man nicht genau weiß, aus welcher Periode er stammt, haben wir es hier mit einem massiven, oblongen, zweigeschossigen Bau zu thun, dessen Langseite 52 m und dessen Tiefe 17,5 m beträgt. — Die untere Etage enthielt eine Durchfahrt und einen in sieben Joch geteilten gewölbten Raum. Das obere Geschoß bestand aus einem Vorflur und einem Saal von 45,5 m Länge, 15 m Tiefe und 6 m Höhe. Dieser, sowie der Vorflur, war mit einer Balkendecke versehen, die in der Saalmitte durch eine Stützenreihe getragen wurde. Ein Treppenvorbau war noch vorhanden, aber es fehlte die ursprüngliche Treppe, die den Zugang vom Hofe zum Saale vermittelte. Das Schieferdach befand sich in einem leidlichen Zustande und wies spätmittelalterliche Konstruktionen auf.

Dachte man sich die oben erwähnten störenden Holzwände und die Kornbodenluken fort, so stellte sich das Gebäude in seiner Frontansicht wie folgt dar: Das kräftige Untergeschoß trug auf einem Gurt die reichen Fenstergruppen des oberen Geschosses. Die Front wurde durch den erwähnten Treppenvorbau und einen Mittelgiebel angenehm unterbrochen. Letzterer deutete neben seinem erhöhten Fenster auf eine Auszeichnung des Mittelbaues auch im Innern hin. Zu beiden Seiten desselben befanden sich drei große dreiteilige Rundbogenfenster. Wie das Mittelfenster geteilt gewesen ist, war nicht mehr ersichtlich.“ (Cuno.)

Während der uns erhaltene Bau trotz der Erneuerungen, welche infolge mehrerer Brandunfälle zu den verschiedensten Zeiten vorgenommen wurden, im Äußeren sich wesentlich in den Formen der romanischen und frühgotischen Kunst hielt, finden sich im Innern auch Formen einer spätgotischen Kunstrichtung, ein Beweis, daß der Brand im Jahre 1289 Dach und Decken zerstört hat. Damals wurden die Steinsäulen des Reichssaales, deren Reste bei der Untersuchung noch aufgefunden wurden, durch gotische, aus Harzer Tannenholz geschnittene Stützen und die Holzdecke des Erdgeschosses, welche auf quer

durch den Saal gezogene Arkaden aufgelegen hatte, durch die erwähnten sieben Spitzbogen-Tonnengewölbe ersetzt.*)

„Es galt nun, diese edlen Baureste zu erhalten und so herzustellen, daß nichts vom ursprünglichen Charakter verloren ging.“ Der Kommission lagen mancherlei Vorschläge vor, von denen einige darauf abzielten, das Vorhandene mit erheblichen Zuthaten zu versehen. Unter Verwerfung des Prinzips des Purifizierens entschied sie sich für eine Restauration des Hauses im konservativen Sinne, also alles, was aus dem Mittelalter vorhanden war, selbst wenn es nicht aus der Ursprungsperiode des Baues stammt, zu erhalten, nichts davon fortzuwerfen.

Alle Details, besonders die Rekonstruktion der Fenster — denn „die Fensteröffnungen mit ihrer Umrahmung sind überhaupt diejenigen Architekturteile, welche im wesentlichen den Charakter des Baues ausmachen“ — erfuhren dabei die sorgfältigste Behandlung. „Denken wir uns das Kaiserhaus ohne seine schönen dreiteiligen Rundbogenfenster, so würde es für den Laien schwer fallen, seine Zeit zu bestimmen. Schon die Fenster des unteren Geschosses ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, man hat hier aus konstruktivem Grunde die aus neuerer Zeit stammenden viereckigen Fensterlöcher gelassen, aber diese sitzen in einer andern vermauerten Öffnung, welche höchst interessante Umrahmungen gehabt hat, deren Linien man im Mauerwerk noch sehen kann. Diese Linien hat die Restauration besonders markiert, so daß man im Stande ist, sie am ganzen Bau zu verfolgen. Die oberen dagegen, dreiteilige Rundbogenfenster, sind reicher behandelt. Ein großer Entlastungsbogen, der auf gemauerten Pfeilern ruht, umschließt eine Gruppe kleinerer Fensteröffnungen, die ebenfalls rundbogig abgeschlossen sind. Die Teilung wird durch zierliche Säulchen bewirkt, deren Basis noch das Eckblatt zeigt, deren Kapitäle aber schon Anklänge von Frühgotik haben. Das Blattwerk und Ornament der Kapitäle ist mit einer gewissen Raffiniertheit gearbeitet und steht durchaus eigenartig da. Es ist nicht mehr das bereits verbrauchte Motiv der Würfelkapitäle, sondern schon die freiere Behandlung der Frühgotik darin zu spüren, ohne diese aber völlig zu repräsentieren. Die vielen damals fehlenden Kapitäle sind mit großem Geschick ergänzt. — Die Wahl des Verschlusses der Fenster hat einige Schwierigkeiten bereitet. Wenn man nämlich die Konstruktion der romanischen Fenster ansieht, so findet man nirgends die Vorbereitung zu einem Fensterrahmen. Sie sind daher offen gehalten, wie man dies noch heute bei jedem alten Kreuzgange sehen kann.“**) Man dachte an Vorhänge, an Laden mit kleinen Öffnungen, hat aber doch die Öffnungen vernunftgemäß mit Glasscheiben geschlossen.

„Bei aller Pietät gegen das Alter ließ sich doch die Decke nicht konservieren. Es ist daher eine schön profilierte, den Ständern entsprechende Holz-

---

*) Reste frühromanischer Friese und eingelassener Säulchen, ferner Kapitäle, Eckverzierungen und andere kleinere Bauteile, welche in und neben dem Kaiserhause ausgegraben sind, deuten darauf hin, daß die Ausschmückung desselben vor dem Brande von 1289 eine reichere gewesen ist.

**) „Die Lichtöffnungen des Treppenvorbaues, welcher allerdings (da er den spätromanischen Stil der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigt und in seinen Umfassungen keinen Verband mit denen des Hauptbaues hat) dem ältesten Bau nicht angehört, aber doch schon in seinen abgesplitterten Quadern Spuren des Brandes von 1289 zeigt, konnten früher durch innere Vorsetzladen (Fenster?) geschlossen werden, wie aus seitlichen Vertiefungen hervorgeht, die zum Einschieben von hölzernen Querriegeln zum Festhalten jener Läden gedient haben werden.“ (Mithoff.)

decke neu eingefügt. Am schwierigsten war die Lösung der mittleren Partie des Saales. Nach dem letzten großen Brande hatte man sich nicht mehr die Mühe gegeben, dieselbe auszuzeichnen, sondern die Decke war bei dem großen Mittelfenster vorbei gerade durchgestreckt in der Höhe der Decke beider Flügel. Es entstand nun die Frage: Wie war die ursprüngliche Decke? Nach näherer Besichtigung der Wandfläche, an welche diese ursprüngliche Decke gestoßen haben mußte, fand man noch in dem Putz den Weg vorgezeichnet, den dieselbe daran früher genommen hatte. Es war ein Halbkreis. Dies deutete auf ein in Holz konstruiertes Tonnengewölbe, welches den Thronsitz herrlich überdacht haben mochte; dieses kam dann auch wieder zur Ausführung.“ (Cuno.) —

Treten wir nun in das Haus. Das Untergeschoß, welches ursprünglich keine Verbindung mit dem Obergeschoß hatte, bildete in ältester Zeit nur einen einzigen großen Raum. Erst später, wahrscheinlich nach dem großen Brande von 1289, hat man ihn in sieben Räume abgeteilt und diese — wie ich schon erwähnte — mit Spitzbogengewölben überdeckt. Ein hier aufgefundenes Kanalsystem mit Steigröhren scheint bestimmt gewesen zu sein, den Reichssaal zu erwärmen. Zu dem Eingangsvorbau des Obergeschosses führen zwei steinerne Freitreppen hinauf. Wir gelangen in den 48 m langen, 14 m tiefen und in der Mitte 10 m hohen großartigen Reichssaal. Der mittleren größten Arkade gegenüber steht an der Hinterwand auf einer Erhöhung zwischen zwei ungewöhnlichen Säulen der auf vier großen steinernen Kugeln ruhende metallne Kaiserstuhl*), ein Vermächtnis des verewigten Prinzen Karl.

Die Wände sind in großartig schöner Weise mit bildlichen Darstellungen durch die Hand des Professors Wislicenus in Düsseldorf geschmückt. Die Hauptgemälde befinden sich an der geschlossenen Westwand. Abgesehen zunächst von dem der Gegenwart angehörenden Mittelbilde veranschaulichen die sechs Hauptbilder sechs Akte eines Dramas, die Geschichte des **ersten** Kaisertums von Heinrich II. bis Friedrich II. (Da nur die Kaiser dargestellt sind, welche zur Kaiserpfalz in Beziehung standen, so konnten Heinrich I. und Otto II., obwohl sie in Goslar geweilt haben, nicht berücksichtigt werden.) Die acht Nebenbilder zwischen und neben diesen Hauptgemälden haben die Geschichte des Kaiserhauses zum Vorwurf.

Die Gemälde der Südwand (linken Seitenwand), drei größere mit drei Predellen (d. h. kleineren Bildern am Fuße der größeren), bilden den Prolog, die der Vorderwand (rechten Seitenwand) den Epilog zum Schmuck der Hauptwand. — Die kleinen Flächen der Ostwand (Fensterwand) sind Darstellungen aus Märchen und Sage gewidmet.

Wir sind durch die Südwand in den Saal eingetreten und wenden uns nach dieser vorläufigen Orientierung den Bildern dieser Wand, dem Epilog zu. Der Mittelpunkt aller sechs Bilder ist Karl der Große. „Das große Mittelbild stellt Karls des Großen Sieg über die Sachsen und die Zerstörung der Irmensäule dar, das Symbol der Einführung des Christentums im Sachsenlande. Links von diesem zeigt uns ein Bild die Krönung Karls in der Peterskirche zu Rom mit der römischen Kaiserkrone durch Papst Leo III. Das rechte Seitenbild aber stellt die Taufe Wittekinds dar. Die Predellen unter den drei genannten Bildern zeigen Karl in seiner Macht dem Auslande gegenüber, indem er fremde Gesandte in Paderborn empfängt, seine Unab-

*) Derselbe wurde im Anfange dieses Jahrhunderts für 28 Thaler meistbietend verkauft.



hängigkeit der Kirche gegenüber, da er auf einer geistlichen Synode den Vorsitz führt, seine Bemühungen um Hebung der Kultur in dem Bilde „Karl im Kreise seiner Gelehrten". (Leimbach.*)

Die sechs Hauptbilder der Westwand mit ihren Predellen geben folgende Darstellungen aus der deutschen Geschichte von 1014 bis 1253.

1. Heinrich II. wird vom Papste Benedikt VIII. in der Peterskirche zu Rom mit der römischen Kaiserkrone gekrönt, wobei ihm, als dem ersten unter den deutschen Kaisern, der Reichsapfel mit dem Kreuze, das Zeichen der christlichen Weltherrschaft, überreicht wird. — Auf der ersten Predelle tritt er uns als erwählter König von Oberitalien entgegen, auf der zweiten ist er dargestellt, wie er Klöster aufhebt.

2. Heinrich III., der mächtigste deutsche Kaiser, führt den abgesetzten Papst Gregor VI., da dieser nicht abläßt, dem neugewählten Papste Clemens II. seine geistliche Herrscherwürde streitig zu machen, samt seinem Ratgeber, dem Mönche Hildebrand (dem nachherigen Papst Gregor VII.), gefangen über die Alpen nach Deutschland. — Die erste Predelle stellt das Leichenbegängnis Konrads II. dar, bei welchem Heinrich III. das Haupt des Toten trägt; auf der zweiten hält Heinrich III. die berühmte Kirchensynode zu Sutri ab, auf welcher der Kaiser der kirchlichen Verwirrung dadurch ein Ende macht, daß er drei gleichzeitige Päpste absetzt.

3. Heinrich IV. als Büßer vor dem Papste Gregor VII. in dem Schloßhofe zu Kanossa. — Die Predellen stellen dar: Heinrich wird von Hanno von Köln und den mit diesem verbündeten Fürsten seiner Mutter geraubt; und: die Bischöfe von Mainz, Köln und Worms entreißen dem von seinem unwürdigen Sohne gefangen genommenen alten Kaiser den kaiserlichen Ornat.

4. Friedrich I. demütigt sich vor Heinrich dem Löwen. — Die Predellen zeigen: den Feuertod Arnolds von Brescia, den Friedrich dem Papste ausgeliefert hat; und: Friedrich hält Adrian IV. den Steigbügel.**)

5. Friedrich I. als Sieger in der Schlacht bei Ikonium. — Die Predellen: Friedrich umarmt seinen Sohn, welcher während der Schlacht Ikonium erstürmt hat; und: Friedrich findet seinen Tod im Kalykadnos.

6. Friedrich II. empfängt an seinem glanzvollen Hofe zu Palermo eine arabische Gesandtschaft, welche außer anderen kunstvollen Geschenken auch ein Tellurium überreicht. — Die erste Predelle stellt die Schreckensherrschaft Heinrichs VI. in Sizilien dar; die zweite: Konradin, der letzte Hohenstaufe, endet auf dem Blutgerüste zu Neapel.

Von diesen sechs Bildern sind zwei, das zweite und das fünfte, größer als die andern; es tritt somit die Macht des Kaisertums, welche sie darstellen, in den Vordergrund. Das erste Bild zeigt uns den Kaiser im Frieden mit dem Papste, das dritte — mit jenem das zweite, welches den Kaiser als Sieger im Kampfe mit der Hierarchie darstellt, einschließend — die Bedrängnis der

*) Für eingehendes Studium verweise ich auf den interessanten Vortrag des Gymnasialdirektors Lic. Dr. Leimbach: „Der Bilderschmuck des restaurierten Kaiserhauses zu Goslar." Wolfenbüttel 1878. Ich kann denselben nicht besser empfehlen, als dadurch, daß ich aus ihm wörtlich citiere. Besonders aufmerksam mache ich aber noch auf die geistvolle Abwehr der Angriffe, welche gegen den preisgekrönten Entwurf des Professors Wislicenus seiner Zeit erhoben wurden.

**) Diese Scene, bei welcher übrigens anfangs Barbarossa den verkehrten Steigbügel hielt, trug sich beim Ab-, nicht, wie der Künstler es darstellt, beim Aufsteigen des Papstes zu.



Kaisermacht durch das Papsttum. Das vierte zeigt die Kaisermacht in höchster Not dem Vasallentum gegenüber, das sechste — mit jenem das fünfte, welches die Entfaltung der Kaisermacht im fernen Morgenlande darstellt, einschließend — die Entfremdung vom Vaterlande durch die verlockende Herrschaft in Italien. („Rotbarts Sieg ist ein wundervoller Sonnenuntergang, Friedrich II. in Palermo zeigt die schöne, aber verbleichende Abendröte der deutschen Reichsherrlichkeit.")

„Römer- und Kreuzzüge haben viel der deutschen Kraft ohne allzuviel Nutzen verzehrt, italienische Politik hat das deutsche Reich geschwächt, römische Hierarchie und deutscher Fürsten Sondersucht haben sie gebrochen. So endet mit Konradins Hinrichtung das tragische Drama des Mittelalters." (Leimbach.)

Die Nebenbilder auf derselben Wand, welche die Geschichte des Kaiserhauses darstellen, schließen sich eng an die Hauptbilder an, zwischen denen sie stehen.

Die beiden ersten und das letzte handeln von der Erbauung des Hauses. „Der Kaiser Heinrich II. und sein Gemahl schauen dem Baue der villa regia zu und zugleich dem Spiele der Kinder, welche sich auf Bauhölzern schaukeln, freilich nicht ihrer Kinder, da dem hohen Herrscherpaare Elternfreude versagt war; — das zweite Bild zeigt uns den großen oder schwarzen Heinrich, wie er sich den Bauplan des Kaiserhauses vorlegen läßt und wegen des übrigens schon weit vorgeschrittenen Planes neue Befehle erteilt."

„Auch das letzte oder achte Seitenbild behandelt die Baufrage, aber es führt uns in die neueste Zeit. Als schon das neue deutsche Kaiserreich gebaut war, da ehrte unser erster Kaiser neuer Folge Goslar mit seinem hohen Besuche und befahl die energische Fortführung der kaum begonnenen und dann ins Stocken geratenen Restauration der alten Kaiserpfalz. Zu einer schöneren Zeit konnte Goslars Kaiserhaus nicht restauriert werden, als in der Zeit eines mächtigen, herrlichen, neuen Kaiserreichs, in der Zeit der großen Restauration Germaniens; von einer würdigeren Persönlichkeit konnte der Neubau nicht in die Hand genommen werden, als von dem Begründer neuer deutscher Macht und Einheit; eine bessere Gelegenheit zur Inaugurierung der zweiten, wichtigeren Epoche in diesem denkwürdigen Umbau konnte nicht erwählt werden, als die Reise des Kaisers zur Enthüllungsfeier des Hermannsdenkmals." (Leimbach.)

Das dritte und vierte Nebenbild schließen das dritte Hauptbild (Heinrich IV.) ein. Jenes führt uns an die Wiege des jungen Königs, über der die Fürsten ihn zum Nachfolger seines großen Vaters zu wählen eidlich geloben, dieses zeigt uns den vom Blitzstrahl getroffenen pietätlosen Heinrich V. — Die drei anderen Nebenbilder umrahmen die Hohenstaufen Friedrich I. und II. und zeugen vom Auf- und Abwogen des Kampfes der Welfen und Waiblinger: Konrad III. spricht Heinrich dem Stolzen seine Herzogtümer ab, Heinrich der Löwe empfängt dieselben von Friedrich I. zurück, und Pfalzgraf Heinrich der Lange söhnt sich mit Friedrich II. aus. —

Den Epilog zum Schmuck der Hauptwand bilden die drei Bilder der Nordwand (rechten Seitenwand): Luther auf dem Reichstage zu Worms, die schmalkaldenschen Bundesgenossen empfangen zusammen das heil. Abendmahl, und Kaiser Karl im Kloster zu St. Just; mit den (der historischen Folge der Ereignisse nicht genau entsprechenden) Predellen: Schlacht bei Mühlberg, Karls V. Flucht vor Moritz von Sachsen und Karls V. Abdankung.

Die kleinen Flächen der Ostwand (Fensterwand) sind Darstellungen aus dem Märchen und der Sage gewidmet. „Das Bild über der Eingangsthür hat Dornröschens Geburt und Begabung durch die gute und böse Fee zum Gegenstande. Wir verfolgen den Lebensgang Dornröschens, seine Erziehung, als diese noch in Mutterhänden lag, dann, als Mönche das schöne Königskind in die Gelehrsamkeit und Ritter es in schöne Sitte einführten, bis der bösen Fee Unglücksspruch sich verwirklicht, und nach dem Spindelstich sie in den Zauberschlaf versinkt, in welchen sie ihr ganzes Reich mit hineinzieht. Da sitzt der Reichskanzler und schläft, die Feder noch im Schlafe festhaltend, die Krieger schlafen, der Sänger schläft — Hunderte von Jahren, bis der guten Fee Trostspruch Wahrheit werden kann."

„Wir sind so unvermerkt an allen Fensterbogen vorübergegangen; an der Thür der Nordwand schauen wir Dornröschen erweckt durch den Gesang der Sänger, und neben der verwunschenen und nun ihrem Zauber entrückten Prinzessin den aus seinem Jahrhunderte währenden Zauberschlafe erwachenden Barbarossa. Ihn wecken seine Pagen auf und melden den Anbruch der neuen Zeit, des neuen deutschen Reiches."

„Der Künstler verwendet das wundersame Märchen vom Dornröschen, welches seiner ursprünglichen Deutung gemäß den Sieg des Lebens über den Tod, wie ihn der Lenz über den Winter erringt, darstellen soll, zur Allegorie des verzauberten, aber wieder erwachten deutschen Reiches. Die Allegorie des Märchens ist folgende: Das deutsche Reich wird unter Karl dem Großen gestiftet durch den Bund mit der christlichen Kirche, aber bei der Taufe oder Stiftung des Reiches zeigt sich die gute und böse Fee, die Macht der Wahrheit und die des Irrtums in der einen Kirche; nachdem das Reich sich unter der Leitung der Mutter, der altgermanischen Kraft, entwickelt hat, auch durch die mönchische Gelehrsamkeit, sowie durch die kreuzfahrenden und singenden Ritter seine innere und äußere Kultur gemehrt hat, naht die Katastrophe, indem die Macht der Hierarchie dem Reiche den tödlich scheinenden Schlag versetzt, aus welchem die Macht der Wahrheit die Schlafende zu erwecken verheißt; nun beginnt für das Reich die Zeit der Schwäche, die großen Staatsmänner fehlen, die Kraft der Einheit fehlt, die Poesie und Kunst fehlen, und als erst die letzteren wieder durch die Dichter, die Vorkämpfer und Verkündiger einer neuen Zeit, gehoben werden, da kommt der Einheitsgedanke allgemein zur Geltung, und es erwacht das Dornröschen des neuen Reiches und mit ihm gleichzeitig Barbarossa, das Symbol der alten Idee eines mächtigen deutschen Kaisers."

„Die Sage giebt uns den neuen Kaiser, das Märchen das neue Reich — und wie ein Wunder der Sagen- und Märchenwelt, so steht es vor uns, das neue deutsche Reich, welches im Gegensatz zu dem alten nur seine Begabung der guten Fee, der Kirche der Wahrheit, dem Protestantismus, dem Geiste Luthers verdankt, wie es andererseits im Gegensatz zu dem alten, durch die Sonderinteressen der Vasallen zerbröckelten Reiche, durch die freiwillige Unterordnung der deutschen Fürsten unter ein gemeinsames Oberhaupt, vor dessen Größe sich alle beugen mußten und gern beugten, zustande gekommen ist." (Leimbach.)

So bilden Märchen und Sage die Brücke, durch welche das Mittelalter mit der Neuzeit verbunden wird. Wir betrachten nun das große Mittelbild der Westwand, die durch geniale Komposition, wie durch koloristische und

dekorative Ausführung ausgezeichnete Darstellung der Wiedergeburt des deutschen Reiches im Jahre 1871.

„Vor einem großen Triumphbogen, auf welchen Kaiser Wilhelm und sein erlauchter Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, zureiten, stehen Fürst Bismarck und Graf Moltke, jener bereit, den Hammer, welchen seine Rechte hält, dem herbeikommenden Kaiser darzureichen, damit der dreifache Hammerschlag die Erbauung des neuen Reiches versinnbildliche, an dessen erstem Säulenfuß stehend wir beide Männer gewahren; Bismarck und Moltke gegenüber stehen zur Begrüßung ihres neuen Monarchen bereit die Jungfrauen mit Mauerkronen Elsaß und Lothringen, als Abzeichen der Huldigung die Modelle von Straßburg und Metz dem Kaiser entgegentragend, hinter ihnen Prinz Friedrich Karl, der Eroberer von Lothringen. Durch zwei Seitenthore gewahrt man links und rechts alle deutschen Fürsten, welche bereit sind, dieses frohe Ereignis mit ganzem Herzen mitzufeiern. Links führt die eine Hälfte König Ludwig von Bayern an, welcher dem Kaiser die Krone entgegenhält, rechts sehen wir vor den übrigen Fürsten die Kaiserin Augusta und die Kronprinzessin Viktoria, welche Friedenspalmen und als Schmuck das Genfer Kreuz tragen.

Den Triumphbogen schmücken die Bilder sämtlicher Fürsten aus dem Hohenzollernhause vom großen Kurfürsten bis zum vierten Friedrich Wilhelm zu beiden Seiten und in der Spitze das von Viktorien umschwebte preußische Wappen. Zu Häupten des Kaisers und des Kronprinzen schwebt die neue Germania, deren Antlitz die Züge der edlen frommen Königin Luise trägt; sie bringt dem siegreich, aber schmucklos heimkehrenden Sohne die Kaiserkrone dar; getragen wird diese Germania von Helden der Befreiungszeit und des letzten Krieges, unter welchen wir Blücher und Körner unschwer entdecken, jenen Körner, dessen Wort wir kennen: „Luise, schwebe segnend um den Gatten! Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug! und all' ihr braven deutschen Heldenschatten, mit uns, mit uns und unsrer Fahne Flug!"

Diese Heldenschatten der Vorzeit fehlen auch nicht, alle großen Kaiser des Mittelalters erscheinen hier noch einmal, die Germania umschwebend: Karl der Große, Heinrich und Otto II., Barbarossa, Rudolf und Maximilian.

Den alten Kaiserthron aber umgeben links der Vater Rhein und rechts die Sage, jene beiden allegorischen Figuren, von denen die erste der Zeuge der alten deutschen Herrlichkeit und die zweite die Prophetin der neuen deutschen Herrlichkeit gewesen ist und ferner als solche gelten wird." (Leimbach.)

Dieses die Gegenwart repräsentierende Gemälde bildet „als Auferstehungsmoment den Schluß der Darstellungen". „Den beiden größeren Feldern der Flügel gegenüber" (2. und 5. Bild) ist es „vorherrschend als **neue** Machtentfaltung und zu den übrigen vier Darstellungen, welche die genannten umgeben, als Gegensatz" aufzufassen, „der sich in den Momenten, die dem Mittelbilde am nächsten liegen, am schärfsten kennzeichnet." (Cuno.)

Die Decke hebt rahmenartig den Gemäldeschmuck. Besonders reich ist das Tonnengewölbe über dem eben beschriebenen Mittelbilde gehalten; es ist mit den Wappen deutscher Staaten, sowie mit den Reichsinsignien, Krone, Zepter, Schwert, Reichsapfel, Evangelienbuch, Kreuz, Handschuhen und Adler, geziert. Die horizontale Decke bringt neben mittelalterlichen Mustern Motive aus dem Volks- und Tierleben des Harzes. —

Ein nördlich anschließender Verlängerungsbau, dessen Hinterwand aus dem Jahre 1576 ist, während die Vorderwand 1822 erneuert worden, enthält

die Wohnung des Kastellans. Die oberen Räume sind für hohen Besuch eingerichtet.

Der Teil des alten Kaiserpalastes, welcher die Wohnräume für den Kaiser und seine Familie enthielt, ist schon lange nicht mehr vorhanden gewesen und wahrscheinlich nach dem erwähnten Brande nicht wieder aufgeführt worden. Seine Grundmauern sind an der Südwestseite des Kaiserhauses neuerdings wieder bloßgelegt. (Die Nachricht eines Chronisten: „Alsemen screff MCCLXXXIX do vorbrende dat Keyserhus to Gosler in de grunt, in deme daghe Johannis und Pauli" — 26. Juni — ist, was das Niederbrennen in den Grund betrifft, auf diesen Flügel zu beziehen.) In den inneren Schloßhof führte hinter dem Vorbau eine Durchfahrt durch das Hauptgebäude.

Verschiedene beim Aufgange vom Kaiserbleeke zur Rampe des Kaiserhauses aufgefundene Fundamente scheinen einer großartigen Treppenanlage angehört zu haben. Man beabsichtigt, hier wieder eine dem Ganzen entsprechende geteilte Freitreppe anzulegen. Auch soll an der südlichen Giebelwand zur Verbindung beider Stockwerke ein Turm aufgeführt werden und die östliche Außenseite einigen Skulpturenschmuck erhalten.*)

Vor dem Kaiserhause war ein alter Gerichtsplatz, an welchem nach Herzog Albrechts Bergordnung auch eins der drei harzischen Berg- und Forstgerichte gehalten wurde. (Siehe S. 198.) Gerichtsverhandlungen fanden hier noch gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts statt. —

Ein „Meisterstück architektonischen Erfindungsgeistes" ist die St. Ulrichskapelle, welche südlich vom Kaiserhause liegt und ehemals an das kaiserliche Wohngebäude grenzte. Eine von den 10 Doppelkapellen deutscher Schlösser und Burgen, zeichnet sie sich vor den übrigen doch durch ihren eigentümlichen Grundriß ganz besonders aus. Während nämlich das Untergeschoß die Form eines griechischen Kreuzes hat, ist das Obergeschoß dadurch, daß die Winkel zwischen den Kreuzarmen durch nischenartige Wölbung ausgefüllt sind, zu einem Achteck ausgeweitet. In der Vierung ist die untere Kapelle mit der oberen durch eine viereckige Öffnung verbunden, welche jetzt mit einer steinernen Umfriedigung versehen ist. In dem Achteck, welches einst von den angrenzenden Gemächern aus zugänglich war, wohnte der kaiserliche Hofstaat, in der unteren Kapelle das Hofgesinde dem Gottesdienste bei.

Durch einen Bogengang soll die Kapelle mit dem Kaiserhause verbunden, auch im Innern mit Gemälden geschmückt werden.

Im April 1884 sind in der Kapelle Herz und Eingeweide des Kaisers Heinrich III., in eine Tumbe eingeschlossen, beigesetzt und mit der bemalten steinernen Bildsäule desselben bedeckt, welche bis dahin in der Domhalle aufbewahrt wurde. Herz und Eingeweide, welche nach letztwilliger Verfügung des Kaisers im Dome geruht hatten, waren nach Abbruch desselben zunächst in eine Reliquiensammlung, dann in das Welfenmuseum übergegangen.

So ist denn gleich dem Kaiserhause auch die alte, aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammende Hauskapelle der Kaiser, die seit Jahrhunderten zum Stockhause und zur Wohnung des Feldhüters erniedrigt war, wieder zu Ehren gebracht und zugleich den Überresten des großen Kaisers eine würdige Ruhestätte an dem Orte gewährt, wo er einst den allmächtigen Lenker der Schlachten um Sieg und Schlachtenglück angerufen hat.

---

*) Dr. Robert Müller, Goslars Geschichte und Sehenswürdigkeiten.

Die Stunde völliger Befreiung von der ihr Jahrhunderte lang zugefügten Schmach schlug für die alte Kaiserpfalz, als in Folge des glorreichen Feldzuges von 1870/71 der deutsche Kaiseraar seine Fittiche wieder mächtig entfaltete. Und nun zog in die alten Mauern, welche länger als sechs Jahrhunderte trauernd und verlangend nach einem Kaiserantlitz ausgeschaut hatten, der größte Herrscher, den sie je gesehen, der greise und doch jugendliche Kaiser Wilhelm, der siegreiche Einiger und Mehrer des Reiches, der gerechte und milde Vater des Volkes. Möge uns Harzern die hohe Freude zu teil werden — wir hoffen es zu Gott! — daß Kaiser Wilhelm das Werk, an dem noch immer rüstig und von künstlerischer Hand gearbeitet wird, als ein bleibendes Denkmal der Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums, dieser Bürgschaft äußerer Macht und inneren Friedens, noch einmal in seiner Vollendung schaue! Dann werden die alten Kaiser, die einst in Macht hier walteten, in unseren Jubel einstimmen und die tannengekrönten Harzberge huldigend ihr Haupt neigen.

b. Goslar nach der Kaiserzeit.

Das Jahr 1290 ist in der Geschichte der Reichsstadt — wie wir sahen — dadurch von einschneidender Bedeutung, daß der Rat durch Erwerbung der Reichsvogtei die volle Selbständigkeit erlangte. Wie nun an die Stelle des den Vogtdienst verwaltenden woldenbergschen Dienstmannes der städtische Vogt, so traten an die Stelle der Grafen selbst die von der Stadt auf eine bestimmte Reihe von Jahren gewählten Schutzherren.

Im 14. Jahrhundert wurde auf Grund der von den Kaisern verliehenen Rechte und der alten Weistümer das Rechtsbuch entworfen, welches als Goslarsches Recht in vielen Harz- und anderen Städten Eingang fand, so daß der Rat zu Goslar in Rechtssachen der Oberhof für ein ganzes Land wurde. Auch solche Städte, deren Verfassung nicht auf Goslarschem Rechte beruhte, selbst weit entfernte, holten vielfach Rechtsgutachten des hochangesehenen Rates der Reichsstadt ein, und ihr Bürgermeister ward oft (z. B. 1391 in dem Streite der Äbtissin von Gandersheim mit der Stadt Bockenem wegen des Dorfes Hachum) zum Obmann in Rechtsstreitigkeiten bestellt.

Die großen Begünstigungen und Rechte, welche die Kaiser den Stiftern in und vor Goslar mit freigiebiger Hand verliehen hatten, gereichten der Stadt in vielfacher Hinsicht zu Bedruck und Belästigung. So besaßen jene Stiftungen sämtliche Mühlen in Goslar und seiner Umgebung, und diesen stand der lästige Mühlenzwang zu; ihnen gehörten alle Verkaufshallen, und außer den ihrigen durften andere nicht errichtet werden; und das Simon-Judasstift übte, anscheinend seit Kaiser Friedrich I., das Recht des Grundzinses inbetreff sämtlicher städtischen Grundstücke aus. So bedenklich der Kampf gegen die mächtige Geistlichkeit, zumal dieser kaiserliche Privilegien zur Seite standen, erscheinen mußte, so scheute sich doch die Stadt nicht, ihn aufzunehmen; und bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts war er zu ihrem Vorteil ausgefochten. Wie die bürgerliche Freiheit dadurch überhaupt bedeutend erstarkte, so konnte sich namentlich der Handel, auf den zu nicht geringem Teile Goslars Ansehen und Wohlstand beruhte, nach dem Fortfall jener hemmenden Fessel freier entwickeln.

Um ihre Handelsstraßen zu sichern und die Wegelagerei zu verhindern, erwarb die Stadt im Jahre 1314 den Pfandbesitz des Schlosses Seesen (siehe S. 392) und in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts den der Vienenburg.

Doch noch andere wichtige Aufgaben harrten der Lösung. Während mit der Erwerbung der Vogtei allerdings diejenigen Zahlungen für die Stadt gewonnen sein werden, welche dem Vogte als Richter zugestanden hatten — die „Wedde" bei Verbrechen und Vergehen, wohl auch das erblose Gut und die Erbschaft der Schauspieler, Spaßmacher und Fremdlinge u. dergl., so mußten doch die ursprünglich dem Kaiser gezahlten „Vogteigelder" — welche namentlich in Abgaben vom Bergbau, vom Hüttenbetriebe und von der Köhlerei bestanden — auch nach dem Jahre 1290 weiter entrichtet werden. König Philipp hatte mit diesen Einkünften die der hohenstaufischen Partei angehörenden Fürsten und Herren der Nachbarschaft belehnt, namentlich den Grafen von Woldenberg die größere Hälfte, jährlich 155 Mark Silbers, verliehen. Jene Belehnten gaben dann davon ihren Vasallen und Dienstmannen größere und geringere Bezüge als Afterlehen (die Woldenberger 77½ Mark an achtzehn ihrer Adligen).

„Diese Last abzuschütteln, unternahm Goslars Rat mit Aufbietung aller Kraft. Aber als wenn in ein Bienennest gestochen war, so stiegen alle die handfesten Ritter und Knappen in Harnisch, welche dieses schöne Geld in lehnischer Wehre hatten. Die Gustedt, Schwiecheldt, Wallmoden, Salder, Rössing, Bortfeld, Oberg, Gadenstedt, Steinberg, Campe, Cramm und viele andere wollten von ihren Ansprüchen nicht lassen. Doch die Stadt verfolgte den einmal eingeschlagenen Weg; viele der Adelsgeschlechter wurden in Güte abgefunden, doch mußte auch manch blutiger Kampf, manche langwierige Fehde gekämpft werden, bis der ruhige Besitz dieses Gutes gesichert war." (St.-A. Bode.) Zwischen den Jahren 1340 und 1348 kam die Stadt sogar mit den ihr seit alters befreundeten Grafen von Woldenberg, ihren früheren Schirmvögten, und den Grafen von Regenstein, welche die von der „Agetocht" (d. i. aquae ductus), jetzt Abzucht, bis unter den Rammelsberg reichende „kleine" Vogtei vom Reiche zu Lehen trugen, dieserhalb in Fehde. Goslar hatte nämlich 1340 vom Kaiser Ludwig das Heerschildrecht*) erhalten d. i. die Fähigkeit, Reichslehen zu erlangen, und setzte sich auf Grund dessen in den Besitz mehrerer Anteile an den Vogteigeldern, deren Afterlehnsträger ausgestorben waren. Zugleich verweigerte sie die Fortzahlung der den genannten Grafen vom Könige Philipp verliehenen Anteile an jenen Geldern, weil ihre Gruben im Rammelsberge zu Bruch gegangen waren (siehe S. 200). Da griffen die Grafen zu den Waffen, schnitten der Stadt die Zufuhr ab, überfielen ihre Schmelzhütten und richteten diese zu Grunde. Endlich kam 1348 durch Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Grafen Konrad von Wernigerode zwischen der Stadt Goslar und den Grafen Burchard VI. von Woldenberg und Heinrich von Regenstein eine Aussöhnung zustande, in der diese Grafen gegen Empfang „eines gewissen Geldes" ihre Lehen in die Hände der Bürgermeister der Reichsstadt gaben. Zugleich sandte Graf Heinrich unter Zustimmung Burchards am 30. März 1348 jene „kleine" Vogtei dem Reiche durch die genannten Vermittler „tô des rades vnde der

*) Seitdem führte Goslar den einköpfigen Reichsadler im Wappen. „Im alten Stadtsiegel erscheinen die mit den Beischriften: S. Simon, bezw. S. Judas versehenen Brustbilder dieser beiden Schutzheiligen zu den Seiten eines die Mitte einnehmenden, mit Zinnen und Helm bekrönten runden Turms, der einen rechteckigen Bau überragt, während vor letzterem die krenelierte Stadtmauer mit einem bezinnten Turm sich herzieht. Das runde Siegel ist umschrieben: SIGILLVM BVRGENSIVM IN GOSLARIA." (Mithoff.)



borgere van Goslere hand" auf. (Die Unterscheidung zwischen dem „groten gherichte" oder dem „richte up deme hove" (Kaiserhofe) und dem „richte over deme watere" oder dem „lutteken richte" wird auch in späterer Zeit von den Goslarschen Statuten noch aufrecht erhalten.)

Nach dem Aussterben der Woldenberger belehnte Kaiser Wenzel den Bischof von Hildesheim am 29. Juni 1384 auch „mit den Einkünften in Goslar, welche Vogtgeld heißen, nebst den Rechten der Vogtei und Zubehör daselbst". Der Bischof beanspruchte daraufhin die den Woldenbergern einst verliehenen 155 Mark Silbers, doch ohne Erfolg. Die Stadt begründete ihre Weigerung zur Zahlung dieser beträchtlichen Abgabe damit, daß die Gruben, von denen jene Gelder dem Kaiser bezw. jenem Grafen hätten entrichtet werden müssen, vor fünfzig Jahren ersoffen, und die, welche die Stadt jetzt baue, erst später angelegt seien. Der Kaiser Wenzel, an welchen sich der Bischof nun wandte, beauftragte den Herzog Otto von Braunschweig und dieser seinen Amtmann zu Harzburg, Hans von Schwicheldt, mit der Schlichtung des Streites. In dem dazu 1388 „tho Goslar up des rykes pallass" angesetzten Termine ward der Bischof mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen. Und alle übrigen, auch soweit sie nicht mit Geld abgefunden, waren schon länger verstummt.

„Aber nicht allein des Vogteigeldes wegen haben Goslars Bürger ihre Selbständigkeit erstritten und ihre Banner fliegen lassen. In jener Zeit gab ja Besitz und Recht auch Anlaß zu Neid und Streit. Die reichen Handelsbeziehungen vorzugsweise waren die notwendige Veranlassung zu mancherlei Reibungen mit den mächtigen Nachbarn, wie auch Veranlassung zu Bündnissen, namentlich mit den benachbarten Städten. Manchen Kampf wissen die Chroniken, die Urkunden zu erzählen. Doch der Bürger Schwert scheint ein schneidig Ding gewesen zu sein, manch ritterlichen Helm hat es gespalten. In der hohen Marktkirche hingen sie manche im Streite errungene Fahne auf als Zeichen des Sieges. Lange wehte dort an hoher Stelle das Banner des Hochstifts Mainz, von fester Bürgerhand im harten Ringen am Weißenwasser (bei Schulenberg zwischen Zellerfeld und Romkerhalle) 1368 den Mainzer Rittern entrissen, die mit dem bösen Herzog Otto vereint die Stadt zu demütigen gedachten." (Bode.)

Der vielfachen Beziehungen Goslars zu den Nachbar- und den Hansastädten überhaupt kann nur in einigen Worten gedacht werden. Auf die Bedeutung des Handels*) unserer Stadt schon in älterer Zeit weist die Thatsache hin, daß der Kaiser den Kaufleuten in Quedlinburg die Rechte der von Goslar (und Magdeburg) verleiht, und daß die Goslarsche Münze schon im 11. Jahrhundert im nördlichen und mittleren Deutschland allgemein verbreitet war. Auch „die hohe Bedeutung der Wort („Kaiserwort") und der Kaufmannsgilde ist ein Beweis für die Bedeutung und weite Ausdehnung des Goslarschen Handels im Mittelalter". (Dr. Lambert.) Die mit dem Norden und Süden durch Handelsstraßen verbundene Kaiserstadt hatte an dem Außenhandel der niedersächsischen Städte sowohl nach Flandern hin, wie über die Ostsee hinüber nach Wisby und Nowgorod Anteil: um das Jahr 1260 erließ sie in Gemeinschaft mit den Städten Bremen, Stade, Hamburg, Lüne-

*) Nach einem Waghaus- und Zolltarif vom Jahre 1391 wurde ein schwunghafter Handel betrieben namentlich mit Korn, Tüchern, Flachs, Leinwand, Wolle, Wollgarn, Leinengarn, Farbe, Vieh, Leder, Fischen, Mandeln, Reis, Feigen, Wachs, Pech u. s. w. Auch in älterer Zeit wird der Handel dieselben Gegenstände, denen wir noch Metall und Gewürze anreihen dürfen, umfaßt haben.

burg, Quedlinburg, Halberstadt, Helmstedt, Hildesheim, Braunschweig und Wernigerode ein Schreiben an die Schöffen von Gent, in welchem diese Städte dagegen protestieren, daß jene für Raubschäden, welches Genter Kaufgut im Lande Sachsen erlitt, den sächsischen Kaufmann haftbar zu machen suchten; im Oktober 1293 beschlossen in Rostock die wendischen Städte, daß fortan streitige Rechtsfragen von dem deutschen Hofe zu Nowgorod vor den Rat zu Lübeck (nicht mehr vor den in Wisby) gezogen werden sollten, — zu den sächsischen Städten, welche im Laufe der beiden nächsten Jahre diesem Beschlusse zustimmten, gehörte auch Goslar. Seine Kaufleute (wie die von Braunschweig, Hildesheim und Hannover) „sind gewiß schon im Zuge derer zu suchen, welchen Heinrich der Löwe 1163 durch die Sühne mit den Goten die Wisbyfahrt zu sichern bedacht gewesen war". (Hänselmann.) Mit Lübeck, Hamburg, Stade und Bremen ist Goslar allerdings niemals einen Bund zu Schutz und Trutz eingegangen. Doch nahmen an dem ersten allgemeinen hansischen Städtetage, zu welchem sich die Städte des sächsischen und wendischen Bundes im Januar 1358 zu Lübeck zur Ordnung flandrischer Angelegenheiten zusammenschlossen, auch die Sendboten Goslars teil, und 1368 schrieb Lübeck wegen der dänischen Privilegien auch an den Rat zu Goslar.

Von den Einungen der Nachbarstädte zur Verfolgung heimischer Zwecke fällt nur einer noch in das 13. Jahrhundert. Im Jahre 1272 schloß Goslar mit Braunschweig und Hildesheim und 35 Rittern und Knappen des Stiftes Hildesheim eine Eidgenossenschaft zu gegenseitigem Beistande. 1335 traten Goslar und Braunschweig auf drei Jahre dem Bunde der drei Städte des Stiftes Halberstadt (Quedlinburg, Halberstadt und Aschersleben) bei, welcher die „gemeinsame Verfolgung der Friedensbrecher, freundliche Zwischensprache bei bedrohlicher Haltung der Fürsten und während eines Krieges zwischen den Herren die Sicherheit der Bürger in den Städten selbst" zum Gegenstande hatte. Im Sommer 1351 schlossen Goslar und Magdeburg mit Braunschweig und Helmstedt und dem engeren Verbande der drei halberstädtschen Städte einen neuen Bund, „welcher jeden Teil zur Fürsprache bei den Herren, zu kriegerischer Hülfeleistung gegen andere Feinde und zur Verfolgung Geächteter anhielt". (Hänselmann.) Dabei versprach Goslar, den halberstädtschen Städten im Notfall mit 100 Mann Zuzug zu leisten (Helmstedt mit 15, Braunschweig mit 70, Magdeburg mit 400 Mann), nahm aber bei allem, wozu es sich verpflichtete, das Reich und den Bischof von Hildesheim aus. Im Jahre 1360 erneuerte Goslar diesen Bund mit Braunschweig und Helmstedt, auch traten demselben damals Lüneburg, Hannover, Einbeck und Hameln bei. Am 13. Juli 1384 schwuren die Städte Goslar, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Helmstedt, Einbeck, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben, sechs Jahre lang zu Recht und Gewalt bei einander zu bleiben.

Jene Klausel im Bundesvertrage von 1351 zeigt uns, in welch nahen, freundschaftlichen Beziehungen die Reichsstadt zu ihrem Bischofe stand. Die Bischöfe von Hildesheim, die ihr Diözesanrecht über den Dom und andere Kirchen zu Goslar zur Zeit des Kaisers Friedrich II. mit großer Entschiedenheit und Zähigkeit gegen die Anmaßung des Erzbischofs von Mainz, ihres Metropoliten, verteidigten und in diesem fast aussichtslosen Kampfe den Sieg davontrugen, haben sich der Stadt stets nur als Förderer und Begünstiger bewiesen. „Fast in jedem Jahre waren sie hier anwesend, um für das Wohl der geistlichen Stiftungen zu handeln. Keine Kirche Goslars ist vorhanden, welcher nicht bischöfliche Gunst Bestätigungen von Besitz und Rechten erteilt hätte." (Bode.)

Aber auch aus anderm Grunde hatte Goslar ein großes Interesse an der Freundschaft des Bischofs. Wurde doch das Stadtgebiet auf der ganzen dem Gebirge abgekehrten Seite von den weltlichen Landen des Fürstbischofs umgrenzt. Die bischöflichen Festen Schladen, Wiedelah und Vienenburg im Okerthale sperrten die Straße nach Braunschweig, die aus den Trümmern der zerstörten Burg Harlingsburg erbaute Liebenburg und die feste Burg Woldenberg die Straße nach Hildesheim, die Burg Lutter am Barenberge die Frankfurter Straße. „Bei solcher Nachbarschaft war es natürlich, daß die Stadt und ihre Bürger zum Schutze des Handels, der durch des mächtigen Nachbarn Land sich zog, auch dessen Freundschaft suchten.“ Und welche wertvollen Zugeständnisse machten die der Stadt gewogenen Bischöfe dem Handel derselben! Im Jahre 1302 verbriefte Bischof Siegfried die Begünstigung, daß kein Amtmann auf der Liebenburg von Waren Goslarer Bürger neuen Zoll erheben dürfe, und bestimmte in Übereinstimmung mit dem Domkapitel und der Stadt Hildesheim, die diesem Vertrage beitraten, daß niemand zum Bischof gewählt werden könne, der nicht zuvor der Stadt Goslar diese Vereinbarung beschworen habe. Ohne Zweifel wollte der Bischof damit der Reichsstadt ihre treue Bundesgenossenschaft im Kriege gegen den Herzog Otto den Quaden belohnen und sich und dem Stifte dieselbe für künftige Zeiten sichern. Um eine Schädigung, welche der Stadt durch bischöfliche Amtleute zugefügt war, wieder gut zu machen, gab Bischof Heinrich derselben 1333 die Hälfte des zu Lutter gehörenden Zolles und Geleites in Pfandbesitz, und Bischof Gerhard überließ ihr 1370 die Vienenburg, eine wichtige Zollstätte, und genehmigte 1397, daß sie einen Teil der Burg Lutter von dem Pfandgläubiger Hans von Schwiecheldt erwarb. Die Stadt zeigte sich dankbar bei jeder Gelegenheit. Wie sie 1334 und 1335 zwischen dem Bischof Heinrich und seiner Stadt Hildesheim als Vermittlerin auftrat, so leistete sie dem Bischof Gerhard bei Erbauung der Scharenburg, einer steinernen Warte an der Oker, hülfreiche Hand.

Auch mit den Herzögen von Braunschweig, ihren Bergherren, lebte die Stadt Jahrhunderte lang in gutem Einvernehmen, so daß auch der Bergbau sich in erwünschter Weise entwickelte und all seinen Segen den Bürgern in den Schoß schüttete. Um nicht zu wiederholen, verweise ich auf den Abschnitt „Die Besiedelung des Harzes“ und auf Seite 196 ff.

So hatte die Stadt im Anfange des 16. Jahrhunderts den zweiten Höhepunkt ihrer Entwickelung und ihres Wohlstandes erreicht. „Nicht weniger als 40 gottesdienstliche Gebäude und milde Stiftungen zeugten von dem frommen und wohlthätigen Sinne ihrer Bewohner, und daneben hatte man nicht versäumt, die Befestigungswerke zu verstärken und die Wälle und Türme mit grobem Geschütz reichlich auszustatten. Gegen Entrichtung beträchtlicher Summen schloß man Schutzverträge mit mächtigen Fürsten, wie mit dem Kurfürsten Albrecht dem Beherzten von Sachsen (gest. 1500), welcher auf Erfordern 100 reisige Pferde und 200 Mann zu Fuß unverzüglich zu senden versprach.“ (Dr. Müller.)

Noch in Goslars Blütezeit fällt die Einführung der Reformation.*) Den Klagen über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche, welche auf mehreren Reichstagen erhoben wurden, hatte Goslar, welches damals „den acht fürnembsten von allen Erbarn Frey- und Reichs-Städten“ zugezählt

*) Ich folge hier einem Aufsatze des Konrektors Dr. Müller in Zeitschrift des Harz-Vereins IV.

wurde, sich jederzeit angeschlossen. Bis in die unteren Schichten des Volkes drang dies Verlangen nach Abstellung der Mißbräuche, die Unzufriedenheit über die Verweltlichung der Kirche und das sündhafte Leben ihrer Diener: bei einer Prozession am Peter-Paulstage im Jahre 1520 wandte die früher so opferwillige Menge den Geistlichen den Rücken, manche spotteten und höhnten, und die wenigen, welche opferten, gaben nur die kleinste Kupfermünze. Der auf den Reichstag zu Worms 1521 gesandte Abgeordnete der Stadt pries in seinem Berichte die Unerschrockenheit Luthers und schilderte die Wirkung der gewaltigen Rede des kühnen Mönches.

Da wagte es Johann Clepp, Vikar zu St. Jakob, der sich mit Luthers Schriften eifrig bekannt gemacht hatte, öffentlich von der Kanzel das reine Evangelium zu verkündigen. Und als sein Amtsgenosse an derselben Kirche, Johann Hardt, der ihn beim Bischofe und beim Rate als einen Unruhestifter und gefährlichen Menschen verklagte, „der darauf ausgehe, das gemeine Volk gegen die Obrigkeit aufzuwiegeln und der Stadt die Ungnade des Kaisers zuzuziehen", es dahin brachte, daß Clepp das Predigen innerhalb der Ringmauern untersagt ward, versammelte dieser Luthers Anhänger in der Kapelle des heil. Grabes vor dem Vitithore, welche den Johannitern gehörte. Allerdings wurde er auch von hier vertrieben, aber sein Nachfolger an der Jakobikirche Theodorich Smedeken (Schmiedeken) trat 1521 an seine Stelle. Als auch ihm die Kanzel verboten wurde, predigte er unter einer großen Linde bei der Jakobikirche und, von hier vertrieben, auf dem großen Lindenplane vor dem Rosenthore, auf welchem jetzt der Bahnhof liegt. Hier ließ ihn der Bischof aufgreifen und auf das Schloß Steuerwald bringen, wo man ihn zum Widerrufe zwang. Nun aber trat Clepp wieder mutig hervor. Die Räte befreundeter Städte mahnten, „die Wahrheit nicht länger aufzuhalten", Mitglieder des Rates bekannten sich offen für Luther; so beschloß man denn, einen bewährten evangelischen Prediger von außen zu berufen. Die Wahl fiel, nachdem der zuerst berufene Gerson aus Greifswald auf der Reise gestorben war, auf den aus Halberstadt vertriebenen Prediger Johann Wessel. Dieser, Clepp und der bald darauf zugelassene Heinrich Gefferdes (welcher mit Wessel an derselben Kirche in Halberstadt gestanden hatte und nach seiner Vertreibung von dort eine Zeit lang Prediger in Gr. Quenstedt gewesen war) erreichten es, daß die Jakobikirche der immer mehr anwachsenden Gemeinde der Evangelischen eingeräumt und noch vor dem Pfingstfeste 1524 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt wurde. Im folgenden Jahre begehrten Gilden und Gemeinde vom Rate, „Gottes Wort solle lauter, ohne menschliche Zuthat, aus rechtem Grunde der heil. Schrift, gepredigt werden, auch solle die Pfaffheit alle ihre Güter in und außerhalb der Stadt verschossen und verwachten nach der Bürger Willkür, auch kein Pfarrherr seine Pfarrleute beschweren mit Unbilligkeit der Toten, Vigilien oder Kirchgang, mit doppeltem Präsentieren". Der Rat antwortete entgegenkommend. Da brachten kriegerische Verwickelungen die Ausführung einstweilen ins Stocken.

Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, dem die Stadt das Recht zur Einlösung des Bergzehnten bestritt (s. S. 67 u. 199), lagerte sich mit einem stattlichen Heere in Riechenberg, um die Stadt mit Gewalt zur Anerkennung seiner Rechte zu zwingen. Da nahm die bereits vorhandene Erregtheit der Gemüter eine immer bedenklichere Richtung, und am 22. Juli 1522 zogen die Bürger hinaus und zerstörten alle innerhalb der Landwehr belegenen geistlichen Stiftungen, das Petersstift, das Kloster auf dem Georgen-

berge und die Kirche des heil. Grabes, eine Gewaltthat, die nicht ohne die ernstesten Folgen bleiben konnte. Nahm nun zunächst die Sorge für die Sicherheit nach außen die gesamte Bürgerschaft ausschließlich in Anspruch, so erwachte doch bald, nachdem Heinrich aufgebrochen war, um den Kaiser Karl V. mit 1000 Reitern auf seinem Zuge nach Italien zu begleiten, der Eifer für völlige Durchführung der Reformation aufs neue. Nachdem schon der Rat der Schwesterstadt Nürnberg dem Ersuchen um Übersendung der dort eingeführten Liturgie bereitwillig und mit dem Bemerken entsprochen hatte, „daß eine jede Obrigkeit, die Christen zu sein begehre, zugleich verpflichtet sei, das zu halten, zu bekennen und anzunehmen, was das Wort Gottes und sein heilig Evangelium mit sich bringe“, erschien vor Ostern 1528 auf Veranlassung des Bürgermeisters Karsten Balder der Superintendent Nikolaus Amsdorff aus Magdeburg auf mehrere Wochen, um dem Rate bei Ordnung der Kirchen- und Schulangelegenheiten mit seiner Erfahrung zur Seite zu stehen. Kraft eines Vertrages zwischen Rat, Gilden und Gemeinde wurde am Mittwoch nach Oculi in allen fünf Pfarrkirchen der Stadt — Marktkirche, Stephani, Jakobi, Frankenberg und St. Thomas — die Reformation eingeführt. Zugleich wurde unter Amsdorffs Mitwirkung eine höhere Schule nach evangelischen Grundsätzen errichtet, die unter der Leitung des von Einbeck berufenen Rektors Volumetius bald mit der katholischen Münsterschule konkurrieren konnte. (Die Kirchenordnung erschien 1531.)

Während die Reformation auch in den Kapellen und päpstlichen Stiftungen, welche unter Botmäßigkeit des Rates standen, ohne Schwierigkeit Eingang fand, und der Konvent der Franziskaner sich freiwillig auflöste, boten die beiden Exemtstifter Simon Judas und Petersstift „alles auf, dem Katholicismus wiederum Eingang zu verschaffen, indem sie vor allem die Jugend durch Gewährung freien Unterrichts und durch unentgeltliche Verteilung von Lehrmitteln anzulocken sich bemühten. Selbst die Schleichwege der Verleumdung scheuten sie nicht, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und suchten namentlich in den Augen des Reichsoberhauptes die Gesinnung der Bürgerschaft zu verdächtigen.“ (Dr. Müller.) Doch ließ sich der Rat weder durch die Furcht vor ihrem Einflusse, noch durch die gutgemeinten Vorstellungen des Bischofs von Hildesheim, noch auch durch die Mahnung des Markgrafen Joachim I. von Brandenburg beeinflussen; vielmehr verbanden sich Rat, Gilden und Gemeinde, „bei der Reformation einander treulich beizustehen, jedoch gegen kaiserliche Majestät nichts zu tentieren, sondern in unterthänigster Devotion zu beharren“. Die Bürgerschaft in ihrer Standhaftigkeit zu befestigen, trug sicher nicht wenig ein eigenhändiger Brief Luthers bei. Derselbe lautet wie folgt:

„Den Ersamen weysen lieben Herrn nnd Freunden in Christo, den Pfarr Kindern zu Sanct Jacob zu Goslar sämtlich und sonders.

Gnad und Fried ynn Christo. Ersamen lieben Herrn und Freunde. Eur Schrifft sampt dem Herrn euren Seelsorger ist zu mir komen und von mir so gut als vermag empfangen. Und weil oder wo sichs also bey euch hellt, wie ich von ihm berichtet, so bin ich von Hertzen fro, und bitte GOtt den Vater aller Gnaden, wolte euch bey solcher weise erhalten und fordern. Amen.

Davon ich zuvor unlängst auch nichts sonderlichs von euch arges erfaren. Allein das einige Stück bey uns in die Ohren getragen, als solt sich Ungehorsam, Auffrur und Frevel widder die Oberkeit bey euch eugen (ereignen), welchen ich doch biß auf Kundschafft des andern teyls nicht habe statlich

glauben wollen. One daß ich mich dennoch gefurcht und GOtt gebeten habe, euch und uns alle und das liebe Evangelion für solcher Ärgerniß zu behüten. Hinfürder helff euch, der bey euch angefangen hat. Unfride, Fahr und Widderwertigkeit müßet ihr leiden, weret ihr des Teuffels und seiner Welt teyl, so hätten sie euch lieb und liessen euch in friede. Weil aber Christus euch zu seinem teyl gefoddert hat und behellt, so müßen sie euch hassen, wie Christus leret. Aber seit getrost, er ist größer der bey uns ist, denn der in der Welt ist. Haben sie den Haußvater Belzebub geheissen, so werden sie es seinem Gesinde nicht bessern. Knechte sollens nicht besser haben denn der Herr. Faret also fort ynn Gedult, so wird der HErr bey euch sein. Amen. Behalt mich in eur Gebeth. Zu Wittenberg Montags ultima Maji 1529.

Martinus Luther."

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 war Goslar durch seinen Bürgermeister Balder, den Stadtschreiber Hardt und den rechtskundigen Dr. Konr. von Dellinghausen*) vertreten. Doch war es bei Abordnung dieser stattlichen Gesandtschaft weniger auf ein Bekenntnis des evangelischen Glaubens — unter der confessio Augustana fehlt die Unterschrift der Stadt Goslar — als auf Beilegung des Streites mit Heinrich dem Jüngeren abgesehen. „Da der Herzog die Vorschläge einer aus mehreren Reichsständen und kaiserlichen Räten zusammengesetzten Kommission hartnäckig verwarf und im Vertrauen auf die Gunst des Kaisers bei seinem „Trotzen und Schnarchen" beharrte, so sah sich die Stadt nicht lange nachher veranlaßt, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, um Schutz und Hülfe gegen unrechtmäßige Gewalt zu finden. Auch unterzeichnete sie 1532 den Nürnberger Religionsfrieden, nach dessen Bestimmungen bis auf ein künftiges Concil, oder bis die Stände selbst wiederum zusammen kämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen sollte." (Dr. Müller.)

Drohende Wolken zogen sich über der Stadt zusammen, als das Reichskammergericht im Oktober 1540 wegen Landfriedensbruchs die Reichsacht gegen sie erkannte, und der Kaiser den Herzog Heinrich mit der Vollstreckung desselben beauftragte. Freilich wurde diese Vollziehung einige Monate später auf dringende Verwendung der protestantischen Reichsstände suspendiert, aber Heinrich meinte, der Kaiser habe nicht Macht, das Urteil des höchsten Gerichts aufzuheben, befahl seinem Großvogt Stechan, sich an keinerlei Mandat zu kehren, und erwiderte sogar auf eine Warnung des Königs Ferdinand, er werde die Acht vollstrecken, auch wenn er darüber „Güter und Vermögen" zusetze.

Da eilte der schmalkaldische Bund auf Goslars Notruf herbei, schlug den Herzog 1545 bei Hökelheim (oder Calefeld) und führte ihn gefangen auf die Feste Ziegenhain. Wie in den Landen des Herzogs, so ward nun auch in dem innerhalb der Ringmauern der Stadt, doch auf braunschweigschem Gebiete, belegenen Frankenbergerkloster die Reformation eingeführt. Goslar atmete auf. Doch schon am 13. April 1547 erlagen die Protestanten in der Schlacht bei Mühlberg, der Kaiser forderte von Goslar 40000 Goldgulden und zwölf schwere Geschütze ein, und Herzog Heinrich wurde seiner Gefangenschaft ledig. Von ihm hatte sich jetzt die Stadt, trotz des kaiserlichen Befehls, sich aller

*) Diesen ließ Herzog Heinrich auf der Rückreise durch Wegelagerer überfallen, seiner Papiere berauben und dann in Schöningen einkerkern, wo er nach zwei Jahren nicht ohne Verdacht der Vergiftung starb.

Feindseligkeiten gegen sie zu enthalten und „sich Rechtens genügen zu lassen“, des Schlimmsten zu versehen. Um den Kaiser nicht zu reizen, nahm sie das Interim 1548 soweit an, daß sie auf Melanchthons Rat die Meßgewänder bei der Feier des heiligen Abendmahls, das Weihwasser, die Fasten und einige katholische Festtage wieder einführte. Da erhob unvermutet Moritz von Sachsen die Fahne des Evangeliums; doch ehe die für Goslar günstigen Bestimmungen des Passauer Vertrags hier bekannt wurden, war das Geschick der Stadt entschieden.

Herzog Heinrich lagerte bei Riechenberg, um die 1527 abgebrochene Belagerung nun mit allen Kräften zu Ende zu führen. Auf fremde Hülfe konnte Goslar nicht rechnen, und der Mut der Bürger war gebrochen. Am Montage nach Trinitatis 1552 kam im Kloster Riechenberg jener verhängnisvolle Vertrag zustande, mit welchem Goslars Selbständigkeit für immer ein Ende fand. „Vnndt nemblich zum ersten“ — so beginnt der Vergleich, „So ist beredt, bethedingt vnndt beschlossen, das wir Burgermeister Rath vnndt gemeindt der Stadt Goßlar vnnsere Erben vnndt nachkommen Hochermelten Fürsten Herzog Heinrichen, seiner Fürstlichen gnaden erben vnndt Erbnehmen Alle vnndt Jede Oberkeit, Jurisdiction, Vogtei vnndt gerichtsZwang, sambt dem Vorkauff vonn allen silbern vnndt Metallen, die an, vf vnndt Inn dem RammesBerg gemacht vnndt gewunnen werden, vnuorhinderlich zu ewigen Zeiten volgen laßen.“ Die Stadt erkannte den Herzog als ihren Erbschutzherrn an und gab ihm alle seine und seiner Vorfahren Schuldverschreibungen ohne Entschädigung zurück, überließ ihm einen großen Teil der Forsten nebst der Wildbahn und der Fischerei, verpflichtete sich zur Zahlung eines jährlichen Schutzgeldes von 500 Gulden und lieferte zehn der besten Geschütze aus. Und endlich — der Rat verpflichtete sich eidlich, für sich und seine Nachfolger allen Rechtsmitteln zu entsagen, und stellte bis zur Erfüllung des Vertrags Geiseln.

Damit war Goslars zweite Blüte gewaltsam geknickt, seine Macht auf alle Zeiten gebrochen. Doch führen wir zunächst die Geschichte der Reformation zu Ende.

Wenn auch in den beiden kaiserlichen Exemtstiftern, deren Reichsunmittelbarkeit die Kaiser wiederholt anerkannten, mehrfach einzelne Mitglieder dem Evangelium sich zuwandten, so wagten die Stifter als solche sich doch erst unter dem Kaiser Maximilian II. vom Katholicismus völlig loszusagen. Am Michaelisfeste 1566 erscholl zum erstenmale in der ehrwürdigen Dom- oder Münsterkirche die Predigt des lauteren Wortes Gottes. Nur Propst und Scholaster nahmen die Reformation nicht an. Dem Vorgange des Domstiftes folgte 1570 das Petersstift, welches seit 1527 den Dom mitbenutzt hatte und nun vom Rate die Katharinenkapelle eingeräumt erhielt. Das Kloster Neuwerk sträubte sich bis zum Jahre 1575.

Nach dem Erlasse des Restitutionsediktes von 1629 begannen die Jesuiten auch in Goslar die Gegenreformation. Sie bemächtigten sich namentlich des Simon-Judasstiftes mit seinen reichen Pfründen, richteten den Gottesdienst mit aller erdenklichen Pracht ein, versuchten in der Kaiserpfalz ein Priesterseminar zu gründen und ließen kein Mittel unversucht, die Einwohner anzulocken. Auch die Insassen des Petersstiftes, des Klosters Neuwerk und des Brüdernklosters wurden vertrieben und durch katholische Mönche und Nonnen ersetzt. Doch verließen alle diese Eindringlinge die Stadt wieder, als im Januar 1632 die Schweden unter Wilhelm von Weimar und General Baner einzogen. —

Der 30jährige Krieg legte den Handel lahm, auf den die im Rückgange begriffene Stadt nach dem Verluste ihrer Gruben und Hütten vor allem angewiesen war, die Pest wütete in ihren Mauern, die Schweden bedrückten und brandschatzten die zum Kaiser haltende Stadt. Beim Abschlusse des Friedens war die Kämmerei mit mehr als 2370000 Mark Schulden belastet.

Noch hatte sich die entkräftete Bürgerschaft nicht wieder erholt, da wurde die Stadt 1728 von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht, welche allein vierzig große Brauhäuser mit ihren Vorräten an Korn und Malz in Asche legte. Damit bekam auch die bisher schwunghaft betriebene Gosebrauerei einen Stoß, den sie nicht wieder verwunden hat.

Goethe nennt Goslar im Jahre 1777 „die alte, mit ihren Privilegien vermodernde Reichsstadt". Und der spätere Minister von Schön schreibt: „Wir sahen (1796) vom Zwinger aus die ganze freie Reichsstadt Goslar, einen sehr kleinen, traurigen, menschenleeren Ort, der ungefähr so groß wie Braunsberg ist, aber bei weitem nicht so viele Einwohner hat. Man macht den Fremden Kosten bei der Ansiedelung und benutzt die Bürgerschaft sehr von Seiten des Magistrats, welcher in dieser kleinen Stadt aus 99 Personen besteht." Übrigens gehörten seit dem sogen. Kurzrockschen Vergleich von 1682 dem eigentlichen Rate nur 40 Personen an. Dazu kamen aber noch die Vertreter der „ehrlichen" Gilden, nämlich der Worth-, Kramer-, Bäcker-, Schuster- und Knochenhauer-Innung. Wahrlich, ein vielköpfiges Regiment! Ein Fremder, welcher einst der sogen. Ratsopferung in der Marktkirche beiwohnte, gab seiner Verwunderung über die große Zahl der Ratsmitglieder in den treffenden Worten Ausdruck: „Wären diese Leute alle wirklich weise, so könnten sie ja die ganze Welt regieren." — Die Käuflichkeit der Justiz war sprichwörtlich, die Bürgerschaft wurde vom kleinlichsten Zunft- und Kastengeist beherrscht, die Stadt, welche 1780 244 Gebäude durch Feuer verloren hatte, war in hohem Grade verarmt, die Einwohnerzahl auf 5400 gesunken.

Da ging Goslar im Lüneviller Frieden seiner Selbständigkeit verlustig und kam 1802 an Preußen. Das war das Ende der Verwirrung und der Verdumpfung, der Anbruch einer besseren Zeit. Noch jetzt denkt man mit dankbarer Verehrung des Geheimen Rats v. Dohm, der mit der Organisation der städtischen Angelegenheiten betraut war. Ihm ist zu verdanken, daß der Landstadt Goslar das Vermögen der reichsunmittelbaren Stifter zugewiesen wurde, welches die Reichsstadt niemals besessen hatte, daß Goslar ein geordnetes Kirchen- und Schulwesen erhielt.

Von 1807—13 unter westfälischer Fremdherrschaft, wurde die Stadt auf dem Wiener Kongresse dem neu gebildeten Königreich Hannover zugewiesen, bis es mit diesem 1866 an Preußen zurückkehrte.

Jetzt ist die Einwohnerzahl auf 11000 gestiegen, und die trefflich verwaltete Stadt ist Sitz eines Landratsamtes geworden.

Zur Hebung der Stadt hat nicht unwesentlich der Naturarzt Friedrich Lampe († 1866) beigetragen, dessen Kräuterheilanstalt eine immer größere Anzahl von Leidenden von nah und fern und selbst aus den höchsten Ständen herbeizog. Auch der wiedererwachte Sinn für Geschichte und Altertumskunde führt jährlich einen starken Strom wißbegieriger Reisenden der Stadt zu, welche durch ihre schöne und gesunde Lage manchen auch zu dauernder Niederlassung veranlaßt.

Die Wanderung durch die Stadt beginnen wir beim Bahnhofe. Noch außerhalb der Ringmauer liegt malerisch im Klostergarten die Neuwerkskirche, eine zweitürmige romanische Pfeiler-Basilika mit Querhaus aus dem letzten Viertel des 12. oder (nach Mithoff) aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. In der Vierung befindet sich das Grabmal der Stifter, des kaiserlichen Vogtes Volkmar von Wildenstein und seiner Gemahlin Helena, und in einer Arkade des nördlichen Seitenschiffes eine kunstvoll gearbeitete romanische Steinkanzel. Die Füllungen derselben enthalten halb erhaben gearbeite Figuren in Stuck, von der Hand eines tüchtigen Künstlers: Christus und Maria auf einem Throne, St. Petrus mit dem Schlüssel und drei andere.

Der Fuß der Kanzel steht — ein sehr seltenes Vorkommnis — auf einem steinernen Altar, so daß die Rückseite beider eine gerade Linie ist. Dieser bildete ehemals, als die Kanzel noch auf dem Chore stand, den sogen. Laienaltar. Die Chornische enthält sehr wertvolle Gemälde, welche mit der Kirche gleichen Alters und neuerdings von der Tünche befreit und aufgefrischt sind.

Vom Garten ab führt eine Treppe zu dem letzten Reste der überdacht gewesenen Stadtmauer.

Die jetzigen Gebäude des Klosters Neuwerk (oder Mariengarten), welches von dem genannten Stifter ausgestattet, 1188 vom Kaiser Friedrich I. bestätigt und 1199 vom Papst Innocenz III. in Schutz genommen wurde, bestehen aus einem Wohnhause in Fachwerk aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und einem älteren Nebengebäude, an dessen Straßenseite sich zwei Fenster aus der Periode des Übergangsstiles erhalten haben.

Das mit Cistercienserinnen besetzte Kloster hatte bedeutendes Vermögen, namentlich viele Zehnten; ihm gehört noch jetzt das Gut Ohlhof. 1576 lutherisch geworden, ist es seit 1816 eine Versorgungsanstalt für „Töchter von Stadtoffizianten, Predigern, Schullehrern und anderen angesehenen Einwohnern". Die Priorin und elf Konventualinnen erhalten neben freier Station eine anständige Kompetenz an Geld, Überschüsse werden „zum Besten des Schul- und Kirchenfonds" verwendet.

Von den vier Zwingern des Rosenthores, welche, wie die der anderen drei Thore, mit je drei übereinander liegenden Batterieen versehen gewesen sein sollen, hat sich nur einer erhalten. Er bildet einen Teil des angrenzenden Hotels und wird nach diesem Pauls Turm genannt. An seiner Außenseite stehen in gotischen Nischen eine Kaiserfigur mit der Jahreszahl 1500 (vielleicht Maximilian I.) und Maria mit dem Jesuskinde. —

An der Bahnhofstraße liegt zur Rechten die St. Jakobskirche. Sie soll bereits 1020 gegründet sein. 1217 ward sie durch einen Anbau vergrößert und kurz vor der Reformation durch Anbringung zweier Seitenschiffe aus einer Basilika in eine gotische Hallenkirche verwandelt. Sie besitzt eine meisterhaft gearbeitete Kanzel aus der Renaissancezeit. Im Jahre 1803 ist diese Kirche durch die wohlwollende Fürsorge des preußischen Kommissars von Dohm den Katholiken eingeräumt, die bis dahin eines Gotteshauses entbehren mußten.

Durch die Fischmäkerstraße, welche so eng ist, daß neben einem durchfahrenden Wagen kaum auf jeder Seite eine Person gehen kann, gelangen wir auf den Marktplatz. Er ist nicht sehr geräumig, aber auf zwei Seiten von interessanten Häusern eingeschlossen.

Die Worth, jetzt „Hotel Kaiser-Worth", 1494 erbaut, ist das alte Gildehaus der Gewandschneider. Vormals hatten auch die übrigen Haupt-

gilden ihre Häuser am Markte, so daß „der Senat mitten in einem nachbarlichen freundschaftlichen Zirkel der sechs angesehensten Gilden sich befand“. (Worth [Word] ist gleicher Bedeutung mit Werder und bezeichnet das am Wasser Gewordene, eine Hausstätte am Wasser. Es gab in Goslar viele „Worden“, bis schließlich der Name an dem wichtigsten derartigen Grundstücke, an der mit dem Gildehause der Kaufleute bebauten Word allein haften blieb.)

Das Obergeschoß des stattlichen massiven Gebäudes „wird an der Frontseite von einer Arkadenreihe getragen, die aus achteckigen Pfeilern und Halbkreisbögen besteht“. In gotischen Nischen stehen zwischen den rechteckigen Fenstern auf Konsolen acht aus Holz verfertigte Kaiserfiguren in Lebensgröße, nach gewöhnlicher Annahme die fünf ersten Heinriche, Otto I., Konrad II. und Lothar II. (der Spötter Heinrich Heine meint, sie sähen aus wie „gebratene Universitätspedelle“). Am östlichen Eckvorsprunge erblickt man unterhalb einer weiblichen Gestalt mit Füllhorn ein nacktes Männlein in verwegener Gestalt, das Wahrzeichen der Stadt.

In der Mitte der Front springt auf konsolenartigem Unterbau ein achteckiger Turm vor, der den angrenzenden Zimmern ein einladendes „Siehdichum“ hinzufügt. In den Fensterbrüstungen erscheinen in Malerei folgende Symbole: ein sitzender Hund mit Halsband, eine ihren Schwanz erfassende Schlange und zwei sich schnäbelnde Tauben. Der Turm, der ehemals einen hohen Helm hatte, trägt jetzt eine von einem Adler gekrönte Spitze.

Das Rathaus besteht aus einer Gruppe zweistöckiger, einen kleinen Lichthof umschließender Gebäude aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Der dem Markte zugekehrte Teil ruht auf einem von achteckigen Pfeilern getragenen Bogengange mit Kreuzgewölben. Am Giebel führt eine überdachte Freitreppe zur Laube, von der bis 1595 der Urteilsspruch verkündigt wurde. Wir treten links in einen 17 m (früher 22,64 m) langen und 7,30 m breiten Saal, die Rathausdiele. Von den interessanten alten Kronleuchtern, welche hier von der Decke herabhängen — zwei sind aus Messing, zwei aus Hirschgeweihen — trägt der eine das Bild des thronenden Kaisers mit der Inschrift:

O gosler du bist togedan
Den hilgen romesken rike
Sunder middel unnd wane
Nicht macstu darvan wiken.

In diesem Saale geschah auch die Huldigung. Das jetzt „Huldigungszimmer“ genannte Gemach, in welches man durch einen schmalen Gang gelangt, in dem die Beißkatze, ein hölzerner Doppelkäfig für zanksüchtige Weiber, aufgestellt ist, wird die ehemalige Ratskapelle sein, in welcher der Rat vor seinen Sitzungen der Messe beiwohnte. „Sie fesselt den Beschauer durch ihren reichen, wertvollen und im ganzen wohl erhaltenen Bilderschmuck.“ Der Schöpfer desselben ist der berühmte Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, der Lehrer Albrecht Dürers; doch spricht die Verschiedenheit in der Behandlung der Details dafür, daß ihm andere Meister bei der Ausführung zur Seite gestanden haben. Die gotisierenden Holzschnitzarbeiten werden den Meistern Hans Schmidt (Smet) und Henning Marburg zugeschrieben und sind also wie die Gemälde gegen Ende des 15. Jahrhunderts angefertigt. Die Wandbilder enthalten eine knieende Patriziergestalt (wohl der Bürgermeister Papen), 11 Kaiser (wahrscheinlich die römischen Herrscher von Augustus bis Domitian) und 12 Sibyllen, jede mit einem vielfach verschlungenen Spruchbande. In den Fensterlaibungen erscheinen: Matthäus, Judas Thaddäus, Simon und

mehrere Heilige. An der Decke finden sich vier Hauptbilder: die Verkündigung, Geburt, Anbetung und Darstellung Christi, umgeben von den 12 Propheten, deren Spruchband ihre Hauptweissagung von Christo enthält, und von den (in den Ecken dargestellten) vier Evangelisten mit Inschriften, welche sich auf die Hauptfelder beziehen. Unschwer ergiebt sich als Grundgedanke der Komposition: „die Weissagungen von dem Messias im Heidentum durch die Sibyllen, im Judentum durch die Propheten, und die Menschwerdung Christi bezeugt durch die Evangelisten.“ Im Zusammenhange damit sind an der Wand der kleinen Altarconcha (jetzt ohne Altar) dieser Kapelle Scenen aus Christi Leiden und der Heiland als Weltenrichter dargestellt.

In diesem s. g. Huldigungszimmer werden verschiedene Sehenswürdigkeiten aufbewahrt: der Thronsessel mit dem Reichsadler, Urkunden, die Originalhandschrift des Stadtrechts und der Bergordnung des Herzogs Albrecht des Großen (mit angehängten Weistümern), der oben erwähnte Brief. Luthers, eine Bürgerrolle in Wachstafeln, alte Fahnen, Waffen und Folterwerkzeuge u. a. Die Concha enthält: ein prachtvolles Evangelienbuch aus dem 13. Jahrhundert, die große, ausgezeichnet gearbeitete silberne Bergkanne aus dem Jahre 1477 (75 cm hoch, 19 cm Durchmesser in der Mitte), und zwei silbervergoldete Pokale, Geschenke des Bürgermeisters Papen und seiner Ehefrau.

Die Mitte des Marktes ziert das Marktbecken, ein beachtenswertes Bronzegußwerk noch aus der Zeit des romanischen Stils.

Kaiserworth und Rathaus gestalten sich mit dem plätschernden Brunnen, den Bäumen und Bergen, welche sich zu Seiten des Rathauses zeigen, und dem herüberschauenden Turmpaare der Marktkirche zu einer überaus malerischen Gruppe.

Die Marktkirche, bereits 1151 erwähnt, war ursprünglich eine dreischiffige romanische Basilika mit einem Querhause und halbrunder Chorapsis. 1478 wurde sie durch zwei Seitenschiffe erweitert und der Chor gotisch umgebaut. Die stattlichen Türme sind nach einem Brande im Jahre 1844 in ihrem oberen Teile nicht in ursprünglicher Form hergestellt. Ein Anbau enthält das bedeutende städtische Archiv und die Bibliothek, welche u. a. wertvolle Inkunabeln aufzuweisen hat.

Neben der Kirche steht das seltsamste Baudenkmal der Stadt, das 1521 vom Mag. Thalling erbaute Patrizierhaus „Brusttuch“. An drei Seiten freistehend, kommt seine wunderliche Gestalt recht zur Geltung. Seine Grundfläche nähert sich dem Trapez, das Untergeschoß ist massiv, das Obergeschoß besteht aus Fachwerk und trägt einen zierlichen Erker, das steile Schieferdach ist völlig windschief. Die gotischen Fenster tragen Glasmalereien aus dem 15. und 17. Jahrhundert, Heiligenbilder, die Wappen der vier Hauptgilden u. a. Alle Hölzer sind mit Schnitzwerk bedeckt, die Schwellen, Bänder und Ständer, die Riegel, Rahmhölzer und Konsolen. Ornamente, Figuren und phantastische Gestalten wechseln mit einander ab. „Unter den figürlichen Darstellungen ist eine Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande; dann kommen mythologische Personen, auch Könige und Kriegshelden vor; ferner Gestalten in häuslicher Beschäftigung, darunter die als Wahrzeichen der Stadt bekannte Butterhanne, sowie Gruppen spielender Kinder und Tiere, endlich — gleichsam einem Hexenzuge nach dem Brocken entnommen — nackte Weiber mit fliegenden Haaren, auf Ziegenböcken oder anderen gar sonderbar sich ausnehmenden Tiergestalten reitend.“ (Mithoff.)

Außerhalb der alten Stadt, erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts von der Stadtmauer mit umschlossen, liegt die den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Frankenberger Kirche. Sie wird schon 1108 als vorhanden erwähnt und ist wahrscheinlich erbaut, als die für die fränkischen Bergleute errichtete Kapelle des heil. Augustin bei dem im Aufblühen begriffenen Bergbau nicht mehr ausreichte. Das ehrwürdige Gotteshaus, eine später überwölbte Pfeilerbasilika mit gotisch erneuertem Chor, gewährt einen malerischen Anblick; zu bedauern ist, daß die früheren Doppeltürme mit vierseitigen Spitzen im vorigen Jahrhundert in eine Zwiebelkuppel zusammengezogen sind.

Im Innern fesseln uns namentlich die erst vor einem Jahrzehnt wieder entdeckten und inzwischen in ihren Konturen wieder aufgefrischten, zum Teil großartigen Wandmalereien, die aus der Zeit um 1200 stammen mögen: Am Westende über der Arkade: der segnende Christus zwischen Melchisedeck und der Opferung Isaaks; in der Arkade: der richtende Christus zwischen Petrus und Maria einer- und Paulus und Magdalena andererseits; an der südlichen Langseite: Maria gloriosa mit ganz altem Strahlenkranze, David und Goliath; Sauls Salbung; an der nördlichen: Bischof, Salomo als Richter, der thronende Salomo.

Ein der romanischen Periode angehörender Grabstein etwa aus dem Jahre 1200, welcher aus der Augustinskapelle hierher gekommen und jetzt im südlichen Schiffe aufgestellt ist, wurde früher für den Leichenstein Rams, des fabelhaften Entdeckers der Silberadern, und seiner angeblichen Gemahlin Gosa gehalten; er deckte aber ohne Zweifel das Grab eines Grafen oder kaiserlichen Vogts.

Das Frankenbergerkloster (1230 gestiftet und nach einem Brande 1493 erneuert), welches erst vor kurzem aus braunschweigscher in preußische Hoheit übergegangen ist, befindet sich im Eigentum eines Privatmannes.

Indem wir auf einen Besuch der 1729—34 im Renaissancestil erbauten Stephanikirche und der kleinen kirchlichen Stiftungen verzichten, werfen wir noch einen Blick auf die Reste der Stadtbefestigung. Goslar hatte anfangs sechs, später vier Thore, von denen jedes durch ein Doppelturmpaar befestigt war. Jetzt ist nur noch das Breite Thor geeignet, uns das Bild eines mittelalterlichen Stadtthores zu geben. Der eigentliche, als Durchfahrt dienende Thorturm mit Schußspalten und einem Falz für das Fallgatter erhebt sich auf quadratischer Grundfläche von 12 m Seite; an seiner Außenseite trägt er eine Kaiserfigur in einer Nische, den städtischen Adler und die Jahreszahl 1443.

An der Nordseite dieses Turms befindet sich ein vorspringender, fast runder Turm von ca. 12 m Durchmesser mit drei Reihen Schußspalten. Eine 44 Schritt lange Mauer verbindet ihn mit einem weiter auswärts am Stadtwalle gelegenen runden Zwinger vom 24 m Durchmesser und beträchtlicher Höhe. Die Mauern desselben sind unten 4,38 m dick. Über einem Gurtgesimse steht nach Osten zu in reich verzierter gotischer Nische eine steinerne Kaiserfigur.

Zwischen diesem und einem nicht mehr vorhandenen runden Zwinger lag das Außenthor, von welchem ehemals eine Zugbrücke über den Wallgraben führte. Zur Verstärkung dieses Außenthores diente ein noch erhaltener runder Wachturm von fast 17 m Durchmesser. Den Raum zwischen diesem und dem abgebrochenen Zwinger nimmt die frühere, ebenfalls zur Verteidigung eingerichtete Kaserne der Stadtmiliz ein.

Von dem letztgenannten Zwinger zieht sich eine Mauer nach einem den Thorturm auf der Südseite einst berührenden Turme, so daß sich zwischen

Außen- und Innenthor ein von Mauern umgebener, an den Ecken mit Zwingern bewehrter Platz befand.

Zu den bedeutendsten Befestigungstürmen der Stadt gehört der dicke Zwinger am Walle zwischen dem Breiten- und dem Klausthore. Derselbe hält fast 24 m im Durchmesser und unten 5,84 m starke, über 15 m hohe Mauern. Zu ebener Erde stand das grobe Geschütz, in den beiden oberen, mit breiten Schießscharten versehenen Mauersätzen das kleinere. Er konnte tausend Bewaffnete aufnehmen; seine Erbauung im Jahre 1517 kostete mehr als 30000 Gulden.

Von den Landwehrtürmen und Warten hat sich nur die Sudmerwarte, ein rechter Luginsland, erhalten.

In der Nähe des Breiten Thores sind auf dem Petersberge, oberhalb der Klus, eines isoliert stehenden, etwa 16 m hohen Sandsteinfelsens mit hineingearbeiteter Kapelle, im Jahre 1871 die Fundamente des oben vielfach erwähnten Petersstiftes und seiner Kirche, einer dreischiffigen, romanischen Säulenbasilika mit drei Absiden, wieder ausgegraben.

Die Grundmauern auf dem Georgenberge, wo ursprünglich ein Kastell gelegen hatte, welches Konrad II. 1031 in ein Kloster verwandelte, sind erst vor drei Jahren wieder aufgegraben. Sie zeigen, welchen bedeutenden Umfang das Kloster gehabt hat. Die Kirche stellte einen Zentralbau dar, ähnlich dem Münster zu Aachen; die Kuppel war von vier Türmen umgeben, und an das Achteck schloß sich ein dreischiffiger Anbau. Nach Zerstörung ihres Klosters zogen die dem Augustinerorden angehörenden Mönche nach ihrem Klostergute Grauhof. (Siehe S. 448.)

Kehren wir nach diesem Gange noch einmal in das Innere der Stadt zurück.

Obwohl Goslar öfters von großen Bränden heimgesucht ist, finden sich doch in der Nähe der Kirchen und in den engen Straßen der westlichen Stadtteile noch zahlreiche alte Bürgerhäuser. „Sie unterscheiden sich von den alten Wohnhäusern der nördlicher gelegenen Städte dadurch, daß der Giebel nur in einzelnen Fällen zur Schauseite gemacht ist.“ (Mithoff.*)

Aus der Zeit des romanischen Baustils haben sich nur noch einzelne Fenster, nicht mehr ganze Hausfronten erhalten. Sie sind klein und häufig zu zweien oder dreien gekuppelt, ihre Quadersturze sind halbrund oder in Kleeblattbogen ausgearbeitet, ihre Teilungs- und Ecksäulchen haben meist würfelförmige Kapitäle.

Die Fenster aus der Übergangszeit haben entweder im Scheitel zugespitzte Kleeblatt- oder Spitzbogen, Kelchkapitäle und nach außen vortretende Sohlbänke.

Auch die Fenster der ältesten gotischen Häuser sind noch klein und gekuppelt, haben aber statt der Teilungssäulchen Pfeiler und in den Sturzen sogen. Nasen. „Später werden die Fenster größer und erhalten wagerechte Sturze oder solche, die in der Laibung nach zwei konkaven Linien bearbeitet sind.“ An manchen Häusern sind Sohlbänke, Gewände und Sturze zierlich ausgearbeitet und letztere mit Ornamenten und Deckgesimsen versehen.

Wie die massiven Wohnhäuser früherer Zeit haben auch diese schlichte, nur durch Fenster- und Thüröffnungen belebte Mauern. Meistens treten die

*) Ausführlicher in dessen „Kunstdenkmalen“, die auch viele interessante Wohnhäuser nach Straße und Hausnummer benennen.

Dachsparren vor, zuweilen auch die von Konsolen unterstützten Köpfe der oberen Balken; Dachgesimse von Quader sind selten. Thür- und Thoröffnungen zeigen den Spitzbogen.

Bedeutend wirkungsvoller ist die Schauseite der alten Wohnhäuser aus Fachwerk. Erker und Ausbau, vorgekragte Obergeschosse mit geschützten, auf Konsolen ruhenden Balkenköpfen, Schnitzwerk an Ständern und Bändern und anderem Holzwerk, Reliefs in den Fensterbrüstungen charakterisieren diese meist interessanten Bauwerke, deren viele beherzigenswerte Inschriften tragen. —

Im Innern haben diese alten Häuser noch ganz die Einrichtung des 15. und 16. Jahrhunderts. Durch eine weite Einfahrt, in welcher sich eine kleine Thür befindet, tritt man auf die hohe, bis zur Balkendecke des Unterhauses reichende Hausdiele. Die der Zahl und dem Raume nach beschränkten Zimmer sind bedeutend niedriger, über ihnen sind bis zum Gebälk der Diele noch niedrige Kammern eingerichtet, vor deren Eingängen sich eine schmale Gallerie hinzieht, die von der Diele ab mittelst einer seitwärts angebrachten steilen oder einer Wendel-Treppe zu ersteigen ist. Über den beiden Geschossen finden sich große Böden für Korn, Malz und andere Vorräte. In der Nähe des Kellereingangs, der unter einem Treppenarm liegt, ist in den mit Braugerechtigkeit versehenen Häusern vielfach noch die Faßwinde vorhanden, eine senkrechte Welle mit Kette und Seil, welche durch einzusteckende Arme gedreht wird.

In der Decke der Zimmer treten die vielfach ausgekehlten, auch wohl sonst (z. B. mit Wappenschildern) verzierten Balken nach unten vor. Die Felder zwischen denselben, durch Leisten abgeteilt und eingerahmt, weisen oft gemalte Ornamente auf. Seltener sind gotische, farbig dekorierte Kreuzgewölbe.

Die Thüren im Innern sind meistens rechteckig mit einer Umrahmung im Geschmack der Renaissance, selten rund- oder spitzbogig. In den massiven Häusern liegen die Fenster in tiefen, oben flachbogig gewölbten Nischen, welche häufig in den unteren Ecken zwei Steinsitze enthalten, zu denen einige Stufen hinaufführen.

Hier und da hat sich in den Stuben noch ein Heizkamin in spätgotischen Formen mit Wappen und Verzierungen erhalten, dagegen sind von den farbig glasierten Öfen der Renaissancezeit nur noch einzelne Teile vorhanden. Aus den Küchen sind die mächtigen Rauchfänge noch nicht ganz verschwunden.

17. Die Harzburg.

„Das Schwert, das hier geschwungen,
es rostet lange schon.
Was Sänger hier gesungen,
auf immer ist's entflohn.
Der Mensch und seine Werke,
sie sind des Tages Raub;
die Schönheit und die Stärke
zerfallen bald in Staub."

(Fremdenbuch auf dem Kynast.)

Unser Harz hat stattliche Burgruinen aufzuweisen, aber keine vermag unser Interesse so voll und ganz in Anspruch zu nehmen, wie die nur in unbedeutenden Trümmern bestehende Ruine der Harzburg.

Frei schiebt sich der Burgberg, ein Vorberg des Brockengebirges, von seinem Nachbar, dem höheren Sachsenberge, durch eine kleine Vertiefung auf

der schmalen Verbindung geschieden, in das Flachland hinein, welches er um etwa 220 m überragt. Im Süden und Westen fällt er steil ab, und auch auf seiner weniger schroffen Nordseite ist er immer noch schwer zu erklimmen. 40 m unter seinem durch Menschenhand geebneten Gipfel tritt in Nordwesten eine kleinere Felsspitze als Vorhut heraus. So ist der Berg wie wenige andere von der Natur zu einem Burgplatze von vornherein geschaffen.

Dennoch ist die Harzburg nicht so alt, wie manche andere Burg an weniger günstiger Stelle. Die Sage freilich, welche aber hier keine andere Unterlage hat, als die ungeschickte Erfindung unzuverlässiger Chronisten, führt ihr Alter bis in die Zeit vor Christi Geburt zurück. Im Jahre 63 vor Christo, so erzählt sie, erbaute hier der römische Feldherr Julius Cäsar ein römisches Kastell und einen Tempel des Gottes Saturn, den die Deutschen Krodo nannten. Diesen Götzentempel zerstörte Kaiser Karl der Große und errichtete an seiner Stelle eine christliche Kirche. An diesen Erzählungen, welche ein kritikloser Geschichtsschreiber dem andern nachschrieb, ist eben so wenig ein wahres Wort, wie an den anderen, daß König Konrad I. hier ein Chorherrenstift gegründet, König Heinrich der Vogelsteller die Harzburg zum Mittelpunkt seiner Verteidigungsanstalten gegen die Ungarn gemacht, und Kaiser Konrad II. die Kirche auf der Harzburg mit Gütern ausgestattet habe.

Erst mit dem Kaiser Heinrich IV., der von 1056—1106 auf dem deutschen Throne saß, tritt die Harzburg in die Geschichte ein. Harzer von Geburt, hielt sich dieser unglückliche Kaiser schon als Knabe oft und gern in Goslar auf, und als er im Alter von 15 Jahren (1065) mit dem Schwerte umgürtet und damit für mündig erklärt wurde, war ihm Goslar die liebste Residenz. (Siehe S. 426.) Sofort muß er auch den Bau der Harzburg in Angriff genommen haben, denn schon im Jahre 1068 war sie bewohnbar. Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er alle Berge und Hügel im Herzogtum Sachsen, zu dem unser Harz gehört, mit Zwingburgen versehen habe, um das Sachsenvolk zu knechten. Aber sie wissen doch nur im ganzen sieben Burgen mit Namen*) zu nennen, und von diesen liegen fünf in Thüringen. Die einzige, welche für das eigentliche Sachsen übrigbleibt, unsere Harzburg, kann aber nicht als Zwingburg angesehen werden. Die eigentlichen Burgen waren damals nur von geringem Umfange, ja viele beschränkten sich auf einen gewaltigen Turm, den Bergfried. „Die Anlage der Harzburg erfolgte aber von vornherein nach einem höheren Maßstabe, sie sollte das angenehme und bequeme Hoflager eines jungen, genußliebenden Herrschers sein, ausgestattet mit allen Erfordernissen eines solchen, würdig des ersten Fürsten der Christenheit, der Aufbewahrung seiner Schätze und der heiligen Reichskleinodien.“ (Delius.) Auch das Erbbegräbnis seines Hauses verlegte er dorthin; er setzte hier die Gebeine seines jüngeren Bruders und seines ältesten Söhnchens bei. Einen prächtigen Dom wollte er dort erbauen und ein Chorherrenstift mit ihm verbinden. Schon sammelte er wertvolle Reliquien für denselben, wie einen Arm Simons des Gerechten und das Haupt des heiligen Anastasius. Aber alles konnte der baulustige Jüngling nicht mit einem Schlage ins Werk setzen. Vorläufig wurde nur, um doch zunächst zu einem gewissen Abschlusse zu

---

*) Wigantenstein (vielleicht Wendelstein bei Memleben), Moseburg (auf dem Moseberge nördlich von Sachsa), Sachsenstein (siehe S. 22 f.), Spatenberg bei Sondershausen, Heimburg, Asenberg (siehe S. 23). Außerdem hielt Heinrich „Vokenroth“ (Volkerode in einer Exklave des Herzogtums Gotha im Eichsfelde nordöstlich von Mühlhausen), eine Burg des Pfalzgrafen Friedrich von Putelendorf, und Lüneburg besetzt.

kommen, eine Holzkirche aufgeführt und für die Wohnnug der Chorherren der Platz ausgewiesen.

Die Einrichtung der ersten Harzburg ist uns im einzelnen nicht bekannt. Aber sie war ohne Zweifel nicht dürftiger ausgestattet, als andere Burgen jener Zeit, welche dem König oder den Fürsten als Schlösser oder Nebenresidenzen dienten. Durch das mit starken Türmen verwahrte Thorhaus trat man zunächst auf den Hof der Vorburg, und von diesem durch ein zweites Thor auf den rings von Gebäuden eingeschlossenen Binnenhof. Befestigt war eine Burg durch den trockenen in den Fels gesprengten Graben, über welchen eine Zugbrücke zum Thorhause führte, und durch eine in der Regel aus Bruchsteinen aufgeführte Mauer. Der stärkste Teil der Burg war der an den Pallas grenzende Bergfried, ein sehr starker, hoher, meist quadratischer Turm, der zu ebener Erde nicht zugänglich war und zuweilen vier oder fünf über einanderliegende Stockwerke hatte. Diese waren niemals durch feste Treppen verbunden, sondern nur durch Leitern, die man hinaufziehen konnte. Der Eingang zum Bergfried machte nicht selten in der Mauer zweimal einen rechten Winkel, so daß er zunächst nur bis etwa zur Mitte der Mauer führte, dann links oder rechts als schmaler Gang innerhalb der Mauer sich fortsetzte und am Ende desselben die erste Richtung wieder einschlug. Er konnte an seinem Anfangspunkte, oft auch bei Beginn des Kniees durch ein Fallgatter gesperrt werden. Der Bergfried diente bei Belagerungen als letzte Zuflucht und konnte noch lange gehalten werden, wenn Vor- und Hauptburg schon in den Händen des Feindes waren.

Die Jahre 1068 bis 1073 sind die Glanzzeit der Habsburg. Wie oft mag der jugendliche Herrscher, der sich in seinem Harze am wohlsten fühlte, mit stattlichem Gefolge hier eingeritten sein, um sich an dem stolzen Werke seiner Hand zu erfreuen, um von hier aus der Jagd in dem damaligen Urwalde des Brockengebirges zu pflegen, oder um hier nach den Mühen und Anstrengungen kurze Rast und Erquickung zu finden. Allerdings waren es meistens nur kurze Besuche, denn von allen Urkunden Heinrichs IV. ist nur eine einzige von der Harzburg datiert. Seinen Kanzler und den ganzen Regierungsapparat, der übrigens damals noch weniger kompliziert war als heute, ließ er also wohl in Goslar zurück. Wenn sich auch die Tage nicht feststellen lassen, an denen Heinrich sich auf der Harzburg aufhielt, so fallen sie doch unzweifelhaft in die Zeiten, in denen der König seine Hofhaltung und den Sitz der Reichsregierung in Goslar aufschlug. Im August 1068 — die früheren Jahre kommen hier nicht in Betracht — war er dort mit seiner Gemahlin Bertha, feierte daselbst Weihnachten 1068 und 1069, war dort wieder im April, August und im Herbste, sowie zu Weihnachten 1070, im Januar und Dezember 1071 und die ganze Fastenzeit 1072. Von da an spielt unsere Burg eine wichtige Rolle in dem Kampfe Heinrichs IV. mit den aufständischen Sachsen, und ich kann deshalb nicht umhin, wenigstens mit einigen Worten auf Grund und Ursach dieses verderblichen Bürgerkrieges einzugehen.

Die Zahl der Chroniken, welche in jener Zeit entstanden, ist nicht gering; aber „die meisten, welche über Heinrich IV. schrieben, gehörten zu seinen Feinden, waren Anhänger der Erzbischöfe Hanno von Köln und Siegfried von Mainz, also Empörer gegen die kaiserliche Majestät. So mußte es ihnen natürlich daran liegen, ihn, gegen den sie den Eid der Treue gebrochen, in möglichst schwarzen Farben zu malen und wenig Gutes an ihm zu lassen; so hat sich

von ihnen aus bis in die neuere Zeit herein die fast allgemeine Ansicht über ihn gebildet, Heinrich sei ein wüster Wollüstling und hartherziger Tyrann gewesen und erst in späteren Jahren durch Unglück zum besseren Manne herangereift. Allein die Geschichtsforschung der neuesten Zeit hat denn doch klar gezeigt, daß man die Schattenseiten dieses unglücklichen Fürsten über die Gebühr vergrößert hat, und daß viele Anklagen gegen ihn in ihr Nichts zerfallen." „Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß er in jugendlicher Unbesonnenheit einzelne Mißgriffe machte und Schritte that, die er besser unterlassen hätte. Aber auf wen fällt denn eben dafür die Verantwortung, als auf seine Erzieher und Lenker, die seine Gutmütigkeit, in der er selten etwas abzuschlagen vermochte, benutzten, um ihn zu diesen Schritten zu verleiten?" (Mürdter.) Als er 11 Jahre alt war, hatten ihn die Fürsten seiner Mutter geraubt und ihn dem Erzbischof Hanno, einem rauhen, habsüchtigen Manne, zur Erziehung übergeben. Sie „wollten es verhindern, daß er ein Mann werde, seinem großen Vater ähnlich"; sie wollten einen Schwächling auf den Thron haben, der weder Energie noch Macht hätte, ihren Übergriffen entgegen zu treten; sie wollten den Kaisernamen zu einem leeren Titel, sich aber zu selbständigen Herren machen. Es war ihnen wohl gelungen, den königlichen Knaben zu allerlei Fehltritten zu verleiten, nicht aber, ihn zu verderben, und dem Erzbischof Hanno hielt schließlich der edle, viel angefeindete Erzbischof Adelbert von Bremen, der die Erhaltung und Stärkung der Kaisermacht auf seine Fahne geschrieben hatte, das Gleichgewicht. Erbittert über das Mißlingen ihres Planes bewarfen sie nun den jungen Kaiser mit Kot, stellten ihn als „ein Scheusal dar, dem nichts heilig sei, der sich im schändlichsten Pfuhl aller Sünden und Laster wälze, um sagen zu können: einem solchen Kaiser können wir doch wohl nicht gehorchen!" (Mürdter.) Glücklicherweise besitzen wir auch Nachrichten unparteiischer Geschichtsschreiber über den jungen König. So sagt der Bischof Ottbert von Lüttich, der Heinrich ganz genau kannte: „Da seine Feinde sahen, daß er nicht zu besiegen war, so dachten sie, seine Macht auf andere Weise zu schwächen. Sie dichteten ihm Verbrechen an, wie sie nur giftiger Haß zu ersinnen vermochte (die mir aber zu schmutzig und ekelhaft sind, als daß ich sie niederschreiben könnte)." Und Bischof Dietrich von Verden schreibt an den Papst: „Von des Königs Verbrechen haben wir in deiner Schrift gelesen, haben auch vernommen, daß die Verkündiger deines Evangelii die Kunde davon über den Erdkreis verbreiteten. Wir wissen davon nichts und glauben davon nichts."

„Was nun aber die Klage über die Tyrannei Heinrichs IV. betrifft, so geht diese *nur* von den Fürsten, nirgends vom Volke aus. Wenn man die Sache beim rechten Lichte betrachtet, so that Heinrich weiter nichts, als daß er darnach trachtete, die kaiserlichen Rechte, welche während seiner Minderjährigkeit in unverantwortlicher Weise geschmälert worden waren, wiederherzustellen, und das war den nach Selbständigkeit trachtenden Fürsten eben nicht angenehm. Sie waren nichts mehr und nichts weniger als Rebellen, die sich gegen den Oberherrn, dem sie Treue geschworen, so oft empörten, als es ihnen für ihre Zwecke nützlich schien. Und als sie in Sachsen und Thüringen wirkliche Rebellion angeschürt hatten unter dem Vorwande, daß er das Volk als ein Tyrann drücke, und seine Burgen belagerten, da war es eben das *Volk*, das den königlichen Besatzungen auf allen möglichen Schleichwegen Lebensmittel zuführte. Sollte es das gethan haben, wenn der König ein so grausamer Tyrann gewesen wäre, wie ihn die Fürsten darstellten?" (Mürdter.)

Einer der mächtigsten und tüchtigsten Sachsenfürsten war der Graf Otto von Northeim, den Heinrichs Mutter auch zum Herzog von Bayern gemacht hatte. Zum Dank dafür entführte er ihr in Verbindung mit dem Erzbischof Hanno und dem Grafen Ekbert von Braunschweig den Sohn. Das konnte ihm Heinrich später nicht vergessen und mißtraute ihm um so mehr, als er sich auch sonst mehrfacher Untreue und Undankbarkeit verdächtig gemacht hatte. Im Jahre 1070 wurde ein Vertrauter des Königs in seiner Nähe meuchlings ermordet. Da ward vielfach der Verdacht laut, der Dolchstoß habe dem König gegolten, und der Mörder sei von Otto von Northeim gedungen. Ja, ein übelberüchtigter Ritter, namens Egino, trat mit der Behauptung auf, Otto habe ihn zur Ermordung des Königs bereden wollen. Ein aus sächsischen Fürsten zusammengesetztes Gericht sprach den Herzog, den sie seiner wachsenden Macht wegen beneideten, ohne genügenden Beweis schuldig, und der König nahm ihm das Herzogtum Bayern, gab dieses Welf IV. aus dem Hause Este, dem Schwiegersohne des Verurteilten, und that ihn in die Acht. Otto eilte mit 3000 Reisigen aus Süddeutschlaud herbei, um seine Stammbesitzung in Sachsen und Thüringen zu schützen, fand Unterstützung bei dem Billunger Magnus, dem Sohne des alten Herzogs Ordulf von Sachsen, und vergalt die Verwüstung seiner Güter mit gleichem. Als aber nun der König selber gegen ihn auszog, ward er in die Enge getrieben und erklärte sich zur Unterwerfung bereit. Auf Adalberts von Bremen Vermittelung hob der König die Acht auf und gab Otto die Stammesgüter zurück. Doch mußte sich dieser dafür mit seinem Freunde Magnus (Pfingsten 1071) zur Haft stellen. Sie wurden auf der Harzburg verwahrt. Nach einem Jahre scheint sich der König von Ottos Unschuld, soweit dessen Hochverrat in Frage stand, überzeugt zu haben, denn der Ankläger Egino wurde in Fesseln gelegt und Otto der Haft entlassen. Nicht aber Magnus. Dessen Vater Ordulf war im März 1072 gestorben, und Magnus machte nun auf die Herzogswürde kraft Erbrechts Anspruch. Der König wollte aber auch den Herzog von Sachsen, der bis dahin eine gewisse Ausnahmestellung eingenommen oder beansprucht hatte, nur als kaiserlichen Beamten gelten lassen, und verlangte von Magnus, der gegen ihn zu den Waffen gegriffen und dadurch die Anwartschaft auf die Herzogswürde verwirkt hatte, den Verzicht auf Sachsen. Dazu wollte sich der Gefangene nicht verstehen und verblieb deshalb auf der Harzburg in Haft.

Da kam auf Ottos Betrieb eine Verschwörung der Sachsenfürsten zu dem Zwecke zustande, den Billunger Magnus gewaltsam zu befreien und ihn zu ihrem Herzog zu erklären. Zu den Verschworenen gehörten der Bischof Burkhardt von Halberstadt, Ordulfs Bruder und Heinrichs erbittertster Gegner, der Pfalzgraf Friedrich, der Graf Hermann Billing, der Erzbischof Wezel von Magdeburg, der Markgraf Dedo von der Lausitz, Graf Adalbert von Ballenstedt, der junge Ekbert II. von Meißen und der Markgraf Udo von Stade. Sie hatten ihre Anschläge sehr geheim gehalten, aber dennoch erhielt der König Kenntnis davon. Er beschied sie auf den 29. Juli 1073 nach Goslar, um mit ihnen einen beabsichtigten Kriegszug gegen die Polen zu beraten. Sie erschienen in der Frühe des Tages im Kaiserhause. Aber der König ließ sie den ganzen Tag vergebens warten, belustigte sich in seinem Gemache bei verschlossenen Thüren am Brettspiel und begab sich dann, von den Fürsten ungesehen, gegen Abend auf die Harzburg. Voll Zorn über die ihnen widerfahrene Geringschätzung, die ihnen ein Beweis dafür sein mußte, daß der König ihre bösen Pläne kannte, eilten die Verschworenen nach Hause

und schürten die schon vorbereitete Empörung zur lichten Flamme. Es sind unsinnige Beschuldigungen, durch welche sie das Volk aufhetzten und in Wut brachten: der König wolle die freien Sachsen und Thüringer zu Knechten machen, alle ihre Güter konfiscieren, Schwabenstämme in Sachsen ansiedeln.

Um ihren geplanten Überfall zu vereiteln, sandten die Rebellen am 1. August drei Gesandte nach Goslar, welche vom König Erlassung des Polenzuges und Abtragung der Burgen forderten. Dieser gab die Antwort, er wolle die Sache den Fürsten zur Entscheidung vorlegen. Wenige Tage später aber rückten plötzlich die Empörer, 60000 Mann stark, vor Goslar, und Heinrich hatte kaum Zeit, mit den Reichskleinodien und einem Teil seiner Schätze nach der Harzburg zu entweichen. Sofort eilte der Haufen ihm nach, schlug im Radauthale unterhalb der Burg sein Lager auf und belegte alle Wege mit Wachen. Dies geschah am 5. August. Durch einen Handstreich ließ sich aber die feste Burg nicht nehmen, man mußte sich auf eine längere Belagerung gefaßt machen. Da erschienen der Herzog Berthold von Kärnthen und der Bischof von Münster als Gesandte des Königs im Lager der Aufständischen und forderten diese auf, die Waffen niederzulegen: der König wolle sie bereitwillig anhören und ihren Beschwerden abhelfen. Die Sachsen erklärten sich jedoch nur unter der Bedingung dazu bereit, daß der König alle Burgen, welche er in Sachsen und Thüringen erbaut hatte, zuvor niederreißen ließe. Auf solche Forderung konnte der König nicht eingehen. Er schickte deshalb auf einem den Aufständischen nicht bekannten Gebirgspfade die Reichskleinodien und den größten Teil der Schätze voraus und schlug unter Führung eines ortskundigen Jägers am 9. August selbst in Begleitung des Herzogs Berthold und der Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück diesen durch den Harz nach Süden führenden Pfad ein. Derselbe ist ohne Zweifel mit dem Kaiserwege identisch, den wir Seite 128 näher besprochen haben. Glücklich gelangte der König am vierten Tage nach Eschwege und am 13. August nach Hersfeld, wo sich gerade das zum Polenkriege bestimmte Heer sammelte. Auf die Nachricht von des Königs Ankunft in Mitteldeutschland ließen die enttäuschten Sachsen nur ein Beobachtungsheer von 20000 Mann vor der Harzburg und verteilten das größere Heer zur Belagerung der südlich vom Harze im Thüringischen erbauten Festen. Aber der künstlich erregte Eifer des Volkes erkaltete bald, und das Beobachtungskorps zerstreute sich zum größten Teil. So war die Besatzung der Harzburg, obwohl nur 300 Mann stark, imstande, in kühnen Ausfällen dem Feinde vielen Abbruch zu thun. Sie machte Beutezüge in die Umgegend und war immer schon wieder hinter ihren Mauern, wenn die Sachsen sich zur Verfolgung zusammengeschart hatten. Besonders war es auf Goslar abgesehen, dessen Bürger sich demnach stark am Aufstande beteiligt haben müssen. Viele Bürger wurden erschlagen, ihre außerhalb der Stadt gelegenen Güter verwüstet, und die fremden Kaufleute an der Zufuhr der Waren gehindert. Einst war eine kurze Waffenruhe vereinbart, und einige von der Besatzung der Burg ritten nach Goslar, um dort einmal einen guten Trunk zu thun. In der Schenke kam's bald zwischen ihnen und den Bürgern zu Stichelreden*), dann griff man zu den Waffen, die Königlichen wurden sämtlich erschlagen, und ihre Leichname vor die Thore geworfen. Dies forderte Rache. Dazu verhalf der Besatzung der Vogt Bodo in Goslar, ein heim-

*) Die Harzburger warfen den Sachsen Feigheit vor und behaupteten, daß sie sich nicht in kriegerischer, sondern in schafmäßiger Gesinnung gegen den König erhoben hätten.

licher Anhänger des Königs. Er veranlaßte, daß die Goslarschen Kuhherden weiter als gewöhnlich getrieben wurden. Dort umzingelten sie die Harzburger Reiter und führten sie der Burg zu. Auf die Nachricht von diesem Überfalle ergriffen die Bürger ihre Wehr und eilten ohne Ordnung und mit wildem Geschrei ihren geliebten Herden nach. Aber ein Teil der Harzburger Besatzung lag im Hinterhalt. Plötzlich brach dieser hervor und richtete unter den Bürgern ein fürchterliches Blutbad an. Nun wurde das Beobachtungscorps wieder verstärkt und auf dem hinter der Harzburg liegenden höheren Sachsenberge in aller Eile aus Eichenstämmen ein Blockhaus für 1200 Krieger erbaut, welche die Besatzung der Burg in Schach halten sollten. Doch war auch diese Maßregel ohne sonderlichen Erfolg. So kam Weihnachten heran.

Ich würde die Grenzen dieser Darstellung überschreiten, wenn ich auf die Schwierigkeiten, welche sich dem Könige bei Ausrüstung eines Heeres in Oberdeutschland entgegenstellten, auf die Unzuverlässigkeit der Herzöge und Bischöfe, auf die Treue und Opferwilligkeit der Städte näher eingehen wollte. Ich beschränke mich darauf, die deutsche Geschichte nur soweit heranzuziehen, wie sie zum Verständnis der Geschichte der Harzburg unbedingt erforderlich ist.

Zunächst hole ich noch nach, daß Heinrich schon von Hersfeld aus dem Kommandanten der Harzburg Weisung gegeben hatte, den gefangenen Billunger Magnus in Auswechselung gegen die den Sachsen in die Hände gefallene Besatzung von Lüneburg frei zu geben. Mit Jubel von den Sachsen als Herzog begrüßt, stand Magnus von nun an mit Otto von Northeim an der Spitze der Rebellen.

Am 27. Januar 1074, bei heftiger Kälte, erschien der König mit einem kleinen Heere von 6000 Mann bei Hersfeld an der Grenze Sachsens. Ihm gegenüber standen die Empörer 40000 Mann stark, nur durch die Werra von ihm geschieden. In dieser kritischen Lage betrat der König den Weg der Verhandlung, und wider Erwarten gingen die Sachsen darauf ein. Ihre Bedingungen freilich waren hart, und erst, als die wenigen Fürsten, welche zu ihm standen, sich weigerten, die Waffen zu gebrauchen, gab der König nach. In diesem vorläufigen Vertrage, der am 2. Februar zu Gerstungen abgeschlossen wurde, versprach der König, alle seine Burgen abzubrechen, die eingezogenen Güter herauszugeben und Otto von Northeim wieder in das Herzogtum Bayern einzusetzen. Als er nun nach Goslar kam und die tapfere Verteidigung der Harzburg erfuhr, zögerte er mit der Ausführung des Vertrags und schrieb auf den 10. März 1074 einen Reichstag nach Goslar aus, auf welchem der Streit endgültig geschlichtet werden sollte. Aber statt der Fürsten Süddeutschlands, die dem Rufe nicht Folge leisteten, erschienen die erbitterten Sachsen und Thüringer, bezogen vor den Thoren ein Lager und mahnten an den Vertrag. Drei Tage wurde hin und her verhandelt, der König wollte die in Gerstungen gegebenen Zusagen aufrecht erhalten, nur die unbezwungene Harzburg, welche er mit so großem Aufwand zum Schutze und zur Zierde des Reiches erbaut habe, sollte von der Zerstörung ausgenommen sein. Da drangen die Sachsenhaufen bewaffnet auf den Hof des Kaiserhauses, redeten laut und trotzig von Verjagung des Königs und der Wahl eines anderen. Nun erst fügte sich Heinrich, doch mit Schmerz, der Notwendigkeit: er versprach, alle Burgen sofort niederzureißen, wenn auch die Sachsen und Thüringer die gegen ihn erbauten Festen zerstörten.

Die Zerstörung wurde nun unverzüglich begonnen, doch erstreckte sie sich nur auf die Festungswerke. Die Kirche, neben welcher der Platz zum

Chorherrenstift bereits geweiht war, und die übrigen Gebäude blieben unversehrt. In der Meinung, daß die Sachsen nun endlich beruhigt seien, verließ der König Goslar und begab sich nach Worms, wo er am 30. März anlangte.

Aber wie hatte er sich verrechnet! Schon am dritten Tage nach seiner Abreise stürzte der Pöbel der ganzen Umgegend wie rasend auf den Burgberg; sie rissen die Grundmauern der Festungswerke aus der Erde, schleuderten die Steine von der Höhe hinunter, zerstörten auch die Wohngebäude bis in den Grund, raubten die Schätze der Kirche, zerbrachen die Altäre derselben und brannten das Gotteshaus nieder. Damit auch nichts übrig bleibe, wühlten sie die beiden dort beigesetzten Leichname heraus und streuten sie nebst den Reliquien der Heiligen gleich Hundegebeinen umher. Da erschien der Abt eines benachbarten Klosters, wahrscheinlich der von Ilsenburg, mit seinen Geistlichen, sammelte die Gebeine und führte sie ehrfurchtsvoll in seine Kirche.

Ein Schrei der Entrüstung ob dieser Tempelschändung ging durch das ganze Reich. Die Herzöge von Bayern, Kärnthen, Schwaben und Lothringen erschienen in Person beim Könige und boten ihm ihre Hülfe an. Selbst ein Teil der Sachsen trat zu ihm über. Der andere wollte unterhandeln, aber Heinrich verlangte zuvor die Auslieferung Ottos und Burkhards. Am 9. Juni 1075 wurden die Aufständischen bei Nägelstädt in der Nähe von Langensalza völlig geschlagen, und am 26. Oktober streckten sie, die drei Billunger (Bischof Burkhard, Herzog Magnus und Graf Hermann), Otto von Northeim, der Erzbischof Wezel, Graf Dietrich von Katlenburg, Graf Adalbert von Ballenstedt und andere Grafen und Herren an ihrer Spitze, im Lager zu Spier in der Nähe von Sondershausen die Waffen. Die Gefangenen überließ er den süddeutschen Fürsten zur Bewachung.

Als der König Weihnachten 1075 in Goslar feierte, wohin er auch nach seinem Siege an der Unstrut auf einige Zeit gekommen war, entließ er den tapfersten seiner Gegner, den ehemaligen Herzog Otto, der Haft. Ja, er wandte ihm sogar sein volles Vertrauen zu und ernannte ihn zu seinem Statthalter in Sachsen. Als er im folgenden Jahre wieder in Goslar war, beauftragte er seinen Statthalter bei seiner Abreise am 6. März 1076, die Harzburg mit allem Eifer wieder aufzubauen und auch auf dem Steinberge bei Goslar eine Burg anzulegen. Der Bau muß indes von Otto schon vorher vorbereitet gewesen sein, denn er nahm dort schon nach Ostern seine Wohnung. Inzwischen war der König mit den süddeutschen Fürsten, denen er jetzt zu mächtig wurde, in Mißhelligkeiten geraten, sie gaben die gefangenen Sachsenfürsten frei, anderen derselben gelang es zu entkommen, und sofort schlugen in Sachsen wieder die Flammen der Empörung hoch empor. Zuletzt brach auch der Statthalter Otto seinem König die Treue von neuem und zog die Besatzung aus der Harzburg und aus der Burg auf dem Steinberge heraus. Dies geschah kurz vor dem Pfingstfeste 1076, welches auf den 15. Mai fiel.

Ueber das Schicksal der noch unvollendeten Harzburg melden die Chronisten nichts, doch kann man darüber nicht im Zweifel sein. Sie ist, wie die übrigen Burgen des Königs, von neuem zerstört. —

Bis eine neue Burg auf der Trümmerstätte erstand, vergingen mehr als hundert Jahre. Ein Versuch zum Wiederaufbau wurde allerdings schon einmal gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts gemacht. Die Jahrbücher des Klosters Pöhlde berichten nämlich vom Halberstädter Bischofe Rudolf, der 1149 verstarb: „Er verhinderte den Wiederaufbau der Harzburg, weil er fürchtete, daß dieselbe der Ruhe und dem Frieden der Provinzialen Gefahr

bringen werde, zog sich aber dadurch die dauernde Feindschaft derer zu, welche bereits angefangen hatten, daselbst ihren Wohnsitz zu nehmen." Wer diese waren, wird nicht gesagt. Der Kaiser Konrad III. jedenfalls nicht, denn Bischof Rudolf war ihm stets treu und häufig an seinem Hofe. Mit Waffengewalt wird Rudolf nicht eingeschritten sein, sondern wahrscheinlich hat er den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, daß jene Unberechtigten auf diesem dem Reiche zuständigen wichtigen Punkte eine Feste erbauten, und ihn zu einem Verbote veranlaßt. —

In jenem Kriege zwischen den aufständischen Sachsenfürsten und dem Kaiser Heinrich IV. fand die erste Harzburg ihren Untergang, einem Kriege zwischen dem ungehorsamen Sachsenherzog Heinrich dem Löwen und seinem Kaiser Friedrich I. verdankt die zweite ihre Entstehung. Und wie Heinrich der Löwe, der Großsohn jenes Herzogs Welf von Bayern, der Urenkel und Erbe sowohl Ottos von Northeim als des Herzogs Magnus, des letzten Billungers, ist, so Friedrich Barbarossa durch seine Großmutter Urenkel Heinrichs IV. Die Geschichte dieser beiden großen Männer, die durch Bande des Bluts und der Jugendfreundschaft eng verbunden, anfangs zum Ruhm und Segen unseres Vaterlandes Hand in Hand gingen, darf ich auch in ihren Einzelheiten als allgemein bekannt voraussetzen. Nur erinnern will ich daran, daß Heinrich 1176 seinem Vetter die Heeresfolge nach Italien verweigerte, daß Friedrich, von dem Mächtigsten im Stich gelassen, die Entscheidungsschlacht bei Legnano verlor, daß Heinrich infolgedessen seiner Herzogtümer Bayern und Sachsen entsetzt und 1180 in die Acht erkärt wurde. Aber der Löwe schlug gewaltig um sich, und der große Hohenstaufe mußte selbst mit der kaiserlichen Macht und dem Schrecken des kaiserlichen Namens heranziehen, um den übermütigen Herzog, dessen Besitzungen das Reich von den Meeren Italiens bis zur Nord- und Ostsee durchzogen, zum Gehorsam zu zwingen.

Als Friedrich Barbarossa im Jahre 1180 sein Lager in der Nähe von Goslar aufgeschlagen hatte, beschloß er, die seit 100 Jahren in Schutt liegende Harzburg zum Schutze dieser Reichsstadt und zur Zügelung des Herzogs wieder aufzubauen, und bald erstand wieder auf dem Berge, der so viele Erinnerungen trug, eine stattliche Feste. Ihre Verteidigung vertraute er edlen sächsischen Geschlechtern an, den Edelherren von Burgdorf, von Meinersen, von Hessen, von Lengede, den Grafen von Schauenburg, den Herren von Wolfenbüttel u. a. und besoldete sie durch Einkünfte aus den Goslarschen Bergwerken. Mit dem Oberbefehl in der Burg aber belehnte er die Grafen von Woldenberg, die seitdem, besonders in kaiserlichen Urkunden, auch Grafen von Harzburg heißen. Es war dieses damals und noch 100 Jahre später das mächtigste Grafengeschlecht in diesem Teile Sachsens. Sie nannten sich nach anderen Burgen in den Vorlanden des Harzes auch Grafen von Wöltingerode, von Werder, von Woldenbruch, von Woldenstein. Sie übten das Grafenamt in acht Gauen, waren die kaiserlichen Schirmvögte der freien Reichsstifter in und vor Goslar, die Edelvögte der reichen Stifter Gandersheim und Walkenried, die Vögte von Goslar und Hildesheim. Anhänger und Kriegsgefährten Heinrichs des Löwen, fanden sie sich in den letzten Tagen der ihnen gestellten Frist kurz vor Martini 1180 zu freiwilliger Unterwerfung in Barbarossas Lager vor Goslar ein. Ihre Hauptburg Woldenberg ward ihnen deshalb von Heinrich dem Löwen zerstört, aber zur Entschädigung setzte sie der Kaiser auf die Reichsfeste Harzburg. Und er hat es nicht zu bereuen gehabt. Sie haben treu zu ihm und seinen Nachkommen gehalten und sich im Kampfe für die Hohenstaufen aufgerieben.

Indem ich in betreff der Geschichte dieser Grafen von Harzburg auf meinen „Ambergau“ verweise, beschränke ich mich hier auf kurze Darlegung ihres Verhaltens den Kaisern gegenüber.

Im Jahre 1198 trat nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI., des ältesten Sohnes Barbarossas, eine zwiespaltige Kaiserwahl ein; ein Teil der Stimmen fiel auf Philipp von Schwaben, Barbarossas jüngsten Sohn, der andere auf Otto IV., Heinrichs des Löwen zweiten Sohn. Schon im folgenden Jahre finden wir einen Grafen von Harzburg an Philipps Hofe, und im Jahre 1200 kämpfte Graf Hermann I. in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Theoderich von Meißen für König Philipp. Als der Papst den Bischof Konrad von Hildesheim als einen Anhänger Philipps seines Amtes entsetzte, suchten ihn Hermann I. und sein Bruder Heinrich I. in Gemeinschaft mit ihrem Vetter Dietrich II. von Werder und dem Grafen Adolf von Schauenburg, des Bischofs Schwager, zu halten. Sie schlossen den auf Befehl des Papstes gewählten Bischof Hartbert vom Besitze der Stadt, der Burgen und der übrigen Güter der Kirche aus und nahmen alle Güter und Einkünfte des Bischofs und des Domkapitels in Beschlag. Obwohl Papst Innocenz III. sie dafür mit dem Banne und ihre Besitzungen und die Ortschaften, wo sie sich aufhielten, mit dem Interdikte belegte, so gaben sie ihren Widerstand doch erst auf, als Bischof Konrad, der sich an Philipps Hof begeben hatte, am 3. Dezember 1202 zu Würzburg ermordet war.

Zum Danke und zur Entschädigung für die zu seinen Gunsten gemachten bedeutenden Rüstungen verlieh König Philipp den Grafen im Jahre 1203 den größten Teil, nämlich jährlich 155 Mark Silbers, der dem Kaiser zustehenden Goslarschen Vogteigelder. Dieselben überließen davon die Hälfte an 18 ihrer Vasallen zu Afterlehn. (Vergl. S. 444 f.)

Auch die Vogtei über Goslar erhielten sie im folgenden Jahre, und zwar von dem damit belehnten Pfalzgrafen Heinrich. Als kaiserlichen Vögten stand ihnen die Justizhoheit über diese Reichsstadt und deren Umgegend, sowie die oberste Verwaltung des dortigen Reichsgutes zu. Dieses höchst angesehene Amt war auch mit bedeutenden Einnahmen verbunden.

Noch in demselben Jahre, 1204, traten die Grafen Hermann und Heinrich für die von Otto IV. hart bedrängte und geschädigte Reichsstadt Goslar mit den Waffen ein. Dieser hatte nämlich 1201 den Herlingsberg bei Wöltingerode befestigt und schnitt von da und von seiner Burg Lichtenberg aus der Stadt alle Zufuhr ab, so daß eine Hungersnot in derselben ausbrach, und der größte Teil der Bürger die Stadt verließ. (Siehe S. 418. 430.) Da gelang es dem Grafen Hermann im Frühlinge 1204, Lichtenberg zu erobern, eine starke Besatzung unter seinem Bruder Heinrich hineinzulegen und sich mit seiner übrigen Mannschaft nach Goslar zu werfen. Bald zog Ottos Heer unter seinem Truchsessen Gunzelin von Wolfenbüttel, nachdem es den Lichtenberg vergeblich zu stürmen versucht hatte, den Kreis um die Stadt immer enger, verwüstete die Silberhütten und nahm die von der Messe heimkehrenden Kaufherren gefangen. Aber der Sturm auf die Stadt mißlang. Graf Hermann und seine Ritter verteidigten mit Hülfe der wenigen, aber mutigen Bürger heldenmütig die verödete Stadt. Da fiel sie, wie die Sage erzählt, durch Verrat: die Domina des Klosters Neuwerk, Antonia, öffnete in der Nacht den Braunschweigern eine Klosterpforte. Jedenfalls ist das richtig, daß es den Fremden bei einem erneuten allgemeinen Sturm gelang, an der schwächsten Stelle der Stadt, beim Kloster Neuwerk, durch den Stadtgraben bis an die

Mauer und durch eine Mauerlücke in die Stadt zu dringen. Nach heftigem Straßenkampfe, in dem viele Bürger niedergemacht wurden, ward die reiche Stadt eine Beute der Braunschweiger (8. Juni 1206). Kaum gelang es dem Grafen Hermann, an dessen Seite sieben Ritter erschlagen sein sollen, sich glücklich aus der Stadt zu retten, als alles verloren war. Die Harzburg, wohin er sich zurückzog, wagten die Feinde nicht ernstlich anzugreifen.

Inzwischen verteidigte Graf Heinrich, Hermanns Bruder, die Burg Lichtenberg mit bestem Erfolge gegen Gunzelin und den Herzog Wilhelm von Braunschweig, Ottos IV. Bruder, welche sie sechs Wochen lang hart belagerten. In der größten Not, als die Lebensmittel aufgezehrt, die Mauern schwer beschädigt waren und Heinrich die Übergabe kaum noch verzögern konnte, rückten der Erzbischof von Magdeburg, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen zum Entsatze heran, schlugen den Herzog Wilhelm in die Flucht und versahen die Burg mit Lebensmitteln und neuer Mannschaft (Ende Juli).

Nachdem König Philipp am 21. Juni 1208 auf dem Schlosse Altenberg bei Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet war, wandten sich die Grafen von Harzburg, wie alle Fürsten Deutschlands, dem Welfen Otto IV. zu. Schon im Herbste dieses Jahres finden wir die Brüder Hermann und Heinrich an seinem Hoflager zu Mainz. Im Jahre 1211 begleitete ihn Graf Hermann auf seinem Zuge nach Italien. Otto zog sich während dieser Romfahrt den Bann des Papstes Innocenz III. zu, und viele deutsche Fürsten richteten nun ihre Blicke auf den 15jährigen Enkel Friedrichs Barbarossa, den nachherigen Kaiser Friedrich II. Sie ermunterten ihn, nach Deutschland zu kommen und erklärten ihn zum König. Da traute Kaiser Otto auch den Grafen von Harzburg nicht länger, die vormals die Seele der hohenstaufischen Partei in Niedersachsen gewesen waren. Er behandelte die Harzburg, welche er durch Erbauung eines Turmes verstärkte, nicht mehr als Reichsfeste, sondern als sein Eigentum und besetzte den Woldenberg, die Hauptburg der Grafen, mit seiner Mannschaft unter dem Befehle seines Truchsessen Gunzel und dessen Sohnes Ekbert. Daß übrigens die Harzburg in jenen Jahren die gewöhnliche Residenz des Kaisers Otto gewesen sei, ist unrichtig; von allen seinen Urkunden ist nur eine einzige, kurz vor seinem Tode ausgefertigte, von Harzburg datiert.

Am 13. Mai 1218 kam Otto von der Burg Herlingsberg, die dem Erkrankten nicht die nötige Bequemlichkeit bieten mochte, zum Grafen Heinrich nach der Harzburg (siehe S. 418), und schon am 19. desselben Monats ereilte ihn hier der Tod. Heinrich war mit der Kaiserin Marie, dem Abte von Walkenried*) und einigen Vertrauten gegenwärtig, als der Kaiser, nachdem er von einem Priester mit Weidenruten sich hatte geißeln lassen, seine letztwilligen Verfügungen traf, und erhielt von ihm den Befehl, nach Braunschweig zu reiten und von den dort verwahrten Schätzen 500 Mark unter die Armen zu verteilen. Pfalzgraf Heinrich änderte diesen Auftrag seines Bruders aber dahin ab, daß der Graf nur die Kosten der kaiserlichen Beisetzung dem Schatze entnehmen dürfe.

In seinem Testamente gab Otto die Harzburg dem Reiche und den Grafen von Woldenberg, wie den Reichsdienstmannen ihr Lehen zurück. Dagegen bestimmte er in betreff des Woldenberges, daß Truchseß Gunzel und

---

*) Schon vor dessen Ankunft hatte der Propst des Burchardiklosters zu Halberstadt den Kaiser absolviert und mit den Sterbesakramenten versehen.

dessen Sohn eidlich geloben sollten, das Schloß ein Jahr lang zu behaupten, bis der Pfalzgraf Heinrich beim Papste angefragt habe, ob er dasselbe behalten dürfe; wenn der Bescheid verneinend ausfalle, solle die Feste geschleift werden. Sie ist aber weder geschleift, noch den Welfen verblieben, vielmehr erscheint sie auch ferner als freies Eigentum der Grafen. Es war auch nicht zu erwarten, daß Kaiser Friedrich II., an dessen Hoflager zu Ulm Graf Hermann von Harzburg schon im September 1218 anwesend war, diese Schwächung eines der entschiedensten und mächtigsten Anhänger seines Hauses hätte geschehen lassen. Wie sein Großvater Friedrich I. und sein Oheim Philipp, so war auch er den Woldenbergern gewogen. Als ihm noch im Todesjahre Ottos von dessen Bruder Heinrich zu Goslar die Reichsinsignien überreicht wurden, bestätigte er ihnen die Übertragung der Goslarschen Vogteigelder.

Während über einen Besuch dieses Kaisers Friedrich II. auf der Harzburg nichts bekannt ist, finden wir die Grafen von Harzburg in den folgenden Jahren vielfach an seinem wechselnden Hoflager, und 1222 und 23 begleitete ihn Graf Heinrich auch nach Italien.

Im Jahre 1223 treffen wir beide Grafen in Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Grafen von Schwerin als Schiedsrichter, als Bevollmächtigte des Reiches und als Bürgen für diesen ihnen verschwägerten Grafen. Da hierbei auch die Harzburg selber genannt wird, so gehe ich auf die Sache näher ein. Dem Grafen Heinrich von Schwerin war es gelungen, den Dänenkönig Waldemar II. und dessen schon gekrönten Sohn König Waldemar III. auf einer Insel zu überfallen und gefangen nach Dannenberg zu führen. Auf diese Weise wollte er sich Genugthuung dafür verschaffen, daß die Dänen von dem deutsch-slavischen Küstenstrich östlich der Elbe, welchen Friedrich II. ihnen 1214 leider abgetreten hatte, fortwährend seine Grenzen bedrängten. Als der Kaiser Kunde von dieser Gefangennahme erhielt, wollte er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die beiden Könige zur Rückgabe der ihnen abgetretenen Länder zu zwingen. Am 24. September 1223 schloß sein Sohn, König Heinrich, zu Nordhausen in Vertretung des Kaisers und des Reiches mit dem Grafen von Schwerin und dessen Freunden einen Vertrag, worin dieser ihm seine Gefangenen gegen eine Geldsumme von 52000 Mark Silbers überließ. Dieses Geld sollte vom Kaiser nach der Harzburg, nach Wernigerode, Blankenburg, Regenstein oder Asseburg gesandt werden. Dagegen sollte der Kaiser den jüngeren Waldemar erhalten, und dieser auf der Harzburg von den Grafen Hermann und Heinrich und den dortigen Reichsdienstleuten verwahrlich gehalten werden. Sollten sich dann die Könige zu einem Vergleiche nicht willfährig zeigen, so sollte der jüngere dem Grafen von Schwerin zurückgegeben und statt seiner der ältere nach der Harzburg gebracht werden. Vor ihrer Entlassung aus des Reiches Haft sollten sie nach dem Gutachten des Erzbischofs von Köln, der Grafen von Harzburg und anderer vier Schiedsrichter dem Grafen von Schwerin Urfehde schwören (d. h. eidlich geloben, sich nicht rächen zu wollen) und die bedungenen Güter abtreten. — Den Vertrag mit dem Reiche beschworen für den Grafen von Schwerin die Brüder Hermann und Heinrich von Harzburg, ihr Vetter Lüdeger von Werder (dessen Schwester Gräfin von Schwerin war) und einige andere ihnen verwandte oder befreundete Große des Reiches. Diese Bürgen gelobten, für den Fall, daß der Graf von Schwerin den Vertrag nicht halten würde, zu Goslar ins Einlager zu reiten und dasselbe ohne den Willen des römischen Königs nicht zu verlassen.

In einem späteren Vertrage vom 4. Juli 1224 trat Graf Hermann von Harzburg sowohl als Bürge für den Grafen wie als Abgeordneter des Reiches auf.

Die Auslieferung kam indes nicht zu stande, da die Dänenkönige im Vertrage von Bardowiek alle Länder südlich der Eider abtraten.

Graf Hermann muß bei dem jungen König Heinrich, der seinen fast immer in Italien beschäftigten Vater in Deutschland vertrat, in hohem Ansehen gestanden haben, denn er war sein ständiger Begleiter auf den Kreuz- und Querzügen durch das Reich.

Noch einmal auch hatte er Gelegenheit, für die Hohenstaufen zu den Waffen zu greifen. Als nämlich Pfalzgraf Heinrich 1227 starb, versuchte Kaiser Friedrich, dessen Besitzungen an sich zu reißen. Dieser Plan fand bei den Grafen von Harzburg die kräftigste Unterstützung. Erst 1229 schloß Graf Hermann nebst dem Bischof von Halberstadt und andern Anhängern der Staufen mit dem Herzog Otto, dem Neffen und Erben Heinrichs, zu Halberstadt Frieden.

Während die Grafen Hermann I. und Heinrich I. die Harzburg wie alle ihre Besitzungen zu ungeteilter Hand besessen hatten, residierte hier später die jüngere, von Heinrich abstammende Linie. Aus dieser Zeit des ruhigen Besitzes ist nichts Bemerkenswertes zu erwähnen. Die Grafen entfernten nach und nach die Reichsdienstmannen aus der Burg und besetzten sie mit ihren Vasallen; ob mit Zustimmung der ihrem Ende entgegengehenden Hohenstaufen, welche ihre Kräfte leider in Italien verzehrten, oder ob aus eigener Macht, ist nicht ersichtlich. Als die Grafen Heinrich III., Hermann III. und Hoyer II. 1258 das Burglehn einzogen, welches bis dahin der Edelherr von Hessen gehabt hatte, versicherten sie sich der Zustimmung des Rats von Goslar. Das geschah nur deshalb, weil die Vogteigelder, durch welche die Reichsdienstmannen entschädigt wurden, zum größten Teile von der Stadt Goslar aus dem Bergwerksertrage aufgebracht wurden. Zu ihren Burgmannen auf der Harzburg gehörten zu dieser Zeit die Ritter von Sudburg, welche ihren Namen von einem benachbarten woldenbergschen Dorfe führten, an das noch der Sudmerberg bei Goslar mit seiner Warte erinnert.

Die Macht der Grafen von Woldenberg hatte damals bereits ihren Höhepunkt überschritten. Sie hatten in den Tagen des Glanzes mit vollen Händen von ihrem Reichtum an Klöster und Kirchen, an Vasallen und Dienstmannen ausgeteilt. Die Kriege, welche sie für die Hohenstaufen führten, ihre zahlreichen Privatfehden, von denen eine ihnen die Burg Emna, d. i. die jetzige Stadt Gronau a. d. Leine, kostete, hatten ihre Mittel, die damals noch nicht durch Steuern ergänzt wurden, stark in Anspruch genommen. Graf Hermann III. von Harzburg insbesondere hatte seit 1246 mehrere Jahre lang einen unglücklichen Krieg gegen den Herzog von Braunschweig und den Markgrafen von Brandenburg geführt, um den Bischof Heinrich von Hildesheim gegen den von diesen Fürsten begünstigten Gegenbischof zu halten. So sah er sich genötigt, am 1. Mai 1269 eine Anleihe von 400 Mark Silbers bei seinem Nachbar und Blutsfreunde, dem Grafen Konrad II. von Wernigerode, zu machen. Dafür verpfändete er diesem mit Zustimmung seines Sohnes Ludolf VI. und aller Erben die Feste Harzburg mit allen Zubehörungen und den Berg Horbeke (beim heutigen Klausthal) auf zwei Jahre und mit der Bestimmung, daß von den verpfändeten Einkünften jährlich 40 Mark zur Erhaltung der Burg verwendet werden sollten. Wenn diese nicht ausreichten,

wollten die Verpfänder noch andere 10 Mark an Einkünften anweisen, oder der Betrag sollte der Pfandsumme zugeschlagen werden. Die Einlösung sollte jederzeit, doch nicht mit geborgtem Gelde erfolgen können.

Durch diese letzte — übrigens allgemein gebräuchliche — Klausel wurde den Grafen die Wiedereinlösung der Harzburg unmöglich gemacht. Der Bau des Schlosses Woldenstein bei Seesen, den sie damals binnen zwei Jahren ausführten, und mancherlei Fehden nahmen ihre Mittel völlig in Anspruch. So wurde aus dem Pfandbesitz der Wernigeröder bald stillschweigend erblicher Besitz. Daß die Harzburg Reichslehen, zu jener Übertragung also die Genehmigung des Reichsoberhauptes erforderlich war, scheint in jener kaiserlosen Zeit nicht beachtet zu sein. Daß die Woldenberger aber in den kaiserlichen Lehnsregistern noch ferner als Grafen von Harzburg fortgeführt wurden, geht daraus hervor, daß nach dem völligen Erlöschen des Geschlechts unter den Reichslehen, welche Kaiser Wenzel nun dem Bischof von Hildesheim übertrug, auch ein Teil der Harzburg („von der Quelle bis zur östlichen Vorburg" heißt es in dem Lehnbriefe) genannt wird. — Bis zum Jahre 1332 scheinen die Woldenberger die Hoffnung auf Wiedergewinn ihrer Harzburg nicht aufgegeben zu haben, denn erst in diesem Jahre traten sie den Grafen von Wernigerode ihre letzten Besitzungen bei der Harzburg, den Kopperberg und Kopperbrok, mit Zustimmung des Kaisers ab. Mit diesen werden die früher verpfändeten Zubehörungen der Burg etwa das jetzige braunschweigsche Amtsgericht Harzburg umfaßt haben.

Die Grafen von Wernigerode besaßen die Harzburg gerade hundert Jahre, von 1269—1369. Die Nachrichten aus dieser Zeit sind sehr dürftig. Wir wissen nur, daß Konrad III. im Jahre 1338 eine neue Kapelle auf der Burg erbaute, und daß diese mehrfach verpfändet war, so 1352 an die Ritter Jan von Gadenstedt und Klaus von der Helle, später an Hermann von Gowisch.

In einer Fehde zwischen den Grafen von Wernigerode und dem Herzog Otto dem Quaden von Braunschweig-Göttingen gelang es diesem mit Hülfe eines verräterischen Knechtes aus der Burg, sich dieser gegen das Ende des Jahres 1369 oder zu Anfang 1370 zu bemächtigen. In dem Sühnevertrage von 1370 wurde den Grafen die (an die Ritter von Gowisch verpfändete) Hälfte der Harzburg, doch nur als braunschweigsches Lehen zurückgegeben, die andere Hälfte wurde ihnen völlig entzogen. In Friedenszeiten sollte die Besatzung aus 32 Mann bestehen, 16 Braunschweigern und 16 Wernigerödern, im Kriegsfalle sollte keiner der beiden Besitzer von der Harzburg dem andern Schaden und Abbruch thun.

Am 2. Oktober 1381 verschrieben sich Herzog Otto von Göttingen und Landgraf Hermann von Hessen für den Fall, daß einer von ihnen ohne Leibeserben sterben sollte, für 300000 Mark lötigen Silbers alle ihre Schlösser, Burgen, Herrschaften und Länder, und zwar der Herzog dem Landgrafen unter anderen auch Harzburg (Staufenburg, Windhausen und Hindenburg).

Bald nach Errichtung jener Doppelherrigkeit kam die Harzburg in den Besitz der Ritter von Schwiecheldt. Gewöhnlich wird erzählt, Herzog Otto habe die Burg dem Ritter Hans von Schwiecheldt, welcher als Pfandbesitzer auf der Liebenburg saß, zum Dank für eine gastfreie Bewirtung am Martinsabend zu Erb und Eigen geschenkt. Dem ist aber keineswegs so. Im Jahre 1388 war Hans von Schwiecheldt Amtmann des Herzogs auf der Harzburg, also auch wohl Pfandinhaber der braunschweigschen Hälfte,

und im Jahre 1407 belehnte der Graf von Wernigerode die Gebrüder Heinrich, Brand und Kurt von Schwiecheldt, die Söhne des inzwischen verstorbenen Hans, mit der gräflichen Hälfte der Burg.

Diese Brüder waren die Pfandinhaber eines weiten, zusammenhängenden Gebietes, des Amtes Liebenburg, welches bis vor die Thore von Goslar reichte, von Wiedelah, welches im Osten, und von Lutter, welches im Westen die Lücke füllte. Ihren Wohnsitz nahmen sie auf der Harzburg und raubten gewaltig von diesem festen und sichern Hinterhalte aus. Sie machten die Heerstraßen bis in ferne Gegenden unsicher und trieben es so arg und frevelhaft, daß sich schließlich alle benachbarten Fürsten und Städte gegen sie verbanden. Den letzten Anstoß zu dieser Vereinigung behufs Aufrechterhaltung des Landfriedens gaben die Schwiecheldt, als sie im Mai 1411 dem Erzbischof von Magdeburg ohne jede Veranlassung Fehde ankündigten und diese damit eröffneten, daß sie das Dorf Hakeborn im Magdeburgschen überfielen und den dortigen Bauern die Kühe wegnahmen. Der Edelherr Konrad von Hadmersleben jagte ihnen nach, ereilte sie bei Derenburg, mußte ihnen aber, nachdem der junge Otto von Warberg und andere auf seiner Seite gefallen waren, die Kühe lassen.

Mit dem Erzbischof von Magdeburg verbanden sich der Bischof von Halberstadt, Herzog Bernhard von Braunschweig-Wolfenbüttel, alle Grafen vor dem Harze und eine große Anzahl Städte, namentlich Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Helmstedt und Halberstadt. Am 14. September 1412 vereinigten sich die Scharen derselben und begannen die Belagerung der Harzburg. Während derselben, am 4. Oktober, trat auch Herzog Otto von Göttingen, der Lehnsherr der Burg, dem Bunde bei. Sämtliche Verbündete versprachen, mit den Schwiecheldt in keine einseitige Verhandlungen treten und nur gemeinsam Frieden schließen zu wollen. Wenn die Burg in ihre Hände falle, solle sie dem Rate von Braunschweig zu treuer Bewahrung übergeben werden, bis dieser und Herzog Bernhard schiedsrichterlich entschieden haben würden, wie es mit ihr gehalten werden solle. Die Sache wurde für die trotzigen Raubritter bedenklich; ihr Notruf an ihre Freunde war vergeblich, nur die Brüder von Marenholz sandten ihnen Hülfe. Dafür kündigte ihnen Herzog Otto die Pfandschaft der Burg Neubrück, und die Bürger von Braunschweig töteten den einen Marenholz und nahmen seinen Bruder gefangen. — Die Belagerung der festen Harzburg zog sich indes in die Länge. Um die Besatzung völlig abzuschließen, erbaute man vor der Burg, auf dem sogen. Petersilienbleeke, ein festes Blockhaus, welches man Steuerburg nannte, und ließ sich auch durch den hereinbrechenden Winter, der übrigens sehr milde auftrat, nicht abschrecken. Da krochen die Schwiecheldt scheinbar zu Kreuze. Sie gelobten, der Verbündeten Feinde niemals wieder zu werden und an der Stelle, wo sie Otto von Warberg erschlagen hatten, eine Kapelle zu erbauen. Nun zogen die Verbündeten ab, ließen aber in der Steuerburg eine Besatzung.

Dieser günstige Ausgang bestärkte die Schwiecheldt in ihrer Verblendung. Kaum war der Winter vorüber, so brachen sie ihr eidliches Gelübde, trieben die Kuhherden der Stadt Goslar fort und raubten wie früher auf den Straßen. Auf die Kunde davon erschienen die Verbündeten am 15. März 1413 wieder vor der Burg, stärker als im Herbste zuvor und dieses Mal auch mit einigen Geschützen, sogen. Bombarden, versehen. In Eile wurde ein zweites Blockhaus, welches man Altona nannte, vor der Burg erbaut, und dann wurden binnen sechs Tagen die alten Mauern aus Friedrich Rotbarts Zeit durch die

neuen Geschütze derart zugerichtet, daß die Besatzung am 21. März die Burg übergab und am 4. April nach Abschluß eines Vertrages abziehen mußte.

Die Burg blieb nun einstweilen gemeinschaftliches Besitztum der Eroberer. Sie wurde zu diesem Zwecke in vier Lose geteilt. Eins derselben erhielten die Edelleute, welche sich dem Bundesheere selbständig, nicht als Lehnsleute im Gefolge ihrer Herren, angeschlossen hatten. Wie die anderen drei Lehen sich auf Fürsten und Städte verteilten, ist im einzelnen nicht bekannt. Die Stadt Goslar, welche am meisten dabei interessiert war, daß die Harzburg nicht wieder zum Raubneste wurde, kaufte zu ihrem Anteile noch mehrere Ritterteile hinzu. So erwarb sie im Jahre 1415 die Anteile der Gebrüder von Langelsheim, sowie Siegfrieds von Rössing und Aschwins von Salder. Indes wurde das Bestreben der Reichsstadt bald von den Herzögen zu Wolfenbüttel durchkreuzt. Schon im Jahre 1428 waren diese faktisch die alleinigen Inhaber aller Lose, ohne daß es urkundlich nachzuweisen ist, in welcher Weise sie die übrigen Mitbesitzer vorläufig oder für immer abgefunden haben.

Die Verbündeten konnten an der Harzburg nur das erobern, was die Schwiecheldt daran besaßen, also die Pfandschaft. Die Lehnshoheit und das Recht der Einlösung verblieb einstweilen den Herzögen zu Göttingen, bis sie im Jahre 1491 die Burg völlig an Wolfenbüttel abtraten.

Es bleibt mir nun noch übrig, einen Blick auf die Schicksale der Burg zur Zeit des wolfenbüttelschen Besitzes zu werfen, den wir füglich von 1413 an rechnen können.

Am 22. Mai 1438 gelang es einem kühnen Wegelagerer, Herwig von Utze, der von seinem früheren Raubneste am Elm vertrieben und auf Ritterwort entlassen, meineidig umherirrte, in der Nacht die Harzburg zu ersteigen und die schwache Besatzung zu überwältigen. Um sich zu versorgen, überfiel er am andern Morgen die ahnungslosen Hirten der Nachbarschaft und trieb die Herden der Burg zu. Aber die Bauern eilten ihm nach und retteten ihre Kühe aus seinen Händen. Und noch in derselben Woche nahm der Herzog Heinrich mit Hülfe der Bürger von Braunschweig und Goslar dem räuberischen Ritter die Burg wieder ab.

Die Geldverhältnisse des Herzogs von Braunschweig erlaubten ihm damals die unmittelbare Verwaltung der Ämter nicht. So finden wir die Burg bald wieder in den Händen der mit den Herzögen ausgesöhnten Familie von Schwiecheldt. Am 4. Juli 1486 eroberten die Bürger von Goslar die Burg, wurden aber drei Tage später vom Herzog geschlagen und mußten infolgedessen die Burg am 21. September an die Grafen von Wernigerode und Mansfeld ausliefern. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war sie im Pfandbesitze eines Ritters Klenke, und kam 1519 in den des Grafen von Stolberg-Wernigerode. (Durch Eroberung gelangte sie 1542 auf kurze Zeit wieder in den Besitz der Stadt Goslar.) Als Kaiser Karl V. gegen die evangelischen Fürsten den schmalkaldischen Krieg begann, forderte er auch von den Grafen von Wernigerode Heeresfolge wegen der Harzburg. Sie leugneten aber, und wohl mit Recht, die Verpflichtung zu dieser Leistung, führten indes ihre Mannschaft dem Kurfürsten Moritz von Sachsen als ihrem Lehnsherrn zu. Als diese aber am 24. Dezember 1546 bei Langensalza gefangen war, wurden sie 1547 der Burg entsetzt. Der schmalkaldische Bund legte den hessischen Oberst von Rabensberg hinein. Nachdem indes Karl den Bund gesprengt hatte, nahmen die Grafen die Burg wieder ein und erhielten wegen derselben einen Schutzbrief des Kaisers.

Der Herzog Heinrich von Braunschweig war zu jener Zeit vom schmalkaldischen Bunde aus seinem Lande verjagt und hielt sich in Frankreich auf. Als er zurückkehrte, achtete er den kaiserlichen Schutzbrief für nichts und nahm den Grafen unter allerlei Vorwänden die Burg ohne jede Entschädigung. So beschuldigte er sie fälschlich, zu seiner Gefangennahme beigetragen zu haben, und warf ihnen kleinlich vor, daß sie die Einladung des Bundesstatthalters zur Teilnahme an dessen Hochzeit nicht abgelehnt, sogar Wild zu derselben geliefert hatten. Die Fürsprache mächtiger Fürsten war umsonst, eine Vorladung des Kaisers (1550) vergeblich, ein Prozeß beim Reichskammergerichte erfolglos. Erst der billig denkende Herzog Julius entschädigte die Grafen 1587 mit 20000 Goldgulden.

Dieser Herzog hatte die Absicht, die Burg zu einem militärisch festen Punkte umzubauen, er ließ deshalb den Ökonomie-Amtmann nach Büntheim ziehen, doch brachte er jenen Gedanken nicht zur Ausführung.

So alterte die Burg in unverändertem Zustande fort. Im 30jährigen Kriege sah sie noch einmal fremdes Kriegsvolk in ihren Mauern. Es waren Dänen, die am 6. Januar 1626 unter dem Hauptmann von Wildenstein hier einzogen. Die Kroaten, welche einige Monate später (29. April) Neustadt unter der Harzburg ausplünderten und in der ganzen Gegend sengten und brannten*), kümmerten sich um die Burg nicht im mindesten. Konnte diese mit ihrer schwachen Besatzung nicht einmal ihrer nächsten Umgebung Schutz gewähren, so sammelte sich doch das durch stete Plünderung an den Rand der Verzweiflung getriebene Volk der Bauern unter dem Schutze der militärisch besetzten Burg zu bewaffneten Banden, welche bald unter dem Namen der Harzschützen ein Schrecken für Feind und Freund wurden. (Siehe S. 299 ff.) — Wahrscheinlich verließ die dänische Besatzung die Harzburg im August 1626, und von da ab bis zum Schluß jenes verderblichen Krieges wurde sie nur von braunschweigschen Truppen bewacht.

Und dann hatte ihre letzte Stunde geschlagen. Daß sie als schützende Feste gänzlich untauglich war, hatte jener Krieg klar gezeigt. Auch als Aufenthaltsort des Landesherrn war das alte Bauwerk wenig geeignet: ihre beschränkten Einrichtungen entsprachen nicht mehr den Bedürfnissen einer herzoglichen Hofhaltung, und ihr von den Grenzen zweier Staaten (Wernigerode und Braunschweig-Lüneburg) eingeengtes Jagdgebiet war zu klein und unbedeutend. Die Sorgfalt unserer Tage, Denkmale der Vergangenheit den Enkeln zu bewahren, war jener Zeit völlig fremd. Dazu kam noch, daß für die Braunschweiger Herzöge an dem alten Gemäuer eine Pietät im engsten Sinne nicht haftete, da die Burg sie nicht an Ursprung, Wachsen und Emporblühen ihres Geschlechts erinnerte. So scheute man die Kosten einer gründlichen Restauration und verfügte 1650 ihre Benutzung als Steinbruch. Man stürzte die 500jährigen Mauern ins Thal herab und baute daraus ein neues Amthaus in Büntheim. 1654 endete die Zertrümmerung bei der für wunderthätig gehaltenen Kapelle, welche während des 30jährigen Krieges den benachbarten Gemeinden nach Niederbrennung ihrer Kirchen als Gotteshaus gedient hatte. Nur Stücke der äußeren Umfangsmauern, Trümmer des Turms, des ersten Zeugen der entstehenden Burg und stets ihr Haltpunkt, der Brunnen und Steinhaufen bezeichnen heute die geschichtlich bedeutsame Stätte.

---

*) Vom Januar bis Oktober 1626 kamen in Neustadt 192 Menschen um ihr Leben.



1667 ward eine Forstaufseher-Wohnung auf dem Burgplatze erbaut. Später nur als Waldarbeiter-Wohnung benutzt, verfiel das Häuschen in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

In unserm Jahrhundert zog die Erinnerung an die Geschichte der Burg, mehr noch aber die herrliche Aussicht manchen Wanderer die einsame Höhe hinauf. So führte das Bedürfnis zur Anlage des gut rentierenden Hotels. In den Jahren 1866 und 67 wurde der 57 m tiefe, in festem Kieselschiefer angelegte Brunnen, der ohne Zweifel auch schon der Burg Heinrichs IV. angehörte, von dem mehrhundertjährigen Schutt gesäubert und damit gutes Trinkwasser gewonnnen. Eine eiserne Gedächtnistafel am Brunnenhause weist darauf hin mit folgenden Versen:

Es grub ein deutscher Kaiser in festes Felsgestein
Schon vor achthundert Jahren hier diesen Brunnen ein.
Lang lag er dann verschüttet, durch manche trübe Zeit
Voll Kriegs und andrer Nöte — in Deutschlands Niedrigkeit.
Doch floß er dann aufs neue, als kaum des Reiches Macht
Wie junge Frühlingstriebe zu frischem Glanz erwacht.
So wandelbar das Leben, so bunt der Dinge Lauf,
Es kommt, was gut gegründet, doch immer wieder auf.

Wir können von der Harzburg nicht scheiden, ohne noch ein im Jahre 1877 auf der äußersten Kante des Burgplatzes errichtetes Denkmal uns anzusehen, den Bismarckstein. Diese 15½ m hohe Spitzsäule aus Granit trägt auf einer Seite das Medaillonbild unseres Reichskanzlers Fürsten von Bismarck und auf der andern jenes Wort, welches dieser am 14. Mai 1872 im deutschen Reichstage aussprach: „Nach Canossa gehen wir nicht!" als Inschrift. — Der Name Canossa erinnert uns Deutsche an jene traurige Zeit, wo dem Kaiser Heinrich IV. nur die Wahl blieb, sich entweder von seinen ungehorsamen Herzögen und dem Papste in Augsburg richten zu lassen, oder ehe dieses schmachvolle Schauspiel ins Werk gesetzt werden konnte, mit dem Papste um jeden Preis sich abzufinden, um dann seine treulosen Fürsten zu Paaren treiben zu können. Der Kaiser wählte diesen letzten Weg. Jene schmachvollen Tage von Canossa wären ihm und damit dem deutschen Volke erspart geblieben, wenn die Fürsten gewillt gewesen wären, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wenn sie ihm mehr hätten zugestehen wollen als eine Krone ohne Glanz und ein Schwert ohne Schneide. — Aber soll die Canossasäule ein Denkmal jener Schmach sein, die man am liebsten auslöschen möchte aus der ruhmreichen Geschichte unseres Volkes? Keineswegs! Wie der Maler den Schatten darstellt, um das Licht um so stärker hervortreten zu lassen, so ist kein anderes Wort als Canossa so sehr geeignet, uns zu freudiger Anerkennung der großen Thaten unserer Zeit aufzurufen, durch welches es unserm ehrwürdigen Kaiser Wilhelm gelungen ist, Deutschland wieder zu einen, es groß und angesehen zu machen, daß der Glanz der Krone bis über den Ocean hinüberstrahlt, ihm neue Stärke zu verleihen, daß seine Regierung alle Übergriffe und Eingriffe in dies kaiserliche Machtgebiet, von welcher Seite sie auch kommen, mit ruhiger Sicherheit zurückweisen kann.

Der 463 m hohe Burgberg gewährt einen umfassenden Rundblick, der nur im Osten durch den (487 m hohen, mit einem 13 m hohen Aussichtsturme versehenen) Sachsenberg und dessen Nachbarn beschränkt ist. Im Süden steigt der Brocken aus dem tief eingeschnittenen Kaltenthale hoch empor; im Süd-



westen und Westen fällt der Blick über das herrliche, mit Villen und Sommerschlößchen gezierte Radauthal auf hohe und höhere Berge mit schönem Laub- und Nadelwald; im Nordwesten und Norden liegt im Vordergrunde das aus dem Flecken Neustadt und mehreren Dörfern bestehende „Harzburg" (4500 Einwohner), der vornehmste und besuchteste Badeort (siehe S. 273) unseres Gebirges, während die Sudmerwarte bei Goslar, die Städte Wolfenbüttel und Braunschweig, der Fallstein, der Elm mit der Asse und das Städtchen Schöningen den Mittel- und Hintergrund bilden.

Ein Gang vom Bahnhof durch den Flecken mit seinen einladenden Häusern und Gärten, an der plätschernden Radau hinauf, über die der Badegesellschaft zum Sammelpunkte dienenden „Eichen" am Fuße des Burgberges und weiter an den großartigen Gabbrobrüchen (siehe S. 190) vorüber bis zu den Radaufällen und zurück über das Molkenhaus gehört zu den lohnendsten und lieblichsten Partieen unseres Gebirges.

18. Brockengäste.*)

Heinrich Rosla singt gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in seiner Herlingsberga (s. S. 419):

Weit durch Sachsen erstreckt sich auf viele Meilen ein Bergwald,
Hartwald wird er mit Namen genannt von teutonischer Zunge,
Größ're Gebirge wohl giebt's, doch keines, das ihn überträfe
Beides an Wald und Wild; doch giebt ihm vor allem des Reichtums
Weites Gerücht, daß mit Städten er dicht und mit Dörfern besetzt ist.
Hartwald heißt er, weil einzig hart ist, was er erzeuget:
Nimmer der Tod noch Eisen erschreckt dies harte Gebirgsvolk,
Wenn es zum Zorn erst einmal entflammt.

Rühmt der Sänger hier die dichte Besiedelung des Harzes mit Dörfern und reichen Städten, so läßt er uns somit nicht im Zweifel darüber, daß er das eigentliche Gebirge, den inneren Kern des weiten „Hercyniens", nur nebensächlich, als ein wild- und waldreiches Anhängsel der Vorlande, behandelt.

Und noch zwei Jahrhunderte später ist in betreff der engeren Begrenzung unseres Harzes und in der Kenntnis desselben kaum ein nennenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Der „unermüdliche, rastlose Forscher", Konrad Celtis, „erster Schriftführer einer wissenschaftlich-vaterländischen Gesellschaft, deren Ehrenvorstand niemand anders als der ritterliche Kaiser Maximilian war", versteht unter Hercynien noch das ganze mitteldeutsche Gebirgsland nördlich von Schwarzwald und Alpen und beschränkt den Teil desselben, der seinen alten Namen („vom Harz der Fichte!") behalten habe, auf alles Land, welches sich von Fulda nördlich zur Weser und Ems, zu den Saalequellen und bis zur norddeutschen Ebene nach Halberstadt und Braunschweig erstreckt. Auf seiner Harzreise im Jahre 1498 berührte er die Städte Einbeck, Braunschweig und Goslar, „wo es mannigfaltiges Erz die Fülle giebt, während von hier ab hohe Berge selten werden". Namentlich aber besuchte er die alten Kaiserklöster am Harzrande, denn der Zweck seiner Reise war die Forschung nach merkwürdigen Handschriften und Geschichtsquellen, besonders nach Schriften

*) Benutzt sind namentlich: Heyse, Beiträge zur Kenntnis des Harzes; derselbe in Zeitschrift des Harz-Vereins 1874, 272 ff.; Jakobs in Zeitschrift des Harz-Vereins 1871, 121 ff.; derselbe in Zeitschrift des Harz-Vereins 1878, 471 ff.; 1879, 635 ff.; Pröhle in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1884 Nummer 35 und 36; derselbe, Harz und Kyffhäuser; Nehse, Der Brocken.



der Gandersheimer Klosterjungfrau Rhoswitha. Wenn der Harz das Loblied, welches Celtis den herrlichen Bauwerken der altehrwürdigen Klöster singt, nur zum Teil für sich in Anspruch nehmen kann, so bezieht sich doch seine Bemerkung, im Norden bringe das Land meist Taxus und die Fichte hervor, und „in dunkelschattigen Thälern, bei rauschenden, jählings durch die Felsen herabstürzenden Gießbächen gewinne die matterleuchtete Gegend das Ansehen der Unterwelt", ausschließlich auf das Harzgebirge im engeren Sinne.

Sebastian Franck aus Donauwörth, durch sein Weltbuch (1534) und sein Germaniae chronicon (1538) „der Vater der deutschen Erdkunde", macht vom Harz nur eine ganz verworrene Andeutung, und Sebastian Münster (1489—1552), „der neue Strabo", erwähnt ihn überhaupt nicht. Auch das theatrum orbis terrarum des Abraham Örtel, „des Ptolemäus seiner Zeit", erwähnt den Harz in der Ausgabe von 1570 im Texte nicht, und die dazu gehörige, 1568 von Criginger gezeichnete Karte von Sachsen 2c. hat nur die Bezeichnungen „Auffen Hartz", die Stadt „Endresberg" und den Procopsberg (Brocken). Selbst die Schulhandbücher Neanders, des berühmten Ilfelder Pädagogen, die 1582 zuerst gedruckte Orbis terrae succincta explicatio und die 1586 erschienene diuisio compendiaria orbis terrae, beruhen, soweit der Harz in Frage kommt, auf den Anschauungen der Alten und bilden für die Kenntnis unseres Gebirges kaum einen Fortschritt: Herchnien erstreckt sich in gewaltiger Ausdehnung bis nach Asien, hat aber jetzt verschiedene Namen angenommen — Odenwald, Schwarzwald u. s. w. — Den Namen Harz hat das Gebirge nur bei den Cheruskern behalten. „Nach einer übersichtlichen Schilderung des Harzes, geschweige einem Eingehen auf seine Gliederung, sucht man in jenen Handbüchern vergeblich." (Dr. Jacobs.)

Das erste Buch, welches, doch ohne mit den alten Anschauungen zu brechen, etwas näher auf den Harz eingeht, ist die Weltbeschreibung Johann Rauws vom Jahre 1597. „Ein einiger vornemlicher gemeiner Waldt ist in Germania, heißt Hercynia Sylva, auff Teutsch der Hartzwaldt, hat seinen Namen vom Hartz, zu Latein Resina. Diß Gewälde soll vorzeiten seinen anfang gehabt haben an der Frantzösischen Grentz vnd sich gegen Morgen vnd Mittnacht in die Länge biß an die Grenzen Asiae erstreckt haben." „Was aber diesen Waldt zu dieser vnser Zeit noch anlangt, fähet dieser Waldt fast gegen Halberstadt an vnd zeucht sich in die Länge von Morgen gegen Abendt von der Elbe gegen der Weser zu: Auff der seiten nach Mittnacht zu hat dieser Ort Halberstatt, Braunschweig vnd Hildenßheim, Auf der andern seiten aber nach Mittag hat er Erdfurth vnd die Landschafft Thüringen: Darnach wendet sich dieser Waldt von Mittnacht gegen Mittag an der Weser das Hessenlandt hinauff, welches Reuier sonderlich da die Graffschafften Mansfeldt, Schwartzburg, Reinstein, Hoenstein vnd Stolberg gelegen sindt noch seinen vhralten Namen hat, daß mans nennet den Hartzwaldt." —

Für landschaftliche Schönheit hatte das Mittelalter wenig — um nicht zu sagen: gar kein — Verständnis; zeigt sich dies doch sogar darin, daß man selten einen Ort findet, in dessen Namen eine Beziehung zur Schönheit liegt, und in diesen seltenen Ausnahmefällen hat „schön" nur die Bedeutung „fruchtbar". Die Großartigkeit des Gebirges mit seinen Felskuppen und Fernsichten, mit seinen lieblichen Thälern und seinem einfach-schönen Waldesschmuck, alles, was uns heute mächtig ergreift und jährlich Tausende von nah und fern in den Harz führt, das gab damals nicht einem einzigen Fremden den Wanderstab in die Hand.

Wie hätte aber gar der mit fast undurchdringlichen Braken und kaum passierbaren Brüchen verschanzte **Brocken**, durch dessen Klippengewirr und Heidegestrüpp nicht Weg und Steg führte, zu jener Zeit, wo man Vergnügungsreisen überhaupt nicht kannte, nur irgend jemanden anzulocken vermocht! Wohl mögen sich schon verhältnismäßig früh außer den nach Schätzen suchenden „Venedigern“ auch einzelne kühne Jäger und andere ortskundige Waldleute ausnahmsweise auf seinen Gipfel hinaufgearbeitet haben, denn die in früheren Aufsätzen (S. 60, 67, 132 u. a. O.) erwähnte älteste Karte aus dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, die im Westen noch eben bis auf den „Brockenberg“ reicht, hat auf dessen Kuppe einen kleinen Teich, wohl den späteren Hexensumpf verzeichnet*); aber sonst begnügte sich auch der Harzer damit, den Berg aus der Ferne anzuschauen, um nach seiner Nebelverhüllung das Wetter zu bestimmen.

Der erste, welcher den Brocken besingt, ist der thüringische Dichter Wendelin **Helbach** (oder von Hellbach) aus Mühlberg, welcher sich auch in Stolberg (ob längere Zeit, geht aus seiner Vorrede nicht hervor) aufgehalten hat. Er sagt von ihm ums Jahr 1570:

Tief aus dem Bergwald raget des Harzes gewaltiger Gipfel,
Dem in der Buda-Quell reichliches Wasser entströmt.
Weithin sieht ihn das Land, drum „Proculus“ sinnig bedeutsam:
„Weithinschauer“ mit Recht Latiums Sprache ihn nennt.
Denn mit dem Thüringer siehet den Scheitel der Sachse, der Hesse;
Ferner das Eichsfeld auch sieht ihn auf heimischer Flur.
Nicht mit dem Körper allein überragt er Hercyniens Höhen,
Wieviel auch im Gebirg steigen zum Himmel empor.**)

Es ist überaus bezeichnend, daß der Dichter nicht die Aussicht vom Brocken, sondern den Umstand rühmt, daß sein Gipfel weithin **gesehen werden kann**.

Den ersten Besucher des Brockens, dessen Namen wir kennen, trieb wissenschaftliches Interesse hinauf. Es ist der berühmte Arzt und Botaniker **Johannes Thal** (Thalius). In Erfurt geboren, besuchte er die berühmte Klosterschule zu Ilfeld unter Neander und kehrte 1572 oder bald nachher von Stendal nach dem Harze zurück, indem er zunächst eine Bestallung als gräflicher Hofmedicus zu Stolberg erhielt und 1581 als Stadtphysikus nach Nordhausen übersiedelte. Wenngleich schon sein Landsmann **Cordus**, welcher die erste „gesetzlich vorgeschriebene“ Pharmakopöe zusammenstellte († 1544 in Rom), im Harze botanisiert hatte, so ist dieser doch erst von **Thal** nach allen Richtungen durchforscht. Seine Beobachtungen faßte er noch in Stolberg in seiner Sylva Hercynia zusammen, der ersten gründlichen Spezialflora. [Er***) fand am

---

*) Die auf Seite 91 in der Anmerkung erwähnte, kurz vor 1460 angefertigte Abschrift der Abhandlung „von der Herkunft der Sachsen“ hat, doch nicht von der Hand des Abschreibers, zu dem im Texte stehenden montes Brockensberg die Bemerkung: Dieser sehr hohe Berg liegt bei Wernigerode und **hat einen Quell auf seinem höchsten Gipfel**. („Hic mons est prope Werninchrode altissimus, habens fontem in summo cacumine“.) Ist die Hand, von welcher dieser Zusatz herrührt, wirklich eine „fast gleichzeitige“ (Dr. **Jacobs**), so haben wir in demselben das älteste Zeugnis für eine Ersteigung des Brockengipfels.

) Übersetzung von Dr. **Jacobs. Vers 3 und 4 lauten:

Longinquis siquidem procul ille videtur ab oris,
Hinc Proculum merito nomine reque vocant.

***) Siehe über ihn: Dr. **Irmisch** in Z. des H.-V. 1875, 149—161.

18. Juli 1583 zu Pesekendorf bei Oschersleben auf einer Berufsreise dadurch seinen Tod, daß die Pferde durchgingen.] Von den Beschwerden seiner Brockenersteigung erzählt der bescheidene Mann nirgends, daß er dieselben aber nicht gescheut und überwunden hat, geht bestimmt aus der Angabe des Standorts der von ihm gesammelten Pflanzen hervor. So heißt es von der Anemone (Pulsatilla alpina De l'Arb): familienweise auf dem Gipfel des Brockenberges; von der Erica baccifera Matthioli (Empetrum nigrum *L.*): häufig auf der höchsten Kuppe des Brockenberges.

Den zweiten nachweisbaren Besuch verdankt der Brocken dem Umstande, daß man im 16. Jahrhundert anfing, ihn als Versammlungsort der Hexen anzusehen. (Siehe S. 91.) Während Wendelin Helbach der Hexen nur nebenbei und nur mit Beziehung auf das Wetter Erwähnung thut:

> Waltet auf ihm doch droben dämonische Kraft und die Hexe
> Mächtig vorherzuschauen klaren und regnichten Tag,

gefällt sich die 1614 zuerst erschienene Übertragung seiner Distichen in deutsche Knittelverse in weitläufiger Ausmalung des Hexen-Reichstages und der Unholdenbuhlschaften auf dem Brockelsberge zu Walpurgis.

Die junge Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, unter welchem die Hexenprozesse in voller Blüte standen, Elisabeth von Dänemark, trug so großes Verlangen, den Unholdenberg zu besuchen, daß ihr Gemahl mit Bewilligung des Grafen Ernst in Wernigerode bis zur halben Höhe des Brockens einen breiten Weg durch den Wald hauen und diesen im April 1591 „ausbohlen" ließ, so daß er mit Wagen zu passieren war. Ob der Rest des Weges zu Roß oder zu Fuß zurückgelegt wurde, ist nicht bekannt. In dem Gefolge, welches das fürstliche Paar auf seiner Brockenfahrt begleitete, befand sich auch Graf Philipp Ernst von Mansfeld. — In der Mitte des 17. Jahrhunderts war dieser Bohlweg bereits wieder verwachsen, ein Beweis, daß die Neugierde, die Hexen zu belauschen, noch keine allgemeine war.

Was den Rektor der Ilsenburger Klosterschule Martin Schweser am 7. August 1607 zu der beschwerlichen Brockenfahrt veranlaßte, auf welcher ihm das Kloster mit „einer Rotwurst und einem kleinen Krautkäse" unter die Arme griff, mag wissenschaftliches Interesse gewesen sein.

Bald nachher stattete wieder ein Botaniker, der herzoglich braunschweigsche Gärtner auf Schloß Hessen, Johann Royer, dem Brocken mehrere Besuche ab, deren mindestens einer schon in die Jahre 1607—1630 fallen muß, da er zwei in dem Schloßgarten in dieser Zeit gezogene Pflanzen „Martagon montanum punctatum" (Lilium bulbiferum) und „Sonchus caeruleus major" (Sonchus alpinus), als „am Brocken ausgehoben" bezeichnet. In seiner Beschreibung des Gartens zu Hessen (1648), in welcher er der Brockenflora einen besonderen Abschnitt widmet, sagte er u. a.: „Oben auff dem Berg ist die Pulsatilla (Thals Anemone) in großer menge, were zu wünschen, daß man zu der Zeit hinauff kommen könte, da sie blühet, weil sie vielleicht unterschiedliche Farben Blumen trägt, ist aber wegen vieles Schnees nicht fast müglich."

Die älteste — „übrigens echt schülerhafte" — Beschreibung einer Brockenfahrt (sie ist in lateinischen Hexametern abgefaßt und von Delius 1804 im Wernigeroder Wochenblatt veröffentlicht) haben Quedlinburger Schüler geliefert, welche das kühne Unternehmen in den Sommerferien 1634 ausführten. „Mit ellenlangen Würsten und Schinken wohl versorgt, schlugen unsere Helden den Weg nach Wernigerode ein, bewunderten die stolzen Gebäude dieser Stadt und ließen es sich bei den gemütlich neugierigen Bewohnern der-

selben noch einmal recht wohl schmecken. Als dann aber hinter Hasserode das Bergsteigen begann, und sie sich mühsam durch Gestrüpp winden mußten, verstummten allmählich ihre Lustgesänge, und manches Ach! verriet ihre Ermattung. Auch stellte sich ein sehr empfindlicher Durst nach Quedlinburger Broihan ein. Um die Not noch höher zu treiben, fehlten auch die reißenden Tiere nicht; ja unsere Abenteurer wurden sogar von „Löwen" (Luchsen?) beunruhigt, den ersten und letzten, von denen man am Harze je gehört hat! Aber trotz dieser Leiden und Gefahren erreichten sie glücklich ihr Ziel und kehrten vom Brockengipfel wohl und um vieles stolzer in die Heimat zurück." *) (Heyse.)

Im Jahre 1649 stattete der Fürst Friedrich von Anhalt-Bernburg auf seiner S. 402 bereits erwähnten Harzreise, welche außer dem Kyffhäuser und der Rotenburg eigentlich nur den Höhlen (der Heimkehle, dem Bauerngraben und der Baumannshöhle) galt, zum Schluß auch dem Brocken einen Besuch ab. Das Tagebuch des Fürsten berichtet darüber Folgendes: „Wären (von Rübeland über Elbingerode) hernach den 1. August nach dem Brokens-Berge zugegangen, und hätten ihn durch einen morastigen, steinichten und sonsten bösen Weg (ohne Zweifel durch das Jakobsbruch) eine Meile hinan bestiegen, die Bäume aber sich in der Höhe immer vergeringert, und endlich gar verloren, also, daß oben der Platz einer guten halben Meile groß ganz kahl mit Heide bewachsen teils morastig teils felsig und hart wäre gewesen. Anfangs hätten sie auf offenem Platze ihnen zur linken Hand viele auf einander gefügte sehr große Steine gesehen, welche daselbst des Königs Kapelle genannt wurden (jetzt: Kapellenklippen oder Trogsorten), besser hinauf über ihnen zur Rechten wäre ein ziemlich tiefer und großer Teich gewesen, ungefähr zwei oder drei Morgen groß, der Zauberteich genannt, und weiter fort ein schöner, großer Quell gutes Wassers, an welchem ein Stein gelegen mit einem Loche, worin eine eiserne Stange gestanden, daran eine eiserne Kelle mit einer Ketten angeheftet gewesen, welcher Quell der Zauberbrunn genannt würde. Der Wegweiser hätte, weil es sehr neblig gewesen (der Mangel an Aussicht wird nicht bedauert!), sich nicht getrauet, den Weg nach dem Andres-Berge (der Bergstadt Andreasberg) zu finden, hätten also die vorige Beschwerde wiederholen und mit Gefahr Menschen und Tiere herabziehen müssen. Sie hätten hernach zur rechten Hand auf einem hohen Berge, die Höhe genannt, viel Felsen und Steinklippen, fast wie eine Mauer liegen lassen, und wären endlich an etliche auf einander geschichtete Felsen, so auch die Königskapelle wäre geheißen worden und am Wege gelegen, gekommen." (Jetzt „Kapelle" am Fußwege vom Brocken über den Renneckenberg nach der Steinernen Renne.)

Das Vorhandensein der an einer Kette befestigten Kelle ist ein sicherer Beweis dafür, daß die Brockenfahrten in der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht mehr zu den Seltenheiten gehörten. Auch eine große Anzahl von Namen war damals schon in der Nähe des Quells in den Felsen eingegraben. Zeiler schreibt im Jahre 1654: „Verwundernswerth ist wol, daß oben am Berge, uff einem ebenen Plan, zwei viereckige Sümpffe, oder Heller, ziemlicher grösse seyn, und fast auff der Spitze deß Berges ein schöner Crystallklarer Brunn entspringet, wobey, weil dieser Wirth gern borget, sich vor diesem eine

*) „Es erscheint auffallend, daß in dem Gedichte von einer Teufelskanzel und einem Hexenaltar nirgends die Rede ist, zwei Gegenständen, die für eine jugendliche Phantasie viel zu wichtig sind, als daß sie hätten unerwähnt bleiben können, wenn ihre heutigen Namen und Sagen schon damals an ihnen gehaftet hätten. Auch des Hexenteiches wird nur als eines „grausen, schwarzen Sumpfes" gedacht?" (Heyse.) (Vergl. S. 92.)

ziemliche menge Karbhöltzer befunden, so von denjenigen, welche auff den Berg kommen und auß dem Brunnen getrunken, zum Gedächtniß beim Brunnen gelassen." Und Behrens sagt 1703 in seinem Curieusen Hartz-Walde: „Oben auff diesem Berge sind etliche Stein-Felsen vorhanden, darinnen schon vor langen Zeiten, wie die Jahr-Zahl ausweiset, viele Nahmen von Denenjenigen, so darauff aus Curiosität gewesen, zum Andenken eingegraben worden; weilen aber unterschiedene Bösewichte sich nicht gescheuet, bey etlichen einen Esels-Kopff zu machen, hat solches nachgehends viele curieuse Personen abgeschrecket, daselbst ihr Gedächtniß auff solche Art zu hinterlassen."

Ums Jahr 1650 unternahm Wilhelm Mechow (oder von Miechowsky), Professor der Geschichte und der Beredsamkeit am Kollegium zu Lüneburg, vormals Rektor der Walkenrieder Schule, mit vierzehn Begleitern eine Brockenfahrt, welche er in lateinischen Versen ziemlich umständlich beschrieben hat. „Die fünf Oktavseiten Hexameter bieten kaum etwas dar, was wegen dichterischer Schönheit hervorzuheben wäre. Die Mühseligkeiten des Weges, welche der Professor Heinrich Ludwig Scheurl zu Helmstedt, einen gefeierten Teilnehmer der Fahrt, beinahe veranlaßt hätten, auf halbem Wege zurückzubleiben, werden nachdrücklichst hervorgehoben, ebenso die wiederholten Rasten und Erquickungen durch Beeren, besonders aber die Stärkung durch mitgenommene geistige Getränke, die allein solch schweres Werk ermöglichten. Der klar ausgesprochene Zweck: einmal auf dem berufenen und verrufenen Brocken gewesen zu sein, wurde herzlich mühsam bei leidlich schlechter Aussicht erreicht. Der Weg ging, natürlich zur Sommerszeit, von Ilsenburg hinauf und wieder dorthin zurück, wobei die Führer, um die Spur nicht zu verlieren, mit der Axt Zeichen in einzelne am Wege stehende Buchen machten. Das Hervorrauschen der in Felsen eingezwängten Ilse und ihr plätscherndes Herabstürzen zwischen Steingeröll erscheint dem Poeten als unangenehmes Geräusch. Der Hexen gedenkt der gelehrte Mann nicht, wohl aber rufen die Steine und Felstrümmer auf der Brockenkuppe Erinnerungen aus der griechischen Göttersage in ihm wach." (Dr. Jacobs.)

Im Jahre 1668 gab der Magister Johann Praetorius in Leipzig († 1680) unter dem Titel „Blockes-Berges-Verrichtung" (siehe S. 92) eine Monographie des Brockens heraus, welcher die Beschreibung einer im Jahre 1653 ausgeführten Brockenbesteigung als Anhang beigegeben ist. Prätorius „galt schon bei seinen Zeitgenossen für einen leichtgläubigen und wunderlichen Gesellen, ja Behrens in seiner Hercynia curiosa nennt ihn gerade heraus einen Schöps in superlativo gradu. In der That beweist sein Buch über den Brocken (seiner andern Werke zu geschweigen), daß man ein von Gelehrsamkeit und Belesenheit strotzender Schriftsteller, auch kaiserlicher gekrönter Poet sein und doch im finstersten Aberglauben stecken und alles gesunden Sinnes entbehren konnte. Nirgends ist wohl der Hexenunsinn mit mehr Methode und innerem Behagen zubereitet, als auf den 582 Seiten dieses Machwerks, zu dessen Titel der Name des Brockens gemißbraucht wurde. Nach einem „ausführlichen geographischen Berichte von dem hohen trefflich alt- und berühmten Blockes-Berge" (wie der Titel weiter lautet) sieht man sich in dem Buche vergebens um, man müßte denn ein paar aus andern Scribenten zusammengetragene, meist falsche Notizen dafür nehmen wollen. Dagegen hat der Blocksberg den Leipziger Magister überall logisch inspirieren müssen; sein Name tritt, freilich mannigfach verstümmelt, in den Anfangsbuchstaben der Teile aller Dispositionen auf und bildet so gleichsam die Rezepte zu den zahllosen

Hexen- und Zaubergeschichten, die uns hier aufgetischt werden. Für eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes mag das Buch nicht unwichtig sein; für die Kenntnis des Brockens aber erhält es nur einigen Wert durch seinen Anhang, in welchem ein Ungenannter (er unterschreibt sich T. S. V. K.) seine Reise nach dem Reinstein, dem Brocken und der Baumannshöhle beschreibt. Dieser 17 Seiten lange Anhang ist vermutlich eine Zugabe des Verlegers, wenigstens sicher nicht von Prätorius verfaßt, denn er ist durchaus vernünftig geschrieben und frei von allem Hexenspuk. Die Brockenersteigung geschah von Ilsenburg aus, und ihre Beschreibung möge im Auszuge hier eine Stelle finden:

„Da wir nun zu Ilsenburg selbigen Abend angelanget, haben wir praeparatoria gemacht, des darauf folgenden früheſten Morgens die Reise auf den hohen Blocks-Berg fortzusetzen. Den 6. Julii nun (1653) früh vor Tage haben wir uns aufgemacht, und nebenst dem Wegweiser umb 2 Uhr früh die Reise angefangen, da wir dann, reitende, 15 Personen und 12 Pferde starck, über unterschiedene Bäche, Brücken, und durch dicke Büsche bey einem ziemlichen hohen Felsen, Ilsenstein genannt, vorbey, alles Berg auf werts fort paßieret, und als wir in die zwey gute Stunden den Berg hinauf werts in Morast, in Steinen, in ungebahntem Wege, dabey die Pferde manchen sauern, unsachten und gefährlichen Tritt thun müssen, geritten, haben wir wegen des allzu bösen Weges nicht weiter zu Pferde fort kommen können, sondern alle von Pferden absteigen und zu Fuß vollends gehen und gleichsam hinauf klettern müssen, da wir dann abermahls also zu Fuß gehend in die zwey gute Stunden zubracht, ehe wir den höchsten Gipfel des Berges erreichet.“

Nachdem der Verfasser noch von dem „dunkel und thauichten, näßlichen Wetter“ berichtet hat, das während der Ersteigung herrschte, und von der empfindlichen Kälte, die bis zur Höhe des Brockens so zunahm, daß die ganze Gesellschaft von Reif und Frost ganz weiß, wie beschneit aussah, erzählt er weiter:

„Dann unversehens wurden wir mit Nebel und Wolcken dergestalt umbgeben, daß wir vor Dunckel und Finsternüß einander nicht sehen oder erkennen kunten, sondern einander zuruffen müssen, ja die Wolcken strichen bey uns und unsern Häuptern recht mit Brausen vorbey, daß man wie verdutzet davon wurde, ... biß endlich, nach 6 Uhren, und gegen 7 Uhr etwan, sich etwas von unterwerts aufzuklären anfieng, da dann, so bald es ein wenig hell wurde, und die Sonne die meisten Dünste verzehret und die Wolcken abgetrieben, kunten wir uns nach allen Orthen umbsehen, daß einem das Gesichte darüber verging. Dann es anders nicht schiene, als wenn wir vom Himmel herab die gantze Welt übersehen könten“ u. s. w.

Der Verfasser beschreibt nun in seiner etwas weitläufigen Manier die Aussicht und das wechselnde Spiel des Wolkenzuges; dann fährt er fort:

„Auf dem Berge oben waren gantz keine Bäume, sondern alles mit langem Graß, Kräutern und Wurzeln bewachsen, alles sumpficht, morastig und voll Mooß, aber recht oben entspringet ein schöner, klarer und gesunder Brunnquel, so gar einen guten Geschmack im Trincken hat. Unter andern ist eine Wurtzel daselbst, so die Krebswurtzel genennet wird, siehet einem Krebs an Farbe und Forme gleich, soll zu vielerley Zufällen der Menschen dienlich und sehr köstlich seyn. Dieser Ort und Gipfel des Berges ist ziemlich weit begrieffen, aber gar nicht gäh oder stehe herunter, sondern nur langsam abhängig, also, daß man gantz ohne Gefahr oben herumb gehen kan. Wenn ein Rohr darauf abgelöset wird, so giebet es gar einen schlechten Knall und

gar keinen Wiederschall. Daß oben auf dem Gipfel des Berges keine Bäume wachsen, wurde solches der großen Kälte, die sich daselbst continuirlich befindet, beygemessen, da doch hingegen herunterwärts, etwan einen guten Musqueten-Schuß von der obersten Höhe herunter, wir also fort Bäume in starcker Anzahl von allerley Art gefunden, und dasselbe biß gantz hinunter auf die Ebene continuiret. — Als wir nun also oben auf dem Berge beynahe anderthalbe Stunde lang verharret und uns umbgesehen, und der starcken Kälte wegen fast nicht länger außhalten konten, haben wir uns endlich allgemach wiederumb hinunter zu Fuß begeben, so allbereit umb 8 Uhr vor Mittag gewesen, da wir dann mit ziemlicher Müh und Arbeit den gantzen unwegsamen und ungebahnten, ja meistentheils sehr morastigen und steinigten Weg, biß die Helffte des Berges herunter, da die Pferde unser gewartet, absolviret, daselbst uns auf die Pferde wiederumb gesetzet und also vollends biß hinunter nach Ilsenburg geritten. In der herab Reise des Berges haben wir kaum zwey Stunden zubracht, und also gleich umb 10 Uhr gegen Mittag unten angelanget, da wir dann nicht alleine schönen, hellen Sonnenschein, sondern vornehmlich eine starcke Hitze unten vor uns gefunden, und also dieselbe Lufft der Obersten auf dem Berge gantz unvergleichlich gewesen." (Heyse. S. 57—60.)

Einige Jahre später, am 19. Juli 1656, erstieg Gottfried D. Olearius, Superintendent in Halle, den Brocken. Dr. Jacobs berichtet darüber auf Grund einer im gräflichen Archiv zu Wernigerode vorhandenen Beschreibung Folgendes: „Olearius kam mit seiner Reisegesellschaft — denn ohne Begleitung und allein mochte man damals eine solche Fahrt wohl selten wagen — am 19. Juli 1656 von Blankenburg über Wernigerode nach Ilsenburg. Da man von hier aus noch vier Stunden „hinaufzureisen" hatte, so ritt die Gesellschaft elf Uhr morgens zuerst „einen gebähnten Fahr- und Holzweg hinauf". Es gab „böse, sumpfigte, morastige Wege und Stege" an Gehölzen und Steinen zu machen, „weil der ganze Berg wie ein Schwamm, so des allerhöchsten, allerweisesten Schöpfers große Wasserkunst wohl zu nennen". Am Fuße des eigentlichen Berges mußte man die Pferde in Verwahrung der Diener zurücklassen. Sechstausend Schritte hinauf gab es nun einen schwierigen Weg bis zur Spitze. Die bemoosten Steine boten oft willkommene Rasten. Der Weg ward aber bei hellem, beständigem Wetter und ziemlich stiller Luft zurückgelegt. So gelangte man auf die ziemlich kahle, nur mit Heide und wenig Gras bewachsene Spitze. Hier ließen sich die Wanderer bei einem klaren, kühlen und süßen Quell, der allmählich ein Bächlein machte, nieder und stimmten dem Allerhöchsten zu Ehren und Dank, der die Berge geschaffen und fortgesetzet in seiner Kraft, auch nicht nur in Gründen, sondern auf hohen Bergen Brunnen quellen lässet, das „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" andächtig und mit heller Stimme an. Darnach schöpften sie Wasser aus dem Felsenquell und tranken, als getreue Unterthanen, zuerst auf ihres Landesvaters, dann aber auch, als liebende Gatten, auf ihrer daheim weilenden Weiber Wohl. Hier hören wir nichts von Hexenspuk, kaum daß gelegentlich bei der Erwähnung der über den Berg zerstreuten Granitblöcke die Bemerkung eingeschaltet ist, daß „bei deren etlichen, als Tischen, die Hexen ihren Tanz halten sollen". Nachdem die frohe Gesellschaft sich durch einen Trunk aus dem frischen Brunnquell erlabt und in Gedanken an die Landesherrschaft und an den trauten Herd ergangen hatte, umwanderte sie die Brockenkuppe, um mittels eines „Perspicills" bis zum Rand des Gesichtskreises Städte und Fürstentümer zu erschauen. Wie vielen andern, gelang es ihnen nur teilweise,

die damals schon weitberühmte Brockenherrlichkeit einer ungetrübten weiten Rundschau zu genießen.

Den Weg hinauf und hinab war es sehr still. Kein Tier des Waldes, kein Vogel begegnete den Reisenden, obwohl man von den am Brocken noch vorkommenden Bären sprach, deren einer erst unlängst geschossen war, wie der als Siegeszeichen am Schlosse des Grafen Heinrich Ernst zu Ilsenburg angenagelte Kopf eines solchen noch bezeugte.

Nach drei- bis vierstündigem Aufenthalt auf der Höhe wurde mit größeren Schwierigkeiten als beim Hinaufwege der Rückzug in den Spuren des ersteren angetreten. An wiederholtem Fallen und Straucheln fehlte es nicht, bis man den Rastort der Pferde erreichte. — Die ganze Oleariussche Harzfahrt währte neun Tage, wobei man jedoch, soweit ersichtlich, nur die Baumannshöhle und den Brocken als Zielpunkte hatte. Als ein wie beschwerliches und gefährliches Unternehmen eine solche noch erschien, geht schon daraus hervor, daß ob der Freude des glücklichen Wiedersehens der junge Magister J. G. Olearius seinem Vater am 29. Juli 1656 zu Halle mit einem eigens dazu verfaßten Gedicht ein Ständchen brachte, „als derselbe durch Gottes Gnade von der neuntägigen Harzreise gesund wieder nach Hause kommen".

„Solcher sinnigen und gefühlvollen Brockenfahrt gegenüber ist es nun aber lehrreich, an dem nur sieben Jahre späteren Beispiele eines ebenfalls wissenschaftlich gebildeten und bewanderten Mannes zu zeigen, wie ein solcher zu jener Zeit unter mindestens gleich günstigen Verhältnissen den Berg besteigen konnte, ohne auch nur im geringsten von der Großartigkeit seiner Natur ergriffen zu werden. Der Magdeburger Arzt Scheffer hat uns nämlich in seinem Tagebuche auch Nachricht über seine am 23. Juni 1663 ausgeführte Brockenbesteigung hinterlassen. Mit seiner Gesellschaft traf er die Höhe allerdings nicht nebelfrei, aber es war ein merkwürdiges Wechseln und Leben in der Luft, was gerade solcher Fahrt einen besonderen Reiz verleiht. Der Brocken braute, bald sammelten, bald zerstreuten sich die Nebel, oder breiteten sich zu Füßen der Wanderer aus, und von oben herab erwärmte sie die Sonne, tiefer unten lagerte feuchter Nebel. Aber die Aussicht wurde auch wiederholt frei. Auf dem kleinen Brocken (der späteren Heinrichshöhe, nicht dem heutigen kleinen Brocken), sagt Scheffer, „kunten wir die Berge, Wälder und alles auf der einen Seite übersehen", und nachdem sich die Gesellschaft „nun sattsam umbgesehen und geruhet", stiegen sie zum großen Brocken hinauf. Dort trafen sie zuerst trübes Wetter, aber „bald hinauf wurde es unter uns helle, daß wir weit und fern ins Land sehen kunten". Es genügte ihnen aber nicht, daß sie nur über acht Städte sahen, und unzufrieden ließen sie sich's von den Führern bestätigen, daß die Rundsicht doch nicht so umfassend sei, wie man vorgebe. Nachdem Scheffer nun ein paar Namensverzeichnisse und Bemerkungen über Brockenkräuter gemacht hat, bricht er abschließend in die Worte aus: „So viel von diesem schrecklichen, hohen, rauhen, unwegsamen und wüsten, wilden Berge. Und weil ich durch Gottes Beistand die zwei großen, berühmten Berge in Deutschland bestiegen, als diesen und den Fichtelberg, auf solchen aber nichts gefunden, viel Ungemachs aber dabey erdulten müssen, als werde ich solche nicht weiter besteigen." (Dr. Jacobs.)

Zu den fürstlichen Brockengästen im 17. Jahrhundert gehört auch der Zar Peter der Große von Rußland, welcher auf seiner Reise von Berlin nach Holland sich plötzlich zu einem Besuche des berühmten Berges entschloß, denn durch denselben verzögerte sich seine mit dem kurhannoverschen Hofe ver-

abredete Zusammenkunft in Coppenbrügge (27. Juli) um einige Tage. Leuckfeld schreibt: „Anno 1697 in Monath Julii kamen Ihre Czarische Majestät Peter Alexiowitz über Berlin allhier (in Gröningen) an und logirten eine Nacht auf dem Schlosse"; er wird sich also über Halberstadt und Wernigerode, wohin Graf Ernst am 23. Juli von Hamburg zurückkehrte, zum Brocken gewendet haben. Die Besteigung desselben muß am 25. oder 26. Juli erfolgt sein, denn am 24. war der Zar in Ilsenburg (Dr. Jacobs), und „Anno 1697 den 27. Julij ist der Czar aus Moskau mit fliegender Bagage durch die Stadt Bockenem passieret und seinen Weg nach Holland zu genommen." *) — Vielleicht hat Peter dem Brocken im Jahre 1712, in welchem er die Baumannshöhle besichtigte, noch einen zweiten Besuch abgestattet.

In welches Jahr die Brockenersteigung des Herzogs Rudolf August von Braunschweig (geb. 1627, gest. 1704) zu setzen ist, für welche wiederum ein Holzweg zugerichtet wurde, ist nicht festzustellen. Um die Bahnung der Brockenwege machte sich besonders Herzog Christian Ludwig (geb. 1622, gest. 1665) verdient; es ist anzunehmen, daß er auch selbst Gebrauch von ihnen machte. Mutmaßlich noch in das Ende des 17. Jahrhunderts fallen auch mehrere Brockenbesuche des Nordhäuser Physikus und Arztes Dr. Georg Henning Behrens, denn in seiner im Jahre 1703 erschienenen Hercynia curiosa empfiehlt er den Weg über Braunlage nach dem Brocken mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er ihn zu verschiedenen Malen selbst gegangen sei. Er war nicht nur der häufigste Brockengast jener Zeit, sondern er brachte auch zweimal „einer angenehmen Compagnie zu Gefallen" eine Nacht auf der Höhe zu.

„Ein beachtenswertes Zeugnis für den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hochgestiegenen Ruf des Brockens und besonders für den Fortschritt von der Lust am Geheimnisvollen und Abenteuerlichen zu einer freieren gesunderen Naturbeachtung bietet uns der fleißige Thüringer Joh. Gottfr. Gregorii oder Melissantes. In seiner „Curieusen Orographia" handelt er auf 45 Seiten von unserm Berge und nennt ihn den hocherhabenen, weltberühmten Brockenberg. Er bezeugt, daß die alte Überlieferung von den feierlichen Zusammenkünften der Hexen auf seinem Gipfel „viel curieuse Leute hierhin gelocket habe, den Berg zu besteigen und genau zu betrachten". Aber obwohl er dieser Dinge ziemlich ausführlich gedenkt, so sind sie es doch keineswegs, die ihn den Berg des Besuchs wert erscheinen lassen. Dies sind ihm vielmehr die mannigfaltigen Eigentümlichkeiten seiner Natur.

Er sagt, man besteige den Berg auf vier Wegen, einer gehe von Braunlage, einer von der Bergstadt S. Andreasberg, einer von Elbingerode, der vierte und gewöhnliche von der stolbergschen Residenz Ilsenburg aus. Alle seien indes schwer zu passieren, und mit Mühe und Angst gelange man über Stock und Stein auf die Spitze. Manche Brockenbesteiger gäben auf einem Felsen Tag und Nacht ihres Besuchs an. Auch hätten einzelne Curiosi schon gewagt, auf dem Brocken zu übernachten, um sich bei hellem Himmel am Lauf der Sterne zu belustigen. Mit sinniger Naturliebe redet er von den wechselnden Luft- und Wolkenerscheinungen auf der kahlen Höhe, von dem Sichverdichten und Zerteilen der Nebel: „Ein wunderbares Ansehen hat es auch, wenn sich die Wolken an dem Berge beim Anstoßen zerteilen und die Sonnenstrahlen zurückwerfen." Der Brocken ist ein „ungemeines Observatorium, wo man

*) Siehe meinen „Ambergau", S. 85.



unterschiedliche Abwechselungen der Luft in einer kurzen Zeit betrachten kann". Wer das Glück hat, es klar auf dem Berge zu treffen, „der kann sich in Anschauung der umliegenden Hartz-Gebirge, der Städte, Flecken und Dörfer, nicht genugsam ergötzen". So ist denn der Brocken dem Lande „ein besonderer Zierrath und gleichsam die Cron der silberreichen Hartz-Gebirge". (Dr. Jacobs.)

War die Zahl der Brockenbesucher schon damals bedeutend gestiegen, obwohl der eigentliche Brocken noch immer der gebahnten Wege entbehrte, und für die Bequemlichkeit der Gäste auf dem Gipfel kaum etwas geschehen war (das Schöpfgefäß samt der Kette hatte schon 1708 „eine diebische Faust vorlängst mitgehen heißen"), so wurde nun unter der Regierung (von 1710—71) des Grafen Christian Ernst die Ersteigung des zu allgemeiner Berühmtheit gelangten Brockens auch weniger kühnen und rüstigen und weniger bemittelten Personen ermöglicht. Diesem hohen Herrn des Brockens verdankt man nicht nur die beiden ersten von Wernigerode und Ilsenburg hinaufführenden Fahrwege, sondern er ließ auch auf dem Gipfel 1736 das sogen. Wolkenhäuschen, welches in seinen mit Moos verstopften Steinwänden und mit seinem einfachen Schindeldache den Reisenden notdürftigen Schutz gegen Sturm und Unwetter zu gewähren im stande war, und im Jahre 1743 auf der Heinrichshöhe zwei kleine Gebäude aufführen, in welchen die Brockensteiger sich erquicken und nächtigen konnten. (Siehe S. 159.)

Obwohl sich die Frequenz des Brockens infolge dieser Einrichtungen bedeutend steigerte, so sind doch aus der Zeit bis 1753, wo zuerst ein Fremdenbuch eingeführt wurde, nur wenige Brockengäste bekannt. Im Jahre 1708 besuchte der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen bekannte spätere Konrektor in Ilfeld Albert Ritter als Helmstedter Student mit zehn seiner Kommilitonen und im Jahre 1737 von Ilfeld aus „in Begleitung von neun guten Freunden aus der Nachbarschaft" den Brocken. — 1720 brachte Viktor Friedrich von Anhalt-Bernburg eine Nacht auf der Höhe zu, denn bei seinem späteren Besuche (6/7. September 1756) schrieb er unter die das mangelhafte Nachtlager beklagenden Worte eines seiner Begleiter:

„Ich bin zufrieden mit dem Stroh,
Im Jahre Zwanzig war's ein Stein;
Wenn ich den Brocken wiederseh,
Wird es vielleicht kommoder sein."

Von den übrigen Gästen vor Einführung des Fremdenbuchs erwähnt Professor Heyse noch folgende: „Bekannt ist, daß Albrecht von Haller auf den botanischen Harzreisen, die er von 1737—47 mit seinen Zuhörern fast jährlich anstellte, auch den Brocken öfter besucht hat, und daß einer seiner Göttinger Kollegen, der Professor Hollmann, am 10. Juli 1741 ebenfalls hier oben war, um die Höhe des Brockens barometrisch zu bestimmen. Ein um die Höhenmessung und physikalische Untersuchung dieses Berges nicht minder berühmter Mann, Johann Esaias Silberschlag (geb. 1721 zu Aschersleben, gest. 1791 zu Berlin als preußischer Ober-Konsistorial- und Baurat), erzählt in seiner Geogenie, wie er schon im Oktober 1751 einige Tage auf dem Brocken gewesen und durch eine Wolke, deren Beobachtung ihn auf den Gipfel lockte, in nicht geringe Gefahr geraten sei.*) Auch ersehen wir aus demselben

*) Silberschlag glaubte auf dem Brocken einen Krater entdeckt zu haben, den der Benediktiner Cantor in seiner 1804 erschienenen „Geschichte der merkwürdigsten Naturbegebenheiten" noch einmal wieder vorführte. (Holzmann, Hercynisches Archiv, S. 562.)

Buche, daß im Jahre 1750 der preußische Generalfeldzeugmeister Graf von Schmettau auf der Höhe des Brockens eine etwa 60 Fuß hohe Stange mit Fahne errichten ließ, um damit einen der Endpunkte in dem Dreiecksnetze zu bezeichnen, dessen Messung er zur Bestimmung eines Längengrades im Parallelkreise von Berlin unternahm. — Der ungenannte Übersetzer des (1740 erschienenen) Ritterschen Reiseberichtes erstieg den Brocken ungefähr im Jahre 1740 von Ilsenburg aus, von drei anderen Reisenden und zwei Führern begleitet. Die Gesellschaft übernachtete im Wolkenhäuschen. Ein in der Mitte desselben liegender großer viereckiger Stein wurde zu ihrer Erwärmung als Kamin benutzt; die zur Seite angebrachten Bänke dienten als Schlafstätte, und zur größern Bequemlichkeit konnte man sich einiger anderen großen Steine als Kopfkissen bedienen. Von den Annehmlichkeiten dieses Wolkenhäuschens weiß auch ein Franzose zu erzählen, der den Brocken wohl noch einige Jahre früher von Braunlage aus besuchte. Sein Reisebericht, den Brückmann 1740 aus der Handschrift mitteilte, schließt mit den Worten: „Vous jugerès par la si la nuit fut fort agréable dans une hutte sans toit où je la passai avec 14 autres personnes sans chaise, ni banc, ni table, ni lit." —

Der erste in das Fremdenbuch eingetragene Brockenbesuch ist der des Grafen Johann Christian zu Solms am 6. Mai 1753. Doch hatte sich schon am 12. April Christlob Mylius, der Jugendfreund Lessings, von Oderbrück aus durch den mehr als drei Fuß hohen Schnee einen Weg zum Brocken gebahnt, um hier Barometerbeobachtungen anzustellen.

Auch später sind die Brockenbücher nie vollständig geführt, so daß die Einträge (1753 = 138, 1754 = 198, 1755 = 145, 1778 = 292, 1779 = 421) nur einen ungefähr zutreffenden Anhalt für Abschätzung der Frequenz geben.

Je höher diese von Jahr zu Jahr stieg, desto fühlbarer wurde der Mangel eines Gasthauses auf dem Brocken. Im Jahre 1800 ließ Graf Christian Friedrich deshalb ein einstöckiges, 130 Fuß langes und 30 Fuß tiefes Gebäude auf der Höhe aufführen, welches zwölf heizbare Zimmer, nämlich einen Saal, zwei Gastzimmer, sieben Logierzimmer, je ein Zimmer für Wirt und Bedienung, sowie Küche, Speisekammer und einen in den Felsen gehauenen geräumigen Keller, auch bedeutenden Bodenraum enthielt. Unter demselben Dache lagen auch (zur Linken) der Pferdestall für sechs Pferde und (zur Rechten) zwei Kuhställe für acht Kühe und über diesen ein kleiner Hühnerstall. In der Mitte des Hauses wurde ein massiver Aussichtsturm von 30 Fuß Höhe errichtet. Die Umfassungsmauern desselben waren vier, die des Wohnhauses 5 Fuß stark. Da die Giebelseiten von Ställen eingenommen wurden und die Hausthür sehr schmal war, so fehlte dem Hausflur trotz der über den Zimmerthüren angebrachten Fenster die wünschenswerte Helligkeit. — Eine Vergrößerung erfuhr das Brockenhaus im Jahre 1805 mit Rücksicht auf den bevorstehenden Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. dadurch, daß an dem einen Giebel ein hölzernes, innen und außen mit Brettern beschlagenes und im Fachwerk mit Torf ausgefülltes Nebengebäude, das drei Logierstuben enthielt, und am andern Giebel, gleichfalls aus Holz, ein Stall für sechzehn Pferde aufgeführt wurde.

Wegen entstandener Risse wurde der Turm im Spätherbst 1834 abgetragen und im folgenden Jahre durch einen frei vor dem Hause stehenden „hölzernen, mit starken Säulen, Riegeln und eisernen Bolzen versehenen, mit Dielen beschlagenen und mit Bleiplatten belegten Turm von beinahe 50 Fuß

Höhe“ ersetzt, der eine bequeme Treppe von 58 Stufen, eine Brüstung und auf der Ostseite eine gegen den Wind schützende Nische erhielt.*)

Zugleich wurde das Wohnhaus einer durchgreifenden Reparatur unterzogen, die bis zum Jahre 1837 dauerte. Die Umfassung desselben bestand nämlich in der Weise aus Doppelwänden, daß der 3 Fuß breite Zwischenraum mit Steinen, Erde und Moos ausgefüllt war. Diese Füllung nahm aber die Feuchtigkeit in hohem Grade auf, so daß die Wände nach außen und innen zum Weichen gebracht wurden, große Risse bekamen, durch welche die kalte Luft in die Zimmer drang, und somit den Einsturz drohten. Diese

---

*) Beim Richten des Turmes am 17. Juni 1835 hielt der Zimmergesell Kratzenstein aus Nöschenrode folgende

Zimmermannsrede:

Mein Gruß Euch allen, die da unten stehen
Und mich hier auf des Neubaus Zinne sehen!
Vernehmt nun erst, um was ich freundlich bitte:
Ihr alle kennt der Zimmerleute Sitte,
Daß, wenn sie einen neuen Bau vollenden,
Sie sich mit ihrem Sprüchlein an Euch wenden;
Drum, liebe Freunde, hört mich heute auch,
Es ist einmal so Zimmermanns Gebrauch.
Ihr alle habt den alten Turm gekannt,
Der dort seit Jahren fest und kräftig stand.
Doch wo die Wetterstürme, wie hier oben,
Gewaltig und mit Riesenkräften toben
Und mit den Wolken furchtbar kriegen,
Da muß auch selbst der Stärkste unterliegen.
So sank der alte Turm auch in den Staub,
Der eignen Schwer' und heft'ger Stürme Raub.
Da regte sich des edlen Bauherrn Streben,
Sich in die künft'ge Zeit hineinzubaun.
Ihr seht den neuen Turm sich hier erheben,
Von dem die Brockengäste künftig schaun.
Mit Recht muß man den edlen Grafen ehren,
Der freundlich sorgt, der Wandrer Lust zu mehren,
Die aus der Näh' und Ferne zu uns eilen,
Um hier, den Wolken näher, zu verweilen.
Am höchsten steh' ich jetzt hier weit und breit,
Doch höher thront der Herr der Herrlichkeit,
Der Segen giebt zu jeglichem Geschäfte
Und Mut verleiht und Lust und frische Kräfte.
Zwar haben wir nicht Müh' und Fleiß gespart,
Daß ein Gebäud' entstand von guter Art;
Doch hat wohl jemals schwacher Menschen Macht
Allein ein tüchtig Werk hervorgebracht?
Der Gott, der oft mit väterlicher Hand
Die Not so gnädig von uns abgewandt,
Er konnte vor den drohenden Gefahren
Der Bauarbeit uns nur allein bewahren;
Drum sei ihm unser frommer Dank gebracht,
Daß er bei unsrer Arbeit uns bewacht.
So mög' er auch bis zu den spät'sten Jahren
Den neuen Bau vor Ungemach bewahren,
Denn nichts vermag der Menschen Wachsamkeit,
Wenn nicht der Herr ihm seinen Schutz verleiht.
Es sei auch Gottes reicher Vatersegen
Mit unserm Landesherrn auf allen Wegen,
Daß er mit seinem Hause lange Zeit
Sich noch der Früchte seiner Saaten freut. (Rehse.)



Doppelwände wurden nun durch einfache von $2^1/_2$ Fuß Stärke ersetzt, bei welchen man Gips als Mörtel verwandte. Von der Feuchtigkeit im Hause kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man daneben hört, daß das Fachwerk der Scheidewände im Innern nur mit Torf ausgefüllt war. Alles, Säulen und Riegel, Schwellen und Dielen, war verfault. Das Fachwerk der neuen Wände wurde mit Barnsteinen verfüllt, Hausflur und Korridor wurden um einen Fuß erhöht und mit Barnsteinen belegt. — Wurde das Haus durch diese bedeutenden Reparaturen, die fast einem Neubau gleichkamen, fester, geräumiger und trocken, so verschaffte ihm eine weitere Änderung das noch fehlende Licht. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1835 geriet das Nebengebäude am nördlichen Giebel des Hauptgebäudes, in welchem die mit der Grundlegung des neuen Turmes beschäftigten Zimmerleute und Maurer untergebracht waren, durch ein überheiztes Ofenrohr in Brand. (Man suchte das Schindeldach des Wohnhauses dadurch zu schützen, daß man es vom Dachfenster aus fortwährend benetzte. Als das Wasser des Gerlachs- und des Hexenbrunnens, sowie des Hexenteiches verbraucht war, griff man zu den Bier- und Milchvorräten, und als nun die zahlreiche zum Löschen bereite Mannschaft mit ihrer Hülfe am Ende war, sprang der Wind plötzlich von Nordost nach Südost um und trieb die Flammen vom Hause ab.) Man wandelte nun den an diesem Giebel liegenden Pferdestall in zwei Logierzimmer um, durchbrach den Korridor und legte hier ein großes Fenster an. — Statt des vom Feuer zerstörten wurde 1838 ein massives Wirtschaftsgebäude (Waschhaus, Pferde-, Schaf- und Schweinestall) aufgeführt, auch 1840 der südlich vom Wohnhause gelegene Pferdestall, ein Holzbau, durch ein massives Stallgebäude ersetzt.

Während der frühere Wirt auf der Heinrichshöhe beim Anbruch des Winters nach Ilsenburg hinunterzog, blieb das Brockenhaus von Anfang an auch im Winter bewohnt. Auch zwei oder drei Kühe behielt man in den Wintermonaten oben.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Juli 1859 wurde das Haus ein Raub der Flammen. An seiner Stelle wurde nun bis Pfingsten 1861 das jetzige Brockenhaus, zunächst zweistöckig, in der unteren Etage massiv, aufgeführt und im Jahre 1882 durch eine dritte Etage vergrößert. Der 1837 erbaute Turm hat kaum zwei Jahrzehnte den Angriffen von Sturm und Wetter zu widerstehen vermocht; schon 1854/55 mußte er durch einen 54 Fuß hohen Neubau ersetzt werden. —

Trotz ihrer Unvollständigkeit erwähnen die Fremdenbücher die mit geringen Schwankungen sich alljährlich hebende Frequenz des Brockens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein rascheres Tempo noch nimmt die Zunahme der Zahl der Brockenbesucher mit dem Jahre der Erbauung des eigentlichen Brockenhauses an. Im Jahre 1803 fand ein Brockengast in der Nacht 60 Fremde oben. Nach dem Wernigeroder Wochen- und Intelligenzblatte, welches vom Oktober 1808 bis September 1848 die auswärtigen Brockenbesteiger veröffentlichte, betrug deren Zahl von 1809—1818 durchschnittlich jährlich 1130, von 1819—1828 schon 1920. (S. S. 159.)

Und während früher in der Regel nur hochgestellte Personen und Gelehrte eine Brockenfahrt unternahmen, finden wir in der neueren Zeit unter der großen Schar der Gäste, die in manchem Jahre fast die Zahl 30000 erreichen soll, jeden Stand und Beruf, jede Alters- und Bildungsstufe vertreten. „Das Fremdenbuch ist eine kleine Welt. In allen Zungen Lob und

Tadel des Brockens, je nachdem er heiter oder umnebelt war; dazu ein Quodlibet von Reiseabenteuern und naturhistorischen Bemerkungen, von guten und schlechten Einfällen, von salbungsvollen Reden und naiven Herzensergießungen, wie es nicht bunter gedacht werden kann.“ (Heyse.)

„Unter den fürstlichen Besuchern finden wir kein Regentenhaus zahlreicher vertreten als das von Anhalt. Von den jungen Prinzessinnen Friederike und Marie, die schon am 6. Juli 1756, zwei Monate vor ihrem Vater Viktor Fiedrich, hier oben waren, bis zu dem letzten Herzoge von Bernburg, Alexander Karl, der sich vom 2. September 1835 bis zum 3. Mai 1848 sechsmal eingeschrieben findet, weist das Brockenhaus eine Menge Sprößlinge dieses Namens auf. „Seltener schon sind die Besuche aus dem braunschweigschen Hause“, was um so auffälliger ist, als die Fürsten und Fürstinnen desselben den Oberharz ziemlich häufig besuchten. (Klausthal wurde am 16. Juli 1729 vom König Georg II., 1738 vom Herzog Karl von Braunschweig, 1764 vom Erbprinzen von Braunschweig, 1765 vom Herzog von York, 1769 vom Herzog von Gloucester, 1770 vom Herzog Ferdinand von Braunschweig und von der Äbtissin, Therese Natalie von Gandersheim, 1775 von der Erbprinzessin Augusta und von der Prinzessin Augusta von Braunschweig besucht.) „Am 17. Juni 1781 war Prinz Friedrich von England, Bischof von Osnabrück, auf dem Brocken; vom 3. zum 4. Juli 1787 der Erbprinz Karl von Braunschweig, und am 8. Juli 1831 der (1884 verstorbene) Herzog Wilhelm. Ein zweiter Besuch, den letzterer mit dem Erzherzog Stephan von Österreich am 27. August 1843 dem Brocken zugedacht hatte, wurde durch ein heftiges Gewitterschauer zwischen dem Molkenhause und Scharfenstein vereitelt.“

Wenn auch schon Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich am 22. August / 1. September 1694 vom Grafen über den Brocken Bericht erstatten ließ und demnach wohl eine Besteigung des Brockens beabsichtigte, so hat dieser doch seinen Oberlehnsherrn erst im Anfange dieses Jahrhunderts zum ersten Male gesehen. „Schon im Jahre 1803 gedachte König Friedrich Wilhelm III. den Berg und das Grafenhaus in Wernigerode zu besuchen. Auf der Rückkehr aus den fränkischen Landen wollte er über Fulda, Mühlhausen und Duderstadt am 23. Juni nach Stöckei und Ellrich und von da am 24. nach Wernigerode und dem Brocken fahren, um von dort nach Tangermünde weiter zu reisen. Zu dem Ausfluge nach dem Brocken wurden Wegebesserungen und allerlei Einrichtungen in dem neuen Wirtshause auf der Höhe vorgenommen. Die Zimmer für den König und die Königin Luise in dem letzteren, die Erfrischungen auf der Plessenburg und Spiegelslust waren bestimmt und zugerichtet. Aber dem Ziele schon ganz nahe, sah sich das Königspaar und der dieses begleitende Prinz Heinrich durch heftige Regengüsse, die das Fahren durch den Harz bei damaliger Beschaffenheit der Wege ganz unausführbar erscheinen ließen, gezwungen, von der Ausführung eines lange gehegten Wunsches, wie der König von Duderstadt 23. Juni an den Grafen Christian Friedrich schrieb, abzustehen.“ „Um nicht wieder um die Freude des Wernigerödischen und des Brockenbesuches zu kommen, richtete Friedrich Wilhelm III. es zwei Jahre darauf so ein, daß dieser Abstecher nicht bei der Heimkehr von der Heerschau in den Ansbach-Baireuthschen Landen, sondern schon auf der Hinreise gemacht werden sollte. Im Jahre 1805 trat denn auch keine Verhinderung ein. Nachdem am 26.—28. Mai die Heeresübungen bei Körbelitz aufs beste verlaufen waren, wurde am 29. die Fahrt

nach dem Harze angetreten, und abends halb acht Uhr langte das königliche Paar nebst dem Prinzen Wilhelm und Gefolge, darunter Generalmajor von Köckeritz, die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Gräfin von Hardenberg, auf dem Schlosse an." Am 30. Mai „gegen 2 Uhr nachmittags begann die Fahrt nach dem Brocken beim schönsten Wetter. Der Weg führte über Öhrenfeld durch das Tännthal nach der Plessenburg, auf welcher Strecke der Forstmeister von Hagen im Mai festliegenden Schnee hatte abräumen lassen. Ein vorbeiziehendes Wetter ließ einen ungünstigen Verlauf der Brockenauffahrt voraussetzen, doch ließen König Friedrich Wilhelm und die Königin Luise sich nicht abhalten, die Wasserfälle der Ilse bei fortwährendem Regen zu Fuß in Augenschein zu nehmen und nach eingenommenen Erfrischungen auf der Spiegelslust die Reise nach dem in Nebel gehüllten Brocken fortzusetzen. Der Abend des 30. und der Morgen des letzten Maitages waren gleich unschön. Schnee und Frost stellten sich ein, und um 8 Uhr wurde nach einem unerquicklichen Aufenthalte die Rückfahrt von dem unwirtlichen Berge wieder über die Plessenburg nach Wernigerode angetreten. Die nächstbeteiligten Zeugen rühmen die herablassende Güte und den edlen Gleichmut, welchen König und Königin bei der so ungünstigen Fahrt bekundeten. Nach einem Frühstück im Jennyhause des Tiergartens brach das Königspaar um 1 Uhr zur Weiterreise über den Harz nach Ellrich auf, wo es Abends nach 7 Uhr ankam." *) (Dr. Jacobs.)

„Seitdem haben auch die meisten Prinzen des königlichen Hauses den Brocken besucht; zum zweitenmale der oben genannte Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, Prinzessin Marianne, und seinem Sohne Prinz Adelbert, am 5. September 1821; König Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz am 16. September 1825; Kaiser Wilhelm am 19. Juni 1821, Kronprinz Friedrich Wilhelm am 23. Juli 1847" und mit seiner Gemahlin am 2. Oktober 1865; „ferner Prinz Karl am 18. Juli 1821, Prinz Albert am 28. August 1828 und am 8. Juli 1836, Prinz Georg am 30. August 1839. — Vom 8. zum 9. August 1811 übernachtete hier König Hieronymus von Westfalen mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge, in dem sich unter andern die Minister Siméon und Graf Wolfradt befanden. Der König Johann von Sachsen besuchte den Brocken schon als Prinz vom 3. bis 4. Juni 1834 und sein in der Regierung ihm vorangegangener Bruder, König Friedrich August, kam am 6. September 1843 bei dichtem Nebel und Regen von Blankenburg über Schierke herauf und schrieb am folgenden Tage ins Fremdenbuch: ... „Auf einen trostlosen Abend folgte ein hoffnungsvoller Morgen, und wenngleich Nebel einen Teil der Aussicht fortwährend verhüllten, waren die Wolkenschauspiele desto großartiger, und das Andenken an die an diesem Gipfel verlebten Stunden wird mir

*) „Die frostig-traurige Erscheinung des echt deutschen Berges entsprach ganz der ernsten Lage des Vaterlandes, unter welcher Preußens Königspaar diese Fahrt unternahm. War doch damals bereits Hannover von den Franzosen besetzt, von wo aus der ‚Herr Reichsmarschall Bernadotte' aus Höflichkeit dem Könige durch eine Compagnie aus Northeim nach Elbingerode zu entsendender berittener Jäger und mehrere Offiziere ein bewaffnetes Ehrengeleit nach Ellrich geben wollte. Dem Könige war eine Aufmerksamkeit dieser Art durchaus zuwider. Es wurde erst versucht, ob man nicht, ohne auf hannoverschem Boden Vorspann zu nehmen, nach Ellrich kommen könne. Dann ließ der König am 27. Mai aus Körbelitz durch den Departementsminister von Angern sagen, daß er außerhalb seiner Lande nicht als König, sondern incognito als ein Graf von Hohenstein reise." (Dr. Jacobs.)

unvergeßlich bleiben.“ Nicht so befriedigt sprach sich am 2. August 1783 die Prinzessin Wilhelmine von Sachsen-Meiningen im Fremdenbuche aus, als sie mit ihrem Gemahl, dem Landgrafen Adolf von Hessen-Philippsthal, den Brocken verließ und wegen des Nebels sich mit einer Besichtigung der Teufelskanzel, des Hexenbrunnens u. s. w. begnügen mußte. Kamen diese vornehmen Gäste, denen wir noch Prinz Wilhelm von Meklenburg-Schwerin, mehrere Prinzen und Prinzessinnen von Holstein-Glücksburg, Schaumburg-Lippe, Reuß, Schönburg, Solms, Croy und viele andere anreihen könnten, von Wernigerode oder Ilsenburg herauf, so wurden sie in der Regel von den Grafen von Stolberg-Wernigerode begleitet.“ (Heyse.) —

Von den Dichtern, deren Anwesenheit das Brockenhaus bezeugt, sind zunächst Gleim und Göckingk zu nennen. Ersterer war zum erstenmale am 26. Juni 1760 in Gesellschaft des Oberhofpredigers Sack aus Berlin und des Hofrats Köpken aus Magdeburg, und zum zweitenmale, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, vom 3. auf den 4. Juni 1769 in Begleitung des Grafen auf dem Brockengipfel. Der Dichter Gleim dagegen, welcher eine am 31. Juli zum 1. August 1786 ausgeführte Brockenreise besungen hat, ist sein Neffe, Hofrat „Gleim der Jüngere“. Der Rektor der Domschule in Halberstadt, Fischer, erstieg den Brocken von 1779 bis 1782 alljährlich im Juli und widmete ihm jedesmal eine Ode. Auch Fischers Nachfolger, Nachtigall, gehörte zu den häufigen Brockengästen. — Göckingk machte seine erste Brockenreise, obwohl er doch von Jugend auf dem Berge so nahe war, erst am 15. Oktober 1787 von Magdeburg aus. Er war in Begleitung des regierenden Grafen und trug sich in das Brockenbuch mit folgendem Sinngedichte ein:

Mit Mut und Kraft ersteigt man alle Höhen
Und fühlt dann zwiefach seinen Wert;
Wer aber Mut und Kraft nicht nährt,
Wird immer nur drei Schritte vor sich sehen.

Als er dem Brocken am 11. Juli 1789 seinen zweiten Besuch abstattete, traf er dort mehr als 40 Gäste an, darunter den Buchhändler Nicolai aus Berlin und den als Naturforscher bekannten Pastor Goeze aus Quedlinburg. Die Gesellschaft „sang im Halbkreise aufgestellt und von drei Quedlinburger Musikanten mit Hörnern und Klarinetten begleitet, der aufsteigenden Sonne das „Lobet dem Herrn rc.“ entgegen. Wer selbst einmal auf dem Brocken die Sonne aufgehen sah, kann sich leicht in die Stimmung der Gesellschaft versetzen und sich wohl vorstellen, wie jener großen Aufklärerin gegenüber selbst ein Nicolai sich unbedeutend fühlen mußte.“ (Heyse.) Bei diesem Besuch trug Göckingk die Seite 159 mitgeteilten Verse in das Fremdenbuch.

Am 21. August 1788 war der Hofrat Ebert aus Braunschweig mit seiner Gattin in Gesellschaft des regierenden Grafen und dessen Familie, am 7. Juni 1789 der damalige Göttinger Student A. W. Schlegel aus Hannover, der „wegen des neblichten und regnerischen Wetters nichts sah, zum Glück aber in seinem Mantelsacke den Pindar hatte, mit dem er sich beschäftigen konnte“, auf dem Brocken. Die Dichter Heinrich Heine, H. C. Andersen, S. T. Coleridge sind als Brockengäste aus ihren Schriften genugsam bekannt.

Der Dichterfürst Goethe, „der sie alle überragt, wie der Brocken die übrigen Berge des Harzes“, hat diesen Gipfel dreimal (vielleicht viermal) erstiegen.

Seine erste Harzreise im Jahre 1777, über welche das defekte Brockenbuch nichts vermeldet, unternahm Goethe, um sich mit dem Bergbau vertraut zu machen, — die weimarsche Regierung ging damals damit um, den alten Ilmenauer Bergbau wieder aufzunehmen. Etwas „krank am Herzen“ und in „wunderbar dunkler Verwirrung der Gedanken“ suchte er „das deutsche Volksleben in seiner tiefen Einfalt“ auf, um seine Lebensgeister zu erfrischen und Ruhe und Sammlung des Gemüts wieder zu finden. Und er fand in dieser winterlichen Harzreise, was ihm not that.

Nachdem sich Goethe am 30. November, einem Sonntage, an der herrlichen Aussicht erfreut hatte, welche der Kyffhäuser bietet, setzte er seinen Weg am Harzrande zu Pferde fort und gelangte mit Anbruch der Dunkelheit nach Niedersachswerfen. Von hier ließ er sich durch einen mit Laterne versehenen Boten nach Ilfeld geleiten. Der dortige Gasthof war hell erleuchtet; Regierungs-Kommissarien, welche hier Verhandlungen gepflogen hatten, feierten eben mit ihren Subalternen die glückliche Erledigung ihrer Geschäfte mit einem solennen Schmause. Goethe, der die interessante Gesellschaft durch ein Astloch in der Thür seines Zimmers beobachtete, hatte den Eindruck, „wie wenn er ein Fest in einer erleuchteten Zwerghöhle voll wunderbarer Kristalle“ vor sich habe.

Am 1. Dezember langte Goethe gegen Mittag in Elbingerode an und besuchte am folgenden Tage die Baumannshöhle — die „schwarzen Marmormassen aufgelöst, zu weißen, kristallinischen Säulen wieder hergestellt“, scheinen ihm auf das fortwebende Leben der Natur zu deuten. Darnach schrieb er den Anfang des Gedichtes: „Dem Geier gleich“ nieder. Mittwoch den 3. Dezember ritt Goethe nach Wernigerode hinab und sprach dort unter dem Incognito eines Zeichenkünstlers bei dem jungen Plessing, dem Sohne des Pastors, späteren Konsistorialrats Plessing, vor, um ihn, der sich mit mehreren Zuschriften an ihn gewandt hatte, von seiner selbstquälerischen Seelenstimmung zu heilen. Aber weder verfing bei ihm sein Rat, im Studium der Alten Beruhigung zu suchen, noch sein Hinweis auf den Trost der Natur. („Selbst Goethes Erzählung von den nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässern“ der Behre vor Ilfeld, wo Plessing die Klosterschule besucht hatte, ließ ihn kalt.“ *) (Pröhle.) Als Goethe „aus dem Pfarrhause in die aufgehellte Winternacht hinaustrat, fand er Markt und Straßen mit Schnee bedeckt. Er beschaute sich die ganze

---

*) Goethe machte mit ihm einen Spaziergang in die Berge und ließ sich von ihm mit einem „sehr reinlich bereiteten kalten Abendbrot“ und einer Flasche Wein bewirten, entzog sich aber der Einladung zum Mittagsessen für Donnerstag. Bald darauf besuchte Plessing Goethe in Weimar und blieb mit ihm im Briefwechsel. Später wurde er Docent in Königsberg, dann Professor in Duisburg, wo ihn Goethe auf der Rückreise vom Feldzuge in der Champagne besuchte. — Auf Plessing beziehen sich Goethes Verse:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.
Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbstsucht.
Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

winterliche Welt, wie sie hier mit der Kirche und dem altertümlichen Rathause so eng vom Brocken und dem Schloßberge umgeben ist."

Mit Tagesanbruch am Donnerstag den 4. Dezember ritt Goethe aus der „Forelle" (jetzt Privathaus, durch eine Gedenktafel bezeichnet) über Ilsenburg nach Goslar, wo er im Gasthof Scheffler, dem jetzigen Offizierkasino, einkehrte. Am 5. fuhr er im Rammelsberge an und besuchte am 6. die Hüttenwerke in Oker, wo er sich mit dem Zehntgegenschreiber Volkmar, dem späteren Kammerrat und braunschweigschen Berghauptmann, gut unterhielt. Im Schefflerschen Hause, einer „schönen Philisterei", in dem „es einem ganz wohl werde", zumal Scheffler „viel Väterliches" habe, schrieb Goethe: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren."

Ohne den Kaiserdom und die andern mittelalterlichen Bauwerke beachtet zu haben, setzte Goethe Sonntag den 7. Dezember seine Reise nach Klausthal fort und stieg hier im Rathause ab. „Seltsame Empfindung, aus der Reichsstadt (Goslar), die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdischem Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen", notierte er an diesem Tage für Frau von Stein. Während ihn gegen Goslar auch das Wetter verstimmt hatte, „entzückte ihn die Veränderung des Klimas auf der Höhe. Noch am Abende des Sonntags lag Klausthal weiß vom mondbeglänzten Schnee vor ihm. Der Montag scheint weniger schön gewesen zu sein, aber am Dienstag legte sich der Nebel in leichte Schneewolken zusammen. Die Sonne (schrieb Goethe an Frau von Stein) sieht durch, und der Schnee über alles macht wieder Gefühl von Fröhlichkeit." (Pröhle.) „Ich sagte, ich habe einen Wunsch auf den Vollmond! Nun, Liebste, tret ich vor die Thür hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir."

Am 8. Dezember besuchte Goethe die beiden Gruben Dorothee und Karoline, am 9. vormittags die Silberhütte, am Nachmittage besichtigte er das bedeutende Mineralienkabinett des Apothekers Ilsemann und trat gegen Abend zu Fuß den Weg zum Brocken an. Mit einem Führer aus Altenau, wo er die Nacht zugebracht hatte, ging er am 10. Dezember frühmorgens über Torfhaus zum Brockengipfel. Der Weg führte ihn im Schulthale hinauf nach dem Lilienkopfe, über den „Altenau-Glücker" Stollen, dann am Dammgraben hinauf an der Grube Engelskrone und rechts am Namenthaler Wasserfalle, sowie in der Nähe der Steilen Wand vorüber. — In Torfhaus kehrte er in der (1869 niedergebrannten) Försterei ein und fand den Förster „bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln sitzen." „Discursive" redete Goethe vom Brocken. „Im Sommer, sagte der Förster, sei er oft oben gewesen; jetzt würde es vermessen sein, hinaufzugehen." Goethe bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden! Nun können Sie den Brocken sehen, sagte der Förster plötzlich. Goethe trat ans Fenster, der dicke Nebel war verschwunden, und der Berg lag vor ihm klar wie ein Gesicht im Spiegel. Da ging Goethe das Herz auf. „Und ich sollte nicht hinaufkommen! (rief er.) Haben Sie denn keinen Knecht? Niemanden?" Ich will mit Ihnen gehen! sagte der Förster." (Pröhle.)

Goethe notiert: „Früh nach dem Torfhause in tiefem Schnee; ein Viertel nach zehn Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief,

der aber trug. Ein Viertel nach eins droben. Heiterer, herrlicher Anblick! Die ganze Welt in Wolken und Nebel, und oben alles heiter!“ Der Weg vom Torfhause zum Gipfel ist noch heute derselbe wie damals: an dem Abbegraben, mit welchem hier der „Dammgraben“, diese Lebensader des oberharzischen Bergbaues, seinen Anfang nimmt, hinauf und zwischen den Hopfensäcken und dem Quitschenberge hindurch führt er über den Königsberg hinauf.*)

Um 4 Uhr trat Goethe mit seinem Förster den Rückweg an, erfreute sich an den farbigen Schatten beim Sonnenuntergang und beobachtete in der mondhellen Nacht von seiner Kammer im Försterhause noch ab und zu den Berg in seiner herrlichen Klarheit.

Über Altenau kehrte er Donnerstag den 11. nach Klausthal zurück und ritt am folgenden Tage über das Dammhaus und die Schluft (s. S. 78) nach Andreasberg, wo er im Rathause einkehrte. Nach der Besichtigung der Grube Samson — er kam „durch Neufang auf Gottes Gnade“ wieder heraus — ritt er am 12. nach Lauterberg hinunter, sah sich während des Fütterns auf der dortigen Königshütte um und erreichte am Abend noch Duderstadt. —

Diese Reise war auf Goethes Stimmung von vorteilhaftestem Einflusse. Der Harz wurde ihm „ein kaltes Bad, das einem aus einer körperlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem kräftigen Leben zusammenzieht“. —

Seine zweite Harzreise machte Goethe im Jahre 1783. Am 7. September schrieb er auf dem Gickelhahn in Thüringen sein „Über allen Gipfeln ist Ruh“; am 9. traf er auf dem Branconischen Schlosse Langenstein bei Halberstadt ein und nahm hier auf etwa eine Woche sein Standquartier für Excursionen. Am 14. traf er in Halberstadt mit der auf der Rückreise von Braunschweig begriffenen Herzogin Amalie von Weimar zusammen und langte am 18. September mit dem etwa zehnjährigen Fritz von Stein, dem Sohne der Frau von Stein, der ihn auf dieser ganzen Reise begleitete, in Klausthal an.

Während seines diesmaligen Aufenthaltes in der Doppelstadt, dem Mittelpunkte des oberharzischen Bergbaues, befreundete er sich mit dem Viceberghauptmann von Trebra in Zellerfeld, einem tüchtigen Bergmann und Mineralogen. Dieser begleitete ihn auch Sonntag den 21. September auf den Brocken. Das Fremdenbuch enthält folgenden Eintrag:

„Chph. Chrh. Sutor, aus Erfurt:

Die Rolle ist gespielt, der Vorhang fället wieder;
Nun Brocken, lebe wohl, dich seh ich schwerlich wieder.

---

*) „Aber den Einsamen hüll
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht.
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden!
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem neigenden Sturme
Trägst du ihn hoch empor;
Winterstürme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichen Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.
Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.“
(Goethe in seiner Harzreise.)

Ferner J. W. v. Goethe, F. v. Stein und v. Trebra, zum dritten Male hier."

Sutor, der hier die Kosten der Poesie tragen muß, war der Diener des Fritz v. Stein.

Die Gesellschaft übernachtete auf dem Brocken und kehrte am folgenden Tage nach Zellerfeld zurück. Von hier reiste Goethe über Göttingen und Kassel wieder nach Weimar.

Im Februar 1784 wurde unter Benutzung der sachkundigen Ratschläge des Herrn von Trebra der Bergbau in Ilmenau wieder aufgenommen. Goethe trieb damals eifrig mineralogische Studien und stand in lebhaftem Briefwechsel mit Trebra, der zu jener Zeit mit der Drucklegung seines bedeutenden Werkes „Erfahrungen vom Innern der Gebirge" beschäftigt war. Die Aufforderung des Herzogs, mit ihm in Braunschweig zu weilen, war Goethe ohne Zweifel höchst willkommen, da er dadurch Gelegenheit zu einem Abstecher nach Zellerfeld erhielt. In seiner Begleitung war sein Landsmann, der Maler und Kupferstecher Melchior Kraus, der ihm „charakteristische Zeichnungen von mineralogisch-interessanten Felspartieen", deren Sammlung sich Goethe ebensosehr, wie die von Gebirgsarten angelegen sein ließ, anfertigen sollte. Zugleich wollte er ihn mit Trebra bekannt machen, der für jenes Prachtwerk der Mithilfe tüchtiger Künstler bedurfte. Mehrere der vortrefflichen kolorierten Harzfelsen in Trebras „Erfahrungen" sind denn auch von G. M. Kraus in Kupfer gestochen.

Goethe reiste über Mühlhausen und Dingelstedt nach Klausthal-Zellerfeld und begab sich dann über Goslar nach Braunschweig. Von hier trat er gemeinschaftlich mit dem Herzoge die Rückreise an, verließ diesen aber in Goslar und kehrte zu längerem Aufenthalte nach Zellerfeld zurück. (Er soll bei v. Trebra*) — in der jetzigen Oberförsterei — gewohnt haben.)

Von Zellerfeld erstieg er am 4. September zum dritten Male den Brocken. Der Eintrag im Fremdenbuche lautet:

„Goethe:

Quis coelum posset nisi coeli munere nosse,
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

G. M. Kraus; L. D. Schröder; C. F. G. Ritter,
Grena-Brunsvicensis." **)

(Wer kennt anders den Himmel als durch die Gabe des Himmels,
Und wer findet den Gott, der teil nicht hat an den Göttern?)

Am 5. wird Goethe über Schierke und Elend nach Elbingerode gegangen sein, denn von hier schrieb er am 6. an Frau von Stein, und er kann die „Gegend der Elenden und Schurken", wie sie ein französischer Übersetzer des „Faust" nennt, nur auf dieser Reise gesehen haben. Dann besuchte Goethe mit Kraus, mit dem er „an alle Felsen anklopfte", die Roßtrappe, hielt sich einige Tage auf dem Langenstein auf und kehrte über Allstedt nach Weimar zurück.

---

*) Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, 1740 zu Allstedt im Weimarschen geboren, 1767 Bergmeister zu Marienberg in Sachsen, von wo er 1780 zum Viceberghauptmann nach Zellerfeld berufen war, wurde 1791 Berghauptmann in Klausthal, 1801 Oberberghauptmann in Freiberg und starb 1819. Goethe verlor viel durch den Tod dieses seines „vieljährigen, so nachsichtigen als nachhelfenden Freundes".

**) Schröder und Ritter gehörten wohl nicht zu Goethes Begleitung, sondern waren nur zufällig mit ihm zugleich auf dem Brocken anwesend.

Über eine vierte Harzreise Goethes im Jahre 1805, auf welcher er den Landrat von Hagen besuchte, ist bis jetzt nichts Näheres bekannt, doch wird es Dr. Pröhle's unermüdlicher Forschung wohl gelingen, die Einzelheiten, Veranlassung und Verlauf festzustellen. —

Der hohe Harz und der Brocken insbesondere sind für Goethe von hoher Bedeutung gewesen. Nicht nur „arbeitete er sich hier im Jahre 1777 aus der wunderbaren Verwirrung seiner Gedanken siegreich hervor", sondern „hier ging ihm auch, wie seine Einschreibung ins Brockenbuch 1784 bezeugt, himmlische Erkenntnis auf, und hier trat ihm der Gedanke der Gottbildlichkeit des menschlichen Wesens vor die Seele". (Dr. Jacobs.)

Vier Jahre nach seiner dritten Brockenreise nahm Goethe die Ausführung seines „Faust", dessen erste Anfänge in das Jahr 1774 zurückreichen, wieder auf und veröffentlichte ihn 1790 als Bruchstück, noch ohne Walpurgisnacht und Walpurgisnachttraum, die erst 1808 erschienen. „Doch spiegelt schon das erste Bruchstück deutlich genug die Eindrücke der Harz- und Brockenreisen wieder."

Indem ich von einer Erinnerung an diejenigen Partieen dieser „Dichtung der Ideen" absehe, in welcher „des Dichters Kunst und Gemüt das geistig Sagenhafte des Brockens wiederstrahlt", glaube ich doch auf die Naturschilderung dieses Berges, wie sie im Faust uns entgegentritt, weiter eingehen zu müssen. Ich gebe sie mit den interessanten Erklärungen und Bemerkungen des Archivrats Dr. Jacobs.

„Wie tief sich Goethe das Bild der harzischen Bergnatur, ihrer Höhlen und Klippen, Stürme und Nebel eingeprägt hatte, zeigen alle darauf bezüglichen Stellen, die man auf unsern Brocken und sein Gebiet deuten würde, selbst wenn nicht wiederholt vom Brocken und Blocksberg, vom Harzgebirg, von Schierke und Elend, dem Ilsenstein und den Felsennasen, die da schnarchen, die da blasen, ausdrücklich die Rede wäre.

Schon in der unvollständigen Gestalt des Bruchstücks Faust vom Jahre 1790 spiegeln sich die Eindrücke der Harzwanderungen und der Harznatur, der Höhlen, Fichtenwälder und gewaltigen Winterstürme wieder. So wenn Faust in „Wald und Felsenhöhle" im Selbstgespräch seinen guten Geist anredet:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnst mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schaun. — —
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihren Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle.

Der finstre Böse will ihm diese Zuflucht, den lindernden Eindruck der zwar erregten, aber doch wieder bei stillem Mondschein sich besänftigenden Natur rauben:

Was hast du da in Höhlen, Felsenritzen
Dich, wie ein Schuhu, zu versitzen?
Was schlurfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

(Der Brockenwanderer gedenkt hierbei wohl der gewaltigen Moosdecken der Granitblöcke unter dem Brocken, die bei den zahlreichen feuchten Niederschlägen von hellem Wasser triefen.)

Mit volleren, reicheren Zügen wird uns freilich der Brocken und seine Natur da geschildert, wo in der Walpurgisnacht so in der Gegend von Schierke und Elend die Wanderung nach dem öden Scheitel angetreten wird. Faust mag nicht durch einen Zauber im Fluge zu der Höhe gelangen, sondern trotz der rauhen Pfade und der winterlichen Natur will er sich als ein rüstiger Wanderer durch alle Felsenwindungen hinaufarbeiten und die Reize der großartigen Natur als Lohn der Mühen genießen:

Was hilft's, daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!

Freilich wandert sich's schwer über die am Boden liegenden Braken und das Felsgeröll im Halbdunkel des spät aufgehenden roten Mondes:

Daß man bei jedem Schritt
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!

Wunderbar schön und lebendig ist der Eintritt in die öde, mit verkrüppeltem Gestrüpp, Moos und Klippen bedeckte und bestreute Zaubersphäre des gefeiten Gipfels ausgemalt. Mit einem Irrlicht, wie deren aus den ehemals ausgedehnteren Brockenmooren oft auftauchten, steigen Faust und Mephistopheles im Wechselgesang hinauf:

Seh die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!
Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauschen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Durch das Halbdunkel der Nacht dringt das Getön der unheimlichen Nachtvögel und glaubt das geängstete Auge in den auf der Erde kriechenden Wurzeln und halb verfaulten Stämmen allerlei Nachtgetier zu sehen:

Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wandrer.

Die Felsen und die durch den Sturm wunderbar verknorrten Bäume auf der Höhe erscheinen im Vorbeigehen wie wunderbare Gestalten:

Alles, was scheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden.

Von einer Felskuppe, wo der Böse mit dem Schimmer des Mammons den Faust zu verlocken sucht, sieht dieser ein seltsames Glimmern morgenrötlich

trüben Scheins bis hinab in die tiefsten Gründe. Es ist eine gerötete Wolkenmasse, die sich mannigfach über dem Gipfel verteilt, in Quellchen hinabrinnt oder die tiefen Thäler verdeckt, teilweise auch die Felsenwände mit rötlichem Scheine malt.

Beim Herannahen an die Zaubersphäre erbraust ein gewaltiger Brockensturm, der als ein „wütender Zaubergesang“ den ganzen Berg umströmt:

(Faust:) Wie naht die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!
(Meph.:) Du mußt des Felsens alte Rippen packen,
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Höre, es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Zerren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Über einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

Zum Gesamtbilde des Brockens ist auch die der Ebene genäherte gewaltige Felspyramide des Ilsensteins, welche mit ihrem Gegenstein, dem Westerberg (Westerburg), und den Westerburgsklippen ein großartiges Brockenthor bildet, nicht vergessen.

(Stimme): Welchen Weg kommst du her?
(Stimme): Übern Ilsenstein!
Da guckt ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht ein Paar Augen!

Ein alter Gebirgsweg führte von Wernigerode aus schon im Mittelalter hier vorbei.

Zur Vervollständigung der Züge der Brockenlandschaft sind weiter die merkwürdigen Wasseransammlungen im hohen Harz nicht vergessen, wie Goethe eine solche in größter Brockennähe im Oderteich sah. Eine Hexe ruft ihren Genossinnen zu:

Kommt mit, kommt mit, vom Felsensee!

Zum Beschluß können wir auch für das schaurigste Nachtgemälde, wo Faust und seine unheimlichen Begleiter von dem Wollusttaumel der Walpurgisnacht kommend im offenen Felde auf schwarzen Pferden daherbrausen und der erstere beim Anblick einer Hochgerichtsstätte entsetzt fragt:

Was weben die dort um den Rabenstein?

in den Hochflächen südöstlich vom Brocken eine bestimmte Örtlichkeit dieses Namens und dieser Bedeutung nachweisen. —

Wenn uns in Goethes gewaltiger Dichtung der Brocken nach seiner ganzen Bedeutung in einer solchen Weise vor die Seele gemalt wird, daß das Geheimnis der Natur und Sage dieses Geisterberges kaum herrlicher enthüllt werden kann, so sehen wir, daß dabei von malerischer Schönheit im engeren Sinne und von bestimmter Zeichnung nicht eigentlich die Rede ist! Alles ist Handlung und Bewegung, die starre Masse des öden Berges mit seinen Klippen, verkrüppelten Bäumen, lastenden Nebeln, rieselnden Quellen und Lichterscheinungen ist belebt, Natur und Sage sind in der Einheit einer großen Dichtung verschmolzen.

Durch die also mit hundertfältigen Zinsen vermehrte und verklärte Mitgift alter Sage ist der Ruf des Geisterbergs in die weitesten Fernen getragen. Es ist gewiß, daß durch solche Anregung viele den Berg mit seiner Natur lieb gewonnen und ihn aufgesucht haben. Freilich, die große Menge nicht, die nach dem Zeugnis der Brockenbücher noch heute, wie vor Jahrhunderten der Arzt Scheffer, ihre mißmutigen Klagelieder über den „schrecklichen, rauhen, wüsten, wilden Berg" anstimmt und es verredet, jemals wieder die langweilige Fahrt dahin zu unternehmen.

Welchen Reiz dagegen andererseits der rauhe Berg für viele hat, ist am besten daraus zu entnehmen, daß es schon seit dem Ende des vorigen, besonders aber seit Anfang unsers Jahrhunderts nichts Seltenes ist, daß Männer von tiefer Bildung, Geist und Gemüt die Wanderung zum Brockengipfel möglichst oft wiederholen und in manchen Fällen daselbst die Jubelfeier ihrer fünfundzwanzigsten, dreißigsten, fünfzigsten, selbst häufigeren Besteigung begehen. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Geiste und den Gedanken Fausts oder doch eine Vorliebe für die Dichtung wirkt hierbei jedenfalls mit." —

Die Zahl der Brockenbesucher berühmten Namens, unter denen seit dem preußischen Bergrat Lehmann, dem berühmten Verfasser des „Versuchs einer Geschichte von Flözgebirgen", der unsern Berg am 29. Juli 1755 erstieg, namentlich die Naturforscher stark vertreten sind, ist so überaus groß, daß wir uns auf die Namhaftmachung einiger Männer, welche sich um die Naturgeschichte des Brockens selbst verdient gemacht haben, beschränken müssen. „Die Kenntnis der Brockenflora wurde erweitert durch die Besuche von J. P. Rüling und F. W. Weis aus Göttingen am 28. Juni 1766; vom Professor J. A. Murray aus Göttingen am 6. August 1768; von H. F. Link aus Hildesheim, der schon am 5. September 1784 als Schüler und zum viertenmal am 2. Juni 1789 als Göttinger Student hier war; von C. L. Willdenow aus Berlin am 29. August 1787, und vielen anderen. Den Besuch des berühmten Physikers und Geologen J. A. de Luc, der in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober 1776 mit dem Berghauptmann von Reden von Klausthal hinaufritt, verschweigt das Brockenbuch, das überhaupt in dieser Zeit große Lücken hat. So vermissen wir auch den Professor E. A. W. Zimmermann aus Braunschweig, der vom 11. bis 31. Juli 1775 hier mit einer Höhenmessung des Brockens beschäftigt war. Andere Höhenmessungen wurden ausgeführt von dem schon erwähnten J. E. Silberschlag am 18. August 1778; von dem Bergkommissär G. E. Rosenthal aus Nordhausen, den wir z. B. am 6. Juli 1780 in Gesellschaft des bekannten Rudolf Zacharias Becker hier antreffen, von Héron de Villefosse, der in der Zeit, wo die Bergwerke des Harzes unter seiner Inspektion standen, ein sehr umfassendes und gründliches Nivellement des Harzgebirges unternahm und auf dem Brocken namentlich am 30. und 31. Januar 1805 hypsometrische Beobachtungen anstellte. In den Jahren 1784 bis 1786 finden wir öfter als Brockengast den hannoverschen Ingenieurfähnrich G. S. O. Lasius, einen Mann, dem wir nicht nur ebenfalls viele Höhenmessungen am Harz, sondern auch eine vortreffliche Harzkarte und ein wahrhaft klassisches Werk über die geognostischen Verhältnisse dieses Gebirges verdanken. Seine unbefangenen Beobachtungen waren es auch, auf die sich Karl von Raumer stützte, als er 1811 in seinen „Geognostischen Fragmenten" zum erstenmal das hohe Alter des Brockengranits in Frage stellte, das seitdem für immer einem jüngeren Datum gewichen ist." (Heyse.)

Im Jahre 1823 erstieg auch der berühmte Geolog Leopold von Buch den Brocken. Den Vortrag, den er über diesen Besuch in der Humanitätsgesellschaft in Berlin gehalten hat, eine „köstliche Perle v. Buchscher Laune", darf ich den Lesern nicht vorenthalten.

„Was vom Brocken zu holen ist. Im Sommer war ich auf dem Brocken. Es ist ein herrlicher Berg und wert, von so vielen Menschen besucht zu werden. Es war ein schöner Tag, und von allen Seiten zog die Menge herauf, oben des Anblicks zu genießen. Ich hatte mich etwas vom Gipfel entfernt, abwärts gegen den Wald. Da erschien von unten eine kleine Gruppe, Führer voran, dann der Vater, die Frau und zwei Töchter. Sie erregten meine Aufmerksamkeit durch die Freude, welche ihnen der große Blumenwald von vier Fuß hohen prachtvollen Epilobium angustifolium und Digitalis purpurea machte, durch welchen der Weg zum Gipfel herauflief. Ich näherte mich ihnen und entdeckte bald an unzweideutigen heimischen Ausdrücken, daß es eine Berliner Familie sein müsse. Der Führer verriet mir, es sei Hofrat Eller, Schumannstraße Nr. 22. Die Ermüdung führte sie in das Haus, und sie traten erst nach langer Zeit wieder hervor an den Rand des Berges. Ob man wohl Halberstadt sieht? fragte der Hofrat. Freilich, sagte sein Nachbar, wohl mehr als das. Die Türme dort in der Ferne, das ist der Dom von Magdeburg, und der helle Silberstreif, der sich dort so weit hinzieht, das ist die Elbe. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. So ist wohl schon Halberstadt der große Ort gleich unter den Füßen! O, wie weit kann man doch sehen! Dahin muß dann Braunschweig liegen, dort Hildesheim; sollten wir denn Hannover nicht finden? Plötzlich fuhr er zurück. Was seh ich! rief er. Ich glaube, es ist das Meer, dort, weithin über Bremen. Und alle Fernröhre wendeten sich schnell; der Ruf: das Meer! das Meer! drängte von allen Seiten einen dichten Haufen zusammen. Bremer! schrie der Würzburger laut, Bremer, komm her, schau; ist es das Meer, was wir sehen? — Gott straf mich, rief der Bremer, wenn's nicht das Meer ist. Dort über Elsfleth hinaus, nach der Jade hin. Ich werd's doch wohl wissen; ich bin erst im Frühjahr dagewesen, als meines Vetters Schwager, Kapitän Hansen, in der Armee von Jamaika, gekommen war, und uns in seiner Kajüte mit Rum traktierte. — Glauben Sie doch nichts davon, sagt der Professor Delt von Schöppenstedt zum Hofrat. Die Kimmung sagt, man kann das Meer von hier gar nicht sehen. Die Kimmung? Wer ist das? Wer ist sie? Ist sie dagewesen? Woher weiß sie das? — Um Verzeihung, die Kimmung ist keine Person; es ist eine physische Abstraktion und heißt auch Depression des Horizonts. Ich will Ihnen das durch eine Figur zeigen. — O deprimieren Sie sich ins Brockenmoos, sagt unwillig der Hofrat, und lassen Sie das Bremer Meer in Ruhe.

Unwillkürlich hatte sich darnach das Fernrohr vom Meere abgewandt, und wenige Sekunden darauf war es einen ganzen Quadranten entfernt, nach ganz anderen Seiten gerichtet. Nein, ich irre mich nicht, rief er nach einiger Zeit; o Julchen, komm doch geschwind! Julchen, sieh, das ist wahrhaftig der Herkules auf dem Weißenstein. Ich seh das ganze Oktogon und die Statue oben auf, und sogar die Treppen; o Gott, wie ist das so schön! — Herr Rosenstock, Herr Rosenstock, sehen Sie doch, sagte Julchen, sehen Sie, wie herrlich, wie schön! O das sollten Sie malen! — Nein, Julchen, sagt der Hofrat, das malt kein Maler, das ist zu groß, zu göttlich, so hoch kann sich die Kunst nicht heben. — Den Teufel auch, sagt Herr Rosenstock; wenn ich das nicht malen könnte! Einen Strich und einen Punkt darauf, da haben sie den

Herkules, den Sie sehen. Ich will Ihnen einen Herkules malen so groß als ein Kronleuchter, da sollen Sie etwas ganz anderes sehen, als hier aus der Ferne. Was haben Sie denn an diesen langen charakterlosen Horizontallinien, die dick auf einander liegen, ohne Anfang und Ende? Da ist gar nichts, was sich hebt und die Aufmerksamkeit zusammenhält und leitet. Kein Vorgrund, kein Mittelgrund. Wo ist denn hier noch ein Gedanke von Einheit des Ganzen? Die Kirchtürme sind angeklebt an die Wiesen wie behauene Balken, und das Licht schiebt sich dick und gleichförmig über das alles weg, als wäre es umgestülpte Milch auf einer alten Kaffeeserviette. — Sie haben Cichorien im Kaffee gefunden, sagte zornig der Hofrat, Sie sind ganz verstreut. Es ist reine Blasphemie, was Sie reden. — Im Umwenden sah er einen Haufen junger Leute; Studenten schienen es zu sein. Mit großer Lebhaftigkeit schien der eine zu erzählen, was man sah, und jedesmal streckte er die Hand aus, als wollte er den Gegenstand fassen, um ihn den Freunden zu zeigen. Und sie jauchzten laut auf, und die Brust wollte ihnen zerspringen vor Freude und vor Lust. — Das sind meine Leute, rief der Hofrat, und eilte auf sie hin. — Ich sehe, Sie kennen das alles, sagte er; o sagen Sie mir, was ist denn das große Schloß dort und der Ort darunter? Es muß doch wohl ein paar Meilen von hier liegen. — Ja wahrhaftig, weit genug; es ist Gotha und der Friedenstein darüber. Um Gottes willen, das ist Gotha? es scheint so nahe! — Der Berg darüber das ist der große Inselsberg mit dem Häuschen drauf. — Und der Turm hier auf der Höhe vor Gotha? — Der Possenturm ist es bei Sondershausen; es ist ein guter Tagesmarsch hin von da bis nach Gotha. — Aber der Berg so lang gedehnt in der Ferne? — Das ist der berühmte Meisner in Hessen, das hessische Alpengebirge, und der blaue Streif am Horizont, das sind die Goldberge auf dem Westerwald, am Ursprung der Eder. — Wo auch die Lahn herabläuft? — Ja wohl! — Ist's möglich! Hier die Rheinlande und dort Magdeburg und die Elbe; und das alles umfaßt ein einziger Blick! — Nun wollte er jedes Dorf wissen und jeden Berg und lief unruhig bald gegen Norden, bald wieder Kassel zu, oder wo man Halberstadt sieht, Quedlinburg und den Petersberg von Halle. Die Herrlichkeit des Anblicks, die Größe des Eindrucks war sichtlich mit jeder topographischen Kenntnis gestiegen, und mit Gewalt mußte man ihn endlich erinnern, daß es Zeit sei, wieder hinunter zu steigen.

Im Walde am Abhange, wo der Weg schon wieder anfing, etwas menschlicher zu werden, ward er ganz tiefsinnig, nachdenkend. Gewohnt, den Gründen seiner Empfindung nachzuforschen, wollte es ihm nicht recht klar werden, was denn oben die Ursache der so lebhaften Stimmung gewesen sei, die, wie er wohl fühlte, sein ganzes inneres Sein aufgeregt, es für lange Zeit in Bewegung gesetzt hatte. Die Aussicht ist so wunderschön, sagen die Leute; der Maler will aber von Schönheit nichts wissen, und genau überlegt, sind seine Gründe haltbar genug. Selbst dem Lichte über das Ganze will er nicht einmal einen besonderen Reiz einräumen. Unruhig trat er mit seiner Gesellschaft zu Ilsenburg in die „Forelle“ und konnte sich nicht enthalten, etwas von dem zu äußern, was sich ihm sogleich nicht entwickeln wollte. Der bekannte Botaniker Professor Wallmann war eben auch eingetreten. Ich fühle wohl, was Sie quält, sagte er ihm; allein mit dem Anblick hoher Berge vertraut, kann ich vielleicht etwas beitragen, Sie zu beruhigen. Nicht die Schönheit, nicht die Ferne der Gegenstände hat Sie bewegt, sondern die Wirklichkeit ist es, die Wahrheit und das aus ihr hervortretende lebendige Gefühl der Freiheit

des Geistes. Was Sie eben gesehen haben, war kein Schein; die Stadt und die Berge, das Rheinland und die Elbe haben Ihnen wirklich gesandt, was Sie oben berührt hatte, und was in so großer Entfernung, über einen so bedeutenden Teil der Erdoberfläche, zerstreut liegt, haben Sie mit völligem Bewußtsein des Einzelnen als ein Ganzes in sich aufgefaßt. Als Ihnen die Schöppenstedter Kimmung das Meer versalzen hatte, war der Reiz des Anblicks verschwunden; das Gefühl der Wirklichkeit war zerstört; aber je mehr Sie Örter und Städte erkannten, je mehr die ausgebreitete Welt durch Erkennen der einzelnen Teile sich aus der Unbestimmtheit des Nebelanblicks erhob, und die unendliche Fläche sich individualisierte, um so größer ist Ihnen die Welt geworden. Ja, wir fühlen es, wir sind nicht mehr allein auf der Spitze des Berges, wir sind überall; Gotha, Hannover, das Hessenland und die Elbe werden uns nicht hingemalt, wir sind zugleich hier und dort in jedem Punkte anwesend. Und frei fühlt sich der unsterbliche Geist, wenn er so viel zu umfassen vermag, und wenn er alles, was ihn niederdrückt und am Boden festhält, in dem engen Kreise ihrer kleinlichen Wirksamkeit festgebannt sieht. Lebendig und klar ist es, daß was von ihm hervorgeht, unabhängig von beengenden Kräften, ewig fortwirkt im Laufe der Zeiten, einflußreich und wohlthätig, wenn wir Mut finden, ihn stets emporstrebend und kraftvoll zu erhalten.

Wahrlich, Herr Wallman, rief entzückt der Hofrat, zu Ihnen hat die Natur noch durch andere Zungen geredet, als bloß durch Pollenfäden, Stigma und Germen. Ja, so ist es: es ist das Gesicht der Wahrheit und Freiheit, das uns oben begeistert; durch dies erklärt und geläutert, ist uns Mut und Kraft von neuem erregt, die Beschwerden des Lebens zu tragen. Mit ihm kehre ich in die Heimat, und Wahrheit und Freiheit werden mir die Lust und Liebe des Lebens stets lebendig erhalten, auch wenn die Frau mit der Küchenrechnung eintritt, oder der Amtsbote mit den Akten erscheint, Schumannstraße Nr. 22, 2 Treppen hoch. L. v. B." —

Der fleißigste Brockensteiger war im vorigen Jahrhundert der Amtskommissär Schröder in Wernigerode, welcher sich durch seine (unvollständig gebliebene) „Abhandlung vom Brocken" um die Topographie des Berges verdient machte — er trug am 12. August 1790 seinen vierzigsten Besuch in das Brockenbuch ein; und in diesem Jahrhundert der durch seine große physiographische Arbeit über den Harz bekannte Professor W. Lachmann in Braunschweig — er verzeichnete schon am 19. Januar 1845 seinen 22. Besuch. — „In anderer Weise merkwürdig sind die Besuche des ehrwürdigen Dr. C. W. Spieker aus Frankfurt a. d. Oder, der im Jahre 1850 gleichsam seine goldene Hochzeit mit dem Brocken feierte. Denn schon in den Pfingstferien des Jahres 1800 war er von Halle aus zum erstenmale hier. Aber wer die von seltener Frische zeugende Reisebeschreibung des Superintendenten mit der ebenfalls gedruckten des Studenten vergleicht, wird kaum glauben, daß zwischen beiden der Zeitraum eines halben Jahrhunderts liegt." (Heyse.)

Zum Schlusse erwähne ich noch zweier Brockenbesuche seitens einer Abteilung Artillerie. Im September 1835 unternahm der Hauptmann Slevoigt mit dem zweiten Zuge der 3. reitenden Batterie der 3. Artilleriebrigade, zwei sechspfündigen Geschützen, 2 Offizieren, der nötigen Mannschaft und 42 Pferden, mit Genehmigung des Königl. Kriegsministeriums, einen Versuchsmarsch in die unwegsameren Teile des preußischen Harzes, um Geschirre neuer Einrichtung zu probieren. Am 20. September brach dieses Kommando um sechs Uhr morgens von Stapelnburg auf und traf über Ilsenburg

und Spiegelsluft um 12 Uhr mittags mit der gewöhnlichen Bespannung von je sechs Pferden beim Brockenhause ein. Nachmittags fuhr man über Plessenburg und Öhrenfeld nach Drübeck ohne jede Hemmung hinunter, nur faßten an besonders steilen Stellen mehrere Leute die zu diesem Zwecke an den Geschützen befestigten Taue. —. Ebenso günstig verlief der Besuch, welchen eine herzoglich braunschweigsche Batterie von vier sechspfündigen Geschützen, einem Munitions- und einem Bagagewagen dem Brockengipfel am 28. September 1840 von Harzburg aus abstattete.

19. Bodfeld.

Wie lustig einst das Jagdhorn klang
Bei Bodfeld, wenn am Harz entlang
Der Kaiser Heinrich, wie es tagt,
Mit seinen Edlen ritt zur Jagd,
Umgeben von der Meute Troß,
Verfolgt den Hirsch auf schnellem Roß,
Und wenn der Fang ihm dann gelang,
Halloh! Trarah! Welch Jubelklang!

Wohl weiter ging's nach kurzer Ruh
Ins Dickicht, auf die Felsen zu,
Der Jagdzug in die Schluchten drang,
Den Wolf, den Bären man bezwang.

Wenn reiche Beut gewährt der Tag,
War abends frohes Jagdgelag,
Man sprach dem Humpen weidlich zu,
Legt tief ermüdet sich zur Ruh.

Wo ist des kühnen Jägers Schloß?
Unfern der Bode stand's, nicht groß,
Doch reich geziert mit Hirschgeweih
Und Tiergestalten mancherlei,
Einst wohl bekannt in weiter Rund,
Verschwunden jetzt bis auf den Grund.
Vergebens späht des Forschers Blick,
Ein ödes Feld blieb nur zurück.*)

Etwa 5 km von der erst 1074 durch Elbinger (Holsteiner) gegründeten Stadt Elbingerode entfernt stand einst an der rauschenden Bode in tiefster Gebirgseinsamkeit auf der jetzt öden Wiesenfläche am Papenberge (wie meist angenommen wird) das kaiserliche Jagdschloß Bodfeld. Mit Goslar durch einen alten über das Brockenfeld führenden Weg verbunden (s. S. 136), nahm die verborgene Waldburg in den Monaten August, September und Oktober gar oft die deutschen Könige und Kaiser von Heinrich I. bis Heinrich III. mit ihrem Gefolge in ihre beschränkten Räume auf. Von diesem günstig gelegenen Standquartier aus durchstreiften sie jagend die Schluchten und Brüche, die Berge und Hochebenen des Brockengebirges und östlichen Oberharzes.

Schon Heinrich I. „liebte und pflegte hier dem Hochgenuß deutscher Fürsten, der den Leib übenden und erquickenden Jagd, obzuliegen“ und verweilte hier noch im Jahre 936, kurz vorher, ehe ihn der Tod in Memleben ereilte. Auch seinen großen Sohn und seine Enkel treffen wir oft zur Jagdzeit in Bodfeld an. So hat Otto I. 944, 945 und 952, Otto II. 973, 975, 979 und 980, Otto III. 990, 992 und 995 hier Urkunden ausgestellt. Daß die Jagdbeute damals beträchtlich war, mag daraus hervorgehen, daß Kaiser Otto I. dem Stifte Quedlinburg 937 den Jagdzehnten in Bodfeldon und Sipponfeldon (Siptenfelde, von wo Otto im Juli 940, 946 und 961 den Unterharz jagend durchstreifte) schenkte. Dieser Vergünstigung geschieht indes später niemals wieder Erwähnung. Dem Kaiser Heinrich II. dem Heiligen mochte die Jagd als ein zu weltliches Vergnügen erscheinen: er verweilte nicht einmal in Bodfeld und gab dasselbe (Badveldun) mit Forst und Jagd im Jahre 1008 dem Stifte Gandersheim gegen andere Güter in Tausch.

Dennoch übten hier auch noch die ersten Kaiser aus dem salisch-fränkischen Hause das Jagdrecht aus: Konrad III. im Herbste 1025, Heinrich III. der

*) Mithoff, Kunstdenkmale. II, 11.

Schwarze, den wir außerdem 1043 und 1052 in Hasselfelde antreffen, im Herbste 1039, 1045 und 1056.

Im Herbst des letztgenannten Jahres verweilten sogar beide Häupter der Christenheit auf dem Jagdschlößchen an der Bode. Papst Viktor II. hatte nämlich in den Tagen zuvor, dem Rufe Heinrichs folgend, die von diesem erbaute prächtige Stiftskirche in Goslar eingeweiht (s. S. 432) und begleitete nun nebst den zum festlichen Tage gekommenen Bischöfen und Fürsten den Kaiser auf seinem Jagdzuge, von dem dieser nicht zurückkehren sollte.

Wohl klangen die Jagdhörner jubelnd im Bodethal und riefen an den Felsen das Echo wach, aber das Herz Heinrichs war voller Kummer und Sorgen. Ein Bote hatte ihm die schlimme Nachricht gebracht, daß am 10. September das Sachsenheer bei Pritzlaw an der Mündung der Havel von den Leutizen vollständig aufgerieben und von den beiden Anführern Graf Dietrich von Catlenburg gefallen und Markgraf Wilhelm kaum dem Tode entronnen sei. Aber solche Hiobspost allein vermochte den thatkräftigen, jugendfrischen Heinrich den Schwarzen nicht zu überwältigen. Daß er plötzlich schwer erkrankte, hat (nach der Angabe einiger Chronisten) noch einen andern Grund. Der übermäßige Genuß einer Hirschleber warf ihn da auf das Krankenlager, wo einst bei Heinrich I. ein Schlagfluß als letzter Todesbote sich eingestellt hatte, und schon am 5. Oktober hauchte er in den Armen des Papstes seinen Geist aus. Trauernd führte die Versammlung so glänzend, wie sie der Harz noch nie zuvor und nachher gesehen hat, die Leiche des Kaisers nach Goslar und, nachdem sein Herz hier dem Dom übergeben war, weiter nach Speier.

Später wird das Schloß Bodfeld nur noch einmal, im Jahre 1174, erwähnt. Damals stürzte nämlich Heinrich der Löwe, als er sich zur Aussöhnung mit dem Kaiser nach Saalfeld begeben wollte, hier mit dem Pferde und erlitt dabei einen Beinbruch. (Siehe S. 136.) Da er sich tags darauf nach Walkenried bringen ließ, so steht zu vermuten, daß Bodfeld zu jener Zeit schon dem Verfalle nahe war. Vielleicht war es nach alter Harzsitte aus Holz errichtet.

Die Andreaskirche in Bodfeld, welche, wie die im Jahre 1870 unternommenen Ausgrabungen ergeben haben, nicht auf dem Schlosse war, sondern auf einem Kirchhofe lag, dessen Vorhandensein auf ein Dörfchen Bodfeld (in einem Lehnbrief von 1471 wird auch das — wüste — „lutche botfelt", d. i. Klein Bodfeld, erwähnt) schließen läßt, stand noch 1258, lag aber damals so einsam im Walde, daß sich der Priester von Elbingerode nur mit Furcht vor Beraubung und Mißhandlung dahin begeben konnte. Der Bischof Volrad von Halberstadt sicherte deshalb allen denen zehntägigen Ablaß zu, welche den Priester dahin begleiten würden.

Bei der erwähnten Bloßlegung der Fundamente der Kirche und der Kirchhofsmauern sind verschiedene Gegenstände aufgefunden und dem Provinzialmuseum zu Hannover überwiesen, darunter zwei Silberbrakteaten von verschiedenen Stempeln, je eine sitzende Äbtissinfigur (Quedlinburg) zeigend, aus der Zeit um 1200; ein kleiner Haarpfeil (?) aus Holz mit Zickzackornament und ein spätmittelalterliches Beil von Eisen. —

An wen das Stift Gandersheim Bodfeld mit Zubehör zu Lehn gegeben hat, ist ungewiß. Eine Nachricht, welche aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen soll, sagt: „Der Graf von Hoenstein hat Bodveldum mit dem Walde und der Jagd." Aber es fehlt jedes Anzeichen des Lehnsbesitzes der Honsteiner. Dagegen erweisen Urkunden aus dem 14. Jahrhundert, daß

Bodfeld in dieser Zeit den Grafen von Regenstein gehörte. Im Jahre 1343 übereigneten die Grafen Albert und Bernd ihrem Vetter Heinrich nebst anderen Ortschaften auch „Botfeldt", und dieser verkaufte unter Zustimmung aller Grafen von Regenstein in demselben Jahre diese Orte an den Grafen Konrad von Wernigerode, um sich aus dessen Gefangenschaft zu lösen. — Allem Anschein nach waren aber sowohl die Regensteiner wie die Wernigeröder nur Afterlehnsinhaber, denn der ganze Elbingeröder Bezirk, in welchem Bodfeld liegt, war ein gandersheimsches Lehen der Herzöge von Braunschweig (Grubenhagen).

Schließlich bemerke ich, daß die Lage der Pfalz Bodfeld noch nicht unanfechtbar feststeht. Im Jahre 1328 kaufte der Bischof Albert von Halberstadt für sein Stift die Burg („castrum") Königshof von den Grafen von Blankenburg. (Doch führt wieder ein Lehnbrief den Grafen Ulrich und Bernd von Regenstein am 13. Juni 1427 den „Konningeshof mit aller siner tobehörige" auf.) Den Namen führt der gleichnamige Hüttenort bei Rotehütte weiter. Auch ist noch fast genau am Zusammenflusse der warmen und kalten Bode, 1½ km von der Dorfstätte Bodfeld, eine zur „Königsburg", wie man dort sagt, einst gehörende Warte vorhanden. „Sie ist rund, 5,55 m (19 Fuß) im Durchmesser, bei 2,04 m (7 Fuß) Mauerstärke 9,35 m (32 Fuß) hoch, aus Bruchsteinen errichtet und scheint von ihrer Ostseite etwa bis zur halben Höhe mit einem Gebäude verbunden und von hier ab zugänglich gewesen zu sein. Der jetzige Zugang zu ebener Erde, in jüngerer Zeit roh durchgebrochen, ist bei einer im Herbst 1870 vorgenommenen Ausbesserung des Turmgemäuers eingewölbt und mit einer Thür versehen. Von der Sohle dieses Eingangs ab ist das Innere des Turmes zu 5,84 m (20 Fuß) Tiefe ausgebracht und dann erst dessen Fußboden erreicht." (Mitthoff.)

Der Burgplatz befindet sich auf einer nach der Bode steil abfallenden Höhe und ist auf der vom Flusse abgekehrten Seite mit einem Wallgraben umgeben.

Da der Name Königshof erst auftaucht, als die Pfalz Bodfeld nicht mehr genannt wird, denn die Nachrichten aus dem 14. Jahrhundert beziehen diesen Namen nur auf eine (wüste) Dorfstätte, so hat die Ansicht, daß das königliche Jagdhaus auf den Burglatz des „Königshofes" zu verlegen ist, dem der Name Bodfeld um so weniger abzusprechen sein wird, als die 1471 für die Dorfstätte angewandte Benennung „Klein Bodfeld" auf ein zweites (älteres) Bodfeld hinweist, mindestens einigen Anspruch auf Beachtung.

20. Die Baumanns- und die Bielshöhle.

1. Mit der Baumannshöhle, dieser „Curiositätkammer der Naturwissenschaft", eröffnet der Stadtphysikus Dr. Georg Henning Behrens im Jahre 1703 seine Hercynia curiosa, weil sie „mit ihrer Grösse, Vielheit deren Grüften und darinnen befindlichen Raritäten alle andern an und auf dem Hartz gelegenen übertrifft und dieserwegen von denenselben von langen Jahren und Menschen Gedenken an, die allerberühmteste gewesen, und noch ist, auch wohl bleiben wird, ... daß iederzeit viele, sowohl von hohen Standespersonen als andern vornehmen und gemeinen Leuthen, sich in dieselbe aus Curiosität begeben haben; wie man denn wenig recht curieuse Gemüther, sowohl in denen angräntzenden als auch ziemlich weit abgelegenen Landen, antreffen wird, die da nicht solten derselben zu Gefallen dahin gereiset seyn, oder selbige im Vorbey-Reisen in Augen-Schein genommen haben, ... massen diese sehr

curieuse Höle, als das Gerüchte von ihr weit und breit erschollen, auch denen frembden Nationen, als Engelländern, Italiänern und andern ausländischen Völckern bekand worden, und bey ihnen in solchen Beruff kommen, daß sie auch dieselbe gewürdiget, ihrer in ihren Schriften rühmlich zu gedencken"; (folgen Belegstellen).

Es wird vielfach, namentlich auch von den Fremdenführern, erzählt, daß die Baumannshöhle von einem Bergmann namens (Friedrich) Baumann (im Jahre 1670!) entdeckt und nach ihm, der die Schrecken seines dreitägigen Umherirrens in dem finstern Labyrinth nur um wenige Tage überlebt habe, benannt worden sei. Den Bergmann Baumann nennt zuerst eine Handschrift des Celler Archivars Hoffmann aus dem Jahre 1670, doch giebt diese ihn keineswegs für den Entdecker der Höhle aus, sondern erzählt nur, daß Baumanns Bericht von den merkwürdigen Seltenheiten der Höhle viele zu deren Besuche veranlaßt habe. Übrigens ist jene Geschichte selbst auch viel älter. Schon der Walkenrieder Prior Heinrich Eckstorm berichtet dem Professor Brendel in Jena in einer aus Ellrich den 28. April 1591 datierten Epistola de Specu Bumanni, vulgo Bumansshole, „wie in denen Eisen-Hütten bei dem Rübelande ein armer gemeiner und seinen seeligen Eltern bekannter Mann sich aufgehalten, welcher einesmahls, als die Höle noch offen gestanden, und mit keiner verschlossenen Thür verwahret gewesen, sich unterstanden, gantz alleine vor sich in die Höle zu kriechen, habe sich aber aus denen Klüfften nicht wieder finden können, weilen er kein brennendes Licht mit sich genommen, derohalben er acht Tage lang mit Herumwandern daselbst zubringen müssen, biß er endlich durch GOttes sonderbahre Hilffe hinwieder an des Tages Licht gelanget, und nechdem noch eine Zeit lang gelebet; in diesen acht Tagen aber habe er vor grosser Furcht und Schrecken gantz Eis-graue Haare bekommen; weilen derselbe durch viele Gespenster, wie er erzehlet, auf mancherley Art geplagt worden, denn es hätten etliche derselben ihn angegriffen, eines Diebstahls beschuldiget, und deswegen aufzuhängen befohlen; wenn er nun dieser los gewesen, sey er von andern eines Todtschlags bezüchtiget, und daher zum Schwerdt verdammet worden; noch andere hätten ihn auf eine andere Weise gequälet und gepeiniget, auf welche Art es kein (!) Wunder gewesen, daß der Mann nicht aus Angst verzweifelt wäre." Behrens erzählt außer dieser noch eine zweite derartige Geschichte, „daß sich vormahls ein Führer im Dunckeln aus der Höle nicht hat wieder von sich selbst finden können, wenn sonst dasjenige wahr ist, was man erzehlet, nemlich: daß ein gewisser feiner Mann, welcher nicht gar weit von der Höhle gewohnet, und dieselbe denen curiosen Reisenden auf ihr Verlangen gezeiget, sich einesmahls habe gefallen lassen, gantz alleine ohne einigen Gefährten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höle zu steigen, um darinnen das eine und das andere noch weiter zu erkundigen, nachdem demselben aber die Lichter in währender Durchsuchung der Höle eines nach dem andern verloschen, und er zu seinem Unglück das mitgehabte Feüer-Zeüg nicht finden können, habe er sich vergebens bemühet, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darinnen drey gantze Tage und Nacht ohne Speiß und Tranck zugebracht, im Finstern herum getappet, und so lange in der Irre gewandert, biß ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feüers erschienen, und denselben aus der Höle geführet; als er nun also wunderlich errettet worden, und unverhofft wieder aus derselben an des Tages Licht kommen, habe er solches erzehlet, aber nur drey Tage darauf noch gelebet, und sey hernach gestorben."

Durch Zusammenwerfung dieser beiden Erzählungen ist die Fabel von dem erzsuchenden Bergmann Baumann entstanden und durch die Flüchtigkeit eines Schriftstellers*), dem andere, ohne zu untersuchen, nachschrieben, das das Jahr der Hoffmannschen Handschrift für das Entdeckungsjahr der Höhle genommen.

Nach dem erwähnten Briefe Eckstorms war die Höhle 1591 schon seit Menschengedenken (ab avorum nostrorum memoria) berühmt, und schon im Jahre 1565 führt Konrad Gesner in seiner zu Zürich erschienenen Schrift De rerum fossilium, lapidum et gemmarum maxime figuris et similitudinibus unter Verweisung auf eine Beschreibung des Stolbergschen Oberhofmeisters Reiffenstein (der um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte) Tropfstein ex mirabili quodam subterraneo Germaniae antro, quod Baumannshol appellant, (von Reiffenstein ihm übersandt) und fossile Knochen auf, welche in specu subterraneo quem Baumannßhol vulgo vocant gefunden waren.**) — Fast eben so früh wird diese Höhle von dem Botaniker Thal (siehe S. 478) erwähnt, indem er anführt, daß Johann Reiffenstein in derselben Goldkörner (!) gefunden habe.

Von dem frühen Besuche der Höhle zeugen die vielen Namen, welche nebst der Jahreszahl 1571 sich einer erst 1842 wieder entdeckten Nebenhöhle der ersten Höhle eingehauen finden. Im Jahre 1587 besuchten nach Eckstorm die Grafen Ernst und Martin von Regenstein während ihrer Studienzeit in Helmstedt die Baumannshöhle. Des Besuchs, welchen ihr der Fürst Friedrich von Anhalt im Jahre 1649 abstattete, ist schon Seite 480 gedacht. Auch bei der Reise, welche Prätorius in seiner Blocksberg-Verrichtung (siehe S. 481) beschreibt, und bei einer vom Superintendenten Olearius aus Halle im Jahre 1656 unternommenen Reise waren Brocken und Baumannshöhle das gemeinsame Ziel. Letzterer allein galt eine „Reise“, welche eine Gesellschaft von zwölf angesehenen Personen aus Halberstadt am 28. Juni 1692 zur Ausführung brachte. — Die Zeiler-Meriansche Topographie vom Jahre 1654 bringt bereits eine Abbildung vom Innern der Höhle, und in den Actis Eruditorum Lipsiens. de anno 1702 giebt Hermann von der Hardt einen Grundriß derselben. In Tenzels Monatlichen Unterredungen von 1697 erschienen zwei Beschreibungen der Höhle von dem Dr. med. Scheffer zu Magdeburg, der sie 1663 besucht hatte, und dem Oberberginspector Friedrich Heyn. Von den „ausländischen Scribenten“, die Behrens aufzählt, nenne ich nur Heinrich Oldenburg, welcher von der Höhle in den Actis philosophicis der königlichen Societät in England im Jahre 1668 handelt.

Wie der Brocken wurde auch die Baumannshöhle schon früh besungen. Behrens bringt Seite 30 ff. zwei derartige Gedichte aus dem 17. Jahrhundert zum Wiederabdruck. In dem ersten beschreibt der Nordhäuser Ratsherr Fürer dem Ilfelder Administrator Cajus († 25. Januar 1635) die naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten, namentlich die Knochen vorweltlicher Tiere, in lateinischen Distichen; in dem zweiten schildert der Nordhäuser Rektor Hilde-

---

*) Gottschalck, der Herausgeber des ersten Taschenbuchs für Reisende, ist jener Schriftsteller nicht; er sagt Seite 293 (1. Aufl.): „Ein Bergmann, namens Baumann, befuhr sie zuerst, in der Absicht, Erze zu suchen. . . . . Wann dies geschehen, weiß man nicht genau; aber im Jahre 1670 war die Höhle, der man zum dankbaren Andenken an ihren Entdecker seinen Namen beilegte, schon allgemein bekannt.“

**) Nach den von Heyse in Zeitschrift des Harz-Vereins III, 712 f. gegebenen Auszügen aus diesem seltenen Buche.

brand in lateinischen Hexametern im Jahre 1660 die „Baumanshöl" und deren Umgebung. Etwa 100 Jahre jünger ist eine Epistel, in der ein Ungenannter in deutschen Alexandrinern, doch in hausbackenster Prosa, die Raritäten der Baumannshöhle beschreibt, welche er aus „Neubegier" aufgesucht hat:

Im Dorfe wohnt ein Mann, der sich sonst Becker nennet,
Nach diesem frage nur und geh zu ihm ins Haus. —
Und wo dein Mund vielleicht ein Pfeifchen Toback liebet,
So nimm es dreiste mit, weil man wohl schmauchen kann u. s. w.

(Dr. Jacobs.)

Den Alten waren nächst oder nebst dem Brocken die Höhlen, und insbesondere die Baumannshöhle, das Interessanteste am ganzen Harze. Und wie heute nur noch für den ungebildeten Reisenden, so waren ihnen die phantastischen Tropfsteingebilde, die sie unter steter Gespensterfurcht zu deuten suchten, bei weitem die Hauptsache. Wie man „die entsetzliche Höhle" zu jener Zeit besuchte, wollen wir uns vom alten Geographen Happel (der dabei teilweise mit Merian wörtlich übereinstimmt) erzählen lassen: „Dieweil per Rerum Naturam, in diesen Locum Subterraneum, kein Tages-Licht hinein fallen kan, dann eben sothane Höhlen, samt und sonders, mit stätigen dicken Dünsten und Nebeln angefüllet, und darzu stäts Wasser von oben herab darein tröpfelt, ohne, daß auch der Ort, wegen darinn befindlicher Gespenste, sehr beschryen ist, als versammlen sich gemeiniglich der Jenigen, so den Ort zu besehen willens, eine ziemliche Gesellschaft, und versehen sich mit einer Menge Fackeln oder Lichter, samt einem oder anderm Feuer-Zeug, auf daß, wann etwa durch die dicke Dünste, oder Gespenste, die Lichter außgelöschet würden, dieselben wieder angezündet werden könten, brauchen auch, wan sie keinen Führer haben, der dieser Höhlen sehr wol kündig, das Mittel deß Theseus, von der Ariadne gelernet, und in dem Labyrinth gebrauchet, binden an den Ort, da sie hineingehen, oder kriechen, einen Strick, damit sie sich wieder herausfinden können, zumahl, wann sich einer einmahl in den unzehlich vielen Höhlen verwirret, unmöglich ist, sich wieder herauß zu finden, wie man dessen Exempel an denen darin gefundenen todten Cörpern, oder Sceletis, hat, darinn bleiben, sterben und verderben muß. Es ist aber kein Mensch, der da sagen könne, daß er dieser grausamen unzehligen Höhlen eine Ende wüste, oder gefunden hätte, wiewol ihrer viel gewesen, welche sich etliche Tage darinn aufgehalten, und mit mehreren Demonstrationibus (daran es deß Orts Bergwerks-kündigen Leute nicht ermangelt) dargethan, daß sie unter der Erden, fast in der Gegend der Käyserl. Freyen Reichs-Stadt Goßlar kommen, welche 4. grosser Teutscher Meilen vom Eingange dieser Höhlen ist. Etliche, die gar weit hinein kommen, berichten, daß sie von ferne ein sehr großes Wasser rauschen gehört, als wann ein starcker Fluß von einem hohen Felsen sich herab stürtzet. Viel wollen auch zwar fürgeben, als ob sie durch unterschiedliche Gespenste, lange darinnen umgetrieben, und endlich starcke, eyserne, verschlossene Kisten, unglaublicher Grösse, darinn angetroffen, welche von greulichen Hunden verwahret würden, welches alles man aber auf seinen Würden und Unwürden, weil es Illusiones deß bösen Feindes seyn können, beruhen lässet."

Von den Besuchern der Höhle im 18. Jahrhundert sind namentlich der russische Zar Peter der Große (1712) und unser Dichter Goethe (2. Dezember 1777) zu nennen. Letzterer sagt in seiner Harzreise: „Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis ganz

genau. Schwarze Marmormassen aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wieder hergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blicke alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert."

---

2. Die Baumanns- und die Bielshöhle*), die beiden berühmtesten Tropfsteingrotten des Harzes, sind sich in ihrer Beschaffenheit und ihrem geognostischen Verhalten im ganzen außerordentlich ähnlich. Beide liegen in dem dem Oberdevon angehörenden sogen. Iberger Kalk, öffnen sich hoch über der Thalsohle, fallen aber nach dem Innern der Berge zu immer tiefer und bestehen aus vielen einzelnen, wunderbar mit einander verketteten, höher und niedriger liegenden, in verschiedener Richtung an einander gesetzten Grotten, von denen erst die wenigsten durchsucht sind, indem rauhe Felsen, enge Klüfte und jähe Abgründe die Nebenhöhlen unzugänglich machen. In beiden erblickt man überall wild über einander gestürzte Felsen und Trümmer, welche, von dem festen Gestein der Decke niedergesetzt, die Tiefe der Höhle erfüllt und sie durch ihre Sperrung in einzelne Grotten abgeteilt, hier und da jedoch jähe Abgründe offen gelassen haben. In beiden hat allmählich die Zeit diese wilde Zerstörung gemildert, indem die unaufhörlich tröpfelnden Wasser die großen Marmorblöcke abgerundet haben, und durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Tropfstein die lose aufeinander gesetzten Bruchstücke fest mit einander verkittet, Decke und Wände überzogen und so feste Gewölbe gebildet worden sind, welche die Grotten vor fernern Zerstörungen sichern. Beide Höhlen sind daher jetzt nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande.

Man hat früher wohl gemeint, diese und ähnliche Höhlen seien durch Aufblähung entstanden, doch ist man jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie „ein Produkt der lösenden Wirkung kohlensäurehaltigen Wassers" sind. (v. Grodbeck.)

Die Quellen der Baumannshöhle enthalten in 1000 Teilen

0,106	kohlensauren Kalk,
0,026	kohlensaures Eisenoxydul,
0,018	Gips
0,150	feste Bestandteile,

die der Bielshöhle in 1000 Teilen

0,1	kohlensauren Kalk,
0,065	kohlensaures Eisenoxydul,
0,013	Gips,
0,178	feste Bestandteile.

Das von der Decke herabtröpfelnde Wasser enthält außer kohlensaurem Kalk kohlensaures Eisenoxydul, Gips und Spuren von Chlornatrium.

Fragen wir zunächst, um uns die Entstehung dieser Höhlen klar zu machen, nach der Bildung des Tropfsteins, so scheint die Antwort leicht dahin gegeben werden zu können, daß der kohlensaure Kalk, welcher sich aus dem Gypse durch Einwirkung organischer Substanzen und einem Eisensalze (vielleicht teilweise durch die über der Höhle lagernde Dammerde, die ver-

---

*) Beschreibung vorwiegend nach Gilbert 779 ff..

mittelst ihrer Kohlensäure den Kalkstein im Wasser löslich macht) gebildet hat, durch Verdunstung des Wassers und der Kohlensäure als Tropfstein sich abgesetzt habe. Wäre indes dieses richtig, so müßten zahlreiche Brunnen und Bäche, welche oft dreimal so viel kohlensauren Kalk enthalten wie das Wasser unserer beiden Höhlen, eine reiche Kalktuff-Bildung aufweisen, ja so müßte fast jedes Mühlenrad nach einer Reihe von Jahren unter der Last von Kalk zusammenbrechen. Wie der Kalktuff, so bildet sich auch der Tropfstein nur da, wo die Absetzung von der Luft abgeschlossen vor sich gehen kann.

Die Tropfsteinbildung ist demnach so zu erklären: Der Sauerstoff der Luft wandelt das Eisenoxydul in Oxyd um, dieses setzt sich an den Stellen ab, wohin die Tropfen fallen, und vermischt sich mit organischen Substanzen, die im Übergangskalk überall vorhanden sind. „Die organische Substanz muß das Eisenoxyd, wenn es von der Luft abgeschlossen ist, wieder in Oxydul umwandeln. Ist aber erst diese Verwandlung vor sich gegangen, dann kann auch nicht ausbleiben, daß sich das Eisenoxydul durch das Vorhandensein des kohlensauren Kalkes im Wasser auflöst, und daß sich an der Stelle desselben dieses Salz als Tropfstein hinsetzt."

„Die sonderbaren Formen von Tropfstein, die uns die (Baumanns-) Höhle zeigt, die bald in Gestalt von Wasserfällen, bald als herabhängende Zacken, dann als hervorstehende Felsen von dem Führer allen möglichen Deutungen unterworfen werden, können uns leicht verleiten zu glauben, daß sie sich (ganz und gar), so wie sie da sind, aus dem tröpfelnden Wasser abgesetzt haben. Nehmen wir aber die Aussage der Führer, daß diese Gebilde heute noch dieselben wie vor vielen Jahren sind, so scheint es mir ganz deutlich, daß der Absatz von Kalktuff nur von der Luft abgeschlossen vor sich geht, und daß die zackenförmigen durch die seit Jahrhunderten von der Decke herabfallenden Tropfen nur verändert werden. Was jetzt als Tropfstein gezeigt wird, ist also in der Zeit, wo seine Bildung vor sich ging, ringsumher von ausfüllender Masse umgeben gewesen. Nur da, wo wir den Tropfstein sehen, waren Kalktuff absetzende Quellen, welche bald in Form von Strahlen („klingende Säulen"), bald in kleinen Wasserfällen, bald als breite Bänder die Umgebungsmasse nach den verschiedensten Richtungen durchströmten und jetzt bloßgestellt unsern Augen diese sonderbaren Formen zeigen. Natürlich bildet sich auch jetzt noch in den Höhlen, da wo die Luft abgeschlossen ist, der Kalktuff. Eine solche spätere Bildung fand man z. B. 1851, als man nach Knochen grub, auf dem Boden der Höhle über der Knochen führenden Schicht gelagert." *)

Von Wichtigkeit für die Erklärung der Höhlenbildung sind auch die in der Baumannshöhle ausgegrabenen Reste vorweltlicher Tiere. Schon im 16. Jahrhundert wurden hier solche Reste häufig und in Menge gefunden. Gesner erwähnt S. 155 seines oben genannten Buches „cornua fossilia" aus der Baumannßhol unter Hinzufügung folgenden Citats aus Reiffensteins Beschreibung: „Die Knochen von ungewöhnlicher Größe, welche hier gegraben werden, verkaufen viele Betrüger den Einfältigen als Einhornfragmente; weil aber in der Nachbarschaft dieser Betrug bekannt ist, begeben sich die Betrüger

*) Märtens, Über die Tropfsteinbildung in der Baumanns- und Bielshöhle. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde. Jahrgang 1856, S. 537 ff.



nach entfernteren Orten." Und S. 157 sagt er: „In der Höhle bei Elbingerode werden Knochen und Zähne sowohl von Menschen als von Tieren gefunden, und zwar von solch bedeutender Größe, daß man kaum glauben kann, daß jemals Menschen oder Tiere dieser Größe gelebt haben." Auch dem berühmten Conring (1632—81 Professor in Helmstedt) waren die fossilen Knochen der Baumannshöhle bekannt. Nach seiner Ansicht gehörten sie Menschen und Tieren an, „so durch das Wasser der Sündflut in diese Höhle geschwemmt worden". Zu Behrens' Zeit wurde das „unicornu fossile oder gegrabene Einhorn" besonders häufig in der zweiten Höhle gefunden, und zwar in den Felsen und der zwischen diesen vorhandenen Erde. Zückert erzählt, daß ihm „der Führer einen Ort (in derselben Höhlenabteilung) zeigte, wo die etwas hervorragenden Knochen dicht in dem Felsenstein und so fest saßen, daß man nur einige Stücklein mit Mühe abschlagen konnte", und beschreibt eingehend mehrere Zähne und Knochen, welche im Besitze Lessers (der 1734 „Anmerkungen von der Baumannshöhle" herausgab), Ritters und in der „Kunstkammer" zu Salzdahlum waren. Aus Zückerts Worten: „Diese (zweite) Höhle ist eben diejenige, in welcher man ehedem das gegrabene Einhorn in großer Menge fand; der Ort, wo es am meisten lag, ist ein tiefes, enges Loch, welches jetzt, wie mein Führer vorgab, verstürzet ist", muß man schließen, daß schon damals auf beschränktem Raum eine gründlichere Suche unter Durchbrechung des Tropfsteinbodens vorgenommen war. Aus diesem „Loche" wird Leibniz die große Menge von Knochen erhalten haben, welche er in seiner Protogaea beschrieb.

Seitdem aber hat man sich $1\frac{1}{2}$ Jahrhundert mit den dürftigen Knochen- und Zahnfragmenten wieder begnügt, welche vom Tropfstein eingeschlossen werden. Erst am 7. Oktober 1851 durchschlug man den Tropfsteinboden zum zweitenmale. Diese Nachgrabung geschah an der rechten Seite der ersten großen Höhlenkammer, des sogenannten Tanzplatzes. „Die Wand der Höhle fiel an dieser Stelle, soweit sie verfolgt wurde, fast senkrecht, so daß daraus auf bedeutende Tiefe derselben und große Mächtigkeit der Lettenausfüllung geschlossen werden konnte. Die horizontale Tropfsteinschicht, welche den Boden bildet, fand sich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß (0,44—0,58 m) stark und auf einem gelblichgrauen Letten liegend, der an einigen Stellen schwarz und bituminös und in solcher Masse mit Knochen erfüllt ist, daß wir" (die Herren Erman und Herter aus Berlin*) „80 Pfund derselben während unsres zweitägigen Aufenthaltes sammeln konnten. Der streckenartig nach dem Mittelpunkt der Höhle zu angesetzte Bau mußte nach $\frac{1}{2}$ Lachter (1 m) eingestellt werden, ehe er zu einem Resultat über die Gestalt und Beschaffenheit des Höhlenbodens geführt hatte, weil die Arbeiter nicht zu veranlassen waren, eine regelrechte Zimmerung anzubringen."

Von den gewonnenen Knochen stammen 248 vom Höhlenbären (Ursus spelaeus), 5 vom Höhlenhunde (Canis spelaeus) und je einer von einer dem Tiger an Größe gleichen Art von Hund oder Katze, einem großen Pferde, einem dem Rehe nahe stehenden kleinen und einem sehr großen Grasfresser her. (Der Kopf des rehartigen Wiederkäuers war allerdings mit Tropfstein bedeckt, lag aber der Oberfläche so nahe, daß seine postdiluvianische Hereinschaffung nicht unmöglich erscheint.) Die Knochen des Höhlenbären entsprechen, ab-

*) Erman und Herter, „Bericht über eine Nachgrabung in der Baumannshöhle im Herbst 1851", in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Band III, S. 320—329.



gesehen von einem unerheblichen Mangel und einem beträchtlichen Überfluß von einzelnen Knochen (untere Eckzähne für 13 und Sprungbeine für 6 Individuen), drei Skeletten. Während zwei derselben nur teilweise in den durchwühlten Raum hineingereicht haben, hat das dritte fast vollständig in demselben gelegen. Das Vorherrschen der schmelzreichen Eckzähne und der soliden Sprungbeine ist auch in andern Höhlen (z. B. von Buckland in der Höhle zu Kirkdale) beobachtet. Sie lagen teilweise in der Stalagmitendecke und haben als die weniger zersetzbaren die leichter zerstörbaren Knochen derselben Individuen hier überdauert. Daß diese Tiere in der Höhle gelebt haben und hier von der Diluvialflut überrascht sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn hätte die Flut die Knochen derselben hineingespült, so würden sich aus den auf so beschränktem Raume gefundenen nicht vollständige Skelette zusammenstellen lassen, sondern es hätte sich, wie in den engen Spalten vieler felsigen Küsten des Mittelmeeres, Knochenbreccie bilden müssen.

Ein Weg, auf welchem diese Tiere in die Höhle gelangt sind — und es muß doch einen solchen gegeben haben — ist heute schlechterdings nicht vorhanden. Da nun aber das Gestein, welches die Höhle umgiebt, in der Tertiärzeit, in welcher jene Höhlenbewohner lebten, keine Veränderung erlitten hat, so muß die Höhle auf andere Weise unzugänglich geworden sein, so müssen wir es hier mit ausgewaschenen Gipsstöcken zu thun haben. Wie durch diese Auswaschung in der Tertiärzeit zunächst zugängliche Höhlen entstanden, so wurden diese bei fortschreitender Auflösung des Gipses unzugänglich, und jetzt läßt sich der Gips nur noch in dem Wasser und in dem Übergangskalk, in dem der Gipsstock gelegen hat, nachweisen.

Daß eine Zersetzung des Gipses wirklich stattfindet, ist durch die Untersuchung des Wassers aus der Bielshöhle überzeugend nachgewiesen. Märtens fand nämlich zwischen dem aus den Steinen quellenden und dem schon länger in der Höhle stehenden Wasser einen wesentlichen Unterschied. Beide enthielten kohlensauren Kalk, Gips, kohlensaures Eisenoxydul und Spuren von Chlornatrium, aber nur in dem schon länger in der Höhle stehenden Wasser war die Zersetzung des Gipses durch einen Gehalt von Schwefelwasserstoff nachzuweisen.

Die Spuren von Chlornatrium (Kochsalz) weisen darauf hin, daß dieses mit Gips zusammen die Höhlen ausfüllte. Seiner größeren Löslichkeit wegen mußte es aber rascher verschwinden. „Nur so scheint das Leben der wilden Tiere in den Höhlen erkärlich. Salzquellen, auch wohl frei liegendes Salz, mußten alle Tiere des Waldes zur Höhle locken; und aus diesem Grunde war dieselbe ein gesuchter Wohnsitz der Raubtiere, die hier, ohne ihren Aufenthalt zu verlassen, reiche Nahrung fanden.“ (Märtens.)

Der anorganische Teil der Diluvialfüllung besteht in jener untersuchten (ersten) Höllenkammer aus gelblich grauem Letten, der nur sehr kleine, scharfkantige Quarzpartikelchen und zunächst an der Tropfsteindecke einzelne Rollstücke von Rübeländer Kalk enthält. Die faserigen Kohlenteilchen, welche sich in der Nähe der Knochen häufig finden, sind animalischen Ursprungs. In einer der kleinen Seitenkammern des hinteren Teiles der Höhle schließt der Letten erbsengroßes Geröll in Menge ein, doch haben Erman und Herter dieses — so auffallend es sein würde, wenn die Diluvialflut keine Spuren der mannigfaltigen benachbarten Gebirgsarten mit sich geführt hätte — nur als aus Übergangskalk, nicht aus Bodekieseln bestehend erkannt. —

Je weiter die Auswaschung des Gipses und Kochsalzes fortschritt, desto mehr wurden die Felsenmassen ihrer Unterstützung beraubt und durch das Wasser allmählich in ihrem Zusammenhange geschwächt. Sie stürzten teilweise hernieder und erfüllten die Räume mit Trümmern und Bruchstücken.

Unaufhörlich tröpfeln die Tagewasser durch die Decke. Je stärker auf der Oberfläche der Niederschlag, desto stärker ist hier unten das Tröpfeln; doch hört es auch in regenarmen Zeiten nie völlig auf, so daß die Bergmasse gleich einem Schwamme auf Monate lang Wasser einzusaugen und allmählich den Höhlen zuzuführen scheint. Je näher nach Tage hinauf, desto häufiger ist der Tropfenfall, und dort findet man auch etwas kalkartige Gur.

Der Tropfstein dieser Höhlen, dessen Bildung die Alten „dem succo et aquae lapidescenti, das ist, einem zu Stein werdenden Saft und Wasser, auch dem spiritui lapidifico oder einem Stein machenden Geist“ (Behrens S. 9) zuschrieben, ist sehr dicht und fest, spatartig, etwas durchscheinend, und obgleich der Marmor in der Baumannshöhle von schwarzer Farbe ist, dennoch auch hier im Bruche weiß, nur manchmal mit einer gelbbraunen Rinde überzogen. Wo das Quellwasser (siehe oben) an den Wänden und andern Flächen herabgeflossen ist, hat der Tropfstein meistens das Ansehen kräuselnder Wellen; von den Decken hängt er aber in langen Zacken herab und bildet mannigfaltige groteske Gestalten, in denen eine abenteuerliche Phantasie wunderbare Aehnlichkeiten gefunden hat. Hier und da am Fußboden setzt sich der Tropfstein auch in losen, runden Körnern oder Kuchen wie das sogen. Steinkonfekt von Tivoli an.

Diese interessanten Höhlen liefern den Beweis, wie sich große Hohlräume im Kalkgebirge durch Einseihung von oben allmählich, wenn auch außerordentlich langsam wieder füllen und schließen. Aus dem verdunstenden Wasser schlägt sich in der oben dargelegten Weise eine Kalkschicht nach der andern nieder, und durch diese auf dem Boden, an den Wänden und an der Decke sich unmerklich, aber stetig aufbauenden Tropfsteinschichten werden die Höhlen endlich ausgefüllt werden. So wenig man aber diesen Zeitpunkt durch Rechnung vorherbestimmen kann, so wenig ist es möglich, aus den bereits vorhandenen Schichten das Alter der Erde — oder vielmehr der Höhle — zu berechnen, wie man früher, als man noch alle Gebilde nur dem Tropfenfall zuschrieb, versucht hat. (Zur Bildung der etwa 20000 Tropfsteinringe der Baumannshöhle sollten, vorausgesetzt, daß zur Bildung eines solchen Ringes ein Jahr erforderlich war, eben so viele Jahre nötig gewesen sein.)

---

3. Die Baumannshöhle öffnet 44 m über der Thalsohle und 25 m unter der Bergspitze des Nebelholzes ihren Eingang. Ihr Hauptstreichen ist westnordwestlich, die einzelnen Abteilungen weichen davon rechts und links ab, richten sich jedoch in ihrer Lage nach der äußern Abdachung des Berges. Herzog Ludwig Rudolf, welcher im Jahre 1688 den Eingang mit einer verschließbaren Thür versah, ließ auch die ersten Höhlenabteilungen notdürftig betretbar herrichten. Zu Behrens Zeiten (1703) waren nur deren zwei zugänglich und eine dritte bekannt; Zückert „durchkroch“ im Jahre 1761 fünf Höhlen und sah eine sechste, welche er jedoch nur „einen sehr engen, niedrigen und langen Gang“ nennt, wogegen von Rohr, der die Baumannshöhle im Jahre 1734 „mit seiner Gesellschaft in Augenschein nahm“, die Zahl der Abteilungen auf „sechs bis sieben“ angiebt; Gilbert (1795) und Gottschalck

(1817) kannten deren sechs; seit etwa 40 Jahren sind sieben ohne Gefahr und besondere Beschwerde zugänglich. Von den zahlreichen Seitengängen und Seitenwölbungen, welche nach dem Zeugnisse kühner Entdecker große Schönheiten bieten sollen, sind nur wenige einigermaßen aufgeräumt.

Durch einen schlüpfrigen Gang, der bei einer Länge von 36 m 11 m abwärts führt, steigt man allmählich, zum Teil gebückt, zur ersten Höhle hinab, der größten und schauerlichsten von oben, welche mit Felsblöcken ohne Zahl bedeckt, 10 m hoch und mit ihren beiden Nebenhöhlen 65 m weit ist und bei einer Länge von 56 m 4,5 m fällt. Zahlreiche wunderliche Tropfsteingebilde mit oft eben so wunderlichen Namen werden vom Führer gezeigt und gedeutet. Das wohlschmeckende Wasser eines herzförmigen, 1/2 m tiefen, unerschöpflichen Brunnens hielten die Alten für heilkräftig; Behrens rühmt an ihm eine „vim anodyam oder Schmertzen-stillende Kraft und eine virtutem resolvendi vel attenuandi oder eine zerteilende und dünne machende Tugend und Macht“ und erzählt, daß Volkmar Wolfgang, der vorletzte Graf von Honstein, sich desselben mit Zustimmung des Dr. Schröter aus Jena gegen Steinschmerzen bedient habe. Die Nebenhöhle zur Linken ist 32 m lang und läuft hinten spitz aus, die zur Rechten ist voller Anhöhen und 48 m weit fahrbar.

Aus der ersten Grotte steigt man durch eine 1 m breite Öffnung eine kleine Anhöhe (0,7 m) hinan, auf welcher das sogen. Roß steht, ein sehr großer, keilförmiger, von der Decke niedergestürzter Block, an welchen ein nachgefallenes Stück, ohne die Höhlung völlig zu decken, sich angelehnt hat. Ehemals mußte man, nicht ohne Gefahr, über diese spitze, auf beiden Seiten von jähen Abgründen umgebene Felsenmasse hinüberrutschen und sich dann 8 m tief an einem Seile hinablassen. Behrens beschreibt diese Fahrt in seiner weitschweifigen, aber ergötzlichen Weise also: „Das Roß oder Pferd ist ein wunderlicher Steinfels, indem derselbe einem hölzernen Pferde, darauf die Exercitien-Meister ihre Discipel voltigiren lassen, oder vielmehr einem höltzernen Esel, auf welchem die Soldaten, wenn sie etwas begangen haben, zur Strafe reiten müssen, ziemlich gleich siehet: Dieses Felsen-Roß ist ohngefehr 6 Werck-Schuh oder 3 Ellen hoch, und bei 10 bis 12 Ellen lang; oben auf demselben befindet sich eine ziemlich harte Schärfe, die dieses Pferdes Rücken ist, aldar es fast in der Mitten einen Durchschnitt, etwa einer guten Hand breit, hat; auf der einen Seite dieses artig formirten Felsens aber gehet eine Kluft hinunter, und schliesset sich über demselben rund herum der Hölen rechte und eigentliche Fels, wie ein Schwib-Bogen oder Gewölbe wieder zusammen: Auf dieses Roß muß die Compagnie steigen, und darauf reitend mit denen in Händen habenden brennenden Fackeln und Lichtern, welches recht poßirlich lässet, fortrutschen und kriechen, biß dieselbe fast zum Ende kommen, alwo zur lincken Hand die Einfahrt zu der andern und mittlern Höle ist, welchen ihnen der Führer zeiget, und dabey vermeldet, daß solcher weit enger und gefährlicher als der Eingang in die obere Höle sey. Diejenigen nun, welche furchtsames Gemüths sind, und sich hierdurch haben abschrecken lassen, nehmen ihren Rück-Weg von diesem Felsen wieder in die erste Höle, und erwarten daselbst die andern von ihrer Compagnie, so sich resolviret, mit dem Führer in die mittlere Höle zu fahren, und dieselbe zu beschauen; diese hingegen müssen in einen ziemlich sauren Apfel beissen, und ihrem Führer durch enge und unwegsame Oerter folgen, welches alles aber die Curiosität und Schau-Lust ihnen wieder versüsset, und alle Mühe gering machet, derowegen sie keine Arbeit noch Gefahr scheuen, sondern mit dem Führer von vorgemeldetem Rosse nach der gedachten Einfahrt bald

auf den Knien, bald auf dem Bauche, nachdem solches des Ortes Enge und der durchfahrenden Person Leibes-Beschaffenheit erfordert, mit ziemlicher Mühe und Gefahr des Fallens, wovon sie sich durch feste Ansetzung und Ansteiffung des Rückens sonderlich bewahren, bey die 6 Ehlen tieffer fortkriechen, und endlich durch Hülffe eines starcken an einem in etwas heraus ragenden Felsen angebundenen Seiles bey die 18 Schue tieff hinunter auf den Boden der Höle steigen, oder sich vielmehr an das Seil haltende gleichsam hinablassen." Auch von Rohr mußte noch dieses Rößlein besteigen, dagegen fand Zückert bereits die Passage dadurch verbessert, daß Herzog Rudolf August über eine der Klüfte neben dem Roß hatte Bretter legen lassen, über welche man, den Rücken des Pferdes als Geländer benutzend, halb kriechend hinübergehen konnte. Jetzt steigt man über zwei im Felsen eingeklammerte Leitern neben einem Abgrunde zur zweiten Höhle hinab.

Diese ist von der ersten 7 m entfernt und 21 m lang; ihre größte Höhe beträgt 5,3 m; ihre größte Weite 7 m. — Die dritte Höhle ist einschließlich des Eingangs 19 m lang und liegt 4,7 m höher als die zweite; ihre größte Höhe beträgt 7,3 m. — Die vierte ist einschließlich des Einganges nur 10 m lang; letzterer fällt um 5,3 m, während sich die Höhle selbst um 4,5 m hebt. Ihre größte Höhe beträgt 8,80 m, ihre größte Weite 12,5 m. Hier befindet sich das Prachtstück unter allen Stalaktiten und Stalagmiten*), von deren Aufzählung ich absehe, die $2^1/_3$ m hohe, innen hohle, oben nicht angewachsene sogen. klingende Säule, welche beim Anschlagen einen starken Glockenton giebt. Ein Bojar in Peters des Großen Gefolge soll ihr mit derber Faust das Kopfstück abgeschlagen haben.

Aus der vierten gelangt man sowohl in die fünfte wie in die sechste Höhle, welche so neben einander liegen, daß die Sohle jener zum Teil die Decke dieser bildet. Die fünfte, deren Sohle ganz aus Bruchstücken besteht, welche der Tropfstein fest mit einander verbunden hat, ist 11,6 m lang, 3,8 m hoch, 4,4 m weit und endigt mit einem 8 m langen Schlunde, so daß man bis dahin vom Eingange 170 m in söhliger Entfernung zurückgelegt hat. Die sechste liegt $10^1/_2$ m tiefer, hat mit dem Eingange 19 m Länge, eine größte Höhe von 1,7 m und 6,2 m Weite. Sie enthält keine stalaktitischen Figuren, hat festes gewölbtes Gestein als Seitenwand, und zur Sohle, die fast einen Fuß hoch mit Schlamm bedeckt ist, zahlreiche Bruchstücke. Die genauen Dimensionen der siebenten Grotte sind mir nicht bekannt; alle sieben Haupthöhlen erreichen eine sohlige Länge von 228 m. Was aber Merian im Jahre 1654 schreibt: „Es ist kein Mensch, der da sagen könnte, daß er dieser grausamen, unzähligen Höhlen ein Ende wüßte oder gefunden hätte", das gilt auch noch heute in vollem Umfange. Nach Brederlow veranlaßte im Jahre 1844 ein kühner Amerikaner die Führer zu einer weitern Entdeckungsreise; „nie betretne Abgründe wurden durchsucht, neue Höhlen eröffnet, seltene Schönheiten, Grotten mit ganzen Säulenreihen stellten sich dem spähenden Auge dar, und immer öffneten sich neue Zugänge und neue Portale, und immer tiefer ging's von Schlotte zu Schlotte, — aber plötzlich fingen die Grubenlichter an dunkler zu werden, und das Glas des rettenden Kompasses zerbrach, — da war schleunige Rückkehr notwendig. Man war 24 Stunden umhergeirrt im Höhlenlabyrinthe."

Doch wollen wir nicht nach dieser vorläufigen Orientierung, nun, da wir wissen, was wir zu erwarten haben, selbst eine Fahrt in die Tiefe wagen?

*) Erstere hängen von der Decke herab, letztere ragen von der Sohle frei hinauf.



Wir stehen vor einem von der Natur gewölbten hohen, schönen Felsenthore und schauen durch eine enge Schneckenwindung hinab in die unheimliche Nacht; „Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorwitzig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will. Dennoch ist nicht die geringste Gefahr, die Höhle zu befahren, wofern man dem Führer genau folgt, sich nicht von ihm entfernt und nicht erhitzt hinabsteigt. — Wohlan, die Grubenlichter sind angezündet, die schwarzen Grubenkittel übergezogen; wir fahren hinab; die dunkle Nacht wird dem allmählich sich gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Der flackernde Schimmer der qualmenden Grubenlichter macht die herabhängenden großen Felsstücke in der feuchten Dunkelheit noch grausender; sie scheinen sich zu bewegen; oft gebückt mit unsicherm Tritte auf schlüpfrigem Boden, oft durch enge Felsspalten sich windend, bald steil in die Höhe, bald jäh auf dünner Fahrt (Leiter) über Abgründe hinunter, jetzt durch einen weiten, hallenden Dom, in dem die entfernten Lichter des hoch oben stehenden Führers wie die Sterne am tief dunklen Abendhimmel leuchten; — dort an einem Brunnen vorbei, der wie der Styx kalt und stumm seine Wellen kräuselt; — überall aber dieses ewige Tröpfeln des sickernden Wassers, das wie ein Geflüster der immer wachen Berggeister klingt.“ (Brederlow.) „Der falbe Schein der Lampen, das Schimmern der feuchten Tropfsteinwände und das herrliche Farbenspiel an den herabhangenden Stalaktiten, die wankenden geisterähnlichen Gestalten der Führer, und ihre bald sich dehnenden und verkürzenden Schatten, vereint mit der Totenstille umher, welche nur das Geräusch der fallenden Tropfen und der hohle, dumpfe Nachhall unterbricht, geben dem Ganzen einen zauberisch schauerlichen Anstrich.“ (Gilbert.)

„Das Interessanteste der Höhlen“, sagt Brederlow mit Recht, „sind durchaus nicht etwa jene phantastischen Tropfsteingebilde selbst, sondern die ewig fortdauernde Bildhauerarbeit der Natur, die kühnen Wölbungen, die gigantische Bogenspannung, diese schwebenden Felskolosse in Verbindung mit jenen Stalaktiten, die als riesige Träger und Pfeiler uns entgegenstarren; es überfällt uns ein eigener Schauer in dem unterirdischen Dome, den die Natur sich selbst in ihrem Schoße errichtet hat; — dazu noch das Grauen der Nacht, das heimliche Plätschern des tröpfelnden Wassers, das gedämpfte Echo, die wunderlichen Schattenbildungen und unbeschreiblich schönen Lichtreflexe bei stärkerer Illumination, alle nur denkbaren Nüancen vom grellsten Licht bis zum schwärzesten Schwarz bei einer bengalischen Flamme oder bei den koboldartigen Sprüngen eines angezündeten Schwärmers; oder hier ein Choral von Männerstimmen; — es ist ein ungeheurer Eindruck, welchen die Höhle auf jeden macht, der irgend Sinn für Großes, Gefühl für Erhabenes hat.“

„Bei dem Hinaufsteigen zu Tage fängt man mit wahrhafter Freude den ersten fernen Schimmer des halb hineinglitzernden Sonnenlichtes auf; sobald die milde, schmeichelnde Sonnenluft warm und labend uns wieder umfächelt, und unsere Füße wieder den grünen Bergteppich unter sich haben, da ist's, als wenn wir aus einem großen, ängstlichen Traume zum wirklichen Leben erwachten.“ *)

*) Und „zuletzt“, sagt Behrens, „geben wir dem Führer das zugesagte und wohl verdiente Trinkgeld, nehmen von demselben Abschied, und reisen vergnügt wieder den Weg, den wir gekommen sind.“



4. Die Bielshöhle liegt, etwa 1 km von der Baumannshöhle, im Bielstein auf der Südseite der Bode. Von unsern ältern Schriftstellern wird sie nicht erwähnt; ihre Öffnung wurde erst im Jahre 1672 nach einem durch Unvorsichtigkeit der Köhler veranlaßten Waldbrande entdeckt. Man vermutete in dieser den Eingang zu einer Höhle und versah sie mit einer Thür, beachtete sie aber im übrigen nicht sonderlich. Weil man am Eingange viel sogen. Bergmehl, feinen weißen Kalkstaub, fand, so nannte man sie damals das Mehlloch. Wohl erzählte man viel von ihrer wunderbaren Schönheit, mehr allerdings noch von ihrer gefahrvollen Besteigung, aber erst im Jahre 1788 unternahm ein Steiger beim Rübelander Marmorbruche, namens Becker, sie fahrbar zu machen; er sprengte hindernde Felsblöcke und baute Leitern ein — und trug selbst die Kosten. Seitdem führt sie nach dem Berge, auf welchen die Sage einen Tempel eines vorgeblichen Gottes Biel verlegt, den Namen Bielshöhle.

Ihr Eingang liegt 62 m unter dem Gipfel des Berges*) und fast 63 m über der Thalsohle. Ihre fünfte Hauptabteilung — die Führer machen deren zwölf, auch wohl fünfzehn —, in der die Grundwasser mit der Bode wagerecht stehen, bringt gegen den Eingang 29 m Seigerteufe ein, von da hebt sie sich wieder, so daß die zwölfte (letzte) Abteilung nur 17 m unter dem Eingange liegt. Ihr Hauptstreichen ist westlich (h. $6^3/_4$). Die söhlige Länge der fahrbaren Abteilungen beträgt 189 m.

Von diesen haben die erste und zweite mit 44 m und 31 m die größte, die sechste und achte mit 6,4 m die geringste söhlige Länge, die fünfte und sechste mit 9,3 und 9,5 m die größte, die siebente und neunte mit 1,5 und 1 m die geringste Höhe, die zweite und achte mit 7,9 und 5,9 m die größte, die sechste und zwölfte mit 1,8 und 3 m die geringste Weite.

Fast jede Abteilung hat Nebenhöhlen, besonders die zweite und vierte, doch sind wegen des engen Eingangs nur wenige fahrbar. Merkwürdig ist, daß über und neben der First der vierten, fünften und sechsten Abteilung noch eine zweite, übrigens enge und mit Bruchstücken erfüllte Höhle wegstreicht, welche gleichsam eine obere Etage des Höhlengebäudes bildet, nur durch eine dünne, an vielen Stellen offene Decke von den unteren Höhlen getrennt ist und am bequemsten von der siebenten Höhle aus, wo sie endigt, bestiegen werden kann. Aus der ersten Abteilung geht ein 17 m langer Querschlag zu Tage aus.

Das Hauptgestein ist weißgrauer Marmor. Wie in der Baumannshöhle, so ist auch hier die Sohle mit zahlreichen Trümmern bedeckt; die mächtigsten „Wände“, sicher viele Tausend Zentner schwer, liegen in der zweiten und zwölften Abteilung; ihre Flächen gleichen völlig denen des festen Gebirges, von dem sie sich abgelöst haben. In der fünften lagert eine ziemlich horizontale, früher 2—3 m mächtige Schicht Dammerde; dieselbe ist ohne Zweifel von der 108 m entfernten Bode, mit welcher „die Grundwasser“ dieser Abteilung, ein unterirdischer, mit Wasser gefüllter Schlund, im Horizonte liegen, hierher geführt. Dagegen haben der noch unergründete Brunnen in der zehnten, und der 12 m tiefe Abgrund in der elften Abteilung wohl keine Verbindung mit dem Flusse.

Wie an Ausdehnung, so giebt die Bielshöhle auch an wunderbar gestalteten Stalaktiten der Baumannshöhle nicht nach. Mit mehr oder weniger bezeichnenden Namen belegt, finden sie sich in allen Abteilungen. Ohne mich auf eine Aufzählung auch nur der interessantesten einzulassen, nenne ich nur

*) Hauptsächlich nach Gilbert, S. 784 ff.

die klingende Säule und eine Orgel mit dreizehn durchscheinenden klingenden Pfeifen in der achten und eine helltönende Säule in der zwölfte Höhle. Der Tropfstein bekleidet Firsten und Wände, füllt die Klüfte aus und bedeckt, in der sechsten und den folgenden Abteilungen einer Grandschicht aufliegend, den Boden. —

„Die Tropfsteingebilde der Bielshöhle sind mannigfaltiger, schärfer ausgearbeitet und schöner als die der Baumannshöhle; die sogen. Einsiedlergrotte ist ein prächtiges Stalaktitenkabinett. Beide Höhlen sind im allgemeinen geognostische Blutsverwandte, aber dennoch sehr verschiedene Geschwister; die Baumannshöhle ist erhabener, majestätischer, die Bielshöhle feiner, eleganter; die Baumannshöhle hat kühne, tief gefurchte Bogenspannung, die Bielshöhle mehr flache, einförmige, niedliche Plafonds; die erstere trägt rohe, kolossale Gebilde, die letztere zierliche, schöne Formen; die Baumannshöhle ist im ganzen großartig, die Bielshöhle im einzelnen interessant; in der einen fühlt man sich ergriffen, in der andern wohl; man muß beide besuchen, beide erst machen ein Ganzes." (Brederlow.)

Eine dritte, die Hermannshöhle, anfangs nach ihrem Entdecker die Sechserlingshöhle genannt, ist kleiner als jene beiden, aber voll schöner Stalaktiten. Naturfreunden wird der Zutritt gestattet, doch ist sie noch nicht fahrbar gemacht.

Auch sonst fehlt es in dem Kalkgebirge um Rübeland nicht an Schlotten und Schlünden, doch sind sie nur von geringer Ausdehnung und werden meistens, da man an ihrer Erhaltung kein Interesse hat, bald nach ihrer Entdeckung beim fortschreitenden Betriebe der Marmorbrüche wieder abgebaut. So fand man u. a. im Jahre 1782 im mittleren Bruche beim Sprengen des Gesteins eine mehr als 100 m lange Höhle, die aus drei Abteilungen bestand, und im Jahre 1788 am Fuße des Marmorgebirges beim Losschießen eines Blocks eine Höhlung, in welcher ganz frei ein ziemlich langer und starker Knochen lag. 1764 öffnete man im Krockstein eine ähnliche, 5 m lange und 1,5 m hohe Höhle und 1780 bei der Anlage eines Stollens am Mühlenwege eine wasserhaltige Grotte. „Auf der Lüdersumpfklippe unter der Rübelander Sägemühle liegt fast auf der höchsten Spitze des Gebirges eine Höhle, welche durch eine Schlucht mit einer andern Gemeinschaft zu haben scheint, in der die Klüfte des Marmorfelsens mit einer Art Tripel ausgefüllt sind; und an der Brücke zu Rübeland sieht man am Fuße des Gebirges mehrere offene Röhren, aus deren einer ein starker Luftzug herausstößt, so daß diese wahrscheinlich durch das Gebirge hindurch wieder zu Tage ausgeht. Endlich findet man auch im Kaltenthal und im Kreuzthal viele offene Kalkschlotten und vor dem Jarkenholze ein schwaches Gewässer, welches von einer solchen Kluft verschlungen wird." (Gilbert.)

21. Die Torfmoore des Oberharzes.*)

Wie auf andern höheren Gebirgen, so finden sich auch auf den Bergrücken und Hochebenen des Harzes weite mit Sumpfpflanzen bedeckte öde

---

*) Vorarbeiten: Wächter im Hercynischen Archiv S. 611—631, und teilweise: Zückert II, 28—35. Auf Wächters Arbeit beruht Zimmermanns Aufsatz „Von den Torfmooren" S. 314—317, und aus diesem hat Brederlow S. 45 f. fast wörtlich entlehnt.

In betreff der Pflanzen sind auch Gatterer II, 186 ff., Meyer, Flora Hanoverana, Hampe, Flora Hercynica u. a. zu Rate gezogen.



Flächen, über die nur spärlich zwergartige Fichten, Erlen und Birken gleichsam verstreut sind, und auf denen man kaum den Laut eines Vogels hört. Das sind die Brüche und Moore des Oberharzes, auf deren Bedeutung ich schon S. 158 kurz hingewiesen habe.

Von ihnen haben die Moore in der Brockengegend die größte Ausdehnung: nicht nur bildet das Brockenfeld ein einziges zusammenhängendes Bruch, sondern dieses setzt sich auch mit geringen Unterbrechungen auf andern Seiten des Brockengebirges fort, wie schon die Namen Jakobsbruch (südwestlich vom Brocken), Landmannshohnebruch (nordöstlich von diesem) und Hannekenbruch (östlich vom Brocken in der Nähe der Steinernen Renne) beweisen. An das Brockenfeld, welches sich südlich von der Achtermannshöhe im Königsbruch, sowie im Rotenbruch fortsetzt, schließt sich im Westen der Kamm des Bruchbergs; und getrennt davon tritt etwa in gleicher Meereshöhe auch auf dem Kahlenberge Torfmoor auf. — Außer diesen höchstgelegenen Brüchen sind namentlich noch die Moore der Klausthaler Hochebene, das Bärenbruch und das Pixhaier Moor, beide in der Nähe von Buntenbock, zu nennen.

Während die Brüche, welche die Brockengruppe wie ein Gürtel umziehen, nur selten auch einen Berggipfel umspannen, vielmehr sich an den sanften Abhängen der Berge und durch die flachen Thäler derselben ziehen, finden sich die Moore des Bruchberges vorwiegend auf dessen breitem Rücken und nur hin und wieder auch an seinen östlichen und westlichen Einhängen.

Nimmt unter den notwendigen Vorbedingungen für die Entstehung der Torfmoore eine Niederung, in welcher ununterbrochen und ruhig das Wasser stehen bleibt, so daß sich in demselben eine Vegetation entwickeln kann, die erste Stelle ein, so kann es auf den ersten Blick auffällig erscheinen, daß diese Moore sich gerade in dem höchsten Teile des Gebirges, sogar auf Bergrücken, von denen doch das Quell- und Regenwasser rasch in die Thäler abfließen muß, haben bilden können. Indes liegen alle unsere Brüche, auch die am höchsten hinaufsteigenden, in muldenförmigen Einsenkungen der Bergrücken und auf den großen fast horizontalen Bergebenen. Zwischen den kahlen Felsen und Steinmassen sammelte sich der beträchtliche Niederschlag und das Quellwasser. Der Boden vermochte nur geringe Spuren der Feuchtigkeit einzusaugen, die Verdunstung ist in der niedrigen Temperatur, welche durch die Höhenlage bedingt wird, nur unbedeutend, die Vegetation verbraucht fast gar nichts, denn die Bodenbeschaffenheit, die Heftigkeit der Stürme und die Höhenlage machen den Baumwuchs fast unmöglich. So blieb denn dem Moose und andern Sumpfpflanzen, der Heide und der Heidelbeere dieses ihnen trefflich zusagende Terrain völlig überlassen. Wie die Moose einem Schwamme gleich das Wasser einsaugen und lange Zeit festhalten und sogar nach scheinbarer Ersterbung schon bei geringer Befeuchtung wieder zu neuem Leben erwachen, und zudem durch Sporen und Schößlinge sich so rasch vermehren, daß sie binnen kurzem eine ganze ihrer Entwickelung günstige Gegend zu überziehen vermögen, so begnügen sich die allerdings weniger zählebigen, doch gegen die Kälte sehr widerstandsfähigen Heide- und Heidelbeerkräuter mit dem schlechtesten Boden, mit bloßer Steinunterlage, und schützen die Bodenfeuchtigkeit durch ihr dichtes Geäst vor Verdunstung und damit die Moose vor dem Verdorren. — Schon die erste Generation dieser Gewächse legt den sichern Grund für ein Torfmoor; die absterbenden Pflanzen machen den Boden von Jahr zu Jahr zur Aufnahme der Feuchtigkeit geschickter, die Sumpfvegetation gedeiht immer üppiger, und so bildet sich allmählich, da die niedrige Wärme, die mineralischen Bestandteile

des Wassers und die demselben beigemischte Pflanzensäure die Fäulung der abgestorbenen Pflanzenteile nur einen gewissen Grad erreichen lassen, im Verlauf der Jahre der Pflanzenfilz, den man Torf nennt.

Die Art des Gesteins ist auf die Torfbildung ohne Einfluß, denn wir finden im Harze Moore sowohl auf Sediment- wie auf Eruptivgestein. Wohl aber zeigen die hoch gelegenen andere Beschaffenheit als die tiefer gelegenen; während diese noch eine beschränkte Wiesenkultur zulassen, geht jenen meist jede Kulturfähigkeit ab. Diese völligen Wüsteneien in Höhenlagen, welche ohne Torfbildung noch kultivierbar sein würden, sind es, welche dem höheren Gebirge seinen Charakter geben.

Unter den Moosen, welche sich in unsern Mooren finden, überwiegen die der Gattung Sphagnum. Dieses Torfmoos findet sich in 10 Arten, von denen Sphagnum acutifolium Ehrh. das verbreitetste ist. Die Gattung Splachnum, durch Sp. sphaericum L. (auch in den Nebenformen Sp. ovatum Hedw. und Sp. gracile Schwaegr.) und Sp. vasculosum L. vertreten, ist bei weitem weniger verbreitet. Dagegen ist die sehr häufig vorkommende Gattung Polytrichum (alpinum L. — auf dem Brocken auch in der kleineren Form arcticum Sw. — strictum Menz., commune L., gracile Menz., formosum Hard.) wegen ihrer holzigen Stengel und dichten Blätter an der Torfbildung stark beteiligt. In geringerem Grade auch Bryum (alpinum L. und fünf oder sechs andere Arten); Hypnum (unter den vielen Arten überwiegen revolvens Sw. und stramineum Dicks.), und Orthotrichum (rupestre Schwaegr. und rivulare Turn.).

Von den Heidekräutern finden sich die gemeine Besenheide (Calluna vulgaris Salisb.) und die fleischfarbene Glockenheide (Erica carnea L.), nicht aber die eigentliche Sumpfheide (Erica tetralix). Von anderen Moorpflanzen sind namentlich noch zu nennen: die Simse (Scirpus caespitosus L.), der Sonnentau (Drosera rotundifolia L.), das Wollgras (Eriophorum vaginatum L., E. polystachyum L., E. gracile Koch), die Segge (Carex caespitosa L., C. pauciflora Lightf., C. leporina L., C. stellulata Good., C. canescens L., C. acuta L., C. panicea L., welche nicht über den Fuß des Brockens hinauf geht; C. rigida Good, welche nebst der folgenden Art nicht unter 3000′ heruntersteigt, C. sparsiflora Steud., C. Oederi Ehrh., und die seltene C. limosa L.); die Binse (am häufigsten Juncus conglomeratus L., ferner auch J. filimormis L., J. articulatus L., J. alpinus Vill., J. supinus Moench., J. squarrosus L., dagegen fehlt Juncus obtusiflorus im Gebirge); das Rispengras (Poa alpina L. und P. sudetica Haenk.); das Knabenkraut (Orchis latifolia L., nicht so häufig und nicht über 3000′ hinaufsteigend O. maculata L.); das Habichtskraut in 7—8 Arten (namentlich Hieraceum alpinum L. — am Brocken, Königsberge, kleinen Brocken und an der Heinrichshöhe — und H. Halleri Vill.). Auch die Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus L.), die Kronsbeere (V. Vitis Idaea L.), die Rauschbeere (V. uliginosum L.) und die Moosbeere (Oxycoccos palustris Pers.) gehören dem Torfgrunde an. Von diesen beiden Arten schreibt Behrens in seiner Hercynia curiosa*): „Dieses will ich denen Curiosis zur Nachricht und Warnung sagen: daß es alhier eine Gattung Heydel-Beere gebe, welche Trunckelbeere — V. ulig. — heissen, weilen wenn sie gegessen ein starkes Haupt-Wehe mit einem Schwindel ver-

*) Erste Auflage aus dem Jahre 1703, Seite 142.

ursachen, und gleichsam truncken machen. Nechst dem findet man auch daselbst kleine Beeren — oxyc. pal. —, so denen Heydel-Beeren ziemlich ähnlich sehen, und von denen Leuthen, so da herum wohnen, Apen-Beere, das ist Affenbeere, genannt werden, indem diejenigen, welche davon geniessen, sich wie Affen anstellen, und allerhand tolle Gebärden machen, derwegen sich die Menschen wohl in Acht zu nehmen haben, wenn sie zu der Zeit auf dem Berge (dem Brocken) sich befinden, da solche Beere reiff sind." — Die Bärentraube (Aritostaphylos Uva ursi Spr.), welche Forstrat Wächter im Jahre 1805*) unter den Moorpflanzen des Oberharzes aufführt, ist durch die Kräutersammler hier so gut wie ausgerottet. (Doch vermutet Zimmermann überhaupt, soweit unsere Brüche in Frage kommen, eine Verwechselung mit Vaccinium ulig.)

Die kleine verkrüppelte Birke unserer Torfmoore ist die grauborkige Betula pubescens Ehrh. Doch kommt in ihnen, und zwar nur an dieser Stelle des Gebirges, auch die eigentliche Zwergbirke (B. nana L.) vor, in großer Ausdehnung auf dem Lerchenfelde dem Torfhause gegenüber, vereinzelt im Rotenbruch. Von den Weidenarten sind besonders Salix aurita L. und repens L., sowie die (von Ehrh. S. ambigua genannte) Bastardform S. repenti-aurita vertreten. Salix bicolor, ein Strauch von ein bis drei Fuß Höhe mit kahlen, gelb- oder rotbraunen, glänzenden Ästen und kahlen, orangebraunen Knospen, ist jetzt auf den Abhang des Brockens beschränkt und geht, da sie nur noch mit weiblichen Kätzchen vorkommt und sich deshalb nur durch die Wurzeln fortpflanzen kann, ihrem völligen Untergange entgegen. Dieser kleine Strauch ist dadurch interessant, daß er — wie Salix hastata L. (apfelblätterige Weide), welche sich nur noch am alten Stolberge über Stempeda, und zwar in beiden Geschlechtern, findet — der skandinavischen Form angehört und als ein Überbleibsel aus der Gletscherzeit angesehen werden muß.

Außer diesen eigentlichen Moorpflanzen kommen am Rande der Brüche und an weniger feuchten Stellen derselben auch andere Harzpflanzen vor, namentlich der Barlapp (Lycopodium Selago L., annotinum L., alpinum L., complanatum L. und seltener inundatum), das Labkraut (Galium saxatile L. und sylvestre Poll.) und verschiedene Gräser.

Auch jene Moorpflanzen finden sich nicht in jedem Bruch und an allen Stellen ein und desselben Moores in gleichem Gemisch und gleicher Zahl. Hier überwiegt die eine, dort die andere. Doch kennzeichnet die oben genannte Simse, wo sie in dichten Haufen auftritt, stets ein gutes Torflager, während da, wo Heide und Moosbeere, Moose und Sonnentau vorherrschen, wenigstens in den oberen Schichten kein guter Torf ansteht.

In den unteren Torfschichten sind häufig starke Fichtenstämme, Kiefern, Birken (nach der weißen Rinde Betula alba L.), die Haselnuß (z. B. im Jakobsbruch in einer Torfschicht 9 Fuß tief und in einer Aschenlage), angeblich auch Eichenholz gefunden. Alle diese Baumstämme liegen mit der Spitze nach Südwest, so daß der Waldbruch bei Nordoststurm stattgefunden haben muß. Manche der jetzigen Moore sind demnach vormals, zu einer Zeit, als an eine Forstkultur noch nicht zu denken war, bewaldet gewesen. Die aufgefundenen Baumarten entsprechen völlig dem Bilde, welches wir uns auf Grund der ältesten geschichtlichen Nachrichten vom oberharzischen Walde zu entwerfen im stande sind: das Laubholz war etwas stärker vertreten als heute, aber die Fichte war zu jeder Zeit der vorherrschende Waldbaum. Doch

*) Hercynisches Archiv, S. 616.



wie haben wir uns die Entstehung der Moore auf früheren Waldstrecken zu denken? Man kann sagen: Als hier der Wald durch ein ungewöhnliches Naturereignis niedergelegt war, und also der starke Niederschlag der Höhen nicht mehr teilweise von den Baumkronen aufgefangen und nicht mehr von Bäumen zu ihrer Ernährung verwandt wurde, mußte die Gegend versumpfen und sich mehr und mehr mit Moorpflanzen bedecken; diese ersten Moorflecke aber fraßen gleichsam nach allen Seiten um sich und machten so den Boden in stets sich erweiternder Peripherie für den Baumwuchs untauglich. Indes scheint doch jenes Naturereignis, dem der Wald zum Opfer fiel, nicht — wie wir vorläufig annahmen — ein bloßer Sturm gewesen zu sein. Es weist vielmehr alles darauf hin, daß die Niederlegung des Waldes schon in vorgeschichtlicher Zeit erfolgte und auf die Eruptionen des Brockengranits, welche an diesen Stellen Senkungen der Oberfläche hervorriefen, zurückzuführen ist. Oberforstrat Dr. Hartig schreibt dem Archivrat Dr. Jacobs: „In den 12—13 Fuß hohen Hochmooren des Roten Bruchs zwischen Wurmberg und Brocken stehen drei verkrüppelte Fichtengenerationen über einem Lager normaler Kiefernstämme, die wahrscheinlich prähistorischer Zeit angehören, da zwischen Rinde und Holz bis zu 2 Fuß starker Stämme durchaus gesunden und wie frisch erscheinenden Holzes Scheererit in Kristallen sich ausgebildet hat. Jedenfalls sind die Kiefern auf der Stelle gewachsen, vor Eintritt der Hochmoorbildung, die wahrscheinlich Folge eingetretener Senkung des Bodens ist. Die Kiefern sind auf Granitboden erwachsen, und es ist bemerkenswert, daß das Vorkommen alter lebender Kiefern auf die granitischen Partieen des Oberharzes im Okerthale und Roßtrappe beschränkt ist. Ob die Kiefer früher über die Grenze des Granits hinausgegangen ist, dafür fehlt jede Andeutung; interessant bleibt es aber, daß auch die dritte granitische Eruption des Brockengranits Spuren einer Kiefernvegetation vor dem Aufkommen der Fichte erkennen läßt."

Wie im Rotenbruch, so lassen sich auch sonst auf dem Brockenfelde ein jüngeres Tiefmoor und ein älteres Hochmoor unterscheiden. Ersteres ist feucht, letzteres — ohne jede Baumvegetation — trocken und erscheint da, wo der Pflanzenfilz schon dichtere Beschaffenheit gewonnen hat, fast schwimmend. „Das jüngere Moor, an den mächtigsten Stellen 8—9 Fuß tief, hat eine Filzdecke, und der Torf ist oben 3—4 Fuß mächtig, fett und braun, unten gelb und moosig. Das Hochmoor hat eine Mächtigkeit bis zu 10 Fuß, oben ist der Torf erdharzig und fett, unten aber wieder gelb und lose. Es bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung, daß unter festeren Schichten, offenbar auch vegetabilischen Ursprungs, losere liegen, worin die Pflanzennatur viel vollkommener als in den aufliegenden erhalten ist." (Zimmermann.)

Jene durch starken Wasserzufluß fast schwimmend gehaltenen Moore sind so wenig kompakt und zusammenhängend, daß sie unter jedem Schritte wellenförmig schwanken, auf andern, in denen die Vertorfung bis an die Oberfläche fortgeschritten ist, erkennbar schon daran, daß sie mit dem Scirpus caespit. staudenartig bewachsen sind, kann man bei trockener Witterung sicher und gefahrlos umhergehen, noch andere sind mit einem dichten Filz von Moos, Heide und Beerengestrüpp so dick überzogen, daß man sie zu jeder Jahreszeit unbedenklich betreten kann.

Die Moore stellen nur oben eine ebene Fläche dar; da sie bei ihrer Entstehung alle Vertiefungen und Einschnitte des Untergrundes zunächst auszufüllen haben, so ist ihre Tiefe sehr verschieden. In der Regel ist sie in der

Mitte am beträchtlichsten und nimmt von hier nach den Rändern zu allmählich oder auch plötzlich ab. Wie mannigfaltig die Mächtigkeit des Torflagers wechselt, zeigt sich erst, wenn dasselbe bis zum Grunde ausgestochen ist. Guten Torf liefern unsere Brüche erst bei einer Mächtigkeit von mindestens 5 Fuß.

Selbstverständlich ist der Torf von verschiedener Beschaffenheit und Güte. Den losesten liefern die mit Heide bewachsenen, festen Moore, und in den andern Torflagern führen die unten liegenden älteren Schichten den dichtesten und darum besten Torf. Nur ist dieser in den schwankenden Mooren so stark mit Wasser gemischt, daß seine Verwertung dadurch bedeutend erschwert wird. Die Farbe des Torfes geht von Schwarz durch Schwarz- und Holzbraun bis zu Isabellgelb. Der dunkle Pechtorf ist glänzend auf dem Strich und schon ein wirkliches Erdharz, oft ist er durch Thonbeimengungen besonders schwer. Der Stichtorf dieser Art vom Pixhai, welchem der Torf von der Wolfswarte nahe steht, hat ein Gewicht von 42 Pfund 26 Lot auf den Kubikfuß. Dagegen wiegt ein Kubikfuß des isabellfarbenen losen Moostorfes vom Rotenbruche auf dem Sonnenberge nur 4 Pfund 20 Lot. Am Pixhai, im Bärenbruch u. a. O. muß die lose Torferde (Baggertorf) erst künstlich geformt werden, gewöhnlich aber bildet der Torf schon beim Stechen zusammenhängende Stücke (Stichtorf). — An mineralischen Beimischungen findet sich im Harztorfe Eisen, und, doch seltener, Kupfer. —

Im hannoverschen Harze sind schon im vorigen Jahrhundert mehrfach Versuche gemacht, die großen nutzlos liegenden Brüche zu bewalden. Aber obwohl man sich dabei auf solche Holzarten beschränkte, welche einen feuchten Boden lieben, so mußte man doch diese Versuche bald als völlig vergeblich wieder aufgeben. Ein günstigeres Ergebnis schien dagegen bei dem Versuche, den Torf als Feuerungsmaterial zu verwenden, sich herauszustellen. So leicht indes für diesen Zweck der Torf des Flachlandes dienstbar zu machen ist, so große Schwierigkeiten sind hierbei im hohen Gebirge zu überwinden.

Den ersten Versuch zu einer Benutzung des Harztorfes machte der braunschweigsche, später dänische Oberjägermeister von Lange im Jahre 1735 im Blankenburgschen. Da bei dem hohen Feuchtigkeitsgehalte der Luft der Torf im Freien nicht trocknete, so erfand er besondere Trockenhäuser. Doch erreichte die Sache mit Langes Dienstantritt in Norwegen vorläufig ihr Ende. Als er aber im Jahre 1744 nach Deutschland zurückkehrte, stellte er auf Wunsch des regierenden Grafen zu Wernigerode am Brocken Nachgrabungen nach Torf an und richtete hier, als man das Gesuchte bald fand, einen Torfstich mit Trockenhäusern und eine Anstalt zum Verkohlen des Torfes ein. Die Leitung dieses Unternehmens überließ er bald darauf dem verdienten Forstbeamten von Zanthier, welcher mit ihm in Norwegen gewesen und mit allen seinen Versuchen bekannt war. Von einer unmittelbaren Verwendung des rohen Torfes sah man ganz ab und versuchte es mit einer Verkohlung des getrockneten Torfes für die Hüttenwerke.

Zückert*) beschreibt die Torfarbeit am Brocken folgendermaßen: „Man sticht den Torf mit langen, schmalen Schaufeln in längliche Vierecke, welche ungefähr 9 Zoll lang, 3 Zoll dick und 1 Fuß breit sind. Zwanzig von

---

*) 1. Teil: „Die Naturgeschichte und Bergwerksverfassung des Ober-Harzes, beschrieben von Johann Friedrich Zückert, der Artzney-Gelahrtheit Doctor." Berlin bey Friedrich Nicolai 1762. — 2. Teil: „Die Naturgeschichte einiger Provinzen des Unterharzes nebst einem Anhange von den Mansfeldischen Kupferschiefern von u. s. w." Berlin bei dems. 1763. S. 29 ff.

solchen Stücken legt man jedesmal hohl über einander, damit sie vom Winde ausgetrocknet werden können. Weil sie aber wegen der rauhen Witterung, und besonders die unteren Stücke wegen Feuchtigkeit des Bodens, auf diese Art nicht recht trocken werden können, so werden sie in eigens dazu erbauten Trockenhäusern, deren jedes 150 Fuß lang ist, und durch welche die Luft allenthalben frei durchstreichen kann, auf niedrige Gerüste gebracht, welche von Latten zusammengefügt und auf beiden Seiten schräg gestellt sind. Wenn sie hierin einige Wochen lang gelegen, so bringt man sie in die Schuppen, große hölzerne Gebäude, worin die Torfstücke bis zur Verkohlung verwahrt werden. In diesen befinden sich fünf Böden übereinander, die man mit dicken Latten belegt hat. Hier werden die Torfstücke schichtenweise nach der Länge und Quere hohl übereinander getürmt, so daß sie von der reinen Luft, welche durch die geöffneten Fensterladen hereingelassen wird, allenthalben können durchdrungen und also durch und durch getrocknet werden." Dazu war in der Regel ein Jahr erforderlich. Die Torfschuppen, welche — obwohl längst verschwunden — noch mehrfach auf den Karten verzeichnet stehen, faßten je 110 bis 120 Tausend Stück Torf.

Anfangs verkohlte man den Torf in Meilern, d. h. in kegelförmigen, mit einem Erdmantel umgebenen Haufen, und behandelte diese ganz wie Holzmeiler. Aber da man dabei das Feuer wegen der Stärke des Windes und wegen des faserigen Gewebes des Torfs nicht in der nötigen Weise „regieren" konnte, so büßte man bedeutend an Kohlen ein. Auch das Löschen der Kohlen war mit großen Schwierigkeiten verbunden: Das Gestübbe (feine, trockene Erde), welches die Köhler auf die Holzkohlen werfen, um das Feuer zu löschen, erwies sich hier als unwirksam, weil es nicht in das dichte Pflanzengewebe einzudringen vermochte; durch das Begießen mit Wasser wurden die Kohlen verdorben, und das Bedecken mit Erde, das Hineinstürzen in Gruben und dergl. hatte nicht die erwünschte Wirkung.

„Man kam daher auf den Gedanken*), den Torf in Öfen, und zwar in gemauerten, zu verkohlen, um auf diese Weise den Zutritt der Luft besser abzuhalten und dadurch eine regelmäßigere Verkohlung und ein schnelleres Abkühlen zu bewirken. Diese Öfen hatten im ganzen die Gestalt und Einrichtung von Teeröfen. Um ein kegel- oder meilerförmiges, auf einem Grundgemäuer stehendes steinernes Gewölbe wurde in der Entfernung von etwa einem Fuß ein Mantel gezogen, der — wie gewöhnlich — oben mit jenem Gewölbe zusammenfiel und an der Spitze mit einer Öffnung zum Füllen versehen war, die mit einer eisernen Platte verschlossen werden konnte. Aus der Mitte des Grundgemäuers war eine hölzerne Röhre in ein Vorlagefaß zum Auffangen der übergehenden Flüssigkeiten geleitet. War nun der Ofen gefüllt und verschlossen, so wurde in dem Heizgange gefeuert, worauf sogleich die Verkohlung anfing. Zuerst ging wässeriger Dampf, dann Wasser, und zuletzt ein brenzliches Öl, mit trocknem Rauche verbunden, in die Vorlage; hörte der Rauch ganz auf, so war die Verkohlung beendigt. — Die Kohlen waren zwar von ganz vorzüglicher Güte, allein die Schwierigkeit, sie zu löschen, stellte sich von neuem ein, weil der Ofen nicht fest genug verschlossen werden konnte; und außerdem war die Feuerung, die mit zusammengebundenen Ästen — Wasen — geschah, sehr kostspielig.

*) Wächter im Hercynischen Archiv 627 ff.



Diese Schwierigkeit des Löschens veranlaßte endlich die Erfindung der eisernen Öfen, durch welche man den Zutritt der äußern Luft sicher abzuhalten glaubte. Sie bestanden aus drei bis vier hohlen gußeisernen Cylinderstücken von etwa 3 bis 4 Fuß Höhe, die auf einander gesetzt wurden, und von denen jedes folgende Stück einen kleineren Durchmesser als das vorhergehende hatte. Auf einander gesetzt bildeten sie also einen abgestumpften ringförmigen Kegel. Vier bis fünf solcher Öfen wurden auf ein viereckiges steinernes Grundgemäuer gesetzt und anfangs alle mit einem steinernen Mantel umgeben, innerhalb dessen mit Holz gefeuert wurde. Das Füllen der Öfen geschah auf die vorhin erwähnte Weise. — Die Verkohlung ging auf diese Weise weit schneller vor sich, und es war dazu nicht so viel Brennmaterial erforderlich; allein das Löschen der Kohlen schien ein unüberwindliches Hindernis zu sein, denn ungeachtet des genaueren Verschlusses ging es dennoch nur unvollkommen von statten; und wenn auch nicht so viel Brennmaterial aufging wie bei der vorigen Art, so schien es doch nicht wirtschaftlich, Holz zu verbrennen, um Torfkohlen zu gewinnen. Fast verzweifelte man, die Sache auf vorteilhafte Art in Gang zu bringen, als von Zanthier auf einen Gedanken kam, der nach seiner eigenen Versicherung allen bisherigen Unbequemlichkeiten abhalf.

Es kam alles darauf an, den Zutritt der äußern Luft abzuhalten, wenn die Verkohlung einmal geschehen war, und zu dieser nicht ein äußeres, sondern ein gedämpftes Feuer innerhalb des Torfes selbst zu verwenden. Beides erreichte von Zanthier dadurch, daß er das Loch in der Mitte des Herdes, auf dem der eiserne Ofen stand, mit einem eisernen Rost und einer genau schließenden Fallthür versah. War nun der Ofen von oben mit Torf gefüllt und dieser durch die Zwischenräume des Rostes von unten in Brand gesteckt, so wurde das Herdloch mit der Fallthür mittelst eines Stempels, und ein kleines Gewölbe, das unter dem Herde zum Auffangen der Kohlen angebracht war, mit einer andern eisernen Thür genau verschlossen, so daß der Zutritt der Luft von unten so viel als möglich gehemmt war. Sowie der Torf unten verkohlte und sich senkte, wurde von oben nachgefüllt und damit so lange fortgefahren, bis der Ofen voll war, wozu gewöhnlich zwölf Stunden erforderlich waren. Alsdann wurde auch das Füllloch mit einem eisernen Deckel zugesetzt, sorgfältig verschmiert, und der Ofen zum Abkühlen stehen gelassen, was etwa neun bis zehn Stunden Zeit erforderte. Hierauf wurde der Stempel unter der Fallthür weggeschlagen, und nun wurden die Kohlen, welche durch die Stäbe in das Gewölbe fielen, völlig gelöscht herausgeholt.

Auf diese Weise wurde die Torfköhlerei mehrere Jahre auf dem Brocken betrieben. In sechs der beschriebenen eisernen Öfen sollen 4000 Stück Torf, jedes Stück zu 224 Kubikzoll, in Zeit von 24 Stunden verkohlt und aus ihnen 90 Berliner Scheffel Kohlen gewonnen worden sein. Demnach würde ein jeder Torfofen zwischen 600 und 700 Stück Torf erfordert haben, welche etwa 90 Kubikfuß gleich sind. Zu 100 Kubikfuß Kohlen sollen beinahe 400 Kubikfuß Torfsteine erforderlich gewesen sein, was eine Verminderung von drei Viertel des Umfangs giebt." Im ganzen waren 40 solcher Öfen im Betriebe. Sie standen sämtlich auf ein und derselben aus Barnsteinen aufgeführten Grundmauer, und auch das obere, von Ständern getragene Mauerwerk war „in eins gezogen". Die ganze Anlage soll einen Kostenaufwand von 100000 Thalern verursacht haben.

Die auf dem Brocken gewonnenen Kohlen, welche mit den Händen zu zerreiben und so leicht waren, daß das Maß nur 28 Pfund wog — ein Maß

Birkenkohlen 100 Pfund — wurden in den Hochöfen und Frischfeuern der Eisenhütten verwandt. Sie sollen den Tannenkohlen hierbei an Wirkung gleichgekommen sein, ja diese, wenn der Torf eisenhaltig war, noch übertroffen haben.

Trotzdem wurden im Jahre 1786 die ganze Torfköhlerei aufgegeben und die Öfen und Trockenhäuser abgebrochen, sei es nun, daß die Kohlen einen nachteiligen Einfluß auf das Eisen ausübten, daß die bessere Sorte Torf zu Ende war, daß die Öfen unbrauchbar wurden, oder — und dies ist das Wahrscheinlichere — daß der Gewinn die Kosten nicht deckte. Von den für die Torfarbeiter errichteten Gebäuden blieben das Gasthaus auf der Heinrichshöhe (siehe S. 486) und das Haus auf dem Jakobsbruch, wo später eine — 1842 wieder eingestellte — Glashütte eingerichtet wurde, bestehen. — Von den wernigerodeschen Torfgräbereien lag das Langenwerk (mit fünf Trockenhäusern) in dem kleinen Thale, welches sich zwischen Brocken und Königsberg vom Brockenfelde nach dem Schlufttthal zieht; die übrigen waren auf der Heinrichshöhe, dem Quitschenhai, den Zanthiersbruch (in der Nähe der Schluft), dem Brockenbett (an der Vereinigung der Fahrstraßen von Schierke und Ilsenburg) und im Jakobsbruch. — Später wurde nur noch für die Glashütte und für den Brockenwirt Torf gestochen. —

Nicht günstiger war der Erfolg des Versuchs, welchen die hannoversche Verwaltung behuf Verwertung der Torflager nach dem Vorgange der gräflich stolbergschen Regierung unternahm. Nachdem im Jahre 1749 eine Kommission von Sachverständigen, an deren Spitze der Berghauptmann von Bülow stand, das Vorhandensein brauchbaren Torfes am Bruchberge festgestellt hatte, begann man im folgenden Jahre mit der Stechung und Verkohlung desselben. Man schloß sich dabei im allgemeinen an die wernigerodesche Praxis an. Der gestochene Torf wurde sofort auf Hürden oder Gerüste, welche unmittelbar neben den Torfgruben errichtet waren, zum vorläufigen Abtrocknen gelegt, dann in Trockenhäusern auf dem Bruchberge völlig getrocknet und schließlich nach einem am Fuße desselben erbauten Torfschuppen zur Verkohlung, welche in Meilern geschah, gefahren. Die erstgewonnenen 50 Karren Kohlen wurden einem der Klausthaler Bergschmiede überwiesen und mit den folgenden Versuche in den Eisenhütten angestellt. Da aber ein nicht ganz 100 Kubikfuß haltender Karren an Ort und Stelle auf mehr als 4 Thlr. zu stehen kam — die wernigerodesche Forstverwaltung berechnete bei Benutzung des Ofens den Karren Kohlen einschließlich des Fuhrlohnes bis zur Hütte auf 3 Thlr. 12 Ggr. 8 Pf. — so ließ man es bei diesem ersten Versuche bewenden und benutzte die errichteten Gebäude zu andern Zwecken.*)

Die Versuche hatten folgende interessante Resultate ergeben:

Ein Maß Bruchberger Kohlen wiegt 113½ Pfund (Buchenkohlen 136½ Pfund). Die Wirkung der Torfkohlen verhält sich zu der von Buchenkohlen wie 1:3. Auf den Frischhütten sind die Torfkohlen mit ¾ Holzkohlen zu vermischen. — 341½ Kubikfuß Torf (unverkohlt) sind beim Flammenfeuer 216 Kubikfuß Buchenholz in der Wirkung gleich. Der Torf kann unter Zusatz von ¾ Holzkohlen im Hochofen verwandt werden. —

Wenn diese Versuche zur Verwertung des Torfreichtums des hohen Harzes auch als fehlgeschlagen anzusehen sind, so sind seine Brüche, wie bereits an-

*) Über die Kolonie „Torfhaus" siehe S. 76.



gedeutet wurde, doch keineswegs ohne Nutzen, ja, eine völlige Austrocknung derselben würde für das Gebirge wie für das diesem vorgelagerte Tiefland von den nachteiligsten Wirkungen sein.

Die Torfmoore haben für den Harz dieselbe Bedeutung wie die Gletscher für die Alpen und andere hohe Gebirge. Wie diese zahlreichen Bächen und Flüssen das Leben geben und dieselben unausgesetzt mit ihrem Abfluß speisen, so sind jene die unerschöpflichen Wasserreservoire, aus denen unsere Flüsse und Gräben unaufhörlich sich mit Wasser versorgen. Als ein weit ausgedehnter, mächtiger Schwamm liegen die Brüche auf den an Niederschlag reichsten Höhen und Hochflächen ausgebreitet, um das Wasser einzusaugen und festzuhalten, daß es nicht auf einmal in die Thäler hinunterstürzt, und es vor der Verdunstung zu schützen. „Die Wassermasse senkt sich notwendig nach den tiefsten Punkten des Moores, bildet hier eben so viele kleine Quellen, die sich wieder an einem noch niedrigeren Punkte vereinigen und endlich der Ursprung von Flüssen werden, die nicht allein den Harz, sondern auch einen großen Teil des flachen Landes durchlaufen und durch die braune Farbe ihres Wassers noch lange das Land ihrer Geburt verraten. Ein anderer Teil des Moorwassers fällt durch die klüftigen Steinmassen des Gebirges, setzt seine torfigen Beimischungen unterwegs ab und kommt unterhalb der Torfmoore, oder wohl gar erst am Fuße des Gebirges in Quellen ebenfalls zum Vorschein.“ (Wächter.)

Und nicht nur die Flüsse, sondern auch die Wasserleitungen, welche den Gruben, Aufbereitungsanstalten und Hütten ihr Betriebswasser zuführen, schöpfen aus diesem unversieglichen Quell. Ohne den Rehbergergraben und den Dammgraben, welche das größte Reservoir, das Brockenfeld, anzapfen und mit ihrer Verzweigung namentlich auch die Moore des Bruchberges zur Dienstleistung heranziehen, hätte sich niemals ein geordneter und großartiger Betrieb bei Andreasberg und auf der Klausthaler Hochebene entwickeln können.

22. Der Wald und seine Bewohner.

Welche Bedeutung der Wald für unser Gebirge hat, zeigt schon sein Name. Denn „Hart“, niedersächsisch Hard, noch erhalten u. a. in Spessart (Spehteshart), ist nach Grimm weder mit dem von Aristoteles und Eratosthenes angewandten Ἀρκύνιος und dem in Ptolemäus' und Strabos Schriften vorkommenden Ἑρκύνιος, noch mit Hercynius (Caesar: Hercynia silva, Tacitus: Hercynius saltus, Plinius: Hercynium jugum) verwandt, auch nicht vom Gotischen hardus d. i. hart abzuleiten, sondern bezeichnet einen Hochwald, ein Waldgebirge.

Wenn auch im eigentlichen Harze der Waldbestand die ältere Angabe von 182 000 ha nicht mehr ganz erreicht, da schon die „ausbauende Kolonisation“ manche Lichtung gehauen hat, und in neuerer Zeit nicht nur manche Waldstrecke in der Nähe der Ortschaften ausgerodet ist, um der ärmeren Bevölkerung Kartoffelland zu gewähren, sondern auch die „Rauchblößen“ in der Nähe der Silberhütten sich beträchtlich erweitert haben; so bildet doch auch heutzutage noch der ganze Harz einen einzigen zusammenhängenden, nur durch grüne Wiesenflecke und unkultivierbare Brüche und Blößen unterbrochenen Wald. Zimmermann giebt die Größe desselben in folgenden Zahlen an, wobei die „Morgen“ als kalenberger Waldmorgen von 160 Quadratruten zu verstehen sind:

1. „Königreich Hannover."*)

Königliche Forsten	153 765 m	= c.	53 820 ha,
Ilfelder Stiftsforsten etwa	4 200 „	= c.	1 470 „
Goslarsche Stadtforst	8 235 „	= c.	2 885 „
Osteroder Stadtforst	3 014 „	= c.	1 055 „
Sonstige Gemeindeforsten	1 500 „	= c.	525 „
zusammen	170 714 m	= c.	59 755 ha.

2. Herzogtum Braunschweig.

Ehemalige Kommunionforsten mit einigen Privatwaldungen	52 627 m	= c.	18 420 ha,
Blankenburger Forst	79 645 „	= c.	27 875 „
Privatforsten im Hannoverschen	1 299 „	= c.	455 „
zusammen	133 571 m	= c.	46 750 ha.

3. Königreich Preußen

einschließlich der im Hannoverschen liegenden Privatwaldungen etwa	15 000 m	= c.	5 250 ha.

4. Grafschaft Stolberg-Wernigerode.

Grafschaft Wernigerode selbst	41 000 m	= c.	14 350 ha,
Honsteinsche Forst	20 000 „	= c.	7 000 „
zusammen	76 000 m	= c.	26 600 ha.

5. Herzogtum Anhalt,

der obere Teil, etwa	30 000 m	= c.	10 500 ha.

6. Die Grafschaft Stolberg-Stolberg

	26 000 m	= c.	9 100 ha.
Dazu kommen noch an Privatwaldungen und kleineren Gemeinde- und Kirchenwäldern etwa	15 300 „	= c.	5 355 „
Sonach beträgt die ganze Waldfläche	451 585 m	= c.	158 060 ha.**)

Dabei sind die Waldungen der Grafschaft Mansfeld überhaupt nicht berücksichtigt. Dort besitzt allein die Gewerkschaft 5511 ha Wald (s. S. 229).

---

1. Der Waldbestand.

In dem größten Teile des Ostharzes und in einem auch den obern Harz umziehenden Gürtel, welcher nach der rascheren oder sanfteren Erhebung verschieden breit ist, gleicht der Wald dem der Vorlande unsers Gebirges. „Ein frischer, dichter Kranz von üppigem Laubholz, Hoch-, Mittel- und Nieder-

*) Die Scheidung nach den Provinzen ist nicht genau. Auch der Honsteinsche Forst unter Nr. 4 und die unter 2 und 3 aufgeführten Privatwaldungen liegen in der Provinz Hannover. Die Grafschaft Stolberg-Stolberg verteilt sich auf die Provinzen Hannover und Sachsen. Die Goslarsche Stadtforst steht unter braunschweigscher Hoheit.

**) Die (geringe) Abweichung dieser Angabe von derjenigen auf Seite 151 (160 500 ha) erklärt sich daraus, daß hier die Größe der einzelnen Anteile an der Harzwaldung in möglichst abgerundeten Zahlen gegeben ist.

wald, schmückt die östlichen und südlichen Berge und Thäler; dünner die nördlichen und westlichen Abdachungen und je höher desto spärlicher. Während an den sanfteren Lehnen des östlichen und südlichen Randes noch in einer absoluten Höhe von 1600 Fuß (470 m) das Laub üppig gedeiht, verdrängt am entgegengesetzten Rande schon mit 1300 Fuß (380 m) die düstere Fichtenwaldung den schattigen Laubbaum." (Brederlow.)

Der Vorrang unter den Laubbäumen gebührt unbestreitbar der majestätisch schönen Buche (Fagus sylvatica). Mit ihrer hochgewölbten Krone, die mit ihrer Blattfülle einen dichten Schirm bildet, beschattet sie fast die Hälfte des Waldgrundes im Ostharze. Die jüngeren Kalkflöze bevorzugend, steigt sie am Südharze bis zu 480 m (1650') hinauf, doch scheint sie — was seine Erklärung nur in der Schichtenstellung des Gesteins findet — die Nord- und Nordwesteinhänge der südlichen und südwestlichen Bergseiten vorzuziehen. „Ihre Nachzucht in den Hochwäldern ist sehr beschwerlich, weil die Samenjahre so selten eintreten; nur einmal in 10 bis 12 Jahren ist volle Mast, so daß man wohl 20, ja 25 und mehr Jahre rechnen muß, ehe ein Abtriebsschlag geführt werden kann. Die Bergrücken, wo der Wind das Laub entführt und die Erddecke nur unbedeutend ist, bieten viele Schwierigkeiten dar, und sehr oft ist man genötigt, mit der Pflanzung zu Hülfe zu kommen." (Zimmermann.) Die Buche erreicht ein Alter von 250—300 Jahren und bedarf zu ihrer vollkommenen Ausbildung 120—150 Jahre, weshalb im Hochwalde in einem 120jährigen Umtriebe gewirtschaftet wird. Vom 30. Jahre durchforstet man, doch „nicht in regelmäßigen Zeiträumen, sondern wie es Zeit und Umstände erlauben". Während sie auch im Mittelwalde als Oberholz nicht nur gut fortkommt, sondern auch (falls sie nicht so dicht steht, daß sie dem Unterholze Licht und Sonne benimmt) das Wachstum anderer Holzarten dadurch begünstigt, daß sie mit ihrem Laube, von dem 3 kg 1 kg Stroh an Düngkraft gleichkommen, regelmäßig den Boden verbessert; ist sie für den Niederwald wegen der geringen Ausschlagsfähigkeit ihrer Wurzeln und ihres Stockes wenig geeignet.

Nicht ganz so hoch wie die Buche, nur bis 1500' (c. 440 m), steigt die feste, harte Hainbuche (Carpinus Betulus), die indes trotz dieses Namens keineswegs als Buchenart aufgefaßt werden darf, und für welche die Forstbotanik deshalb den Namen Hornbaum angenommen hat. Kürzeren Stammes und aufstrebenden Geästes, bekommt ihre Krone mehr eine pyramidal-eirunde Gestalt mit fast immer spitz endendem Wipfel; und während die Buche mit ihren Sommertrieben schnell fertig ist, wachsen die meisten Triebe des Hornbaums ohne Stillstand bis zum Herbste fort. (Roßmäßler.) Reine Hornbaumbestände finden sich nur selten (z. B. in der Herzberger Inspektion und am Ziegenkopfe bei Blankenburg), aber überall ist der kräftige und schöne Baum sowohl im Hoch- wie im Mittelwalde eine willkommene Holzart. Besonders eignet er sich als Unterholz, da er mäßige Beschattung gut erträgt und im Stock und Wurzel eine starke und lange dauernde Ausschlagsfähigkeit besitzt; man gönnt ihm als Schlagholz nur 25—30 Jahre. Sein Alter bringt er auf 200 Jahre, doch läßt man ihn nur auf höchstens 100 Jahre kommen. — Verschiedentlich hat er sich in Heisterpflanzung zur Bewaldung von Triften gut bewährt.

Von den beiden Eichenarten kommt die Stiel- oder Sommereiche (Quercus Robur), welche in den Vorbergen noch hier und da stattliche Waldungen bildet, im Gebirge selbst nur vereinzelt vor; dagegen steigt die Trauben- oder

Wintereiche (Quercus sessiliflora) truppweise bis in die Thäler des Oberharzes (Schierke) hinauf.*) Da sie nach den ersten Jahren völlige Lichtstellung verlangt, so gedeiht sie besonders gut als Oberständer in Mittelwaldungen. Sie erreicht ein Alter von 600—800 Jahren, doch wird sie im Hoch- und Mittelwalde zu starkem Nutzholz im Alter von etwa 200, zu Bauholz im Alter von 120—160, im Unterholz als Schlagholz im Alter von 20—40 und als Schälwald im Alter von 12—18 Jahren gehauen.

Der Ahorn, der mit seiner breiten, buschigen Krone und seinen grüngelben zahlreichen Blütensträußchen eine Zierde der oberharzischen Chausseeen bildet, findet sich überall häufig in den Buchenwaldungen eingesprengt. Der Spitzahorn (Acer platanoides), welcher hier die Nordgrenze seiner Verbreitung in Deutschland erreicht, steigt als Waldbaum im Harze bis 1400′ (410 m), der Waldahorn (A. Pseudoplatanus) bis 1800′ (525 m) hinauf. Ersterer findet sich u. a. am Regenstein, an der Roßtrappe, bei Königshof, im Zillierwalde über dem Eckerthale, bei Herzberg, letzterer am Ziegenkopfe bei Blankenburg, an der Roßtrappe, am Rehbergergraben, bei Herzberg. Der Feldahorn (A. campestre), gewöhnlich als Busch, seltener als Baum vorkommend, liebt die Niederungen des Gebirges, nähert sich aber am Hartenberge bei Elbingerode und bei Herzberg auch dem Oberharze, und gedeiht, wie einige ansehnliche Exemplare beweisen, selbst noch in den Gärten bei Klausthal. — Im Alter von 80—100 Jahren gewährt der Ahorn ein brauchbares Baumholz; er bringt sein Alter auf höchstens 200 Jahre.

Die Esche (Fraxinus excelsior) findet sich hin und wieder eingesprengt und an Waldrändern und Wegen angepflanzt, die Ulme oder Rüster als Feldulme (Ulmus campestris) in feuchten Thälern, z. B. in den Bodethälern, im Klostergrunde, vereinzelt auch in höheren Lagen, wie bei Andreasberg und Klausthal; als Flatterrüster (U. effusa) nur einzeln und seltener, z. B. bei Herzberg und Harzburg.

Vom Brocken, den sie bis zu fast 800 m erklimmt, durchsprengt die duftige, leuchtende Birke (Betula alba und pubescens), diese „Repräsentantin des Nordens“, alle Mittelwaldungen als Unterholz; „an geschützten Stellen und sonnigen Halden“, auf leichtem, lockerem Boden, erreicht die schmucke, dichtlaubige Linde (Tilia grandiflora s. platyphylla und T. parviflora s. ulmifolia) beträchtliche Höhe; die friedlose Zitterpappel oder Aspe (Populus tremula) steigt bis auf hohe Berge hinauf, und auch das übrige Pappelgeschlecht (P. alba und nigra), nicht zufrieden damit, daß ihm, dem Fremdlinge aus dem Orient, in Parken und Alleeen eine Stätte eingeräumt ist, sucht sich hier und da wider den Willen des Forstmanns unkrautartig in den Wald einzudrängen. In feuchten Niederungen und Brüchen gedeiht noch die schwarzgrün belaubte gemeine Erle oder Eller (Alnus glutinosa), und auf Bergen von 770 m Meereshöhe die silbergraue nordische Weißerle (A. incana). Auch das Weidengeschlecht ist vielfach vertreten: außer den bereits S. 522 genannten Arten, unter den die beiden skandinavischen unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, finden sich namentlich die purpurblätterige (Salix purpurea L.) bei Rübeland, Rotehütte und Andreasberg, die Korbweide (S. viminalis L.) an Teichen und Sümpfen, auch im Gebirge, seltener, z. B. am Fuße des Ramberges, die graue Weide (S. cinerea L.);

*) Wegen der Verwendung der Eiche und anderer Laubbäume im Gebiete des Hüttenrauches s. unten Nr. 3.

als Waldbaum ist aber nur die knorrige Salweide (S. Caprea L.) zu nennen, welche bis zum Brocken steigt. Ihrer Widerstandsfähigkeit gegen den Angriff der Insekten verdankt die Traubenkirsche (Prunus Padus L.) ihre Aufnahme in Gärten und Friedhöfe des Oberharzes; sie gedeiht sonst vielerorts im Gebirge, an der Ilse, am Goldbach, an der Bode bei Rotehütte, Königshof und Marmormühle, von Viktorshöhe und Güntersberge herab in das Selkethal bei Alexisbad, besonders üppig bei Goslar und Blankenburg.

In den Wäldern der östlichen Vorberge, häufiger noch in denen des Südrandes, findet sich eingesprengt der wilde Birnbaum (Prunus communis L.), ebenda und noch etwas höher (u. a. zwischen Oker und Harzburg, am Regenstein und Scharzfeld, in den Wernigeroder und Blankenburger Wäldern) der wilde Apfelbaum (Pr. Malus L.); auf humosem Lehmboden bei Steigerthal und Blankenburg, auch bei der Blechhütte, auf der Roßtrappe und der Achtermannshöhe der Spierapfel oder die Spierlingsbeere (Sorbus domestica L.), vereinzelt (bei Scharzfeld, zwischen Ilfeld und Rotehütte, bei Blankenburg und Michaelstein) die Mehlbeere (S. Aria Crantz) und (an den beiden letztgenannten Orten, bei Eisleben, Wernigerode, auch an der Roßtrappe und bei Grund) die Elsbeere (S. torminalis).

„Häufiger als früher steigt jetzt die düstere Fichte aus ihrer hohen und kalten Bergregion in die niederen und wärmeren Reviere des Unterharzes; an einzelnen Gehängen findet man auch kleine Schonungen von zarten Lärchentannen“ welcher, seit 1731 eingeführt, im Hannoverschen seit 1752 besondere Beachtung zuteil wird. In einer Berghöhe von 1600′ (470 m) noch gedeihend, wird sie gern zum Durchsprengen der Fichtenbestände verwandt; geschlossene Bestände bildet sie namentlich im Wernigerodeschen (im Ilsethal bis zum Fuße des Brockens), bei Lauterberg, und im anhaltischen Harze. Auch die kühne, silbergraue Edeltanne (Abies alba Mill.), welche 400 m Höhe meistens nicht übersteigt, wird jetzt an manchen Orten kultiviert, so bei Wernigerode, Elbingerode, am Ramberge, in den Lauterberger, Lautenthaler und Grunder Forsten, und die zackige, orangebraune Kiefer (Pinus sylvestris L.), welche in der Blütezeit einem mit zahllosen Kerzen geschmückten Weihnachtsbaume gleicht, bildet im östlichen Gebiete teils reine, teils mit Birken untermischte große Bestände, so auf der Sandscholle zwischen dem Regenstein und dem Hoppelnberge, wo sie vor etwa 100 Jahren angebaut sein soll. Doch gedeiht sie auch noch im eigentlichen Gebirge, so im Schulenbergerthale, an den Klippen des Okerthales, selbst in bedeutenden Höhenlagen, wie auf dem Bauersberge zwischen Klausthal und Grund. Als ein Einsiedler lebt die Eibe (Taxus baccata) im Bodegebiet an der Roßtrappe, und vom Tanzplatz bis Treseburg, sowie bei Grund am Iberge, der nach ihr benannt ist (Eibenberg, Ibenberg), am Winterberge und beim Hübichenstein; auf den dürren Kalkhügeln der Vorberge (am Spiegelsberge, bei Blankenburg, Wernigerode, Goslar und und Osterode) der zähe, strauchartige Wacholder (Juniperus communis L.). Zwischen Güntersberge und Hasselfelde (d. i. Haselfeld) bildet noch jetzt die schmackhafte Haselnuß (Corylus Avellana L.) zusammenhängendes Gebüsch; einst wucherte sie üppiger, „aber wegen der heutigen Forstkultur, wo die Wälder immer lichter, weniger geschlossen und gegen Frost und Wind nicht geschützt sind, gedeiht der Strauch nicht mehr.“ (Brederlow.) Dagegen durchzieht die Rose das ganze Gebirge. Während sich die seltenere zarthaarige Rose (Rosa dumetorum Thuil.) vorwiegend in den Vorbergen hält, und die durch ihr angenehm duftendes Blatt sich auszeichnende Weinrose (R. rubiginosa L.)

den Oberharz meidet, bevorzugen andere Arten gerade die Höhen, wie die borstenstielige (R. collina Jacq.), welche sich u. a. bei Klausthal, beim Johanneser Zechenhause, bei der Marmormühle und am Regenstein, die stachellose Alpenrose (R. alpina Meyer s. Hampeana Griseb.), welche sich z. B. auf den Felsen zwischen der Roßtrappe und Treseburg findet; und die filzblättrige (R. tomentosa S.), welche u. a. bei Klausthal, am Büchenberge, bei Hüttenrode, am Ziegenkopfe bei Blankenburg, an der Roßtrappe, am alten Stolberge und Sachsenstein, doch in einer Nebenform auch am Gebirgsrande, bei Wienrode und Michaelstein, gedeiht. Im Gebirge weniger häufig als in den Vorbergen ist die Zimtrose (R. cinnamomea L.), doch hat sie ihren Hauptstandort am alten Stolberge und in dessen Umgebuug, am Wege von Stempeda nach Steigathal und an den südlichen Abhängen nach Rottleberode zu. Überall aber, in Thälern und auf den Höhen, findet sich die genügsame Hundsrose (R. canina L.), die mit anderen Arten vielfach Bastardformen erzeugt. — In sonniger Lage, am liebsten auf kalkhaltigem Boden (gesellschaftlich im Johannisholze über Steigerthal), treffen wir den ursprünglich als Zierstrauch aus dem Süden eingewanderten Sauerdorn (Berberis communis Berberitze); in feuchten Wäldern der Vorberge und um den ganzen Gebirgsrand, doch auch bei Hohegeiß, Hasselfelde und Rübeland, den gemeinen Schneeball (Viburnum Opulus L.) und auf thonigem, kalkhaltigem Boden (z. B. bei Halberstadt, Mansfeld und Steigerthal) den wolligen Schneeball (V. Lantana L.), der im Harze die Nordgrenze seines Vorkommens in Deutschland erreicht; in den Laubwäldern überall den gemeinen Flieder (Sambucus nigra L.) und auch in den Tannenwäldern (z. B. an der Steinernen Renne, bei Rotehütte, am Rehberge bei Andreasberg) den Traubenflieder (S. racemosa L.); an den Waldrändern überall den Schlehdorn (Prunus spinosa L.), seltener, und nur bis zur Tannenregion, den gemeinen und den fiederschnittigen Weißdorn (Crataegus oxyacantha L. und C. monogyna Jacq.). — Felsen und Steingeröll umranken in allen Höhenlagen die Himbeere und Brombeere in zahlreichen Arten und Nebenformen. —

Haben wir uns bisher fast ausschließlich am Gebirgsrande und im Ostharze gehalten und nur gelegentlich, um nicht wiederholen zu müssen, dabei auch einen Blick in den Westharz geworfen, so treten wir nun in diesen selbst, in „die grüne Nacht der hohen, dichten Tannenwälder ein, welche nur hin und wieder durch eindringendes Licht, oder durch helleres Grün der Moose und der großen Farnkräuter, die in dicken Büscheln die Wurzeln der Bäume bekleiden, erhellt wird, und deren schauervoller, ehrwürdiger Eindruck noch um vieles bald die feierliche Stille, bald das Pfeifen des Windes durch die Tannenwipfel, die melancholischen Töne der Waldvögel, das harmonische Geläut der Rinderglocken auf den Bergweiden, oder das dumpfe Getöse der Hammer- und Pochwerke erhöhen.“ (Gilbert S. 471.)

Es ist die Rottanne oder Fichte (Pinus Abies L., Abies excelsa DC), welche den hohen Bergen und tiefen Thälern des „hohen Harzes“ durch ihre dunkeln, lang hinziehenden, einförmigen Massen, in denen der einzelne Baum gleichsam untergeht, den düstern, ernsten Charakter verleiht. Wohl ist sie dem Harze nicht ausschließlich eigen, aber es giebt in Deutschland kaum ein zweites Gebirge von gleicher Höhe, in dem ihre Herrschaft eine so wenig beschränkte ist. Leiteten doch die alten Geographen (siehe S. 476) den Namen unsers Gebirges sogar vom Harze seiner Fichte ab.

„Sie ist der richtige, hier heimische Gebirgsbaum, ganz geschaffen für den meist flachen, steinigen Boden und für das feuchte Gebirgsklima.“ (Reuß.)

Das Gebiet, in welchem sie prädominiert, hat im Osten eine Linie zur Grenze, welche die Orte Hohegeiß, Tanne und Benneckenstein verbindet; auf den andern Seiten reicht es beinahe, bei der Stadt Osterode völlig, bis an den Fuß des Gebirges. Sie gedeiht gleicherweise auf Granit und anderm Eruptivgestein wie auf Grauwacke und andern Sedimenten, doch bevorzugt sie Grauwacke und Thonschiefer. Ihr Gebiet schließt die höchsten Berggruppen und -Rücken, die Brockengruppe, den Bruchberg-Acker und Kahlenberg, und die höchstgelegenen Hochebenen ein, in deren Tiefe die reichen Metallschätze lagern, zu deren Gewinnung sie sich dem Harzer als mächtiger „Hebel“ *) darbietet. In den Brüchen der kalten, vom Nebel umwogten Höhen erreicht sie in Hunderten von Jahren noch nicht die Höhe eines Meters und kaum eine Dicke von fünf Centimetern; zwergartig kriecht sie in der Richtung nach Osten über den Boden hin und verbraucht ihre geringe Kraft zur Bildung krüppelhaften Wurzel- und Stockholzes. Welcher Kontrast zwischen diesen kümmerlichen „Bruchbergbeständen“ und den majestätischen Waldungen an den tieferen Einhängen der Bergwände! Hier in günstigerem Boden und milderem Klima schwingt sie sich in 100—120 Jahren zu der riesenhaften Höhe von 30—45 m hinauf und erreicht eine Stärke von einem Meter; hier gebührt ihr in Wahrheit der Name einer „Palme des Nordens“. Wie schmiegt sie sich überall dem Grund und Boden an! Wo nur eine dünne Erdkrume das feste Gestein überkleidet, da schiebt sie flach und horizontal ihre Wurzeln nach allen Seiten dicht unter der Oberfläche hin und schlägt, um sich zu halten, ihre Fasern in jede Spalte und Vertiefung. Wo ihr dieses nicht gelingen will, da treibt sie senkrecht eine starke Pfahlwurzel und zwängt diese gewaltsam in eine lockere Stelle des Gesteins. Nackte Felsblöcke und Steintrümmer, welche den Boden bedecken, umflicht sie, sich anklammernd, mit ihrem Wurzelwerk; sie weiß jede Fuge zu finden und treibt nicht selten, wenn auch langsam, doch sicher, selbst größere Klippen keilartig auseinander. In der Überwindung des Widerstandes wächst ihre Kraft. Während sie auf fruchtbarem, wenig steinigem Boden nur ein loses Holz von geringer Dauerhaftigkeit liefert, erreicht sie auf trocknem, thonigem Erdreich mit klüftigem, das Wasser durchlassendem Untergrunde fast die Härte und Festigkeit des Eichenholzes.

Die aus Buchen und Fichten gemischten Bestände werden immer kleiner an Umfang und geringer an Zahl. Bei Hauungen sind auch die Buchen kahl abgetrieben und meistens nicht wieder ersetzt. So sind noch im letzten Jahrzehnt solche Bestände am Heiligenstock und am Hutthal auf dem Klausthaler Plateau bis auf unscheinbare Reste der Art zum Opfer gefallen. Auch nach Osten dringt die Fichte unaufhaltsam erobernd vor. Wirft doch auch ihre Kultur fast den doppelten Gewinn wie die des Laubholzes ab.

„Der Anteil, den die Buche an der Bewaldung (des Oberharzes) noch hat, mag etwa $^1/_{10}$ betragen. In den wenigen Lagen, wo sie mit Erfolg angebaut ist, zeigt sie recht guten Wuchs, doch sind ihre Standörtlichkeiten beschränkt. Über 450 m Meereshöhe hinaus gedeiht sie (hier) nur ausnahmsweise. Auch auf den flachgründigen Rücken, an West- und Südwesthängen ergiebt sie nur dürftigen Wuchs.“ „Die Eiche wird nur einzeln oder

---

*) „Ist das Erz der Schatz, den der Harzer zu heben sucht, so ist die Fichte der Hebel.“ Wächter im Herc. Archiv, S. 104.



gruppenweise in Buchen- oder Fichtenbestände eingesprengt gefunden. Nur in seltenen Fällen findet sie einen ihr zusagenden Standort, auf dem sie ohne fortwährende Nachhülfe den Kampf mit den umgebenden Holzarten bestehen kann. Nur an wenigen Stellen zeigt sie, im Buchenhochwalde eingesprengt, befriedigenden Wuchs. Im Fichtenwalde, einzeln eingemischt, hat sie durchweg Mißerfolge zu verzeichnen." „Auch die genügsame Kiefer kommt nur einzeln gemischt mit andern Holzarten oder in reinen Beständen von geringer Ausdehnung vor und ist in der Regel erst infolge des Hüttenrauches, welcher die Fichte verdrängt hatte, angebaut, um den Boden vor gänzlicher Verödung zu schützen. Ausnahmen bilden einige Partieen des Innerstethales, wo die Kiefer armes Flußgerölle deckt, und verheidete Flächen des Goslarschen Stadforstrevieres, wo sie zur Unterdrückung der Heide kultiviert ist und nur als Vorkultur gelten kann. Sie wächst namentlich in der Jugend recht üppig, doch bleibt ihr Holz brüchig, schwammig und ziemlich wertlos. Schnee- und Eisanhang sind ihre gefährlichen Feinde, die sie kaum das Stangenholzalter erreichen lassen. Über 50 Jahre alte Bestände sind kaum vorhanden. Als Vorkultur hat sich die Kiefer auf verödetem und verwildertem Boden sehr bewährt, und sie scheint berufen zu sein, bei der einstigen Wiederkultur der Hüttenrauchsblößen eine Rolle zu spielen. Mit gutem Erfolge hat man unter der Kiefer Laubholz nachgezogen." — „Die Edeltanne kommt nur in wenigen Exemplaren vor. Wenn auch voraussichtlich ihr Anbau mit Erfolg und vielleicht mit großem Vorteile gegen mancherlei Kalamitäten einzuführen sein würde, so hat dies doch bisher hauptsächlich des Wildes wegen nicht gelingen wollen." — „Die Lärche, welche vielfach zu Anfang des Jahrhunderts rein und gemischt erzogen wurde, ist fast überall infolge der bekannten Krankheitserscheinungen wieder verschwunden, und was noch vorhanden ist, kümmert und geht langsam, aber sicher seinem Untergange entgegen." — „Erle, Esche, Ahorn, Birke und Ulme werden nur vereinzelt in andern Beständen, auf ihnen besonders zusagenden Bodenverhältnissen und an Chausseeen angetroffen." (v. Schröder und Reuß.) —

Wenn auch danach nicht von großem Belange, so sind die gemischten Bestände mit ihrem Farbenkontrast, die mit der Lärche dicht durchsprengten Abhänge und die Kiefergruppen, welche aus dem unabsehbaren Fichtenmeere inselartig sich abheben, doch wohlthuend für das Auge, welches der landschaftlichen Schönheit sich freut.

Habe ich die wenigen Laubbäume und Sträucher bereits aufgezählt, welche die Fichte in ihrem Gebiete noch duldet, oder welche die Forstverwaltung in ihrem Kampfe gegen die Rauchschäden der Hütten wieder anpflanzte, so darf doch hier eines Baumes nicht vergessen werden, welcher dem Oberharze in hervorragender Weise zum Schmucke gereicht, der schlanken Vogelbeere oder „Quitsche" Sorbus aucuparia L. [Eberesche]). Zieht schon ihr schönes, fiederschnittiges Blatt, das sie bei uns nur noch mit der Esche gemein hat, das Auge unwillkürlich an, so tritt sie zweimal im Jahre, im Frühlinge, wenn sie mit lieblich duftenden weißen Blütendolden dicht bedeckt ist, als wäre der letzte Winterschnee auf ihr haften geblieben, und im Herbste, wenn sie ihre appetitlichen, feuerfarbenen Beeren den Kramtsvögeln zum leckern Schmause darbietet, in Wahrheit in festlichem Gewande anmutig vor uns hin. Sie beschränkt sich nicht darauf, auf den Höhen, die selbst der Ahorn nicht mehr ersteigen mag, die Chausseeen sauber einzufassen, sondern sie bemüht sich auch mit Hülfe der ihr zu Dank verpflichteten Vogelwelt, die Wälder bis zur Achter-

mannshöhe und zum Brocken hinauf wieder zu durchsprengen, und bescheidet sich da, wo der Boden ihr die Nahrung nur spärlich darzureichen vermag, als Busch sich anzusiedeln.

Während sich auf den durch Abtrieb geschaffenen Lichtungen gar bald eine üppige Vegetation entwickelt, so daß die Baumstümpfe unter dem zu Tausenden sich einstellenden roten Fingerhut (Digitalis purpurea L.), dem hie und da der gelbe Fingerhut (Dig. ambigua L.) zur Seite tritt, dem rotblühenden, hohen Weidenröschen (Epilobium) und den strauchartigen Habichtskräutern (Hieracium) fast verschwinden, ist der Pflanzenwuchs im Fichtenwalde im allgemeinen nur spärlich und kümmerlich. Dicht und fest liegen die trockenen Nadeln dem Boden auf und gewähren nur wenigen Gräsern, dem Wintergrün (Pyrola uniflora und secunda L.), dem Ehrenpreis (Veronica montana L., serpyllifolia L. u. a.), dem Wachtelweizen (Melampyrum sylvaticum L. und nemorosum L.), dem Zweiblatt (Listera cordata RB.), dem Sauerklee (Oxalis acetosella L.) und einigen anderen genügsamen Pflanzen hie und da ein Plätzchen. Aber an den Wegrändern und sonnigen Stellen wuchern Heidel- und Kronsbeeren und Heidekraut üppig; an feuchten Plätzen und um den tellerartigen Fuß der Fichten herum erneuern sich unaufhörlich die dichten, grünen Teppiche der verschiedenartigsten Moose, aus denen hie und da ein Läusekraut (Pedicularis sylvatica L. und palustris L.) seine rote Lippe hervorstreckt; an den Gräben und Gesteinsschluchten drängen sich die grünen Wedel der Farnkräuter, von denen ich nur das im Lande seltene glänzende, dunkle Blechnum Spicant nenne; hier sind ganze Strecken des braunen Waldgrundes von der Renntierflechte (Cladonia rangiferina L.), dort von der hier Brockenmoos genannten isländischen Flechte (Cetraria islandica L.) und der niedlichen Becherflechte überzogen; und überall schießen nach warmem Regen die Pilze und Morcheln, eßbare und unheimliche, scharenweise hervor. Und selbst die freiliegende Klippe, die noch nichts weiter zu bieten vermag, wird durch die winzige Veilchenalge (Chroolepus hercynicus Kütz.) zum wohlriechenden „Veilchenstein“.

„Über 2800 Fuß (820 m) Höhe hört auch das Lebensgebiet der Fichte auf; ihr gerader Wuchs verkrüppelt dort, der schlanke Leib schrumpft knorrig zusammen, die üppigen, feisten Wedel zerfahren in dünnes Reis, und Stamm und Ast sind umrankt von zottigen Bartflechten; der feste, dichte Wald wird, je höher bergan, desto lichter; horstweise kauern nur noch einzelne krumme Stämme zusammen, bis endlich, in vermickerter Gestalt, einsam hier und dort eine Zwergfichte hinter festen Felsen Schutz sucht vor dem eisigen Sturme des nackten Hochgebirges.“ (Brederlow.) —

Über die Verbreitung der Holzarten in den Harzforsten der Provinz Hannover (siehe die Zusammenstellung im Eingange dieses Aufsatzes) giebt Zimmermann unter Zugrundelegung des Jahres 1829 folgende Zusammenstellung:

A. Tragbarer Waldboden:

1. In vollen Beständen:

Reiner Fichtenwald . . .	101 095	Mrg.	6	Q.-R.	=	35 353	ha
Fichten u. Laubhölzer gemischt	8 641	„	42	„	=	3 024	„
Laubholz-Hochwald	23 413	„	77	„	=	8 195	„
Mittelwald	2 573	„	52	„	=	901	„
Niederwald	800	„	99	„	=	280	„
Überhaupt	136 523	Mrg.	116	Q.-R.	=	47 753	ha

	Übertrag	136523	Mrg.	116	Q.-R.	=	47753 ha
2.	An bepflanzten Triften . .	808	„	143	„	=	283 „
	Also bestandener Waldboden	137332	Mrg.	99	Q.-R.	=	48036 ha
3.	An kulturfähigen Blößen .	11441	„	32	„	=	4004 „
	Also tragbarer Waldboden .	148773	Mrg.	131	Q.-R.	=	52040 ha

B. Unkulturbare Blößen:

An Brüchen, Mooren und Wegen bleiben also . .	4991	Mrg.	82	Q.-R.	=	1747 ha

Wenn auch seitdem manche Waldblöße bepflanzt und mancher gemischte Bestand in reinen Fichtenwald übergeführt ist, so giebt doch diese Übersicht im allgemeinen noch immer einen einigermaßen brauchbaren Anhalt.

---

2. Ist die Fichte am Harze einheimisch?

Unter den Forst- und Pflanzenkundigen ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Fichte ein Fremdling im Harze sei, und daß zu ihrer Anpflanzung der Bergbau vor etwa 500 Jahren die Veranlassung gegeben habe. So sagt Hampe in seiner Flora Hercynica am Schluß des die Coniferen behandelnden Abschnittes S. 253: „Die im Harze in großen Beständen allgemein kultivierte Fichte, die seit Jahrhunderten immer mehr die Laubhölzer verdrängt, ist aus dem Voigtlande*) eingeführt, nachdem man zum Bergbau alle Stämme von Eichen, Buchen, Birken und Haseln verbraucht hatte, denn aus diesen Laubhölzern nebst Linde und Weide bestanden die früheren Wälder am Harze: „Von Nadelhölzern ist ursprünglich nur Taxus und Juniperus dem Harze angehörig. Vorstehend außerdem beschriebene sind zu Kulturen benutzt."

Solchen ohne jede Berücksichtigung der Geschichte des Harzes und seines Waldbestandes aufgestellten Behauptungen ist schon 1861 der Regierungsdirektor Sporleder in Wernigerode und 1878 in einer eingehenden Abhandlung (Z. d. H.-V. 1878, 442—463) der Archivrat Dr. Jacobs daselbst entgegengetreten. —

Allerdings muß zugegeben werden, daß auf dem Oberharze in alter Zeit mehr Laubholz wuchs als heutzutage, aber es kann zugleich bestimmt und unanfechtbar nachgewiesen werden, nicht nur, daß neben demselben auch die Fichte, Tanne und Kiefer vertreten waren, sondern sogar, daß erstere die bei weitem überwiegende Holzart war.

Auf das Laubholz im Westharze weisen verschiedene alte Forstnamen hin, die sich teilweise bis heute erhalten haben: im Jahre 1287 Bochope d. i. Buchenkopf zwischen Goslar und Klausthal, 1340 Bockenhai d. i. Buchenhai und Aichberg im Goslarschen Oberharze, 1462 letzterer als Ekenberg; im 15. Jahrhundert Lindenstig im Amte Elbingerode, 1496 Buchberg an der Ilse, 1506 Orinstig (Ahornsteig), Buchhof, Büchenberg und Lintlo ebendort; c. 1530 Ahornbrunnen (die Innerstequelle), die Hohe Buche (jetzt Tränkeberg bei Klausthal); 1588 der Sohelwinckel am rechten Ilseufer, 1640 Buchhorst unter dem Schneeloch am Brocken. Dazu kommen noch u. a. die Forstnamen Quitschenberg und Quitschenhäu, Birkenköpfe, Bruchberg, Öhrn- oder Ahornkopf, Linden- und Eichberg, sämtlich im Brockengebiete, der Hasselkopf unterhalb der

*) Warum aus dem Voigtlande? Stammt der alte Mann etwa daher?



Drei Annen, der Birkenberg südlich von der Achtermannshöhe, der große und kleine Eschenberg bei Andreasberg, der Allerberg auf dem linken Ufer der Söse bei Kamschlacken, der Quitschenberg auf dem rechten Ufer daselbst, der Eichelnberg auf dem rechten Ufer der Söse bei Riefensbeek, der Eichelnberg auf dem linken Ufer der Innerste zwischen Silbernaal und Wildemann, der Eichberg auf dem linken Ufer der Oker bei Schulenberg.

Auch die Laubholzarten selbst werden erwähnt. Im 16. Jahrhundert fand man die verfallenen Gruben des Alten Mannes, d. i. der ersten im 14. Jahrhundert erloschenen Bevölkerung des Oberharzes, vielfach mit Buchen-, Birken-, Linden-, Quitschen-, Weiden- und Haselholz verzimmert. Noch im Jahre 1730 fand man in einer solchen Grube auf dem Dietrichsberge Gezimmer von Birken- und Buchenholz, sowie im „Segen des Herrn" Untersetzröhren von Quitschen und Gossen von Erlenholz. Im Jahre 1393 gestattete Herzog Otto und im Jahre 1395 Herzog Friedrich den Bürgern von Goslar, in ihrer Holzmark das Tannenholz und „appeldernholt" d. i. Ahornholz zu schlagen und zu nutzen. 1457 verkauften die Herzöge von Grubenhagen der Stadt Goslar das Recht, in dem Gebiete, welches östlich von der Oker (bis zur Quelle) und westlich von der Goslar-Osteroder Heerstraße und der Innerste (bis zur Quelle) begrenzt wird, das „Hardeholt" d. i. Laubholz zu nutzen. 1513 gestattete Herzog Philipp von Grubenhagen den Bürgern seiner Stadt Osterode, das zum Bau des Johannisklosters erforderliche Tannen- und „andere Holz" in seinem benachbarten Forst zu hauen, und 1581 überließ ihnen Herzog Wolfgang das harte Holz in diesem Bezirk gegen Zahlung von 500 Thalern. In der bis zu den Hohneklippen aufsteigenden Achtwort „Landmann" durften die berechtigten Gemeinden nach einem Weistum aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts u. a. nicht nutzen: Ahorn-, Linden- und Eschenholz. Eine wernigerodesche Urkunde von 1411 erwähnt im Amelungsfeld und Hagedorn „allerleye holt", nach der gräflichen Forstrechnung von 1593 wurden u. a. Buchen, Eichen und Eschen abgefahren. Im Jahre 1614 ließ man bei einer Hauung am Kuhborn und Schwenkskopf alle Eichen und 1698 an der Ecker „etzliche Hauptbeume allerhand Holtzes" stehen. 1616 wird eine „Ecke Unterholzes" unter den Tannen am Scharfenstein erwähnt.

Berücksichtigen wir daneben, daß, wie schon S. 522 gezeigt wurde, die Torfmoore des Oberharzes die verschiedensten Laubholzarten aufweisen, so ist damit eine nicht unbedeutende Verbreitung des Laubholzes auf und an dem Oberharze, den jetzt fast ausschließlich die Fichte beschattet, ausreichend bewiesen. Mehr aber nicht! —

Im Jahre 1457 verkauften die Herzöge der Stadt Goslar die Nutzung des Laubholzes in dem oben genau bezeichneten umfangreichen Bezirke für die unbedeutende Summe von 80 Gulden, und im Jahre 1581 Herzog Wolfgang der Stadt Osterode alles harte Holz in einem großen Harzforste für die Summe von nur 500 Gulden. Geht schon hieraus hervor, daß das Laubholz im Oberharze, selbst in seinen nach Osterode abfallenden Einhängen, nur eine ganz untergeordnete Bedeutung hatte, so sind die Nachrichten überaus zahlreich, welche das Nadelholz und insbesondere die Fichte als das Hauptgehölz des Westharzes schon in ältester Zeit hinstellen.

Unter Verweisung auf S. 476 erinnere ich zunächst wiederholt daran, daß die alten Geographen Celtis und Rauws den Namen unsers Gebirges vom Harz der Fichte ableiten, und daß nach jenem das Land meist Taxus und die

Fichte hervorbrachte. Daß aber auch die Weißtanne und die Kiefer schon im 16. Jahrhundert, ehe an eine Forstkultur zu denken war, verbreitet waren, geht aus Johann Thals sylva Hercynia hervor.

Noch weiter als diese Schriftsteller führen die Urkunden die Fichte zurück. In einer Befriedigungsurkunde des oberharzischen Bergwerks aus dem Jahre 1323 nehmen die Herzöge von Braunschweig auch insbesondere die „Danne" in ihren Schutz, und in den bereits erwähnten Urkunden von 1393 und 1395 wird das „Danholt" vor dem Appeldern an erster Stelle genannt. Auch das vom Grafen Heinrich zu Wernigerode im Anfange des 15. Jahrhunderts der Landgemeinde erteilte Weistum führt das „Dannholtz" vor dem Laubholze auf. Im Jahre 1411 waren die Forstorte Amelungsfeld und Hagedorn im wernigerodischen Oberharze wohl mit allerlei Holz, aber zumeist mit „Danneholt" bestanden. Im Jahre 1496 verschrieb Graf Heinrich dem Burchard von Cramm und Hermann vom Hause für ein Darlehn von 1700 Gulden mehrere Forstorte zum Kohlen, doch mit dem Beding, daß alle „Thann, fiechten, keynboyme (Kiefern) und was man nennet weichholtz"*) stehen bleiben sollten. 1509 verpfändeten die Herzöge von Grubenhagen einen Tannenwald am Harze, und in der vorhin genannten Urkunde von 1513 wird außer dem zuerst genannten Tannenholz das „andere Holz" nur nebensächlich genannt.

Das Gebirgsdorf Tanne an der Warmen Bode heißt schon im Anfange des 14. Jahrhunderts „der Tann". Beachtenswert ist auch, daß der Familienname Dannhauer schon früh und häufig auftritt. Die Forstorte Schwarze Tannen und Düstere Tannen auf dem Brockenfelde haben diesen Namen, der sich mehrfach im Oberharze, z. B. zwischen Grund und Frankenscharn, wiederholt, schon im 15. und 16. Jahrhundert. 1482 wird ein „Tannenforst" im Amte Elbingerode, 1587 der Tannenklinz bei der Plessenburg erwähnt. Im 16. Jahrhundert war der Pfeifersklint am Holtemmeberg ein Tannenhai. In Verträgen der Grafen von Regenstein und von Wernigerode über eine gemeinschaftliche Holzniederlage aus den Jahren 1531 und 1536 wird als das vorzüglichste Nutzholz Tannen- bezw. Tannen- und Fichtenholz genannt. Die Blankenburger Forstrechnungen von 1545—48 führen nur verkauftes „Dannholz", die wernigeroder Rechnungen von 1525—27 tannene Kufenbretter vom „Kolforde undirm Brogken" auf. Nach einem Anschlag über die Köhlerei im Brockengebiet am Hannekenbruch aus dem Jahre 1549 wurde zunächst das Tannenholz weggeschlagen und in die gräfliche Holzniederlage geschafft und dann das Laubholz verkohlt. Die gräflichen Forstrechnungen machen eine große Anzahl von Forstorten namhaft, in denen Tannen gehauen wurden, und verzeichnen aus den „Düsteren Tannen" nur Tannen. 1574 ließ Herzog Julius von Braunschweig am Westabhange des Brockens eine große Anzahl Tannen schlagen.

Aus diesen Aufzählungen, welche wir damit schließen, geht Folgendes hervor:

---

*) Ist hierin etwa auch die Lärche eingeschlossen? So unzweifelhaft fest die Einführung dieses Baumes im vorigen Jahrhundert zu stehen scheint, so auffällig ist es, daß die etwa aus dem Jahre 1530 stammende Harzkarte bereits die Lerchenköpfe nordwestlich vom Torfhause als „Lerchenkopff" verzeichnet hat. Doch ist hier wohl von Analogieen wie Birkenkopf, Haselkopf abzusehen, da der Name Lerchenkopf sich — wie z. B. Adlersklint — auf den Vogel beziehen kann.



1. Der ganze Westharz von Osterode im Westen bis in das Blankenburgsche im Osten und bis an die Abhänge des Brockens war schon vor drei, vier und fünf Jahrhunderten an manchen Stellen ausschließlich, an den übrigen vorwiegend mit unsern heutigen Nadelhölzern bestanden.

2. Wenn unter diesen auch die Fichte überwog — wie dann diese meistens unter dem urkundlich „Tanne" genannten Baume zu verstehen ist, so kamen doch auch schon damals die Edel- oder Weißtanne und die Kiefer oder Föhre, letztere sogar, wie in dem 1496 erwähnten Fuhrenthal und dem schon 1488 erwähnten Kienberge, anscheinend in geschlossenen Beständen, vor. (Die Kiefernbestände in der Heese beim Regenstein und im Reddeberholze bei Charlottenlust sind nicht als neue Anpflanzungen, sondern als Überreste alter Geschlechter anzusehen, die dem mageren Boden, mit welchem sie sich begnügen, die Fristung ihres Daseins verdanken.)

3. Das weiche oder Nadelholz gehörte als das Hauptgehölz zu den Vorrechten des Landesherrn. (Hierin findet auch die starke Verwendung von hartem Holze in den Gruben des Alten Mannes teilweise ihre Erklärung.)

4. Bei den ersten unvollkommenen Anfängen der Holznutzung im Brocken- und angrenzenden Gebiete verkohlte man das harte Holz und ließ meistens nur Fichten als sogen. Hauptbäume oder Laßreiser zur Fortpflanzung stehen. —

Doch wir können die Fichte am Harze noch bedeutend weiter zurückverfolgen. In den alten Städten am Harzrande — die oberharzischen können ja nicht in Betracht kommen — hat sich noch eine nicht geringe Zahl von Wohnhäusern aus dem Mittelalter erhalten, in denen ausschließlich oder vorwiegend oder teilweise Tannenholz Verwendung gefunden hat. Bekannt ist namentlich (siehe S. 435), daß im Kaiserhause zu Goslar nach dem Brande von 1289 die beschädigten Steinsäulen durch Pfeiler aus Harzer Tannenholz ersetzt wurden. — Und in den Torfmooren des Brockengebietes finden sich nicht nur häufig starke Fichten- und Kiefernstämme neben Laubhölzern, sondern im Hochmoor des Rotenbruchs sogar „drei verkrüppelte Fichtengenerationen über einem Lager normaler Kiefernstämme, die wahrscheinlich prähistorischer Zeit angehören". (Siehe S. 523.) —

Ist demnach die durch nichts zu stützende Ansicht, daß die Rottanne, Weißtanne und Kiefer mit den ersten Bewohnern des Oberharzes vor 500 Jahren (oder mit der zweiten Bevölkerung vor etwas über 300 Jahren?) hier gleichsam eingewandert sei, oder daß die Ansiedler sich jene Bäume nach Verwüstung des harzischen Laubwaldes aus ihrer früheren Heimat (dem Voigtlande?) hätten nachkommen lassen, als völlig haltlos zurückzuweisen; so ist dennoch die Veränderung in der Waldbekleidung unsers Gebirges in geschichtlicher Zeit eine überaus große gewesen.

Sie begann, sobald der Mensch mit Axt und Säge in den jungfräulichen Urwald eindrang, um sich die Stämme, deren er zum Haus- und Grubenbau bedurfte, auszusuchen, um Kohlen für seine Hüttenwerke zu gewinnen und Nutzholz allerlei Art zu schlagen. Da mit der Bearbeitung durch den Menschen auch die Unfälle in den Bergwäldern, die verheerende Wirkung der Stürme, namentlich aber die Feuersbrünste (1473, 1590) zunahmen, da man in älterer Zeit die Verjüngung und Erneuerung seines Bestandes dem Walde völlig allein überließ, und da die verschiedenen Holzarten sich nicht in derselben Zeit gleichmäßig wieder aufbauen; so ist es nicht zu verwundern, daß ein Waldbezirk, in den der Mensch vorerst als Waldzerstörer dauernd seinen Fuß gesetzt hatte, im Laufe auch nur eines Jahrhunderts ein völlig verändertes Gesicht

bekam. (So hatte der Buchhorst im Jahre 1640 keine Buchen, sondern nur noch Birken und verkrüppeltes Gehölz aufzuweisen.) Aber im großen und ganzen behielt der Wald des Westharzes, namentlich in seinen entlegenen und unwegsamen Bezirken, auch in jener Zeit noch denselben Farbenton. Etwas merklicher wurde schon der Einfluß des Menschen, als man anfing, „Laßreiser" einer bestimmten Holzart stehen zu lassen. Damals schon werden manche untergeordnete Holzarten, wie Eibe, Hasel, Linde, Birke u. a., nach und nach verdrängt sein.

Die eigentliche Forstkultur ist kaum 200 Jahre alt — 1600 hatte man einen vergeblichen Versuch gemacht, Tannensamen zu gewinnen. War nun auch die im vorigen Jahrhundert eifrig betriebene Anpflanzung der Lärche, der Weymouthskiefer und des Kienholzes von keinem großen Belange, so mußte doch eine planmäßig eingerichtete Waldwirtschaft bald dahin führen, die gemischten Bestände mehr und mehr in gleichartige umzuschaffen und dabei die Fichte, weil sich kein anderer Baum in gleichem Maße für Boden und Natur des hohen Harzes eignet, zum Vorteil des Grundherrn zu bevorzugen.

Aber das Recht und die Ehre, als Bild und Zeichen des Harzes zu gelten, gebührt der Fichte seit alters.

---

3. Die Feinde des Waldes.

a. Naturereignisse.

1. Das dumpfe Gerassel der Lärmtrommel hallt plötzlich durch die Straßen der Bergstadt. Also eine Feuersbrunst in der Stadt selbst? Doch nein, die große Läuteglocke schweigt, nur das „Anläuteglöckchen", welches sonst den Bergmann zur Fahrt in die Grube mahnt, stimmt mit seinem hohen, durchdringenden Klange in jenen Hülferuf ein. Ein Waldbrand ist ausgebrochen. Dort in der Ferne wirbeln die dunkeln Rauchwolken hoch empor. Schon eilen Waldarbeiter, Bergmann und Handwerker, denn jenes Zeichen verpflichtet wie kein anderes jeden Mann ohne Ausnahme zur Hülfeleistung, mit Axt und Beil, mit Hacke und Spaten und anderm Gerät den Sammelplätzen zu, Leiterwagen fahren auf, und binnen kurzem kann der erste Zug, zusammengesetzt aus den in der bevorstehenden Arbeit erfahrensten Männern, nach der Feuerstätte abgehen. Ehe ihm andere folgen, wird Nachricht vom Oberförster oder Forstmeister erwartet. Wenn's not thun sollte, bringt ein in die Fördertonne gestelltes Holzscheit den Feuerruf in wenigen Minuten bis in die Tiefe der Gruben.

Die mächtigen Hengste, sonst nur gewohnt, den schweren Lastwagen bedächtig zu ziehen, greifen gewaltig aus. Wie die wilde Jagd saust's durch den Wald auf guter Chaussee. Nun allerdings muß man diese verlassen, aber bald auch ist die Mannschaft an Ort und Stelle. Noch ist die dem Feuer verfallene Waldfläche nicht groß, auf der dem Winde entgegenliegenden Seite hat eine breite Schneise ihm vorläufig noch eine Grenze gesteckt. Jetzt gilt's, diesen Schutz zu verstärken, die „Feuerlinie" breiter zu ziehen, denn schon versucht hie und da die Flamme, herüberzuspringen. Hier legt der größte Teil der Mannschaft Hand an. Baum um Baum stürzt krachend zu Boden, Gräben und Erdwälle werden aufgeworfen, und nach unsäglichen Anstrengungen sind die bedrohtesten Punkte gesichert. — Aber auch an den andern Grenzen des Feuerheerdes giebt's Arbeit genug. Knisternd läuft die Flamme von Zweig

zu Zweig, von einem Baume zum andern, wie eine Schlange züngelt sie am Boden hin durch das trockene Geäst, das die Fichten abgeworfen haben, durch das dürre Beerengestrüpp, das schon lange nach Regen gelechzt hat, und verzehrt wie im Fluge die sperrigen Tannzapfen und verdorrten Nadeln, mit denen der Waldboden dicht bestreut ist. Während hier die Flamme mit den Waldriesen selbst nur erst gleichsam ein lustiges Spiel treibt, stehen dort, auf der schwarzen, verkohlten Ursprungsstätte des Brandes, schon weniger saftreiche Stämme wie Feuerpyramiden in lichter Glut. Eine Flammensäule nach der andern schießt empor und verwandelt den stattlichen Baum in einen nicht wieder zu erkennenden Stumpf. — Jetzt hat man das Element ringsum in Fesseln geschlagen; es muß sich begnügen, seinen Raub zu verzehren. Aber es hat aus dem frischen, üppigen Forstreviere in wenigen Stunden eine Waldruine gemacht. —

Die älteste Nachricht über einen Waldbrand im Harze ist aus dem Jahre 1473. Damals war, wie die braunschweigsche Bilderchronik erzählt, „so dan droge Sommer, dat de Hart wart entsenget, dat he brende veer mile Weges, dat me da moste Lude hen kundigen, de den Hart löscheden". Obwohl weit und breit die Landleute zum Löschen aufgeboten wurden, war die angerichtete Verwüstung, ehe man des Feuers Herr wurde, eine ungeheure, und es bedurfte langer Jahre, bis der Wald von den verödeten Flächen wieder Besitz nahm. Noch 1520 lag z. B. der Königsberg unter dem Brocken wüst.

Ein zweiter großer Waldbrand wütete in der Nachbarschaft des Brockens im Jahre 1590. Er entstand durch eine Unvorsichtigkeit beim Kohlenbrennen, wie sie ähnlich noch oft, auch wohl 1473, die Veranlassung zu Waldbränden gegeben hat. Damals hatte, wie der Ilsenburger Verwalter Peter Engelbrecht dem Grafen Wolf Ernst berichtete, der Köhler des Goslarer Bürgers Georg Meineke, der als ein kühner Pionier einen großen Forstbezirk in jenen schwer zugänglichen Bergen vom Grafen erpachtet hatte, ein Fuder Kohlen geladen und dies im Kohlhai stehen lassen, ohne darauf Achtung zu geben, bis der glimmende Brennstoff samt dem Wagen in volle Glut geriet. Und als nun die Köhler und Fuhrleute diesen umstürzten, um ihn zu retten, wurde das dürre Holz bald weithin entzündet.

Nicht selten ist die Entstehung des Waldbrandes auf Unvorsichtigkeit der Touristen zurückzuführen. Eine glimmende Zigarre, ein noch nicht völlig erloschenes Zündholz genügt in trockener Sommerzeit, den mit leicht Feuer fangenden Stoffen dicht bestreuten Waldboden und durch diesen den Wald selbst in Glut zu setzen. Der letztere größere Waldbrand, welcher Hunderte von Morgen niederlegte, entstand am ersten Pfingsttage 1871 in der Goslarschen Stadtforst in der Nähe der Schalk.

2. Auf den Schaden, welchen der Schnee im Walde anrichtet, habe ich bereits S. 176 f. hingewiesen. Teils zeigt er sich als Schneebruch, indem sich der Schnee als Rauhreif und Glatteis an die Zweige setzt und die Gipfel oder ganze Stämme umbricht, teils als Schneedruck, indem die große Schneemasse, welche die Zweige hoch belastet, diese vom Baume abstreift, oder, besonders in Dickungen, die Bäume selbst mit Riesenkraft zu Boden drückt. Ist diese Verwüstung namentlich im Torfhäuser und andern hochgelegenen Forstrevieren beträchtlich, so ist sie auch in manchen Wintern an den Berghängen, welche zur Innerste und zu den andern Harzflüssen abfallen, kaum geringer.

3. Schrecklich sind oft die Verheerungen, welche der Sturm anrichtet. (Siehe S. 177.) Gilt dies schon von den Gewitterstürmen (welche z. B. am

27. Juli 1829 den Wald am Bösenberge und Wolfskopfe in der Klausthaler Inspektion und am 16. Juli 1830 am Rehberge in der Lauterberger Inspektion verwüsteten), so werden diese doch von den Äquinoctial- und Winterstürmen bedeutend an Ausdehnung und Wirkung übertroffen. Zimmermann hat berechnet, daß allein in dem ehemals hannoverschen Oberharze jährlich etwa 20000 Stämme im Durchschnitt dem Winde zum Opfer fallen; und diese Rechnung berücksichtigt dabei kein ungewöhnliches Ereignis. Von einem allgemein verheerenden Windsturme wurde der Harz im Jahre 1747 heimgesucht, nicht ganz die gleiche Ausdehnung hatte ein solcher im Jahre 1782. Am entsetzlichsten aber waren, soweit die Nachrichten zurückreichen, die Stürme in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1800, vom 2. auf den 3. November 1801 und am 11. Januar 1803. Der erstgenannte, welcher auf einem großen Teile der Erde wütete, verwüstete im Harze Waldreviere von mehreren tausend Morgen. Wo dieser aus Westsüdwest blasende Sturm in seiner Richtung nicht beeinflußt wurde, lagen auf ganzen Waldflächen die schönen, riesenstarken Bäume mit der Wurzel aus der Erde gerissen, oder in der Mitte abgebrochen, hoch aufgetürmt neben einander; wo er wegen des Streichens der Berge und Thäler sich in Wirbeln gedreht hatte, waren alle Bäume im Umfange des Wirbels aus dem Boden gedreht und in wilder Unordnung über einander gestürzt und teilweise zerschmettert. Oft hatte er nur da, wo zwei Thäler zusammentreffen, gewütet, hie und da auch nur einen einzelnen hervorragenden Baum niedergeworfen. Welch trauriges Bild der Verwüstung unsere Harzwälder damals darboten, kann man annähernd danach ermessen, daß jener Sturm allein im ehemals hannoverschen Oberharze 446367, und darunter allein in der Forstinspektion Elbingerode 265400 Stämme gefällt hat. Daß gerade dieses auf der Ostseite des Gebirges liegende und also gegen Weststurm einigermaßen gesicherte Revier so schwer litt, findet seine Erklärung darin, daß dasselbe größtenteils eine hohe, von Süden her unbeschützte Bergebene einnimmt, welche der Gewalt des Windes keinen Damm entgegensetzt, und daß diese Hochebene zum Teil mit einer ziemlich dicken Erdschicht bedeckt ist, welche vorher durch anhaltend feuchte Witterung erweicht war, so daß sie den Wurzeln keinen Halt zu geben vermochte. Noch größer waren die Verwüstungen in den braunschweigschen Forsten auf derselben Hochebene. Der Sturm (aus Nordnordost) im Jahre 1801, unter dem wieder das Elbingeroder Revier besonders litt, warf 60000, der Sturm (aus Ostnordost) im Jahre 1803, der die Herzberger Inspektion besonders heimsuchte, 400000 Stämme im hannoverschen Harze über den Haufen.

Die Opfer dieser drei Stürme verteilen sich auf die einzelnen Forstinspektionen des früher hannoverschen Harzes in folgender Weise:

Elbingerode	315106	Stämme,
Zellerfeld	175276	"
Klausthal	111732	"
Lauterberg	66451	"
Herzberg	65347	"
Lautenthal	42436	"
zusammen ..	776348	Stämme.

Rechnet man auf einen Waldmorgen etwa 150 erwachsene Stämme, so haben jene in einen Zeitraum von nur 26 Monaten fallenden Stürme einen

Flächenraum von mindestens 6000 bis 8000 Waldmorgen zur vollständigen Blöße gemacht.

„Burckhardt schätzt die Masse der in den Sturmjahren 1800, 1833, 1834, 1836, 1837, 1846, 1868 und 1869 geworfenen haubaren Bestände auf 4200 ha, was einer Holzmasse von circa 1 200 000 fm entspricht.“ (v. Schröder und Reuß.)

b. Feinde aus dem Tierreiche.

1. Unter den Waldverderbern aus dem Tierreiche nehmen die Borkenkäfer die erste Stelle ein. Von ihnen richtet der Fichtenborkenkäfer oder Buchdrucker (Bostrychus typographus L.) die schrecklichsten Verheerungen an, gegen welche der Schaden, den Hylesinus fraxini F., Bostrychus chalcographus, stenographus Dfl., villosus und andere Arten in den Harzwäldern verursachen, kaum nennenswert erscheint. Im Folgenden verstehen wir deshalb unter dem Borkenkäfer ausschließlich den Buchdrucker.

Wächter beschreibt (Hercynisches Archiv S. 113 ff.) den Lebenslauf dieses gefürchteten Insekts also: Sein eigentlicher Wohnsitz ist die Stammrinde, vorzüglich die alter, oder nicht recht gesunder oder umgefallener Fichten; doch auch die Rinde gehauener Hölzer aller Art, abgerissener Zweige und geknickter Gipfel, sogar das Moos, welches den Waldboden bedeckt. An diesen Orten verbringt der 5 mm lange Käfer den Winter: sein harter Panzer schützt ihn vor dem Erfrieren. In den ersten warmen Frühlingstagen erwacht er aus seinem Winterschlafe, verläßt seine Wohnung, fliegt umher, sucht Nahrung und Gefährtinnen und beginnt bald, für seine zu erwartende Nachkommenschaft zu sorgen. Er thut dies, indem er die Rinde der Fichtenstämme bis auf das Holz oder den Splint durchbohrt, in der untersten Rindenlage lotrecht, in der Richtung der Holzfasern, einen Kanal gräbt und in kleinen Vertiefungen zu beiden Seiten dieses „Mutterganges“ seine Eier legt. Die Larven, welche aus diesen schon nach einigen Tagen entstehen, zernagen die Rinde in mannigfach gekrümmten kleinen Kanälen, den „Larvengängen“, welche vom Hauptkanal rechtwinkelig auslaufen, und nähren sich von dem Safte der Rinde so lange, bis der Zeitpunkt ihrer Verwandlung eintritt. Alsdann erweitern sie das Ende des Ganges zu einer runden Höhle, bedecken sich mit dem Rindenmehle und ihrem Kote und erwarten in dieser „Wiege“ ruhig den Augenblick, wo sie als vollkommenes Insekt wieder erwachen. Sofort nehmen sie das Gewerbe ihrer Eltern auf, so daß schon im Spätsommer die zweite Generation an das Licht tritt. Ihre Vermehrung ist eine ungeheure. Hat doch der Berghauptmann von Trebra (s. S. 496) die Anzahl der Larven in einem einzigen Baume auf 80 000 berechnet.

Der Borkenkäfer ist ein ständiger Bewohner des Harzwaldes, und man nimmt an, daß im Durchschnitt alljährlich 3200 Stämme von ihm getötet werden. Er heißt hier der Wurm oder schwarze Wurm, und man nennt die großen Verwüstungen, welche er bei massenweisem Auftreten anrichtet, Wurmtrocknis. Die ältesten Nachrichten über eine solche Trocknis sind aus dem Jahre 1649. Damals mußte man mehrere Forsten im Kommunionharze, den Söllingshai und die Herrentanne über Gittelde, abholzen. Auch 1665 zeigte sie sich wieder — und 1681 war sie schon bis auf die Klausthaler Hochebene vorgedrungen, wo ihr die alten Bauholzbestände am Dietrichsberge und in andern Gegenden der Klausthaler und Altenauer Forst zum Opfer fielen. 1694 hatte sie den Sohlenbrink bei Altenau ergriffen, und 1702 trat sie im

ganzen Oberharze, besonders im grubenhagenschen Teil (dem sogen. einseitigen Harze) in besorgniserregender Weise auf. Zwei Jahre später hatte sie schon derart um sich gegriffen, daß die einheimischen Kräfte zur Bewältigung des Holzes nicht ausreichten und Soldaten zur Hülfeleistung requiriert werden mußten. Jetzt konnten so viel Bäume gefällt werden, daß die im Jahre 1704 gewonnenen Kohlen einen neunjährigen Bedarf deckten. Aber trotz unausgesetzten Kampfes wurde man erst 1708 Herr des Feindes.

Nach dem heftigen Sturme im Jahre 1747 nahm die Trocknis wieder größere Ausdehnung an, bewegte sich indes bis zum Jahre 1773 innerhalb solcher Grenzen, die zwar Aufmerksamkeit und Gegenanstalten erforderten, aber noch keinen Anlaß zu eigentlicher Besorgnis gaben. Es wurden Hunderte, ja Tausende von Stämmen, vorzugsweise in der Kommunion, trocken: man fällte die trockenen Bäume, schälte die Rinde ab und verbrannte diese dann, um die Brut zu töten, stellte dieses Verfahren auch wohl eine Zeitlang wieder ein, glaubte aber immer noch nicht, daß das Übel bis zu der gefährlichen Höhe steigen würde, welche es bald darauf erreichte. Aber schon im Jahre 1773 liefen von allen Seiten Berichte über die Zunahme der Trocknis ein; sowohl in den einseitigen, als in den Kommunionforsten wurden mehrere bisher verschonte Reviere angesteckt, welche durch verstärkten Hüttenbetrieb durchlöchert oder überständig und demnach für die Fortpflanzung des Käfers recht geeignet waren. Ganze Forstörter von mehreren tausend Morgen wurden trocken; nichts vermochte dem verderblichen Insekt Einhalt zu thun. Und als nun gar im Jahre 1782 jener starke Sturm eine große Menge Bäume, besonders in der Gegend von Klausthal, niederriß und andere wurzellos machte und darauf lang andauernde Dürre eintrat, da brach das Übel, gegen welches man bisher immer noch gekämpft hatte, mit voller Gewalt herein, die Epoche der „großen“ Wurmtrocknis begann, und Hunderttausende von Fichten wurden jetzt ein Raub des Borkenkäfers.

Während in den drei Jahren 1778—1780 im einseitigen Harze der Trocknis nur 9252 Stämme erlegen waren, wurden in den sechs Jahren von 1781—1786 in demselben Gebiete 1063593 und in den Kommunionforsten 1217132, zusammen also 2280725 Stämme trocken; das ist — 160 erwachsene Stämme auf den Waldmorgen gerechnet — ein Flächenraum von etwa 15000 Morgen. Ihre größte Höhe erreichte die Trocknis im Jahre 1783, das sich durch eine erstaunliche Dürre auszeichnete, mit 732900 und im folgenden Jahre mit 563861 Stämmen; auf das letzte Jahr jener Periode, 1786, fallen nur noch 51771 wurmtrockene Bäume.*)

Da die Wurmtrocknis trotz des kostspieligen Abschälens und Verbrennens der Borke im Zunehmen begriffen war, so hatte man im einseitigen Harze nach dem Jahre 1773 für kurze Zeit damit innegehalten, diese Arbeit indes bald, da sämtliche höhere Forstbeamten für weitere Verfolgung des von den Vorfahren eingeschlagenen Weges stimmten, wieder aufgenommen und nur im Herzberger Reviere einen abgegrenzten Forstort versuchsweise sich selbst überlassen. Obwohl nun dieser Versuch, wie es nicht anders sein konnte, keineswegs günstig ausfiel, so entstand doch während der großen Wurmtrocknis angesichts der ungeachtet aller Arbeit fortschreitenden Verwüstung wieder die

---

*) Nach Gatterer III, 407 f. In Wächters Angaben (Herc. Archiv 117) stecken einige kleine Rechnungsfehler. Gilbert hat aus Gatterer, doch ohne ihn zu nennen, richtig entlehnt.



Frage: Ist der Borkenkäfer die Ursache oder nur die Folge des Verdorrens der Fichten? Es bildeten sich zwei Parteien, welche ihre einander schnurstracks widersprechenden Ansichten mündlich und in einer stattlichen Reihe von Streitschriften verteidigten. Die einen behaupteten: Es sei eine bekannte Erfahrung, daß Insekten in der Regel nur auf solchen organischen Körpern angetroffen werden, welche entweder schon abgestorben seien oder sich doch wenigstens in einem krankhaften Zustande befinden. Nun hätten aber die Wälder des Harzes durch Naturereignisse mancherlei Art viel gelitten: teils seien die Bäume durch die Stürme niedergerissen oder wurzellos gemacht, teils durch große Sonnenhitze ausgedörrt und der Nahrungssäfte beraubt. Daß der Borkenkäfer solche kränkelnden Bäume anfalle, in ihnen seine Brut niederlege und dadurch ihr völliges Absterben bewirke, sei demnach als die natürliche Folge, nicht als die Ursache der Erkrankung anzusehen. Und da man nicht im Stande sei, jene Naturereignisse abzuwehren, so sei jeder Kampf gegen den Käfer nutzlos, und Hülfe nicht vom Verbrennen der Borke, sondern nur von der Natur zu erwarten.

Die Gegenpartei gab zu, daß der Borkenkäfer am liebsten leidende Bäume zur Wohnung wähle, behauptete aber, daß derselbe jede Fichte ohne Ausnahme angreife, wenn trockene Sommer und Stürme seine Vermehrung, wie damals, derart begünstigt hätten, daß die Zahl der saftkranken Stämme nicht ausreiche, ihm Herberge zu gewähren, und wies zum Beweise dessen darauf hin, wie der Borkenkäfer Reviere zum Verdorren bringe, welche grünten, blühten und Samen trügen und im gesundesten, fröhlichsten Wachstum ständen, so daß auch das geübteste Auge in ihnen keinen wurzellosen oder leidenden Baum aufzufinden vermöge; ja wie der bösartige Käfer sogar üppige junge Bestände jetzt angreife, die er doch sonst stets verschone. Bei aller Achtung vor dem Scharfsinn des Insekts, die Stockung der Säfte und andere Mängel auch da zu entdecken, wo das Menschenauge nur fröhliches Wachstum erblicke, müsse man danach doch annehmen, daß dasselbe auch völlig gesunde Bäume anfalle und das Absterben dieser verursache. Und selbst angenommen, daß alle der Wurmtrocknis anheimgefallenen Bestände einen verborgenen Fehler gehabt hätten, so werde doch niemand behaupten wollen, daß sie auch ohne Mitwirkung des Käfers abgestorben sein würden. Wolle man nicht alle Begriffe von Gesundheit und gesundem Wachstum aufgeben und annehmen, daß am ganzen Harze kein einziges Revier und kein einziger Baum gesund sei, so müsse man das Abschälen und Verbrennen der Borke, wodurch doch unendlich viele Käfer samt ihrer Brut getötet würden, um so mehr für eine höchst nützliche und notwendige Maßnahme erklären, als die Erfahrung alter und neuer Zeiten lehre, daß auf diesem Wege die Trocknis stets in unschädliche Grenzen eingeengt, oft sogar zu gänzlichem Verschwinden gebracht sei.

Unbeirrt durch diesen Streit, während dessen die wunderlichsten Vorschläge zur Hemmung der Trocknis gemacht wurden — die einen wollten die Wälder räuchern, andere elektrisieren, noch andere die Käfer durch Kanonenschüsse betäuben oder mittels gefällter Bäume „wie das Wild durch Witterung“ einfangen — fuhr die Forstverwaltung unausgesetzt mit dem Abschälen und Verbrennen der Rinde fort*) und gelangte damit, wenngleich unter großem

*) Wie energisch man vorging, mag ein Beispiel zeigen. Allein in den beiden Wochen Nr. 11 und 12 des Quartals Trinitatis 1784 wurden am Rotenberge und Schwarzenwasser zwischen Altenau und Polsterberg 2737 Stämme gehauen und abgeschält

Kostenaufwande, zum Ziele. „Millionen von Käfern wurden verbrannt und dadurch Tausende von Fichten und vielleicht die Existenz der Bergwerke gerettet."

Als so die Gefahr nun beseitigt war, konnte man dem Streite der Parteien ruhig zusehen. Um die Gegner des Borkenschälens auch „kunstmäßig" zu überführen, ließ man wiederholt bereits angegriffene Reviere mehrere Jahre hindurch ohne Anwendung irgend eines Hülfsmittels stehen; man schrieb einen Preis von 200 Thlrn. aus für Angabe der bewährtesten Mittel wider die Wurmtrocknis (dasselbe wurde von der Königlichen Societät der Wissenschaften dem Richter Ludwig Schwickard in Grund zuerkannt); man verschickte die Akten zur Einholung eines akademischen Urteils an den berühmten Professor Gmelin in Göttingen; — und die Erfahrung, welche man mit jenem Versuchsreviere machte, die Preisschrift und der (etwas dunkle) Ausspruch Gmelins stimmten mit der alten Praxis, den „Wurm" durch Feuer zu töten, völlig überein.

Das vom Borkenkäfer angefressene Holz war, weil zu brüchig und schwach, als Bauholz nicht verwendbar. Soweit es nicht den Berechtigten als Brennholz überwiesen werden konnte, verwandelte man es in Kohlen. Um die großen Vorräte derselben unterbringen zu können, mußte die Forstverwaltung damals allein im einseitigen Harze 149 neue Kohlenschuppen erbauen. Von der raschen Verkohlung sowohl der Stämme wie des Fallholzes und der Stuken hing zu nicht geringem Teile der Erfolg der Borkenverbrennung ab. Groß war auch die Zahl der gesunden Stämme, die man, um regelrecht aufzuräumen, zugleich mit den erstorbenen und kranken fällen mußte. Zur Verwertung dieses noch brauchbaren Holzes wurden in jenen Jahren am einseitigen Harze fünf neue Sägemühlen angelegt.

Nach den großen Windbrüchen in den Jahren 1800—1803, die zu rasch auf einander folgten, als daß man im stande gewesen wäre, die geworfenen Bäume rechtzeitig zu beseitigen, zeigte sich die „Wurmtrocknis" noch einmal, doch beschränkten sich größere Verheerungen auf die Forstinspektion Elbingerode, in deren Nachbarforsten man den Windfall zum Teil ganz unberührt hatte liegen lassen, und der energisch fortgesetzte Kampf führte bald wieder zur Überwältigung des heimtückischen Feindes.

Ausgerottet ist dieser noch heute nicht, und es wird dahin niemals kommen. Aber die (schon von Forstrat Wächter angestrebte) größere „Reinlichkeit", mit der heutzutage im Forst gewirtschaftet wird, steckt ihm immer engere Grenzen. Und wenn einmal ein Sturmwind böse gehaust hat, so ist die Forstverwaltung bei den vortrefflichen Waldwegen in der Lage, den Windbruch ganzer Berge an Holzhändler aus dem Lande mit kurzer Aufbereitungs- und Abfuhrfrist zu verkaufen.

2. Der Schaden, den andere Käfer im Walde anrichten, ist unvergleichlich geringer, aber immerhin nennenswert. In Stuken, wie in stehenden Stämmen wird überall der ausspähende Bockkäfer (Rhagium indagator F.) häufig angetroffen; er kommt dem Borkenkäfer in der Ertötung eines ange-

---

und die Rinde derselben verbrannt. Man verwandte bei dieser Arbeit auch zahlreiche „Frauenspersonen". Diese erhielten $4^1/_2$ Mgr., die männlichen Arbeiter nach ihrem Alter 4—9 Mgr. Tagelohn.

gangenen Baumes kräftig zu Hülfe, indem er seine ovalen Gänge bis in das feste Holz treibt und dadurch den Nutzholzwert der Stämme beeinträchtigt. Mehrere Arten Rüsselkäfer sind beschäftigt, die Wurzeln der zarten Pflänzlinge anzufressen; am schädlichsten ist von ihnen jedoch der große, braune Kiefern-Rüsselkäfer (Hylobius abietis L.), welcher Knospen und Rinde zerfrißt und dadurch die Borkenkäfer gleichsam herbeiruft. In neuerer Zeit hat ihm am Südharze der Harzrüsselkäfer (Pissodes hercyniae Herbst.) den Rang abgelaufen, dessen Larven, am liebsten in 80—100 jährigen Beständen, im Bast und Splint geschlängelte Gänge fressen. Die Verkrüppelung der jungen Triebe ist vielfach den Blattkäfern und Blattsaugern, namentlich den Arten Chrysomela pini L. und Chermes abietis, zuzuschreiben. Unter den Waldverderbern aus der Ordnung der Schmetterlinge stehen der große Kiefern- oder Fichtenspinner (Gastropacha pini L.) und die Nonne (Liparis monacha L.) obenan. Beide werden dadurch zum vernichtenden Feinde, daß ihre Raupen die Nadeln bis in die Blattscheide abfressen. Mit ihnen arbeitet der Harzwaldwickler (Tortrix hercyniae) unausgesetzt daran, die Fichten ganz oder teilweise zu entnadeln.

3. Auch das Wild greift hie und da den Wald an. Während das Reh nur dadurch schadet, daß es die zarten Pflänzchen, besonders im Winter, abäſtet und verbeißt und die jungen Bäumchen durch Schlagen mit seinem Gehörn verunstaltet, wird der Hirsch außerdem dadurch schädlich, daß er in den Stangenorten, wie die zahlreichen schwarzen, brandigen Flecken beweisen, welche die Bäume für immer behalten, die Rinde abschält. — In den Saatkämpen sind Tauben und Finken gefürchtete Gäste. Sie lesen nicht nur den ausgestreuten Samen auf, sondern schnippen auch die Pflänzchen ab, so lange diese noch die Samenkapsel tragen. In manchen Jahren konnte man sich ihrer nur dadurch erwehren, daß man die Saat durch besondere Wächter beschützte.

c. Feinde aus dem Pflanzenreiche.

Die Waldverderber, welche das Pflanzenreich stellt, gehören der Klasse der Pilze an. Die schädlichsten von ihnen sind der Hallimasch (Agaricus melleus L.) und der Kiefernbaumschwamm (Trametes pini Fr.). Jener verursacht den s. g. Erdkrebs der Nadelhölzer; in dunklen, runden Strängen legt er sich an die Wurzeln, dringt in diese ein und tötet dadurch den Baum. Die Sporen des Kiefernbaumschwammes dringen dagegen in frische Astwunden, keimen hier und senden Pilzfäden im Kernholz in das Innere des Baumes, welche das Holz zerstören. Dieses wird zuerst rotbraun („Rotfäule“), dann weißgefleckt, bald löcherig und löst sich endlich ganz auf. (Die Schwämme, welche sich an nicht überwallten Aststellen außen bilden, wachsen 50—60 Jahre lang.) Ein dicker Pilz, Trametes radiciperda R. Hartig, ist die Ursache der Wurzelfäule vieler Nadel- und Laubhölzer. Hysterium macrosporum R. Hartig (Fichtenritzenschorf), Hysterium nervisequium Dec. (Weißtannenritzenschorf), Aecidium pini Pers. (Kiefernblasenrost) und Caeoma laricis R. Hartig (Lärchennadelrost) sind die Erzeuger des Nadelbrandes oder der Räude und der Nadelschütte. Ein anderer Rostpilz, Caeoma pinitorquum (Kieferndreher) vegetiert in der grünen Rinde der jungen Triebe und dringt durch den Bast bis in die Markröhre vor; der Lärchenrindenpilz (Peziza Willkommii R. Hartig) zerstört die Rinde der Lärchentanne.

d. Der Hüttenrauch.*)

Schon manchem Touristen, der bei seiner Wanderung durch den Oberharz in einem unserer gastlichen Forsthäuser zu kurzer Rast und Erquickung einkehrte, wird es aufgefallen sein, daß unter der reichhaltigen Sammlung von Hirschgeweihen, mit denen der „Mann der grünen Farbe" die Wände seiner Zimmer geschmückt hat, sich so viele Monstrositäten befinden. Bald sind die Stangen kürzer und gedrungener als gewöhnlich, die Rosenstöcke klein, so daß sie zuweilen ganz zu fehlen scheinen, die Rosen groß und fast dicht auf dem Scheitel liegend; bald gar zeigt das Geweih, weil der Hirsch gar nicht oder nur eine Stange abgeworfen hat, doppelte Rosen, Ansätze zu neuen Stangen neben den alten, auch wohl wirkliche Bildung doppelter Stangen. Wahrscheinlich hat ihm der Förster diese abnormen Bildungen schon durch den Hinweis erklärt, daß sie nur bei Hirschen vorkommen, welche in der Nähe der Hüttenorte äsen, und daß sie also auf Bleivergiftung zurückzuführen sind.

Setzt der Wanderer seinen Weg auf der von der schmucken Vogelbeere eingefaßten Chaussee fort, so findet er, falls seine Harzreise in den Herbst fällt, vielleicht unter den mit feuerfarbenen Beeren beladenen Bäumen tote Drosseln und Finken mit kontrakten Gliedmaßen, oder er sieht halbgelähmte Vögel kraftlos von einem Steinhaufen zum andern flattern. Die armen Tiere haben mit den verlockenden Beeren zugleich den feinen Bleistaub genossen, welcher auf ihnen lagert, und gehen an dieser Bleivergiftung elend zu Grunde.

Der metallische Flugstaub, welchen die Hütten im Hüttenrauch in die Luft senden, legt sich auch auf Wiesen und Weiden und wird zur Ursache der als „Kopfjammer" bekannten Bleivergiftung des Rindviehs, welche in schwereren Fällen tödlich verläuft. Das Heu von solchen Wiesen kann daher nur nach starkem Regengusse, welcher den giftigen Staub von den Gräsern abspült, geerntet, auf derartige Weiden darf das Vieh gleichfalls nur nach solcher Abspülung getrieben werden.

Den Pflanzen schadet die Bestäubung mit Metallverbindungen, welche im Wasser unlöslich sind (Blei-, Kupfer- und Zinkoxyd), selbstverständlich nicht. Und selbst die im Wasser löslichen metallischen Bestandteile des Hüttenrauches (die beim Röstprozeß aus arsenhaltigen Erzen entstehende arsenige Säure, die bei den Röst- und Schmelzprozessen als Flugstaub aufsteigenden Zink-, Kupfer- und Eisensulfate, und die Chloride) sind nicht im stande, oberirdische Pflanzenteile zu beschädigen, wenn sie sich im trockenen Zustande auf die unbenetzten Blätter niederschlagen, oder wenn sie diesen durch den Regen verdünnt zugeführt werden. Ätzend und korridierend können sie nur dann auf die Gewebe der Blattorgane wirken, wenn sie sich im trockenen Zustande in solcher Menge auf betaute oder sonst schwach benetzte Blätter ablagern, daß sich hier konzentrierte Lösungen bilden können. Da dieser Fall nur in allernächster Nähe von Hütten und nur unter den ungewöhnlichsten Umständen denkbar ist, so können arsenige Säure und der im Rauche enthaltene metallische Flugstaub jeder Art um so weniger als Hauptfaktoren der nachteiligen Wirkung

*) Ich benutze: Dr. Julius von Schröder und Carl Reuß, „Die Beschädigung der Vegetation durch Rauch und die Oberharzer Hüttenrauchschäden", herausgegeben unter Beihülfe des Kgl. Preuß. Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Fol. (333 u. XXXV Seiten, mit 4 Farbendrucktafeln und 2 Karten. Berlin, Parey. 1883.) — Jeden Leser, der sich für die Hüttenrauchfrage interessiert, verweise ich auf dieses bedeutsame eingehende Werk, aus dem ich hier nur weniges mitteilen kann. — Siehe auch: Zeitschr. für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Band 31, S. 52 ff.

des Hüttenrauchs gelten, als der Hochwald und die Koniferen insbesondere, die doch fast ausschließlich in Frage kommen, für die Einwirkung der arsenikalischen Dämpfe nur in sehr geringem Grade empfänglich sind. — Mit etwas mehr Recht als der Forstmann hat allerdings der Landwirt diese Niederschläge zu fürchten. Ist auch ihre direkte Einwirkung auf die Feldfrüchte gering — die Kartoffel leidet darunter gar nicht — so machen sie auch manche derselben durch den außen sich ansetzenden Niederschlag ungenießbar.

Aber werden nicht die metallischen Rauchbestandteile den Pflanzen durch Vermittelung des Bodens zugeführt? Die Ansicht der Alten, daß der Boden die Pflanzen in der Weise nähre, daß die Wurzeln ihre Nahrung aus einer sog. Bodenlösung oder Bodenflüssigkeit aufsaugen, welche sich durch Einwirkung der meteorischen Niederschläge (Regen, Schnee u. s. w.) auf die Bodenbestandteile bildet, ist mindestens insoweit unhaltbar, als diese Art des Überganges der Bestandteile des Bodens in die Wurzeln nicht die Regel bildet. Vielmehr haben alle einschlägigen Untersuchungen überzeugend nachgewiesen, daß die Wurzeln daneben und vorwiegend den Bodenbestandteilen, auch den im Wasser unlöslichen, durch direkte Einwirkung die Nahrung entnehmen. (Ätzen sie doch z. B. geschliffene Marmorplatten in kurzer Zeit derart an, daß diese einen die feinsten Verzweigungen wiedergebenden deutlichen Abdruck derselben aufweisen.)

Die Hüttenrauchböden enthalten nun die unlöslichen Verbindungen des Bleies, Kupfers und Zinks in der Regel nur in Zehntelprozenten. Solch geringfügiger Gehalt ist völlig indifferent und vermag noch nicht einmal die Entwickelung der Vegetation soweit aufzuhalten, wie dieses ohne sichtbare Krankheitserscheinungen vorkommen könnte. Die löslichen Verbindungen jener Metalle aber können auf die Pflanzenwurzeln direkt schädlich nicht einwirken, da sie im Boden durch Absorption sofort in unlösliche Formen übergehen. Nur in größter Nähe der Hütten kommt zuweilen ein Boden vor, der, von Haus aus arm, durch die löslichen Salze des Rauches so abnorm verändert ist, daß er gar kein oder ein zu geringes Absorptionsvermögen für schwere Metalle aufweist. — Geringe Mengen von Blei, Kupfer und Zink, selbst Spuren von Arsen, welches am ehesten schadet (schon bei Gehalten von weniger als $^1/_{10}$ $^0/_0$) und nicht so leicht absorbiert wird, können aus dem metallhaltigen Boden in die Pflanzen übergehen, ohne daß diese dadurch in ihrem normalen Wachstum gestört werden.

„Da Arsenik in Flugstaubkanälen nicht schwer zu kondensieren ist, und auch die löslichen Metallsalze des Rauches bis auf geringe Reste zurückgehalten werden, so hat bei gut geleiteten Hütten die Frage nach der Schädigung des Ackerlandes, des Wiesen- und Waldbodens so gut wie gar keine praktische Bedeutung.“ —

Doch ehe wir nun die wirkliche Ursache der Hüttenrauchbeschädigungen darlegen, wollen wir zunächst die äußere Erscheinung derselben in einigen Strichen uns vorführen. Die Harzer Silberhütten liegen fast alle in engen Gebirgsthälern. Diesen folgt auch meistens der Rauch, und so nimmt man die Spuren desselben an den Berghängen der Thäler schon in weiter Entfernung wahr. Die Fichten zeigen ein eigentümliches Blaugrau oder ein schmutziges Dunkelgrün, häufiger noch ein helleres Gelblichgrün. Treten wir an einen solchen Baum heran, um ihn näher zu betrachten, so finden wir neben normal grünen fahle mißfarbige, gelbspitzige, trockenspitzige, rotspitzige und rote Nadeln. Je nach dem Grade der Beschädigung und der Nähe der Rauchquelle überwiegt die eine oder andere Art. Je näher wir der Hütte kommen,

desto mehr nimmt die Entfärbung der Nadeln von Grün in Rot zu. Da die vollständig roten Nadeln meist abfallen, so überzieht eine hohe, mit dem Humus nicht verbundene Nadelschicht den Waldboden, die Bäume werden fast kahl, die Äste und bei jüngeren Bäumen auch der Stamm dunkel bis kohlschwarz, die Äste trocken, die Kronen licht, und noch ehe wir die Hütte erreichen, endet der Wald mit weit aus einander stehenden, ganz dünn benadelten Baumkrüppeln.

Ein ähnliches Bild bietet die durch den Hüttenrauch erkrankte Tanne. Doch ist die Rotspitzigkeit in der Regel nicht so bestimmt ausgeprägt; viele Nadeln haben gelbgrüne oder rotbraune Spitzen, andere an der Basis und in der Mitte rotbraune und hellgelbe Flecken. Sie wirft die verletzten Nadeln rascher ab als die Fichte und bekommt bald in der Krone vollständig dürre Äste.

Die Beschädigungsformen der Kiefer (sowohl der gemeinen wie der Schwarz-, Berg-, Krummholz- und Weymouthskiefer) haben einen einheitlicheren und gleichmäßigeren Charakter als die der Fichte; fast immer zeigen sämtliche Nadeln eines Baumes dieselbe Färbung, bei schwächerer Verletzung meistens einen gelben Ton, bald ein tiefes, gesättigtes Citrongelb, bald ein helleres, grünlicheres Gelb, bei stärkerer alle Grade der Rotspitzigkeit bis zu völlig roter Färbung. — Die Lärche entfärbt sich im Hüttenrauche meistens in der Weise, daß das Grün der Nadelbasis allmählich durch Gelb in Rotbraun an der Spitze übergeht.

Bei den Laubhölzern zeigt sich die Hüttenrauchbeschädigung als eine mehr oder weniger regelmäßige Tättowierung der Blätter mit hell- bis dunkelrotbraunen Flecken. Auf den Eichenblättern sind diese in der Regel hellbraun und von einer dunkleren Zone mit schmalem durchscheinenden Rande eingefaßt, bei der Rotbuche (und der Fagus asplenifolia) braun und von hellgelblich grünen durchscheinenden Rändern umgeben. Die helleren, zuweilen fast gelblich-weißen Flecken der Birke ordnen sich in Reihen zwischen den Hauptseitennerven. Bei den Ahornarten liegen die braunroten Flecken an der Spitze und den Rändern und kontrastieren wenig zu dem Blatte, da die ganze Fläche desselben sich hellgelblich fahl färbt. Auffallend stark ist dagegen dieser Kontrast zwischen den meistens von einer dunkleren Zone umsäumten Flecken der Linde und dem Grün der Blattgrundfläche. (Beobachtet bei der Kupferhammerhütte bei Hettstedt.) Die Flecken der Eberesche sind tief dunkelrot. Die Randflecken der Hainbuche und Esche zerreißen häufig wie die des Bergahorns, so daß die Blätter wie zerfressen aussehen. — Bei stärkerer Rauchwirkung zeigt die Rinde der Laubhölzer, besonders auf der der Rauchquelle zugewandten Seite, eine fahle, gleichsam verschossene Farbe.

Ein vom Hüttenrauch befallenes Kornfeld *) hat bei oberflächlicher Betrachtung einen gelben Schein. Nähere Besichtigung ergiebt, daß die oberen Organe, die Grannen und Spelzen, die Blattspitzen, bei überhängenden Blättern der Gipfel gebleicht sind. „Befällt der Rauch das Getreide zur Zeit der Blüte, so werden die Ähren meist taub oder doch arm an Körneransatz, die Körner selbst aber gering; auch bleibt das Stroh kurz. Befällt er junges Getreide, so bleibt ein Teil desselben in der Vegetation zurück, dadurch tritt eine ungleiche Blütezeit, eine längere Gefahr für die Frucht und eine ungleiche

*) Ich glaube den Wünschen der Leser entgegenzukommen, wenn ich trotz der die Ackerfelder nicht einschließenden Überschrift doch auch gelegentlich auf den Schaden hinweise, der dem Landwirt aus dem Hüttenrauche erwächst.



Reife der letzteren ein. Wird ein bereits verschieden wüchsiges Getreide in der Blüte noch einmal von einer schädlichen Rauchströmung befallen, so tritt die Erscheinung ein, daß zur Zeit der Ernte ein Teil der Ähren ganz taub ist, während der Nachbarstock (der früher oder später geblüht hat) volle Ähren trägt." „Auf die Kornähren wirkt der Hüttenrauch in der Regel so, daß die Grannen und Spelzen gebleicht oder gebräunt werden, verdorren und abfallen samt dem Körnchen, das sie umschließen; es kräuseln sich dabei die Grannen, nicht selten krümmt sich auch die Ähre oder rollt sich spiralig auf. Die Staubgefäße vertrocknen, falls der Niederschlag des Rauches vor oder während der Blüte erfolgte." — Ähnlich zeigt sich die Beschädigung der Ähren, Gräser (Fuchsschwanz, Timotheus- und Kammgras ꝛc.).

Die Blätter der vom Rauche beschädigten Feld- und Gemüsepflanzen (Rüben, Kartoffeln, Futtergewächse, Erbsen, Bohnen ꝛc.) haben helle, ins Weißliche spielende Flecken, welche ähnlich angeordnet sind wie bei den Laubhölzern. Die Farnkräuter bekommen rote, scharf abgegrenzte Spitzen, die Sauergräser und die Wollgräser, sowie das Johanniskraut werden rostrot, Löwenzahn und andere Milchsaft führende Gewächse schwarzfleckig. Auch der Wiesenklee soll schwarzfleckig werden. — Bunte Blumenkronen werden im Hüttenrauche bleich, sie vertrocknen und rollen sich ein.

In unmittelbarer Nähe der Hütten wächst weder Baum noch Strauch noch Grashalm. Diese **Rauchblößen** haben sich in dem letzten Jahrhundert bedeutend erweitert, ja zum Teil in diesem überhaupt erst gebildet. **Nachrichten aus früherer Zeit** liegen indes nur betreffs der Oberharzer Hütten vor. Die Forstbeschreibung des Zellerfelder Reviers vom Jahre 1680 thut der Hüttenrauchschäden nirgend Erwähnung. Von dem jetzt zum großen Teil kahlen Einersberge bei der Klausthaler Hütte sagt sie nur: „Grund und Boden ist mehrenteils trocken, nicht überall gleich fruchtbar, dann und wann auch steinicht." Im Jahre 1750 betrug die Größe der Rauchblöße an diesem Berge etwa 10 ha, im Jahre 1845 etwa 75 ha, im Jahre 1883 85 ha. Daß sie noch jetzt zunimmt, beweisen die in der Randzone der Blöße vorhandenen Stuken jüngst abgestorbener Bäume. — Von dem Eichelnberge, welcher dem Einersberge gegenüber liegt, schreibt der Oberlandforstmeister von Laßberg im Jahre 1750: „Es scheint, als wenn der Hüttenrauch diesen Hai teils Orten, wo er hinfallen kann, sehr zurückhalte"; dagegen sagt Rettstadt im Jahre 1845, daß der Boden daselbst vom Hüttenrauch ganz verdorben und mit Heide bedeckt sei. Jetzt liegen dort etwa 30 ha Blöße. — Am Hüttenberge, dessen Schädigung durch Hüttenrauch selbst Rettstadt noch nicht erwähnt, ist die Blöße gleichfalls 30 ha groß und alljährlich im Zunehmen begriffen. — Auch der Forstort Schwarzeberg, welcher an den Eichelnberg grenzt, war 1845 noch unversehrt. 1869 litten die von Kieferndickungen begrenzten Fichten stark vom Hüttenrauch; jetzt ist der letzte Rest der Fichtenkultur hier längst verschwunden, und die Kiefern sind so durchlöchert, daß man den Ort nur als Blöße mit einigen Kiefern bezeichnen kann. — Bei der Klausthaler Hütte, deren Umgebung wir, um ein konkretes Beispiel zu geben, eingehend besprochen haben, sind die Blößen allein seit dem Jahre 1868 infolge des erhöhten Betriebes um etwa 80 ha gewachsen.

Die Rauchblößen umfassen bei Klausthal 200 ha, bei Altenau 150 ha (gegen 15 ha im Jahre 1750), bei Lautenthal 8 ha, zusammen 350 ha (gegen 25 im Jahre 1750). Von den stark beschädigten Beständen, d. h. solchen, welche infolge des Hüttenrauches bereits lückig geworden sind, kommen auf

Klausthal 180, Altenau 130, Lautenthal 70 ha. Mit den 3700 ha großen mittel oder schwach beschädigten Beständen, in denen einzelne Baumteile, Spitzen und Zweige, getötet oder nur die Nadeln durch Rauch trocken gemacht sind, hat also der Forstgrund, auf welchem sich die Schädigung jener drei Hütten bemerkbar macht, eine Flächengröße von mehr als 4400 ha.

Von den drei oberharzischen Hütten richtet die im Betriebe etwa der Lautenthaler gleichstehende Altenauer Hütte fast denselben Schaden an wie die Klausthaler Hütte mit dreifach stärkerem Betriebe. Diese auffällige Thatsache findet ihre Erklärung in der Gebirgsbildung und teilweise in den schlechten klippigen Bodenverhältnissen des Okerthales.

Die rauchkranken Waldstrecken der Klausthaler und der Lautenthaler Hütte ziehen sich in einem ununterbrochenen, geschlossenen Terrain etwa vom Prinzenteiche (den sie nicht ganz erreichen) südlich von Klausthal bis nach Langelsheim im Norden. Während dasselbe im Westen über die die Innerste begleitenden Höhen nicht hinausgeht, reicht es im Osten, von wo bedeutendere Bäche dem Flusse zueilen, den Seitenthälern, von denen namentlich das Spiegelthal heimgesucht wird, folgend, bis an den Kahlenberg. Das Rauchterrain der Altenauer Hütte beginnt südlich von der Stadt Altenau und vereinigt sich im Norden mit dem der Hüttenwerke zu Oker. Von diesen bis nach Langelsheim legt sich um das Gebirge der jene beiden größeren Rauchgebiete verbindende Gürtel der Julius- und der Sophienhütte. Auch die Andreasberger und die Viktor-Friedrichs-Hütte liegen in engen Thälern, doch kommt die Waldverwüstung, welche sie verursachen, bei weitem nicht derjenigen gleich, welche jene Hütten im Innerste- und Okerthale anrichten. Noch geringer ist die Waldschädigung der Mansfelder Hütten. Die eingehenden Untersuchungen der Herren Dr. von Schröder und Reuß haben sich deshalb schon aus diesem Grunde im wesentlichen auf jene Hauptwaldverderber beschränkt.

Bei allen diesen Hütten schließt sich an das vorhin bezeichnete völlig vegetationslose Blößenterrain, welches für die Klausthaler Hütte bedeutend größer sein würde, wenn nicht auch ein beträchtlicher Teil der Klausthal-Zellerfelder Wiesenflur im Rauchgebiete läge, zunächst ein ähnliches, auf dem zwischen spärlicher Heide und kümmerlichem Grase einzelne Laubholzkrüppel um ihr Leben kämpfen. Die Außengrenze dieser zweiten Blößenzone bezeichnen einige abgestorbene oder absterbende Nädelholzreste. „Um die Blößen legt sich dann in verhältnismäßig geringer Breite ein Gürtel von stark beschädigten Beständen mit Bäumen, von denen einzelne zopftrocken sind oder dürre Äste und Zweige, auch alle deutliche Spuren des Hüttenrauches an Nadeln und Stämmen an sich tragen. An diese Zone reiht sich eine schwach beschädigte, welche allmählich, nicht überall deutlich begrenzt, in die reine Zone übergeht."

Die Richtung und Ausdehnung der Rauchschäden wird durch die Richtung und Bildung des Thales außerordentlich beeinflußt. Abgesehen von der unmittelbaren Umgebung der Hütte und von Einsattelungen in dem Gebirgsrücken — ein solcher, allerdings nur schwacher Sattel im Einersberge bei der Klausthaler Hütte ist die Ursache der intensiven Verwüstung in nordöstlicher Richtung — überschreitet der verderbenbringende Rauch die Thalgrenze nicht und ersteigt diesen Höhenzug meist nur bis zu $^2/_3$ seiner Höhe. Flußabwärts, wo die relative Höhe der Berge zu- und die Intensität des Rauches allmählich abnimmt, bleibt mehr als das obere Drittel des bewaldeten Rückens schadenfrei. Wo das Thal eine scharfe Krümmung macht, wird der vorspringende

Berg stärker betroffen und dadurch die nächstfolgende Thalpartie etwas geschützt. Thalaufwärts hat das Rauchgebiet der Hütte nur geringe Ausdehnung.

Alle diese Erscheinungen finden ihre Erklärung in der Richtung der Luftströmungen und in der Nebelbildung. Feuchtes Wetter, Nebel- und Taubildung, mit welchen die Rauchbeschädigung hauptsächlich eintritt, sind meistens mit südlichen und westlichen Winden verbunden, und diese sind im Oberharze die vorherrschenden Windrichtungen. (Siehe S. 177.) Von ihnen folgen Süd und Südwest den Thälern der Innerste und Oker unmittelbar und springen nur an wenigen Stellen in die ursprüngliche Richtung zurück. „Auch der Westwind folgt wenigstens bei Altenau noch eine Strecke dem Thale. Zu diesen für den Waldbestand der Thäler verhängnisvollen Windrichtungen kommt der Thalzug, der meist mit Tau und Nebelbildung zusammenfällt. Diese nächtliche, feuchte, kühle, thalabwärtsführende, schwache Luftströmung scheint uns“ (den Herren von Schröder und Reuß) „hauptsächlich die in den Thälern beobachteten Schäden und ihre große Entfernung von den Rauchquellen herbeizuführen. Sehr häufig haben wir beobachtet, wie des Nachts von Klausthaler Silberhütte bis nach Langelsheim hinab ein dicker Nebel, durch Geruch und Geschmack deutlich wahrnehmbar, mit Hüttenrauch vermengt, in den Thälern lag, während die oberen Teile der Hänge und die Berge vollkommen klar und nebelfrei waren.“

Thalaufwärts vermag nur der seltenere und meistens trockene Nordwind den Rauch zu treiben; er kann deshalb, zumal er, wenn er nicht zu heftig weht, nachts durch den Thalzug unterbrochen wird, keinen großen Schaden anrichten.

Die Ost- und Westwinde treiben den Rauch aus dem Thale auf das Gebirge. Sie schädigen dabei nur die Thalwand bis auf den Rücken, da sich hier der Rauch rasch verdünnt und zerstreut. Wird dieser dagegen in einer Mulde bergauf getrieben, so hält er sich oben noch eine Zeitlang zusammen.

Im Okerthale ist die entfernteste Blöße, welche zweifellos der Altenauer Hütte zuzuschreiben ist, von dieser 8100 m entfernt. Die zusammenhängende Blöße derselben reicht 1900 m thalab und 1100 m thalauf; ihre Breite beträgt bei der Hütte nach Osten und Westen je 300 m. Im Innerstethale liegt der letzte blößenartige Schaden der Klausthaler Hütte von dieser 5000 m ab, die zusammenhängende Blöße erstreckt sich von 2800 m nördlicher bis 600 m südlicher Entfernung; ihre größte Breite beträgt bei der Hütte 400 m nach Süden und 700 m nach Nordwesten. — Die gesamten Rauchschäden der Altenauer Hütte reichen 9000 m thalab und 2100 m thalauf, die der Klausthaler Hütte 2500 m thalauf und 6800 m thalabwärts. (Weiter abwärts überwiegt der Lautenthaler Rauch.) Seitwärts lassen sich die Rauchwirkungen bei der Altenauer Hütte bis zu 500 m, bei der Klausthaler, bei welcher das Innerstethal östlich-westliche Richtung hat, bis zu 2000 m verfolgen.

Auffallend erscheint die Thatsache, daß sich die Alleebäume den Hütten bis auf geringen Abstand nähern, und daß sich selbst innerhalb des Blößenterrains im Thale (z. B. bei Silbernaal) noch eine, wenn auch beschränkte und kümmerliche, doch immerhin vorhandene Gartenkultur findet. Doch erklärt sich diese Erscheinung, daß die Thalsohle weniger leidet als die Berghänge, und daß bei diesen die größere Schädigung erst in einer Höhe von 10 m beginnt, aus der Bildung und dem Zuge des Nebels.

Da die klimatischen Verhältnisse und die Terrainbildung dieselben bleiben, so ist die Annahme nicht unberechtigt, daß das Gesamtschädigungsgebiet sich

nicht wesentlich, vielleicht überhaupt nicht mehr vergrößern wird. Doch muß dabei vorausgesetzt werden, daß die Ausströmungsstellen des Rauches keine Verlegung erfahren. Die aus dem Jahre 1874 stammende Neuerung auf der Altenauer Hütte, den Rauch durch einen hohen Schornstein in die Luft zu schicken, hat die Rotspitzigkeit auch den höheren Forstorten des Rotenbergs gebracht, wohin der Rauch früher niemals gelangen konnte.*) Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß auch bei der Beschränkung der Schädigung auf die gegenwärtig leidenden Reviere die Verwüstung an Intensität stetig zunehmen wird. Die jetzt als lückig zu bezeichnenden Bestände werden allmählich in vollständige Blößen übergehen und die mäßig und schwach geschädigten nach einander lückig werden.

Einen Teil des direkten Schadens, welcher den Waldbesitzern aus dem bedeutenden Verlust von Holzerträgen erwächst, ersetzen die Hütten durch ihren großen Holzbedarf und den dadurch bedingten höheren Verkaufswert der Hölzer. Aber schon dem Schaden, welchen der Hüttenrauch den Feldern und Wiesen zufügt, steht kein Vorteil auch nur im geringsten ausgleichend gegenüber. Auf dem Oberharze beschränkt sich diese Schädigung auf die Entwertung und Zerstörung der Gärten in der Nähe der Hütte (z. B. bei der Frankenscharner Mühle) und — bei der größeren Widerstandsfähigkeit der Gräser — auf Verwüstung eines kleinen Komplexes von Wiesen (bei Andreasberg und Klausthal), denen die Grasnarbe völlig weggeräuchert ist. Aber erheblich geschädigt werden durch die Silberhütten am Nordrande namentlich die Feldfluren von Astfeld, Riechenberg, Oker und Harlingerode.

Indes viel schwerer wiegt der indirekte Schaden des Hüttenrauchs.**) Vor allem wird durch die Blößen, welche er sich schafft, die Überschwemmungsgefahr der Innerste und Oker vergrößert und teilweise hervorgerufen. „Von den vorhin erwähnten 358 ha Rauchblößen sind ca. 150 ha gänzlich ihrer Bodendecke beraubt. Infolgedessen vermögen sie bei heftigen Regengüssen nur einen verschwindend kleinen Teil Wasser aufzunehmen, die weitaus größte Masse stürzt, Geröll und Boden mit sich fortreißend, in die Thäler. Die tiefen Wasserrisse auf den Blößen zeugen von jener zerstörenden Thätigkeit der Niederschläge und lassen erkennen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis von diesen Flächen der letzte Rest Boden abgespült ist, und der nackte Fels als warnendes Zeichen der Nachwelt erhalten bleiben wird. Ein einziger

---

*) Um den Rauch unschädlich zu machen, müßte der Schornstein einige Meter über den Fichtenbestand hinausragen, also (Meereshöhe der Hütte 430 m, des Berges 560 m) etwa 160 m hoch sein.

**) Man hat darüber gestritten, ob durch die zahlreichen rauchkranken, absterbenden und toten Bäume der Vermehrung der Insekten Vorschub geleistet und die Gefahr einer Käferkalamität erhöht werde. Wenn nun auch die vielverbreitete Meinung, daß unsere forstlichen Borkenkäfer die Hüttenrauchsbestände verschonen, nicht richtig ist — Oberförster Reuß fand am Eichelnberge bei der Klausthaler Silberhütte u. a. O. in 100jährigen vom Rauche getöteten Stämmen Pissodes hercyniae, Hylesinus palliatus, Bostrichus typographus, chalcographus; und als der erstgenannte Rüsselkäfer zu Anfang der 60er Jahre massenhaft auftrat, hatten die Hüttenrauchsbestände nicht weniger und nicht mehr zu leiden als die gesunden — so gelangt doch in jungen durch Rauch getöteten Fichten, in sogenanntem Stangenholze, die Brut der diese Bäume heimsuchenden Käfer, wie das Fehlen der Fluglöcher zeigt, infolge der schnellen Austrocknung oft nicht zur Perfektion, und der Käfer meidet andererseits diejenigen älteren Stämme, welche längere Jahre im Rauche um ihr Leben gekämpft und sich dadurch mit einer außerordentlich starken und harten Korkablagerung in der Rinde geschützt haben. Die Gefahr der Käferkalamität ist also in Rauchrevieren nicht größer und nicht geringer als in gesunden. (Sch. u. R. S. 301.)



Regen im Frühjahr 1881 spülte auf ca. 100 m Länge der Innersteeisenbahn bei Klausthaler Silberhütte über 50 cbm Geröll auf den Bahnkörper. Wenn man bedenkt, daß ein einziger Gewitterregen 400 cbm Wasser pro ha herabsenden kann, so wird man unbedenklich zugestehen müssen, daß diese Blößen jetzt schon in der Lage sind, so viel Wasser auf einmal in die Flüsse zu lassen, daß Überschwemmungen dadurch hervorgerufen werden, die um so nachteiliger wirken, als beide Flüsse, namentlich die Innerste, massenhaften Pochsand mit sich führen, die sich auf die überschwemmten Ländereien der Ebene ablagert und den Boden ganz oder teilweise unfruchtbar macht."

„Dieser Pochsand entsteht beim Zerkleinern der Erze und enthält ziemliche Mengen von Bleioxyd, das dem tierischen Organismus schädlich ist. Infolgedessen können auf der Innerste bis nach Hildesheim hin, 50—60 km von den Hüttenwerken entfernt, keine Enten und Gänse gehalten werden. Haustiere, welche aus der Innerste öfter saufen, Hühner, welche den Innerstesand aufpicken, sterben an Bleivergiftung. Selbstverständlich erscheint es, daß die Fischerei der Innerste dadurch erheblich geschädigt wird, doch finden sich sowohl in der Oker als auch in der Innerste, namentlich an der Mündung der reinen Nebenbäche, noch einzelne Forellen vor. Die Beseitigung des Pochsandes ist fortwährend Gegenstand der sorgfältigen Arbeit der Bergverwaltung." „Bei niedrigem Wasserstande erscheint schon bei Langelsheim, am Austritt der Innerste aus dem Harze, das Wasser fast durchsichtig. Tritt jedoch Hochwasser ein, werden alle im Flußbett lange Zeit hindurch abgesetzten Schlammmassen aufgerührt und von den brausenden Gewässern fortgerissen, dann ist die Innerste eine graue, dicke Flüssigkeit, und wo sie die umschließenden Dämme übersteigt oder durchbricht, lagert sie unglaubliche Massen feinen Pochsandes auf die fruchtbaren Ländereien und Wiesen des unteren Innerstethales ab. Wiesen werden dadurch oft gänzlich vernichtet, während Äcker auf die Dauer weniger davon zu leiden haben." Nicht nur gehen Kühe, welche auf Wiesen weiden, die durch Innerste-Ablagerungen verdorben sind, an Vergiftung zu Grunde (wie noch im Jahre 1883 in den Dörfern Ochtersum und Hasede), sondern selbst die Rüben, welche auf solchen Äckern wachsen, können durch das ihnen anhaftende (und nur durch sorgfältige Abwaschung zu entfernende) Bleioxyd die Tiere töten: so krepierten im Jahre 1879 in Ringelheim mehrere und im Herbst 1881 auf der Domäne Marienburg bei Hildesheim zehn Kühe infolge derartiger Vergiftung.

Würden solche Vergiftungsfälle auch ohne Hüttenrauch bei Hochwasser vorkommen können, so tragen doch, wie gezeigt wurde, die immer mehr um sich fressenden Rauchblößen einen großen Teil der Schuld an den Überschwemmungen im unteren Innerstethale, und diese nicht wegzuleugnende Thatsache ist gewiß dazu angethan, der Frage: Wie ist der fortschreitenden Verwüstung Einhalt zu gebieten? eine um so größere Bedeutung zu geben.

Doch ehe wir sehen, wie das Übel bekämpft wird, suchen wir dasselbe in seinen Ursachen klar zu erkennen.

Daß es auf den Rauch als solchen, nicht auf den demselben beigemischten Metallstaub u. s. w. zurückzuführen ist, unterliegt nach gründlichen Untersuchungen der mehr genannten Autoritäten keinem Zweifel. Doch in welcher Weise wird er der Vegetation so überaus verderblich? *Vergiftet er etwa den Boden?* Wäre diese Frage zu bejahen, so müßte der Beschädigungsgrad der Bäume zu dem Bodengehalt an Schwefelsäure (und Bleioxyd 2c.) im Verhältnis stehen. Das ist aber, wie Untersuchungen am Dietrichsberge und Schwarzen-

berge erwiesen haben, keineswegs der Fall. Da ferner akute Beschädigung der Vegetation durch Bodenvergiftung vollständig undenkbar ist, so müßte diese sich als chronisches Übel zeigen und durch stets wiederkehrende Unfruchtbarkeit kennzeichnen. Daß dem nicht so ist, folgt unter anderm daraus, daß es trotz der — aber in bedeutend schwächerem Grade — fortdauernden Raucheinwirkung gelungen ist, die früheren Rauchblößen längst eingegangener Hütten im Oker- und Innerstethale, selbst die der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingestellten Wildemanner Hütte wieder zu bewalden.

Jedenfalls spielt die Bodenvergiftung durch Metalle nur eine untergeordnete Rolle. Viel mehr und in der Regel ist die Unfruchtbarkeit des Blößenterrains die Folge der direkten Rauchwirkung. „Läßt der Rauch, der ja in der Nähe der Hütten am intensivsten wirkt, Jahr für Jahr keine Vegetation aufkommen, so muß der Boden mit der Zeit vollständig außer Thätigkeit kommen, die Bearbeitung und Düngung hört auf, der Humusgehalt verschwindet mehr und mehr, und oberflächliche Abschwemmungen durch Regen- und Schneewasser entführen überdies die besten Teile der Feinerde. Der Wiederkultur solcher verangerter und verödeter Landstriche setzt der Rauch aber selbst viel größere Schwierigkeiten in den Weg, als die im Boden sich vorfindenden Metalle, und ehe der Rauch nicht ganz oder teilweise beseitigt worden, kann an eine solche Wiederkultur nicht gedacht werden.“ (v. Sch. u. R. S. 58.)

Die wichtigsten und häufigsten sauren Gase und Dämpfe des Rauches sind schweflige Säure, Schwefelsäure und Salzsäure. Auf den Boden können sie nur gelöst in meteorischen Niederschlägen gelangen. Nun geht aber die schweflige Säure viel zu schnell in Schwefelsäure über, als daß sie mit den Wurzeln der Pflanzen irgendwie in Berührung kommen könnte; eine spezifisch schädliche Wirkung vermag sie also auf den Boden nicht auszuüben. Und aus der in starker Verdünnung auf den Boden gelangenden Schwefelsäure oder Salzsäure müssen sich hier sehr bald unschädliche schwefelsaure Salze und Chloride bilden, so daß eine Schädigung des Wald- und Ackerbodens durch saure Gase des Rauches überhaupt für die allermeisten Fälle in Abrede zu stellen ist. „Eher ließe sich voraussetzen, daß die kleinen Säuremengen im Boden günstig auf das Pflanzenwachstum wirken, indem sie Silikate aufschließen und die in diesen vorhandenen Nährstoffe in assimilierbare Form bringen.“ (v. Sch. u. R. S. 60.)

Die sauren Gase schaden vielmehr dadurch, daß sie direkt mit den in der Luft ausgebreiteten Blattorganen in Berührung kommen, und zwar ist **die schweflige Säure die Hauptursache der Hüttenrauchschäden.** Zahlreiche Versuche und Untersuchungen haben ergeben, daß diese schon in sehr großen Verdünnungen ($^1/_{1\,000\,000}$) störend auf das Pflanzenleben einwirkt. Wie beträchtlich aber die Mengen schwefliger Säuren sind, welche unsere Silberhütten unausgesetzt an die Atmosphäre abgeben, mag aus folgender, nur die Klausthaler Hütte umfassenden Berechnung hervorgehen. Der Jahresdurchschnitt betrug von 1851 bis 1864 19000 Zentner, 1864—1864 23000, 1868 27000, 1869 33000, 1870 36000, 1871—1873 47000, 1873—1879 51000 Zentner. (v. Sch. u. K. S. 220.)

Aber können die Hütten die schweflige Säure nicht unschädlich machen? „Während es früher schien, als ob man mit Ausnahme des Schwefelkieses den Schwefel der meisten anderen geschwefelten Metalle und den Schwefel der Hüttenprodukte, der sog. Steine, überhaupt nicht, oder nur mit pekuniärem Nachteile in Schwefelsäure umwandeln könne“, gelingt dies jetzt

in vielen Fällen durch verbesserte Röstöfen. In Oker z. B. röstet man die Erze und Steine für den Bleikammerbetrieb mit gutem Erfolge in Schachtöfen. Die dortige Schwefelsäurefabrik (s. S. 207) produziert in 14 Kammersystemen jährlich 300000 Zentner Kammersäure. Die Altenauer Hütte röstet teilweise in zwei Fortschaufelungsöfen und kondensiert die Röstgase in zwei Bleikammersystemen zu Schwefelsäure. Die Lautenthaler Hütte benutzt einen doppelten Röstofen mit je vier Kiesbrennern und eine Anzahl von Röstkammern und fabriziert gleichfalls Schwefelsäure. Aber trotz umsichtigster Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel ist es den Oberharzer Hütten bisher nicht gelungen, die technischen Schwierigkeiten zur Unschädlichmachung des Rauches völlig zu überwinden. Und auch unter den günstigsten Bedingungen ist die Kondensation der schwefligen Säure auf den Hütten nur eine teilweise. Der schädliche Rest, der in die Luft gesandt werden muß, hängt von der Natur der Erze und der Größe des Betriebes ab. Keine Hütte ist im stande, mehr als 70—80 % ihres Schwefelvorlaufes in Schwefelsäure umzuwandeln. Die Okerhütte, welche ohne Kondensation 170000 Zentner Schwefel als schweflige Säure in die Luft senden würde, vermag dieses Quantum doch nur auf 45000 Zentner zu reduzieren; ein solcher Rest genügt aber, wenn die Hütte, wie die Klausthaler, in einem engen Thale liegt, die nachdrücklichsten Waldzerstörungen hervorzubringen. — Manchen Hütten ist es absolut unmöglich, alle zu verarbeitenden Erze auf Schwefelsäure abzurösten. „Namentlich ist eine nützliche Ausbeutung des Schwefels der bleiischen Erze und Hüttenprodukte meist gar nicht, die der Kupferrohsteine in nur seltenen Fällen erreicht worden." (v. Sch. u. R. S. 7.) Man sucht unausgesetzt nach neuen Mitteln: Bindung der schwefligen Säure durch Kalk, Beseitigung derselben durch Eisen bei Gegenwart von Wasser. In Lautenthal absorbiert man die schweflige Säure und Schwefelsäure der Röstgase durch Zinkoxyd und nutzt sie dann zur Schwefelsäurefabrikation aus. (Patent Schnabel). Mögen sich die Hoffnungen, welche man auf dieses Verfahren zu setzen berechtigt ist, im vollen Umfange erfüllen!

Licht, Wärme und Flüssigkeit, also die äußeren Verhältnisse, unter denen die Pflanze am lebhaftesten funktioniert, begünstigen die schädliche Wirkung der schwefligen Säure. Besonders stark ist dabei tropfbar flüssiges Wasser auf den Blattorganen beteiligt; doch ist dasselbe nicht etwa Vorbedingung der Schädigung. Die Blätter besitzen die Fähigkeit, ganz in derselben Weise, wie sie beim normalen Lebensprozesse die Kohlensäure aus der Luft einatmen, aus dieser auch das saure Gas direkt zu absorbieren. In den Blattorganen (und in den auf ihnen stehenden Wassertropfen) geht die schwefelige Säure durch Oxydation schnell in Schwefelsäure über. Der Schwefelsäuregehalt der Blätter oder vielmehr die Steigerung desselben giebt bei der Frage nach der Hüttenrauchbeschädigung den Ausschlag, denn der äußere Verfall kann unter Umständen auch andere Ursachen haben, und innere Erkrankung kann schon vorhanden sein, ehe Rotspitzigkeit sich zeigt.

Die Menge der unter gleichen Verhältnissen aufgenommenen Schwefelsäure und also die Disposition für die Einwirkung der schwefligen Säure ist bei den einzelnen Baumarten sehr verschieden. Bei einem Versuche nahmen Birnbaum 15,7, Eiche 11,3, Birke 9,5, Spitzahorn 8,3 ccm Schwefelsäure auf 1000 qcm Blattfläche auf. Bei einem andern Versuche steigerte sich der Schwefelsäuregehalt im Birnbaum von 100 auf 376, in der Eiche auf 358, der Birke auf 330, dem Spitzahorn auf 205, der Tanne auf 168.

Hinge von der Menge der Schwefelsäure, welche die Blattorgane aufnehmen oder aufzunehmen im stande sind, oder, anders ausgedrückt, von der Empfindlichkeit dieser Organe, die Resistenz der Holzarten ab, so wäre das Nadelholz am widerstandsfähigsten im Hüttenrauche. Dem ist aber keineswegs so. Während das im Rauche erkrankte Laubblatt durch ein gesundes ersetzt wird, summiert sich in den Nadeln die Schädigung für mehrere Jahre, so daß die geringere Empfindlichkeit derselben im Gesamteffekt mehr als vollständig durch die energischere Reproduktion der Laubblätter ausgeglichen wird. Von den Nadelhölzern sind deshalb diejenigen am resistentesten, welche, wie die Kiefern, ihre Nadeln am häufigsten wechseln, und diejenigen am wenigsten widerstandsfähig, deren Nadeln die längste Dauer haben, — die Tanne; die Fichten halten zwischen beiden die Mitte.

Ausschlaggebend ist also bei der Beurteilung der Resistenz der Holzarten nicht die Empfindlichkeit, sondern die Reproduktionsfähigkeit der Blattorgane. Jene kommt nur nebensächlich in Betracht: bei gleichem Reproduktionsvermögen leisten diejenigen Arten dem Hüttenrauche den größten Widerstand, deren Blätter die geringste Empfindlichkeit zeigen. — Im Jahre 1872 haben die Herren von Schröder und Reuß mit der Kiefer und den Laubhölzern, Rotbuche, Hainbuche, Birke, Goldregen, Weißerle, Esche, Spitzahorn, Bergahorn und Eiche eine Reihe von Versuchen angestellt, welche folgendes Resultat ergaben: Die vollkommenste Reproduktionsfähigkeit kommt der Eiche, dem Spitzahorn und der Weißerle, dem Bergahorn, der Esche zu. Davon haben die Eiche die größte, die beiden folgenden Holzarten mittlere, die beiden letztgenannten die größte Empfindlichkeit der Blätter. Mittelmäßige Reproduktionsfähigkeit und zugleich mittlere Empfindlichkeit der Blätter zeigen Birke und Hainbuche. Am geringsten ist die Reproduktionsfähigkeit bei der Rotbuche und Kiefer, von denen erstere auch die größte Empfindlichkeit der Blätter aufweist. (Über die Empfindlichkeit der Kiefer und die Reproduktionsfähigkeit des wenig empfindlichen Goldregen fielen die Versuche nicht übereinstimmend aus.) (v. Schr. u. R. S. 83.)

Beobachtungen der im Rauchgebiete unserer Harzer Hütten vorkommenden Holzarten bestätigten die Richtigkeit dieser Ergebnisse. Alle kräftigen, in besserem Boden wurzelnden Pflanzen setzen dem Rauche einen größeren Widerstand entgegen, als eine an sich schon kümmerliche und dürftige Vegetation. „Unter zusagenden Bodenverhältnissen widerstehen Eichen, Ahornarten, Eschen, Ulmen, Pappeln und Ebereschen dem Hüttenrauche besser als Weißbuchen, Birken und Rotbuchen; letztere widerstehen selbst bei besseren Standorten dem Hüttenrauche nicht gut.“ „Die Eiche ist im Umkreise aller Hüttenwerke das existenzfähigste Laubholz, sie geht, wenn auch in Strauchform, am nächsten an die Rauchquelle heran.“ (Schr. u. R. S. 115.)

Auf Grund aller Ermittelungen, für welche nicht nur die Hütten zu Klausthal, Lautenthal und Altenau, sowie die Julius-, Sophien- und Okerhütte, sondern auch die Hüttenwerke bei Andreasberg und im Selkethal herangezogen sind, stellen die Herren von Schröder und Reuß (S. 303) für den Harz folgende Resistenzreihe auf:

„1. Spitzahorn, Acer platanoides L.
2. Eiche, Quercus robur L., pedunculata Ehrh., rubra L.
3. Bergahorn, Acer pseudoplatanus L.
4. Feldahorn, Acer campestris L.

5. Balsampappel, Populus balsamifera L.
6. Schwarzpappel, Populus nigra L.
7. Aspe, Populus tremula L.
8. Ulme, Ulmus effusa W.
9. Esche, Fraxinus excelsior L.
10. Weißweide, Salix alba L.
11. Salweide, Salix caprea L.
12. Akazie, Robinia pseudo Acacia L.
13. Kastanie, Aesculus hippocastanum L.
14. Apfelbaum, Pirus malus L.
15. Winterlinde, Tilia parvifolia Ehrh.
16. Eberesche, Sorbus aucuparia L.
17. Roterle, Alnus glutinosa Gaert.
18. Birke, Betula alba L.
19. Sommerlinde, Tilia grandiflora Ehrh.
20. Hainbuche, Carpinus betulus L.
21. Rotbuche, Fagus silvatica L.
22. Vogelkirsche, Prunus avium L.
23. Kiefer, Pinus silvestris L.
24. Fichte, Abies excelsa."

Daß unsere Fichte für Hüttenrauchgegenden der ungeeignetste Baum ist, kann demnach keinem Zweifel unterliegen. Wie die Reste von 60jährigen Kiefernbeständen an Stellen, wo die Fichten schon bei dem früheren, schwächeren Betriebe der Silberhütten totgeräuchert waren, und die in der Nähe neben den Hütten noch anzutreffenden Spuren von Laubholzkulturen beweisen, welche meistens mit Ahorn, Buchen, Ebereschen, Hainbuchen, vereinzelt auch mit der Eiche ausgeführt sind, hat man bereits im Anfange dieses Jahrhunderts nach einem geeigneten Ersatz für die Fichte gesucht, dabei jedoch mangels jeder Erfahrung selbstverständlich nicht immer das Richtige getroffen.

Dem Oberförster Reuß gebührt das Verdienst, klar und bestimmt die Wege nachgewiesen zu haben, auf welchen die Verwüstungen des Hüttenrauches, soweit dieses überhaupt möglich ist, mit der Aussicht auf Erfolg entgegen getreten werden kann. Und angesichts der sich steigernden Schädigung des Waldes und ihrer weit hinausreichenden Folgen ist diese Frage wahrlich eine überaus wichtige. „Nicht nur die Gegenwart hat ein Recht, die Beseitigung des Schadens zu erstreben, sondern vielleicht noch in höherem Maße die Zukunft. Mag es auch noch so fern sein, es wird der Zeitpunkt eintreten, wo die reichen Gruben des Harzes erschöpft sind, wo die Verhüttung ausländischer, amerikanischer Erze, die jetzt schon zum Teil die Hütten zu Altenau und Andreasberg erhält, nicht mehr rentabel sein, wo man in Amerika die dortigen Erze mit Nutzen selbst verhütten wird, und man nicht mehr das rohe Erzgestein mit seinem Ballast, sondern das daraus gewonnene Metall versenden wird. Kurz es wird die Zeit kommen, wo der Hüttenbetrieb hier verschwindet. Dann ist der Harz hauptsächlich angewiesen auf Holzzucht, auf die von ihr abhängige Industrie, welche an den wasserkraftreichen Flüßchen erblühen wird, und auf den Fremdenverkehr. Und gerade diese Hülfsquellen, welche die Zukunft des Harzes sichern, sind es, die durch den Hüttenbetrieb in seiner jetzigen Form geschädigt werden. Der Wald wird zerstört und mit ihm die Wasserkräfte der Oker und Innerste, mit ihm der Gegend der Reiz genommen, der den Fremdenverkehr anzieht." (Schr. u. R. S. 157.)

Ende der siebziger Jahre hat die königliche Forstverwaltung aus den oberharzischen Forsten einen besonderen „Hüttenrauchsblock“ ausgeschieden, dessen Bewirtschaftung vorwiegend auf Wiederverjüngung und Erhaltung der Bestände gerichtet ist. In der schwach beschädigten Zone (mit einer Zunahme von 0,088 % Schwefelsäure — mittlerer Gehalt der gesunden Bäume 0,162 % — und mittlerem Gehalte von 0,250 %) bleibt die am Nutzungswert unübertreffliche Fichte die Hauptholzart, aber man sucht durch Einmischung anderer Holzarten, namentlich durch Einsprengung der Kiefer und der Buche, einzeln und in Horsten, ihren Wuchs zu fördern und damit ihre Widerstandsfähigkeit gegen Rauch zu erhöhen. Da in der mittelbeschädigten Zone (mit einer Zunahme von 0,142 % und mittlerem Gehalt von 0,392 % Schwefelsäure), wo die Fichten bereits vom Rauch getötete Zweige und Spitzen zeigen, diese Holzart auf die Dauer nicht zu erhalten ist, so arbeitet man hier auf reine Laubholzwirtschaft hin, und zwar entscheidet man sich für den Mittelwald, weil durch diesen jedes längere Freiliegen des Bodens vermieden und die Gefahr der Neukultur thunlichst beschränkt, das Laub der Bodendecke vor dem Verwehen geschützt und somit die Bodenkraft erhalten und gefördert und die Vegetation widerstandsfähiger gegen die Einwirkung des Rauches wird. Für bessere Lagen wählt man Eiche, Buche, Hainbuche und Birke, für trockene, flachgründige Stellen vorzugsweise die Birke. — Für die stark beschädigten Bestände (mit einer Zunahme von 0,299 % und mittlerem Gehalt von 0,691 % Schwefelsäure), die in Blößen überzugehen drohen, können nur Eiche und Birke, und zwar als Niederwald, in Frage kommen. Für bruchige Stellen in allen drei Zonen findet auch die Erle Berücksichtigung. — Wird die Rente, welche dieser nur mit großem Aufwande von Kulturkosten zu erziehende Mittel- und Niederwald demnächst abwirft, auch kaum nennenswert sein, so wird doch das Terrain dadurch mindestens vor weiterer Verödung geschützt. Und ist erst einmal dem Fortschritte in der Verwüstung mit Erfolg Halt geboten, so kann mit dem Eichenniederwalde auch den Rauchblößen vom Bestandesrande aus schrittweise wieder Terrain abgerungen werden.

Noch graswüchsige Blößen, welche nicht zu steil liegen, können einstweilen als Wiesen und Kartoffelfelder bewirtschaftet werden. (Wollte man sie als Viehweide benutzen, so würden sie wegen der fehlenden Düngung und weil die schweflige Säure auf die durch die Fußtritte der Tiere freigelegten Wurzeln unmittelbar einwirken kann, binnen kurzem völlig verwüstet werden.) Blößen ohne lebenden Bodenüberzug werden nur ausnahmsweise wieder in Kultur genommen werden können, dagegen kann der Gefahr der Überschwemmungen durch Anlage von Flechtzäunen und Horizontalgräben entgegengetreten werden. (v. Schr. u. R. S. 327 ff.)

Zum Schluß noch eine kurze Notiz über die Garten- und landwirtschaftlichen Pflanzen. Die Obstbäume, voran Pflaume und Kirsche, sind sehr empfindlich gegen die schweflige Säure. Von den strauchartigen Gewächsen leiden am meisten Weißdorn, Rose, Hagebutte und Johannisbeere, sowie der Weinstock, weniger Stachel- und Himbeere, am wenigsten Maulbeere, Haselnuß, Quitte, Liguster und Hollunder. „Unter den landwirtschaftlichen Pflanzen sind Kartoffeln und Hackfrüchte entschieden am widerstandsfähigsten, dann folgen die Halmfrüchte, von denen das Wintergetreide am meisten aushält, am empfindlichsten sind Klee, Futtergewächse und Gräser im Jugendzustande.“ (v. Sch. u. R. S. 116.)

Wie höchst ungleich die Empfänglichkeit der Pflanzen für schädliche Gase ist, belehrt ein Blick über eine vom Hüttenrauch befallene Wiese oder Feldfläche. „Auf einem sonst toten Felde wächst Honiggras (Holcus mollis) üppig und anscheinend gesund und steht Viola tricolor in allen Farben blühend, nicht minder kräftig findet man den Löwenzahn (Taraxacum) und Sauerampfer (Rumex) zwischen toten Rasenbüscheln; dagegen verraten die gebleichten Blumenblätter des kriechenden Hahnenfußes (Ranunculus repens), sowie die zarten Laubblätter des Ackergauchheils (Anagallis arvensis) die Wirkungen des Rauches, wo rings umher an den übrigen Pflanzen noch keine Spur der Einwirkung sichtbar ist, so daß diesen Pflanzen gewissermaßen für die Erkennung von Rauchwirkungen die Rolle der geologischen „Leitmuscheln" zukommt." (Nebbe.)

Während die Andreasberger Hütte, welche vorwiegend Silbererze verhüttet, die Forsten in viel geringerem Maße schädigt als die Hütten, welche hauptsächlich bleiische Erze verschmelzen, leiden die Andreasberger Forsten zugleich unter der schädlichen Einwirkung des Rauches einer Ultramarinfabrik. Die Beschädigung wird auch hier durch schweflige Säure hervorgebracht, und diese bildet sich, wenn das grüne Ultramarin bei Luftzutritt mit Schwefel zu blauem Ultramarin abgeröstet wird. — Auch in dem Steinkohlenrauche ist es die schweflige Säure — sie bildet sich bei der Verbrennung aus dem in den Kohlen enthaltenen Schwefel —, wodurch er schädigend auf die Forsten, besonders bei Thallage der Fabrik, einzuwirken imstande ist.

4. Waldarbeit und Waldnutzung.

a. Kulturmädchen und Holzfäller.

1. Wir wandern auf einer der wohlgepflegten Harzstraßen einsam durch den unabsehbaren Wald. Die zur Rüste gehende Sonne umspielt nur noch die mit Tannenzapfen dicht behangenen Wipfel der stattlichen Bäume; in den schluchtenartigen Waldthälern lagert schon der weiße Abendnebel. Das Herdengeläut, dem wir gern länger lauschen möchten, verklingt allmählich in der Ferne; nun ringsum sabbatliche Stille. Verstohlen tritt eine Rehfamilie aus dem Hochwalde zur Rechten, huscht wie ein Schatten über die Straße und fliegt dann in kühnen, eleganten Sätzen über die „Schonung" zur Linken dem jungen Dickicht zu. Schon erhebt die Königin der Harzer Waldsänger, die Drossel, klagend und doch voll Hoffnung ihren schwermütigen, herzergreifenden Gesang, um der sinkenden Sonne einen letzten Abschiedsgruß nachzurufen. Doch was ist das? Klingt's da nicht in der Ferne wie leiser melodischer Gesang? Und ist's nicht gar ein gemischter Chor? Es kommt näher und näher: frische, fröhliche Mädchenstimmen, ohne Schule und Kunst, naturwüchsig wie der Wald ringsum und darum in dieser Harmonie mit der ganzen Umgebung nur um so ansprechender. Rein und hell, „aus voller Kehl und frischer Brust", singt der Sopran die einfach-schöne Melodie hinaus; der Alt entlehnt seine Stimmführung keinem bekannten Tonsatze, er hält jene, in einfachen Terzen- und Sextengängen bestehende „zweite Stimme", wie sie das gesangfreudige Volk fast instinktiv findet, und wird darin von einer einzelnen Männerstimme kräftig unterstützt. Jetzt verstehen wir auch die Worte:

Der Jäger in dem grünen Wald
Muß suchen seinen Aufenthalt.
:,: Er ging in dem Wald wohl hin und her :,:
:,: Ob auch nichts :,: ob auch nichts anzutreffen wär'.

Ein schmaler Fußweg kreuzt unmittelbar vor uns unsere Waldstraße, und wir lassen hier die Sängerinnen vorüberziehen. Die „Kiepe“ auf dem Rücken, in den Händen das Strickzeug, verfolgen die kräftigen, gedrungenen Gestalten, aufgeschürzt bis über das Knie, festen Schrittes ihren Pfad. Fast nur gewohnt, sich und dem Walde zu singen, lassen sie sich durch unsere Gegenwart nur zu erhöhter Kraftleistung anspornen, und wir müssen ihren halb neugierigen, halb spöttischen Blick wohl oder übel als Gegengruß gelten lassen. Doch erkennen wir auch ohne Frage und trotz des Wolltuchs, welches ihr Gesicht umrahmt, daß sie dem niedersächsischen Stamme angehören.

Es sind Harzer „Kulturmädchen“ mit ihrem „Kulturaufseher“. Sie haben ihre Tagesarbeit beendet und sind nun auf dem Heimwege nach ihrer Waldherberge, jenen Köten dort am Saume der Dickung.

Bald sind sie am Ziele. Im Nu sind die Kiepen abgeworfen, und wenige Augenblicke später prasselt auf dem Herde, der die Mitte der Köte einnimmt, ein lustiges Feuer. Jetzt siedet das Wasser in dem darüber hängenden offenen Kessel, nun werden Brotscheiben hineingeschnitten, etwas Butter, Salz und Kümmel daran gethan, und das einfache Mahl ist bereitet. Dann gehen alle, die Mädchen in der einen, der Aufseher mit seinen männlichen Gehülfen in der anderen Köte, zur Ruhe, um in der Frühe des nächsten Tages ihre Arbeit wieder aufzunehmen. —

Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts überließ man es dem Walde, sich nach seinem Gefallen und seinen Kräften zu erneuern. Von der Vollsaat oder Handbesamung, mit welcher man damals die Waldkultur begann, ging man dann im Anfange dieses Jahrhunderts zur Pflanzung über.

Die Pflanzen erzieht man in sog. Saatkämpen, welche meistens in mittelhohen Beständen angelegt werden, damit die Pflänzchen Seitenschutz haben. In diesen durch eine Umzäunung gegen den Wildfraß geschützten Kämpen wird der Tannensamen in Rinnen gelegt, welche 25—40 cm von einander entfernt sind. Den Samen gewinnt man in Samendarren oder „Klängeleien“ aus den am vollkommensten entwickelten und mit Mühe und nicht ohne Gefahr gepflückten Fruchtzapfen.

In einem solchen Tannengarten, der sorgfältig rein von Unkraut gehalten wird, läßt man die Pflänzchen drei bis fünf Jahre stehen. Dann werden sie mit dem Ballen ausgehoben und auf die von den Stuken gesäuberten Blößen („Haie“) im Abstande von 1,2 bis 1,5 m versetzt. Am Oberharze war bis vor anderthalb Jahrzehnten ausschließlich die Pflanzung in Büscheln von 5 bis 6 Pflanzen üblich; seitdem hat man es auch hier mit der Einzelpflanzung versucht.

Bei diesen Kulturarbeiten werden vorwiegend Frauen und Mädchen beschäftigt.

Ein mit jungen Bäumchen bepflanzter Hai, eine „Schonung“, gewährt im Anfange des Sommers einen eigenartigen Anblick. Aus der Ferne sieht man auf der weiten Fläche, die ein Menschenalter hindurch und länger fast nur Moose und Pilze unter den mächtigen Stämmen duldete, nichts als üppig wuchernde Gräser und Kräuter und ein buntes Farbengemisch von Blumen mancherlei Art. Doch treten wir näher, so hebt sich hie und da aus dieser

scheinbaren Verwilderung ein frischgrüner Fichtenquirl mühsam heraus, und nun können wir die langen Reihen dieser hellen Sternchen weithin verfolgen. Kämpfen die zarten Stämmchen, in deren Schatten dereinst die kommenden Geschlechter wandeln werden, jetzt noch mit dem raschwüchsigen Unkraut, so können sie doch schon in einigen Jahren stolz und siegesgewiß auf dasselbe heruntersehen. Und wieder wenige Jahre später, so ist dieses von der „Jugend" völlig aus dem Felde geschlagen.

Hat der Bestand ein Alter von 15 bis 20 Jahren, so bildet er eine „Dickung". Noch ist kein überzähliger Baum herausgehauen, kein Zweig verdorrt und abgeworfen; die jugendfrischen Bäume reichen einander auf allen Seiten die Hände und verwehren dem Menschen den Eintritt und Durchgang. Aber schirmend und dicht breiten sie ihre langen, stachelbewehrten Arme über das Reh, das seinen Kälbchen hier das Bett bereitet hat, über die lichtscheuen Sauen, die ihren Kessel hierher verlegt haben, ja sogar über den bösen Meister Reineke, der von hier auf Raub und Mord auszieht.

Doch nun ist bald der Bäume goldene Jugend vorbei. Je höher ihre Wipfel sich emporschwingen, um so mehr verkümmern die unteren Zweige, denen Licht und Raum immer spärlicher zugemessen wird. Da nimmt sich der Forstmann der struppigen Burschen an, indem er Schritt für Schritt den Forstort durchzieht, die Bäume von dem abgestorbenen Reisig befreit und die schwächeren Bäume wegschlägt, um den übrigen Luft zu schaffen. Mit dieser „Durchforstung" ist aus der Dickung ein „Stangenort" geworden.

Noch mehrmals wird bei dem fortschreitenden Wachstum eine solche Lichtung vorgenommen, und so wandelt sich die frühere Dickung allmählich in einen „hohen Ort" um, unter dessen von schlanken Säulen getragenem hohem, grünem Dache, an welchem das flinke Eichhörnchen sein affenartiges Spiel treibt, die Rinderherden friedlich dahinziehen.

Und frei und unbehindert durchwandert der Mensch den hohen Nadelwald in die Kreuz und Quere. Strauchwerk und Gestrüpp, Beeren und Kräuter, alles, was im Laubwalde den Wanderer in die wenigen gebahnten Wege weist, das ist hier längst ertötet und beseitigt; kein raschelndes Laub hemmt den fortschreitenden Fuß, unhörbar gleitet er über den weichen Moosteppich und den mit Nadeln bestreuten Boden dahin. Und wie erquickend und balsamisch ist der zarte Duft, den die frischgrünen Spitzen und Zweige der Tannen so freigebig ausatmen! Haben nicht unsere Dichter, wenn sie von Waldesluft und Waldesduft singen und sagen, wohl vor allem den Tannenwald im Sinne gehabt? Man hat diesen einförmig und „melancholisch" genannt, und nicht ganz mit Unrecht, aber doch liegt gerade in dieser Einförmigkeit und Melancholie etwas recht Poetisches.

2. Bekleidet mit einem vielfach geflickten, aber frisch gewaschenen Kittel aus ungebleichtem Drell und ebensolchen Beinkleidern, auf dem Kopfe eine grüne Tuchmütze mit Seitenklappen, an den Füßen derbe Schuhe unter dicken Gamaschen, auf der Schulter die scharfen Äxte und auf dem Rücken die große Waldsäge, so ziehen am Montag Morgen ganze Scharen von Waldarbeitern gemessenen Schrittes durch die Straßen der Bergstadt. Sie haben den Sonntag bei ihrer Familie in Lerbach, Riefensbeek, Buntenbock, Lonau oder Sieber verlebt und wollen nun wieder die am Sonnabend unterbrochene Arbeit aufnehmen. Ihre Frauen, welche ihnen bis zur Stadt das Geleit gegeben und ihnen den aus einem nicht enthaarten Kalbfelle kunstlos gefertigten Ranzen in der Kiepe getragen haben, in dem sie außer Pulverhorn und Eisenkeil Lebens-

mittel auf eine ganze Woche mit sich führen, nehmen Abschied, und schwerer noch bepackt als zuvor setzt der Waldarbeiter seinen Marsch fort, der oft noch mehrere Stunden in Anspruch nimmt. In seinem ruhigen Schritte vermag ihn auch der jetzt leise niedertröpfelnde Regen nicht zu beirren: er schlägt nur die alte Pferdedecke, welche ihm im Walde als Bettdecke zu dienen bestimmt ist, als Regenmantel um sich und seine blanken, neu geschärften Werkzeuge.

Suchen wir am andern Tage die Holzfäller auf ihrer Arbeitsstätte auf, so schallen uns schon von weitem, noch ehe wir die Lichtung durch die Bäume erblicken können, die wuchtigen Schläge des Fäustels, welche den spaltenden Keil („Fimmel") eintreiben, die dröhnend auf das Holz niederfallenden Axthiebe, der taktmäßige Strich der breiten Säge, das Kreischen des Sägeschärfens und das Krachen der stürzenden Waldriesen entgegen. Von der andern Seite der Hauung hallt Schuß auf Schuß dumpf herüber; dort werden die Stuken, die anders nicht zu bewältigen sind, mit Pulver aus der Erde gesprengt.

Jetzt treten wir auf den „Hai" und sehen die Verwüstung, welche die Waldarbeiter unter den stattlichen Bäumen anrichten, in der Nähe. Hier sind zwei Arbeiter beschäftigt, eine Fichte etwa $^3/_4$ m über dem Boden abzuschneiden; dort wird ein gefällter Baum gleichfalls mit der Säge in meterlange „Enden" zerstückt, und daneben werden diese mit Fimmel und Fäustel in Klüfte gespalten, nachdem mit der Axt die Äste abgehauen sind. Diese werden zu „Wasen" (Wellen) gebunden und die Klüfte in Meterbänke gelegt. Dort stehen schon ganze Reihen derselben, längere und kürzere. Andere Stämme werden nicht zerstückt, sie sollen als Schacht- oder als Bau- und Nutzholz Verwendung finden. — Die Stukenroder, denen der schwerere Teil der Arbeit zufällt, sind einen Hai weiter zurück. Dort ist das Scheit- und Knüppelholz schon zum größten Teil abgefahren, und an seiner Stelle stehen bereits viele geschickt aufgemeterte Stukenbänke.

An jenem vor dem Winde etwas geschützten Rande der Hauung, da wo das Feuer qualmt, steht die Bucht oder Köte der Waldarbeiter, mit deren Erbauung die Arbeit auf dem Hai begonnen hat. Viel Kunst und Mühe hat sie nicht erfordert: junge, armdicke Fichten sind in Kreisform in den Boden geschlagen, oben zu einem Kegel zusammengebogen, außen mit großen Stücken Baumrinde bekleidet und innen in den Zwischenräumen mit Moos verstopft. Eine niedrige, verschließbare Öffnung dient als Thür und Fenster. In der Mitte der Bucht sind Steine zu einem Feuerherde zusammengelegt, und rings um denselben herum, dicht an der Außenwand, sind breite, niedrige Bänke angebracht. Mit Tannenhecke, Heidekraut und einigen Moossäcken überdeckt, dienen sie besonders als Schlafstätten. — Hier um das knackende und prasselnde Feuer, dessen Rauch vergeblich zu entweichen sich bemüht, lagern sich am Abend die ermüdeten Arbeiter, bereiten sich ihre beliebte Scheibensuppe und schließen ihr Mahl mit einem Stück Brot nebst Wurst und einem Schluck Branntwein. Dann wird das Feuer von neuem geschürt, die Thür verschlossen, und bald verkünden nur noch die Atemzüge der Schlafenden, daß die Waldeinsamkeit nicht völlig ausgestorben ist.

„Wir essen ein saures Stück Brot", sagte ein alter Waldarbeiter. Und wer möchte die Wahrheit dieses Wortes abschwächen, wenn er die Alten unter den Holzfällern, deren Rücken das Geradestrecken längst verlernt hat, mit ihren schwieligen, von tiefen Borsten durchfurchten Händen ihre schwere Arbeit verrichten, wenn er am Sonnabend sie müden Kniees ihrem Heimatdorfe zuwandern sieht? Während der Bergmann und der Hüttenmann nur ihre

„Schicht zu verfahren" haben, darf der Waldarbeiter sich vom Morgen bis zum Abend keine Ruhe gönnen, wenn er seinen Lohn nicht schmälern will. Und wenn im Winter die Höhen und Gründe tief im Schnee liegen, ist er oft lange Zeit arbeits- und verdienstlos, wofern es ihm nicht gelingt, sich in der nahen Stadt mit dem Zerkleinern des Brennholzes einen willkommenen Tagelohn zu erwerben. Eins aber hat der Waldmann vor dem Berg- und Hüttenmann voraus, und es ist nicht hoch genug anzuschlagen, die unverfälschte, gesunde Luft. So findet man denn auch verhältnismäßig viel mehr hoch betagte Wald- als Bergarbeiter. Auch Unglücksfälle kommen beim Holzfällen viel seltener vor, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Der Feind, den der Waldarbeiter besonders zu fürchten hat, und der ihn auf seinem mangelhaften Lager in zugiger Köte früher oder später sicher überfällt, ist das Rheuma.

Der 73jährige passionierte „Stukenroder", den Kohl am Hahnenklee in der Nähe des Königskruges antraf und dem er in seinen „Deutschen Volksbildern 2c." (siehe S. 188 ff.) ein Denkmal gesetzt hat, steht nicht so gar allein. So mancher Harzer, der von Kindesbeinen an im Walde lebte und arbeitete, verwächst nach und nach so völlig mit diesem, daß er sein Haus im Heimatsdorfe nur noch als Absteigequartier ansieht; wenn seine jüngeren Kameraden sich im Frühlinge zur ersten Waldfahrt rüsten, dann geht's ihm wie dem Zugvogel, den ein „Drang in der Brust" unwiderstehlich treibt, seinen Gefährten sich anzuschließen, er holt das außer Dienst gestellte Waldgezäh wieder hervor und fühlt sich, alle Bequemlichkeit und Wohnlichkeit verachtend, erst auf seinem Hai und in seiner Köte wieder wohl und heimisch. Die Worte jenes Waldkindes unsers Dichters sind ihm aus der Seele gesprochen:

In Waldesnacht bin ich geboren,
In Waldesdunkel stand mein Haus,
Da leb' ich einsam wie verloren
Und sehnte nimmer mich hinaus. —

Den Ortschaften, welche den größten Teil ihrer männlichen Bewohner zur Waldarbeit stellen, drückt dieses Verhältnis ein eigentümliches Gepräge auf. „Wenn ich zu meiner Gemeinde reden will", sagte mir der alte Pfarrer des größten dieser Dörfer, „so muß ich sie im Walde aufsuchen." Außer einigen hülflosen Greisen sieht man in solchen Dorfteilen in der Woche nur selten ein erwachsenes männliches Gemeindeglied, und da auch die erwachsenen und heranwachsenden Töchter bei den Kulturen beschäftigt sind, so bestehen die meisten Haushaltungen nur aus der Mutter und kleinen Kindern. Fällt jener somit die Erziehung fast ausschließlich zu, so liegen ihr auch diejenigen häuslichen Arbeiten allein ob, welche in Arbeiterfamilien sonst teilweise dem Manne zukommen. Sie bestellt Garten und Kartoffelfeld allein, trägt den Dünger in der „Butte" auf die steilen Bergwiesen hinauf und das Heu in „Säumen" von da herunter; sie schafft auf dem Rücken und auf dem Schiebkarren das Brennholz aus dem Walde auf den Hof; sie besorgt daneben die kleine Viehwirtschaft und findet bei so viel Arbeit oft noch Zeit, Maiblumen, Beeren und Schwämme zu sammeln und in die Stadt zum Verkauf zu tragen und für ein Strickwarengeschäft zu arbeiten.

b. Der Köhler.

Im Sommer 1885 war dem Harzwanderer wie dem Harzer zum erstenmale wieder seit Jahrzehnten Gelegenheit gegeben, sich von dem Betriebe der

Köhlerei durch eigene Anschauung ohne Schwierigkeit zu unterrichten. Da das im Winter 1883/84 zu Bruch gegangene Holz zum großen Teil auf anderm Wege nicht zu verwerten ist, ein längerer Aufschub aber eine Käferkalamität im Gefolge haben kann, so wurden die rußigen Waldgesellen wieder herbeigerufen, die vor Jahren, als die Steinkohlen auch den Oberharz sich mehr und mehr eroberten, ihren geliebten Schürbaum hatten in den Winkel stellen müssen. Besonders sehenswert war die Köhlerei im Innerstethale oberhalb der Klausthaler Silberhütte, und die hier beschäftigten Köhler hatten sich zahlreiches Besuchs von nah und fern zu erfreuen.

Da in demselben „Kohlhai" gewöhnlich vier bis sechs Meiler gleichzeitig im Betriebe stehen, die von demselben Köhlermeister bedient werden, so belehrt uns in der Regel schon ein Besuch über die verschiedensten Arbeiten des Köhlergeschäftes.

Bei der Wahl der Kohlstätte kommt nicht nur die bequeme Anfuhr des Holzes und Abfuhr der Kohlen, sondern auch die mit dem Thalzuge zusammenhängende vorherrschende Windrichtung, sowie die Beschaffenheit des Terrains und die Art des Untergrundes in Betracht. In älterer Zeit richtete man an jähen Berghängen oft sog. Bohlstellen ein, die an einer Seite eine Holzunterlage hatten. Diese bestand aus etwa 30 cm starken Bohlen, welchen man eine 60 cm dicke, mit Steinen belegte Erdschicht gab. Da aber dennoch der ganze Meiler dadurch gefährdet war, so führte man statt jener die sog. Mauerstellen ein, welche auf der Thalseite in der Weise auf einer Mauer ruhen, daß der Raum hinter derselben mit Erde zugestürzt wird. Wenn irgend aber möglich, so vermeidet man derartige Anlagen und sucht durch bloße Erdarbeit eine ausreichende Ebene zu gewinnen. Am besten eignet sich dazu ein aus Sand und Lehm gemischter Boden; ist er zu feucht, so „frißt er zu viel Kohlen", besteht er nur aus Steinen, so brennt der Meiler „zu hitzig". Von großem Vorteil sind alte Kohlstätten; erst der dritte Meiler auf derselben Stelle giebt das normale Quantum Kohlen.

Bei Anlage einer neuen Kohlstelle wird zunächst der Rasen weggestochen und der Boden glatt geschaufelt und festgestampft. Dabei stellt man den sog. Anlauf her, d. h. man giebt der Stelle nach dem Mittelpunkte zu eine schwache Steigung von 15 bis 20 cm. Dann wird die Grundfläche des Meilers in höchst einfacher Weise festgestellt: der Köhler führt eine 4 bis 5 m lange Stange (der Durchmesser des Meilers beträgt in der Regel 8 bis 10 m), welche ein Gehülfe in der Mitte des Anlaufs in der Hand hält, im Kreise herum und bezeichnet diesen hie und da durch kleine Pflöcke.

Nun kann das Richten (der Aufbau) des Meilers beginnen. Im Mittelpunkte werden zwei Quandelpfähle, ein langer und ein kurzer, in einem Abstande von 30 cm eingeschlagen, deren Zwischenraum, den man unten mit Splittern und Holzbränden, nicht ganz verkohlten Überbleibseln eines früheren Meilers, ausfüllt, eine von unten nach oben gehende Öffnung im Meiler zu bilden bestimmt ist. Damit die Luft in dieses Schächtchen eintreten kann, muß am Boden ein wagerechter Luftkanal in dasselbe eintreten. Um diesen herzustellen, wird ein starker Knüppel, der Richtstecken, Steck- oder Quandelknüppel, in der Richtung des Halbmessers an die Quandelpfähle gelegt, beim fortschreitenden Aufbau in derselben Richtung immer weiter nach außen gezogen und schließlich ganz weggenommen. Um die Quandelpfähle herum wird nun das Holz so dicht als möglich fast senkrecht herumgestellt, auf diese untere Schicht eine zweite und auf diese eine dritte in gleicher Weise gesetzt, so daß die ganze

Höhe des Kegels oder Kugelabschnitts 3 m erreicht. Das Holz muß so fest stehen, daß der Köhler den Meiler ohne Gefahr besteigen kann. Deshalb müssen den Rundhölzern die Äste glatt abgehauen sein. Besondere Geschicklichkeit erfordert das Richten eines Stufenmeilers, da die Stufen nur gut abbrennen, wenn sie auf das spitze Ende, unter welches oft noch ein Stein gelegt wird, gestellt werden. Weil um die Quandelpfähle herum die Kohlen am stärksten verbrennen und deshalb mürber und kleiner werden, so setzt man hierher das dünnste und schlechteste Holz. Nachdem nun noch die Lücken der unteren Schicht „beschmalt", d. h. mit dünnen Ästen, dem Schmalholze, ausgefüllt sind und der Meiler „gestümpelt" und „geschlichtet" ist, heißt dieser „holzfertig" und kann nun „bedeckt" werden.

Zum Bedecken verwendet man Tannhecke (benadeltes Reisig), Laub, Rasen oder Moos. Wohin der Köhler mit der Hand nicht reichen kann, da nimmt er die „Deckgeffel", eine lange Stange mit hölzernem Haken, zu Hülfe. Das Deckmaterial wird so dick aufgetragen, daß man das Holz nicht durchfühlt. Durch diesen Mantel wird die Beschüttung mit Erde ermöglicht. Doch bevor diese vorgenommen werden kann, müssen am Fuße des Meilers noch einige Vorkehrungen getroffen werden, welche teils das Abrutschen der Erde verhüten, teils das Abbrennen der unteren Teile des Holzes befördern sollen. Rings um den Meiler werden auf den Boden Klüfte (die sog. Fußklüfte oder Fußrüsten) gelegt und zwischen diese die „Untermänner", etwa 75 cm lange Holzstücke als Stütze für die „Rüstklüfte" gestellt.

Zum „Bewerfen" des Meilers nimmt der Köhler gewöhnlich ein Gemenge von Erde und Kohlengestübbe, seltener bloß Erde. Der Bewurf, welcher nach unten an Stärke zunimmt, jedoch vorerst nur bis an die Rüstklüfte herabreicht, so daß der Raum zwischen diesen und den Fußklüften frei bleibt, wird mit der am dicken Ende breitgehauenen Klopfstange fest und dicht geschlagen. Nun endlich kann der Meiler angezündet werden. Dies geschieht mittels des „Schuhes", eines 30 cm langen, runden Holzstückes, welches an beiden Enden aufgespalten ist. Der Köhler klemmt in den einen Spalt ein zusammengelegtes und mit Harz gefülltes Stück trockener Baumrinde, befestigt den Schuh mit dem andern Spalt auf der Klopfstange, setzt die Zündmasse in Brand und führt diese mittels der als „Steckrute" dienenden Klopfstange durch das vom Quandelknüppel offen gehaltene Anzündeloch bis in die Mitte des Meilers, so daß hier die um die Quandelstangen aufgehäuften Späne und Reiser Feuer fangen.

Jetzt beginnt die schwierigste Köhlerarbeit, das „Regieren" des Feuers. Wenn der Meiler „anfängt zu bähen", d. i. wenn seine Decke sich gelb färbt, wird auch der Raum unterhalb der Rüstklüfte allmählich mit Erde zugeworfen und der ganze Bewurf noch einmal mit Schaufel und Klopfstange bearbeitet. Das Feuer steigt während der beiden ersten Tage in der Mitte des weißgrau rauchenden Meilers bis in die Haube hinauf. Während dieser Zeit darf ihm nirgend Luft gegeben werden. Am Abend des zweiten Tages aber beginnt das Einstechen der „Räume" oder Zuglöcher, wodurch das Feuer allmählich und gleichmäßig vom Umfange des Kegels bis in den Fuß heruntergezogen wird. Hierbei hat der Köhler Gelegenheit, seine ganze Kunst und Erfahrung zu zeigen. Je nach dem Stande des Windes — das Feuer brennt diesem entgegen — stellt und verändert er seine aus Brettern, Wasen, gespaltenem Holze oder benadelten Büschen bestehenden Windschauer und bringt, um das Feuer dahin zu leiten, auf der vom Winde abgekehrten Seite „Räume" an richtiger

Stelle, besonders unter den Rüsten mit dem Raumpfahle an. Auch dem Berge entgegen brennt das Feuer nicht ohne Hülfe des Köhlers.

Am Abend sieht man oft die Meiler hell aufleuchten und die rußigen Gestalten im Wiederschein der Kohlenglut, vom Rauch umwirbelt, hastig am Meiler und auf demselben hantieren. So viel dieser nämlich am Tage herunter gebrannt ist, um so viel muß er eine Woche hindurch jeden Abend wieder gefüllt werden. Der Köhler legt den „Steg“, einen langen, dicken Knüppel, in welchen Stufen gehauen sind, am Meiler hinauf, besteigt ihn, schaufelt den Bewurf und die Decke von der eingesunkenen Haube, stößt mit der Füllstange die Kohlen nieder und füllt die Lücke wieder mit Holz aus, welches er mit dem Wehrhammer nieder treibt. Eiligst schlägt er dann mit diesem die Haube fest, damit die Kohlen sich setzen, legt die Decke wieder auf und erneuert den Bewurf. Füllholz, Decke und Gestübbe, alles muß auf dem schmalen Stege hinaufgetragen werden, und dabei ist die höchste Eile not, denn je länger der offene Meiler oben ausbrennt, um so mehr Kohlen werden zu Asche.

Der Meiler muß auch zur Nachtzeit unausgesetzt bewacht werden, denn das Feuer ist stets bestrebt, die Decke zu durchbrechen. Hier und da entstehen Ritzen und Borsten in derselben, sog. „Ausrökelse“, d. i. Ausrauchelöcher, aus denen binnen kurzem, wenn der Köhler nicht sofort mit der Klopfstange bei der Hand ist, sich faustgroße „Reißlöcher“ bilden, deren blau aufsteigender Rauch warnend den Köhler herbeiruft, daß er den Schaden mit einem Rasenstück heile. Weniger gefährlich ist ein nur schwach und weißlich rauchendes „Huckeloch“ im garen Meiler; es läßt sich schon mit etwas Erde schließen. Je dichter und fester der Meiler oben herum gehalten wird, um so besser und fester werden die Kohlen. Behält er stets seine Rundung, und steigt der Rauch, anfangs grau, später blau, an allen Seiten gleichmäßig auf, so kann der Köhler dem Endergebnisse ruhig entgegensehen; brennt er aber schief, und bekommt der Rauch Feuerfarbe, dann steht's schlimm um den Ausgang.

Etwa am fünften oder sechsten Tage dringt der Rauch blau unter den Rüstklüften heraus. Das ist ein Zeichen, daß „die Kohlen garen“. Nun werden jene Klüfte fortgenommen, die bisherigen Zuglöcher mit Erde geschlossen und unmittelbar über den Fußklüften neue, die sog. Fußräume, gestochen. Bald ist auch hier unten die Verkohlung beendet, und der Meiler „eimert sich“, d. h. der ganze Erdbewurf wird glühend, — ein schauerlich-schöner Anblick in dunkler Nacht.

Nun muß der gare Meiler abgekühlt werden. Der Köhler zieht die glühende Decke strichweise herunter, entfernt sie 1 m weit vom Meiler, breitet sie hier in dünner Schicht auf dem Boden aus, vermischt sie mit frischer Erde und schlägt sie dann wieder auf den Meiler.

Im ganzen brennt ein Meiler aus Tannenholz 10—12, ein solcher aus hartem Holze 12—14 Tage. Das „Ausladen“ geschieht in folgender Weise: Die Köhler, welche ihre Füße durch dicke, oben mit Filz benagelte Holzschuhe gegen die Hitze schützen, öffnen den Meiler an der Seite und ziehen mit dem Langhaken eine Karrenladung Kohlen heraus, lassen sie auf der Meilerstätte erkalten und löschen noch nicht vollständig ausgebrannte mit Wasser. In der Regel werden gleichzeitig sechs Karren Kohlen (an sechs verschiedenen Stellen des Meilers) „gelangt“. Bis diese abgefahren sind, wird der Meiler wieder sorgfältig zugeworfen, weil er sonst wieder in Glut gerät. Man sortiert die Kohlen in Lese- und Stauffkohlen, Zugkohlen, Quandel- und Gruskohlen. Die besten sind schwer, fest und klingend, ihre Farbe ist ein mattes Schwarz

mit stahlblauen, glänzenden Flecken. Wenn der Meiler in der oben beschriebenen Weise nach und nach ausgeladen ist, bleiben noch die „Märtler“ übrig, nicht völlig verkohlte Brände, welche beim folgenden Meiler wieder benutzt werden.

Die Abfuhr der Kohlen geschieht in einspännigen zweiräderigen Karren, welche aus einem geflochtenen, in den Karrenbäumen befestigten Korbe bestehen, der vorn und hinten rund und am Boden mit zwei niederwärts aufgehenden Thüren versehen ist. Früher wurden aus den den Hütten benachbarten Kohlhaien die Kohlen meistens von Frauen in großen Tragkörben nach den Werken geschafft.

Wenn in einer Kohle noch ein verborgenes Fünkchen glimmt, so kann sich die ganze Ladung während der Fahrt zur Hütte wieder entzünden. Jeder Karren mußte deshalb früher ein Fäßchen mit Wasser und einen Eimer mit sich führen. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln konnte es geschehen, daß das ganze Fahrzeug so plötzlich in Glut geriet, daß dem Kohlenfuhrmann nichts übrig blieb, als sein Pferd zu retten. — Da die unwegsamsten und entlegensten Teile des Gebirges die Hauptstätten der Köhlerei abgaben, so war die Abfuhr der Kohlen ebenso beschwerlich wie gefährlich. Der Fuhrmann mußte auf schmalen, steilen Wegen, die diesen Namen überhaupt nicht verdienten, mit zwei, auch wohl drei hinter einander gehenden Karren zu Thale fahren. Kreischend, ohne Hemmung drehten sich die Räder auf der hölzernen Achse. Hätte man sie mittelst einer Schraube, des Hemmschuhes oder durch ein langes, quer durchgestecktes Stück Holz hemmen wollen, so würde die ganze Last dem Pferde auf dem Rücken gelegen und dieses zu Boden gedrückt haben. Nur durch ein hinten an den Korb gebundenes und mit Erde beschwertes „Schleifreisig“ von Hecke war es möglich, den Karren auf das allernotdürftigste zu hemmen und zugleich das Pferd wenigstens etwas zu entlasten. Die „Folgepferde“, die Pferde des zweiten und dritten Karrens, die der Fuhrmann fast sich selbst überlassen mußte, waren so abgerichtet, daß sie nicht auf das nachschleppende Reisig traten.

Ehe man auf den Eisenwerken die Hochöfen einführte, bedurften die Zerrennherde der kleinen Grubenkohlen. Der Köhler warf in eine etwa 1$^1/_3$ m tiefe, oben 2 m weite und unten sich etwas verengende Grube Wasen aus Tannhecke und zündete diese an. Sobald die Flamme anfing hell zu werden, warf er frische Hecke nach und fuhr damit so lange fort, bis die Grube zu $^2/_3$ mit Kohlen gefüllt war. Dann füllte er sie vollends mit Erde und Gestübbe. Diese Verkohlung war nicht nur sehr kostspielig, da eine unglaubliche Menge Nadelreisig verbrannt werden mußte, um ein Fuder Kohlen zu gewinnen, von dem noch die Hälfte beim Aussieben verloren ging, sondern auch dadurch, daß der Wind die durch die heftige Flamme in die Höhe getriebenen glühenden Nadeln weit in den Wald entführte, mit großen Gefahren verbunden. Die zahlreichen Waldbrände früherer Jahrhunderte sind gewiß zumeist auf diese Köhlerei zurückzuführen. Am längsten hat sie sich im Blankenburgschen gehalten, wo die Privatkleinschmiede noch vor 50 Jahren, vielleicht auch noch später, die Grubenkohlen benutzten. — Die liegenden Meiler, in denen man in Schweden das Holz in ganzen Stämmen verkohlt, sind im Harze, so viel ich weiß, nirgend im Gebrauch.

Für die Hütte zu Klausthal werden jährlich etwa 1400, zu Altenau 450, Lautenthal 424, Oker nichts, Julius- und Sophienhütte 1000, zusammen 3274 fm Stuken und Wurzeln zu Holzkohlen verarbeitet. Nach Gatterer wurde im Jahre 1780 allein in der Umgegend von Klausthal („Klausthalsche

Kohlen-Einteilung aufs Jahr 1780") 13080 Karren Fichten- und 4240 Karren Buchenkohlen, zusammen 17320 Karren für die Hütten und 1000 Karren (260 und 740) Schmiede-, Münz- und Silberbrenner- und Deputatkohlen hergestellt. Zimmermann berechnete im Jahre 1834 den Kohlholzverbrauch für den hannoverschen Harz auf 130000 Malter, d. i. rund 150000 fm Brennholz. Da hiervon mindestens 100000 fm auf das Gebiet der genannten Hüttenwerke fallen, so ist seit Heran- und Heraufführung der Eisenbahnen auf den Harz und der dadurch ermöglichten Verwendung der Steinkohle die Holzkohlenproduktion für die Hütten um 97 % zurückgegangen. „Diese Betriebsänderung ist nicht ohne fühlbaren Nachteil für die Forstverwaltung gewesen. Nicht nur ist dadurch die Einnahme der Forstkassen, sondern auch der Verdienst für zahlreiche Arbeitskräfte erheblich vermindert. Eine große Menge geringwertigen Materials, als Stöcke, Wurzeln, Äste und geringes Durchforstungsreisig, das heutiges Tages mit Vorteil nur noch zum kleinsten Teile verwertet werden kann, wurde früher verkohlt, und die jetzige Ausnutzung der Holzproduktion ist daher lange nicht mehr so intensiv, wenigstens in bezug auf geringwertige Massen, wie früher, wo man sogar die durchforsteten stärkeren Stangenorte auf Wurzelholz durchrodete und hierdurch allein 31 % aller Stockholzerträge gewann." (v. Schröder und Reuß.)

Die Heimat der Köhler sind die Waldarbeiterdörfer des Harzes. Meistens hat sich das schwarze Gewerbe durch Jahrhunderte stets vom Vater auf den Sohn vererbt; und ein Adreßkalender der Köhler selbst aus der Blütezeit der Köhlerei würde nur wenige Familiennamen enthalten. (Im Jahre 1780 waren unter den Köhlermeistern, welche in der Gegend von Klausthal in fiskalischer Arbeit standen, fünf Gärtner, drei Schubert, drei Beushausen, zwei Kratsch.) Ein richtiger Köhlermeister wird auch nur, wer die ganze Schule vom Haijungen durch den Gehülfen („Hulpen") durchgemacht hat. Und der alte, erfahrene Henning Calvör sagt, daß ein Köhlermeister Zeit seines Lebens nicht auslerne.

Das Leben der Köhler gehört dem Walde noch in viel höherem Grade an, als das der Waldarbeiter. Während diese wenigstens einmal allwöchentlich mit ihrer Familie unter einem Dache weilen, sehen jene ihr Dorf im ganzen Sommerhalbjahr nur bei besonderem, hochwichtigem Anlasse, denn die Meiler brennen am Sonntage wie in der Woche, und wenn einer derselben ausgeladen wird, stehen andere schon wieder im Brande. Aber einmal wöchentlich macht sich die Frau des Köhlers mit der Kiepe auf, um diesen mit Brot und „Zubrot" und anderen Vorräten zu versorgen.

Die Köten der Köhler sind denen der Waldarbeiter gleich, nur sieht man ihnen in etwas an, daß sie für mehr dauernden Aufenthalt eingerichtet sind. Im Innern sind rechts und links vom Eingange einige Schränkchen und Vorratskasten angebracht, und die Hausgenossenschaft kann sich, weil weniger zahlreich, etwas wohnlicher einrichten. Jeder Zeltgenoß hat seinen bestimmten Platz am nie verlöschenden Feuer: die Bank zur Rechten gehört dem Meister, die zur Linken dem oder den Gehülfen, und die Köhlerbuben sitzen und schlafen im Hintergrunde jenseit des Herdes. Wie die Schiffer teilen sie die Nacht in bestimmte Wachen ein, und auch ihr einfaches Mahl, das dreimal täglich fast ohne Abwechselung mit der Scheibensuppe eröffnet wird, können sie nicht immer gleichzeitig einnehmen. Den größten Leckerbissen, den die Waldküche des Köhlers zu bieten vermag, den „Köhlerpuff", setzt er gern seinen Gästen vor; es ist dies ein in kochendem Wasser erweichter und dann mit frischer Butter

bestrichener Brotknust. — Die Hillebille*), ein in der Schwebe zwischen zwei Bäumen hängendes Buchenbrett mit hölzernem Hammer, mit dem sie ehemals die Kameraden von den entfernten Meilern und aus dem Walde zu Tisch und im Notfall alle Berufsgenossen aus ziemlich beträchtlicher Entfernung mittels althergebrachter Signale (wer denkt dabei nicht an den sächsischen Prinzenraub und an Triller, den berühmtesten aller Köhler!) herbeirufen konnten, findet sich heutzutage wohl kaum noch bei einer Köte.

Die Einsamkeit des Köhlers teilt gewöhnlich ein zottiger Hund. Grimmig fährt er aus seinem Bretterverschlage neben der Thür der Köte hervor, wenn jemand dieser in Abwesenheit seines Herrn sich zu nähern wagt. In Ermangelung besseren Umganges schließt er sich eng der Ziege an, falls der Meister sich zu solch ungewöhnlichem Luxus versteigt. In einiger Entfernung von der Köte bezeichnen große von Stangen getragene Borkenstücke den Stall für die halb invaliden Pferde, welche das Holz auf Schlitten nach den Kohlstellen schleifen und nach dem anstrengenden Dienste vor dem Geschirr des Fuhrherrn mit ihrem jetzigen Lose zufrieden zu sein scheinen.

Mit den Tieren des Waldes lebt der Köhler in bester Freundschaft; sie wissen, daß sie von ihm nichts zu fürchten haben. Friedlich spielt das scheue Reh in der Nähe seiner Köte, und der vorsichtige Hirsch, den sonst das leiseste Zeichen von der Nähe des Menschen in Aufregung versetzt, trabt unbedenklich durch den Meilerrauch.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß Wolfshagen unter den Waldarbeiter- und Köhlerdörfern eine eigenartige Stellung einnimmt. Während sich der geringe Rest der einst stattlichen Köhlerschar der übrigen Ortschaften vorzugsweise im Harze Beschäftigung sucht, ziehen die Wolfshägener weit durch das Land, man sagt, bis nach Polen und Rußland, bleiben an jedem Orte nur so lange, wie man ihrer bedarf, und kehren erst mit Anbruch des Winters in ihr tief im Waldversteck liegendes Dorf zurück.

c. Die Abfuhr und Verwertung des Holzes.

Wenn Axt und Säge des Waldarbeiters einen Forstort niederlegen, so wird sogleich jeder Baum darauf angesehen, wie er am vorteilhaftesten zu verwerten ist. Die stärksten und schönsten Stämme werden zu Nutzholz bestimmt; entborkt werden sie demnächst als Blockholz (der Harzer spricht und schreibt Bloch) den zahlreichen fiskalischen Sägemühlen zugefahren und hier in Dielen geschnitten. Die Dielenauktionen, welche mehrmals jährlich auf den Sägemühlen von den Oberförstern abgehalten werden, rufen die Holzhändler und Tischler von nah und fern herbei. — Andere Stämme, weniger stark und tadellos, werden zu Bau- und Grubenholz aufbereitet. Wie beträchtlich der Bedarf der Gruben ist, habe ich bereits Seite 221 gezeigt. Die Holzeinkäufe für diese besorgt auf dem Oberharze die königliche Bergfaktorei in Zellerfeld, die von einem Bergwerksdirektor geleitete Handelsbehörde für sämtliche fiskalischen Werke. Auch sie muß die Hölzer in öffentlicher Versteigerung erwerben. — Das für die Rademacher (Stellmacher), Büttner (Böttcher), Eimermacher und Muldenhauer geeignete Holz wird gleich auf dem Hai „ausgehalten“, d. h. es werden die für diese Arbeiten wertlosen Stücke mittels der Säge vom Stamme getrennt und

---

*) Hille heißt im Niedersächsischen schnell, bill = bell, d. i. Glocke. (Das hochdeutsche hell ist im Niederdeutschen gleichlautend.)



als Brennholz verwertet. — Ehemals, als die Schindelbedachung noch allgemein üblich war, wurden die Schindeln meistens noch auf dem Hai aus astfreiem, gut spaltendem Holze mit der Axt hergestellt. (Erst vor etwa 60 Jahren erfand der Forstmeister Hlawa zu Datschitz in Mähren die Schindelmaschine, welche auch ästiges Holz verarbeiten konnte). Heutzutage ist die Schindelbereitung ohne jede Bedeutung. — Die zahlreichen Zündholzfabriken des Harzes, welche zum Teil aus den alten Schwefelholzfabriken hervorgegangen sind, die zur Zeit des Schlagfeuerzeuges ihre langen, an beiden Enden mit Schwefel versehenen Hölzchen durch hausierende Frauen weit in das Land hinunterschickten, beziehen ihr Holzmaterial zum großen Teil aus den Karpathen, oder den fertigen „Holzdraht" aus bayrischen Holzdrahtfabriken. Im allgemeinen benutzen nur die Bergleute, welche die Anfertigung des Holzdrahtes mit dem Zündholzhobel als Nebenbeschäftigung betreiben, einheimisches Holz.

Die Bergfreiheiten aus dem 16. Jahrhundert bewilligen allen Harzbewohnern das nötige Bau- und Brennholz abgabenfrei. Vor noch nicht zwei Jahrzehnten ist im Interesse einer geordneten Forstwirtschaft das Brennholzquantum für die einzelnen Gemeinden nach zehnjährigem Durchschnitt unter 5 % Zuschlag für Leseholz fixiert und zugleich die Bauholzberechtigung in eine Rente umgewandelt, deren vorbehaltene Ablösung zum größten Teile bereits erfolgt ist. Bis zum Jahre 1863 erhielten die Berechtigten alljährlich 37 % des „Gesamtholzeinschlages", die Berg- und Hüttenverwaltung 46 %, so daß nur 17 % zur freien Verfügung der Forstverwaltung blieben. Jetzt ist dies Verhältnis wesentlich anders. Nicht nur ist teils durch die Konkurrenz der Steinkohle, teils infolge der Preissteigerung der Bau- und Nutzhölzer, welche Veranlassung zu größerer Sparsamkeit gab, der Bedarf der Oberharzer- und Kommunionwerke auf 23 % (der Bedarf der ersteren allein verrechnet auf 30 %) des Gesamtholzertrages heruntergegangen, sondern es verbleibt der Forstverwaltung auch das an die Einzelberechtigten früher abzugebende Bauholz. Daß jene Betriebsänderung gewisse Nachteile für die Forstverwaltung im Gefolge gehabt hat, habe ich schon bei Besprechung der Köhlerei erwähnt. Weil das minderwertige Holz jetzt nicht mehr durch Verkohlung nutzbar gemacht werden kann, so „bleibt auch das Abfallreisig in den Hauungen, welches bis jetzt unzählige Röstewasen lieferte, jetzt fast überall unverwertet liegen, fällt den Leseholzsammlern" (von denen alle ärmeren den „Lesezettel" unter Erlaß der auf 50 ₰ festgesetzten Gebühr erhalten) „anheim, oder muß auf den Kulturflächen verbrannt werden. Selbst der Durchforstungsbetrieb leidet, da wegen unvorteilhafter Verwertung namentlich der Erträge aus den ersten Durchforstungen diese vielfach, nicht zum Nutzen der Bestände, zurückgeschoben werden müssen. „Von tief einschneidender Wirkung, die einer Lahmlegung des ganzen Forstbetriebes gleich zu achten gewesen wäre, würde indes die Einführung der Steinkohlen- und Koksfeuerung auf den Hütten gewesen sein, wenn ausgedehnterweise nur Holzarten gebaut wären, welche überwiegend Brennholzwirtschaft bedingen. Glücklicherweise war das nicht der Fall, und noch jetzt wird infolge der Brennholzberechtigungen weit mehr Brennholz abgegeben, als bei freier Ausnutzung der Einschläge zulässig sein würde." (v. Schröder und Reuß.) Indes steht auch dieser Ausgleich wohl vor der Thür. Bei neuer Herd- und Ofenanlage geht man vielfach zur Kohlenfeuerung über, da diese, trotzdem die Gemeinden der Forstverwaltung nur die Selbstkosten, und für die Stuken noch nicht einmal diese, erstatten, nicht halb so hoch zu stehen kommt, wie die Holzfeuerung. Nach einem Menschenalter wird voraussichtlich infolge der geringeren Anforderung

der Berechtigten der den Gemeinden verbleibende Rest so groß sein, daß er sich nicht mehr mit Vorteil an Nichtberechtigte verkaufen läßt. Wird nicht dann vielleicht die Forstverwaltung, um ihre Brennholzabgabe in richtiges Verhältnis zu dem Gesamteinschlage zu bringen, einen Teil des jetzt den Gemeinden zustehenden Fixums in eine ablösbare Rente umwandeln? —

Auch das Fuhrwesen am Oberharze hat vor noch nicht zwei Jahrzehnten eine völlige Umgestaltung erfahren. Doch liegt der Grund hierfür nicht allein in der veränderten Waldnutzung, sondern zu größerem Teile in dem Fortfall der Erzfuhren. (Siehe S. 139.) Die alten konzessionierten, pensionsberechtigten „Bergfuhrherren“ waren angesehene und wohlhabende Leute, die Tag für Tag dem vereinigten Berg- und Forstfiskus mit einer stattlichen Reihe von „Geschirren“ dienten. Wo Beamte in Uniform erschienen, namentlich aber Sonntags, wenn sie beim Forstmeister, ihrem nächsten Vorgesetzten, zusammenkamen, um Arbeitsanweisung und (auch für Privatfuhren gültige) Fuhrtaxe für die kommende Arbeitswoche entgegenzunehmen, da trugen sie mit Stolz ihren blendend weißen, sauber gearbeiteten langen Kittel (eine Bluse), der den feinen schwarzen Tuchrock völlig verdeckte. Eine hohe Ehre aber war es ihnen, mit dem Berg- und Hüttenmann als dritte Gruppe an bergmännischen „Aufwartungen“ teilzunehmen und durch ihr kunstfertiges, minutenlang andauerndes Peitschenknallen, dessen Anfang und Ende ihnen durch an einem bestimmten Dachfenster des Amthauses plötzlich auftauchendes und verschwindendes Licht signalisiert wurde, das Hurra und Glückauf jener zu verstärken. Auch wenn Deputationen an den höchsten Bergherrn zur Gratulation nach Hannover entsendet wurden, durften die Weißkittel neben der Puffjacke und dem Schurzfell nie fehlen, und ihr einem Schnellfeuer ähnliches Konzert erregte dort mehrfach solches Aufsehen, daß sie es zum zweitenmale aufführen mußten.

Jetzt stehen die Bergfuhrherren auf dem Aussterbeetat, und an ihre Stelle sind einfache „Fuhrunternehmer“ getreten.

Das Feuerholz wurde vor alters wie die Kohlen in zweiräderigen Karren gefahren, auf welchen statt des Korbes zwei niedrige Wagenleitern angebracht waren, zwischen denen das Holz aufrecht und hoch aufgetürmt stand. Ein solcher Karren faßte 2 alte Harzmalter à 30 Kubikfuß, also etwa $1\frac{1}{2}$ m. Auf den jetzigen Leiterwagen zieht ein Pferd 1 Harzmalter à 80 Kubikfuß = 2 m. Doch wird bei den besseren Waldwegen im Sommer meist zweispännig zu Walde gefahren. Ein großer Teil des Brennholzes muß indes „gerückt“ werden: es ist von steilen Berghängen durch ein tiefes Thal und wieder hoch hinauf zu schaffen, so daß den Zugtieren bis zum Beginn der Hochebene nur die halbe Ladung zugemutet werden kann. Manche Forstorte liegen so ungünstig, daß die Abfuhr des Holzes vorteilhaft bis zu guter Schlittenbahn aufgeschoben wird. An frosthellen Wintertagen begegnen uns oft ganze Karawanen, und wir müssen, da ein anderes Ausweichen unmöglich und von Rohrs Urteil über die Fuhrknechte (siehe S. 149) noch immer nicht ganz unzutreffend ist, uns seitwärts in den tiefen Schnee stellen, bis die letzten Schlitten vorüber sind. Die einen fahren Schachtholz für die Gruben. Die langen, starken Fichten, denen nur die äußerste Spitze und die Zweige genommen sind, hat man mit dem Stammende zu Zweien oder Dreien auf dem „Knäbchen“, einem ganz kurzen, festen Schlitten, mittels Ketten befestigt, das Zopfende schleift auf dem Schnee und macht den Weg spiegelglatt. In dem schmalen Fahrgleise gehen die vor das Knäbchen gespannten Pferde hinter einander. Andere Fuhrleute haben Bremholz geladen, und in langem Zuge, Schlitten hinter

Schlitten, vor jedem ein Pferd, kommen sie dort über den Berg. Jetzt machen sie einen Augenblick Halt. Der Atem der dampfenden Pferde wird sofort zu Reif. Um sich zu erwärmen, versuchen sich die Fuhrleute im Knallen, und weithin schallt's wie Flintengeknatter durch den stillen Wald. Wenn die Pferde sich erholt haben, ziehen sie von selbst wieder an, und mit leisem Glockenklingen geht der Zug weiter.

d. Hirten und Herden.

Sobald im Frühlinge der Schnee geschwunden ist und die Bergwiesen ihr erstes Grün bekommen, führen die Hirten ihre Herden täglich hinaus auf die Weide, bis die Herbststürme, das eine Jahr früher, das andere später, den Aufenthalt im Freien unmöglich machen. In einigen oberharzischen Orten rechnete man in früheren Zeiten einen günstigen Herbst dem Hirten gleichsam als Verdienst an, denn wenn er bis Martini den Weidegang nicht hatte unterbrechen müssen, so bekam er als Remuneration einen neuen Hut. Allzu oft freilich fiel dieser Vorteil nicht für ihn ab. Bis in die Mitte des Wonne- d. i. Weidemonats Mai und nach der Grummeternte dienen die Wiesen als Weide, den größten Teil des Sommers aber ziehen die Kühe in den grünen Tannenwald.

Während der Hirt im Lande schon in der Frühe des Morgens, an manchen Orten schon um 4 Uhr, austreibt, wartet der Oberharzer Hirt damit, bis die Sonne den Tau vom Grase fast völlig wieder aufgesogen hat. (Siehe S. 549.) Erst wenn die Waldweide beginnt, erfolgt der Aufbruch etwas früher, doch auch im Hochsommer kaum vor 6 oder $5^1/_2$ Uhr.

Dann erscheint der Hirt mit mächtigem Kupferhorn auf der Straße, um seine Herde zusammenzurufen. Tief Atem holend, setzt er es an, stößt hinein und hält den Ton, so lange seine Lungen es gestatten wollen. Zwei oder dreimal klingt's so tief und schauerlich durch die Straßen der Bergstadt.

Der Hirt ist mit einem schmucken schwarzen Leinwandkittel bekleidet, der fast bis auf die kleidsamen grauen Gamaschen niederfällt. Gegen Regen und Sonne schützt er Gesicht und Nacken durch einen breitkrempigen schwarzen Filzhut. Zu seiner Ausrüstung gehört ein langer Stecken ohne Handgriff (seltener die kurzgestielte Peitsche), ein handliches, scharfes Beil, das, an der Schneide mit einem Futteral aus Hirschhorn verwahrt, an einem über die rechte Schulter laufenden, mit blanken Messingschildern verzierten schwarzen Lederbande ihm an der Seite hängt — er gebraucht es, um die Kühe loszuhacken, wenn sie sich mit den Hörnern im Gestrüpp, oder mit den Füßen im Wurzelgeflecht verwickelt haben; ein aufgerollter, starker Lederriemen zum Einfangen wild werdender Kühe und ein scharfes Messer zum Schlachten der verunglückten. Ebenso sind Knecht und Junge gekleidet, doch führen sie kein Beil. Außer ihnen hilft ihm ein zottiger Hund beim Führen und Bewachen der Herde.

Schon die äußere Erscheinung des Hirten beweist, daß er nicht einem jener ärmlichen „Hirtenhäuser" entstammt, wie sie die Landgemeinden ihren Hirten, die vor den Armenhäuslern wenig voraus zu haben pflegen, zum Wohnsitz einräumen. Die Oberharzer Hirten sind durchweg bemittelte, angesehene Bürger, Besitzer oft stattlicher Häuser (in Klausthal mehrfach Inhaber eines Gasthofes) und eines wertvollen „Viehstapels". Sie halten regelmäßig die Ochsen für ihre Herden und suchen es einander in Stellung der schönsten,

kräftigsten Tiere reiner Rasse zuvorzuthun. Im Winter betreiben sie mit ihren Knechten das Fleischergewerbe und die Hausschlachterei.

Wenn die Horntöne verklungen sind, dann springen die Kühe aus den Häusern hervor und begrüßen sich gegenseitig mit freudigem Gebrüll. Bis auf einige hellgraue Tiere Glarner oder Allgäuer Rasse sind sie ausnahmlos rot- oder hellbraun, und ihre Hörner, deren Spitzen nach oben gerichtet sind, stehen weit auseinander. Die Erfahrung hat bewiesen, daß die reine Harzrasse für unser Gebirge die geeignetste ist. Ist auch das tägliche Milchquantum einer guten Landkuh größer, so hat doch die Milch der Harzkühe einen etwa 25 % höheren Fettgehalt. Man sieht deshalb jetzt von jeder Kreuzung und von Versuchen mit andern Gebirgsrassen ab, — die gewöhnlichen Landkühe würden schon um deswillen auf dem Harze zu Grunde gehen, weil ihre breiteren, weicheren Füße den rauhen, steinigen Gebirgswegen nicht gewachsen sind. Die königliche Regierung wie die landwirtschaftlichen Vereine wenden seit einem Jahrzehnt der Aufzucht einer kräftigen Rasse, der Oberharzer Wiesenkultur und der Milchwirtschaft ihr besonderes Interesse zu, und die von ihnen, mit ihrer Unterstützung und auf ihre Anregung geschaffenen Einrichtungen — Stierkörung und Herdbücher, Stammherden und Musterwirtschaften, Tierschau und Prämiierung — haben bereits gute Erfolge aufzuweisen.

Von großer Bedeutung ist eine Hebung des Rindviehbestandes namentlich auch für die Wiesenkultur und damit für den Wert des Grundeigentums. So üppig der Graswuchs ist, mit dem in günstigen Sommern die kräuterreichen Bergwiesen die Pflege lohnen, welche man ihnen angedeihen läßt, so kärglich und mager ist ihr Ertrag bei vernachlässigter Düngung; in wenigen Jahren gewinnt das Moos die Oberhand und macht die schönste Wiese zu einem kümmerlichen Weideanger. Auch in den Höhenlagen sind fast alle Wiesen zwei-, einige selbst dreischürig, doch muß die Grumt sehr kurz geschnitten werden, so daß in regnerischen Spätsommern der Ertrag nicht die Kosten der Verarbeitung deckt. Auch die Heuernte leidet nur zu häufig unter der Ungunst der Witterung, und manche Wiesenbesitzer haben sich von dem Vorurteil noch nicht freimachen können, daß das Gras erst in der Samenreife gemäht werden darf. Dazu kommt, daß mancher von dem günstigen Heuwetter keinen Gebrauch machen kann, weil es an Mähern fehlt. Seitdem die Kultur der Zuckerrübe in den Vorlanden des Oberharzes größere Ausdehnung gewonnen hat, drängen sich dort die Feld- und Erntearbeiten dermaßen zusammen, daß nur noch wenige Tagelöhner nach der Weise ihrer Väter — diese kamen ehemals selbst aus beträchtlicher Entfernung, wie von Bornum bei Bockenem und von Neuhof bei Lamspringe — in der Pause zwischen ihrer Heu- und Roggenernte als Grasmäher nach dem Oberharze wandern. Inzwischen hat eine größere Anzahl Oberharzer das Mähen erlernt, und man sieht nicht selten eine Bergmannsfrau am Spätnachmittage mit Sense und Harke der Wiese zueilen, wohin ihr fleißiger Mann direkt von der Grube nach beendigter Schicht kommt. — Die Hereinschaffung des duftigen Heues ist in den meisten Orten Sache der Frauen, denn an den steilen Abhängen sind Wagen überhaupt nicht, oder nur mit Gefahr und Schwierigkeit zu verwenden. Das Heu wird zu großen Säumen, wohl 1½ m hohen Bunden, fest zusammengeschnürt, und diese werden ohne Tragkorb an Tragbändern, wie sie bei Kiepen üblich sind, von den Frauen auf den Rücken genommen. Aus der Ferne sehen die fast den Boden berührenden „Säume“, unter denen die Trägerinnen bis auf die Füße verschwinden, wie wandelnde Heuhaufen aus. Von den auf der Hoch-

ebene gelegenen Wiesenfluren der Städte Klausthal und Zellerfeld wird jetzt das meiste Heu mit Pferd und Wagen beigebracht, da nur noch einige Frauen sich als Heuträgerinnen verdingen wollen. — Das letzte Fuder oder den letzten Saum schmückt ein aus Blumen und bunten Bändern gewundener „Erntekranz"; unter Jubel und fröhlichem Gesange zieht die ihn begleitende Schar der beim Heuen beschäftigt gewesenen Männer und Frauen dem Hause des Wiesenbesitzers zu, der sie am Abend mit einem festlichen Mahle für ihre herkömmliche Aufmerksamkeit belohnt. Ein kirchliches Erntedankfest, wie es die Landbevölkerung im Herbste feiert, hat der Oberharzer nicht; er kennt nicht „des Kornes bewegte Wogen" und die schweren „Wagen kornbeladen" und „der Scheunen gefüllte Räume".

Bis in dieses Jahrhundert war durch berghauptmannschaftliche Verordnung den Oberharzern verboten, Heu in das Land zu verkaufen.

Wenn die Wiesen im Monat Mai „in Zuschlag genommen sind", und die Herden nun Tag für Tag in den Wald geführt werden müssen, dann verteilt der Hirt sein neu gestimmtes „Glockenspiel". Während in anderen Gebirgsgegenden vielfach nur einzelne Tiere, die s. g. Leitkühe, eine Glocke erhalten, trägt hier jedes Tier eine solche an einem starken, den Hals umschließenden hölzernen Bügel. Zu der jetzigen Vollkommenheit hat sich das Glockenspiel erst nach und nach entwickelt. Im vorigen Jahrhundert waren nur vier, einen Dreiklang mit Oktave (cis, eis, gis, cis) bildende Glocken (Stumpe, halbe Stumpe, die große und die kleine Bell) üblich. Jetzt besteht wohl jedes Spiel aus acht verschiedenen Glocken, von denen drei den Dreiklang bis zur zweiten Oktave hinaufführen, während die vierte die tiefere Oktave des Grundtons angiebt. Benannt werden sie meistens Überstump, Stump, Halbstump, Beischlag, Langschelle, Zinkel, Biller und Innerbiller (Unterbiller). Überaus lieblich klingt das Geläute, wenn man der weidend durch den stillen Wald ziehenden Herde nicht allzunahe ist. Und am reinsten ist die Harmonie im Frühling, wenn die Glocken neu gestimmt sind; — dies geschieht dadurch, daß von außen oder von innen „Stimmbeulen" hineingeschlagen werden. Nach und nach verstimmen einzelne Glocken, da die Kühe ihren Hals häufig an Bäumen und Felsen reiben und dabei die Glocken etwas zusammendrücken.

In der heißen Mittagszeit treiben die Hirten ihre Herden in das „Lager." Dazu haben sie schöne Plätze in einem kühlen und schattigen Thalgrunde in der Nähe eines Baches oder eines Teiches ausgesucht, wo die Tiere den Durst löschen können und dann im Schatten der dunklen Fichten, neben einander hingestreckt, behaglich wiederkäuen. Auch die Hirten rasten dabei von den Anstrengungen des Vormittags und halten ihr Mahl. — Abends kehren alle Herden, auch die Rinder und Kälber, in ihre Ställe zurück, in denen ihnen als Streu meist nur Sägespäne und Tannennadeln geboten werden.

Vormals war das Weiderecht der Harzgemeinden, deren vielfach in einander greifende und teilweise gemeinschaftliche Weidegebiete überall durch Grenzsteine bezeichnet sind, völlig oder doch nahezu unbeschränkt, und auch Ortschaften am Harzrande (z. B. die Städte Seesen und Osterode, das Dorf Herrhausen, die Domäne Katlenburg) hatten in bestimmten, oft sehr entlegenen Teilen des Oberharzes ein ausgiebiges Weiderecht. Um Walpurgis (1. Mai) zogen die Rinder und die zum Fettweiden bestimmten Kühe in den Harz hinauf, weideten den Sommer über auf dem Brockenfelde, am Bruchberge oder an andern Orten vollständiger Gebirgseinsamkeit und kehrten gegen Martini in ihre Heimat zurück. Sie übernachteten in weit von einander ent-

fernten „Rinderställen", von denen einige noch heute vorhanden sind. Verlassen und dem Einsturz nahe, umgeben von Waldblumen und Beerengestrüpp, fallen diese ehemaligen Einsiedeleien binnen kurzem der Vergessenheit anheim, und mit ihnen geht wieder ein Stück Waldpoesie verloren. Versetzen wir uns um einige Jahrzehnte zurück. Wir wandern einsam über den mit Klippen übersäeten Bruchberg und schlagen einen wenig betretenen Waldpfad ein, um die Windungen der Chaussee abzuschneiden. Bald nehmen die Fichten an Höhe ab, und nun stehen wir auf weiter, nur mit Beeren und Heide bewachsener Blöße. Welch wunderbar schönes Bild liegt da wie mit einem Zauberschlage vor unsern Augen! Dort die unabsehbare Hochebene mit ihren an einander gereihten Bergstädten, ihren halb sich versteckenden Graben- und Forsthäusern, ihren aus den Hüttenthälern emporsteigenden Rauchwolken; hier unmittelbar zu unsern Füßen, jäh niederstürzend, das scharfrandig eingeschnittene Söſethal, und darüber hinaus, in der Ferne kaum von den Wolkenzügen zu unterscheiden, Berggruppen und Hügelreihen bis zur Bramburg und zum Meißner in Hessen. Doch die wachsenden Schatten mahnen uns zur Eile. Vergeblich sehen wir uns nach dem zuletzt kaum noch erkennbaren Pfade um, dem wir dankbar sind, uns in die Irre geführt zu haben. Wohin sollen wir uns wenden? Hier türmen sich schwer ersteigliche Klippen auf, dort zieht die Tannendickung eine undurchdringliche Mauer. Kein Laut ringsum, nur der Abendwind fängt an, leise und warnend in den Wipfeln der Bäume dort unten zu rauschen, und das seine Thalfahrt beginnende Wasser sickert flüsternd durch das Moos und tröpfelt kaum hörbar von einem Stein auf den andern. Doch jetzt trägt der anschwellende Wind Klänge einer harmonischen Musik herüber, erst geisterhaft leise, allmählich klarer und bestimmter: mitten in der Wildnis, dem Abendgeläut eines Eremiten gleich, das Glockenspiel einer dem Stalle zuwandernden Rinderherde. Wir eilen ihm freudig entgegen, und kaum haben wir das Steingeröll zur Linken überwunden, so begrüßen uns knurrend und zum Angriff bereit die langhaarigen vierfüßigen Gesellen des Hirten. Noch zu rechter Zeit aber erklingt der gellende Pfiff, wie ihn die Hirten auf zwei in den Mund gesteckten Fingern mit Virtuosität hervorbringen, und die durch die auffallende Erscheinung eines Menschen in Aufregung versetzten Hunde beschränken sich nun darauf, uns mißtrauisch zu beobachten und unheimlich unsere Füße zu umschleichen. Der Hirt ist gern bereit, uns den Weg zu zeigen, aber zunächst müssen wir ihn und seine Herde auf dem Wege zum Rinderstalle begleiten. Dort schon, oberhalb der am höchsten in das Gebirge hinaufgreifenden Stelle des Söſethals, der Geburtsstätte des Flüßchens, lehnt sich derselbe in „malerischer" Umgebung an die Bergwand. Bald sind die Tiere unter Dach und Fach gebracht, und wir folgen dem Hirten in seine unter demselben Dache liegende Sommerwohnung, denn ohne einen Imbiß läßt er uns nicht ziehen, und wenn auch unter so langen einsamen philosophischen Betrachtungen wortkarg geworden, so macht es ihm doch augenscheinlich Vergnügen, einmal wieder menschliche Sprache zu hören. Die Hunde als Wache zurücklassend, führt er uns dann den schönen Weg am Morgenbrotsgraben entlang bis zur Chaussee oberhalb des Dammhauses.

Mit den Rinderställen sind die Viehhöfe, Meiereien und Molkenhäuser nicht zu verwechseln, welche das ganze Jahr hindurch bewohnt werden, und in denen neben dem „Güstvieh" auch Milchvieh gehalten und Butter und Käse bereitet wird. Finden sich die meisten dieser teilweise recht alten Anlagen auch im Ostharze, so fehlen sie doch auch dem Brockengebiete und dem West-

harze nicht gänzlich. So sind hier u. a. die Dörfer Buntenbock, Riefensbeek und Kamschlacken aus solchen Meiereien hervorgegangen. Auch das auf der Höhe zwischen Goslar und Zellerfeld belegene Gasthaus Auerhahn ist vorwiegend Viehhof, wenn auch jetzt mit beschränktem Weiderecht. (Der Auerhahn hatte Weiderecht für 90 Kühe in der Goslarschen Stadtforst. Vor einigen Jahren hat die Stadt den Hof angekauft und mit erheblich verringertem Weiderecht wieder verkauft.)

Vormals schickten auch die im Harze nicht weideberechtigten Ortschaften (Nordhausen u. a.) im Sommer ihre Kühe und Rinder als „Mietvieh“ in den Harz. Nach Böses „Haushaltsprinzipien“ betrug die Zahl desselben allein „im Kommunion- und einseitigen Harze“ (also im Gebiete der sieben Bergstädte) um das Jahr 1725 12000 Stück. Doch hatte sie sich schon im Jahre 1762, als Zückert seine „Naturgeschichte des Oberharzes“ schrieb, infolge des siebenjährigen Krieges „sehr vermindert“. Im Jahre 1786 waren auf dem Auerhahn 40 Stück Mietvieh. Da pro Stück für Stall und Weide nur 1 Gulden (2 ℳ) auf 12 Wochen gezahlt wurde, und der Hirt für dieselbe Zeit neben freier Beköstigung 18 Gulden (36 ℳ) Lohn erhielt, so war hier die Einnahme aus dem Mietvieh nicht sehr bedeutend. An anderen Orten des früheren Kommunionharzes und im Elbingerodeschen nahm man für die Milchkuh auf den ganzen Sommer 15–18 ℳ Pacht, für das Güstvieh die Hälfte. Meistens aber erhielt der Eigentümer einer Milchkuh während der Weidezeit nur 21—24 Pfund Butter und 2—8 Schock Käse, der übrige Ertrag fiel dem Besitzer des Viehhofes als Entschädigung zu.

Auch jetzt noch sind einige Viehhöfe im Kreise Zellerfeld (die beiden Junkernhöfe in Buntenbock und die Ziegelhütte) zur weidegeldfreien Einnahme von Mietvieh berechtigt, doch darf dadurch der ihnen rechtlich zuerkannte Viehbestand nicht überschritten werden. Die weidegeldfreien Viehbestände der Gemeinden und sonstigen Berechtigten im genannten Kreise sind auf Grund des Gesetzes vom 13. Juni 1873 auf 2987 Stück Hornvieh fixiert (Altenau 261, Andreasberg 521, Bockswiese-Hahnenklee 96, Buntenbock 171, Klausthal 774*), Grund 211, Laubhütte 18, Wildemann 132, Lautenthal 123, Lerbach 175, Lonau 23, Lonauerhammerhütte 7, Schulenberg-Festenburg 29, Zellerfeld 377, Sieber 25 u. s. w.). Hierin stecken aber die weidegeldfreien Viehbestände der Mühlen und ähnlicher Viehhöfe mit selbständigem Weiderechte nur zum geringsten Teile, da für diese die Zahl des weideberechtigten Hornviehs meistens schon vor Erlaß jenes Gesetzes feststand. Es kommen für diese — je nachdem Kühe oder Rinder ausgetrieben werden — noch 200—338 Stück hinzu. (Für die beiden Junkernhöfe zu Buntenbock zusammen 1 Ochs und 50 Kühe oder 100 Rinder, die Ziegelhütte bei Buntenbock, die Pixhaier, die Flambacher, die Neue Mühle je 1 Ochs und 15 Kühe oder 30 Rinder, den Meierhof zu Hahnenklee 24 Kühe u. s. w.) Außerdem ist die Gemeinde Lonau berechtigt, 90 Kühe und 24 Rinder, die Gemeinde Lonauerhammerhütte 17 Kühe und 7 Rinder, die Gemeinde Sieber 86 Kühe und 25 Rinder gegen ein festes, an den Fiskus zu entrichtendes Weidegeld von 2 ℳ pro Kuh und 1,50 ℳ pro Rind, die Ochsen und Kälber aber weidegeldfrei in den Wald zu treiben. Die Gesamtsumme des weideberechtigten Hornviehs beträgt danach 3436—3554, oder unter Berücksichtigung der nicht zahlenmäßig feststehenden Herdenteile der letztgenannten Gemeinden rund 3500—3600 Stück.

---

*) Auf Grund einer älteren Verfügung auf 800 erhöht.

Vergleichen wir damit den jetzigen Viehbestand. Nach der Zählung vom 1. Dezember 1885 besaßen:

Altenau	285	(gegen 266 im Vorjahre),
Andreasberg	482	„ 447 „ „
Klausthal	812	„ 681 „ „
Grund	198	„ 191 „ „
Lautenthal	146	„ 123 „ „
Wildemann	171	„ 155 „ „
Zellerfeld	493	„ 425 „ „
Die übrigen Ortschaften ꝛc.	1160	„ 1090 „ „
zusammen	3747	Stück Rindvieh
gegen	3378	im Vorjahre.

Die Zunahme beträgt gegen das Jahr 1884 = 369,
„ „ „ 1883 = 504 Stück,
ein Resultat, das jeden Freund des Oberharzes mit Freude erfüllen muß.

In den Städten Klausthal, Zellerfeld, Lautenthal, Altenau und Wildemann geht der jetzige Viehbestand bereits, zum Teil nicht unerheblich, über die fixierte Zahl hinaus, und obwohl erfahrungsmäßig etwa $^1/_5$ der Gesamtzahl des vorhandenen Viehes nicht vor den Hirten getrieben wird, also Viehbestand und Herdenbestand sich keineswegs völlig decken, so könnte es doch scheinen, als ob jene Fixation der weiteren Vergrößerung der Viehwirtschaft und Ausnutzung der Waldweide keinen Raum mehr lasse. Indes ist es bei jener Festsetzung keineswegs auf Beschränkung und Verkümmerung dieses wichtigen Nebenerwerbes abgesehen, da sie sich für die oberharzischen Gemeinden nur auf das weidegeldfrei einzutreibende Vieh erstreckt. Daß für die Fixation eine Periode zu Grunde gelegt werden mußte, in welcher die Viehwirtschaft gegen die ältere Zeit zurückgegangen war, ist allerdings zu bedauern. Aber die Gewinnung einer gesetzlichen Grundlage, namentlich auch eine Begrenzung der Mietherden und eine Abfindung der ehemals im Oberharze weideberechtigten vorharzischen Gemeinden war im Interesse einer geordneten und lohnenden Forstwirtschaft entschieden geboten. Herden von 12000 Rindern vermag der Wald nicht zu ernähren, wenn er ihnen nicht die jungen Schößlinge und die frischen Rinden der Bäume preisgeben will.

Die Kühe sind die einzigen Haustiere, denen der Wald offen steht. Die Ziege, welche nicht bloß in den ärmern Gebirgsdörfern, sondern auch in den größeren Bergstädten so zahlreich gehalten wird, daß auch hier ein besonderer Ziegenhirt nötig ist, richtet unter den jungen Bäumen zu viel Schaden an und muß sich deshalb meistens mit der Weide an Halden und auf unkulturbaren Flächen begnügen. Munter und furchtlos tummelt sich die Herde an den steilsten Bergabhängen umher und sucht sich wählerisch mundende Kräuter. Abends aber marschieren die Tiere fast feierliches Schrittes, mit dem Kopfe bedächtig nickend, unter dem Geklingel ihrer hellen Glöckchen durch die Straßen nach ihren Ställen.

In den Vorlanden unseres Gebirges, auch bei Elbingerode und in anderen Gegenden des Ostharzes gedeiht die Schafzucht trefflich. Das Fleisch der auf den Harzweiden fett gemachten Hammel soll zu dem schmackhaftesten in Deutschland gehören, und der Elbingeroder Schafkäse hat guten Ruf. Am Oberharze besitzen nur die Fleischer kleine Schafherden. (Der sargähnliche Kasten, in dem die Schäfer ihre in die Hürden getriebene Herde nachts be-

wachen, ruht hier nicht, wie im Lande, auf einem Karren, sondern auf einem schlittenartigen Gestelle.) Die Schweinezucht am Harze ist nicht nennenswert.

e. Sonstige Waldnutzung.

Der Geheime Rat Dr. med. Brockmann schreibt in seinen „metallurgischen Krankheiten des Oberharzes": „Wenn man die gesundeste Zeit des Oberharzes sprichwörtlich mit dem Namen der Heidelbeerzeit belegt, so wird dieser Frucht in der That keine ungebührliche Ehre erwiesen. Fast jeder Harzer gebraucht im Sommer, wenn auch unbewußt, eine Erd- und Heidelbeerkur. Und gewiß gelangt infolge derselben manche Hyperkarbonisation (Übersättigung des Blutes mit Kohlenstoff) zur glücklichen Ausgleichung." Der Ertrag an Heidel- oder Bickbeeren ist in günstigen Jahren ein so überaus reicher, daß er nur zu geringstem Teile verwertet werden kann. Wenn auch Hunderte von Händen sich mit der Einsammlung befassen, wenn auch die Bewohner der Gegend von Harzburg sich zahlreich an dieser lohnenden Ernte beteiligen, auf den weiten Flächen des Brockenfeldes und des Bruchberges vermindern sich dennoch die Beeren, welche von Millionen von Sträuchern dargeboten werden, kaum in wahrnehmbarem Maße.

Nicht ganz so groß, aber doch das Bedürfnis der Harzer und Harzumwohner weit übersteigend, ist der Reichtum an Kronsbeeren. Indes gelangen sie in manchen Jahren auf den Höhen des Kahlenberges und des Kronsfeldes nicht recht zur Reife, und es fehlt im Oberharze an einem Versandgeschäfte für diese in höherem Ansehen als ihre schwarze Schwester stehende Beere. So mag es sich erklären, daß jetzt selbst oberharzer Familien vielfach ihre Kronsbeeren aus der Lüneburger Heide beziehen.

Nicht geringer, mutmaßlich sogar schon höher, ist die Summe, welche durch das Sammeln der Waldhimbeere von der ärmeren Bevölkerung erworben wird. Auch die ausgiebigere Verwertung dieser Waldfrucht ist von vorteilhaftem Einflusse, daß seit einigen Jahren mehrere Oberharzer Apotheken die Herstellung von Himbeersaft in die Hand genommen haben. — Lohnend ist auch die Einsammlung der Erd- und der Brombeere. — Dagegen werden die eßbaren Schwämme und Morcheln längst noch nicht in genügendem Umfange verwertet.

Beträchtlich war früher die Gewinnung des Feuerschwammes. Doch wer benutzt heute noch Stahl und Stein! In manchen Gegenden erzielen Waldfrevler einen nicht unbedeutenden Gewinn durch das Einsammeln des Fichtenharzes. Scheuer noch als der Wilddieb durchschleicht der „Harzschrapper" den dunklen Hochwald und das einsame Dickicht, reißt mit einem scharfen hakenartigen Instrumente eine breite, lange Furche durch alle Rindenschichten des Baumes und kratzt bei seinem nächsten Rundgange das Harz heraus, welches aus dieser Wunde hervorgequollen ist. Hat er diese an richtiger Stelle angebracht, und weiß er sie offen zu halten, so verblutet der edle Baum nach und nach unter seiner rohen Hand.

5. Jagd und Vogelfang.

a. Der Wildbann.

Wie die Magetheide im Lüneburgschen, so bildete auch der Harz in seinem weitesten Umfange in ältester Zeit einen kaiserlichen Bannforst, „dar den wilden deren vrede gewracht is by konniges banne, sunder baren, wolfen unde vossen". Des Jagdaufenthalts der deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen und dem fränkischen Hause, ihrer Jagdhäuser und Königshöfe im Harze habe ich bereits mehrfach Erwähnung gethan. (Siehe S. 127, 420 f., 504.)

Hatte Kaiser Otto I. dem Stifte Quedlinburg im Jahre 937 nur den Jagdzehnten von Bodfeld, Siptenfelde und von der anhaltischen Harzgegend geschenkt, so begann der Kaiser Heinrich II. damit, daß er (am 3. September 1008) dem Stifte Gandersheim Bodfeld mit dem Forste und der Jagd tauschweise übertrug, die Zerstückelung des großen Bannforstes selbst. Seine Nachfolger setzten diese freigebig fort, und etwa 1½ Jahrhundert später war dem deutschen Könige von dem herrlichen Jagdgebiete anscheinend nichts weiter verblieben, als der zu der Pfalz Werla (später Goslar) gehörende Bezirk im Westharze, den Heinrich IV. mit dem Wildbanne ausdrücklich ausnahm, als er 1086 den Bischof von Hildesheim mit jener Pfalz und deren Zubehör begnadete, der Kaiserforst im engern Sinne und der später von diesem unterschiedene Harzburger Forst. Außer jenen kirchlichen Stiftungen hatte Walkenried durch Verleihung des Kaisers Lothar vom Jahre 1132 den kaiserlichen Wildbann in einem Teile des Harzes. Mit dem Wildbann in den übrigen Bezirken des Harzwaldes belehnten die Kaiser die umwohnenden Fürsten und Grafen. So erhielt Herzog Heinrich der Löwe am 1. Januar 1157 vom Kaiser Friedrich I. den Wildbann, welcher bis dahin ein Zubehör des Königshofes in Pöhlde gebildet hatte, als Reichslehen. Es ist dies der im Süden und Westen an den Kaiserforst grenzende „Löwenforst“, welcher den „Hellenforst“ einschloß. Von den Grafengeschlechtern finden wir, ohne daß sich immer das Jahr der Verleihung oder auch nur diese selbst bestimmt nachweisen läßt, namentlich die Honsteiner, Regensteiner, Wernigeröder und Woldenberger im Besitze des Wildbannes in ihren Harzanteilen.

b. Die Jagdtiere.

1. Haarwild.

Wann der „grimme“ Schelch, jener Riesenhirsch, der noch im 16. Jahrhundert in Deutschland existierte, und der wilde Elch, das Elentier, das in Sachsen erst seit 1746 fehlt, im Harze ausgegangen sind, ist nicht bekannt. Ersterem gehört wohl das mächtige Geweih an, welches 1869 in einer Kiesgrube bei Aschersleben gefunden wurde (S. 13). Im Oberharze heißt ein Nebenbach des in die Oker mündenden Weißenwassers, wie auch der Gipfel des einsamen Kahlenberges, unter dem er entspringt, die Schalke. Wahrscheinlich ist dieser Name Scalkaha, d. i. Schelchwasser, zu deuten. Ohne Zweifel waren auch der Wisent, der kurzhörnige Stier mit mähnenartigem Haar, der noch jetzt in Littauen als Auerochs gehegt wird, und der langhörnige, jetzt ausgestorbene Ur, der als Stammvater unsers Rindviehes anzusehen ist, einst in unserm Gebirge heimisch. An diesen erinnert der früher Urberg benannte Auerberg bei Stolberg, vielleicht auch das Dorf Urbach im Kreise Ilfeld.

Unter den Jagdtieren jetziger Zeit nehmen Hirsch und Reh die erste Stelle ein. Der Edelhirsch ist als Standwild durch den ganzen Harz allgemein verbreitet. Er hat hier stumpfe Schalen und ein starkes kurzes Geweih mit wenig Enden; Zwölf- und Vierzehnender sind eine große Seltenheit, und häufig hat das neue Geweih weniger Enden als das abgeworfene. An reinem Wildpret liefert ein guter jagdbarer Hirsch durchschnittlich etwa 125 kg; das Harzer Rotwild hat demnach mittlere Körperschwere. Hin und wieder wird weißes oder Bläßwild angetroffen, doch stammen diese Farbenvarietäten aus den Tiergärten bei Wernigerode und Ballenstedt. — Wenn auch der Harzwanderer nur in besonders glücklicher Stunde den stolzen Hirsch oder gar eine ganze Edelwildfamilie zu Gesicht bekommt, so bezeugen ihm doch die vielen

schwarzen, brandigen Rindenflecke an den Fichten — in manchen einsamen Waldgegenden ist kaum ein Baum ohne einen solchen — die Häufigkeit desselben. Diese „Gallen" rühren daher, daß der Hirsch in den Stangenorten gern die Rinde abschält. Größeren Schaden richtet er indes durch das Abästen und Verbeißen der jungen Pflänzchen im Winter an. Schon um dem zuvorzukommen, wird das Wild, so bald und so lange der Waldboden mit Schnee bedeckt ist, in der Nähe der Förstereien vom Ertrage der Wildwiesen gefüttert. Eine Schlittenfahrt durch das Oker- oder Söſethal, an einem klaren, ruhigen Nachmittage an und für sich schon ein Genuß, gewinnt durch dieses seltene Schauspiel an erhöhtem Interesse. Pünktlich wie die Uhr und nach und nach mit geringerer Scheu stellen sich die Tiere einzeln und in Rudeln auf dem zum Futterplatze eingerichteten Berghange ein und sättigen sich in lautloser Stille an dem duftigen Heu, welches ihnen in hölzernen Raufen dargeboten wird. Wenn wir nicht sprechen und jede hastige Bewegung vermeiden, können wir ziemlich nahe herantreten. Emsig und scheinbar so gleichgiltig gegen ihre Umgebung wie die gehörnten Haustiere zupfen die sonst so scheuen Waldkinder am leckeren Heu. Aber verstohlen äugen sie bei jeder Mundportion zu uns herüber, jeden Augenblick bereit, wenn wir uns verdächtig zeigen sollten, mit einem kühnen Satze den sichern Wald zu gewinnen. Eine neue Schar hungernder Tiere trifft ein. Sie kommen aus weiter Ferne. Auf ihrer Suche nach Nahrung haben sie einen der Wildpfade gefunden, die von allen Seiten nach dem Fütterungsplatze führen, und sind nun zum erstenmale hier. Den mageren, schlanken Leib noch zwischen den dichten, jungen Fichten bergend, schauen sie bald verlangend auf die gefüllten Raufen, bald ängstlich auf die gefürchteten Menschen. Jetzt tritt hie und da ein Tier vorsichtig einen Schritt vor, die knuspernden, hier schon heimisch gewordenen Gefährten machen ihnen Mut, ein Alttier, weniger argwöhnisch als die Kälbchen, wagt sich heran, und nun eilt plötzlich das ganze Rudel herbei und umdrängt die wohlthätigen Futterstände. — Ohne diese Futterplätze würde der größte Teil des reichen Wildbestandes während der Schonzeit eingehen, denn Rindenstückchen und Fichtenspitzen können auf die Dauer nicht als Nahrung genügen, und durch das „Plätzen" (Scharren) vermag das hungernde Wild bei anhaltendem Winter Gräser und Heidekraut selbst an den Quellen nicht mehr freizulegen. Aber trotz der ausgiebigsten Fütterung fällt nicht nur manches verwaiste Kälbchen, sondern auch manches stattliche Tier dem Oberharzer Winter alljährlich zum Opfer. Auf der hohen Schneelage, die sich bei mildem Wetter gesetzt hat, bildet wieder einfallender Frost eine harte Eiskruste, und diese reibt den Tieren binnen kurzem die Läufe wund und blutig. Langsam, das edle Haupt gesenkt, ein Bild des Elends, zieht das kranke Wild seinen Weg, den es sonst im Fluge zu durcheilen gewohnt war; seine Kraft reicht kaum noch hin, die kranken, mit eiternden Wunden bedeckten Läufe aus dem harten Schnee, in den sie bei jedem Schritte tief einsinken, emporzuziehen; es kann den Futterplatz nicht mehr erreichen, verlassen und hilflos geht es an Entkräftung zu Grunde und wird eine Beute der Füchse.

Das sanfte Reh, dieser liebliche Bewohner des Waldes, ist auch im Harze überall heimisch, und selbst am Oberharze, wo das Edelwild bei weitem überwiegt, gelingt es dem Wanderer viel eher, eine auf der Schonung oder auf einer Waldwiese spielende Rehfamilie zu belauschen, als den Hirsch zu Gesicht zu bekommen. Im strengen Winter zieht sich das Reh meistens in den Vorharz und in das Flachland hinunter.

Das Schwarzwild, welches hie und da den Kartoffelfeldern großen Schaden zufügt, hat noch nicht ausgerottet werden können, obwohl es zu jeder Zeit geschossen werden darf. Wenn man auch nur höchst selten, und nur in entlegenen Waldbezirken, etwa auf dem Ahrensberge und Bruchberge, einer wilden Sau ansichtig zu werden einige Aussicht hat, so durchstreift dieses Wild, wie die umgewühlten Stellen beweisen, an denen es unter dem Moose nach Nahrung gesucht hat, von seinen Schluchten und seinem Dickicht aus doch auch die westliche Hochebene bis zu ihrem Rande und tritt im Winter sogar nicht selten in den Heinberg über, in dem der Graf zu Münster (Derneburg) bis vor einem Jahrzehnt einen Saupark hielt. Infolge der starken Nachstellungen sind Hauptschweine selten, und da die starken Bachen fehlen, so sind auch die Frischlinge nur schwach. Überhaupt ist die Harzer Sau klein und, da die Äsung nur schlecht ist, wenig feist. Weiße, sowie weiß und schwarz gefleckte Sauen werden im Verhältnis häufig angetroffen.

Überall im Gebirge ist der Hase heimisch, doch bevorzugt er die Vorberge. Der eigentliche Berghase mit dunklem Balge ist stärker als der Landhase.

Der Dachs nimmt nur ausnahmsweise seine Wohnung im Oberharze. Öfter findet er sich dagegen in den übrigen Teilen des Gebirges.

Wegen seines Pelzes (des „Grauwerkes") wird auch das muntere Eichhörnchen zu den Jagdtieren gerechnet. In den Fichtenwäldern des Oberharzes hat es sich seit etwa 15 Jahren in so auffälliger Weise vermindert, daß nur die Annahme einer Seuche zur Erklärung dieser Erscheinung ausreicht. Als Farben-Varietäten findet man im Harze häufig das dunkelbraune und schwarze, zuweilen auch, wie im hohen Norden, das aschgraue Eichhorn.

Von den Raubtieren sind Bär und Wolf schon im vorigen Jahrhundert verschwunden. Wenn auch die meisten der mit „Bär" gebildeten Ortsnamen, von denen ich nur das Bärenbruch namhaft mache, sich auf den wilden Eber beziehen mögen, der jenen Namen (wie schon das Nibelungenlied zeigt) seit alters führte, so fehlt es doch nicht an zuverlässigen Nachrichten darüber, daß der Bär noch im 16. und 17. Jahrhundert bei uns nicht ganz selten war. Herzog Julius von Braunschweig (1568—89) hatte Bärenfänger unter den Hunden, welche ihm das Kloster Neuwerk in Goslar halten mußte. 1573 wurde von Ilsenburg aus eine Bärenjagd veranstaltet. 1614 fraß ein Bär das Rind eines Ilsenburger Einwohners. Im Oktober 1637 erlegte Herzog Georg von Lüneburg auf einer Jagd, welche er von Lutter am Barenberge aus unternahm, drei Bären. Am 7. Oktober 1639 ließ derselbe Herzog auf dem kleinen Domhofe in Hildesheim einen Bären mit englischen Hunden hetzen. 1655 wurde ein Bär am Brocken geschossen. Zu dieser Zeit war dieses Raubtier indes wohl nur noch auf das Brockengebirge beschränkt, denn zu Ausgang des dreißigjährigen Krieges verschwindet das Jagdpersonal, welches die Herzoge von Braunschweig für die Bärenhetze gehalten hatten. Der letzte Bär wurde am Brocken im Jahre 1705 erlegt.

Gefährlicher waren wegen ihrer großen Zahl die Wölfe. „Wolfsschluchten", „Wolfsthäler", „Wolfsköpfe" finden sich im ganzen Harze, vereinzelt auch noch (zwischen Voßhai und Iberg) Spuren von Wolfsgruben. Von der Wolfswarte, einer interessanten, noch wenig besuchten Felspartie über Altenau, wird erzählt, daß Reisende, welche im Walde von der Nacht überrascht wurden, auf dieser Kuppe ein Feuer anzuzünden pflegten, um sich vor den sie belagernden Wölfen zu schützen. Nach dem bekannten Volksbuche fing Till Eulenspiegel im Harze die Wölfe, mit denen er die Leute erschreckte.

Während des dreißigjährigen Krieges vermehrte sich dieses Raubzeug außerordentlich und brach in den Vorlanden des Harzes scharenweise in die Herden ein. Im Jahre 1630 ließ der Wildmeister Groß zu Winzenburg (das alte Amt Winzenburg reichte mit dem Heber in der Nähe von Seesen fast bis an den Fuß des eigentlichen Harzes) 20 Wolfsgarne anfertigen. Im März 1637 hielt Herzog Georg von Lüneburg eine Wolfsjagd bei Lamspringe. 1666 veranstaltete der Jägermeister von Weichs eine Wolfsjagd im Winzenburgschen, da sich 13 Wölfe am Himpfeberge und 6 im Sackwalde hatten sehen lassen. 1668 bestimmte die hildesheimsche Regierung, daß zur Anschaffung von Wolfsgarnen jeder Schafmeister 12 Mgr. und jeder Schäferknecht 5 Mgr. beitragen sollten. 1690 und 93 hielt der Oberjägermeister von Gymnich Wolfsjagden im Winzenburgschen. Um 1760 brach vor Störy (im Ambergau) ein Wolf in eine Schafhürde ein.*) Noch 1660 erhielt im Sollinge kein Förster Sold und Deputat, wenn er nicht den Balg eines selbsterlegten Wolfes an das Amt ablieferte. Vom Oberharze schreibt Zückert noch im Jahre 1762: „Die Wölfe thun hier am roten und schwarzen Wildbret den meisten Schaden. Um diese daher zu zerstören, sucht man im Sommer fleißig ihre Gehecke auf und nimmt die Jungen weg. Sie werden auch im Winter oft gekreist und, wo man sie findet, gleich eingelappt und viele totgeschossen und aufgehängt." Der letzte Wolf wurde im Jahre 1798 von einem Grafen zu Stolberg in der Nähe der Plessenburg am Ostabhange des Brockengebirges geschossen.

Länger als Bär und Wolf hat sich der Luchs im Harze gehalten. Während im Hildesheimschen die beiden Luchse, welche der Oberforstmeister Schilder im Winter 1657—58 erlegte, die letzten gewesen zu sein scheinen, kamen diese Raubtiere in den gräflich stolbergschen Besitzungen am Harze bis zum Jahre 1670 häufig vor, und völlig ausgerottet sind sie hier erst in diesem Jahrhundert. Am 24. März 1817 schoß der gräflich wernigerodesche Forstkontrolleur Kallmeier im Ilsenburger Forstreviere am Rennekenberge einen männlichen Luchs. Dieser wog 53 Pfund, war 3' 5" lang, vorn 2' 2½" hoch und hatte eine 8" lange Rute. Das letzte, gleichfalls männliche Tier dieser Art zeigte sich im folgenden Winter in der Gegend von Seesen. Hier versammelte der braunschweigsche Oberjägermeister Graf von Veltheim gegen 100 Schützen und Förster und über 100 Treiber und begann mit ihnen am 22. Februar 1818 die Jagd auf das Raubtier. Tage lang entzog sich dieses allen Nachstellungen. Erst am 28. Februar wurde man seiner ansichtig, aber durch einen Fehlschuß zu eiliger Flucht getrieben verschwand es in der Richtung zum Brocken. Die Jagdgesellschaft ging auseinander. Als aber der Luchs 14 Tage später sich wieder bei Seesen sehen ließ, versammelte sie sich am 16. März noch zahlreicher als zuvor, und schon am folgenden Tage gelang es ihr, das Raubtier am Teufelsberge einzukreisen. Der Lautenthaler Förster Spellerberg war der glückliche Schütze, der es erlegte. Durch das Herz getroffen, machte es noch einen mächtigen Sprung über eine 6 Fuß hohe Tanne 17 Fuß weit, dem noch ein letzter Sprung von 12 Fuß Weite folgte. Das Tier wog 41 Pfund; seine Länge betrug 3' 1" 3"', die vordere Höhe 2½', die Länge der Rute 6" 3"'.

Die Wildkatze kommt noch jetzt, und zwar nicht nur auf einsamen Gebirgshöhen, sondern selbst in der Gegend von Langelsheim (wo im Jahre 1886 ein starkes Exemplar geschossen wurde) und im Heinberge, doch nicht sehr häufig vor.

---

*) Weitere Belege siehe in meinem „Ambergau", S. 66 f.



Der Fuchs ist überall im Gebirge, in größerer Zahl jedoch nur in den Vorbergen, heimisch. Am Oberharze gräbt er sich selten größere Baue, sondern richtet sich lieber eine Felsspalte zur Wohnung ein. Im Jahre 1826 waren hier die Füchse so zahlreich, daß sie Pferde, Hunde und Menschen am hellen Tage auf offener Landstraße anfielen, ja sogar haufenweise in die Ortschaften eindrangen. Wahrscheinlich litten sie an einer wutähnlichen Krankheit. Später wurden viele dieser Tiere selbst mitten auf den Wegen verendet aufgefunden. Sie waren fast alle räudig und voller Bandwürmer.

Der Fischotter hält sich nicht nur in den fischreichen Flüssen, Bächen und Teichen, sondern auch in den Gräben und Röschen (unterirdischen Wasserläufen) des Oberharzes auf. Die Tannhecke, mit der die Gräben bedeckt sind, und die hohlen Ufer der Röschen lassen diesen Fischräuber indes selten sichtbar werden.

Aus dem Geschlechte der Wiesel haben wir das große und kleine Wiesel, den Stein- und den Baummarder, das Hermelin und den Iltis.

2. Federwild.

Das Auerhuhn fand sich einst auf allen Höhen des hohen Harzes. Der Hahnenklee bei Andreasberg, das Dorf Hahnenklee unter dem Bocksberg (klee, früher kleb, kleff heißt Klippe), das Forst- und Gasthaus Auerhahn, der Forstort Hahnebalz am linken Ufer der oberen Innerste erinnern in ihren Namen an jene Zeit. Jetzt ist der stattliche, tief schwarze Vogel mit leuchtend rotem Kopfe auf die höchsten Bergkuppen, den Kahlenberg, den Acker- und Bruchberg, den Sonnenberg, die Achtermannshöhe, das Brockenfeld, den Jagdkopf und die Waldungen um Stolberg beschränkt. Nur im Winter kommt das Auerwild etwas tiefer herunter. — Die besten Balzplätze sind bei Stolberg, am Jagdkopfe und beim Torfhause. Die Balz beginnt in höheren Gebirge selten vor dem 15. April und endet mit dem Ausschlagen des Buchenlaubes.

Von den Hühnerarten finden sich noch folgende: Das Haselhuhn, vormals in der Gegend von Andreasberg ein häufiges Wild, kommt nur noch selten und einzeln vor. Soweit in den Vorbergen der Feldbau reicht, ist das Feldhuhn zu Hause, im höheren Gebirge stößt der Jäger nur selten auf eine Kette dieser schmackhaften Hühner. Fast noch seltener ist hier die Wachtel. Dagegen nisten die Wald- und die Mittelschnepfe häufig auch im Westharze, wenngleich der Schnepfenstrich am Harzrande ergiebiger ist. Auch die Heer- und die Haarschnepfe (Bekassine und kleine Bekassine) werden zur Strichzeit selbst in den Sümpfen und an den Teichen des Oberharzes in großer Menge angetroffen.

Auf den zahlreichen Teichen nehmen in der Strichzeit wilde Enten und andere Wasservögel — die jedoch den Jagdtieren nicht zugezählt werden — vorübergehend Aufenthalt. Die wilden Tauben, Ringel- und Turteltaube, werden nur gelegentlich geschossen.

Von dem kleineren Federwild nenne ich hier nur die s. g. Schneisvögel, welche in der Schneise, d. i. ist im Dohnenstiege, gefangen, doch vielfach auch geschossen werden. Unter ihnen stehen als s. g. Ganzvögel obenan: die Misteldrossel oder Schnarre, überall bekannt als Herold des Frühlings, die Wacholderdrossel oder der gemeine Krammetsvogel, nach welchem alle Drosseln im Harze Krammetsvögel genannt werden, und die Ringdrossel oder Schildamsel, welche das höhere Gebirge bevorzugt. Zu den „Halbvögeln“ rechnet man: die Sing-

drossel oder „Zippe“, die Rotdrossel oder den Weinvogel und die Schwarzdrossel oder „Amsel“. Von den Schneisvögeln nisten hier nur die Mistel-, die Sing- und die Schwarzdrossel. — Auch der Seidenschwanz, dieser schönste unserer Vögel, der in strengen Wintern aus dem Norden, oft — wie im Januar 1886 — in großer Zahl den Harz aufsucht, fängt sich in den Dohnen.

c. Jagdbetrieb.

1. Hohe und niedere Jagd.

Die hohe Jagd, zu welcher Rot-, Reh-, Schwarz- und Auerwild gehören, ist im Kreise Zellerfeld und an dem diesen umziehenden Harzrande, sowie in einem Teile des früheren Amtes Elbingerode und im Stifte Ilfeld königlich, im braunschweigschen Gebiete, sowie in der Goslarschen Stadtforst herzoglich, in den Besitzungen der drei stolbergschen Grafschaften gräflich; im größten Teile des Elbingerodeschen gräflich wernigerodisch. Auch die niedere Jagd steht meistens der Landes- bezw. Grundherrschaft zu. Nur den Städten Klausthal und Andreasberg haben die Bergfreiheiten des 16. Jahrhunderts die niedere Jagd in genau begrenzten Bezirken überwiesen.

Im ehemals hannoverschen Harze war bis vor zwei Jahrzehnten die Jagd von der Forstverwaltung getrennt. Die „Hofjäger“, die niederen Jagdbedienten, standen unter dem Wildmeister in Herzberg. (Doch führte auch der Jagdbeamte auf dem Ahrensberge in letzter Zeit den Titel Wildmeister.)

Jetzt ist überall die Jagd mit der Forst verbunden. Alljährlich wird nach Ermittelung des Wildstandes von den oberen Forstbehörden bestimmt, wie viel Stück Wild in jeder Oberförsterei geschossen werden dürfen. Das erlegte Wild übernimmt der Oberförster zu einer festen Taxe.

Treibjagden sind im Oberharze schon seit langen Jahren nicht mehr abgehalten. Die Jagd auf Edel- und Rehwild wird hier nur durch das „Weidwerk“ (die Birsch), oder durch den Ansitz oder Anstand betrieben. Dagegen finden große Treibjagden regelmäßig oder von Zeit zu Zeit bei Wernigerode und Blankenburg statt, die unser Kaiser Wilhelm mehrfach durch seine Teilnahme ausgezeichnet hat.

Die Sauen werden im Herbst und Winter mit Hunden aus den Dickungen und Schluchten gehetzt und von den vorstehenden Jägern erlegt.

Der Auerhahn wird nur in der Balz geschossen.

Wegen der Wilddieberei verweise ich auf S. 147. Sie thut der Jagd um so größern Schaden, als der Wilddieb ohne Erbarmen jedes Jagdtier niederschießt. Und viel schlimmer noch ist die Demoralisation, welche sie im Gefolge hat. Richtet doch der Wilddieb seine Büchse nicht nur auf den Menschen, wenn er in Gefahr ist, entdeckt und zur Rechenschaft gezogen zu werden, sondern er überfällt auch meuchelmörderisch den nichts ahnenden Forstbeamten. Auf dem Schwarzenberge bezeichnet ein Denkstein die Stelle, wo 1851 „der gelbe Wagener“, der berüchtigtste Wilddieb seiner Zeit, dem arglos auf einem gefällten Baumstamme sitzenden Hofjäger Schmidt aus Kamschlaken hinterrücks mit der Stock-Axt den Kopf spaltete. Die schmähliche Ermordung eines Forsteleven im Honsteinschen im Jahre 1885 ist noch in aller Leser Gedächtnis.

2. Der Vogelfang.

Mag die Nachricht der Alten, daß Herzog Eberhard von Franken und die ihn begleitenden Fürsten den zum deutschen Könige ausersehenen Ludol-

finger Heinrich von Sachsen beim Finkenherde — wie einst die Gesandten des römischen Senats den zum Diktator erkorenen Cincinnatus beim Ochsenpfluge — überraschten, auf Wahrheit beruhen oder nicht, jedenfalls zeigt sie uns, daß der Vogelfang vor alters nicht weniger nobel war wie die Jagd. Und der Streit zwischen den von der Sage mit jenem Heinrich dem Finkler in Beziehung gebrachten Vogelherden in Quedlinburg, bei Schulenberg, Gittelde, Pöhlde, Bodfeld, Königskrug u. a. O. um den Vorrang ist ein Beweis sowohl für das hohe Alter des Herdfanges, wie dafür, daß diese Belustigung schon in alter Zeit im ganzen Harze heimisch war.

Aber aus einem angenehmen Zeitvertreib und einer nobeln Passion wurde im Laufe der Jahrhunderte ein Erwerbszweig, der geeignet war, die lieblichen Waldsänger, denn auf diese beschränkt sich der Herdfang, nahezu auszurotten. Daß man die schönsten und kräftigsten der unversehrt gefangenen Tierchen als Stubenvögel auswählte und in kleine, viereckige Holzkäfige einpferchte, um ihnen Melodien beizubringen und sie dann durch ganz Norddeutschland, Holland, Dänemark und bis in das Innere von Rußland hin hausierend zu verkaufen, möchte sich noch allenfalls rechtfertigen lassen. Aber den übrigen gab der grausame Vogelsteller nicht etwa die Freiheit, sondern er drückte ihnen ohne Ausnahme den Kopf ein und verkaufte sie zum Essen, das Stück für einen oder einige Pfennig. Welche Scharen von Sängern fielen dadurch jährlich dem Herdfange zum Opfer! Betrug doch die Beute jedes einzelnen Herdes in gewöhnlichen, nicht besonders vogelreichen Jahren mindestens 1500 kleine und 300 große Vögel. Nachdem schon im Anfange dieses Jahrhunderts die Anlage eines Vogelherdes von besonderer Genehmigung abhängig gemacht war, hat die Königl. Landdrostei zu Hildesheim im Jahre 1873 den Vogelfang überhaupt auf die Monate Oktober und November beschränkt und bald darauf, am 7. August 1877, ganz und gar verboten. Dem Wilddiebe gleich führt freilich hie und da noch ein Vogelsteller sein verächtliches Gewerbe fort, aber da er dieses nicht umherschleichend betreiben kann, sondern mit ihm an eine bestimmte, geeignete Örtlichkeit gebunden ist, so ist ihm leichter beizukommen, als jenem.

Allerdings ist eine wesentliche Vermehrung der Vogelwelt erst zu erwarten, wenn der Vogelschutz international gehandhabt wird, aber ein Verbot gerade am Harze ist doch nicht ohne Bedeutung. Denn wenn die Vögel Skandinaviens im Herbste dem Süden zueilen, so finden sie nach ihrer weiten Wanderung in dieser Berg- und Waldoase den ersten natürlichen Ruheplatz, an dem sie längere Zeit verweilen, ehe sie ihre Reise fortsetzen. Und wenn sie im Frühlinge aus dem Süden zurückkehren, so sammeln sie hier, auf dem nördlichsten Ausläufer des mitteldeutschen Gebirgslandes, gleichsam erst Kräfte für die bevorstehende stationslose Luftfahrt.

Die „Herdvögel“ des Harzes sind namentlich das Rotkehlchen, die Grasmücke (Sylvia cinerea, S. Curruca, S. hortensis), der Mönch (Schwarzkäppchen oder Schwarzplättchen), das Rotschwänzchen, das Graukehlchen (Eiserling, Harznachtigall), der Dompfaffe (Gimpel), der Kreuzschnabel (Krinitz), der Kernbeißer (Lessing), der Buchfink (Fink), der Bergfink (Quäker), der Grünfink (Zwuntsch), der Hänfling (Hänneflig), der Stieglitz (Distelfink), der Erlenzeisig (Zessig), der Birkenzeisig (Zätscher). Außer diesen wurden auf den Herden auch Meisen und andere kleine Vögel, sowie in geringerer Zahl die größeren Schneisvögel gefangen.

Wenn auch der letzte Vogelherd am Harze bereits verfallen ist, so wird es die Leser doch interessieren, über die Einrichtung eines solchen Näheres zu erfahren.

Für den Herd wählt man eine etwas erhabene Fläche in nicht zu hohem, höchstens dreißigjährigem Fichtenbestande aus, der so belegen ist, daß die Vögel einen guten „Anflug“ haben. Hier wird eine etwa 1,75 qm große Blöße sorgfältig planiert und auf den vier Seiten mit einer niedrigen Rasenmauer eingefaßt; der viereckige Raum, welchen diese einschließt, ist der Herd. Auf zwei einander gegenüber liegenden Seiten werden nun die Schlagwände angebracht, welche aus einem in Rahmen gespannten Fangnetze bestehen. Rings um den Herd wird aus umgebogenen Fichtenzweigen ein niedriger Laubengang hergestellt, in welchem die Bauer mit den Lockvögeln Stellung finden, und der Rand des Herdes mit Vogelbeeren besteckt. Die nächsten Fichten werden dadurch zu „Fallbäumen“ vorgerichtet, daß man an ihren Spitzen kleine, trockene Bäumchen ohne Nadeln befestigt. Auf diese Fallbäume setzen sich die heranfliegenden Vögel zunächst. Um sie auf den Herd zu locken, dessen Schlagwände weit auseinander geschlagen zu beiden Seiten liegen, wird auf denselben allerlei Samen gestreut, welcher den Herdvögeln zum Futter dient, und hier ein Läufer angebracht, d. h. ein zahmer Vogel an einer dünnen Schnur so angeschirrt, daß er anscheinend frei umherläuft. Von den Schlagwänden führt eine „Ruckleine“ in die Vogelbucht, eine niedrige, durch Tannenzweige möglichst unscheinbar gemachte Hütte mit zwei Thüren, einem Feuerherde und einfachen Bänken für die Nachtruhe. Über dem Ruckloche befindet sich das „Bolzloch“, durch welches der Herd übersehen werden kann; auch sind in allen Wänden kleine Öffnungen zum Ausspähen angebracht. Hier erwartet der Vogelsteller den anbrechenden Morgen. Kaum schießen die ersten roten Strahlen im Osten empor, so erwacht auch der Wald. Mit leisem Gezwitscher hüpft hier und dort ein Vöglein unter dem Zweige hervor, unter dessen schirmendem Dache es seine kurze Nachtruhe gehalten hat. Jetzt schwingt es sich auf den im Morgenwinde schaukelnden Wipfel der Tanne und schmettert feurig sein fröhliches Morgenlied der aufsteigenden Sonne entgegen. Erschrocken stecken die Langschläfer ihr Köpfchen aus den Federn hervor, schütteln hastig ihr Federkleid ein paarmal hin und her, probieren einen Augenblick leise ihr Stimmchen und setzen nun sofort jubelnd mit ein. Nun ist es Zeit für den Vogelfänger. Auch seine Lockvögel sind erwacht und rufen laut in den Wald hinaus ihren freien Gefährten. Leise pfeifend, spornt er sie zu immer eifrigerem Wettgesange an. Bald antworten die wilden Vögel, erst schwach und aus weiter Ferne, aber bald näher und energischer. Die unsichtbaren Konkurrenten suchend, kommen sie näher und näher, von Fels zu Fels, von Baum zu Baum. Die Stimme der Verführer wird immer dringlicher und überzeugender, jetzt umflattert die wilde Schar die trockenen Gaffeln und sieht, vor Überraschung verstummend, dort unten das verführerische Mahl und den munter umherhüpfenden Läufer. Verlangend äugeln sie rechts und links, die Lockvögel mahnen zur Eile, Gefahr ist nirgend zu erspähen: und die Schar läßt sich nieder zu leckerem Schmause. Die Ruckleine in der Hand, die Augen unverwandt auf den Herd geheftet, hat der Vogelsteller diesen Augenblick erwartet; ein kräftiger „Ruck“ — und die Netze schlagen über den bethörten Vögelchen zusammen.

Wie auf dem Herde, so wurden die Vögel auch mit Leimruten lebendig gefangen. Die Bereitung des Vogelleims wurde von jeder Vogelstellerfamilie als eine Art Geheimnis behandelt, das vom Vater auf den Sohn vererbte. Die Bestandteile sind aber immer gutes Leinöl und Harz oder Kolophonium. Die einen kochen ihn so dünnflüssig, daß die Ruten (etwa 30 cm lange Stäbchen

aus Birken- oder anderm Holze) hineingetaucht werden können, andere (die Andreasberger) so konsistent, daß er in klebrige Fäden gezogen und um die Ruten herumgewunden werden muß. — Sollen Vögel gefangen werden, welche sich gern auf höheren Bäumen niederlassen, so wird die Gabel oder Klette angewandt. Diese besteht aus einer Stange mit zwei gleich hoch hinaufragenden Seitenarmen, welche, wie jene selbst, kreuz und quer durchbohrt sind. Die Leimruten werden in diese Löcher erst an Ort und Stelle gesteckt. Dann wird die ganze Gaffel mit kleinen Tannenzweigen einer Baumkrone möglichst ähnlich herausgeputzt und an den Gipfel einer gefällten Tanne gebunden, so daß sie die Nachbarbäume überragt, wenn der Baum aufgerichtet und im Boden befestigt ist. Für Vögel, welche sich lieber auf niedriges Gebüsch herablassen, die „Buschvögel", wird ein etwa 2 m hohes, kugelförmig gewachsenes Bäumchen zum Fange dadurch vorgerichtet, daß alle hervorragenden Spitzen, welche die Vögel zum „Fehlsitzen" verleiten könnten, abgeschnitten und die Leimruten den Zweigenden derart eingefügt werden, daß die Vögel keinen anderen Platz zum Niedersitzen finden. Je nach dem Zuge der Vögel nimmt der Vogelsteller Stellung, im Frühlinge am Süd-, im Herbst am Nordabhange der Berge. Ist er, versehen mit Vogelkiepe, Lockvögeln, Leimtopf und Leimruten, noch ehe der Tag graut, an dem schon vorher unter Beachtung der Kontouren des Waldes und der wechselnden Gewohnheiten der Vögel ausgewählten Orte angekommen, so bringt er seine Klette in Ordnung, befestigt die Käfige der Lockvögel an schräg gesteckten, durch Büsche verdeckten Stangen, bindet seinen Läufer an, falls er von einem solchen Gebrauch macht, und zieht sich in ein nahes Versteck zurück. Der Fang entwickelt sich nun ganz wie bei der Anwendung des Herdes. Frische Vögel, d. h. solche, welche noch nicht in Gefahr gewesen sind, gefangen zu werden, „fallen leicht auf die Ruten". Ehe sie Zeit haben, sich zu befreien, springt der Vogelsteller herzu, „pflückt sie ab" und steckt sie in die Kiepe. Von denen aber, die den Leim bereits kennen, lassen sich nur einige unvorsichtige durch das grüne Kleid der Gaffel täuschen, und es hält schwer, dieselbe Schar noch einmal zurückzurufen. — So verfuhr man früher beim Fang mit Leimruten, und ähnlich machen's noch jetzt alle, welche das Verbot übertreten.

Gestattet ist nur noch, und ausschließlich dem Jagdeigentümer, der Vogelfang in der Schneise (oberharzisch: Schneid), d. i. im Dohnenstiege. Die Dohnen sind halbrund und mit zwei oder drei Schlingen versehen; als Lockspeise dient die Vogelbeere. Zu beiden Seiten der schmalen, sich hin und her windenden Schneise sind oft 2000 derartige Bügel aufgehängt oder — doch seltener — eingesteckt. In guten Jahren ist der Fang an nebligen Tagen oft recht einträglich; ein einziger günstig gelegener Stieg kann an einem Tage 100 bis 250 Vögel liefern. Die Zahl der Dohnenstiege ist indes sehr beschränkt.

Schließlich bemerke ich noch, daß die Kramtsvögel auch von Jagdscheininhabern geschossen werden dürfen. Da aber die Vogelbeerbäume die Chausseen einfassen, so werden die Schützen, welche einer schmausenden Vogelgesellschaft nachstellen, durch Fuhrwerke und Fußgänger oft noch im letzten Augenblicke um ihre Beute gebracht.

Anhang.

Einige Leser werden in diesem Buche vielleicht eine vollständige Flora und Fauna des Harzes vermissen. Aber der großen Mehrzahl wäre mit der trockenen Aufzählung aller in unserm Gebirge wildwachsenden Pflanzen, aller in demselben vorkommenden Käfer und Schmetterlinge nichts gedient. Dem allgemeinen Bedürfnisse werden meine kurzen Mitteilungen in den die Torfmoore und den Wald behandelnden Aufsätzen vollständig entsprechen. Wer sich für Botanik interessiert, hat an Hampes Flora hercynica*) und Meyer's Flora Hannoverana excursoria treffliche Hülfsmittel. Entomologen finden bei dem Oberbergamts-Sekretär Degenhardt in Klausthal die beste Auskunft und vollständigste Insektensammlung. Im übrigen beschränke ich mich auf folgende, wohl allgemein interessierende Bemerkungen:

Säugetiere. Von der Feldmaus findet sich auf dem Oberharze, wo sie die Köten der Waldarbeiter und Köhler aufsucht, eine rötlich gefärbte Abart, welche von Mehlis Hypudaeus hercynicus benannt ist. Die Wanderratte ist um 1780 zuerst in den Harz eingedrungen und hat fast überall, auch in den oberharzischen Städten, die schwärzliche kleinere Hausratte vertilgt. Unbekannt ist sie noch jetzt in Braunlage. (Als im Jahre 1825 in Klausthal eine große Feuersbrunst wütete, flüchteten die Ratten in die Gruben und richteten hier großen Schaden an.) Auf dem Oberharze ist der Igel sehr selten und der am Südrande häufige Hamster nur ein einziges Mal (bei Festenburg) gefunden.

Vögel. Außer den genannten finden sich hauptsächlich noch folgende, von denen aber manche Strich- und Zugvögel nur ihren Weg über den Harz nehmen, ohne hier zu nisten: Der Wanderfalke nistet u. a. auf den Rehberger-klippen, der Lerchenfalke wurde früher, da er den Lockvögeln der Vogelsteller nachstellt, häufig auf dem Herde und auf Leimruten gefangen. Der Turmfalke. Der Seeadler, selten. Der Taubenhabicht. Der Sperber. Die Gabelweihe, am Oberharz selten. Der gemeine und der rauhfüßige Bussard, ersterer neben dem Sperber am Oberharze der häufigste Raubvogel. Wald-, Schleier-, kurzohrige, Waldohreule, rauhfüßiger Kauz, Uhu. Kolkrabe, Raben-, Saat-, Nebelkrähe. Die Dohle (am Oberharze selten). Die Elster kommt nur ausnahmsweise auf den Oberharz. Nuß- und Tannenheher. Pirol. Der Star ist auf dem Oberharze erst seit etwa 30 Jahren heimisch. Der große, der rotrückige, der rotköpfige und der kleine Würger, die beiden letzteren nicht im höheren Gebirge. Der graue und der schwarzrückige Fliegenfänger. Der Wasserstar, häufig an den Flüssen im Innern des Harzes. Die Nachtigall, doch nicht auf dem Oberharze. Garten- und Hausrotschwänzchen. Birkensänger, Weiden- und gelbbauchiger Laubsänger, letzterer nur am Vorharze. Zaunkönig und Goldhähnchen. Braunkehliger und grauer Steinschmätzer, letzterer am Oberharze in einer um die Hälfte größeren Spielart. Weiße,

*) Für den Oberharz ist Hampe in betreff der Standörter nicht ganz so zuverlässig wie für den Ostharz. So sagt er S. 173. Der Bastard Digitalis purpureo-ambigua, der von G. Meyer am Schulenberge zwischen Herzberg und Sieber angezeigt wird, ist mir niemals vorgekommen. Nun sagt aber Meyer (S. 391): „Der Bastard am Schulenberge am Harze, nahe bei der Weißenwasser-Sägemühle neben dem Julianer-Graben gefunden“ (also zwischen Zellerfeld nnd Rohmkerhalle). Übrigens habe ich den Bastard auch hier wie im Sösethale stets vergeblich gesucht.



graue (oder schwefelgelbe) und gelbe Bachstelze, die letztgenannte nicht am Oberharze. Brach-, Wiesen- und Baumpieper; der erste nur am Vorharze, die beiden anderen selbst auf dem Brockengipfel. Hauben-, Feld-, Baumlerche, erstgenannte nicht im höheren Gebirge. Kohl-, Tannen-, Blau-, Hauben-, Sumpf-, Schwanzmeise. Grau-, Gold-, Rohr-, Schneeammer und Ortulan, alle am Oberharze nur als Strichvögel und einzeln. Kiefern-, Fichten- und zweibindiger Kreuzschnabel. Stein-, Feld- und Haussperling, ersterer im Westharze selten. Der Haussperling hat erst im vorigen Jahrhundert vom Oberharze Besitz ergriffen; in Altenau, Wildemann und Silbernaal fehlt er (wie u. a. in den thüringischen Ortschaften Igelshieb und Knobelsdorf) noch jetzt. In Klausthal hielten (nach Gatterer) die ersten Sperlinge mit den vielen Wagen ihren Einzug, welche nach dem Brande im Jahre 1725 das zum Bau bestimmte Stroh von Osterode herauffuhren. Der Fink ist der beliebteste der einheimischen Singvögel, und daß es schon vor alters so war, beweist Heinrichs I. Beiname der Finkler. Für die Güte des Finkenschlages hat der Harzer ein feines Ohr. Die guten Schläger teilt er in 4 oder 5 Hauptklassen mit vielen Unterabteilungen, die oft wunderliche Namen führen. Klein-Weida ist Tenor, Grob-Weida Baß, Klein-Weida-Grob Baryton. Am höchsten steht der Rollweida oder Reiterfazier (zitzi zitzi zitzi weida reida fazier). Die schlechten Sänger, welche ihren Schlag nicht zu Ende führen, sondern ihn mit ping! ping! schließen, nennt der Finkenkundige Latscher; auch ihr Gesang ist klassifiziert: es giebt nicht nur einen Reiterspazier, Buschgefier, Haioffizier, Dritzillizier, Zirrweida, Zwintscherweida und Wirrwarr, sondern auch einen Zwetschenkern und einen Bergsekretär. Die Finken, die übrigens auch vorgepfiffene Melodien lernen, vererben ihre besonderen Weisen in der Regel auf Kind und Kindeskind. Doch nehmen sie leicht von schlechten Schlägern einzelne Wendungen an, und wenn sich ein Fink einmal „verhauen" hat, so ist er für immer wertlos. Wenn es auch solcher „Vugel-Henriche" nur wenige giebt, die — wie jener Altenauer — einen Finken für eine Kuh eintauschen, so werden doch nicht nur für gute Schläger zuweilen unverhältnismäßig hohe Summen gezahlt, sondern es fehlt auch nicht an Vogelliebhabern, welche, um die Gegend von Latschern rein zu halten, alle schlechten Schläger aufkaufen und an fernen Orten fliegen lassen. — Der Kuckuck ist am Oberharze nicht häufig. Von den Spechten kommen der Grau-, der große Bunt- und der Mittelspecht überall, der Schwarzspecht am Oberharze nur selten, der Grünspecht namentlich im Vorharze vor. Wendehals, Spechtmeise, Baumläufer. Der Wiedehopf; selten im höheren Gebirge. Eisvogel. Rauch-, Haus- und Mauerschwalbe, letztere auch auf dem Brocken. Ziegenmelker. Kibitz. Der weiße Storch fehlt im eigentlichen Gebirge, der schwarze nistet auf dem Bruchberge. Grauer Reiher. Kleine Rohrdommel (am Südrande). Der grünfüßige und der trillernde Wasserläufer, letzterer auch an den Teichen des Oberharzes. Wiesenschnarrer. Gefleckte und grünfüßiges Rohrhuhn. Schwarzes Wasserhuhn, am Vorharze. Wasserralle. Gemeine und schwarze Seeschwalbe. Dreizehige und Lachmöve. Saat-, weißwangige und Ringelgans. Wilder Schwan. Pfeif-, Hauben-, Schnatter-, weißäugige, Löffel-, Krick- und wilde Ente. Gehörnter und kleiner Steißfuß, ersterer seltener. Rotkehliger Taucher.

Amphibien. Von den Eidechsen haben wir die Blindschleiche, die flinke und die gelbbauchige Eidechse (Lacerta crocea). Aus der Ordnung der Schlangen kommt die Ringelnatter am Vorharze häufig, in den Thälern seltener, auf dem Oberharze gar nicht vor. Die im Vorharze nicht seltene giftige

Kreuzotter hat sich in den letzten Jahren auch am Bruchberge und Kahlenberge einige Male gezeigt. Von den Nackthäutern haben wir den braunen Frosch, einzeln auch den Laubfrosch und sehr selten den grünen Wasserfrosch, häufiger aber Kröten, Salamander und Molche.

Fische. In den klaren Gebirgsbächen, welche über Steingeröll rasch dahinfließen, lebt die Bergforelle, der schmackhafteste unserer Fische. Außer ihr gehören wenig mehr als folgende Arten dem Gebirge an: Ellritze, Gründling, Schmerle, Stichling und Flußbarsch. Die Teiche des Oberharzes sind größtenteils mit Karpfen, einige mit Forellen besetzt.

Die Insekten sind mit vielen Arten vertreten. Die lästigen unter ihnen, Fliegen, Mücken und Schnaken, finden sich am Oberharze nur in geringer Zahl.

23. Die Bergstädte des Oberharzes.

1. Allgemeines.

1. Welcher Gegensatz zwischen Goslar, Osterode und den übrigen Städten des Harzes einer- und den sieben Bergstädten andererseits! Während jene, soweit die eigentliche, mittelalterliche Stadt in Frage kommt, in ihrer äußeren Gestaltung dem Kreise, der Ellipse oder sonst einer regelmäßigen Figur mehr oder weniger sich nähern, ziehen diese mit einer einzigen Ausnahme sich regellos über Berg und Thal. Dort dicht geschlossene Häuserreihen und Gruppen, enge Straßen, mindestens zweigeschossige Häuser auf möglichst geringer Grundfläche; hier oft weite Zwischenräume, Wiesen und Gärten zwischen den niedrigen Häusern, und die Straßen nicht selten so breit, daß eine Großstadt sie darum beneiden könnte. Dort Reste und Spuren von Wall und Mauer, von Türmen und Thoren; hier nichts von dem allen, nicht einmal der Name eines Thores. Doch diese jeden Fremden überraschende Erscheinung findet ausreichend ihre Erklärung in dem geringen Alter der Bergstädte. Reicht doch keine von ihnen in das Mittelalter zurück. Als sie entstanden, da wurden die letzten Ritter, gegen die einst die Städte mit Zingel und Landwehr sich zu schirmen genötigt waren, aus dem Sattel geworfen, da hatte der ewige Landfriede den Fehden der Städte untereinander und mit ihren schildbürtigen Nachbarn soeben ein Ende gemacht, da war in den Feuermörsern und Kartaunen schon längst ein Stärkerer über Stadtmauer und Turm gekommen. Eine Befestigung der Bergstädte wäre aber nicht nur zwecklos gewesen, sondern das Terrain gab — von dem einzigen völlig regelmäßig, fast quadratisch gebauten Zellerfeld abgesehen — auch nicht einmal die Möglichkeit zur Anlage einer solchen.

Die vier kleineren Bergstädte, Lautenthal, Wildemann, Grund und Altenau, liegen in engen Flußthälern, und ihre Straßen folgen den Krümmungen des Hauptthales und dem in dieses einmündenden Nebenthale. An manchen Stellen ist die Einklemmung so stark und scharf, daß sich die Häuser zu beiden Seiten der Straßen mit der Rückseite bereits an den Berg lehnen. Die Berge erheben sich auf allen Seiten so steil und hoch, daß man schon nach wenigen Minuten kräftigen Hinansteigens die Stadt zu seinen Füßen liegen sieht. Nur ein schmaler, hie und da auch fehlender Wiesensaum trennt die Häuserreihen von dem duftigen Tannenwalde, der überall von geebneten, mühelos zu ersteigenden Fußwegen mit überraschend schönen, zu bequemen Ruheplätzen eingerichteten Aussichtspunkten in Schlangenwindungen durchzogen wird. Dieser anziehenden Lage, die zugleich die Heftigkeit der Winde bricht und abschwächt, verdanken die genannten Städte ihre von Jahr zu Jahr sich steigernde Frequenz.

Die mitten auf der Hochebene belegene Doppelstadt Klausthal-Zellerfeld zieht sich, als Ganzes angesehen, über drei Berge und die dazwischen liegenden beiden Thäler. Obwohl sie rings von weiter Wiesenflur eingeschlossen werden, so ist doch der Wald an verschiedenen Punkten in weniger als 15 Minuten zu erreichen. Die in den flachen Thälern zu einer glänzenden Perlenschnur aneinander gereihten Teiche, der dunkle, breite Waldsaum ringsherum, der Blick über die wellenförmige Hochebene mit ihren Halden und Gruben, ihren nach allen Seiten strahlenförmig in den Wald auslaufenden Alleen, auf die immer höher sich auftürmenden Berggruppen und wieder zurück auf die auf wunderbar gestaltetem Grundrisse sich erhebende Stadt, die — einer dreizinkigen, langgestielten Gabel nicht unähnlich — von keinem Punkte des Plateaus vollständig übersehen werden kann und sich stets an irgend einer Stelle mit ihren Häusergruppen bis in die unabsehbare Ferne zu erstrecken scheint; dies alles giebt dem Bilde eine so eigenartige Schöne, daß jeder Fremde, vor dessen Auge es sich zum erstenmale entrollt, sich durch diesen Genuß für die vorangegangene Anstrengung, an die er nun einmal, wenn man auf die Benutzung der Eisenbahn verzichtet, geknüpft ist, reichlich entschädigt erachtet. Die Zeiten, wo man dem Oberharze fast jede Naturschönheit absprach und ihn nur um seiner Montanindustrie willen besuchte, sind ja nun vorüber. Und wo giebt es noch eine zweite Stadt in unserm Gebirge, von der man, ohne einen eigentlichen Berg ersteigen zu müssen, nach allen Seiten stundenweit auf sauberen Pfaden, wie sie nur der Oberharzer mit seinem Schwerspat und seinen „Gräupchen“ herzustellen vermag, den Wald, der ihm überall nach kurzer Wanderung ein gastliches Zechen- oder Forsthaus einladend darbietet, kreuz und quer durchstreifen kann?

Obwohl St. Andreasberg, doch nur in seinem höchstgelegenen Stadtteile, Klausthal-Zellerfeld noch um einige Meter überragt, so trägt doch sein Landschaftsbild auch Züge, welche an die in den Flußthälern liegenden Städte erinnern. Wie in dem „zerklüfteten Dreieck von Andreasberg“ (s. S. 156) die Form der Hochebene fehlt und schroffe Bergeshöhe und wilder Thalsturz regellos miteinander abwechseln, so schießen auch die Straßen dieser Bergstadt von eng begrenzten Bergkuppen fast jäh in das „Unterland“ hinunter. Während die muntere Jugend unter lautem Jubel die abschüssigen Gassen auf dem „Ruschelschlitten“, ja sogar auf der Schiefertafel sicher hinabsaust, halten sich Fremde selbst in dem mit guter Hemmung versehenen Fuhrwerk oft für gefährdet. Welche interessanten Gegensätze bietet diese einzigartige Stadt! Aus einem Hause sieht man in zwei Thäler hinunter, ein anderes hängt, als wäre es aus Wildemann oder Lautenthal hierher versetzt, wie ein angeklebtes Schwalbennest an der Bergwand, und ein drittes liegt fast so geschützt zwischen ansteigenden Höhen, wie manche Stadteile in Grund oder Altenau.

2. Über die Bauart der Häuser findet man in Reisebeschreibungen und geographischen Bildern vielfach ganz veraltete Nachrichten, welche auf einen der Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen sind. Ich glaube den Wünschen der Leser entgegenzukommen, wenn ich zunächst auf Grund der zuverlässigen Schriften von v. Rohr (1739), Zückert (1762), Gatterer (1792) und Gilbert (1795) ein Bild unserer Städte entwerfe, wie sie es im vorigen und auch noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts darboten.

Die Häuser, so sagen jene, sind durchgängig nur ein oder zwei Stockwerke hoch, weil sie der Gewalt des Sturmes zu sehr ausgesetzt sind, und mit Ausnahme einiger Kirchen und der Bergamtsgebäude sämtlich nur aus Holz auf-

geführt, selbst das Fachwerk ist nur bei wenigen Häusern mit Steinen ausgefüllt. Im allgemeinen findet Stein nur im Fundament, im Feuerherde und in der Brandmauer Verwendung, wobei Gips oder Letten als Mörtel dient. Auf der niedrigen Grundmauer errichtet der Zimmermann das Hauptgebälk mit Säulen und Riegeln aus Tannenholz und füllt dann jedes Fach in der Weise aus, daß Balken auf Balken, nicht immer genau vierkantig behauen, übereinander gelegt wird. Nachdem alle Fugen mit Moos verstopft sind, werden alle Wände innen und außen mit Brettern beschlagen, die Innenseite gestrichen oder tapeziert, die Außenseite mit hölzernen Schindeln einfach oder doppelt, zuweilen auch ganz oder zur Hälfte mit gebrannten Thonziegeln oder mit Schiefern bekleidet. Die Holzbekleidung wird zuweilen einige Male mit Lein- oder Rüböl gestrichen. Die nur kleinen Schiebfenster haben runde, in Blei gefaßte Glasscheiben. Die Dächer bestehen fast durchweg aus doppelten Schindeln (1' lang, 3—4" breit, ½" dick), nur selten aus Thonziegeln, Schiefer- oder Sandsteinen. — Diese Holzgebäude halten zwar sehr warm, haben aber zwei große Unannehmlichkeiten und Bedenken. Ein neu aufgeführtes Gebäude überzieht sich schon nach einigen Jahren infolge der in das Holzwerk eindringenden Nässe ganz mit Pilzen und Schwämmen, dieses fängt an zu faulen und bekommt Löcher und Ritzen. So erfordert das Haus fortwährende Reparaturkosten und bringt es im glücklichen Falle doch nur auf ein Alter von 30 Jahren. Wie nachteilig mußte der Aufenthalt in einem solchen mit Pilzen überwucherten und durchsetzten Hause für die Gesundheit sein! Und wie feuergefährlich jene Bauart war, das haben die zahlreichen Feuersbrünste früherer Zeit zur Genüge bewiesen. Obwohl an jedem Hause stets eine bis an das Dach reichende Leiter stehen und auf je zwei Häuser eine 6—8 Fuß breite Lücke folgen sollte, so stand man doch einem ausbrechenden Feuer, sobald es eine Häusergruppe ergriffen hatte, derart machtlos gegenüber, daß man es in der Richtung des Windes zur Stadt hinaus brennen lassen mußte. Schon im vorigen Jahrhundert wurde deshalb die Schindelbedachung für neue Häuser polizeilich verboten, doch sah sich die Berghauptmannschaft noch nach der großen Feuersbrunst, welche im Jahre 1796 in Andreasberg 249 Wohnhäuser in Asche legte, durch die Armut der Oberharzer genötigt, jene Bestimmung dahin zu beschränken, daß nur die Eckhäuser und die Häuser der in guter Besoldung stehenden Beamten mit Ziegeln gedeckt zu werden brauchten.

Erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts ist das Verbot der Schindelbedachung streng durchgeführt. Auch die alten Schindeldächer, deren Reparatur anfangs gestattet blieb, schwanden rasch, als die Brandversicherungsgesellschaften die Aufnahme derartiger Gebäude verweigerten. Doch haben diese vielfach noch die alten Schindeln unter den Ziegeln. Jetzt geben nur noch einige altersgraue verwitterte Gaipel und Zechenhäuser ein Bild jener Bauart. An ihrem Dache muß fast alljährlich gebessert werden, denn wie die Schindeln unter der Schneelast leicht brechen, so werden sie auch in Regen und Sonne bald faul und mürbe.

Jetzt werden die Häuser, nachdem die Versuche mit Schlackensteinen nicht ganz befriedigend ausgefallen sind, fast ausnahmslos aus Holz mit Barnsteinfachwerk erbaut und mit Ziegelsteinen, seltener mit Schiefern, Sollinger Platten oder Pappe gedeckt. Viele ältere Gebäude haben noch die alten Blockwände, aber ihr Kleid läßt nichts davon erkennen. Von oben bis unten mit Dielen verschalt, deren hellfarbiger Anstrich schon der Haltbarkeit wegen häufig erneuert oder mit englischem Schiefer in verschiedenen Farben und Formen zierlich

beschlagen wird, haben die mit zahlreichen Fenstern versehenen Häuser heutzutage entschieden ein so schmuckes und gefälliges Äußere, daß die Landstädte gleicher Größe dagegen zurückstehen müssen.

3. Über die häusliche Einrichtung sagt Gatterer: „In den Wohnungen der Oberharzer befindet sich gewöhnlich nur ein ziemlich großes Zimmer nebst der Küche im unteren Stockwerk. Das große Zimmer wird von zwei, drei oder gar vier Familien gemeinschaftlich bewohnt, wovon eine jede Familie wöchentlich die Hälfte oder ein Drittel oder ein Viertel für sich mietet. In manchen Häusern befinden sich im unteren Stockwerk zwei Zimmer, die einen gemeinschaftlichen Ofen haben. Jede Familie hat in ihrem Teil des Zimmers einen Tisch und ein paar Stühle, und eine jede sorgt bloß für die Reinlichkeit ihres Anteils am Zimmer. Daß es in einem solchen Zimmer, worin öfters mehr als 15 Personen und darunter viele Kinder sind, weder an entsetzlichem Lärm, noch an Streitigkeiten, besonders über die Bezirksgrenzen fehlt, kann man leicht denken. Die Schlafzimmer befinden sich meistens im zweiten Stockwerke („oben auf“ sagt der Harzer), oder auch wohl auf dem Speicher („auf dem Boden“) unter dem Dache. Ordentliche Betten haben nicht alle Oberharzer, denn viele legen sich bloß auf Stroh und decken sich mit ihrem Grubenkittel oder anderer Kleidung zu und schlafen, von ihrer sauren Arbeit ermüdet, doch ganz sanft und sorgenfrei ein. Der übrige Hausrat des gemeinen Oberharzers ist eben so gering, denn an Küchengeschirr haben die meisten nicht mehr als ein paar irdene Kochtöpfe, irdene Schüsseln, Teller und Krüge. Die wohlhabenderen aber haben in ihrem Zimmer auch noch einen kleinen Vorrat von einigem zinnernen Geschirr, auf einem Brette in der Wand zur Schau ausgestellt.“

Wie hat sich dieses alles vorteilhaft geändert! Daß mehrere Familien ein Zimmer gemeinschaftlich bewohnen, kommt nur noch als seltene Ausnahme vor. Die meisten Berg- und Hüttenmannsfamilien besitzen sogar zwei Zimmer, eine kleinere Wohnstube hinter der Küche und eine „gute“ Stube in der Front des Hauses. Die auf beide Zimmer berechneten in der Wand stehenden Öfen kommen, weil unpraktisch, mehr und mehr ab. Die Ausstattung der Wohnräume ist vielfach eher luxuriös als ärmlich zu nennen. Gute Betten sind der Stolz auch der Harzer Bergmannsfrau, und das irdene Geschirr ist längst durch Eisen und Porzellan ersetzt.

4. „Die Ökonomie eines Bergmanns“, schreibt Zückert, „ist gewiß sehr klein und einfach. Wenn er am Sonnabend seine Löhnung bekommt, so macht er mit seiner Frau den Überschlag, wie viel er die Woche für Essen, Trinken, Licht und andere unumgängliche Notwendigkeiten auszugeben hat. Das bezahlt er der Frau, und das übrige Geld versäuft er mit großer Fröhlichkeit noch heute und morgen, so daß er am Montage gemeiniglich so arm ist wie die liebe Unschuld. Sonntags kocht die Frau Fleisch mit Kohl oder Erbsen oder Wurzelwerk, so viel, daß die ganze Hausgenossenschaft die Woche über genug daran hat. Reicht dieses nicht bis zu Ende der Woche, so ist alsdann ein Stück Brot mit Harzkäse oder mit Salz des Bergmanns beste Speise.“ Und Gatterer sagt: „Die Speisen des größten Teils der gemeinen Harzer sind höchst kümmerlich und gering. Als Gemüse, welches sie Reelsch oder Reelwerk nennen, sammeln sie im Frühling auf den Wiesen wild wachsende Otterzungen (Polyganum bistorta), Sauerampfer, wilde Zichorien und dergleichen, gelbe Wurzeln und andere Küchengewächse kaufen sie erst im Juli von den

Trägerinnen, denn erst um diese Zeit werden sie für den gemeinen Mann wohlfeil genug. Da ihm seine Vermögensumstände nicht erlauben, von den grünen Gemüsen sich einen Vorrat für den Winter aufzukaufen, so muß er sich in dieser Zeit mit getrockneten Hülsenfrüchten, mit Grütze oder Gerste, mit Mehlspeisen, Sauerkraut u. s. w. behelfen, wozu dann entweder frisches oder gesalzenes Fleisch oder Wurst, Sülze, Hering gegessen wird. Statt der Butter bedienen sie sich häufig des Schweineschmalzes. Ihre Hauptsuppen sind Wassersuppe mit Butter und Biersuppe mit Holundermus und Pfeffer. Unter sein Brotkorn mischt der gemeine Harzer öfters noch Gerste, Erbsen oder Bohnen, und im ganzen genommen, ist sein Brot kräftig und gut gebacken. Das gewöhnliche Getränk ist das reine Quell- oder auch das geschmolzene Schnee- und Eiswasser. Das Kaffeetrinken hat unter dem gemeinen Harzer auch schon sehr überhand genommen; der Kaffee ist nicht nur sehr schlecht und dünn, indem aus einem Lot oft wenigstens 12 Tassen gemacht werden, sondern auch in allem Betracht eins der schädlichsten Getränke der Harzer, weil sie auch ihre gewöhnliche Portion Branntwein dabei trinken und sich also Kräfte verschaffen, die sie eigentlich nicht haben. Außerdem trinken sie auch Broyhan, ein weingelbes, geistiges und angenehm süßlich schmeckendes Bier. Da dieses aber für einen großen Teil der Bevölkerung zu teuer ist, so trinken diese Leute Kohft (Konventsbier) oder Nachbier, welchen sie dadurch etwas zu verstärken suchen, daß sie ihn noch einmal mit etwas Kleie aufkochen. Die wohlhabenderen Oberharzer setzen ihrem Besuch einen mit zinnernem Deckel versehenen Krug mit Goslarscher Gose vor. Diese Krüge hängen in ihren Stuben als ein Zierrat an der Wand herum. Bei weitem nicht alle oberharzischen Bergleute halten zur Mittagsstunde ihre Hauptmahlzeit, sondern alle Tagschichter genießen statt der Mittagsmahlzeit ein bloßes trockenes Stück Brot, allenfalls auch ein Stückchen Speck oder Käse dazu, und um den Durst zu löschen, trinken die benachbarten Bergleute einer Grube aus einem gemeinschaftlichen kleinen Tönnchen, an dessen Spunde sich eine Art Trichter befindet, reines Wasser. Nur wenige sind so wohlhabend, daß sie sich bei der Arbeit durch einen Schluck Branntwein erquicken können. Wenn die Tagschichter des Abends um 4 Uhr nach Hause kommen, so verzehren sie, wenn anders noch etwas übrig geblieben ist, mit der Frau eine warme Mahlzeit."

Auch in diesen Stücken ist eine wesentliche Besserung eingetreten. Man hört wohl hin und wieder die Ansicht aussprechen, die Ernährung der Bergmannsfamilien sei ehemals eine bessere und kräftigere gewesen, als heutzutage, namentlich sei der Fleischkonsum gegen jene Zeit, als noch Nachbarn und Freunde gemeinschaftlich ein auf den Viehmärkten zu Peine oder Hildesheim gekauftes fettes Rind für den Winter einschlachteten, erheblich zurückgegangen. Dem ist aber keineswegs so. Zu solchen Einkäufen waren nur gut situierte Arbeiter im stande, und mit dem erschlachteten Achtel oder Viertel wurde sehr lange hausgehalten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden in Klausthal im Durchschnitt jährlich nur 163 Ochsen und 58 Kühe verzehrt, eine Zahl, die an den heutigen Konsum bei weitem nicht heranreicht. Der Jahresdurchschnitt an fetten Schweinen ist von 1559 (1792) auf 2382 (1884) gestiegen. Dazu kommt aber noch der bedeutende Konsum an eingeführtem Speck, westfälischem Schinken und Braunschweiger Wurst. — Der Winterbedarf an Gemüse wird jetzt allgemein auf den Wochenmärkten im Herbste eingekauft. Keine Familie kocht noch am Sonntag auf die ganze Woche. Mit Erbsenmehl versetztes Brot ist völlig unbekannt, und schon kämpft das Weißbrot mit dem Rog-

genbrot um die Oberhand. Guter Broyhan fehlt in keinem Hause, und auch das Lagerbier hat bereits Terrain gewonnen. Wenn auch viele Arbeiterfamilien nur von der Hand in den Mund leben, so ist doch der Haushalt, zum Teil als Folge der Einrichtung von Konsumvereinen, welche die Barzahlung fordern, mit wenigen Ausnahmen ein geordneter. Und die Klage, daß der Bergmann am Sonnabend Abend den ganzen nach Abzahlung der Wochenschulden ihm verbliebenen Rest seines Wochenlohnes vertrinkt, kann nicht mehr erhoben werden. Die Versuchung zu solchen Ausschreitungen ist schon dadurch geringer geworden, daß die Löhne nicht mehr auf dem Rathause und nicht mehr am Sonnabend ausgezahlt werden.

5. Auch die Nachrichten über die Kleidung der Oberharzer vor einem Jahrhundert weisen auf damals fast allgemein herrschende Dürftigkeit und Armut hin. Die Kinder liefen „meistens halbnackend, viele im bloßen Hemde umher“. Gewöhnlich in bloßen Füßen, nur mit einem schlechten Hemde, Kittel und Beinkleid aus Leinen bekleidet, mußten die kaum 9- oder 10jährigen Pochknaben von vier Uhr morgens an zwölf Stunden lang im Schmutze und in der Nässe der Pochwerke arbeiten. Auch der Bergmann verrichtete selbst im kältesten Winter seine Arbeit in schwarzem Leinwandkittel und nicht gefütterten Beinkleidern aus demselben Stoff, doch trug er wenigstens eine wollene Weste über seinem fadenscheinigen Hemde. Als Kopfbedeckung in der Grube war damals neben dem schwarzen oder grünen, aus dickem Tuch oder Filz gefertigten Schachthute, der mit einem nach oben sich dicht an den Kopf legenden Rande versehen war, eine schwarze Lederkappe üblich, welche man Plättel nannte. Der Sonntagsstaat des Bergmanns bestand aus einem dreieckigen schwarzen Hute, einem Grubenkittel aus schwarzem Barchent, einer mit halbkugeligen gelben (auch wohl silbernen) Knöpfen besetzten Weste von rotem Tuch, weißen Strümpfen, dem Hinterleder von schwarzem Glanzkorduan und einem Rohrstocke. Doch fingen schon damals einzelne Bergleute an, sich „bürgerlich“ in blaues Tuch zu kleiden.

Heutzutage sind die Kinder nicht nur genügend, sondern auch sauber und nett gekleidet. Der Grubenkittel, in welchem der Bergmann arbeitet, ist allerdings, wie früher, von schwarzer Leinwand, aber im übrigen trägt dieser wärmere Kleidung als ehemals und zieht im Winter für den Weg zur Grube einen Überrock über jenen. Als Kopfbedeckung dient ihm bei der Arbeit ausschließlich der randlose Schachthut aus dichtem Wollgewebe. Zum Galaanzuge gehören statt der roten die weiße Weste, Grubenkittel und lange Beinkleider aus schwarzem Tuch. Doch legt er denselben fast nur noch am Bergfeste, bei Beerdigungen und Aufwartungen, kaum noch regelmäßig an, wenn er seinen Vorgesetzten ein Anliegen vorzubringen hat. Auch die Steiger und Beamten sieht man nur noch bei besonderem Anlaß in ihrer kleidsamen Uniforn. Schon beim Unter- und Pochsteiger tritt an die Stelle des Grubenkittels die Puffjacke aus schwarzem Tuch, unter welcher das blanke Hinterleder nur eben hervorblickt — der Bergmann trägt dieses, vorn stets mit großem Metallschlosse gezierte Leder über dem Kittel. Die Puffjacke des Grubensteigers ist mit schwarzen Schnüren und seidenen Trobbeln besetzt; und das gemeinsame Attribut dieser Unterbeamten ist „das Häckel“, ein Stock, dessen messingener (oder silberner) Handgriff die Form einer kleinen Axt hat. Die Verleihung eines silbernen Häckels bei Jubiläen oder als Anerkennung für besondere Leistung ist die höchste Auszeichnung, die dem Unterbeamten zu teil werden kann. Auch in der Hand der alten Harzer Beamten sieht man vielfach das Häckel, niemals aber in der

eines Bergmannes. Der Obersteiger, die Spitze der in der Bergschule vorgebildeten Unterbeamten, trägt bereits den Offiziantendegen in schwarzledernem Gefäße und am Schachthute ein silbernes Schild mit Schlegel und Eisen. Die akademisch gebildeten Beamten führen dagegen den silbernen Adler am grünsamtnen Schachthute. Die Uniform der Bergschüler ist der der Unterbeamten, die der Akademiker der der höheren Beamten ähnlich; bei beiden tritt an Stelle des Schachthutes eine Mütze. Von den Berguniformen anderer Gegenden unterscheiden sich die Harzer durch geschmackvolle Einfachheit; Goldtressen, Federbüsche und dergleichen Zuthaten finden hier niemals Verwendung.

Der Hüttenmann geht gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung zur Hütte und verrichtet seine Arbeit vor dem Ofen meistens in schwarzem Leinwandkittel, über welchen ein langes Schurzfell gebunden ist. Sonntags und an Knappschaftsfesten tragen die Hüttenleute seit noch nicht zwei Jahrzehnten eine dunkelblaue Uniform (Gehrock, Beinkleid und Mütze, rot eingefaßt). Bei Aufwartungen und Beerdigungen erscheinen sie alle oder eine Abteilung in langen, weißen, auf der Schulter zugebundenen Leinwandkitteln, braunen Schurzfellen und schwarzen Cylinderhüten, in der Hand die brennende Pechfackel. Diese Kleidung wird ihnen von den Hüttenämtern geliehen.

In betreff des weiblichen Geschlechts beschränkt sich Gatterer darauf, die gewöhnliche Tracht der Landgängerinnen und den Festputz „der Weiber und Töchter der Berg-, Puch- und Hüttenleute" zu beschreiben. Ich darf den Lesern diesen Passus nicht vorenthalten: Jene „kommen in ihrer schlechten Kleidung miteinander vorzüglich darin überein, daß sie alle — meistens rote — bis über die Kniee in die Höhe aufgebundene Röcke anhaben, so daß um den ganzen Leib herum ein dicker Wulst vom Rocke entsteht, und man ihre säulenartigen Beine wenigstens bis an die Kniee sehen kann; meistens sind sie von dem vielen Bergsteigen mit ungeheuren Waden versehen. Den Kopf umbinden sie gewöhnlich mit einem Tuch." — Diese „treiben Sonntags, besonders zu Klausthal, wo der Bergmann noch vermögender ist als in den übrigen Gegenden des Harzes, einen solchen Staat, daß viele dadurch den ersten Grund zu ihrem Verderben legen; sie tragen selbst seidene Kamisöler und Röcke von verschiedenen Farben und auf dem Kopfe zum Teil Mützen von schwarzem Samt, allerlei seidenem Zeug, mit verschiedenen Arten von Spitzen, selbst Goldspitzen, oder mit seidenem Bande besetzt, zum Teil aber tragen sie selbst eine Art von ganz kleinen Kopfzeugern mit seidenen Bändern geziert.*) Bei keiner Gelegenheit aber sieht man sie in größerem Staate, als bei Hochzeiten und Kindtaufen; sie lassen sich denn hoch frisieren und das Haar mit Blumen, Federn, Flor oder Band schmücken. Die Braut aber hat nie mehr in den Haaren als eine kleine grüne seidene Krone. Nur wenige Frauenspersonen des gemeinen Standes tragen an solchen festlichen Tagen ihre eigenen Kleider, sondern sie entlehnen dieselben für Geld. Gewöhnlich bestehen sie aus langen seidenen, englischen Kleidern, die meistens rot, blau oder gelb sind. Bei solchen Gelegenheiten entsteht immer großer Zulauf, mit deswegen, um sich an der Ausschmückung der Braut und der Brautjungfern oder der Gevatterinnen zu belustigen; und wirklich ist es ein wahres Vergnügen, eine Person, die man zuvor in ihrer gewöhnlichen Kleidung gesehen hat, welche manchmal in einem bis an die Kniee aufgeschürzten Rock, nackten Beinen und einem Kopftuch be-

*) Nach von Rohr gingen die „Weiber und Töchter der Berg- und Handwerksleute" noch im Jahre 1738, also ein halbes Jahrhundert früher, in weißen leinenen Kopftüchern in die Kirche und auf Ehrengelage. (Siehe S. 149 f.)



steht, und deren Gesicht, Hals und Hände von der Sonne fast schwarzbraun gebrannt sind, nun mit frisiertem Haar, langem Kleid und weißen Handschuhen zu sehen." Auch „beim Kommunizieren tragen viele Weiber lange, schwarze, seidene und wollene, geborgte Kleider".

Auf „das weibliche Geschlecht" im vorigen Jahrhundert ist Gatterer (dem Gilbert fast wörtlich nachschreibt) überhaupt nicht gut zu sprechen. Nachdem er die „besonders vielen äußerst unglücklichen Ehen unter den gemeinen Harzern" darauf zurückgeführt hat, daß „gemeiniglich die Frau entweder faul oder unreinlich sei, oder ein loses Maul habe", fährt er fort: „Nicht leicht wird irgendwo das weibliche Geschlecht, allgemein genommen, fauler und unthätiger sein, als auf dem Harze unter dem gemeinen Volke. Ein großer Teil desselben beschäftigt sich mit gar nichts als mit Besorgung der wenigen Haushaltungsgeschäfte, und die übrige Zeit sitzen sie müssig und faul hinter dem Ofen, oder legen sich ins Fenster, um die Vorübergehenden zu mustern; ein anderer Teil beschäftigt sich bloß mit Botenlaufen und Lasttragen, worin sie es aber auch unstreitig allen zuvorthun. Vom Spinnen, Stricken, Nähen und dergleichen weiblichen Beschäftigungen halten die wenigsten etwas, und die besten Veranstaltungen hierzu sind daher gleich nach ihrer Anlage wieder zu grunde gegangen. Die Hauptveranlassung zu Streit und Schlägen zwischen Eheleuten giebt es alsdann, wenn der Mann des Abends ganz müde und voller Appetit nach einer Mahlzeit von seiner Arbeit nach Hause kommt und nichts zu essen vorfindet; dann passieren leicht Mißhandlungen, wenngleich sehr oft die Schuld auch daran liegt, daß der Mann selbst das dazu nötige Geld in Branntwein oder auf eine andere Art verthan hat." — Holzmann, der den Oberharzer in sittlicher Beziehung hart, vielleicht allzu hart beurteilt*) (ich mag sein Urteil, obwohl es sich selbstverständlich nicht auf die Gegenwart bezieht, nicht wiedergeben), stellt sich hierin ganz auf Seite der Frau, wenn er sagt: „Sonnabends und Sonntags vertrinkt der Bergmann sein sauer erworbenes Lohn und verspielt es sogar auf dem Billard, und an den übrigen Tagen züchtigt er die ebenfalls mühsam erwerbende Frau, weil sie nicht genug zu schaffen vermag." Auch hebt er nachdrücklich hervor, daß „die Frauen der Bergleute schwerere Lasten, als das männliche Geschlecht in den Ebenen sie fortschaffen zu können pflegt, und nicht immer aus den nächsten Städten und Dörfern der Ebenen, sondern großenteils aus Wolfenbüttel, Braunschweig, Westerhausen bei Halberstadt u. s. w., in Tragkörben auf ihrem Rücken herauftragen."

Wie ich die Nüchternheit und den Fleiß der männlichen und die Reinlichkeit der weiblichen Bevölkerung S. 146 f. anerkennend hervorheben mußte, so verdient auch, von Ausnahmen abgesehen, die ja nirgend fehlen, der Fleiß der Frauen und Töchter der Arbeiter alle Anerkennung. Dem Fremden freilich, der den Oberharz mit der Touristentasche durchwandert, kann er nur in der kurzen Zeit entgegentreten, wo Wiese und Wald Gelegenheit zur Arbeit bieten. Aber wo wird auch nur annähernd so viel gestrickt und gehäkelt wie auf dem Oberharze? (Siehe S. 152 f.) Nicht nur finden viele erwachsene Mädchen lohnenden Verdienst in den größeren Geschäften als Maschinenstrickerinnen, sondern auch Alt und Jung, bis zu den noch nicht schulpflichtigen Mädchen herunter, rührt zu Hause fleißig die Hände. Und wo hat sonst wohl noch die Nähmaschine eine ähnliche Verbreitung gefunden wie in unseren Arbeiterfamilien?

---

*) Hercynisches Archiv S. 733. Halle, 1805.

Wo erfreut sich der Handarbeitsunterricht seit alters einer so ausgedehnten Pflege wie hier? Schon im Jahre 1792 wurde in Klausthal (das bei Gatterer am schlechtesten wegkommt) eine besondere „Industrieschule" für schulpflichtige Mädchen errichtet und 1829 erweitert, und Magistrat und Oberbergamt haben ihr Interesse für diesen Unterrichtszweig, der auf unseren Bergen naturgemäß von größerer Wichtigkeit ist, als in den Landgegenden, stets von neuem bethätigt. Wenn ich den Leser auch nicht mit zahlenmäßigen Nachweisen ermüden will, so darf ich doch hervorheben, daß in allen oberharzischen Schulen (in der Klausthaler Bürgertöchterschule sieben) Nähmaschinen, Geschenke des Königl. Oberbergamts, seit $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten in Thätigkeit sind, daß in Klausthal alle Mädchen vom dritten Schuljahre an wöchentlich acht Stunden Handarbeitsunterricht haben, wobei noch ins Gewicht fällt, daß in den oberen Klassen gleichzeitig je drei Lehrerinnen unterrichten, und endlich, daß zu wiederholten Malen die von den Schülerinnen der dritten Klasse angefertigten Stopftücher an Schulen im Oberbergamtsbezirke Breslau als Mustertücher verteilt worden sind. Daß solch ausgedehnte und erfolgreiche Pflege des Handarbeitsunterrichts nicht ohne vorteilhaften Eindruck auf die Hausindustrie gewesen sein kann, liegt auf der Hand. — Aber, so sagt man, mit der schmutzigen Arbeit, welche mit der Viehhaltung verbunden ist, will man sich heutzutage nicht mehr befassen. Allerdings fehlt es ja nicht an unverständigen Müttern, welche sich selbst nicht, aber ihre Töchter für derartige Arbeit zu gut halten, doch diese Schattenstriche dürfen nicht das Gesamtbild verdunkeln. Es ist doch in neuerer Zeit kein Rückgang, sondern ein erheblicher Aufschwung der Viehwirtschaft zu verzeichnen. (Siehe S. 580.) Dazu hat sich die Viehhaltung zum großen Teil in andere Kreise verschoben: in alten Zeiten versorgte in den Häusern von Beamten und Unterbeamten, die nun schon lange, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die Viehwirtschaft aufgegeben oder beschränkt haben, meistens der „Grubenbursch" das Vieh; und heute kommt die große Mehrzahl der Kühe ohne Zweifel auf solche Häuser, in denen keine Magd gehalten wird.

Gatterers Urteil mag für seine Zeit viel Zutreffendes enthalten, aber da er weder ein geborener Harzer, noch jemals hier ansässig war, so ist es nicht zu verwundern, daß er in betreff der „Unreinlichkeit" und der „Faulheit" der Harzerinnen die Ausnahmen, wie sie ihm in den als solchen völlig berechtigten Strafpredigten*) entgegentraten, für die Regel genommen hat. Steht ihm doch, wie ich schon erwähnte, das Urteil des gut unterrichteten Goslariensers Holzmann, der in Klausthal Hausmann und Wächter als zuverlässige Gewährsmänner zur Seite hatte, bestimmt entgegen. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß die weibliche Bevölkerung des Oberharzes vor 100 Jahren weniger Gelegenheit zu Nebenverdienst hatte als heute. Doch ist dabei wenigstens zu erwähnen, daß das Spitzenklöppeln schon „in alter Zeit" von den Andreasbergerinnen betrieben wurde**), und daß es in Klausthal vormals eine „Spinnschule" gab.

Hinsichtlich der Kleidung hat sich in zweifacher Beziehung eine Wandlung vollzogen: die Zahl der Kurzgeschürzten ist geringer geworden, und das Prunken mit erborgten Kleidern hat aufgehört. Sauber und reinlich wie das Haus ist

*) Er scheint sich hauptsächlich auf eine vom Generalsuperintendenten Dahme zu Klausthal am Bergfeste (11. Februar) 1777 und eine vom Superintendenten Franck zu Zellerfeld am Bergfeste (28. Februar) 1786 gehaltene Predigt zu stützen.

**) Der Kurort St. Andreasberg, 1863. S. 48.



auch das Kleid der Harzerin. Zu wünschen bleibt aber vielfach die Rückkehr zu weniger anspruchsvollem Sinne, der nicht in äußerem Schimmer, sondern in gehaltvoller, gefälliger Einfachheit den Schmuck des Weibes sucht.

6. Rothert sagt in seinem empfehlenswerten Buch: „Die Innere Mission in Hannover“ vom Oberharze: „Das Traurigste an der Armut (!) ist aber der Umstand, daß ihr eine geistliche Armut zur Seite geht, und zwar eine solche, von der das Wort Christi Matth. 5, 3 schwerlich gilt. Denn nirgends ist das christliche Leben so matt, nirgends sind die Kirchen so entsetzlich leer, als in den lieblichen Thälern und auf den erzreichen Höhen des Harzes. Und wenngleich jede Gegend ihren Aberglauben hat, Ostfriesland seinen „Vörspuk“, d. h. gottgesandte Vorbedeutungen, das Bremische seinen „Dränger“, d. h. ein Spukgeist, der an den Deichen hausen soll, das übrige Hannover seine Heilungen durch Sympathie, d. h. durch Besprechung, und seine Tagewählerei: so hat doch vor allen der Harz die reichste Ausstattung an Lokalsagen von Dämonen, verwünschten Übelthätern und Schatzgräbern, erzsuchenden Venetianern, Kobolden, dazu die gesamte Blocksbergsmythe mit ihrer Walpurgisnacht. Man betrachtet meist diesen Aberglauben nur von seiner poetischen Seite aus, und da mag er ja ein farbenreiches Ansehen haben. Das Volk aber denkt anders; für das Volksbewußtsein sind diese Spukgestalten oft ein heilloser Ersatz für den geschwundenen Glauben, ja geradezu eine finstere Macht. Nach allem müssen wir den Harzer in religiös-sittlicher Beziehung unter den Sachsen und Friesen stellen.“ Einst stand es um das kirchliche Leben besser auf unseren Bergen. In Klausthal betrug die Zahl der Kommunikanten im Jahre 1759 (bei einer Einwohnerzahl von 7622) 5479, im Jahre 1769 (Einwohner 7475) 4611, im Jahre 1779 (Einwohner 7754) 4122, im Jahre 1789 (Einwohner 7919) trotz der Einführung der allgemeinen Beichte nur noch 2627. Jetzt erreicht sie noch nicht die Zahl 1000. Gatterer schreibt im Jahre 1792 von den Oberharzern im allgemeinen: „Einige unter ihnen sind in ihrer Religion so eifrig, daß sie hin und wieder Gesellschaften von Pietisten ausmachen, die aber nicht etwa Separatisten sind, sondern den öffentlichen Gottesdienst fleißig besuchen und dann nachher noch, z. B. zu Klausthal, eigene fromme Zusammenkünfte halten.“ Heutzutage erscheinen die Kirchen für die Gemeinden viel zu groß.

Ist Rotherts Urteil in diesen Stücken leider als zutreffend zu bezeichnen (vergl. S. 102), so irrt er doch entschieden darin, daß er dem Oberharzer ein größeres Maß von Aberglauben zuschreibt, als den übrigen Stämmen der Provinz. Der erst spät besiedelte Oberharz ist ärmer an Lokalsagen als die altbesiedelten Landschaften, die Blocksbergsmythe hat ihren Hauptsitz in den Vorlanden, die Oberharzer Sagen und Märchen drehen sich fast nur um den Bergmönch, um Venediger und Zwerge, und erreichen längst nicht die Zahl der Gespenstergeschichten, welche in Niedersachsen auf gleichem Flächenraume erzählt werden; nur sind diese bis jetzt nicht so sorgfältig und vollständig gesammelt. Die Mehrzahl der Harzsagen ist schon dem heutigen Geschlecht so unbekannt, daß dieses sie erst aus den gedruckten Sammlungen kennen lernt. Daß am Bergfeste nur wenige Frauen am Gottesdienste teilnehmen, wird auf den Aberglauben zurückgeführt: die Anzahl jener bestimme die Zahl der im nächsten Bergjahre verunglückenden Bergleute. Heute besteht ein solcher Aberglaube nicht, und wenn er früher bestanden hätte, so würden schwerlich die Prediger, welche ihre Bergpredigten haben drucken lassen, mit Stillschweigen darüber hinweggegangen sein. Die Frauen fehlen am Bergfeste im Gottes-

dienste, weil sie während desselben den Männern das herkömmliche „Scherperfrühstück“ (Scherper = Messer) bereiten, und weil die Bergleute an diesem Tage auch die offenen und die verschlossenen Frauenstände für sich in Anspruch nehmen. Das auch im Lande nicht unbekannte „Bleigießen“ wird, wo man es überhaupt noch übt, als Scherz behandelt. Von abergläubischen Gebräuchen früherer Zeit ist meines Wissens nur eine ausschließlich dem Harze eigen: Während das Neujahrsfest eingeläutet wurde, kaufte die Braut eines jungen Bergmanns allerlei Gewürz ein und füllte damit ein selbstgesticktes Beutelchen. Von dem Inhalte desselben führte der Bergmann jederzeit etwas bei sich, um sich damit zu erquicken, wenn er in der Grube beschädigt wurde. — Wohl findet sich noch Aberglauben in mancherlei Gestalt, als Besprechen von Blutung und Rose, als Kartenschlagen und Tagewählerei, aber der Bereich, in dem er sein Wesen treibt, ist hier keineswegs größer als anderswo.

7. Unter den Volksfesten der Oberharzer nahm ehemals das „Frei- und Bürgerschießen“ der Bergstädte die erste Stelle ein. In ältester Zeit kamen die Bürger aller sieben Städte mit ihren Berg-, Bürger- und Schützenfahnen und ihren „Bläsern“ in der Stadt zusammen, an welcher die Reihe war, und marschierten in einem gemeinsamen, festlichen Aufzuge nach dem Schützenplatze derselben. Über die Ordnung, in welcher die einzelnen Städte sich dem Zuge einzureihen hatten, wurde wiederholt lange und mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer gestritten. (So beanspruchte Altenau, das anfangs keine eigene Fahne besaß und sich deshalb stets Klausthal anschloß, auch später, als es selbständig auftreten konnte, den Vortritt vor Andreasberg und Zellerfeld, mußte sich aber schließlich einer ihm ungünstigen Entscheidung der Berghauptmannschaft fügen.) Da es nicht nur bei derartigen Streitigkeiten blieb, sondern der Zusammenfluß von Tausenden von Schützen, in deren Gefolge auch Weib und Kind sich zu befinden pflegte, nicht selten in großartige Schlägerei auslief, so wurden diese oberharzischen Schützenfeste aufgehoben und dafür zwei, eins für den „einseitigen“ Harz (Klausthal, Andreasberg, Altenau) und eins für die „Kommunion“-Bergstädte Zellerfeld, Lautenthal, Grund und Wildemann eingerichtet; und als auch diese Maßnahme sich als unzureichend erwies, wurde angeordnet, daß auswärtige Schützen allerdings auch ferner mit schießen, nicht aber am Aufzuge teilnehmen durften. In dieser Form werden die Schützenfeste noch jetzt abgehalten. Sie sind in feststehender Reihenfolge so auf den Sommer verteilt, daß ein eifriger Schütze an den Festen aller sieben Bergstädte und an dem der Gemeinde Buntenbock teilnehmen kann. Wenn aber schon Gatterer sagt: „Das Frei- und Bürgerschießen ist nicht mehr allgemeine Volkslustbarkeit, sondern nur vorzüglich eine Belustigung für die Schützen“, so gilt das heute mit noch größerem Rechte. Ein Aufzug findet nicht mehr in allen Städten statt, und den Charakter eines Volksfestes, den es sich in den in das Mittelalter zurückreichenden Landstädten fast ausnahmslos bewahrt hat, kann man ihm selbst in denjenigen Bergstädten nicht zusprechen, in welchen man seine Wiederbelebung sich eifrig angelegen sein läßt. Mit Recht ist es deshalb im letzten Jahrzehnt überall auf drei bis vier Tage beschränkt. Während aber bei jenen Volksfesten das Schießen völlig Nebensache ist, üben sich die Mitglieder der oberharzischen Schützengesellschaften, denen die Bergbehörden das nötige Blei seit alters unentgeltlich liefern, regelmäßig, namentlich jeden Sonntag Nachmittag im Schießen nach der Scheibe, und mancher sichere Schütze hat sich nach und nach eine stattliche Sammlung wertvoller Preise in der Nähe und Ferne erschossen. Seit einigen Jahren

besteht ein großer Harzer Schützenbund, der auch viele vorharzische Städte umfaßt.

Volksfeste sind am Oberharze nur die erst nach 1866 eingeführten Knappschaftsfeste, welche alle zwei Jahre (in den Jahren mit gerader Jahreszahl) gefeiert werden. Besonders sehenswert ist das Fest der Berginspektion Klausthal, welche etwa 2600 Arbeiter beschäftigt. Es wird so gelegt, daß die Schützenzelte mit benutzt werden, und dauert zwei Tage, so daß alle Bergleute und Pocharbeiter wenigstens an einem Tage daran teilnehmen können. Die Inspektionskasse trägt nicht nur die Kosten der Einrichtung des Festplatzes und der Musik, sondern zahlt auch jedem Arbeiter vom Steiger bis zum Pochknaben einen Festbeitrag aus.

Schon bald nach Mittag beginnt auf den sonst so stillen Straßen der Bergstadt ein lebhaftes Wogen und Treiben. Bergleute, Graben-, Halden- und Pocharbeiter im Schachthut, Grubenkittel und Hinterleder, Bergmaurer, Zimmerleute und Bergschmiede und andere Arbeiter der Inspektion im Sonntagsstaate eilen der zum Sammelplatze bestimmten Erzstraße zu. Tausende von Zuschauern von nah und fern bemühen sich, in den Straßen, welche der Zug passieren wird, einen vorteilhaften Platz sich zu sichern. Jetzt sind die Scharen nach ihren Gruben und Revieren und Bergfahnen geordnet, die Beamten der Inspektion treten in den Zug ein, und unter den Klängen des Bergmusikkorps, der Berghornisten und anderer Musikkorps setzt sich dieser in militärischer Ordnung in Bewegung. Jeder Obersteiger führt sein Revier, jeder Grubensteiger seine Grube, jeder Untersteiger seine Abteilung.

Auf dem Festplatze begrüßt der Chef der Inspektion die Belegschaft in einer Ansprache, und nun sucht jeder Festgenosse seine Angehörigen auf, befreundete Familien setzen sich zusammen, die Musikkorps drinnen und draußen beginnen zu konzertieren, Scharen von Zuschauern ziehen auf und ab, und auf allen Gesichtern liest man die Feststimmung.

Treten wir nun in das Zelt ein. Es umschließt einen bedeutenden Raum, der Länge nach unabsehbar, denn die beiden größten Schützenzelte sind durch einen Zwischenraum zu einem Ganzen vereinigt. Aber wenn wir auch schon ebenso große und imposantere Festräume gesehen haben, einen derartig geschmackvoll dekorierten gewiß nicht. Guirlanden von frischgrüner Tannhecke und bunte Lampions, Fahnen und Fähnchen, Transparente und Bilder findet man auch sonst, wenn auch selten in solcher Fülle, im Lande in den für Volksfeste vorgerichteten Zelten; aber die Wände fast sammetartig mit den jungen Schößlingen der Fichte zu überziehen, dieses Grün mit dem Rotbraun der blühenden Heide und der Feuerfarbe der Vogelbeere gleichsam zu Teppichmustern zusammenzustellen, das versteht niemand so geschickt und sinnig wie der Oberharzer. Diese Grotten und Wände von blinkendem Erz, jene Pyramiden und Sessel von Bleiglanz und Kupferkies, darüber als Transparent der aus der Tiefe heraufsteigende Bergmönch, der, neue Anbrüche erschließend, den alten Harzspruch uns zuruft:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott gebe uns allen ein fröhliches Herz.
Er schenke zugleich dem teuren Königspaar
Zu unserm Glück noch manches Jahr!“

das grünbekränzte Berggezäh an den Wänden und der mit dem „Bohrer“ bewaffnete Doppelposten an den Thüren: dies alles giebt dem lebensfrischen Bilde, wie es die im Kreise ihrer Familien und ihrer Gäste fröhlichen Knapp-

schaftsgenossen darbieten, einen so wohlthuend abschließenden Hintergrund und Rahmen, daß auch das verwöhnteste Auge nicht anders als mit voller Befriedigung sich in das Gesamtbild versenken kann.

Ein Feuerwerk ruft uns mit der Menge hinaus auf den Festplatz, und wir verweilen hier auch nach Beendigung desselben noch ein Stündchen, um dem Tanze zuzuschauen. Von zwei in der Mitte sich kreuzenden Wegen durchschnitten, sind hier unter freiem Himmel vier Tanzböden erbaut und rings mit einer mit Tannhecke beschlagenen Brüstung versehen. Im Kreuzungspunkte erhebt sich ein einfach geschmackvoller, außen mit Grün und Heide bekleideter und mit zahlreichen bunten Lämpchen verzierter Musikpavillon, und die rauschende Musik, die von hier oben weit über den Platz hinaus erklingt, setzt viele tanzlustige Füße gleichzeitig in Bewegung.

Begünstigt die Witterung das Fest — man legt es gern in die Zeit des Vollmondes — so gewährt dasselbe am späten Abend ein Schauspiel, das man nicht leicht wieder vergißt. Und nicht wenig trägt dazu die ganze Lage und Umgebung des Platzes bei: die dichte Lauballee, in deren hundertjährigen Bäumen das Mondlicht spielt, der Blick auf den nahen dunklen Wald, aus dem das Echo leise zurückklingt, und im Hintergrunde in falber Dämmerung der Bruchberg-Acker mit seinen Klippenruinen und der majestätische, ernste Brocken, das Oberhaupt der sich ihm anschmiegenden Bergfamilie des Westharzes.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß unsere Knappschaftsfeste ohne Störung und Streit verlaufen. Ohne Zweifel tragen sie viel zur Weckung und Stärkung echt kameradschaftlichen Sinnes bei. Und wer wollte dem Berg- und Hüttenmanne diese Lustbarkeit nicht gönnen? Sagt doch Dr. Luther von seines „lieben Vaters Schlegelgesellen“: „Den Leuten, weil sie die ganze Woche über unter dem Boden stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Erquickung gönnen und zulassen.“

Unter den Volksfesten des Harzes führt Gatterer auch „das Breikuchenfest zu Klausthal“ auf. Wenngleich die Festlichkeit, welche er hierunter versteht — sie führt heutzutage diesen Namen nicht, und die Kuchen, welche zu derselben gebacken werden, heißen Flottkuchen — kein eigentliches Volksfest ist, so verdient dieselbe allerdings der Erwähnung. Am Montage nach dem Sonntage Lätare (ursprünglich an einem Tage in der Woche Trium regum) findet in der Bürgerknabenschule oder in einigen Klassen derselben eine öffentliche Prüfung statt, an deren Schlusse die Summe von etwa 330 ℳ unter die Schulknaben verteilt wird. Als noch das Lyceum Clausthaliense das Gymnasium und die Bürgerschule umfaßte, noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, nahmen auch die Gymnasiasten an dieser Spende teil, die keineswegs nur für arme Kinder bestimmt ist. Die gleiche Summe wird unter die Pochknaben verteilt. Nachmittags begeben sich diese unter Führung ihrer Steiger nach dem Rathause, wo sich inzwischen die Mitglieder des Königlichen Oberbergamts, der städtischen Kollegien und des Kirchen- und Schulvorstandes, die Geistlichen und die Lehrer aller hohen und niederen Schulen, die Professoren und Docenten der Bergakademie, die Beamten der Berginspektion und des Hüttenamts versammelt haben, um nach dem Wunsche des Stifters die Gedächtnisfeier jener Fundation zu begehen. Nachdem im Rathaussaale der erste Psalm unter Begleitung der Bergkapelle gesungen ist, besteigt der erste Geistliche im Ornat das Katheder, verliest vorschriftsmäßig die Stiftungsurkunde und schließt daran eine Gedächtnisrede. Darnach finden weitere Austeilungen statt: Pochknaben erhalten Jacke und Beinkleid, beschädigte und invalide Berg-

leute, Witwen und andere Bedürftige nicht unbeträchtliche Geldspenden. Auch den Kirchen- und Schulkassen, den Geistlichen und dem Rechnungsführer weist die Stiftung, zum Teil recht ansehnliche, Geldeinnahmen zu. Nachdem nun die drei „Executores" die ihnen obliegenden Geschäfte erledigt haben, vereinigen sie sich, wie Testator verordnet, mit den vorhin genannten Personen zu einem „Trunk Biers".

Mag man es angesichts der Wahrnehmung, daß die Jugend einen Teil der empfangenen Gabe sofort an den auf dem Markte aufgeschlagenen Buden in Flottkuchen und Näschereien umsetzt, beklagen, daß die Stiftung nicht gestattet, die ganze Summe ungeteilt für Schulzwecke zu verwenden, jedenfalls ist der Montag nach Lätare ein Tag, auf den sich die Schuljugend — und nicht nur diese — schon wochenlang freut.

Die Stiftung ist durch das am 16. März 1642 errichtete Testament des Berg- und Stadtschreibers Martin Hoffmann*) begründet. Das von diesem hinterlassene Vermögen bestand hauptsächlich aus Berganteilen, und der Ertrag desselben, den Hoffmann zu 60 M.-Gulden jährlich annahm, war deshalb kein feststehender. Im Jahre 1662 konnten jedem Schulknaben nur 8 ₰ zugeteilt werden. Da der Testator eine Verringerung des Ertrages, nicht aber einen Zuwachs in Rechnung gezogen hat, so wurde später, als die Kuxe in gute Ausbeute traten, ein bedeutender Teil derselben alljährlich kapitalisiert, bis ein Rechtsgutachten der Juristenfakultät der Universität Jena dahin entschied, daß die höhere Einnahme den Legataren durch gleichmäßige Erhöhung der Vermächtnisse zukomme. Jetzt beträgt das Stiftungsvermögen mehr als 50000 ℳ — An die Hoffmannsche Stiftung sind mehrere andere, namentlich die des Oberbergmeisters Stelzner, angeschlossen, aus welchen die Kleidungsstücke und manche der für Erwachsene bestimmten Geldspenden zur Verteilung kommen.

Indem ich in betreff des Johannisfestes auf S. 101 ff. verweise, erwähne ich hier nur noch der „bergmännischen Aufwartungen". Eine solche wird nur dem höchsten Bergherrn, wie der Harzer seinen Landesherrn mit Vorliebe nennt, den königlichen Prinzen und den Ministern in voller Solennität dargebracht und ist deshalb ein seltenes Schauspiel. Sämtliche Berg- und Hüttenleute bis auf die wenigen, welche unumgänglich dazu nötig sind, daß die „Kunst" nicht stille steht und die Feuer nicht erlöschen, alle übrigen fiskalischen Arbeiter, die Bergfuhrherren und das Bergmusikkorps treten dazu in der S. 598 beschriebenen Galatracht mit ihren Beamten und Unterbeamten spät abends an. Jeder Hüttenmann trägt eine Pechfackel, jeder Bergmann ein brennendes Grubenlicht. So geht der aus Tausenden bestehende Zug, mit dem sich ein gewöhnlicher Fackelzug nicht vergleichen läßt, mit Bergfahnen und Musik dem geräumigen Marktplatze zu und nimmt hier vor dem königlichen Oberbergamte Aufstellung. Der Sprecher begrüßt den hohen Gast und fordert die Knappschaft zu einem dreimaligen Glückauf oder Hoch auf, und bei dem tausendstimmigem

*) Da sein Name auch unter den Geschichtsschreibern des Oberharzes einen guten Klang hat, so mögen folgende Notizen hier Platz finden. Am Martinsabend 1575 zu Steinau an der Oder in Schlesien als der Sohn des Buchbinders Hans Hoffmann geboren, besuchte Martin die Gymnasien zu Schweidnitz, Breslau, Görlitz und Goldberg und studierte von Ostern 1596 bis dahin 1600 zu Helmstedt die Rechte. Vom Rektor der Universität zum kaiserlichen Notar bestellt, wurde er im Mai 1600 als Stadtschreiber nach Gandersheim berufen, übernahm dasselbe Amt 1615 in Klausthal und trat 1617 zugleich als Bergschreiber (als rechtskundiges Mitglied) in das hiesige Bergamt. In demselben Jahre kam er auch als Syndikus in den Rat der Stadt. Er starb am 22. Oktober 1647.

Rufe, in den die Peitschen der Fuhrherren knallend einfallen, werden dreimal die Grubenlichter und Fackeln hoch gehoben. — Eine andere Aufmerksamkeit gegen hohe Gäste ist die Überreichung der kunstvoll gearbeiteten, innen mit einer „Fahrt“ versehenen silbernen Bergkanne.*) Diese Darbringung, welche mittels einer Ansprache in oberharzischer Mundart zu geschehen hat, war ehemals ein Vorrecht des Oberbergmeisters, des höchsten Beamten „vom Leder“. Die Kanne macht dann die Runde um die Tafel, und jeder Zug muß eine Leitersprosse mehr freilegen.

Aufwartungen in kleinerem Maßstabe werden auch den Bergbeamten zu Jubiläen und bei anderer Veranlassung gebracht, und auch zur letzten Ruhe werden diese bei Nacht mit Grubenlicht und Fackel geleitet.

2. Klausthal.

Die Angaben über die Höhenlage der Hauptstadt des Oberharzes differieren bedeutend bei den verschiedenen Schriftstellern; und bei der eigentümlichen Lage der Stadt kann dies auch nicht auffallen. Während die Schienen auf dem an den Zellbach gebauten Bahnhofe 534,85 m über Normalnull (Pegel von Amsterdam**) liegen, hat das magnetische Observatorium im Münzgarten (geogr. Länge 27° 59′ 48″, geogr. Breite 51° 48′ 17″), wo sich das zweite die Stadt der Quere nach durchschneidende Thal, das frühere „große Klausthal“, zu bilden beginnt, eine Höhe von 561,978 m, und das Schützenhaus und seine Umgebung hat sogar mit dem westlichen Turmknopfe der Marktkirche (599,2 m über Normalnull) gleiches Niveau.

Die Geschichte der Stadt bietet außer dem, was ich bereits in den Abschnitten „Besiedelung des Harzes“ (S. 73 ff.) und „Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege“ mitgeteilt habe, nur noch wenig dar, was auf allgemeines Interesse rechnen dürfte.

Hatte Klausthal im ersten Jahrzehnt jenes verderblichen Krieges unter der Bedrückung durch die Dänen und Braunschweiger und der Belästigung durch die Harzschützen schwer gelitten, so steigerte sich im weitern Verlauf desselben die Not von Jahr zu Jahr. Bald legten ihr und den übrigen Bergstädten die Schweden, bald die Kaiserlichen hohe Brandschatzungen auf, und geradezu ausgesogen wurde der Oberharz durch eine starke schwedische Besatzung. Als Herzog Georg zu Herzberg nach der Schlacht bei Breitenfeld, 7/17. September 1631, die Partei des Kaisers verließ und ein Generalpatent vom Könige von Schweden annahm, wurden freilich jene Feinde zu Freunden, aber nun rückte Graf Pappenheim gegen das Fürstentum Grubenhagen heran, eroberte Einbeck und forderte von den übrigen Städten eine Brandschatzungssteuer. Da Klausthal die ihm auferlegten 2500 Thaler nicht aufzubringen vermochte, so erhielten einige Regimenter Befehl, die Stadt gänzlich zu verderben. Die Not war groß. Da traf in letzter Stunde der Befehl des Herzogs ein, dem Feinde den Barvorrat der Zehntkasse auszuzahlen und den Rest der Forderung mit Blei und Eisen zu berichtigen. Eine hessische Armee von 6000 Mann zu Fuß und Roß, bestimmt, dem Sengen und Brennen der Pappenheimer Einhalt zu thun, zog im Mai 1632 unter dem Landgrafen

*) Von den vier Harzer Bergkannen wird der Mehrzahl der Leser die stadtgoslarsche bekannt sein, welche im Rathause (s. S. 455) aufbewahrt wird. Die zweite ist die „Kommunion“-Bergkanne in Goslar. Die beiden anderen befinden sich in Klausthal.

**) Der Nullpunkt desselben liegt + 3,513 m über dem des Pegels zu Neufahrwasser. (Hoppe, Die Bergwerke, S. 50.)



Wilhelm über den Harz und rastete am 19. in Klausthal; ihnen folgten im Juli lüneburgsche Völker. Im Oktober 1532 aber rückte der berüchtigte kaiserliche General Merode mit acht Regimentern vor Osterode und befahl der Stadt Klausthal unter Bedrohung der Plünderung am 13., unverzüglich 6000 Thaler zu schaffen. Um dieses Unheil abzuwehren, opferten die armen Einwohner ihr Letztes; durch Sammlungen von Haus zu Haus und Zuschüsse vom Bergwerk — den Gewerken konnte infolgedessen keine Ausbeute gezahlt werden — wurde die geforderte Summe binnen sechs Stunden zusammengebracht.

Als die Schweden am 7. September 1634 die Schlacht bei Nördlingen verloren, beeilten sich viele evangelische Fürsten, die Partei der Besiegten zu verlassen. Der Kurfürst von Sachsen schloß am 20/30. Mai 1635 mit dem Kaiser einen förmlichen Frieden, dem der Kurfürst von Brandenburg und andere Reichsstände beitraten. Da legte auch Herzog Georg sein schwedisches Generalat in der Absicht nieder, sich von thätiger Teilnahme am Kriege nun möglichst fernzuhalten. Doch konnten die welfischen Herzöge nicht umhin, zu fünf Malen ihre Truppen mit den Kaiserlichen zu vereinigen und diesen mit Geld und Proviant zu helfen. Indes neigte sich das Glück wieder auf die Seite der Schweden, und ihre Siege bei Dömitz (22. Oktober 1635) und Wittstock (24. September 1636) kamen auch Grubenhagen teuer zu stehen. Als der schwedische General Banner im Anfange des Jahres 1636 eins seiner Regimenter in dieses Fürstentum legen wollte, sahen sich auch die sonst steuerfreien Bergstädte genötigt, zu der auf 6000 Thaler vereinbarten Abfindungssumme beizusteuern. Der versprochene Schutzbrief blieb trotzdem aus, und am 16. Dezember forderte der schwedische Feldmarschall Leslie von Grubenhagen und den Bergstädten sofort 12000 Thaler und dann monatlich 8000 Thaler. Das arme Klausthal war seinem Untergange nahe. Der vierte Teil seiner Bewohner war vor einem Jahrzehnt der Pest zum Opfer gefallen, zwei verheerende Feuersbrünste (18. Juni 1631 und 20. September 1634) hatten 199 Häuser, die Kirche, die Münze, das Rathaus, die Schul- und Pfarrhäuser in Asche gelegt, schon 1631 hatte das Kirchengeld erhöht werden müssen, und seit 1635 mußte für die kaiserliche Besatzung in Wolfenbüttel wöchentlich 20 Thaler Kriegssteuer und außerdem ein Beitrag zur Erhaltung der beiden grubenhagenschen Kompagnieen gezahlt werden, die Gruben wurden nur schwach betrieben, die brotlos gewordenen Arbeiter waren am Rande der Verzweiflung. In dieser Not fand die Stadt an dem schwedischen Obristen von Berkefeld, dem Besitzer eines Gutes in Osterode und der Junkernhöfe in Buntenbock, einen warmen Fürsprecher. Er stellte sich an die Spitze einer Gesandtschaft des Rates, der sich auch Abgeordnete aus Altenau und Andreasberg anschlossen, und bat mit ihr im Hauptquartier zu Dassel um Schonung. Und seine Fürsprache, welche durch ein dem Generalkommissarius Heußner verehrtes Geldgeschenk unterstützt wurde, hatte Erfolg: Leslie erteilte den drei Bergstädten einen Schutzbrief. Der Freundschaft Berkefelds verdankte Klausthal auch eine Schutzwache. Dem eigenen Herzoge gegenüber galt der schwedische Freibrief nicht. Klausthal mußte nicht nur zu der dem Fürstentume auferlegten schwedischen Kriegssteuer 2600 Thaler, sondern auch im September 1637, wo der Bergbau sich wieder ergiebig zeigte, zu dem für den Landdrosten von Grubenhagen zu zahlenden Lösegelde von 10000 Thalern einen Beitrag von 1000 Thalern zahlen.

Kaum hatte sich hie und da ein Haus aus der Asche erhoben, da brach am Nachmittage des zweiten Ostertages 1639 wiederum eine Feuersbrunst aus,

welche 53 Wohnhäuser zerstörte. „Die gute Bergstadt“, schreibt Honemann, „war so erbärmlich zugerichtet, daß sie sich nicht mehr ähnlich sah, dennoch aber erhielt sie sich durch die Macht desjenigen, dessen Hand noch allemal bei der größten Not zum Segnen unverkürzt gewesen.“

Zunächst freilich war noch keine Besserung zu spüren. In dem regenarmen Jahre 1641 fehlte den Gruben das Aufschlagwasser, sie ersoffen, die Pochwerke standen still, die Hütten lagen kalt. Die Schweden hatten dem kaiserlichen Heere weichen müssen. Der Generalissimus desselben, Erzherzog Leopold Wilhelm, erteilte zwar aus seinem Hauptquartier Woldenberg (bei Bockenem) den Bergstädten am 20. August 1641 einen offenen Schutzbrief, aber, mit den Verhältnissen des armen Harzes unbekannt, forderte er von ihnen für sein Heer täglich 22500 Pfund Brot und andere Lebensmittel, sowie die Lieferung von Hafer. Mit Lebensgefahr drangen die beiden Abgesandten der Städte Klausthal und Zellerfeld bis zum Erzherzog vor, und erreichten mit vieler Mühe die Umwandlung jener Leistungen in die einmalige Zahlung der Summe von 500 Thalern. Aber trotz dieser Abfindung und jenes Schutzbriefes mußten die Bergstädte im Februar 1642 einen Teil des Regimentes Gonzaga in Verpflegung nehmen.

Von da an scheint Klausthal mit Einquartierung und Truppendurchmärschen verschont geblieben zu sein. An den Lieferungen, welche der schwedische General Königsmark im Jahre 1645 ausschrieb, mußten sich allerdings auch die Bergstädte beteiligen, aber den Harz selbst berührten die gefürchteten Gäste dieses Mal nicht.

Nach dem 30jährigen Kriege erholte Klausthal sich nur langsam. Im Jahre 1654 zählte die während desselben dreimal vom Feuer heimgesuchte Stadt erst 360, im Jahre 1664 475 Wohnhäuser. Da es an Bergleuten fehlte, so wurden Werber und Werberinnen in das Meißnische und nach anderen bergbautreibenden Gegenden ausgesandt. Alles „herrenlose Gesindel“ wurde zur Pocharbeit gepreßt; auch Frauenzimmer, die sogen. Knüppelmägde, wurden bei der Aufbereitung beschäftigt. Zu keiner Zeit wirkten auch so große in klimatischen Verhältnissen begründete Hemmnisse den auf Hebung des Bergbaues gerichteten Bestrebungen entgegen, wie in den auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Jahrzehnten. Brachte schon in den Jahren 1645 und 1656 der Wassermangel den Berg- und Hüttenbetrieb vorübergehend zum Erliegen, so daß schon 1657 zuerst der Vorschlag gemacht wurde, den Gerlachsbach nach Klausthal zu führen, so schienen die regenarmen Jahre 1669—72 dem Oberharze den Todesstoß geben zu wollen. Die brotlosen Bergleute verliefen sich, so weit sie nicht alteingesessen waren; man schickte Scharen dieser in das Land hinunter zur Ausbringung verschlämmter Teiche und zu ähnlichen Arbeiten; die Pochknaben zogen bettelnd von Haus zu Haus und wurden der Mildthätigkeit von der Kanzel empfohlen. Dann folgten einige günstigere Bergjahre, aber im Winter 1679 brachte ein ungewöhnlich starkes und anhaltendes Frostwetter die Werke wieder zum Stillstand.

Wenn auch Störungen dieser Art in den folgenden Jahrzehnten zu verzeichnen sind (1684 brachte einen strengen Winter, 1719 einen trocknen Sommer), so folgten sie doch weder so rasch aufeinander, noch waren sie von gleicher, den ganzen Betrieb in Frage stellenden Bedeutung. Die Gruben „silberten“ gut, die Gewerke wurden dadurch zu neuem Eifer angespornt; so entwickelte sich denn im Glanze dieses Bergsegens die Stadt, die im Jahre 1725 außer den öffentlichen und Zechenhäusern und Mühlen 862 Wohnhäuser zählte, in

erfreulicher Weise. Im Jahre 1736 betrug ihre Einwohnerzahl (ohne Garnison) 8930. Von da ist ein schwacher, allmählicher Rückgang zu spüren, der während des siebenjährigen Krieges dann ein rascheres Tempo annahm. Im Jahre 1757 sank die Einwohnerzahl (7997) zum erstenmal unter 8000, im Jahre 1762 (6972) zum erstenmale unter 7000.

Ehe ich auf diesen Krieg hier näher eingehe, hole ich zunächst noch folgendes nach:

Bis zum Jahre 1652 gab es auf den Bergstädten weder Ärzte noch Wundärzte. Wo die Kunst der Bader und Apotheker*) nicht ausreichte, suchte man Heilung für jede innerliche Krankheit und jeden äußerlichen Schaden in einer Wallfahrt nach dem Marienbilde auf der Harzburg. Im genannten Jahre wurde in Klausthal der erste „Bergbarbierer" (Bergchirurg) und zwei Jahre später in der Person des Dr. med. Craul der erste Bergarzt angestellt. Die Besoldung beider, die für den Arzt anfangs 150, später 200 Thlr. betrug, mußten die Gruben pro rata tragen. Im Jahre 1666 wurde die Besoldung des Bergchirurgs auf wöchentlich 3 Thlr. erhöht, und ihm ein zweiter Wundarzt mit einer Wochenbesoldung von 2 Thlrn. beigegeben.

Über die Stadtobrigkeit sagt die Bergfreiheit des Herzogs Ernst vom 11. Juni 1554: „Wir wollen unserer befreieten Bergstadt .... Richter und Schöppen setzen und ordnen, die von unsertwegen regieren und handhaben, wie es auf einer freien Bergstadt üblich, löblich und gebräuchlich ist. So sich auch jemand an Urteil und Recht beschweret finden würde, dem soll an uns oder unsere Räte zu appellieren frei stehen." .... „Um mehrerer Aufnehmung gemeinen Nutzens und Friedens stellen wir Rat und Gerichte unserer freien Bergstadt alle ehrbarliche und bürgerliche Gerichte aus Gnaden zu, daß sie unter sich Schöppen, Richter und Viermann, jedoch daß sie von uns und unsern Befehlshabern beeidigt, konfirmiert und bestätigt werden, zu wählen, zu ordnen und zu setzen gute Macht haben sollen." Bestimmte Abgrenzung erhielten die Befugnisse des Rates, dessen Vorsitzender (bis zum Jahre 1852) den Titel „Stadtrichter" führte, erst durch das „Reglement" des Herzogs Johann Friedrich vom 6. April 1678 und durch die „fernere Resolution und Erklärung" desselben vom 20. desselben Monats. Danach hat das Bergamt den Bergstädten zum Klausthal, Andreasberg und Altenau „in den Dingen, so außerhalb Bergsachen, als bürgerliche Schulden, die nicht vom Bergwerk fließen, Haus, Hof, fahrende Habe, Äcker, Wiesen, Gärten, Schmähung, Hader, Zank, Schlägerei, so innerhalb der Stadtpfähle geschehen, auch andere eigentlichen Justizsachen vorfallen, nichts zu sagen, noch sich einiger Appellation oder anderer Botmäßigkeit über besagte Bergstädte und dero Gerichte oder gesessene Bürger anzunehmen". Dagegen erstreckte sich die Jurisdiktion des Rates nicht auf die „Einkömmlinge und sog. Ungesessene", auf alle „auf den Gruben, Pochwerken, Hütten und den übrigen Örtern des Bergwerks" vorfallende Vergehen und Verbrechen, auf alle „außerhalb der Stadtgebiete betretende Verbrecher, ob sie gleich eines oder anderen Ortes Bürger seien". Auch in „Polizei-" und dahin gehörenden Sachen, als Maß, Gewicht, Friedegebot, Auflauf, Kaufen, Verkaufen**), Feuerordnungen, Taxordnungen und dergleichen Dingen" war das

*) In Klausthal wurde die erste Apotheke im Jahre 1638 vom Richter Kranich aus eigenen Mitteln eingerichtet. 1671 ging sie an die Familie Herstelle, 1722 an die Stadt, 1849 an die Familie Bethe über.

**) Kaufkontrakte, welche die um die Stadt belegenen Wiesen betrafen, wurden von Bergamt und Rat gemeinschaftlich konfirmiert.

Bergamt dem Rate nicht vorgesetzt. Der Berghauptmann, oder in dessen Abwesenheit (er war nur verpflichtet, sich jährlich drei Wochen in Klausthal aufzuhalten) das übrige Bergamt, konnte, wenn „in abgemeldeten oder dergleichen die Polizei angehenden Sachen einig Mangel und Gebrechen sich ereignen sollte“, Richter und Rat nur „geziemend erinnern, daß sie ihre Pflicht und Schuldigkeit zu beobachten hätten“. Erfolgte daraufhin keine Abhilfe der Gebrechen, so mußte das Bergamt solches forderlichst an den Herzog selbst bringen und dessen Dezision erwarten.

Der Rat war demnach nicht dem Bergamte in Klausthal, dem der Berghauptmann, wenn er anwesend war, präsidierte, sondern der grubenhagenschen Regierung in Osterode, deren Landdrost fast stets zugleich das Amt des Berghauptmanns verwaltete, untergeordnet. Der Geheimrat von Eltz war der erste Berghauptmann, der vom Jahre 1680 an seinen ständigen Wohnsitz in Klausthal nahm und zugleich die Funktionen des Landdrosten nur für den Oberharz (nicht zugleich für das übrige Grubenhagen) wahrnahm. Seine Nachfolger führten nur den Titel Berghauptmann, verwalteten aber daneben das Amt eines Landdrosten (Regierungspräsidenten) für das kleine Harzgebiet. Dieser „Berghauptmannschaft“ war der Rat der Stadt selbstverständlich in demselben Umfange, wie vormals der Landdrostei in Osterode, untergeordnet.

Im vorigen Jahrhundert bestand das Ratskollegium aus dem Stadtrichter, elf Ratsherren, einem Stadtschreiber, zwei Kämmerern, einem Kirchenvorsteher (Verwalter der kirchlichen und Schulkassen), drei oder vier Auditoren, vier Gemeindeherren und vier Schätzern. Die Gemeinde- oder Viertelsherren, die etwa die Stellung der späteren Bürgervorsteher oder Stadtverordneten hatten, teilten dem Magistrat die Vorstellungen und Wünsche der Bürgerschaft mit. Den Schätzern lag die Aufsicht über die Märkte und die feilgebotenen Waren, über Maß und Gewicht, über Kramläden, Fleischwaren und dergleichen ob. Jedes Stadtviertel (Markt-, Rollberger-, Sorger- und Neustädterviertel) war in Rotten abgeteilt, denen die Rottmeister vorstanden, welche ihre Verhaltungsbefehle von den Gemeindeherren bekamen.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde die Stadt wieder von schrecklichen **Feuersbrünsten** heimgesucht. Die erste brach am 25. März 1725 nachts zwischen 11 und 12 Uhr oben an der Goslarschen Straße aus und legte binnen zwölf Stunden die genannte Straße, die Sorge, die Osteroder- und die Sägemüllerstraße mit allen Quergassen, das Amthaus, die Münze, das Rathaus, sämtliche Gasthöfe (die Krone, das weiße Roß, den braunen Hirsch 2c.), zusammen 391 Wohnhäuser mit mehr als 300 Nebengebäuden in Asche. Im Jahre 1737 schlug der Blitz in der Nähe des Schützenhauses ein, und trotz aller Hülfe ergriff das Feuer den südöstlichen Stadtteil, welcher 1725 verschont geblieben war, und zerstörte 192 Wohngebäude. Um solche „klägliche Stadtverwüstung“ für die Folge abzuwenden, erließ König Georg II. am 7. Mai 1760 eine aus 118 Paragraphen bestehende „verbesserte Feuerordnung“.

Im Jahre 1729 hatte **Georg** II. seinen Harz **besucht**. Er kam von Hildesheim über Seesen, wo er die in seinem Solde stehenden braunschweigischen Regimenter einer Musterung unterzog, am 16. Juli nach Klausthal. „1100 Bergleute mit brennenden Grubenlichtern, voran die Bergbedienten, in der Mitte 400 Hüttenleute, zum Schluß 300 Pochleute, in den Händen die mit Bändern geschmückten Gerätschaften, bildeten in Klausthal eine Gasse für den königlichen Wagen. Von der Münze, wo er abgestiegen, begab sich der König mit Lord

Townshend und seinem Gefolge nach dem Amthause, vor welchem die Bürger unter ihrer Fahne und 400 Bergfuhrleute aufgestellt waren. In der Nacht hörte man die übliche Aufwartung der Bergsänger. Am andern Tage befuhr der König die Dorothea und Karoline und trat die Rückreise über Göttingen an." (Havemann.)

Im siebenjährigen Kriege wurde Klausthal mehrfach von den Franzosen heimgesucht. Im Jahre 1758 (vergl. unter „Scharzfeld") legten sie ihm unter großen Drohungen so hohe Kontributionen auf, daß die Stadt sich, um die Plünderung abzuwenden, in Schulden stürzen mußte. Schlimmer noch kam es im Jahre 1761. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Oberfeldherr des hannoverschen Heeres, hatte das tapfere Freytagsche Jägerkorps bestimmt, den Oberharz, nach dessen Silber- und Goldvorräten die Franzosen lüstern waren, gegen das Korps der zum Heere Broglios gehörenden Generale Belsunce und Vaubecourt zu decken, welches bereits in der Stärke von 5000 Mann auf dem Marsche war. Am 22. August traf Freytag, dem die Franzosen auf dem Fuße folgten, von Göttingen über Katlenburg in Herzberg ein, ließ hier das Stockhausensche Korps, marschierte mit einer Brigade Jäger und den braunschweigschen Jägern nach Osterode und sandte eine Kompagnie nach Grund. Bis zum 1. September schlug er sich auf allen diesen Punkten glücklich mit den Franzosen herum. An diesem Tage wurde er zu Osterode von großer Übermacht angegriffen, verteidigte aber kühn und anfangs mit Erfolg den Eingang zum Harze. Da wurden die Jäger zu Fuß durch ein Mißverständnis ihres Kommandanten von der Kavallerie abgeschnitten und vom Harze abgedrängt. Freytag drang freilich mit dieser heftig auf den Feind und trieb ihn „eine gute Distance" zurück, konnte aber die Gefangennahme seiner Fußtruppen nicht verhindern. Er ließ nun seine Reiter absitzen und verteidigte mit ihnen mehr als eine Stunde lang den Eingang zum Oberharze. Doch sein Häuflein vermochte der Übermacht nicht auf die Dauer Stand zu halten, das Stockhausensche Korps war bei Herzberg engagiert, so blieb ihm nichts übrig, als sich kämpfend und von der feindlichen Kavallerie hart verfolgt, über Klausthal nach Goslar zurückzuziehen.

Um Mittag rückten die Franzosen in Klausthal ein, nahmen ohne Ordnung Quartier und banden ihre Pferde, da es an ausreichenden Stallräumen fehlte, zum größten Teile in Höfen und Gärten an. Dem Rate wurde bei 100 Thaler Strafe aufgegeben, bis 4 Uhr nachmittags 2500 Rationen Fourage zu liefern. Die Vorstellung, daß diese Frist zu kurz bemessen sei, Fourage aus dem Lande heraufzuholen, ward nicht berücksichtigt, man nahm die opferwillig von den Fuhrherren dargebotenen Vorräte und zog dennoch die Geldstrafe ein.

Auch Zellerfeld, das mit der Einquartierung verschont wurde, da die französischen Generale das ganze Korps mit Rücksicht auf ihre Sicherheit in Klausthal konzentriert behalten wollten, lernte doch sogleich die Höflichkeit der großen Nation kennen. Die dort an verschiedenen Punkten postierten Piketts stellten schon in erster Stunde so weitgehende Forderungen in betreff der Lieferungen von Brot und Speck, holländischem Käse, Bier und Wein für die Mannschaften und von Fourage für ihre Pferde, daß die Stadt ihnen nicht sofort genügen konnte. Es wurde ihr deshalb eine — hinterher allerdings auf 50 Thaler ermäßigte — Strafe von 400 Thalern auferlegt.

Dem General Freytag gelang es, die in Grund postierte Kompanie an sich zu ziehen und sich mit dem Stockhausenschen Korps in Herzberg wieder

zu vereinigen. Er hatte mit dem General von Luckner Abrede getroffen, den Feind aus Klausthal wieder zu vertreiben. Jener sollte von Goslar aus, Freytag von entgegengesetzter Seite angreifen. Um diese Stellung zu gewinnen — Osterode war von den Franzosen stark besetzt — marschierte er auf Gebirgspfaden von Herzberg nach dem Schlosse Scharzfels und von da „auf unwegsamen Wegen" nach Buntenbock, wo er sich in dem Gehölz lagerte, welches diesen Ort von Klausthal trennt. Die kleine Abteilung Reiterei, welche er mitzunehmen versuchte, hatte er schon in der Gegend von Scharzfels nach Herzberg zurücksenden müssen. Er verblieb in jener Stellung vom Morgen bis zum Abend, um den verabredeten Angriff zu erwarten. Da aber dieser nicht erfolgte, und General von Luckner vom Fuße des Harzes mit seinem Korps zurückgegangen war, „ohne ihm Nachricht zu geben und die Ursache wissen zu lassen"*), so zog er sich über Altenau und St. Andreasberg nach Lauterberg durch den Harz ohne einen Verlust zurück. Hier erhielt er Befehl, zurückzukommen; er marschierte nun wieder durch den Harz bei Goslar weg, welches vom Feinde besetzt war, und kam glücklich am 12. September zu Salzdetfurt beim Hauptkorps an.

Die Generale Belsunce und Vaubecourt hatten den Auftrag, von der Bergwerksverwaltung eine Kontribution von 600000 Livres zu erpressen. Schon am ersten Tage gelang es dem Spürsinn und den brutalen Drohungen des in solchen Geschäften routinierten Obristen Schwarze, sich des Gold- und Schrotvorrats der Münze und des im Zehnten vorhandenen Silbers zu bemächtigen. Da man mit Recht annahm, daß im Zehnten auch bares Geld vorhanden sein müsse, so wurden die Magistrate beider Städte auf acht Uhr abends in das Klausthaler Rathaus citiert und hier als Gefangene bewacht. Bald erfuhren sie auch den Grund dieser strengen Bewachung: der General Vaubecourt eröffnete ihnen eine Ordre des Armee-Intendanten Gayot, mittels welcher der Bergverwaltung unter Androhung „der Schrecken des Krieges" aufgegeben wurde, angesichts der Ordre 600000 Livres nebst einer Zugabe von 30000 Livres (also zusammen etwa $^1/_2$ Million Mark) zu zahlen. Auf die Entgegnung, daß die Magistrate über die Bergwerkskasse nicht zu verfügen hätten, wurde ihnen aufgegeben, die Kontribution binnen zwölf Stunden bei Strafe der Plünderung beider Städte vorschußweise zu zahlen. Zugleich wurde gedroht, die Häuser der abwesenden Berg- und Stadtbeamten (es fehlten namentlich der Berghauptmann von Bülow, der Zehntner, der Münzdirektor und der Stadtrichter) zu plündern und zu demolieren, wenn sie sich nicht binnen derselben Frist einfinden würden.

Der Magistrat erließ sofort einen Aufruf an die Bürgerschaft, „dasjenige Quantum, so ein jeder vorzuschießen im Stande sei, zur Verhütung alles Unglücks sofort auszuzahlen", und in früher Morgenstunde des 3. September konnten Viertelsherren und Lehrer, welche sich in der Nacht der Mühe des Einsammelns unterzogen haben, eine nicht unbedeutende Geldsumme auf dem Rathause abliefern. Der General Vaubecourt traf die noch immer gefangen gehaltenen Ratsmitglieder mit dem Sortieren und Zählen des Geldes beschäftigt und bewilligte ihnen zur Herbeischaffung des Fehlenden eine letzte Frist bis

*) Ich folge hier den „Aufzeichnungen des Feldmarschalls von Freytag", in Nachfolgendem auch zwei Aufsätzen des Kanzleirats von Salz: „Die auf den General Vaubecourt geprägte Medaille" und „Die Beraubung des Altenauer Hüttenhauses" (Zeitschr. d. h. V. 1873; 1867, 1872).



2 Uhr nachmittags. Mit Mühe und nur auf Fürsprache des Obristen Schwarze, der bei allen diesen Verhandlungen das Wort führte, erlangten die beiden Magistratspersonen aus Zellerfeld ihre vorläufige Befreiung, damit sie auch in ihrer Stadt schleunigst Geldsammlungen veranstalten konnten. Ihre Kollegen hatten diese indes schon eifrig in Angriff genommen, und der Magistrat war nach beendeter Kollekte im stande, 20599 Thlr. 8 Gr. 1 Pfg. abzuliefern, wovon 8377 Thlr. 23 Gr. 3 Pfg. aus herrschaftlichen Kassen entnommen, 12221 Thlr. 21 Gr. von der Kämmerei und der Bürgerschaft zusammengebracht waren.

Der Rat von Klausthal hatte nach Ablauf der um 2 Stunden verlängerten Frist einschließlich der Bestände der städtischen Kassen erst 15619 Thlr. 14 Gr. zusammen. Seine Bitte um Schonung der armen Stadt wurde vom General mit der niederschlagenden Antwort abgewiesen, daß er den Befehl zur Plünderung geben würde, wenn nicht mindestens die Hälfte der Summe, zu deren Eintreibung er hierher gekommen sei, als Abschlagszahlung eingeliefert werden könne. Dagegen gab er auf die Vorstellung, daß eine Hungersnot im Anzuge sei, den beschlagnahmten städtischen Kornvorrat, der etwa 100 Malter betrug, wieder frei.

Die Sammlungen wurden nun noch einmal aufgenommen, und die Bürgerschaft zeigte sich im höchsten Grade opferwillig. Wer augenblicklich nicht im Besitze von barem Gelde war, suchte sich solches durch Anleihe oder durch Verkauf und Verpfändung von Sachen zu verschaffen. Auf diese Weise wurden bis zum späten Abend noch 2930 Thlr. 24 Gr. zusammengebracht, so daß die Leistung der Schwesterstädte 39149 Thlr. 10 Gr. 3 Pfg., also etwa ein Viertel der Forderung, betrug.

In dieser Not glaubten die Beamten des Zehntens, der Münze und der Silberhütte die Gold- und Silbervorräte, welche bis jetzt dem routinierten Spürer Schwarze hatten verborgen gehalten werden können, in unverfänglicher Weise aus ihren Verstecken hervorholen zu müssen. Mit dem schon am Tage zuvor Geraubten betrug ihr Geldwert 40545 Thlr. 7 Gr. $3^1/_2$ Pfg., so daß der Feind nun 79694 Thlr. 17 Gr. $6^1/_2$ Pfg. in Klausthal und Zellerfeld erpreßt hatte.

Am Morgen des 4. Septembers mußten die beiden Magistrate sich mittels Reverses verpflichten, die Order des Armee-Intendanten nach besten Kräften und mit größter Sorgfalt auszuführen, und je drei Beamte jeder Stadt wurden gezwungen, den Raub selbst in das Hauptquartier des Herzogs Broglio zu geleiten. Und nun erst wurden die Ratsmitglieder aus der Haft entlassen.

Am 6. September aber teilte der General von Belsunce dem Magistrate mit, daß ihre Deputierten so lange in Göttingen gefangen gehalten würden, bis die Städte bestimmt den Zeitpunkt bezeichnen könnten, zu welchem der Kontributions-Rückstand abgetragen werden solle. Der Rat war außer stande, eine derartige Erklärung abzugeben, und bat den General in einem beweglichen Schreiben, „auf den Zustand und die Lage unserer bergigten und von der Handelschaft ausgeschlossenen Orte", „auf den betrübten und erbarmungswürdigen Zustand unserer armen Einwohner ein gnädiges Augenmerk" zu nehmen. Der französische General mochte einsehen, daß die Kräfte der Städte Klausthal und Zellerfeld nun völlig erschöpft waren. Er gab die Vorstellung kurzer Hand zurück und ordnete Haussammlungen in den übrigen Bergstädten an. Infolge dieser Order gingen vom 8.—10. September ein

aus Andreasberg	2445 Thlr.	— Gr.	— Pfg.
aus Lautenthal	2382 „	24 „	— „
aus Altenau	798 „	— „	— „
aus Wildemann	672 „	17 „	4 „
aus Grund	417 „	19 „	2 „

Es fehlten nun an der Hauptforderung noch 71 589 Thlr. 34 Gr. 7½ Pfg. und die unzweifelhaft für die Tasche der Intendanten und Generale bestimmte Zugabe von 7900 Thlr.

Beunruhigt durch die Nähe des Freytagschen Jägerkorps packte man am Mittage des 10. September diese Kontribution eiligst in eine Tonne, und das ganze Korps marschierte schleunigst nach Osterode ab. Aber die Ruhe war leider von kurzer Dauer. Schon am 15. kehrten die Franzosen zurück und hielten nun Klausthal mit geringer Unterbrechung bis zum 10. November besetzt. Das war eine schwere Zeit. Wie vermochte die ausgehungerte und ausgesogene Stadt Monate lang Tausende solch anspruchsvoller Gäste zu ernähren? Wie der Rat, regelmäßig jeden Tag 1000 Rationen zu beschaffen? Vom 15. bis 21. September, vom 2.—7. und vom 18.—28. Oktober, sowie vom 9. bis 10. November kommandierte in Klausthal der General St. Victor, vom 7.—18. Oktober, während welcher Zeit jener in Zellerfeld lag, der uns schon bekannte Graf Vaubecourt. Ersterer war ein Mann von unerbittlicher Strenge, aber gerecht und uneigennützig. Um die Stadt zu erleichtern, fertigte er Lieferungsbefehle auf die benachbarten Ortschaften aus und ließ dabei löbliche Rücksicht walten. (Als ihm z. B. am 5. Oktober neue Lieferungsbefehle auf den Westrand des Harzes vorgelegt wurden, lehnte er die Unterschrift mit den Worten ab: „Die Seite von Osterode nach Seesen hat starke Lieferungen nach Göttingen und an den Baron von Clausen gehabt und kann nicht weiter angestrengt werden. Dagegen können und sollen die Ortschaften nach der Goslarschen Seite liefern.") Für sich und seinen Tisch kaufte St. Victor nur gegen bar. Er weigerte sich sogar, zwölf Flaschen Rheinwein anzunehmen, die der Rat für ihn beschafft hatte, als er erfahren, daß der General selbst für bares Geld keinen guten Wein hatte bekommen können; und als er bei seinem Abmarsche in Goslar erfuhr, daß sein Diener den zuletzt aus der städtischen Apotheke bezogenen Wein nicht bezahlt hatte, bat er den Rat um Übersendung der Rechnung. Auch seine Offiziere wiesen die dargebotenen Geschenke zurück und ließen sich bei ihrem Abmarsche bescheinigen, „daß sie unter dem Scheine einer Gratifikation oder eines Präsents so wenig etwas beansprucht als bekommen hätten". Die Mannschaften wollte er „nicht auf Diskretion leben lassen" und hielt deshalb mit Strenge darauf, daß sie von ihren Quartierwirten genügend mit Speise und Trank versorgt wurden — auf die Klage eines einzigen Soldaten mußte der Stadtrichter Friedrich in das Gefängnis wandern — er erkannte lobend an, daß der Rat den Bürgern auf jeden Soldaten täglich ein Maß Bier verabfolgen ließ, da er in Erfahrung gebracht habe, „daß es hier viele arme Leute giebt, die kaum für sich selbst zu leben haben". Auch stellte er in Aussicht, daß der Stadt alles, was sie jetzt „im Dienste des Königs" (zur Unterhaltung der Truppen) leiste, auf die rückständige Kontribution angerechnet werde.

Wo St. Victor kommandierte, da war wenigstens das Eigentum der Einwohner sicher. Welch strenge Mannszucht er übte, beweist folgender Vorfall.

Am 20. Oktober wollte man in den Waldungen Freytagsche Jäger gesehen haben, und der General schickte in der folgenden Nacht u. a. eine Pa-

trouille nach Altenau, welcher ein Klausthaler Einwohner als Wegweiser mitgegeben wurde. Diese drang in das einsam gelegene Altenauer Hüttenhaus und raubte dem Hüttenwächter zwei Dutzend silberne Löffel und anderes Silbergerät, ein Dutzend Oberhemdem und sonstiges Leinenzeug und 30 Thlr. an Geld. Aber die Räuber wurden ihrer Beute nicht froh; je näher sie der Stadt Klausthal kamen, um so höher stieg ihre Furcht vor Entdeckung, und um sich der sicher zu erwartenden Strafe zu entziehen, desertierte der Führer der Patrouille, ein Sergeant, mit fünf Mann. Ein gutes Gewissen hatten auch die vier anderen nicht, denn auch sie waren bei dem Raube beteiligt. Der Beraubte folgte ihnen auf dem Fuße und brachte seine Klage vor. Aber der Wegweiser wollte nichts gesehen haben, die Dragoner leugneten, der Hüttenwächter konnte sie nicht bestimmt als Thäter bezeichnen, und die Sache wäre zu Ende gewesen, wenn nicht jetzt der General selbst davon erfuhr. Sofort ließ er sich die Patrouille-Mannschaft vorführen und sie trotz ihres Leugnens eingehend visitieren. Da kam denn ein Löffel zum Vorschein, den der Bestohlene als den seinigen bestimmt bezeichnen konnte. St. Victor beauftragte nun den Rat mit der weiteren Untersuchung, da ihm daran liege, „daß die Sache durch eine Zivilobrigkeit behandelt werde“. Während der Gerichtsverhandlung auf dem Rathause, an welcher im Auftrage des Kommandanten ein Offizier teilnahm, wurden die Galgen auf dem Marktplatze errichtet, und der Henker von Osterode, vom General beordert, traf ein. Nach Schluß des Protokolles erschien dieser auf dem Rathause und verurteilte die des Raubes Überführten zum Tode. Schon waren sie dem Henker überliefert, da legten Rat und Bestohlener Fürsprache für die Verbrecher ein. Nach einigem Zögern entschied der General: Einer muß sterben, die anderen sollen auf die Galeere. Sie mögen darum losen! Dies geschah sofort (es war auf der sogen. Hochzeitsstube), der dritte zog den verhängnisvollen Zettel und hing wenige Minuten später am Galgen. Damit die Deserteure ihrer Strafe nicht entgingen, schickte St. Victor den nächsten hannoverschen und preußischen Befehlshabern, dem General Luckner und dem Obristen Glasenapp, eine Abschrift des Protokolles.

Ein ganz anderer Mann war Vaubecourt. Als er erkannte, daß seine Drohung, das Haus des Stadtrichters ausplündern und demolieren zu lassen, weder Fourage für die Pferde, noch Viktualien für die Mannschaften, noch Delikatessen für seine Tafel zu schaffen vermochte, traf er ähnliche Einrichtungen wie Victor, doch verteilte er die Last weder gerecht und billig auf die Nachbarschaft, noch hielt er sich dabei von Eigennutz frei. Er errichtete in Klausthal ein vollständiges Viktualienmagazin; ganze Züge von Schlachtvieh wurden aus der Herzberger Gegend heraufgetrieben, und die Städte Klausthal und Zellerfeld konnten oft nicht Wagen und Pferde genug stellen, um alle im Lande erpreßten Vorräte an Korn und Brot und andern Lebensmitteln heraufzuschaffen. Dem Magistrate ließ er andeuten, da der Wein, streng genommen, ihm gehöre, so möge er ihn nicht in Rechnung stellen, die Lieferungen für seine Tafel und seinen Haushalt bezahlte er ihm mit Korn aus jenem unerschöpflichen Magazine, er stellte sogar, „wenn man sich bei dieser Lieferung gut halte“, Geschenke an Korn in Aussicht und verkaufte Korn auf seine Rechnung, zum Vorteil *seiner Tasche*. Seine Offiziere nahmen angebotene „Präsente“ gierig an und suchten nach jeder Gelegenheit, durch den Schein humanen Verfahrens sich solche zu erschleichen.

Mit seiner scheinbaren Milde gegen Klausthal, mit seinen ungerechten Einrichtungen bezüglich der Viktualienlieferung, aus denen der Stadt Vorteile

auf Kosten anderer erwuchsen, verfolgte der ruhmsüchtige Franzose, wie sich bald zeigte, noch eine bestimmte Absicht, die Verherrlichung seiner selbst: die Stadt sollte ihm seine Verdienste und ihre dankbare Verehrung durch eine Denkmünze vor aller Welt bezeugen. Schon am 9. Oktober besprach er diesen Gedanken mit dem Major de Chevalier, einem seiner intelligentesten Offiziere, und die Idee, welche in der Medaille verkörpert wurde, ist dessen Kopfe entsprungen: der General sollte als ein Feldherr dargestellt werden, der im Kriege nicht nur die Billigkeit über das Recht stelle, sondern der auch dem Bedrängten gegen höhere Macht Schutz gewähre. In geschickter Weise wußte dann Chevalier den Rat für den Plan zu gewinnen: wie sich der General bereits durch Verschonung mit der Lieferungslast als Freund der Stadt gezeigt habe, so werde er ihr auch ferner nach allen Seiten hin seinen Schutz angedeihen lassen. Diese können ihm ihre Dankbarkeit nicht besser als durch Prägung einer Medaille zu erkennen geben, deren Kosten übrigens der General zu tragen bereit sei. Der Rat ging im Interesse der Stadt darauf ein und gab dem Eisenschneider Luttmer Auftrag zur Anfertigung der Stempel. Da ungeachtet all seines Drängens die Prägung bei seinem Abmarsche am 18. Oktober noch nicht hatte begonnen werden können, so befürchtete Vaubecourt mit Recht, daß sie überhaupt nicht zustandekomme. Er versammelte deshalb Tags zuvor die Ratsmitglieder und Bergbeamten und erinnerte sie in einer von Liebenswürdigkeit überfließenden Rede als „ihr lieb und teuer gewordener Freund“ seiner Verdienste, versprach auch, das Beste der Stadt auf alle mögliche Art zu befördern, namentlich solle der General St. Victor, der bisher Quartier in Zellerfeld gehabt hatte, alles, dessen seine Truppen bedurften, von andern Orten herbeiholen, auch wolle er „wegen der Kontributionsaffaire“ die Sache der Stadt beim Herzog von Broglio und dem Generalintendanten führen, wie er denn auch bereit sei, jederzeit Beschwerden der Stadt über Exzesse anderer Truppenteile zu vermitteln. Doch versäumte er daneben auch nicht, in einer Unterredung mit dem Hüttenraiter für den Fall, daß man das gegebene Versprechen nicht erfülle, mit seiner „Revanche“ zu drohen, denn er kehre sicher über kurz oder lang nach Klausthal zurück.

Wenngleich der Rat auf jene schönklingenden Versprechungen keine große Hoffnungen setzte, denn St. Victor war Vaubecourt nicht untergeordnet, und dieser stand bei Broglio nicht in besonderem Ansehen, so hielt er doch, da die Stadt auch ferner noch von Franzosen besetzt blieb und Vaubecourt jeden Augenblick zurückkehren konnte, für geraten, die Medaille herstellen zu lassen, zumal die Kosten den bedeutenden Opfern gegenüber, welche die Stadt hatte bringen müssen, nicht in Betracht kommen konnten. Man beschloß sogar auf Wunsch der Münzbeamten, denen der gute Ruf der Klausthaler Münzstätte am Herzen lag, einen zweiten Stempel schneiden zu lassen, da das Gepräge des ersten, in Eile hergestellten nicht tadellos ausfiel. Um den General vorläufig zufrieden zu stellen, sandte man ihm 14 Stück des ersten Gepräges.

Vaubecourt hielt sein Versprechen, mit dem Generalintendanten wegen der rückständigen Kontribution Rücksprache zu nehmen, gab auch dem Rate an die Hand, dessen Gunst durch eine Sammlung schöner Schaustufen von Harzmineralien zu gewinnen. Bei Übersendung derselben bat der Rat den General um seine Verwendung, daß den Klausthaler Fuhrherren die Pferde zurückgegeben würden, welche man noch immer in Göttingen zurückhalte. Da er indes später noch einmal an die Rückgabe der Gespanne erinnert, so scheint des Generals Verwendung, zu welcher er sich sofort bereit erklärt hatte, erfolglos gewesen zu sein.

Am 31. Oktober konnte ihm endlich der Rat 136 Medaillen des zweiten Gepräges — sein Verlangen war auf 150 Stück im ganzen gerichtet gewesen — übersenden, und der General, der seinen sehnlichen Wunsch nun, vielleicht wider Erwarten, erfüllt sah, sprach in einem Dankschreiben seine übergroße Freude darob aus. („Man kann nicht gerührter sein und sich mehr geschmeichelt fühlen, als ich". . . . . . . „Seien Sie versichert, daß ich Ihnen stets die lebhafteste Dankbarkeit dafür bewahren werde. Ich wünsche, daß mein Name Ihnen für immer teuer sein möge" u. s. w.)

Der Besitz der Medaillen genügte dem Grafen nicht, es mußte sein Ruhm auch durch die Zeitungen in die Welt hinausposaunt werden. Und auch dazu mußte sich der Magistrat auf eine Aufforderung des Majors de Chevalier, um welche der General angeblich nicht wußte, notgedrungen verstehen. Er wählte für seine Bekanntmachung die Altonaer Zeitung, damals das bedeutendste Blatt Norddeutschlands. Da dieselbe eine vollständige Beschreibung der Medaillen enthält, so gebe ich sie wörtlich wieder: „Klausthal, den 29. Oktober 1761. Es ist wohl schwerlich einem feindlichen General von einer eingenommenen Stadt eine solche Liebe wiederfahren, als neulich dem Herrn von Vaubecourt von der Bergstadt Klausthal. Man hat allhier demselben zu Ehren nach der Erfindung zweier französischen Offiziere eine Medaille von der Größe eines Gulden in Silber $1^1/_2$ Lot schwer geprägt. Die erste Seite stellt den General, in Uniform gekleidet, stehend dar. In der rechten Hand hält er einen Kommandostab und in der linken eine Wage, in deren zwei Schalen Zettel liegen; auf dem ersten, welcher überwiegend ist, steht zu lesen: Jus Honesti (d. i. das Recht der Billigkeit), auf dem anderen aber, welcher leichter befunden wird: Jus Belli (d. i. das Recht des Krieges); die Umschrift ist: Pondere valet Honestum (d. i. die Billigkeit hat das Übergewicht). Die andere zeigt die Stadt Klausthal als eine Frauensperson mit ihrem Wappenschilde unter einem Lorbeerbaum, welcher sie vor den über ihr aus den Wolken hervorbrechenden Blitzen beschützt, in einer Gegend sitzen, in welcher verschiedene Berg- und Hüttenwerke zu sehen sind. Die Umschrift ist: Supernas avertit Iras (d. i. Er wendet den Zorn von oben ab). Im Anschnitte ist zu lesen: Recto modesto Duci Vaubecourt Civit. Clausthal. 1761 (d. i. dem rechtschaffenen und bescheidenen General Vaubecourt zu Ehren hat die Stadt Klausthal dieses schlagen lassen. 1761)."

Die Kosten der Medaille, welche sich auf 242 ₰ 23 gr 2 ₰ beliefen, trug selbstverständlich die Stadt.

Nach dem Abmarsche des Generals St. Victor am 28. Oktober rückte der General von Stainville in Klausthal ein, blieb aber anscheinend nur einige Tage, denn am 8. November besetzte Freytag mit seinen Jägern die Stadt. Am folgenden Tage von St. Victor angegriffen, verließ er dieselbe, um sie zu schonen. Der französische General begrüßte den Rat mit den Worten: „Es ist schlimm, daß die Jäger einen meiner Soldaten in der Stadt erschossen haben. Da das indes nur von der Arrieregarde geschehen ist, der General von Freytag in der Stadt aber sich nicht defendiert hat, in welchem Falle ich die Stadt der Plünderung preisgegeben haben würde, so will ich sie auch diesmal schonen, nur müßt Ihr dafür sorgen, daß meinen Truppen, die schon seit mehreren Tagen wenig oder nichts zu essen und zu trinken bekommen haben, das Nötige gereicht wird."

Freytag hatte sich am 9. November bis nach Salzgitter zurückgezogen, ging aber am anderen Tage wieder vor. Zugleich näherte sich von Einbeck her

das Korps des Erbprinzen von Braunschweig dem Harze. Um nicht von zwei Seiten angegriffen zu werden, brach St. Victor deshalb noch am 10. eiligst und für immer auf. Als Freytag am folgenden Tage den Feind nicht mehr antraf, marschierte er noch bis Osterode und vereinigte sich am 12. November zu Dorste mit dem Erbprinzen.

Noch einmal während dieses Krieges, im März 1762, wurde Klausthal von den Franzosen heimgesucht und in Kontribution gesetzt, doch fehlen mir hierüber eingehende Nachrichten. Es ist mir nur ein vom 28. März datiertes gemeinschaftliches Schreiben der Bergämter Klausthal und Zellerfeld, mittels dessen (anscheinend einem kommandierenden General) eine aus 33 Artikeln bestehende Zusammenstellung der Leistungen, welche die Jahre 1758 bis 1761 dem Oberharze auferlegt haben, nicht aber diese Zusammenstellung selbst, bekannt. Es heißt darin u. a.: „Die Bewohner des Harzes haben Anstrengungen über ihre Kräfte hinaus gemacht, um freiwillig mehr zu leisten als man dem Sieger schuldig ist, und um ihre volle Willfährigkeit zu zeigen; und als man drohte, die Gebäude des Landesherrn niederzureißen, die Gruben zu zerstören, die Einwohner auszuplündern und endlich sogar, die Bergstädte des Harzes in Brand zu stecken, da haben sie nicht nur das, was ihnen gehörte, hergegeben, sondern auch das, was Fremde (nämlich die Gewerke) ihnen anvertraut hatten, und nicht wenige Personen sind dahin gebracht, daß sie wünschen, das was ihnen übrig geblieben ist, für ihre Existenz verkaufen zu können, wenn es möglich wäre, Käufer zu finden. Man trägt schweigend die traurigen Folgen der Regellosigkeit vieler Soldaten, welche das Unglück des Krieges mit sich bringt, und welche oft der beste Wille der Offiziere nicht abzustellen vermag. Mit einem Worte, es bedarf noch einer recht langen Zeit, bis in die verwirrten Angelegenheiten nur einige Ordnung gebracht und bis den völlig zu Grunde gerichteten Personen geholfen ist.“ Aus den Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln der Berechnung läßt sich ohne diese nur wenig ersehen: Im Vorjahre hatte u. a. der Kriegskommissär des Landes dem Rate 250 Sack Korn genommen, welches für den Truppenteil des Generals de Closen (Clausen) bestimmt war. Den einquartierten und durchziehenden Truppen waren von Seiten der Stadt 24 408 Rationen Hafer, 22 459 Rationen Heu und 25 369 Rationen Brot verabreicht. Die Wagen und Pferde, welche man hatte stellen müssen, waren trotz alles Bittens noch immer nicht zurückgegeben.

Diese Vorstellung der Bergämter hatte nicht den mindesten Erfolg. Aus einem „Avertissement an die Gewerke derer Ausbeut-Gruben am einseitigen Harz“, welches das Bergamt zu Klausthal am 14. April 1763 erließ, geht hervor, daß in den Jahren 1761 und 1762 allein am einseitigen Harz (Klausthal, Altenau, Andreasberg) 102 875 Thlr. 26 Mgr. 2 Pf. von den Franzosen erpreßt worden sind. Da nun die Kontribution aus diesem Gebiete im erstgenannten Jahre 62 338 Thl. 9 Mgr. 3½ Pf. betragen hat, so fällt auf das Jahr 1762 die bedeutende Summe von 40 537 Thlr. 16 Mgr. 6½ Pf. Daß auch der Kommunionharz (Zellerfeld ꝛc.) dabei nicht frei gelassen ist, erscheint selbstverständlich, doch fehlen mir Angaben über die Höhe seiner Leistung. Von jenen 102 000 Thlr. mußten die Gewerke 32 156 Thlr. 19 Mgr. 7 Pf. zahlen, bzgl. bei der Ausbeute sich kürzen lassen.

Nach dem siebenjährigen Kriege erholte sich die Stadt langsam, aber stetig. Der große Wassermangel im Winter 1784—85 brachte dem Bergbau nur vorübergehende Störung. Die Zahl der Einwohner hob sich von 6946 im Jahre 1764 auf 7553 im Jahre 1770, erreichte diese Zahl nach einem

geringen Rückgange wieder im Jahre 1777 (7552) und stieg, alljährlich um etwas sich hebend, im Jahre 1783 auf 8057, doch hielt sie sich von 1785 an wieder um etwas unter 8000. Am Schlusse des Jahrhunderts waren in der Stadt 850 Bürgerhäuser und über 20 öffentliche Gebäude vorhanden.

Es ist nicht ohne Interesse, die Gewerbelisten aus den Jahren 1664 und 1783 miteinander zu vergleichen.

	1664	1783
Bäcker	10	14
Beilschmiede	1	2
Bergschmiede	—	4
Buchbinder	—	1
Buchdrucker	—	1
Büttner	—	3
Drechsler	—	1
Essigbrauer	—	1
Fahrten- d. i. Leiternmacher	—	1
Färber	—	1
Fenstermacher	—	1
Fleischer	8	12
Fruchttreiber	—	3
Gastwirte	?	12
Grob- und Huffschmiede	2	6
Hutmacher	—	1
Handschuhmacher	—	1
Kleinschmiede	5	4
Knopfmacher	—	2
Kupferschmiede	—	1
Krämer	10	16
Lohgerber	—	1
Müller	?	2
Maurer	—	3
Nädler	—	1
Nagelschmiede	—	3
Perrückenmacher	—	2
Rademacher	—	3
Sattler	2	3
Schmiede	—	16
Schneider	10	?
Schuhmacher	10	28
Seiler	—	1
Tischler	3	8
Zeugmacher	—	4
Ziegeldecker	—	2
Zimmermeister	3	3
„Andere Handwerksleute"	8	—
Zusammen	72	168 Meister.

Als der Georgsstollen*) im Jahre 1799 fertig gestellt und damit die Möglichkeit gegeben war, in größere Tiefe als bisher zu steigen, ging das

*) Eingehendes über ihn später.

Bergamt damit um, die älteren Beamten und Unterbeamten, welche den jetzt an sie herantretenden Anforderungen nicht gewachsen waren, durch jüngere geeignetere Kräfte zu ersetzen. Das Gerücht sprach von Massenpensionierung und Absetzung vieler Bergleute und beschuldigte den Berghauptmann von Meding der Absicht, statt der Schichten und Gedinge, in denen seit alters gearbeitet war, Tagelohn einzuführen. „Die Bergleute erhitzten sich*) und wollten eine schreckliche Zukunft vor sich sehen. Einige beherzte Männer drangen in das Zimmer des Berghauptmanns, um Vorstellungen zu machen, müssen aber sehr unartig gewesen sein, denn der Berghauptmann ließ sie festsetzen. Der folgende Tag war ein Markt- und Lohntag, er führte eine Menge Menschen zusammen, die empört waren über den vermeintlichen Hohn, der ihren Brüdern widerfahren, denn noch nie sei ein Bergmann mit Gefängnis bestraft, sondern nur aus der Arbeit entlassen, und diese Strafe sei hart genug. Ein kleiner Trupp aufgeregter Leute rückte vor das Gefängnis, vermittelst einiger Holzklüfte waren die Thüren bald gesprengt und die Gefangenen befreit. Der Sonntag verging ruhig, am Montag Vormittag aber sammelten sich größere und kleinere Gruppen von Bergleuten, welche die Gruben verlassen hatten, auf dem Markte und berieten sich über weitere Schritte. Nachmittags wogte es von Bergleuten, eine Deputation verfügte sich in das Amthaus, um dem Berghauptmann Vorstellungen zu machen. Es kam zu sehr ernsten Auftritten; selbst dem greisen, emeritierten, von einem jeden geachteten Oberbergmeister Stelzner gelang es nicht völlig, die Leute zur Ruhe und Vernunft zu bringen. Der Berghauptmann befahl also, sie zu arretieren. Stelzner erbot sich, sie nach der Wache zu führen; als er aber aus dem Amtshause trat, wurden ihm die Gefangenen entrissen. Damit war die Bewegung vorüber. Die alten und unfähigen Beamten wurden durch tüchtigere und intelligentere ersetzt und andere notwendige Veränderungen getroffen. Jene Unruhestifter schienen vergessen zu sein. Doch im nächsten Winter wurden sie eines Sonntags aus dem Bette geholt, auf bereitstehende Wagen gesetzt und über Northeim unter militärischer Bedeckung nach Hannover auf das Kleverthor gebracht. Hier blieben sie, bis 1803 die Franzosen ihnen die Freiheit gaben."

Als in diesem Jahre der französische Konsul Bonaparte das Kurfürstentum Hannover mitten im Frieden wegnahm, bekam der Harz als französische Kommissäre die „Bürger" Gerard und Héron de Villefosse. Sie belästigten sehr wenig: ersterer ging bald auf Reisen und kehrte nicht wieder, letzterer überließ sich ganz und gar seinen Studien und reiste im Herbst 1805 ebenfalls zurück.

Hannover wurde nun von Preußen in Verwaltung genommen. Dieses sandte als seinen Kommissär den Berghauptmann in Rothenburg von Gerhard nach Klausthal. Doch bevor er von den Harzer Verhältnissen vollständig Kenntnis genommen hatte, kehrte er angesichts der in Thüringen aufsteigenden Kriegswolken nach Preußen zurück.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt wälzte sich die Flut der Geschlagenen und ihrer Verfolger teilweise durch den Harz. Bonapartes Machtgebiet wies den Oberharz dem neugebackenen Königreiche Westfalen zu. Er gehörte zum Distrikte Osterode, welcher mit den Distrikten Heiligenstadt, Duderstadt und Nordhausen das Departement des Harzes bildete, dessen Präfekt in Heiligenstadt wohnte.

---

*) Ich folge hier den Aufzeichnungen eines früheren Harzer Beamten.



Von allen Freiheiten und Gerechtsamkeiten blieb den Berg- und Hüttenleuten nur der freie Bezug des Brennholzes. Wurden von den Steuern namentlich die Salzsteuer und die hohe Stempelabgabe unangenehm empfunden, so machten sich die Folgen der Kontinentalsperre hier, wo völlige Zollfreiheit bestanden hatte, doppelt fühlbar.

An die Stelle des Berghauptmanns von Meding, der als Staatsrat nach Kassel ging und auch dort die Leitung des Berg- und Forsthaushalts in Händen behielt, trat der edle v. Fredersdorf. Die neue Organisation brachte für viele nicht nur höhere Titel, sondern auch bessere Einnahme. Die „kleinen Leute“ hatten vollauf zu thun und machten gute Löhne. Es wurde viel gebaut, über und unter der Erde. So entwickelte sich ein ungewöhnlicher Geldumlauf und nach und nach ein Wohlleben und ein Luxus, wie er bis dahin auf den Harzbergen nicht bekannt gewesen war. Hielten sich doch in Klausthal sogar Schichtmeister Luxusgespanne und veranstalteten im Winter nachmittags große Schlittenpartien. Die „Befahrungen“ auf den Gruben, die „Bleiwagen“ auf den Hütten wurden zu großen, kostspieligen Festlichkeiten, bei denen man des Staatssäckels nicht schonte. „Nicht zu viel Geld nach Kassel!“ das war während jener Fremdherrschaft die allgemeine Parole im Berg- und Hüttenhaushalte. Ohne Zweifel blieb die Hand vieler Beamten dabei rein, aber im allgemeinen mußte die Befolgung jenes Grundsatzes demoralisierend wirken. So fallen denn in jene Jahre die Anfänge der „Matzhammelzeit“. (Unter „Matzhammeln“ versteht man — nicht bloß am Harz — die Veruntreuung im Berg- und Hüttenhaushalt.)

„Da die Berghandlung von Hannover nach Zellerfeld verlegt war“, fährt mein Gewährsmann fort, „und die Preise des Bleies immer höher gingen, so trat eine herrliche Zeit für die Oberfaktore in Osterode und Goslar ein. Sie brauchten nur die Vorräte als schon verkauft anzusehen, wenn der offizielle Befehl zur Erhöhung eintraf; oft wußten sie auch schon vorher Bescheid. Sie waren damals die Fürsten des Harzes und konnten kaum den Bedarf an Blei (für Metz, Straßburg, Mainz, Frankfurt, Magdeburg, Leipzig und Breslau) decken. Sie ließen es sich auch merken: der Osteroder legte einen Marstall an und baute ein Reithaus, der Goslarsche fuhr mit vier schönen Rappen, langgespannt, einen Jockei vorn auf, durch die Straßen von Goslar.“

„Die höheren Behörden ließen sich durch das Feldgeschrei: „Nicht zuviel Geld nach Kassel!“ wenigstens soweit hinreißen, andere Anschnitte (Abrechnungen), die weniger Überschüsse nachwiesen, als in Wirklichkeit vorhanden waren, nach Kassel zur Revision zu senden, sie hoben aber diese differierenden Überschüsse im Zehnten auf, um bei gefährlichen Zeiten damit helfen zu können. Der Harz war schon manches Jahr wieder hannoversch, als ein Beamter den gesammelten Schatz in Erinnerung brachte und nun darüber anderweitig verfügt wurde.“

König Hieronymus besuchte Klausthal zweimal, am 6. September 1809 und am 5. August 1811, diesesmal in Begleitung seiner Gemahlin. Die Festlichkeiten, mit denen man ihn hier feierte — in Osterode hatte ihm der erwähnte Oberfaktor ein Bad von gutem Rotwein bereitet — waren so auf die Spitze getrieben und raffiniert, daß man durch die eingehende Beschreibung, welche die Harzzeitung davon macht, geradezu angewidert wird, und daß ich es nicht über mich gewinnen kann, sie im Auszuge wiederzugeben. Aber durch all diese Lobhudeleien, durch die Festlieder und selbst die eigens für diesen Tag

komponierte Kirchenmusik klingt, damit wir am Oberharzer nicht irre werden, der eine Ruf hindurch: „Gieb unserm Harz zum Unterpfand Von deiner Gnadenhand, Wie Chlotar dem Burgunderland den vor'gen freien Stand!" Und: „Landsmutter, loß uns net in Schtich! Namm ob die Last, mir bitte Dich!" Man machte, so scheint es, den Versuch, dem eitlen, vergnügungssüchtigen Könige mit Schmeichelei und Unterwürfigkeit beizukommen. Die Wahl der Mittel, durch die man diese Absicht zu erreichen suchte, ist den Bergoberen in Rechnung zu stellen; das Volk mußte jenem Schattenkönig und Bruder Lustig vivat rufen, Spalier stehen und mit den Peitschen knallen, weil seine Brotherrschaft es befahl.

Die Klausthaler Zeitung weiß weder etwas zu berichten von Erzherzog Karls Siege bei Aspern, vom Herzog von Braunschweig-Öls und von Schill, noch von Bonapartes Rückzuge aus Rußland und den ersten Siegen der Verbündeten. Die strenge Zensur unterdrückte jede deutsche Kundgebung. Aber doch weiß der Redakteur hin und wieder einen harmlosen, kleinen Artikel einzuschmuggeln, der ohne direkte Anspielung auf die Zeitereignisse die Hoffnung auf Besserwerden wach erhält. Und diese Hoffnung mochte stärker erwachen, als sich von Mund zu Mund die Kunde vom Unglück Bonapartes in Rußland auch hier verbreitete. Der Divisionsgeneral Ch. de Bongars, Generalinspekteur der Gendarmerie des Königsreichs Westfalen, machte damals bekannt: „Unterrichtet, daß im Publiko Gerüchte im Umlaufe sind, welche über das Waffenglück der französischen und kombinierten Armee Zweifel übrig lassen . . . ., verordnet er: Artikel 1. Ein jeder, wes Standes und Ranges er auch sei, der sich erlaubt, Nachrichten über die Situation der Armee zu verbreiten, welche nicht offiziell und durch die im Umfange des Königsreichs erlaubten öffentlichen Blätter bekannt gemacht sind, soll auf der Stelle arretiert . . . . werden." Aber schon bald wagt der Redakteur in einer der nächsten Nummern des kleinen Blattes in einem Artikel über „Treu und Glauben" Luthers Worte von der deutschen Treue und der welschen Lüge mit dem Schlußworte: „Gott helf uns Deutschen!" abzudrucken. Die Nummer vom 27. März 1813 enthält ein „Königliches Dekret" Jeromes, welches durch „schleunige Maßregeln" verhüten will, „das fremde Werber mit Hilfe treuloser Ratschläge und falscher Gerüchte die jungen Konskribierten von ihren Pflichten abwendig machen und die Soldaten zur Desertion verleiten." Ein zweites Dekret droht schwere Bestrafung den Gemeinden, welche Deserteure oder widerspenstige Konskribierte begünstigen, wie in letzter Zeit geschehen sei. Der Präfekt des Harzdepartements sagt freilich (unter dem 14. April 1813): „Mit vorzüglichem Vergnügen habe ich mich überzeugt, daß jene Bemerkung sich nicht auf die Söhne des Departements erstreckt, und ich bin stolz darauf, ein Departement zu verwalten, dessen Einwohner nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus Anhänglichkeit an das Vaterland und an den Monarchen, der es mit huldreicher Milde regiert, sich durch keine verderblichen Eingebungen verleiten lassen, ihren Verpflichtungen gegen König und Vaterland untreu zu werden." Daß er aber wenigstens den Oberharzern unverdiente Lobsprüche spendet, geht aus einer Bekanntmachung des Rats zu Klausthal vom 28. März 1816 hervor, in welcher mitgeteilt wird, daß vom siebenten Bataillon der englisch-deutschen Legion die Totenscheine von elf Klausthalern, welche allein aus diesem einen Bataillon gefallen waren, angekommen seien. Nach der Schlacht bei Leipzig, deren gar keine Erwähnung geschieht, warnt der General Allix, den Feinden Quartier und Transportmittel zu geben; aber der Leitartikel derselben Nummer schließt mit Schillers Worten:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Am 13. November fehlt zum ersten Male der westfälische Stempel, und am 27. erscheint wieder „Richter und Rat" statt des Kantonmaires.

Bei der Auflösung des Königreichs Westfalen kehrte der Staatsrat von Meding als Berghauptmann zurück. Jubelten die Oberharzer der Rückkehr ihrer rechtmäßigen Regierung aus vollem Herzen zu und bewiesen sie ihre opferwillige Vaterlandsliebe durch Errichtung freiwilliger Jäger- und Scharfschützenkorps, welche nach Brabant gegen Bonaparte ausrückten, so erwachte doch bald der Geist der Unzufriedenheit. Nicht wünschte man sich die verhaßte Fremdherrschaft zurück, wohl aber „die flotte Zeit" des Bergbaues zur Zeit jener. Mit dem Frieden hörte der großartige Bleibedarf auf; so sanken denn die Harzprodukte gewaltig im Preise, ja waren teilweise sogar unverkäuflich. Dazu traten bald neue, gefährliche Konkurrenten auf den Markt und liefen dem Harze den Rang ab: zuerst England mit seinen großen Mengen Blei und seinem vortrefflichen Hagel, dann auch Spanien mit seinem kolossalen Bleibergbau. Auch die Eisenhütten wurden hart bedrängt; sie vermochten, wie alle festländischen Eisenwerke, nur schwach und allmählich gegen England und Schottland anzukämpfen.

So war denn der Harzer Bergbau durch die Not gezwungen, sich sehr haushälterisch einzurichten, von neuen Bauten abzusehen und wenig lohnende Betriebe einzustellen. Die Altenauer Bergleute, welche bisher auf dem oberen Burgstätterzuge bei Klausthal gearbeitet hatten, mußten am Bruchberge Torf stechen, die jüngeren Bergleute, bis die unterirdische Schiffahrt durch das eifrige Bemühen des Oberbergrats Albert in Gang gebracht war, das Erz von den Halden auf Handwagen durch Klausthal nach den Pochwerken fahren. Große Trupps jüngerer Bergleute wurden zu Festungsarbeiten nach Minden und Erfurt geschickt, andere zur Anlage einer Chaussee über die Lange Wiese bis an die braunschweigsche Grenze verwandt. In Andreasberg, wo man den Rückgang des Bergbaues den Beamten Schuld gab, ließen sich die Bergleute zur Verjagung eines Geschworenen hinreißen. Von Lautenthal wurden 50 Familien nach Australien geschafft, und nun brach ein förmliches Auswanderungsfieber aus. Klausthal wurde am 15. September 1844 durch eine verheerende Feuersbrunst heimgesucht, welche die Gottesackerkirche, das Gymnasium und zwei andere Schulen und gegen 300 Wohnhäuser in Asche legte. Und schon wieder im Jahre 1852 fielen 101 Wohnhäuser dem Feuer zum Raube. Das Berg- und Forstamt, welches trotz der mancherlei Verbesserungen auf dem Gebiete des Bergbaues und der Aufbereitung und trotz der erfolgreichen Wiederaufnahme der Gruben Silbernaal und Wilder Mann trüb in die Zukunft sah, kaufte eine Anzahl Baustellen an und ermöglichte den Abgebrannten durch Unterstützungen die Auswanderung. Auch von denjenigen Bergleuten, welche man zu halten beabsichtigte, ließen sich nicht wenige durch verlockende Versprechungen fremder Werber verleiten, ihrer wohlwollenden Bergbehörde die Arbeit trotzig vor die Füße zu werfen. Die schlimmste Erfahrung machten die Bergleute, welche sich zur Auswanderung nach Ramsbeck, einem prahlerisch in Szene gesetzten Unternehmen französischer Aktionäre, verlocken ließen. Mit ihrem Musikkorps durchzogen die „Ramsbecker" bei ihrer Abreise die Straßen Klausthals und trieben in der Nacht vor der Wohnung des Berghauptmanns

den schändlichsten Unfug. Doch „Neu-Andreasberg“ war kein Dorado. Fast alle kamen verarmt in ihre Heimat zurück, und erst durch einen Gnadenakt des Königs Georg gelangten sie wieder zu ihren früheren Vorteilen. —

Wie sich die Stadt von ihren Brandunfällen erholt hat, so brach auch mit der Verstaatlichung des Silberbergbaues, mit der Vollendung des Ernst-August-Stollens, mit dem Erschließen neuer Erzmittel eine bessere, hoffnungsvollere Zeit für den Bergbau und damit für den Oberharz überhaupt an. (Vergl. S. 203 ff.)

Machen wir nun nach diesem geschichtlichen Überblick, bei dem ich auch, um Zusammengehöriges nicht zu trennen, hie und da auf die übrigen Bergstädte hingewiesen habe, einen Gang durch einen Teil der Stadt Klausthal.

Die Mitte des geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden eingeschlossenen Marktplatzes nimmt die ganz aus Holz erbaute Kirche zum heiligen Geist ein. Sie ist in den Jahren 1639—42 an Stelle des 1610—16 erbauten, 1634 durch Feuer zerstörten Gotteshauses aufgeführt und 1689 durch einen Anbau vergrößert. Seit Einäscherung der „Gottesackerkirche“ ist sie die einzige Kirche der fast 9000 Seelen zählenden lutherischen Gemeinde. Es stehen an ihr drei Geistliche.

Der Wochenmarkt, welcher seit 1672 auf dem Marktplatze abgehalten wird, hat längst nicht mehr die Bedeutung wie zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo jedesmal mindestens 30000 Mark umgesetzt wurden, doch kommen zu den sogen. großen Märkten, deren in jedem Monate einer stattfindet, noch immer die Kürschner, Messerschmiede, Korbmacher, Drechsler, Klempner und andere Gewerbetreibende aus benachbarten Städten. Die früheren Jahrmärkte sind mit dem Schützenfeste vereinigt, der Vieh- und Pferdemarkt, welcher am Montage nach Michaelis abgehalten wurde, ist eingegangen.

An dem Balkon des Rathauses, eines stattlichen Gebäudes ohne architektonische Bedeutung, befindet sich in schöner Ausführung das Wappen der Stadt, doch in der Darstellung, welche ihm ein mit den Regeln der Heraldik nicht vertrauter Stempelschneider schon vor längerer Zeit gegeben hat. Das eigentliche, der Stadt vom Herzog Ernst 1556 verliehene Wappen weist — wie auch alle älteren Siegelabdrücke bezeugen — nicht diese perspektivisch gezeichnete, von Tannengebüsch umgebene Kapelle mit dem liegenden Löwen auf, sondern einen Heiligenstock — wie ihn auch andere Städte ähnlich im Wappen führen — dessen aus einem Viereck oben dachförmig zugespitzte und in ein Kreuz ausgehende Tafel einen Crucifixus und zwei knieende weibliche Gestalten enthält, und dessen Pfahl teilweise der schreitende Löwe verdeckt. Es ist ohne Zweifel eine Erinnerung an das vor der Wegsklause stehende Heiligenbild. — Hinter dem Rathause liegt die „Timnitz“, das frühere Gefängnis.*)

Dem Rathause gegenüber begrenzt die königliche Bergakademie den Marktplatz. In älterer Zeit übernahm das Lyceum zugleich die Vorbereitung der künftigen Bergbeamten. So sagt der Schuldirektor Schumann (1748 bis 1773) in dieser Beziehung: „Die anderen Teile der Mathematik außer der

*) Aus diesem entsprang einst der hier verhaftete landgräflich hessische Bibliothekar und Professor Rudolf Erich Raspe (geb. 1737 zu Hannover), der Verfasser der Jagdgeschichten des Barons von Münchhausen.

Geometrie trage ich in einem besonderen Kursus vor, worin ich die Arithmetik, Trigonometrie, Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik abhandle."

Im Jahre 1775 wurde nach der „neuen Schuleinrichtung" des Generalsuperintendenten Friederici mit Zustimmung der Berghauptmannschaft ein einjähriger Kursus für 24 Bergwerksbeflissene vom Lyceum abgezweigt, in welchem der Rektor Rettberg neben anderen Unterrichtsgegenständen Geschichte des Bergbaues, der Bergkommissär (Apotheker) Ilsemann, der Besitzer einer damals hoch berühmten Mineraliensammlung, Mineralogie und Chemie übernahm. Eine bedeutende Erweiterung erfuhr diese Einrichtung im Jahre 1805; damals wurden u. a. dem Archidiakonus (späteren Generalsuperintendenten) Grotefend die reine Mathematik, dem Bergprobierer Bauersachs Mineralogie, dem Hüttenschreiber Klingsöhr Probierkunst als Disziplin übertragen. Die Lehrer erteilten den Unterricht in ihren Wohnungen.

Im Jahre 1810 erlies der westfälische Handelsminister Graf von Bülow Vorschriften zur Heranbildung von Bergeleven und im Anschluß daran unter dem 21. November 1810 ein von dem Generalinspektor der Berg-, Hütten- und Salzwerke, dem berühmten Geognosten und Mineralogen Hausmann verfaßtes Reglement „über den für die Bergeleven in der Harzdivision bestimmten Unterricht in den bergmännischen Hilfswissenschaften und Künsten". Die auf Grund dieser Bestimmungen eingerichtete Hochschule, welche den (der französischen Bezeichnung école des mines entsprechenden) Namen Bergschule bekam, den sie bis 1864 beibehielt, wurde 1811 in einem für diesen Zweck angekauften Hause am Markte eröffnet. Die hannoversche Regierung ließ die von der Fremdherrschaft getroffene Einrichtung zunächst provisorisch bestehen und erkannte die Schule dann im Jahre 1817 definitiv an.

Im Jahre 1852 wurde für die Hochschule, welche 1819, 1821 und 1829 Erweiterungen erfahren hatte, ein dreijähriges Studium vorgeschrieben und von derselben eine Anstalt zur Heranbildung von Unterbeamten abgezweigt, welche 1859 den Namen Steigerschule erhielt und 1869 in eine Bergschule nach preußischem Muster umgewandelt wurde.

Die Bergakademie, begünstigt durch ihre Lage inmitten der mannigfaltigsten und musterhaft eingerichteten Montanwerke des Harzes, dieser „Pflanzstätte für den gesamten deutschen Bergbau" *), steht auch im Auslande in hohem Ansehen und bestem Rufe. Und wie könnte es anders sein bei der Reichhaltigkeit ihrer Lehrmittel und Sammlungen, der mustergültigen Einrichtung ihrer Laboratorien und Arbeitsstätten, ihrer anerkannt vorzüglichen Organisation und Leitung, bei den hervorragenden Lehrkräften, wie sie in ununterbrochener Folge bis heute der Hochschule zur Zierde gereicht haben!

Von den Sammlungen und Lehrmitteln sind vor allem zu nennen:

1) Die Akademie-Bibliothek, welche mit der des Oberbergamts etwa 17000 Bände enthält. (Sie befindet sich im Münzgebäude.)

2) Die Modellsammlung, welche aus mehr als 500 Modellen besteht und durch eine große Anzahl von Zeichnungen ergänzt wird.

3) Die Modellwerkstätte, welche nicht nur für die Akademie, sondern auch für viele Lehranstalten des In- und Auslandes Modelle von berg- und hüttenmännischen Apparaten rc. liefert.

4) Das reichhaltige physikalische Kabinett.

5) Die Instrumentensammlung (für Markscheide- und Feldmeßkunst).

*) Staatsminister Dr. Achenbach in der 41. Sitzung des Abgeordnetenhauses 1879.

6) Das 1873—75 mit einem Kostenaufwande von 140000 ℳ erbaute, für 50 Praktikanten eingerichtete chemische und Probierlaboratorium, welches außer den zum praktischen Gebrauche notwendigen Apparaten und Utensilien eine Präparaten- und Apparatensammlung für die Vorlesungen über Chemie sowie eine Sammlung für chemische Technologie enthält.

7) Das (alte) technische Betriebslaboratorium.

8) Die durch charakteristische Exemplare und wahre Kabinettstücke gleich ausgezeichnete Mineraliensammlung, welche außer Kristallmodellen, Instrumenten und Präparaten zu optischen Untersuchungen etwa 4500 Stücke umfaßt.

9) Die geognostische (Gesteins-, Versteinerungs- und paläontologisch geordnete) Sammlung.

10) Die allgemeine Sammlung nutzbarer Fossilien.

11) Die geognostische Sammlung und Sammlung nutzbarer Fossilien des Oberbergamtsbezirks Klausthal.

12) Die Sammlung für den Unterricht in der Hüttenkunde.

Die hier im Jahre 1821 errichtete Forstschule (Forst-Akademie), welche mit der „Bergschule" teilweise verbunden war, ist 1844 nach Münden verlegt.

Vor der Akademie erhebt sich das einfach-würdige Denkmal, welches dem berühmten Geologen Bergrat Friedrich Adolf Römer*) „seine dankbaren Schüler" im Jahre 1882 errichtet haben. Eine Säule aus weißem Okerthalgranit, welche auf einem Sockel von schwarzem Rübeländer Marmor ruht und einen roten Ilfelder Melaphyr trägt, der von einem bronzenen Eichenkranze umschlossen wird, zeigt auf ihrer Vorderfläche das bronzene Medaillon Römers, kunstvoll ausgeführt von der gräflichen Gießerei zu Ilsenburg. Den Fuß des Denkmals bilden unbearbeitete rote und grüne Granitblöcke vom Brocken, in deren einen die Widmungstafel eingelassen ist.

Auf der Westseite wird der Marktplatz von dem Amthause, dem bedeutendsten und geräumigsten Gebäude der Stadt, begrenzt. In demselben hat der Berghauptmann seine Wohnung und das Oberbergamt seinen Sitz. Dieses ist die höchste Bergbehörde für den größten Teil der Provinz Hannover, für Schleswig-Holstein und für Hessen. In der Grafschaft Schaumburg (Bergamt Obernkirchen) führt es die Verwaltung mit der fürstlichen Rentkammer zu Bückeburg gemeinschaftlich. Betreffs des Kommunionharzes (Berginspektion am Rammelsberge, Hüttenamt Oker, Hüttenamt Herzog-Julius- und Frau-Sophien-Hütte) hat der Berghauptmann in den Jahren mit gerader Jahreszahl, die herzogliche Kammer in Braunschweig in denen mit ungerader Zahl das Direktorium.

Die Hintergebäude des Rathauses werden durch den Kornmarkt vom städtischen Brauhause getrennt, dessen vortreffliche Biere sich mit Recht eines guten Rufes erfreuen.

An der anderen Seite der hier beginnenden Osteröderstraße verdienen noch zwei fiskalische Gebäude, die frühere Münze und der Zehnten, nähere Besprechung.

---

*) Er wurde am 14. April 1809 zu Hildesheim geboren, studierte 1828—31 in Göttingen und Berlin die Rechte, erhielt die erste Anstellung in seiner Vaterstadt, wurde 1840 nach Bovenden und 1843 als Bergamtsassessor nach Klausthal versetzt. 1845 wurde er Lehrer für Mineralogie und Geologie an der Hochschule und erhielt einige Jahre später die Direktion derselben. Wegen Kränklichkeit trat er schon 1867 in den Ruhestand und starb am 25. November 1869 zu Klausthal.

In der Münze, welche ehemals mit Gräben und Zugbrücken versehen war, nahmen mehrfach die Landesherren Wohnung, wenn sie Klausthal besuchten. Doch lag das älteste Münzgebäude (bis zum Jahre 1674) dem jetzigen gegenüber und war eine bloße Schlagmünze. Das noch vorhandene Gebäude ist nach dem Brande in den Jahren 1725 und 1726 aufgeführt.

Die erste Münze erhielt Klausthal im Jahre 1617, als das Fürstentum Grubenhagen an die Linien Celle, Harburg und Dannenberg fiel. Früher wurden die Klausthalschen Silber in Osterode, von 1601—1617 in Zellerfeld vermünzt.*) Aus der Klausthaler Münze stammen die meisten der schönen Wildemanns- und Andreasmünzen, die feinen Zweidrittelstücke und viele andere Münzen sauberen Gepräges, welche man noch hin und wieder als Patengeschenke am Harze findet.

(Die Volksmeinung verlegt die Münzstätte für die Wildemannsmünzen irrtümlich nach Wildemann, welches doch niemals eine Münze besessen hat. Die Silber von Wildemann und den drei anderen vormals braunschweigschen Bergstädten wurden in ältester Zeit nach Wolfenbüttel geliefert, bis Herzog Heinrich zwischen 1537—40 im Kloster Riechenberg eine Münzstätte errichtete, welche er 1555 oder 1556 nach Goslar verlegte. Aus diesen drei Prägestätten stammen die ältesten Wildemannsmünzen, von denen man übrigens bis jetzt keine über das Jahr 1539 zurückreichende aufgefunden hat. Später führten die in Zellerfeld, wo 1601 eine Münzstätte errichtet war, geprägten Münzen den Wilden Mann in verschiedener Gestalt und Haltung. Von 1635—1788 findet er sich deshalb auf den Münzen aller welfischen Linien, welche an der Kommunion, dem Erbe des 1634 verstorbenen Herzogs Friedrich Ulrich, Anteil hatten, also bis 1665 auf celleschen, kalenbergschen und wolfenbüttelschen, von da an nur noch auf hannoverschen und braunschweigschen Münzen (siehe S. 200 f.). Während bis 1670 die Attribute des Wildenmanns häufig und willkürlich wechseln (Licht, Brille, Füllhorn, Fackel, Wurfpfeil, benadelter oder dürrer Baum u. s. w.), wurde von da die bestimmte Regel befolgt, daß der Wilde Mann auf den in Zellerfeld für Braunschweig geprägten Münzen einen zweireihig mit Zweigen versehenen Baum in der Linken, auf den daselbst für Kurhannover geprägten den nur auf einer Seite mit Zweigen besetzten Baum in der Rechten hält. Nach Aufhebung der Zellerfelder Münze prägte Klausthal noch bis zum Jahre 1804 Wildemannsmünzen; auf diesen ist der von der Rechten gehaltene Baum auf beiden Seiten mit Zweigen versehen. — Die Münzstätte Andreasberg ist nach 1576 errichtet und 1625 eingegangen. Die honsteinschen Andreasmünzen aus früherer Zeit (1530) sind in Ellrich geprägt. Von 1625—1633 und von 1666—1804 prägte dann Klausthal Andreasmünzen. Der Heilige nahm demnach zugleich mit dem Wilden Mann vom Harze Abschied.)**)

---

*) Die Namen der Münzmeister von 1617 bis 1849 hat Heyse in seinen „Beiträgen" S. 108 ff. verzeichnet. Der zweite, dessen Namen er nicht hat erfahren können, wird Diedrich Hoffmann geheißen haben.

**) Übrigens gehörten beide keineswegs dem Harze ausschließlich an. Wie sich der Wilde Mann in dem Wappen vieler Fürsten (Preußen, Dänemark, Oldenburg, Schwarzburg rc.), Grafen (Stolberg, Oeynhausen, Wrisberg rc.), Adeligen (von Hodenberg, Uslar-Gleichen, Bothmer, Pawel-Rammingen rc.) und Städte (Erfurt, Jüterbogk rc.) findet, so ist der heil. Andreas vielerorts auf Münzen aufgetreten (Burgund 1470, Brabant 1489, Luxemburg, Antwerpen, Gent, Brügge rc., Holstein, Rußland, Schottland; zuletzt auf Adreßmarken der Stadt Edinburg vom Jahre 1823).

Da die Klausthaler Münze „zur befriedigenden Ausprägung beschickter (d. i. mit Kupfer versetzter) Thaler noch mancher neuen Vorrichtungen, Maschinen 2c. bedurft haben würde, so wurde ihr Betrieb — und zwar zu großem Bedauern der Bewohner und der Behörden des Harzes — im Monate Juli 1849 eingestellt“. (Jugler.) Jetzt umfaßt das Gebäude die Berginspektion, das oberbergamtliche Markscheiderbüreau mit seinen Zeichensälen und Rißkammern und die Oberbergamts- und Akademie-Bibliothek.

Im Münzgarten befindet sich das auf Antrag des Bergrats Borchers nach der von Gauß und Weber angegebenen Einrichtung im J. 1843 erbaute magnetische Observatorium, in welchem früher auch vierteljährlich die 24stündigen Termine des durch jene beiden Gelehrten gegründeten magnetischen Vereins abgehalten wurden. (Bis November 1846 wurde gleichzeitig an einem zweiten Apparate 545 m unter Tage beobachtet und dadurch festgestellt, daß die größten Tiefen ohne Einfluß auf die Magnetnadel sind.) In diesem Observatorium wird zweimal täglich die Deklination der Magnetnadel beobachtet, denn ohne genaue Kenntnis derselben und ihre Variationen vermag der Markscheider mit seinem Kompaß nicht sicher zu arbeiten.*)

Das Gymnasium, welches wir bei unserem Gange durch die Stadt an der Bergstraße antreffen, ist ein schlichter Bau aus dem Jahre 1845. Zur Erinnerung an das Lutherjubiläum ist die Inschrift erneuert, welche das im Jahre 1723 erbaute und 1844 durch Feuer zerstörte Schulhaus trug:

Effodimus terra non absque labore metalla.
Excole Tu mentes, hoc opus, hic labor est.
(Wir fördern aus der Erde nicht ohne Arbeit die Erze.
Bilde du aus die Seelen; dies ist dein Werk, dies deine Arbeit.)

An derselben Straße liegen das Haus der Maja, eines im Jahre 1848 gegründeten naturwissenschaftlichen Vereins, mit reichhaltigen Sammlungen und guter Bibliothek; die katholische Kirche und das Haus des Knappschaftsvereins. Diesem gehören etwa 5500 aktive Mitglieder an, er besitzt ein Vermögen von 2 Millionen Mark, vereinnahmt jährlich gegen 1/2 Million Mark und zahlt etwa die gleiche Summe an 2600 Invalide, Witwen und Waisen, sowie an erkrankte Mitglieder**) und an Zuschüssen zum Schulgelde für alle Kinder, deren Väter der Knappschaft angehören. Der Verein besitzt am Zellbache eine gut eingerichtete Badeanstalt, die auch von Einheimischen und Sommergästen viel benutzt wird.

Das Kriegerdenkmal auf dem Kronenplatze, ein vortrefflicher Kunstguß der Rotenhütte, ist den im Kriege von 1870/71 gefallenen Oberharzern vom Kaufmann Gläsner errichtet, dessen Gedächtnis zahlreiche milde Stiftungen der Stadt bewahren.

Wir beenden unsern Rundgang mit einem Besuche der bergfiskalischen „Centralschmiede“ am Zellbache, einer Maschinenbau- und Reparaturanstalt zunächst für die Gruben und Hütten des Harzes, doch auch für auswärtige Werke und für Private. Sie baut Dampf-, Wassersäulen-, Förder- und Werkzeugmaschinen, Aufbereitungsanstalten, Aufzüge und Walzwerke, Säge- und Mahlwerke, liefert Wasserräder und Turbinen, Pumpen und Feuerspritzen, Gebläse und eiserne Boote u. dergl.

---

*) Dem Bergrat Borchers verdankt die Markscheidekunst u. a. die Anwendung kräftiger Magnete zu genauer Bestimmung der Durchschlagsrichtung zweier Gegenörter.

**) Im Oberbergamtsbezirk bestehen 9 Knappschaftsvereine mit 12—1300 aktiven Genossen. (Das Gesetz über Errichtung von Krankenkassen macht gegenwärtig mancherlei Veränderungen erforderlich.)



Von industriellen und gewerblichen Etablissements sind nennenswert: die Strumpfwaren-, Zigarren- und Zündholzfabriken, doch ist von letztgenannten gegenwärtig nur eine in Betrieb; die Lohgerberei, die Kunsttischlerei und der auch auf starken Versand nach außen berechnete Betrieb der Flambacher Mühle, welche mit Wasser und Dampf arbeiten kann. Von hervorragender Bedeutung aber ist das (früher) Kullesche „mechanische Institut", welches seiner exakten Arbeit wegen als Bezugsquelle für Theodolite und andere Instrumente selbst außereuropäischen Ruf hat. —

Die Zahl der Häuser beträgt 723 gegen 870 im J. 1795. Die Einwohnerzahl, welche sich von 8548 im J. 1875 auf 9006 im J. 1880 gehoben hatte, ist wieder auf 8871 zurückgegangen. Diese Abnahme findet darin ihre Erklärung, daß eine ganze Anzahl von Familien nach Zellerfeld, wo 1880 noch eine besondere Berginspektion bestand, übergesiedelt ist, da die Wohnungsmieten dort erheblich niedriger sind. Fast sämtliche bei hiesigen Zimmer-, Maurer-, Dachdecker-, Tischler- und manchen anderen Meistern arbeitenden Gesellen haben ihre Familien in den Ortschaften des Vorharzes und zählen mit ihnen zu der dort ortsanwesenden Bevölkerung. Auf den Gruben und der Silberhütte zu Klausthal finden zahreiche Einwohner von Altenau, Zellerfeld, Grund, Lerbach, Buntenbock, Badenhausen ꝛc. ihren Lebensunterhalt, so daß nach diesem allen die bei der Volkszählung heraustretende Einwohnerzahl hier weniger als anderswo ein zutreffendes Bild von der Bedeutung der Stadt giebt. — Wäre die von der Königlichen Regierung vor Erlaß der Kreisordnung mehrfach in Anregung gebrachte Vereinigung der Städte Klausthal und Zellerfeld zustande gekommen, so würde die Doppelstadt wohl (wie Emden) als besonderer Stadtkreis eingerichtet sein.

3. Die übrigen Bergstädte.

Die Geschichte derselben bietet außer dem, was ich schon in den Abschnitten: „Besiedelung" und „Bilder aus dem 30jährigen Kriege" mitgeteilt habe, kaum etwas Erwähnenswertes dar.

Zellerfeld wurde im 17. Jahrhundert mehrfach von Brandunfällen betroffen: am 18. Juni 1631 brannten 31, am 12. Mai 1671 16 Häuser nieder, und am 18. Oktober 1677 legte eine schreckliche Feuersbrunst 465 Häuser, darunter beide Kirchen, die Pfarrhäuser, drei Schulgebäude, Rathaus, Zehnten und Münze, in Asche. Nur 98 meist kleine Häuser an den Ausgängen der Stadt blieben verschont. Wohl nahm sich die Nachbarstadt Klausthal der Obdachlosen an, von denen die meisten, da das Feuer während der Nacht ausbrach, nur das nackte Leben gerettet hatten, aber die Not war entsetzlich, und eine gefährliche Seuche, welche infolge des Mangels an Nahrung, Kleidung und Wohnung ausbrach (wahrscheinlich der Hungertyphus) und auch in Klausthal um sich griff, machte das Maß des Leidens voll. Dennoch konnte der Wiederaufbau der Stadt mit Hilfe der bedeutenden Unterstützungen, welche Fürsten und Städte, selbst das Ausland beisteuerten, schon bald in Angriff genommen werden. Nachdem schon 1673 die Gottesackerkirche wieder aufgeführt war, wurde am 2. August 1675 (nicht 1674) der Grund zur St. Salvatoriskirche gelegt. Das Ausklauben alter Berghalden warf mehr als 60000 Mark ab, die Gemeinde zeigte sich trotz der allgemeinen Not im hohen Grade opferwillig; so konnte denn das neue Gotteshaus am Sonntag Jubilate 1683 in Benutzung genommen werden. Die Orgel (ein schönes Werk von 55 Registern) wurde 1702 erbaut. Aber der Altar war nur ein aus Tannenbrettern zu-

sammengeschlagener Kasten, und das Innere der Kirche war einstweilen notdürftig in Holzbau hergestellt. Den massiven Ausbau und eine würdige Ausstattung erhielt die Kirche erst vor einigen Jahrzehnten. Nach diesem 1864 vollendeten Umbau ist sie eine Zierde der Stadt. Ihre Länge beträgt 47, ihre Breite 19, ihre Höhe 23 m; die beiden Kreuzflügel, welche sich den mittleren Gewölbejochen der dreischiffigen Hallenkirche kapellenartig anlegen, springen gegen 6 m vor; die Choranlage wird vom Langhause durch mächtige Triumphbögen getrennt; die Außenmauern sind $2^1/_2$ m stark. In dem südöstlichen Ausbau ist die wertvolle, durch die Veröffentlichung des Tagebuchs des Cordatus auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Bibliothek untergebracht, ein etwa 4000 Bände umfassendes Geschenk des 1725 verstorbenen Generalsuperintendenten Kaspar Calvör, welcher von 1677—84 als Diakonus und von 1684—1710 als Pastor prim. und als Superintendent an der Salvatoriskirche stand.

Ein hochaufstrebender Turm fehlt der Kirche, aber das grüne Kupferdach überragt stolz die stattlichen Baumgruppen der „Terrassen" und des Marktplatzes.

Von den nach jenem Brande neugebauten Häusern wurden 196 am 6. Juni 1737 wieder eingeäschert.

In unmittelbarer Nähe der Kirche liegt das interessanteste Profanhaus des Oberharzes, die (durch ihren Sauerbrunnen Hercynia bekannte) Bergapotheke. „Die Außenwände dieses bemerkenswerten Holzbaues sind durch starke Längs- und Querbalken in Fächer geteilt und diese nach Art der Blockhäuser durch horizontal über einander gelegte Balken ausgefüllt." Leider hat das Klima — vielleicht schon den Erbauer — genötigt, das Haus mit Brettern zu verschalen, so daß von der Schnitzerei des Holzwerkes kaum einige Spuren sichtbar sind. „Der Erbauer scheint dem zu Anfang des 16. Jahrhunderts beliebten Barockstiel gefolgt zu sein, welcher sich durch die größte subjektive Willkür bekundet. Übrigens zeigt das Haus im wesentlichen die Bauart der bürgerlichen Wohnhäuser des 17. Jahrhunderts, es hat das hohe Dach mit seinem Erker und turmartigen Schornsteinen, die hohen Giebel und die barocken Dekorationsformen. Die äußere Dekoration ist originell und bizarr. An Front und Giebel sind vom ersten Geschoß bis zum Dache hinauf eine große Anzahl Köpfe angebracht, welche aus Holz geschnitzt mit Ölfarbe bemalt und zum Teil die abscheulichsten Fratzen darstellen, so daß beim Volk die Bezeichnung „Zellerfelder Apothekengesicht" nicht gerade als Schmeichelei gilt. An der einen Ecke des Hauses stand früher ein Wilder Mann. Ob der Baumeister durch diese Fratzen einer bestimmten Idee hat Ausdruck geben wollen, oder mehr nur einer willkürlichen Laune gefolgt, ist schwer zu beurteilen, und eine Deutung derselben kaum zu geben. Vielleicht haben die verschiedenen Menschenrassen (Stände 2c.) vorgeführt und alle die Ausdrücke zur Anschauung gebracht werden sollen, welche das menschliche Antlitz überhaupt anzunehmen fähig ist. Über der Hausthür befindet sich ein Schild mit den von Engeln getragenen Wappen und Namen der Familie Herstelle und Drechsler mit der Jahreszahl 1674 und der Inschrift „Deo et proximo". Im Innern zeigte sich früher die größte Unregelmäßigkeit und Raumverschwendung durch Treppen und kolossale Schornsteine, die jetzt meist entfernt sind."

„Die Decken der Zimmer sind durch Stuckaturarbeit, welche Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland bekannt wurde, verziert, und sind hierbei die verschiedenartigsten Gegenstände — meist bunt durcheinander — zum Muster

genommen. In den meisten Zimmern wechseln mythologische Bilder und Figuren mit Jagdscenen und allegorischen Bildern, wie „der Geiz, der Reichtum, der Tod“, oder mit Scenen aus Fabeln, wie der Fuchs mit der Traube — und den verschiedenartigsten Tiergestalten. In einem Zimmer ist dagegen die ganze Leidensgeschichte Christi versinnbildlicht.“ Bei einem Bilde hat der Künstler sein Monogramm H. S. und die Jahreszahl 86 angebracht.

„Besonders hervorragend sind zwei mächtige, stark vorspringende massive Kamine im Mittelzimmer des oberen Stockes, in welche die verschiedenartigsten und widersprechendsten Gegenstände wirklich kunstvoll eingemeißelt sind. Da wechseln Engelsköpfe, Blumen, Früchte mit Männer- und Schlangenköpfen, und zwar in einer Weise ausgeführt, daß die Köpfe auf den ersten Blick gar nicht wahrgenommen werden, sondern für den aufmerksamen Beschauer erst allmählich aus den verschiedenen Verschlingungen hervortreten. Die Kamine tragen folgende Inschriften:

Igni praebebam tristissima pabula nuper
Praebeo nunc oculis pabula gratia tuis.
1674.
Transivere patres simul hinc transibimus omnes
In coelo patriam qui bene transit habet.
1674.“ (O. Drechsler.)

Bis zum Jahre 1788 war Zellerfeld der Sitz des Berghauptmanns und des Berg- und Forstamts für den Kommunionharz. Von den Berghauptleuten ist ohne Zweifel der bedeutendste Georg Engelhard von Löhneisen (Löhneiß), ein gelehrter, ritterlicher Herr, den man den Hutten Niedersachsens genannt hat. Anfangs verwaltete er sein Amt von seinem Gute Remlingen aus, im Jahre 1613 aber mußte er seinen Wohnsitz in Zellerfeld nehmen. Hier (wie auf jenem Gute) hielt er sich seine eigene Druckerei, aus welcher (1617) sein „Bericht vom Bergkwerck“, seine „Hof-, Staats- und Regierkunst“, „della Cavalleria“ und andere Schriften hervorgingen. So lange Wolfenbüttel das Fürstentum Grubenhagen im Besitze hielt, von 1598—1617, war er zugleich Berghauptmann für Klausthal. 1619 fiel er „wegen Ungelegenheit, so er mit andern Bedienten im Bergamte kriegt“, in Ungnade, ward entlassen und starb einige Jahre darauf in Remlingen.

St. Andreasberg wurde im Jahre 1796 von einer Feuersbrunst schwer heimgesucht; am 8. Oktober zündete ein Blitzstrahl in der Nähe des Rathauses, und binnen 17 Stunden wurden fast das ganze „Oberland“, die Kirche mit der eben fertig gewordenen neuen Orgel, die Pfarrhäuser und Schulen, das Amt- und Rathaus samt 249 Bürger-Wohnhäusern in Asche gelegt. Die verschont gebliebenen 174 Häuser, die Geipel, Zechenhäuser und Rinderställe ꝛc. in der Nähe konnten die Obdachlosen nicht fassen; viele Familien mußten einstweilen nach Lauterberg und Altenau auswandern. Der Plan, die Stadt auf die „Dorothee“ zu verlegen, zerschlug sich leider an dem Widerspruche der Abgebrannten, welche ihre Keller nicht aufgeben wollten. Während Zellerfeld nach jenem großen Brande eine völlig regelmäßige Gestalt erhalten hat, zeigt Andreasberg dasselbe Bild wie vor alters. — Sehenswerte Gebäude sind nicht vorhanden. —

Zehntausende von Touristen durchziehen im Sommer den schönen Oberharz, und Tausende von nah und fern nehmen zu ihrer Kräftigung und Erholung in den Bergstädten längeren Aufenthalt. Andreasberg, das mit Klaus-

thal und Zellerfeld oberhalb der Grenze der Tuberkulose liegt, ist vorwiegend Höhen-, Zellerfeld daneben Terrainkurort, Grund, dem Altenau nachzukommen sich bemüht, auch Fichtennadelbad, und alle ohne Ausnahme samt vielen kleinen Harzorten und selbst den einzelnen Forsthäusern sind in den beiden letzten Jahrzehnten eine beliebte Zuflucht für „Sommerfrischler" geworden.

Zellerfeld hat 4406, St. Andreasberg 3240, Lautenthal 2759, Altenau 2118, Grund 1829, Wildemann 1381 Einwohner.

Bei Grund, in dessen Iberge eine sehenswerte Tropfsteinhöhle zugänglich gemacht ist, erhebt sich 40 m hoch der sagenhafte Hübichenstein (siehe S. 101), ein feinkörniger Kalksteinfels mit unzähligen versteinerten Seetierchen. Von ihm singt Heinrich Pröhle (nach Ernst Schulze):

Tief im Gebirg am Tannenhain
Steigt aus dem Thal ein alter Stein:
Er schaut ins Land hinaus gar fern,
Ihm nahn die Menschen nimmer gern.

Dort spannt sein Netz der Epheu aus
Und wölbt sein schattig grünes Haus,
Am Rande schwillt das Moos so weich,
Tief rinnt die Quelle durchs Gesträuch.

Wie einsam ist es auf den Höhn!
Wie schaurig hier die Winde wehn!
Dumpf rauscht der wilde Bach herauf
Und sucht durchs Dunkel seinen Lauf.

24. Bergbau und Hüttenwesen am Oberharze.

1. Zur Orientierung unter und über Tage.

Die Bergfreiheiten gestatten jedermann, nach Erz zu schürfen. In älterer Zeit war nur der Platz „unter Tisch und Bett" gegen Schürfversuche unter allen Umständen geschützt; später mußte der Eigentümer von Wiesen und Gärten vom Erzsuchenden entschädigt werden. Wenn nun auch jetzt nicht nur sämtliche Silbergruben im fiskalischen Besitze sind, sondern auch die Reservierung der Grubenfelder (s. S. 205) unberufene Schürfer ausschließt, so ist doch ein kurzer Blick auf die früheren Verhältnisse um so mehr noch immer von einigem Interesse, als betreffs des Eisensteins und außerhalb der „reservierten Felder" das Verfahren sich im wesentlichen nicht verändert hat.

Hatte der Finder eines neuen Erzganges in der S. 201 beschriebenen Weise innerhalb 14 Tagen Mutung eingelegt und Belehnung mit dem von ihm begehrten („gemuteten") Grubenfelde erhalten, nachdem der Gang von den Bergbeamten für fündig erklärt war, so konnte er auf dem „verliehenen Felde" die Arbeit beginnen. Während ihm dieses „bis in die ewige Teufe" zugewiesen wurde, war er hinsichtlich der Länge und Breite desselben an die „Vierung" gebunden. Diese Umgrenzung der „Fundgrube" hatte, dem Streichen des Ganges folgend, stets eine Länge von 42 Lachter (à 2 m); die Breite erstreckte sich in der Regel vom Salbande (der Grenze zwischen dem Erzgange und dem Nebengestein) je 3½ Lachter in das Hangende (das Nebengestein **über** dem Erzgange) und in das Liegende (dem Gestein **unter** der Erzlagerstätte). Doch konnte der Muter die ihm gebührenden 7 Lachter Breite auch nur in das Liegende oder nur in das Hangende u. s. w. legen lassen. Außer dieser Fundgrube war der Finder des Ganges noch zur Mutung von zwei

bis vier der angrenzenden „Maßen“ berechtigt, deren jede 28 Lachter Länge und 7 Lachter Breite hielt.

Der Belehnte betrieb die Grube nun entweder auf seine alleinige Rechnung (als „Eigenlehner“), oder er nahm andere Bergbaulustige in der Weise zu Hilfe, daß die „Lehnschaft“ aus 60 Kuxen bestand, von denen 12 ihm zum ausschließlichen Eigentum verblieben. Von diesen zahlte er in älterer Zeit (anscheinend bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts) keine Zubuße. Sobald sich der Bau „höfflich“ zeigte (Hoffnung auf Ausbeute gab), konnte eine volle Gewerkschaft gebildet werden. Doch ordnete zuvor das Bergamt eine Befahrung der Grube an und verlangte die Vorzeigung eines guten Handsteins. Die 60 Anteile der Lehnschaft wurden nun auf 124 (im Kommunionharz auf 128) Zubußkuxe ergänzt. Hatte der Muter bis dahin auf eigene Rechnung gebaut, so wurden ihm 40 Bergteile, wenn die Fundgrube ein bisher unbekanntes Erzlager erschloß, dagegen nur 12 Kuxe zugewiesen, wenn sie auf einem schon früher fündigen Gange gemutet war. Bei der Verteilung der Kuxe wurden in erster Linie die Beamten berücksichtigt und nur ein etwa verbleibender Rest anderen Gewerken überlassen. Im einseitigen Harze geschah die Verteilung im vorigen Jahrhundert in folgender Weise: der Kammerpräsident erhielt 6, die vier ältesten Geheimräte (Minister) und die beiden Berghauptleute erhielten je 4, der Zehntner, der Bergsyndikus, der Oberbergmeister, die beiden Oberforstmeister je 3, der Kammermeister, die beiden Kammersekretäre, die beiden Bergsekretäre, die Obergeschwornen je 2, die vier Bergmeister je 1½ Kuxe, der Oberjägermeister, die drei Kammerschreiber, der Schreiber des Berghauptmanns, die Geistlichen, die beiden Bergschreiber und der Berggegenschreiber, ungefähr 18 Geschworne, die Kämmerei je 1 Kux. Im Kommunionharz wurden die Minister und Beamten beider Landesherrschaften in entsprechender Weise bedacht. Zu diesen zahlenden Kuxen kamen noch im einseitigen Harze 4 Erbkuxe für den Landesherrn und 2 Freikuxe für Kirche und Schule, im Kommunionharze gleichfalls 4 Erbkuxe für die Herrschaft, aber 3 Freikuxe für Kirche und Schule. Die Ausbeute verteilte sich also im einseitigen Harze auf 130, im Kommuniongebiete auf 135 Bergteile.

Jeder Kuxinhaber konnte seine Anteile verkaufen oder aufgeben. Mit dem Kuxhandel wurde, besonders im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, viel Schwindel getrieben. In dieser „Schnorrenzeit“ durchzogen durchtriebene Frauenzimmer hausierend ganz Norddeutschland und Holland und priesen unter Vorzeigung reicher Erzstufen wertlose Kuxe unhöfflicher Gruben an, nahmen Geld und Pretiosen für dieselben und wurden durch diesen Betrug „anfangs sehr reich“. Aber bald wurde ihnen ihr Handwerk gelegt, eine der „vornehmsten“ Händlerinnen wurde in Goslar öffentlich „ausgestrichen“, eine andere, durch welche der Berggegenschreiber Pfeffer in Zellerfeld 600 Thaler Schaden litt, da er auf ihr Wort Kuxe übertragen hatte, verschwand mit ihrem Raube, den meisten konnte man nichts anhaben, da die Betrogenen schwiegen. —

Zahlten die Gewerke die Zubuße nicht spätestens nach einem halben Jahre, so wurden sie zunächst „retardiert“. Erfolgte auch nun keine Zahlung, so wurden die Kuxe „kaduziert“, d. i. für immer eingezogen. Mit auswärtigen Gewerken verkehrte das Bergamt durch einen Bevollmächtigten am Bergorte, den s. g. Verleger. Durch Zwangs- und freiwillige Kaduzierung schmolz, besonders in geldarmer Zeit, die Zahl der Gewerken oft derart zusammen, daß ihre Mittel zur Fortsetzung des Betriebes nicht hinreichten. Dann fiel die Grube ins Freie, so daß sie von jedermann neu gemutet werden konnte, doch

durfte die erste Gewerkschaft sich durch Zahlung des sog. Frist- oder Verschreibgeldes (vierteljährlich $^1/_2$ Gulden) ihre Rechte wahren.*)

So lange eine Grube noch in Zubuße stand, konnten die kaduzierten, also der Bergherrschaft heimgefallenen Kuxe von dieser wieder verteilt werden; sobald sie aber in Freibau kam (so daß der Ertrag die Betriebskosten deckte), oder in Ausbeute trat, hörte jede Verleihung auf, mochte die Zahl der Gewerke noch so gering geworden sein. Die Zubuße wurde bei Bildung der Gewerkschaft einer neuen Grube sofort regelmäßig jedes Quartal erhoben, mit der Fortführung der vom Muter oder der Lehnschaft angefangenen Arbeit begann man aber erst, wenn auf diese Weise ein ausreichender Betriebsfonds gesammelt war. Der Zubußzettel legitimierte den Gewerken als rechtlichen Inhaber seiner Kuxe, doch wurde ihm auf besonderes Verlangen auch ein „Gewehrschein" vom Bergschreiber ausgestellt.

An manche dieser alten, verlassenen Gruben erinnern noch die einsam in Wald und Wiese belegenen Gesteinshalden, von den meisten aber ist nichts weiter geblieben als der bloße Name. Denn nur die wenigsten der lehnschaftlichen und gewerkschaftlichen Gruben älterer Zeit hatten einen besonderen Tagesschacht, die meisten waren nur von einem Querschlag aus, der sich an einen bereits vorhandenen Stollen schloß, niedergetrieben.

Die Kosten für die Abteufung des Schachtes, der Einrichtung des Kunst- und Treibwerks, der Aufführung der Tagegebäude &c. trug zunächst die Zehntkasse vorschußweise aus den Vorratsgeldern der übrigen Gruben. Erst nach Abtragung dieser Schuld, und nachdem außerdem ein Vorrat von 6000 Mgulden angesammelt war, wurde die neue Grube in Freibau gestellt, und mit der Austeilung von Ausbeute konnte erst begonnen werden, wenn dieses Guthaben bei der Zehntkasse mindestens 9000 Mgulden betrug. In früherer Zeit wurde die Ausbeute stets in besonders geprägten Ausbeutethalern (1 Thlr. 12 Mgr. feines Silber) ausgezahlt. Die Bergzettel, welche in jedem Quartale zur Benachrichtigung der Gewerke ausgegeben wurden, trugen im einseitigen Harze an der Spitze den Spruch:

An Gottes Segen
Ist alles gelegen.
Das Land die Früchte bringt;
Im Harz der Thaler klingt.

im Kommunion-Harze:

Wer Zubuß' scheut,
Wird nicht erfreut.

Indem ich im übrigen auf Kapitel X „die mineralischen Schätze" zurückweise, glaube ich nur noch mit einigen Worten auf die frühere Verwaltung des

*) Für die Grubenrechnung wurde das Bergjahr in vier Quartale eingeteilt, die von den Kalenderquartalen bedeutend abwichen. So fiel im Jahre 1789 der Schluß des ersten Quartals in Klausthal auf den 7. Februar, im Kommunionharze auf den 21. Februar. Da jedes Bergquartal (Reminiscere, Trinitatis, Crucis, Luciae) in 13 Wochen geteilt wurde, so müßte man nach je 73 Wochen (z. B. 1673 und 1746) ein Nebenquartal als fünftes einschalten. In neuerer Zeit brachte man das Berg- mit dem Kalenderjahre dadurch annähernd in Übereinstimmung, daß man je nach 6 oder 7 Jahren eine Woche als Nr. 14 Luciae einschaltete. In ältester Zeit wurden die Wochen nicht, wie noch heute bei Schulgelds- und manchen Gehaltszahlungen üblich ist, numeriert, sondern nach einem Heiligentage benannt. (So hießen die Wochen des Quartals Luciae: Exaltationis, Matthaei, Michaelis, Francisci, Galli, Ursulae, Simonis et Judae, Omnium Sanctorum, Martini, Elisabethae, Catharinae, Andreae, Nicolaij.)



Bergwesens eingehen zu müssen. Nach Aufhebung des früheren Kommunion-Bergamtes zu Zellerfeld war die höchste Bergbehörde für den ganzen Oberharz das dem Finanzministerium unmittelbar untergeordnete Berg- und Forstamt zu Klausthal, in welchem der Berghauptmann (der Regierungspräsident) den Vorsitz führte. Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts bestand das Bergamt aus zwei „Bänken", den „Bergamtsbedienten" von der Feder und denen vom Leder. Die Beamten von der Feder (der Zehntner, welcher den Berghauptmann im Vorsitz vertrat, der Bergsyndikus, der Bergsekretär, der Bergschreiber, der Hüttenraiter, der Zehntgegenschreiber, der Berggegenschreiber, der Vizebergschreiber, der Puchschreiber ꝛc.) waren meistens Juristen, die Beamten vom Leder (der Oberbergmeister, die Bergmeister, die Obergeschwornen, die Stuff- oder Revier-Geschwornen, die Eisensteins-Geschwornen ꝛc.) Techniker. Die meisten von diesen hatten, ehe sie in die Bergschule eintraten, von unten auf gedient: „Schlachter Puchjung, dar net denkt, emol Ewerbarkmäster ze waren." Die unterscheidenden Merkmale der Beamtenkategorieen fand ein alter Bergmann darin: Die Herren von der Fader verschtihens oder (aber) kennens net mache, die Herren von Lader kennens mache oder verschtiehens net, und die Chimischen (Chemiker) verschtiehens net un kennens ah net mache.

Das Forstamt bestand (bis zu seiner völligen Verschmelzung mit dem Bergamte) aus den höheren „Forstbedienten" und mehreren Bergbeamten vom Leder und von der Feder. Wie das Bergamt auch in allen die Gruben, Poch- und Hüttenwerke betreffenden Sachen Recht sprach, so gehörten vor das Forstamt, als das allein zuständige Gericht, „alle Sachen, welche in den Forsten vorfallen, sowohl die zum Haushalt nötig sind, als die schädlichen und strafbaren, und auch alle Gränz- und andere Jurisdiktionalsachen". Die jüngeren juristischen Mitglieder des Berg- und Forstamts versahen zugleich das Amt eines Stadtrichters in den kleineren Bergstädten (so war der allbekannte Adolf Römer, der spätere Direktor der Akademie, als Bergamtsassessor auch Stadtrichter und Bürgermeister von Grund, Wildemann und Lautenthal).

Zum „großen" Bergamt traten alle obengenannte Beamte an jedem Mittwoch und Sonnabend im Amthause zusammen. Hier wurden die Angelegenheiten jeder Grube und Hütte in mündlicher Verhandlung erledigt. Vor einer Deputation desselben fand an jedem Freitage in den Zechenhäusern der bedeutenderen Gruben das Verlesen der Anschnitte, d. i. der von den Schichtmeistern geführten Rechnungen über die wöchentliche Einnahme und Ausgabe einer jeden Grube, statt. (Die Bezeichnung „Anschnitt" stammt aus der ältesten Zeit des Bergbaues, wo die des Schreibens unkundigen Beamten vom Leder ein Kerbholz zu ihren Aufzeichnungen benutzten.)

Im Jahre 1852 wurde das vereinigte Berg- und Forstamt in der Weise organisiert, daß ihm außer dem Berghauptmanne fünf Bergräte und ein Forstrat angehörten. An seine Stelle trat 1866 ein nach dem Muster der übrigen preußischen Oberbergämter eingerichtetes Oberbergamt für den größten Teil der drei neuen Provinzen.

Die Gruben der größeren Inspektionen sind in mehrere Reviere eingeteilt, deren jedem ein Obersteiger als Betriebsbeamter vorsteht. Jede Grube wird von einem Grubensteiger geleitet, der den Untersteigern vorgesetzt ist. Die Berginspektionen stehen, wie die Hüttenämter, unmittelbar unter dem Oberbergamte. Außer den ober- und unterharzischen Bergbehörden ressortieren innerhalb unserer Provinz vom Oberbergamte in Klausthal noch die Berginspektionen am Deister, am Osterwalde, zu Lüneburg (welcher auch das Gipswerk zu Segeberg in

Holstein unterstellt ist) und das Hüttenamt zu Sollingerhütte. Die Privatwerke stehen nicht unmittelbar unter dem Oberbergamte, sondern zunächst unter einem Bergrevierbeamten (mit dem Titel Bergmeister oder Bergrat); Reviere dieser Art sind in unserer Provinz Goslar und Hannover.

Zur Orientierung über den Grubenbau sehen wir der Anlage, dem Abteufen eines neuen Schachtes zu. Ist derselbe (senkrecht) bis auf den Enggang „abgesunken“, so wird von dem Gesenk (vom Boden) desselben aus, dem Gange folgend, seitwärts eine Strecke (eine Kanal) getrieben. Der Boden desselben heißt Sohle, die Decke First, das Ende Ort, jede Seite Wange. Nachdem der Schacht inzwischen 20 bis 30 m tiefer geführt ist, wird unter der ersten Strecke eine zweite hergestellt und mit jener durch ein Absinken oder Nebenschächtchen verbunden. Nun wird in der unteren Strecke ein Kastenschlag gemacht, d. h. es werden First und Wange durch einen Holzeinbau gegen den Einsturz gesichert. Die Decke des Kastenschlages dient bei der weiteren Arbeit einer neuen Strecke (dem Stoße) als Sohle, so daß man Erz und Berg aus der First herabholt. Das Erz wird in die untere Strecke geschafft, der Berg (das unhaltige Gestein) aber auf den Kastenschlag gestürzt, so daß sich die Sohle des Stoßes, der gleichzeitig nach rechts und links fortgeführt wird, fortwährend erhöht und mit dem Abbau der First immer höher gegangen werden kann. Dieser „Firstenbau“ ist am Harze fast ausschließlich in Anwendung. Entgegengesetzt wird beim „Strossenbau“ verfahren: man beginnt mit dem Abbau der Erze an der Sohle der oberen Strecke und geht von da immer niederwärts. Die gewonnenen Erze werden durch die Stürzrollen (ausgemauerte Schächtchen) auf die unterste, die Förderstrecke hinabgestürzt und von hier in einrädrigen Karren oder in Hunden an das Füllort (den Schacht) „gelaufen“, wo sie der Anschläger in die Treibtonne füllt.

Wenn das Gestein nicht sehr fest ist, so müssen die ausgehauenen unterirdischen Räume an Wänden und Decken, zuweilen auch an der Sohle, durch Verzimmerung, Mauerung oder Eisenausbau gegen den Druck geschützt und so vor dem Zusammenbrechen bewahrt werden. Die Zimmerung, bei welcher man meistens unbehauene starke Tannenhölzer verwendet, ist die älteste und gewöhnliche Art des Grubenausbaues. Hat man doch behauptet, am Harze stehe mehr Holz unter, als über Tage.

Die Schachtzimmerung besteht im wesentlichen aus horizontal liegenden Gevieren von starken, in einander gefügten Hölzern. Da der Schacht ein Oblongum bildet, so sind zu einem Gevier (oder Rahmen) zwei lange und zwei kurze Hölzer erforderlich. Jene heißen Jöcher, diese Pfändungen. Auch im Schachtscheider (etwa in der Mitte des Oblongums, dessen eine Hälfte den Fahr-, dessen andere den Treibschacht bildet) ist dem Gevier meistens eine Pfändung eingefügt. Ist das Gestein sehr „druckhaft“, so liegen die Geviere dicht auf einander; ist die Stellung und Faltung der Gesteinsschichten für den Schacht weniger gefährdend, so werden zwischen je zwei Geviere Klötze („Bolzen“) in die vier Ecken und in den Schachtscheider gestellt. Jene Verwahrung des Schachtes heißt ganze Schrotzimmerung, diese Bolzenschrotzimmerung. — Beide aber können nicht ohne Unterbrechung bis in die Tiefe fortgeführt werden, da sonst die unteren Geviere die Last der auf ihnen ruhenden ungeheuren Holzmasse nicht zu tragen vermöchten. Die Zimmerung wird deshalb in der Weise etagenartig hergestellt, daß in einem Abstande von etwa je 6 m Tragstempel, zu denen man die stärksten Hölzer nimmt, in der Richtung

der Pfändungen eingeschlagen werden. Auf ihnen ruht also nur eine 6 m hohe Abteilung der Zimmerung. — Um wieder die Tragstempel zu stützen und die einzelnen Etagen mit einander zu binden, stellt man zwischen jene in die vier Ecken und in den Schachtscheider dicke (6 m lange) Holzstämme als „Wandruten“ und zwängt zwischen diese in der Richtung der Pfändungen ebenso starke Strebestempel, welche sie aus einander halten und gegen die Schachtseiten (Jöcher) drücken.

Diese altbewährte Verwahrung des Schachtes ist so haltbar und sicher, daß dieser sich allmählich senken kann, ohne daß die Zimmerung den Zusammenhang verliert. Da sie durch besondere Vorkehrungen stets naß erhalten wird, so ist sie auch sehr dauerhaft. Die Auswechselung wandelbar gewordener (die Vertauschung nicht mehr widerstandsfähiger) Teile der Zimmerung (mit neuen Hölzern) ist jedoch in den alten tonnlägigen (nicht senkrechten) Schächten, zumal wenn das Gestein „rollig“ ist, nicht ohne Gefahr. Bei solcher Arbeit wurden im Sommer 1885 drei junge Bergleute von dem in einem Nu zusammenbrechenden Schachte Elisabeth in unbekannter Tiefe begraben.

Die Stollen und Strecken werden entweder durch Thürstock- oder durch Stempel- und Kastenzimmerung gesichert. Ein ganzer Thürstock besteht aus zwei fast senkrecht (nach innen etwas geneigt) gestellten Baumabschnitten, welche oben durch die „Kappe“, ein vom Stammende des Baumes genommenes Querholz, mit einander verbunden sind. Ist das Gestein auf einer Seite der Strecke fest, so bekommt nur die andere eine Säule, und die Kappe dieses „halben Thürstocks“ wird mit einem Ende in ein in das feste Gestein gehauenes („eingeschrämtes“) Bühnloch gelegt oder getrieben. Sind beide Wangen fest, so ruht die Kappe an beiden Enden im Gestein. Gewöhnlich stehen die Thürstöcke 1 bis 2 m aus einander, auf besonders gefährdeten Strecken aber folgen sie Stamm an Stamm. Damit das „gebreche“ (abbröckelnde, lose) Gestein nicht hereinkommt, werden an Wangen und First dicht nebeneinander Derbholzstangen („Ladehölzer“) hinter die Beine und auf die Kappen der Thürstöcke gelegt. Dieser Holzmantel des Stollens heißt Ausladung. Um dieser ganzen Zimmerung Halt und Festigkeit zu geben, werden die ineinander geschnittenen, niemals durch Eisennägel verbundenen Thürstöcke sorgfältig verkeilt und der zwischen der Ausladung und dem Gesteine verbliebene Zwischenraum völlig ausgefüllt. — Die Thürstöcke sind so hoch, daß ein Mann bequem auf der Strecke gehen kann. Dient diese zugleich als (Wasser-) Stollen, so wird über dem Wasserspiegel zwischen die Thürstöcke ein zweites Querholz („der Steg“) gespannt und auf dieses das „Tretwerk“ gelegt.

Ist nur das Hangende zu stützen, so wendet man die Stempel- und Kastenzimmerung an. Die Stempel sind starke Rundhölzer mit abgeschrägten Endflächen, welche keilartig und annährend rechtwinkelig zwischen Liegendes und Hangendes getrieben werden. Oben wird zwischen den Stempel und das hangende Gestein ein längeres Stück Holz, der Anpfahl, gelegt, wodurch der Druck auf eine größere Fläche verteilt wird; unten ruht er meistens „barfuß“ in einem Bühnloche, doch wird ihm auch hier, wenn das liegende Gestein brüchig ist, ein Stück Holz, der Fußpfahl, untergelegt. Der Kasten entsteht dadurch aus dem Stempelschlage, daß man über die Stempel Schalhölzer dicht neben einander legt und den Hohlraum oberhalb dieses Holzdaches mit „Berg“, d. i. unhaltigem Gestein, verstürzt, das man sonst zu Tage treiben und auf die Halde stürzen müßte. „Diese Kasten“, sagt Henning Calvör, „sind feste Mauern zwischen dem Hangenden und Liegenden und die Sicher-

heit des ganzen Grubenbaues." Sind die Kasten so schmal, daß die Stempel brechen könnten, so legt man starke Rundhölzer als „Unterzüge" unter jene, stützt sie durch Säulen („Bolzen") und verstrebt sie, wenn nötig, auch nach beiden Seiten. Bei sehr druckhaftem Gestein kommen die Unterzüge unmittelbar unter die First.

Die Grubenmauerung, nicht so alt wie die Zimmerung, findet vorwiegend nur in den Stollen Anwendung, welche auf Jahrhunderte hinaus offen gehalten werden sollen: so sind der Georgs- und der Ernst-August-Stollen ausgemauert, soweit sie nicht „im Festen stehen" (und also überhaupt keiner Verwahrung bedürfen). In den Grubenstrecken macht man am Oberharze von der kostspieligen Mauerung fast nur da Anwendung, wo der Holzausbau nicht genügend schützen würde; dagegen stehen im Rammelsberge die meisten Strecken in Mauerung. Diese wird in der Stärke von $1/2$ bis $3/4$ m teils mit, teils ohne Mörtel ausgeführt.

Die ersten mit Eisen ausgebauten Strecken sind aus dem Jahre 1864. Man stellt statt der Thürstöcke Bögen aus Grubenschienen in die Sohle oder in Sockelsteine, legt statt der Ladehölzer gerade Schienen darüber, bedeckt diese mit platten Steinen und stürzt den Berg darauf.

Während für Schächte die Mauerung niemals angewandt worden, erhält der neue Tiefbauschacht bei Klausthal, mit dessen Abteufen man seit 1880 beschäftigt ist, einen vollständigen Eisenausbau.

2. Die Fahrt in die Grube.

Glückauf! mein Ruf hinab den Schacht.
Glückauf! mein Wunsch in Bergesnacht.
Glückauf! mein Gruß dem Sonnenlicht.
Glückauf! mein Trost, wenn's Auge bricht!

Der Wächter hat seinen letzten Rundgang durch die Stadt gemacht und den Anbruch des Tages nach guter Väterweise mit dem Rezitativ angekündigt:

Hört', ihr Herren, und laßt euch sagen:
Die Glock' hat vier geschlagen.
Der Tag vertreibt die finstere Nacht;
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht
Und lobet Gott den Herrn!

Doch bevor er sein mächtiges Kupferhorn, das schon manches Jahrhundert hindurch die Diebe geschreckt und die Schläfer geweckt hat, nach Hause trägt, ersteigt er den Turm, ergreift den Strang der Anläuteglocke und ruft durch ihre helle Stimme den Bergmann zur Arbeit.

Schon ist er fahrbereit. Er hat seinen Kaffee in Eile getrunken, seinen Speisebedarf (Brot, ein „Einschteckel-Wirschtel" und ein Schnapsfläschchen) im Busenraum des Grubenkittels untergebracht und nimmt nun Abschied von seinem Weibe und seinen schlafenden Kindern. Die Glocke klingt noch fort in den stillen Morgen hinein, da ist's schon lebendig auf allen „Anfahrwegen", den hübsch mit „Greiple" (Gräupchen, Kies) bestreuten Fußwegen, welche, sich vielfach kreuzend und vereinigend, von allen Seiten der Stadt nach den Gruben führen. Auch in der Dämmerung kann der Fuß nicht irren, denn der unter ihm knirschende Schwerspat hebt sich schimmernd weiß von der grünen Wiese ab. Und wenn der erste Schnee fällt, dann wird jeder Anfahrweg mit Wegweisern versehen. Als solche dienen Tannenstangen, welche in Entfernung von etwa je zehn Schritten zur rechten Hand in den Boden geschlagen werden. Aber beschwerlich und gefährlich ist doch in mancher Winternacht, wenn der

Schneesturm wütet und ganze Berge auftürmt, der Weg zur Grube, besonders für die Zellerfelder, welche auf der Bergwerks-Wohlfahrt (Silbernaal), dem Johann Friedrich (Bockswiese), der Juliane Sophie (Schulenberg), oder gar für die Altenauer, welche auf der Dorothee und der Königin Marie anfahren, Gruben, die sie selbst bei gutem Wege erst nach fast zweistündigem Marsche erreichen können.

Ernst und still eilen die schwarzen Gesellen ihrer Arbeitsstätte zu. Es ist Montag Morgen, deshalb versammelt sich die ganze Belegschaft, welche die Frühschicht hat, in der Zechenstube zum Gebet. Wir begleiten sie zum Königin-Marien-Schachte, bei welchem vor einigen Jahren ein besonderes Bethaus erbaut ist, welches mit seinem Türmchen freundlich den Burgstätterzug hinauf- und hinabblickt. Der „Vorbeter“, ein alter, würdiger Bergmann, hat bereits die Gesänge an die schwarze Tafel geschrieben, oben vor einem durch den ganzen Raum reichenden Tische Platz genommen und auf seinem einfachen Pulte die Postille aufgeschlagen. Bald füllt sich der Betsaal mit Bergleuten und Steigern, jetzt tritt auch der Obersteiger ein, und der Gesang beginnt. Der Vorbeter vertritt dabei die Stelle des Vorsängers und hält dabei den Schlußton jeder Verszeile kräftig aus trotz dem besten Dorfkantor alter Schule. Ist der Gesang, der niemals ein Berg-, sondern entweder ein allgemeines Dank- und Loblied ist, oder sich auf das Evangelium des vorhergehenden Sonntags bezieht, zu Ende, so verliest der Vorbeter dieses würdig und feierlich und schließt daran die in der Postille vorgeschriebene Predigt. Ein Schlußvers und das Vaterunser beenden die Feier, und der Vorbeter entläßt die Versammlung mit den im Harzdialekt gesprochenen Worten: „Un nunt laßt uns in Gottes Namen anfahre! Glückauf!“

Vor alters fand das „Beten“ jeden Morgen statt. Später hielt man es für geboten, nur am Eingange der Arbeitswoche diese gemeinsame Andacht, die ohne Zweifel schon manchem Bergmanne eine Helferin zu seliger Heimfahrt gewesen ist, bestehen zu lassen. Es ist erfreulich, daß die königlichen Bergbehörden mit Ernst und nötigenfalls mit Geldstrafen auf regelmäßigen Besuch derselben halten, so sehr es andererseits zu beklagen ist, daß es der Anwendung solcher Mittel bedarf.

Von dem Bethause oder der Zechenstube gehen die Bergleute in den nahen Geipel (das Wort ist eine Nebenform zu Göpel, und dieses wahrscheinlich verderbt aus Hebel; es bezeichnet ursprünglich das zum Heben der Erze dienende Treibwerk, dann das über diesem errichtete Gebäude), zünden dort ihr Grubenlicht an, und von den Zurückbleibenden mit dem Wunsche: „Es gieh Eich wull!“ (Es geh' Euch wohl!) begrüßt, verschwindet einer nach dem andern in dem Fahrschacht. Wie Sterne, die nach und nach erblassen und dann völlig verschwinden, leuchten eine Zeitlang noch die Grubenlichter aus der Tiefe herauf, dann erfüllt rabenschwarze Nacht den Fahrschacht bergestief.

Doch ehe wir ihnen an ihre Arbeitsstätte folgen, müssen wir noch einiges erklärend vorwegnehmen.

Am Harze ist das mit offener Flamme brennende Grubenlicht im Gebrauch; die Davysche Sicherheitslampe, in welcher die Flamme von einem Drahtzylinder umgeben wird, an welchem die Gase sich abkühlen, so daß keine Explosion erfolgen kann, findet nur in Kohlengruben und auch da im allgemeinen nicht bei der Arbeit, sondern in der dieser vorhergehenden Untersuchung der Grubenluft Anwendung. Das Grubenlicht wird bei der Fahrt

nicht, wie man es häufig auf Abbildungen sieht, vor dem Schachthute getragen, sondern mit dem beweglichen Haken über den Daumen der rechten Hand gehängt. Als „Geleucht" für dasselbe dient Öl, welches dem Bergmann vom „Geleuchtausgeber", einem halbinvaliden Bergmann, zugeteilt wird. Nur die Beamten brennen „Inselt" (Unschlitt, Talg).

Bei der Einfahrt in den Schacht lautet der Gruß: „Es gieh Dr wull!" „Es gieh Eich wull!" Sonst grüßt der Bergmann mit dem schönen, jeden andern Gruß an Wohlklang übertreffenden „Glückauf!" Dieses ist indes keineswegs so alt, wie man anzunehmen pflegt; erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hat es die Formeln: „Frisch auf!" „Wohlauf!" „Guten Morgen!" „Ade!" verdrängt. Über die Bedeutung desselben ist man noch nicht einig. Die Erklärungen: „Glück auf die Fahrt!" „Das Glück führe dich wieder auf (aus der Tiefe)!" „Dein Glück steige, mehre sich!" sind wohl nicht zutreffend. Näher liegt schon wegen des Gegensatzes „Glück zu!", welcher Gruß von den Bergleuten von übler Vorbedeutung gehalten wird, die Deutung: „Glück schließe sich dir auf!" „Ich wünsche Glück, daß die Gänge sich dir aufthun!" *)

Die Einfahrt in den Schacht geschieht nicht, wie viele Landbewohner meinen, vermittelst eines Fahrstuhles oder der Tonne. Diese, ein starker, mit Eisen beschlagener Kübel, der $7^1/_2$ Kubikfuß oder 219,85 t faßt, dient nur als Fördergefäß, zur Herausschaffung von „Erz und Berg". Nur der Ausrichter, d. i. der Bergmann, welcher das Ausrichten (Losmachen) der im Schachte hängen gebliebenen Tonnen zu besorgen hat, muß die Grube von Zeit zu Zeit und so oft es nötig ist, vermittelst derselben befahren. Eine solche Fahrt ist stets gefährlich. Auch wenn Kette und Seil nicht reißen, kann die Tonne z. B. durch ein Anschlagen an die Bühne (ein kleines Brettergerüst am Ende jeder Leiter) umschlagen und ihre Insassen unrettbar in die Tiefe schleudern. Zu den Ausrichtern werden deshalb die erfahrensten und besonnensten Bergleute genommen, und doch verunglücken verhältnismäßig viel mehr Ausrichter als Bergleute. **) Kein Bergmann darf die Tonne besteigen, noch viel weniger ein Fremder. Sie benutzen die Fahrten oder Fahrkünste. „Fahrscheine" für Nichtfachleute werden, seitdem das Haftpflichtgesetz in Geltung ist, nicht mehr erteilt.

Unter den **Fahrten** versteht man hölzerne Leitern, welche, je zwei und zwei durch eine Bühne, einen kleinen Bretterboden, getrennt, vom Fahrloche bis in die tiefste Teufe reichen. Zerbricht eine Sprosse dem Bergmaun unter dem Fuße, so darf er nicht eher weiterfahren, bis er eine neue eingesetzt hat.

---

*) Diesen Gegensatz hebt Zacharias Werner in „Weihe der Kraft" (Akt 1, Szene 1) treffend und schön hervor:

Bergmann:

Glück zu!

Die Bergleute in der Grube:

Bist du von Sinnen! Willst du uns
Die Grube überm Kopf zusamwenstürzen?
Glück auf! ist Bergmanns Losung.

Erster Bergmann:

Nein, Glück zu!
Zu schließt sich neue Hoffnung, neues Glück,
Der Doktor Luther ist im Bann!

**) Nach den vom Bergrat Schell in seinen „Unglücksfällen" gegebenen Nachrichten verunglückten beim Oberharzer Bergbau in den Jahren 1751 bis 1863 1190 Personen, darunter waren 53 Ausrichter, also 4,5 %. Die Zahl der Ausrichter betrug dagegen nur 1,4 % aller Bergarbeiter.

Deshalb muß er stets einen „Scherper“ (scharfes Messer) bei sich führen. Das Material zu den Sprossen findet er auf der Bühne.

Wer schon einmal einen hohen Turm auf unbequemen Treppen erstiegen hat, vermag daraus noch nicht einmal annährend einen Schluß auf die Anstrengung zu ziehen, welche dem Bergmann die bloße Ein- und Ausfahrt auferlegt. Was will selbst die Höhe der Türme des Kölner Domes gegen die Tiefe unserer Gruben sagen! Oft ist der Bergmann erst an seiner Arbeitsstätte angelangt, wenn er jene Höhe vier- bis fünfmal hinabgestiegen ist.*) Und dabei findet sein Fuß nur die schmale Sprosse als Unterstützung.

Auch die Richtung des Schachtes erschwert dem Bergmann die Arbeit des Ein- und Ausfahrens. Nicht alle Schächte sind seiger**), d. i. senkrecht; viele der alten sind tonnlägig***), d. i. geneigt.

Je tiefer die Schächte wurden, desto beschwerlicher ward die Befahrung derselben. Da erfand im Jahre 1833 der Bergmeister Dörell in Zellerfeld die Fahrkunst, welche die Anstrengung des eigentlichen Steigens einer Maschine zuweist und vom Bergmanne nur ein Hin- und Hertreten fordert. Dieselbe besteht am Harze aus zwei etwa 53 cm von einander entfernten Holzgestängen, welchen als Kern ein Drahtseil eingefügt ist. An jedem Gestänge befinden sich Tritte und über jedem derselben ein Handgriff. Die parallelen Gestänge werden durch ein Wasserrad, welches durch einen mit ihm rotierenden Krummzapfen eine Bleuelstange hin- und herbewegt, an der an sogen. Kunstkreuzen die Gestänge hängen, abwechselnd auf- und niederbewegt, und zwar in der Weise, daß nach jedem Hub eine kurze Pause eintritt, in der Fußtritte und Handgriffe des einen Gestänges (oder „Trums“†) denen des andern gegenüberstehen. Will der Bergmann hinabfahren, so stellt er sich am Fahrloch etwa mit dem linken Fuße auf den Tritt des einen Gestänges und hält sich mit der linken Hand an dem darüber angebrachten Handgriffe. Beim nächsten Ruck befindet er sich 160 cm tiefer, tritt mit dem rechten Fuße auf das Gestänge zur Rechten und faßt mit der rechten Hand in den darüber befindlicheu Griff. Sofort sinkt das Gestänge mit ihm wieder um 160 cm. Nun tritt er wieder auf das Gestänge zur Linken und fährt so, abwechselnd rechts und links tretend und greifend, in die Tiefe. Die im Schachte angebrachten, bereits erwähnten Bühnen gestatten ihm, nach Belieben unterwegs abzutreten. Geboten ist dies, wenn sich Auf- und Niederfahrende im Schachte begegnen.

Seit Einführung dieser Fahrkünste bleiben die Bergleute länger arbeitsfähig. Mit ungeschwächter Kraft und in der Hälfte Zeit gelangen sie an die Arbeitsstätte und nach beendeter Schicht wieder an das Tageslicht. Aber ist das Leben auf den Fahrkünsten nicht in größerer Gefahr als auf den Fahrten? Die Erfahrung beantwortet die Frage mit Nein; es sind seit Einführung der „Künste“ nicht mehr Unglücksfälle vorgekommen als früher. Daß ein Berg-

---

*) Höhe des Kölner Domes 157 m, Tiefe der Grube Herzog Georg Wilhelm bei Klausthal 750 m, des Samson bei Andreasberg 790 m.

**) Seigen, althochdeutsch sigan, heißt sich niederwärts bewegen. (Daher erklärt sich auch der Name Seiger für Sanduhr. — Seihen und versiegen.)

***) Der geneigte Schacht heißt tonnlägig, weil die Tonne bei der Förderung auf einer Seite aufliegt, während sie im seigeren Schachte freischwebend sich niederbewegt.

†) Während in der Pluralform „Trümmer“ der Begriff einer eingetretenen Zerteilung liegt, fehlt dieser in der in der bergmännischen Sprache noch vorhandenen Einzahl. Trum bezeichnet den Teil eines Ganzen (z. B. Schachttrum = Abteilung eines Schachtes) und die einzelnen ein Ganzes ausmachenden Teile (z. B. das eine der beiden auf einer Trommel laufenden Seile; das eine der beiden zusammengehörenden Gestänge).

mann infolge eines Fehlgriffs oder Fehltritts „wegfällt“, von der Kunst in die Tiefe stürzt, kommt nur selten vor. Noch seltener glücklicherweise ein Reißen des Gestänges. Damit dieses in solchem Falle nicht zu tief stürzen kann, ist es an verschiedenen Stellen durch Ketten („Schürzen“) an Balanciers aufgehangen. In frischem Andenken ist noch der Gestängebruch auf der Grube Turm Rosenhof bei Klausthal, welcher acht Bergleuten ein jähes Ende bereitete und eine große Anzahl schwer beschädigte.

Bei großem Wassermangel müssen die Fahrkünste ganz oder teilweise eingestellt werden, ein Fall, der in den letzten Jahrzehnten einmal eingetreten ist. Um solchen Vorkommnissen zu begegnen, ist in dem Königin-Marien-Schacht eine mit Dampfkraft arbeitende Fahrkunst eingebaut, welche, im Prinzip den älteren Fahrkünsten gleichend, doch in der Anwendung desselben nicht unbedeutend abweicht. Die Trittbretter oder vielmehr Stufen sind so groß, daß auf ihnen zwei mit Gezäh beladene Bergleute bequem stehen können, die Handgriffe fehlen deshalb ganz. Die Stufen der beiden parallel auf- und abgehenden Trüme stehen nach jedem Hube genau an einander und haben auf den drei Außenseiten ein schützendes Geländer. Man kann auf ihnen an einander vorüberfahren, ohne daß einer abtreten muß. Doch ist letzteres als Regel vorgeschrieben.

3. „Vor Ort.“

Folgen wir nun dem Bergmann an seine Arbeitsstelle. Die Arbeit der Bohrhäuer, welche die Hauptklasse der Bergarbeiter bilden, besteht vorwiegend in der Herstellung von Bohrlöchern. Wohl führt der Bergmann „Schlegel und Eisen“ noch heute am Schlosse des Hinterleders und auch sonst mannigfach als Zierrat, wie es denn auch in das Wappen der Bergstädte übergegangen ist, aber zur Hand nimmt er dieses seit Einführung des Pulvers und anderer Sprengstoffe mehr und mehr veraltete Gezäh nur noch selten. Doch darf ich die Beschreibung desselben nicht unterlassen. Das „Eisen“ ist mit einem am hölzernen Stiele befestigten Keile zu vergleichen. Es ist 3 qcm stark und 8—16 cm lang. Das Auge, durch welches der aus Eichen- oder anderem zähen Holze angefertigte Helm getrieben wird, befindet sich oberhalb der Mitte. Der Bergmann nimmt den Helm in die Linke, näßt die Spitze des Eisens, das sogen. Örtchen, an, setzt es an geeigneter Stelle auf das Gestein und führt mit dem Schlegel wuchtige Hiebe auf den Kopf des Eisens, bis sich das Gestein streifenartig ablöst. Der Schlegel oder das Fäustel ist ein 3—5 kg schweres, etwa 16—18 cm langes und 5 cm starkes Eisen, dessen Bahnen (Endflächen) gut verstählt sind. Das Auge für den 47 cm langen Helm befindet sich in der Mitte.

Die Schlegel- und Eisenarbeit ist sehr angreifend und bei sehr festem Gesteine wenig lohnend. Deshalb ist sie von der weit wirksameren Sprengarbeit fast ganz verdrängt. Zur Herstellung des Sprenglochs dienen Bohrer und Fäustel. Am Oberharze ist der Meißelbohrer aus raffiniertem Stahl im Gebrauch. Seine Seiten, deren Kanten gebrochen sind, haben eine Stärke von 17 mm. Die meißelförmige Schneide hat einen etwas größeren Durchmesser als die Bohrerstange. Der Häuer setzt den Bohrer mit einer Hand auf das Gestein und schlägt mit dem Fäustel, welches $2\frac{1}{2}$ bis 3 Pfund schwer ist und aus Stahl oder aus Schmiedeeisen mit verstählten Bahnen besteht, unter stetem Drehen des Bohrers darauf, bis das Loch die genügende Tiefe hat. Doch reicht zur Herstellung desselben ein Bohrer nicht aus. Nicht nur nutzen sich die Schneiden desselben derart ab, daß zum Bohren von drei bis

vier Löchern je nach der Festigkeit des Gesteins 20 bis 50 Bohrer erforderlich sind, sondern es muß auch bei zunehmender Vertiefung des Loches der breite Bohrer nach und nach durch immer schmalere ersetzt werden. Daraus folgt auch, daß die letzteren die größte Länge haben müssen. Die Anfangsbohrer sind 30 bis 40 cm lang und haben eine Meißelbreite von 260 bis 280 mm, die Mittelbohrer sind 50 bis 60 cm lang und haben eine Meißelbreite von 220—250 mm, die „Abbohrer" sind 75 bis 100 cm lang und im Meißel 180—200 mm breit.

Zur Herausschaffung des Bohrmehls und Reinigung des Bohrloches dient der Krätzer oder Wischer, eine dünne Stange, welche unten rechtwinklig zu einem Löffel gebogen ist. Die Arbeit wird auch dadurch erleichtert, daß man Wasser in das Bohrloch gießt.

Früher wurde allgemein zweimännisch gebohrt. Von den beiden in Kameradschaft arbeitenden Bergleuten hielt abwechselnd der eine den Bohrer, während der andere das Fäustel führte. Jetzt wird am Harze nur einmännisch gebohrt. Ohne die durch diese Änderung herbeigeführte Ersparung an Arbeitslohn hätte unser Bergbau im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts als Zubuße erfordernd eingestellt werden müssen.

Hat das trockene Bohrloch 40, das nasse 50—60 cm Tiefe, so wird es sorgfältig gereinigt und mit dem Sprengmaterial versehen. Das geschieht in folgender Weise. Die mit Pulver gefüllte Patrone, deren Länge ungefähr einem Drittel oder der Hälfte der Tiefe des Bohrloches entspricht, wird bis auf den Boden desselben geschoben und mit der zuvor angefetteten Raumnadel (oder Schießnadel), einem dünnen, unten zugespitzten, oben mit einem Öhr versehenen runden Kupferstabe, angestochen und von ihr bis auf den Grund durchbohrt. Dann wird der freie Raum des Bohrloches um die Raumnadel herum mit Letten besetzt. Das ist ein weicher Thonschiefer, welcher ganz fein gemacht, durch ein Sieb von 1 mm Maschenweite geschüttet, mit Wasser zu Brei angerührt und darauf in Tafelform an der Luft getrocknet ist. Dieser Letten wird mit dem Stampfer aus Schmiedeeisen, dessen Hohlkehle an der Raumnadel anliegt, festgestampft. Mit den Stößen, welches anfangs gelinde, später kräftiger erfolgten, wird fortgefahren, bis der Letten klingt. Nachdem noch etwas angefeuchteter Letten um die Mündung des Bohrloches gestrichen ist, um das Abbröckeln zu verhindern, wird die Raumnadel mittels des durch ihr Öhr gesteckten Stampfers herausgenommen, wodurch ein durch den Lettenbesatz in die Patrone führender Zündkanal frei wird. In diesen wird behutsam das Schwedel (suedan heißt brennen) geschoben, ein mit angefeuchteter und wieder getrockneter Pulvermasse gefülltes, durchbohrtes Papiertütchen, und außen zur Befestigung mit Letten bestrichen. Nun nimmt der Bergmann das Schwefelmännchen zur Hand, einen 5 cm langen mit Schwefel bestrichenen Wollfaden, bäht ihn ab, d. h. zieht ihn durch die Flamme seines Grubenlichtes, damit das Feuer nicht an den vorstehendem Fäserchen zu rasch hineilt, und klebt es rechtwinklig, damit der abtröpfelnde Schwefel auf den Boden fällt, an das Schwedel. Dann ertönt der Ruf: „Fahr niemand da her!" Der Schwefelfaden wird angezündet, und der Bergmann eilt in ein sicherndes Versteck. Ein mächtiger Donner hallt durch die Tiefe, dichter Pulverdampf erfüllt die Gänge, und Erz und Gestein prasseln hernieder.

Doch darf von den eigentlichen Arbeitern nur der Gedinghäuer, dem ein Stück Bergarbeit in Akkord gegeben ist, die von ihm besetzten Löcher selbst

anzünden. Bei allen übrigen Bohrlöchern besorgt der Untersteiger mit dem „Schießer“, seinem Gehilfen, das Sprengen.

Wird statt des Pulvers Dynamit angewandt*), so wird auf die in das Bohrloch eingeführte Dynamitpatrone behutsam mit einem hölzernen Stampfer der Lettenbesatz gedrückt, und die Entzündung erfolgt durch eine Zündschnur, welche mit einem in der Patrone steckenden Zündhütchen verbunden ist. Bei nassen Bohrlöchern, bei denen jetzt regelmäßig Dynamit zur Anwendung gelangt, wird ein wasserdichter Guttapercha-Zünder mit der Patrone verpicht. In dem neuen Tiefbauschachte bei Klausthal, der seit einigen Jahren im Abteufen begriffen ist, werden die Patronen mittels Elektrizität entzündet.

Ist die Sprengarbeit auch durch die 1687 von Karl Zumbe erfundene, vom Oberharze ausgegangene Anwendung des Lettenbesatzes, statt dessen früher ein trockener Buchenpflock auf die Patrone getrieben wurde, sowie durch die von demselben Beamten eingeführte kupferne (oder messingene) Raumnadel statt der früher gebräuchlichen eisernen, bei weitem weniger gefährlich geworden, so kommen doch Unglücksfälle beim Sprengen noch immer und trotz aller Vorsicht vor.

Mit großem Erfolge sind seit dem Jahre 1876 auch Perkussionsbohrmaschinen beim Bergbau, und zwar zuerst im Rammelsberge, angewandt. In ihnen setzt komprimierte atmosphärische Luft den Kolben in Bewegung, und dieser stößt den Bohrmeißel mit großer Gewalt 300- bis 500mal in der Minute gegen das Gestein. Dieser also mit einer Kolbendampfmaschine annähernd zu vergleichende Apparat, der in sechs verschiedenen Systemen am Oberharze im Gebrauche ist, arbeitet nicht nur rascher und billiger, als der Handbohrer, sondern die nach ihrer Verwendung entweichende Luft verbessert und kühlt auch die Grubenluft.

4. Der Bergmann in Gefahr.

Lassen sich Unglücksfälle beim Ein- und Ausfahren und beim Sprengen nicht immer vermeiden, so sind doch die Gefahren, welche den Bergmann sonst noch an seiner Arbeitsstätte bedrohen, ungleich größer. Hereinbrechende Gesteinslasten können ihn erdrücken, die Verzimmerung kann von auf ihm lastendem „Gebirge“ zertrümmert werden, so daß dieses nachrollend den Ausweg versperrt, die „Kunst“ kann brechen und ganze Scharen von Bergleuten unrettbar in die Tiefe schleudern. Ja, der ganze Schacht kann plötzlich zusammenbrechen und sie auf immer begraben. Unglücksfälle aller dieser Arten sind in Klausthal noch in frischem Gedächtnisse.

Der Raum verbietet mir, näher darauf einzugehen; aber ein Beispiel wunderbarer Rettung Verschütteter will ich wenigstens kurz erzählen. Am 19. Juni 1810 stürzte plötzlich der Schacht der „Braunen Lilie“ bei Klausthal donnernd ein. Von den Arbeitern — so ergab der Tagezettel der Grube — hatten sieben ihre Arbeitsstätten nicht unmittelbar am Schacht, sie konnten noch am Leben sein und mußten darum gerettet werden. Einen Schacht von oben wieder aufzumachen, erfordert jahrelange Arbeit. Aber die Oberharzer Gruben stehen alle mit einander durch Stollen und Querschläge in Verbindung. Die „Braune Lilie“ konnte von Rosenhof und von der Zilla erreicht werden.

*) Für die Anwendung des mit einem festen Körper gemengten Nitroglycerin kann der Oberharz die Priorität in Anspruch nehmen. (Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Band 30.)



So wurde denn, nachdem die genauen Grubenrisse in Eile zu Rate gezogen waren, sofort an zwei Punkten, denn die Verschütteten arbeiteten nicht auf ein und derselben Strecke, mit Gottvertrauen und Opfermut ans Werk gegangen. Und die Rettungsmannschaft leistete in 60 Stunden, was sonst die Arbeit mehrerer Wochen gewesen wäre. Um ihre Bergbrüder dem Tode abzuringen, setzten die Arbeiter ihre ganze Kraft ein, und wenn sie eine Stunde lang, nur mit dem Beinkleide angethan, schweißtriefend ihr Gezäh geschwungen hatten, dann traten andere, frische Kräfte an ihre Stelle. Jede Hand voll Gesteins mußte in Trögen in die Höhe gereicht werden, in dem Rettungsschächtchen stand Mann über Mann, und die Tröge flogen von Hand zu Hand.

Auch die Verschütteten waren nicht müßig. Mit einem kleinen Beile richteten sie mühsam die Hölzer zu, um die den Einbruch drohende Strecke zu verzimmern. Sie löschten die Lichter bis auf eins, um mit dem geringen Ölvorrate möglichst lange auszukommen. An Lebensmitteln besaßen sie zusammen nur eine Scheibe Brot und einige Schluck Branntwein. Aber der Bergmann, der das Brot von seiner Mittagsmahlzeit übrig behalten hatte, fand mit ihm in seinem Brotbeutel noch etwas anderes für sich und seine Kameraden, ein unscheinbares Blatt Druckpapier, in dem er ein Stückchen Speck gehabt hatte. Es war ein Blatt aus einem alten Gesangbuche, und der Gesang war von Gott für sie gleichsam besonders ausgewählt. Sie fühlten sich wunderbar getröstet und gaben sich ganz in Gottes Hände. Der dritte Tag war angebrochen, auf dem letzten Grubenlichte zuckte nur noch, halb erlöschend, ein mattes Flämmchen, das Atmen in dem rings umschlossenen Raume wurde schwerer und schwerer, da rüsteten sie sich in herzlicher Glaubenseinfalt auf den Tod: sie erhoben ihre Stimmen zu gemeinsamem Gesange und feierten dann mit den letzten Resten ihres Vorrats das heilige Abendmahl. Nun mochte er kommen, der letzte Feind! Aber der, dessen Auge auch in die Tiefe der Erde schaut, war ihnen schon nahe mit seiner Hilfe. Erst kaum zu unterscheiden, nun ganz deutlich vernehmen sie die bekannten Schläge gegen den Fels, die ihnen die nahe Hilfe verkünden. Sie antworten und hören an den Klopfsignalen, daß sie verstanden sind. Und die Arbeitenden über ihnen, die ihr Leben wagten, das Leben ihrer Brüder dem Tode zu entreißen, wissen nun, daß sie auf dem rechten Wege sind; rascher noch und gewaltiger wird das Gezäh geschwungen, und die Kunde, daß die Verschütteten am Leben sind, fliegt den Schacht hinauf zu den Weibern und Kindern und Freunden, die in banger Sorge den Geipel umlagern. Und nun prasselt die letzte trennende Gesteinswand zusammen, und das Grab liegt offen; und die bleichen, abgemagerten Gestalten werden herausgehoben. Wortlos reichen sie jedem die Hand, ein Augenblick feierlichen Schweigens, in dem alle die Nähe des Herrn verspüren. — Aber

„Sechs Mann, die sänn in Schacht begrohm, es is ä weites Grob,
Un ihr Gebäns kimmt nie zu Tohk, denn käner kann meh nob.
Wenn oder änst an jingesten Tohk dr Waltenrichter rufft,
Dann schteing se ah nohch langer Nacht ans Licht aus ihrer Gruft. —
Half, Gott, daß ich dann Jubel sah! ich schtimm denn ah mit ein.
Na, dann su han mer ewig Schicht, mr fahren nie meh ein.“ *)

Zu den schlimmsten Feinden des Bergmanns gehören die **bösen Wetter**. Unter Wetter versteht der Bergmann die Luft in den Gruben; er unterscheidet frische und matte — erstere „fallen ein“, d. i. strömen in die Grube hinein,

*) F. Schell, „Alte Geschichten von Clasthol.“

letztere, infolge des Atmens, des Sprengens u. s. w. verschlechtert, strömen heraus. Bei unseren Harzer Gruben macht der Wetterwechsel im allgemeinen keine Schwierigkeit; da die auf einem Zuge in verschiedener Höhe liegenden Gruben alle unter einander verbunden sind, so bedürfen sie der künstlichen Ventilatoren und Maschinen nicht, mittels welcher man in weniger begünstigten Berggegenden dem Bergmann Luft von normalem Sauerstoffgehalte zuzuführen sich bemüht, in der Regel selbst nicht einmal der einfachen Hilfsmittel des Wettersatzes und der Wettertrommel. Je nach der Jahreszeit fallen die Wetter auf der tiefer oder höher gelegenen Grube ein und treiben die verbrauchte Luft in lebhafter Bewegung vor sich her zum Schachte (bezw. Stollen) hinaus. Wie ein hoher Schornstein besser zieht als ein niedriger, so verursachen auch die tiefen Oberharzer Schächte mit ihrer enormen Saugkraft eine lebhafte Luftzirkulation. Um den Wetterzug nach Bedürfnis regeln zu können, sind in den die Gruben verbindenden Stollen verschließbare Wetterthüren angebracht.

Dennoch aber können besondere Umstände die Grubenluft derart verderben, daß der Mensch darin nur mit Mühe, oder überhaupt nicht zu atmen vermag. Besteht diese Veränderung nur in einer Abnahme des Sauerstoffgehaltes, so heißen die Wetter schlecht, sind aber zugleich giftige Gase (Kohlensäure, Kohlenoxydgas) beigemischt, so heißen sie böse. Eine solche Vergiftung der Grubenluft kann in den oberharzischen Gruben nur vorkommen, wenn die Schacht- und Stollenzimmerung, das Holzwerk, mit dem die unterirdischen Räume gegen den Einsturz gesichert sind, in Brand gerät. Dann durchziehen die brandigen Wetter, dem natürlichen Wetterzuge folgend, nicht nur das ganze Revier bis zum Wetterschachte, sondern die Kohlensäure senkt sich vermöge ihrer spezifischen Schwere auch in die Tiefe. Die bösen Wetter, welche infolge eines Grubenbrandes im Februar 1804 die Andreasberger Gruben vergifteten und sechs Bergleute, zwei derselben beim Rettungsversuche, töteten, enthielten nach der chemischen Analyse des Professors Hausmann 13,75 % Sauerstoff, 81,42 % Stickstoff und 4,83 % Kohlensäure. Der größte Unglücksfall durch böse Wetter wurde am 20. Oktober 1848 durch einen Brand in der Grube Regenbogen bei Zellerfeld veranlaßt. Um den Untersteiger und den Schießer zu retten, welche berufstreu in ihre brennende Tiefe gefahren waren, um die Ursache des Brandes zu erforschen, und um den mit Schließung der Wetterthüren im Klausthaler Burgstätterzuge beauftragten Arbeitern Hilfe zu bringen, wurde eine Expedition nach der andern ausgerüstet, — die letzte, an der auch die Oberbergräte von Grote und von dem Knesebeck, sowie der Kapitän von dem Knesebeck teilnahmen, führte der Bergassessor (spätere Geheime Bergrat) Koch —, aber alle Anstrengungen waren vergeblich: sieben Bergleute, fünf Steiger und Untersteiger und ein Geschworner wurden das Opfer ihrer Berufstreue, viele von der Rettungsmannschaft kamen gänzlich zerschlagen, dem Tode nahe, wieder zu Tage. Als das Feuer erloschen war und die Schwaden sich verzogen hatten, fand man die Leichen meist noch in der Stellung der Lebenden, sie waren ohne Todeskampf hinübergegangen. Den Insassen des Jachtbootes las man die freudige Hoffnung, sich mittels dieses in die noch nicht vergiftete Grubengegend retten zu können, gleichsam auf dem Gesichte: der lächelnde Mann am Schnabel hielt noch sein Beil in der Rechten und in der Linken die Pfeife. Auch den Geschwornen Bergmann, den Führer der ersten größeren Rettungsexpedition, fand man in einem Schiffe. Er hatte sein Grubenlicht richtig am Schnabel befestigt, aber in demselben Augenblicke die Besinnung verloren, denn er saß verkehrt auf der Bank.

Die schlagenden (entzündlichen) Wetter, welche in den Kohlengruben oft entsetzliche Verheerungen anrichten, sind beim Metallbergbau nicht zu fürchten. Wohl kann sich in alten, mit Wasser gefüllten Grubenräumen, welche seit Jahrhunderten von der Luft abgeschlossen gewesen sind (im sogen. Alten Mann), Schwefelwasserstoff entwickeln, und dieses Gas kann, wenn der alte Bau durch ein Bohrloch unversehens geöffnet wird, am Grubenlichte verpuffen — wie es seit 1661 dreimal vorgekommen ist — aber in der Regel verläuft solche Explosion ohne nennenswerte Gefahr.

5. Die Erzförderung und die Wasserwirtschaft.

Über dem Fahrschachte liegt der zur Förderung dienende Treibschacht. „Wir treten in den über dem Schachte stehenden Geipel. Vor uns schlägt soeben die am emporgehenden Drahtseile hängende Fördertonne eine der beiden als Verschluß der Schachtöffnung dienenden Thüren der „Hängebank" auf. Die Tonne erhebt sich vor unseren Augen so hoch, daß ein bereitstehender Bergmann, der „Stürzer", in einem unter dem Boden derselben angebrachten Ring den Haken der von der Decke des Geipels herabhängenden Stürzerkette einhängen kann. Kaum ist dies geschehen, so senkt sich, gleichsam von unsichtbaren Mächten angetrieben, die eisenbeschlagene Tonne. Sie stürzt nach vorn über, denn der Boden ist durch die Kette am Heruntergehen gehindert. Mit Donnergepolter stürzen hundert und mehr Stäbe zu unseren Füßen nieder. Es sind stählerne Gesteinsbohrer, welche in der beim Geipel stehenden Bergschmiede geschärft werden sollen. Die Tonne hebt sich wieder, wird von der hindernden Kette befreit, senkt sich dann bis zur Hängebank, ist bald mit geschärftem Gezäh gefüllt und tritt nun, am sicheren Seile geführt, den Rückweg in die Tiefe an. Das andere Drahtseil daneben steigt gleich schnell empor, wie dieses durch den Schlitz der nun wieder geschlossenen Schachtklappe hinunterläuft. Verwundert sehen wir uns um. Wie kann all die Bewegung so exakt ohne ein einziges Kommandowort sich vollziehen? Dort hinter dem Fenster, gerade der Hängebank gegenüber, sitzt der Steuermann, der sogenannte Schützer, seinem Willen fügt sich die Tonne. Ein kräftiger Druck auf einen der drei neben ihm liegenden Hebel, die beiden sogenannten Wassergeber oder Bremshebel, und die Tonne steigt, sinkt oder bleibt stehen wie festgebannt. Ein Zeigerwerk, vom Klausthaler Oberbergmeister Stelzner 1773 erfunden, giebt dem Schützer auf einem Zifferblatte stets genau an, an welcher Stelle des Schachtes die Tonnen sich befinden. Als Signalvorrichtung ist daneben das Klopfzeug angebracht, ein Hammer oder Stempel, welcher mit einem im Schachte hinabhängenden, sowie mit einem nach der Wasserradstube hin ausgespannten Drahtseile mittels Hebel und Stempel so in Verbindung steht, daß man von jeder Stelle des Schachtes und von der Radstube aus sich dem Schützer durch Klopfen bemerkbar machen kann. So bedeutet 1maliges Klopfen: Stillstand; 2mal: hohe (obere) Tonne herein; 3mal: hohe Tonne in die Höhe; 2mal 6: Beschädigung; 2mal 7: tödliche Beschädigung." (Hoppe.)

Während bei den übrigen Bergstädten die Tonne auch zur Förderung der Erze dient, treiben die Klausthaler Gruben, soweit das Erz nicht schon auf kürzerem Wege an das Schiff gebracht werden kann, meistens nur „blind", d. h. die Tonne kommt nicht zu Tage, sondern nur bis zu einer „Strecke" herauf, auf der es unterirdisch weiter geschafft werden kann.

Zur Förderung auf der Strecke dienen bei geringer Entfernung Schiebkarren, sonst stets die Hunde oder Förderwagen. Dieser Hund (vom slavischen

hintow d. i. Wagen) besteht aus einem eisernen oder eisenbeschlagenen Kasten, der mehrfach für jedes seiner vier Räder eine besondere Axe hat, und der dadurch, daß die eine Hauptaxe fest unter seiner Mitte liegt, zum Kippen eingerichtet ist.

In ältester Zeit lief der Harzer Hund auf sogen. Hundsgestängen, zwei 5 cm voneinander entfernte Bohlen, in deren Abstand der „Spürnagel" des Hundes eingriff. Durch Harzer Bergleute, welche die Königin Elisabeth kommen ließ, wurde diese Einrichtung nach England, der Geburtsstätte der Eisenbahnen, verpflanzt. Doch sollen auch schon am Harze im Jahre 1775 gußeiserne Schienen auf hölzernen Unterlagen angewandt sein. Im Jahre 1806 wurde die Dorotheer Halde mit der Dorotheer Erzwäsche durch einen solchen Schienenweg verbunden, den man — wenn jene Nachricht nicht verfrüht sein sollte — als die erste Eisenbahn auf dem Kontinente ansehen muß.

Zur Zeit, als die Erze noch in der Tonne zu Tage gefördert wurden, fuhren täglich 600 bis 800 beladene Erzwagen durch die Straßen Klausthals. Jetzt ist es stiller geworden auf den Halden bei den Gruben, und die „Bergfuhrherren" sind bis auf einige ausgestorben.

In einer Tiefe von 400 m unter Tage bewegt sich auf schwer beladenen Schiffen der Erztransport von den Gruben zu der Aufbereitungsanstalt. Im Jahre 1803 in Angriff genommen, wurde die schiffbare „Tiefe Wasserstrecke" bei einem regelmäßigen Wasserstande von 1,5 m Tiefe schon seit dem Jahre 1833 zum Transport eines Teiles der auf dem Burgstätter Zuge gewonnenen Erze benutzt, seit dem Jahre 1878 aber, wo der neue Förderschacht Ottiliä auf der Bremerhöhe vollendet wurde, vermittelt sie den gesamten Verkehr zwischen Grube und Aufbereitung.

Die Schiffe, deren gegen 50 im Dienste sind, haben eine Breite von etwas mehr als $1\frac{1}{3}$ m und eine Tiefe von 1 m und die Holzschiffe eine Länge von $9\frac{1}{3}$, die Eisenschiffe von 9 m. Sie befördern das Erz in je 3—4 Kästen, welche im Ottiliäschachte mittels Dampfkraft gehoben werden. Die beiden Schiffer, von denen einer vorn, der andere hinten seinen Platz hat, ziehen das Schiff an dem unter der First der Strecke hinlaufenden straff gespannten Drahtseile. Zur Beförderung von Personen dienen die zierlicher gebauten Jachtboote, welche sechs Personen fassen.

Die tiefe Wasserstrecke wird von den Grundwassern der Gruben gespeist. Nur in der ersten Kindheit des Bergbaues, als die Gruben nur sehr wenige Teufe hatten, war es möglich, diese Wasser durch einfache Hebung unschädlich zu machen. Schon bald aber mußte man den Kampf mit ihnen durch Anlage von Abzugsstollen aufnehmen. Von diesen ältesten Stollen sind noch jetzt u. a. der 1525 in Angriff genommene Dreizehnlachterstollen, der 1548 getriebene Frankenscharner, der Neuzehnlachterstollen aus dem Jahre 1551 und der Rabenstollen aus dem Jahre 1573 gangbar. Als aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grubenbaue in die Tiefe, unter die Sohle der vorhandenen Stollen, vorrückten, vermochte man mit ihnen die Wasser nicht mehr zu bewältigen. Man trieb deshalb in den Jahren 1777 bis 1799 260 bis 285 m unter Tage den nach dem Könige Georg III. benannten Georgstollen, welcher mit seinen Verlängerungen durch das Zellerfelder und Bockswieser Revier und mit seinen Schachtquerschlägen eine Länge von etwa 19 km erreichte. Er hat sein Mundloch unterhalb der Stadt Grund.

Aber diese kostspielige und mit Recht viel bewunderte Anlage genügte nicht für lange Zeit. Die Fertigstellung der Tiefen Wasserstrecke gab freilich die Mög-

lichkeit, mit dem Abbau der Erze noch etwa 200 m weiter in die Tiefe zu dringen, aber in Flutzeiten konnte man der Grundwasser kaum noch mit Zuhilfenahme aller Kräfte, namentlich auch der mustergültig konstruierten Wassersäulenmaschinen, Herr werden. So beschloß man denn im Jahre 1856, die Tiefe Wasserstrecke, deren Wasser bis dahin auf den Georg-Stollen gehoben werden mußten, bis nach Gittelde zu verlängern, und führte dieses Riesenwerk, den Ernst-August-Stollen, in seinen Hauptzügen in der Zeit vom 27. Juli 1851 bis 22. Juni 1864 mit Glück aus. An zehn Stellen war gleichzeitig eingeschlagen — teilweise konnten die alten Lichtlöcher des Georg-Stollens benutzt werden, — so daß also der Betrieb mit 18 „Örtern" geschah. Die Sprenglöcher, welche zu bohren waren, würden, an einander gereiht, eine Gesamtlänge von 70 deutschen Meilen ergeben. Die Kosten betrugen nur 1 700 000 Mark. Im Juni 1864, als die Vollendung des Stollens durch ein großes Fest gefeiert wurde, war dieser schon 22 792 m lang, in einigen Jahren, nach Vollendung des Bockwiese-Lautenthaler Flügelortes, wird seine Länge fast 26 km oder 3½ Meilen betragen. (Der im Jahre 1878 eröffnete Stollen „Joseph II." bei Schemnitz in Ungarn, den die Zeitungen von Zeit zu Zeit als den längsten Tunnel der Welt aufführen, ist nur 16 538 m lang, wird also selbst vom Georg-Stollen übertroffen; der Mont-Cenis-Tunnel ist 12 233 m, der große St. Gotthard-Tunnel 14 920 m lang; sämtliche 52 Gotthard-Tunnel haben zusammen nur eine Länge von 24 200 m. Dagegen soll der in den Jahren 1809 bis 1879 hergestellte „Schlüsselstollen" im Mansfeldischen eine Länge von 31 060 m haben.) Das Mundloch des Ernst-August-Stollens liegt auf der Schützenwiese bei Gittelde. „Hier erhebt sich inmitten freundlicher Anpflanzungen vor den letzten Ausläufern des Harzgebirges der in Sandstein hergestellte Portalbau im altertümlichen Stile, mit Türmen und Zinnen geschmückt, ein sichtbares Zeichen der Thatkraft und Beharrlichkeit des Harzer Bergmanns, ein Denkmal der Großartigkeit des Harzer Bergbaues selbst." (Lahmeyer.)

Die Anlage eines noch tieferen Stollens ist nicht möglich. Wohin sollte man sein Mundloch legen? Aber der Klausthaler Bergbau geht immer mehr in die Tiefe. So hat man denn 230 m unter dem schiffbaren Teile des Ernst-August-Stollens, also unter der tiefen Wasserstrecke (35 m unter dem Meeresspiegel und 620 m unter Tage), noch eine „Tiefste Wasserstrecke" hergestellt und hebt zunächst auf diese die Wasser aus den bis 370 m unter den Ernst-August-Stollen hinabgehenden Tiefbauen mittels Wasserrad- und Wassersäulen-Pumpen, und von da durch die beiden großartigen Zwillings-Wassersäulen-Pumpen*), welche 30 m unter dem Meeresspiegel im Marienschachte eingebaut sind, die gesamten Wasser der Tiefsten Strecke auf den Ernst-August-Stollen.

* * *

Während die Stollen den Bergbau in größeren Teufen dadurch ermöglichen, daß sie die Gruben durch Fortleitung der unterirdischen Wasser „zu Sumpfe halten", liefern die Teiche und oberirdischen Gräben den Gruben, Pochwerken und Hütten durch Zuführung der „Tagewasser" die beste und billigste Betriebskraft. Wenn auch in neuerer Zeit — die Versuche des berühmten Leibniz, den Wind dem Bergbau dienstbar zu machen, mußten selbstverständlich fehlschlagen — hie und da (auf der Fahrkunst des Marienschachtes,

---

¹) Die Wassersäulenmaschine ist 1748 von Winterschmidt im Harze erfunden. Der Erfinder des hydraulischen Balanciers ist Bergrat Jordan in Klausthal.

im Ottiliä- und im neuen Tiefbauschachte, in den neuen Aufbereitungsanstalten und auf den Hütten) der Dampf helfend eingetreten ist, so bleibt doch nach wie vor der Fortbestand der Montanindustrie des Oberharzes von seiner vorzüglichen Wasserwirtschaft abhängig.

Teichanlagen sind hier so alt wie der Bergbau: schon zur Zeit des Klosters Cella werden Sammelteiche in der Nähe des heutigen Zellerfeld erwähnt. Nach und nach hat sich das System so großartig entwickelt, daß es heute 70 Teiche, welche zusammen eine Fläche von 250 ha bedecken und gegen 10 Millionen Kubikmeter Wasser fassen, 16 Meilen Sammel- und 11 Meilen Aufschlaggräben in sich begreift. Hunderte von Grabensteigern, Grabenuntersteigern und „Mitgängern" sind zur Wartung dieser Anlagen der Vorfahren bestimmt. Wenn der Schnee schmilzt, wenn die Regengüsse von den Bergen herunterstürzen und Brüche und Quellen stärker speisen, dann gilt es, die Wasservorräte sorgsam für die folgende, vielleicht wasserarme Zeit zu sammeln. Zunächst werden die höchstgelegenen, dann der Reihe nach die tiefer gelegenen Teiche gefüllt. Besonders schwierig ist das Amt der Grabenmannschaft zur Zeit langandauernden Regens. Da müssen zu rechter Zeit die überflüssigen Wasser durch die „Fehlschläge" der Gräben und die Ausfluten der Teiche in die Freifluten und Thalwasser abgeführt werden, damit nicht Grabenbrust und Dammkrone vom Wasser beschädigt werden, damit nicht ein Dammbruch erfolgt. Der Kampf mit den höher und höher vor dem Damme sich aufbäumenden Wassern erfordert hier in Zeiten der Not nicht weniger Energie und hat nicht geringere Bedeutung als an den Deichen der Küstenmarschen. Es ist nur einer der kleinsten aller Teiche, der vor einem Jahrzehnt im Thale der Laute ausbrach, aber seine Wassermassen waren doch stark genug, in Lautenthal Häuser niederzureißen und mit Steinen beladene Wagen hinwegzuschwemmen. Um den höchstgelegenen und größten Klausthaler Teich, den Hirsch, welcher auf einer Bodenfläche von 15,7 ha mehr als 600000 kbm Wasser faßt, möglichst zu sichern, hat man ihn durch einen horizontal liegenden Wasserlauf mit dem Hutthale verbunden, der ihm bei niedrigem Wasserstande die Wasser dieses Thales zuführt, bei Hochwasser aber die gefahrdrohenden Massen in den Riefensbeek und durch diesen in die Söse leitet.

Sind die Teiche gefüllt, so werden in „nasser" Zeit nur die überflüssigen Wasser zum Betriebe benutzt und zwar werden diese entweder direkt aus den Gräben auf die Motore geleitet, oder es werden den Teichen durch das Striegelgerenne soviel Wasser abgezapft, wie ihnen zufließen. Tritt dagegen trockene Zeit ein, so versiegen die meisten Sammelgräben, und es müssen deshalb die Betriebswasser lediglich den Teichen entnommen werden.*) Sind alle Teiche voll, so können sie, auch wenn kein Tropfen Regen fällt, den großartigen Betrieb 14 bis 16 Wochen lang ohne jede Störung versorgen.

Die Sammelgräben sind in der Regel einfach an den Bergabhängen ausgeworfen, so daß das ausgeworfene Material zur Grabenbrust hat ver-

*) Bei Bestimmung und Abschätzung der Wassermenge, welche die Motore erhalten, wird als Maßeinheit das „Rad Wasser" benutzt (ein Striegel wird auf 2, 3 u. s. w. „Rad Wasser" eingestellt). Die Angaben über die Größe desselben sind selbst in technischen Schriften sehr schwankend. Eine vom Bergamte niedergesetzte Kommission von Sachverständigen hat festgestellt, daß observanzmäßig unter einem „Rad Wasser" diejenige Wassermenge, welche erforderlich ist, um ein Kunstrad von 18—20 Zoll Durchmesser zu treiben, d. i. 3½—4 Kubikfuß in der Sekunde, 210—240 Kubikfuß in der Minute (5¼—6 cbm), zu verstehen sei. (Gefällige Mitteilung des Herrn Bergrats Fickler.)



wandt werden können. Da der Boden fast überall aus Dammerde besteht, so haben nur wenige Stellen, wo das Erdreich locker und humusreich ist, eine sorgfältige Ausstampfung verlangt. Schwierig ist die Grabenanlage an steilen Abhängen, an denen Felsen zu Tage treten. Hier hat man meistens, ebenso auch zur Vermeidung langer Umwege um Bergkuppen herum, den Graben unterirdisch in einem sogenannten Wasserlauf bis zu geeignetem Punkte weitergeführt. Diese Wasserläufe stehen teils „im Festen", teils in Mauerung oder Zimmerung und sind so hoch, daß ein Mann bequem darin gehen kann. In neuerer Zeit hat man auch der Ersparung wegen manche längeren Grabentouren in entlegenen Gegenden durch Wasserläufe ersetzt. Seitdem der Bergdem Forsthaushalt als Käufer gegenüber steht, ist nämlich die Grabenbedeckung, d. h. die dichte, gegen den Frost schützende Überdeckung der Gräben mit Fichtenzweigen mit erheblichen Kosten verbunden.

Manche Sammelgräben haben eine bedeutende Ausdehnung. So ist z. B. der obere Schalker Graben, welcher die Quell- und Regenwasser des Kahlenberges und des Bocksberges in den Kranicherteich unterhalb Hahnenklees führt, etwa 8300 m lang.

Die Hauptpulsader für den Oberharz ist aber der sogenannte Dammgraben, ein ausgedehntes, viel verzweigtes System von Zufuhrgräben. Vor Anlage desselben mußten die Gruben und Pochwerke des Klausthal-Zellerfelder Gebietes in wasserarmen Sommern und in frosttrockenen Wintern von Zeit zu Zeit auf Wochen oder Monate stillstehen und vermochten hinterher die während dieser Betriebspause gestiegenen Grundwasser nur mit Mühe nach und nach wieder zu gewältigen. Schon im Jahre 1657 tauchte deshalb das Projekt auf, den Gerlachsbach, den man durch Sammelgräben leicht verstärken konnte, vom Bruchberge nach Klausthal zu leiten. Die Ausführung scheiterte aber an der Schwierigkeit, den Bach vom Isenkopf durch ein Thal nach dem Tränkeberge zu führen. 1718 nahm man jedoch den Plan wieder auf und entschied sich nach langen Beratungen für Ausführung dieser Strecke durch einen Damm. Und nun wurde in der kurzen Zeit von 75 Wochen (1732—74) dieses Riesenwerk, der Sperberhaier-Damm, mit einem Kostenaufwande von wenig mehr als 100000 Mark hergestellt. Die Länge des in der Basis 44 m, in der Krone 16 m breiten und in der Mitte 16 m hohen Dammes beträgt fast 1 km. Im Jahre 1736 wurde die ihm dienende Grabentour bis zur großen Oker fortgeführt und auch in diesem Jahrhundert, namentlich 1820 bis 1840 erheblich erweitert. Der Dammgraben im engeren Sinne hat eine Länge von etwa 23 km, das ganze Dammgrabensystem eine solche von etwa 49 km oder $6^1/_3$ Meilen (Dumreicher).

Um eine möglichst nachhaltige Wasserzuführung zu erreichen, hat man selbst die kleinsten Zuflüsse, welche die Natur bot, von ihrem freien Laufe abgelenkt. Am weitesten greift der Abbegraben hinauf: auf dem felsigen, mit bruchigem Boden überdeckten Brockenfelde fängt er in 790 m absoluter Höhe die Wasser der Abbe, eines Nebenbächleins der Ecker, ab und führt dieselben den bis zum eigentlichen Dammgraben frei herabstürzenden Kellwassern zu. Andere Sammelgräben durchschneiden das Quellgebiet der Oder, der Oker und der Söse.

Ein Teil der Wasser des Dammgrabens wird am Polsterberge durch eine Hubkunst 18 m hoch in den Hirschler Teich gehoben, um den höchstgelegenen Gräben des Burgstätterzuges als Aufschlagwasser zugeführt werden zu können. Der Überschuß der gehobenen Wasser kommt dem Jägersbleeker Teiche zu gute, welcher gegen 400000 kbm faßt. Von den übrigen Teichen nenne ich nur

die bedeutendsten: der Obere Pfauenteich hält 333000, der Bärenbrucher 222000, der Pixhaier 275000, der Ziegenberger 315000, der große Sumpfteich 288000, der Prinzenteich 477000, der Fortuner 408000 kbm.

Die Teichdämme haben oft eine beträchtliche Länge und Höhe: der des Kiefhölzer Teiches ist 410 m lang und 13 m hoch, der des Hirschler Teiches 380 m lang und 11 m hoch, der des mittleren Kellerhalses 15 m hoch. Sie bestehen sämtlich aus einer wasserabdichtenden, aus Rasen und Dammerde gestampften Wand und einer Anschüttung, d. i. lose angeworfenem Erdreich, welches seine Stärke und Böschung herstellt. Jene, das sogen. Rasenhaupt, nimmt in der Stärke von $2^1/_3$ m senkrecht die Mitte des Dammes ein. Der Ausfluß wird durch einen Striegel (einen Ausflußzapfen) mit einem Gerenne geregelt. Zahnstange und Getriebe, wodurch der Striegel bewegt und gestellt wird, befinden sich in einem auf dem Damme liegenden oder vor demselben am tiefsten Punkte des Teiches auf hohen Bockbeinen stehenden Striegelhäuschen.

Die Aufschlaggräben sind mit großer Sorgfalt gearbeitet: Sohle und Seiten — letztere sind außerdem innen gemauert — werden von einer mindestens 30 cm starken gestampften Dammerdschicht umgeben. In neuerer Zeit werden sie auch vorteilhaft aus Zementguß hergestellt. Soweit sie unterirdisch fließen, heißen sie Röschen. Die längsten Aufschlaggräben sind der Zellerfelder (9,8 km) und der Lautenthaler Kunstgraben (8,3 km). — Vom Graben führt ein Gefluter aus starken Fichtenbohlen das Wasser auf das Rad. Im ganzen werden beim oberharzischen Bergbau 170 ober- und 26 unterirdische Wasserräder, 6 Wassersäulenmaschinen und 6 Turbinen — mit mehr als 3000 Pferdekräften — durch das Wasser in Betrieb gesetzt.

Von gleicher Bedeutung wie Dammgraben und Hirschler Teich im westlichen Oberharze sind für den Andreasberger Bergbau der Oderteich und der Rehbergergraben.

Der Oderteich, dem Touristen der bekannteste aller harzischen Wasserreservoire, staut mit seinem aus mächtigen mit Eisen verklammerten Granitmassen aufgetürmten Riesendamme (der 148 m lang, 22 m hoch, in der Krone 16 und in der Basis 48 m dick ist) die Quellwasser der Oder zu einem 22 ha bedeckenden Bassin auf, und der am östlichen Abhange des Rehberges durch den Fels gebrochene $7^1/_2$ km lange Rehberger Graben, an den sich der 800 m lange Röhrenberger Wasserlauf schließt, führt sie dann den Andreasberger Werken als Aufschlagwasser zu. Nachdem sie ihre Arbeit gethan haben, bringt sie die Sperlutter wieder in die Oder. Wenn der Teich gefüllt ist, vermag er Andreasberg sechs Monate lang zu versorgen. Im Jahre 1722 nach neunjähriger Arbeit vollendet, versagte er in seinem Jubeljahre 1822 zum erstenmale den Dienst.

Vom Oderteiche „zieht sich ein köstlicher Weg von festestem Granitsande stundenlang an der Wand des Rehberges hin; rechts rauscht der zwischen Granitblöcken eingeengte Kanal, halb über ihm ragen in wilden Formen die Felszacken und düsteren Waldungen des Rehberges; links stürzt sich der Berg jäh in das Thal, in dessen dunkler Waldesnacht die rauschende Oder zwischen den Felstrümmern sich hindurcharbeitet; überall strecken die Bergriesen ihre Felsenarme himmelwärts; im Hintergrunde schließt mit seinen gewaltigen finsteren Tannen der kühne Hahnenklee*) das Bild, — eine wahre Schweizerpartie. Nach einer Volkssage jagte hier bei Tag und Nacht einst ein wilder

*) Hahnenklee, d. i. Auerhahnsklippe, denn klee, kleb, klef heißt Klippe.



Jäger und störte selbst am Sonntage die heilige Ruhe. Ein frommer Einsiedler, der am Fuße der Rehberger Klippe, just wo sie am höchsten emporstarrt, seine Klause hatte, ermahnte den ungestümen Schützen, abzulassen von seiner tollen Jagd; aber dieser verhöhnte den Klausner und trieb die gierige Meute um so kräftiger an, ein weißes Reh zu verfolgen, das drüben am Berge stand. Das geängstigte Tier floh an den Rand dieser jähen Klippe, vor ihm der schreckliche Abgrund: näher kam die wilde Jagd, das Tier wagte den gräßlichen Sprung, ward gerettet und barg sich in die Hütte des Einsiedlers. Toll stürzte die verfolgende Rotte nach, wie von Teufelsgewalt getrieben und geblendet; aber zerschmettert lagen Hund und Roß und Jäger vor den Füßen des Klausners. Von da an jagt nun um Mitternacht die wilde Jagd in dieser Gegend; wütende Jäger schreiten durch die Finsternis, mit ihnen Riesen und Zwerge und aller Spuk und Höllengraus. Die Klippe heißt seitdem „Rehbergerklippe". (Brederlow.)

6. Die Aufbereitung der Erze.

Ehe die in der Grube gewonnenen Erze der Hütte zugeführt werden können, erfordern sie mit Ausnahme des nicht in großer Masse brechenden Stufferzes, welches gar kein unhaltiges Gestein enthält, eine mannigfaltige und lang dauernde Arbeit.

So viel irgend möglich, wird der „Berg", das wertlose Gestein, schon in der Grube gesondert und hier zum größten Teil zur Ausfüllung der abgebauten Strecken benutzt. Nur was sich hier nicht unterbringen läßt, wird zu Tage ausgetrieben und auf die Halde gestürzt. Ganze Thalstrecken sind im Laufe der Jahrhunderte durch diesen Haldensturz schon ausgefüllt. Ohne Blüte und Grashalm, und doch trotz ihrer Einförmigkeit als ein Beweis des unterirdischen Fleißes und Erfolges nicht ohne jeden Reiz, erstrecken sich die wirren, mächtigen Haufen tauben Gesteins fast von Grube zu Grube. Und noch immer sind sie im Wachsen begriffen, je nach kurzer Zeit müssen die hohen Baumstämme, welche auf ihrer Spitze die eisernen Schienen tragen, auf denen der Fördermann den Hund vom Förderschachte hierher „läuft" *), weiter hinaus gerückt werden.

Zahlreich sind die Halden, auf denen schon seit Jahrhunderten kein Hund mehr gestürzt wird, weil die Gruben, zu denen sie einst gehörten, eingestellt, oder weil neue Halden in der Nähe angelegt sind. Manche von ihnen liegen mitten in der Wiese, oder tragen Häuser und Gärten auf ihrer geebneten Oberfläche; andere sind in neuerer Zeit in anmutige Lustwäldchen umgewandelt, und kaum sieht man ihnen noch an, daß sie nichts sind als Schutthaufen. An den Abhängen wurzelt Nadel- und Laubholz in buntem Gemisch, und durch den grünen Rasen, welchen Steinnelke, Fingerhut und andere Blumen schmücken, schlängeln sich breite, sauber mit Kies bestreute Spazierwege. Ahornbäume mit ihren großen, schön gezackten Blättern beschatten den Weg, und hier und da ladet eine Bank, eine Grotte, oder eine Laube den Spaziergänger ein, sich in den Anblick der einfach schönen Gebirgslandschaft zu versenken.

Wenn auch längst nicht mehr in dem Umfange wie früher, so wird doch noch immer ein Teil der Handscheidung der Erze auf den den Gesteinshalden gegenüber liegenden Erzhalden der Gruben vorgenommen. Halbinvalide Bergleute, die unter Tage nicht mehr arbeiten können, werfen Bleiglanz, Kies

*) Im bergtechnischen Sinne wird „laufen" faktitiv gebraucht.

und Blende auf verschiedene Haufen und schlagen mit dem 2 Pfund schweren Scheidhammer das Erz aus den „Wänden" heraus. (Unter Wänden versteht man größere, nicht unter 60 mm starke Stücke, die kleineren heißen Grubenklein.)

Die eigentliche Aufbereitung aber wird in besonderen Anstalten, in Scheidhäusern, Wäschen und Pochwerken zc. vorgenommen.

Ist der Zweck der Aufbereitung, das taube Gestein von dem nutzbaren Erze zu trennen, so wird bei dem ganzen Verfahren der Grundsatz festgehalten, daß das metallhaltige möglichst „rösch" (groß) bleiben muß, denn jede unnötige Zerkleinerung ist nicht nur eine Verschwendung der Arbeitskraft, sondern hat auch Verluste am Erz im Gefolge. Nach jeder Zerkleinerung werden deshalb die Erz- und Gesteinsstückchen, ehe sie der folgenden Aufbereitungsmaschine zufallen, „klassiert", d. i. nach der Korngröße getrennt. Damit das teilweise aufbereitete Material den zurückgelegten Weg nicht wieder aufwärts zu machen braucht, liegen die einzelnen Abteilungen der Aufbereitungsanstalt terrassenförmig über einander.

In dem höchstgelegenen Gebäude, aus dem uns entsetzliches Geprassel entgegenschallt, sind sechs Steinbrecher in Thätigkeit, deren jeder mit 5 Pferdestärken arbeitet. Es sind gewellte Eisenplatten, welche in jeder Minute 100mal herumgeschleudert und stoßweise gegen eine gleiche, festliegende Platte geschleudert werden. Hierdurch werden die zwischen den beiden Platten durchgehenden Erzstücke bis zu 60 mm verkleinert. Das Röschwalzwerk setzt diese Zerkleinerung bis auf 32 und das Feinwalzwerk, die zusammen mit 35 Pferdekräften arbeiten, bis auf 4 mm Korngröße fort. Die „Klassierung" wird in diesen drei Werken durch Trommeln besorgt, welche mit einem Ende, wo das Material eintritt, höher liegen und verschieden groß gelocht sind. Die größeren Erzstücke, welche auch durch die größten Löcher nicht hindurchgehen, kommen als „Klauberz" in die Sortierhäuser, wo sie durch die Hände von Pochknaben in Bleiglanz, Blende, Kupferkies, Schwefelkies, „Pocherz" und „Berg" geschieden werden. Erzstücke, welche keine frische Bruchfläche haben und deshalb schwer zu erkennen sind, werden im Naß-Sortiergebäude zunächst mit Wasser abgespült.

In dem Pochwerke, in welches wir nun eintreten, verursachen 176 Pochstempel einen so entsetzlichen Lärm, daß man sich mit seinem Nachbar kaum anders verständlich machen kann, als wenn man ihm die Worte mit aller Kraft in die Ohren schreit. Die Stempel sind von Schmiedeeisen und wiegen mit dem stählernen Pochschuh (dem Klotz am unteren Ende) je 180 kg. Die Pochsohle des Troges, in welchem die Stempel das Erz zerschmettern, ist von Hartguß.

Mit Aufzählung der hydraulischen Separations- und Anreicherungsmaschinen würde dem Leser wenig gedient sein. Ich will deshalb nur die Prinzipien nennen, auf denen sie beruhen. Sind zwei Körner von verschiedener Größe, bezw. von verschiedenem spezifischen Gewichte in Bewegung, so schießt nach dem Gesetze der Beharrung das schwerere über das leichtere hinweg, wenn die Unterlage, mit der sie sich bewegten, plötzlich zur Ruhe kommt; — darauf beruht u. a. die Einrichtung des Stoßherdes. Dagegen bleibt das schwerere in einem Wasserstoße oder Strome nach demselben Gesetz hinter dem leichteren zurück; — darauf beruhen u. a. die Setzmaschine und der Kehrherd. (Die Setzmaschine ist 1851 vom Oberpochsteiger Schell und von Theod. Wimmer zu Klausthal, der rotierende Herd 1852 von ersterem erfunden.)

Unter Verzicht auf weitere Besichtigung werfen wir nun noch einen Blick in die Schlammwäsche, wo die Aufbereitung ihren Abschluß hat. Hier finden wir die Herde, schiefe Ebenen von geringer Neigung bei beträchtlichem Durchmesser ($5^1/_4$ m), in verschiedener Konstruktion in Thätigkeit; die einen sind mit Plannen belegt, in denen der metallhaltige Schlamm („Schlieg“) der von der höchsten Stelle der schiefen Ebene herunterfließenden „Trübe“ hängen bleibt, von den unbelegten Kehrherden wird er mit Besen abgekehrt, auf andern besorgen dieses kleine auf- und niedersteigende Bürsten oder kräftige Wasserstrahlen. Die sandigen Abgänge dieser Herde werden noch einmal in Hilfswäschen verarbeitet, nachdem sie sich in zahlreichen Schlammsümpfen niedergeschlagen haben. Der nun verbleibende „After“ findet im Thale unterhalb der Aufbereitungsanstalt keinen Platz mehr und wird deshalb zurückgehoben und oberhalb derselben in das Zellbachthal gestürzt.

Zum Betriebe des Hauptwerkes sind 4 Dampfmaschinen und 11 Dampfkessel mit 310 Pferdekräften, sowie 4 Turbinen und 3 Wasserräder mit 100 Pferdekräften erforderlich. Da nur die Steinbrecher und die Röschwalzwerke ohne Wasser arbeiten, so sind, wie für die Gruben, so auch für die Aufbereitung die Teiche und Gräben Lebensbedingung.

Die neue Aufbereitungsanstalt bei Klausthal, welche von keiner andern an Großartigkeit und zweckmäßiger Einrichtung übertroffen wird, verarbeitet im Jahre etwa 70000000 kg Roherz und gewinnt daraus etwa 7300000 kg Bleischlieg, 80000 kg Kupferschlieg und 50000 kg Blendeschlieg. Von den übrigen Harzer Anstalten sind die bedeutendsten die zu Lautenthal, Grund und Schulenberg.

7. Die Silberhütte.

Je näher wir der Silberhütte kommen, um so kümmerlicher und dürftiger wird die Vegetation an den das Thal einengenden Bergen. Nun hören auch die letzten verräucherten Baumkrüppel auf, und ohne eine Spur der ehemaligen Grasnarbe, überall von widerstandslos sich niederstürzendem Regenwasser schluchtenartig zerrissen, starrt uns das Gestein, dessen Blöße kaum hie und da noch ein Rest der früheren Erdkrume zu bedecken sich bemüht, nackt und tot entgegen. Und jetzt umwirbelt uns der Thalzug mit dichten, weißen Rauchwolken, daß wir schier den Atem zu verlieren fürchten. Doch schon leuchten uns die Feuer entgegen, noch einige raschen Schritte, und wir sind der vermeintlichen Gefahr, zu ersticken, entronnen.

Der Hüttenaufseher, dem wir bei unserer Meldung im Dienstgebäude zugewiesen werden, führt uns am Schliegmagazin, in dem die von der Aufbereitungsanstalt gelieferten Erzvorräte lagern, vorüber in eine der Schmelzhütten. Welch ein Schauspiel! Glühende Schlackenströme rinnen langsam hernieder, bläuliche Flammen zucken und spielen vor den Ofen, halbbekleidete Schmelzer hantieren in beängstigender Nähe der flüssigen Metallmasse, welche aus den angestochenen Öfen zischend und wieder aufwallend in die kesselartigen Vertiefungen strömen, verschließen die Öffnung wieder mit Lehm und Gestübbe und schöpfen mit langen Ketten das Metall, wenn seine Decke fest geworden ist, so daß sie sich an dem hineingelegten eisernen Haken fortnehmen läßt, in lange, schmale Formen.

Doch unser Führer verfährt pädagogisch, er führt uns zunächst auf einer sich windenden schiefen Ebene zur Gicht*) hinauf. Hier, an der oberen

*) Gicht verhält sich sprachlich zu Gift (von geben) wie Schlucht zu Schluft, Gracht zu Graft, Lucht zu Luft, Schacht zu Schaft u. s. w. Auf der Gicht wird das Schmelzmaterial in den Ofen gegeben.

Mündung der Ofenschächte, lagern die Schmelzmaterialien, und ein Arbeiter ist gerade dabei, die „Beschickung“ abzuwägen und zu mischen. Zu 100 kg Schlieg setzt er ebensoviel Niederschlagsmaterial und 90 kg Flußmittel. Jenes, zu einer Hälfte aus geröstetem Bleistein, zur anderen aus Eisenschlacken, aus Rückständen der Okerschen Kupferhütte, aus etwas Kalk u. s. w. bestehend, soll dadurch, daß sich das oxydierte Eisen ꝛc. beim Schmelzgange zu metallischem Eisen reduziert, auf das Schwefelblei (den Bleiglanz) der Schliege zerlegend wirken, so daß sich metallisches Blei und Schwefeleisen bildet. Die Flußmittel dagegen, die zu $^2/_3$ aus Erzschlacken und zu $^1/_3$ aus Steinschlacken bestehen, sind bestimmt, die den Bleierzen beigemengten und mechanisch nicht trennbaren Gangmassen, besonders die Kieselsäure des Quarzes, aufzunehmen und zu verschlacken. Der Vorläufer stürzt nun diese Beschickung mit 39 kg Koks in wagerechten Gichten in den Ofen.

Indem uns der Führer betreffs der Ausdrücke Bleistein und Steinschlacken weiteren Aufschluß verspricht, erzählt er uns im Hinabsteigen, daß die „Niederschlagsarbeit“ durch Zusatz von Eisen im Jahre 1773 eingeführt, daß aber erst 1865 das metallische Eisen durch andere eisenreiche Materialien (zunächst durch Kupferschlacken) ersetzt wurde, und daß die eisenreichen Extraktionsrückstände von Oker erst seit 1876 Verwendung finden.

Im unteren Hüttenraume dürfen wir durch kleine runde Fensterchen, die nicht größer sind, als ein Auge, einen Blick in das Ofeninnere thun, und der Arbeit der Schmelzer zuschauen. Das flüssige Metall, welches in die erwähnten Formen gefüllt und nach seiner Erstarrung schichtenweise aufgestapelt wird, ist Werkblei mit einem Silbergehalt von etwa 0,15 % und etwas Kupfer und Antimon. Die Kruste, welche der Schmelzer am eisernen Haken abnehmen muß, wenn er das Metall ausschöpfen will, heißt Bleistein; er besteht hauptsächlich aus Schwefelblei und Schwefeleisen, enthält aber auch das Kupfer des Bleiglanzes und ein wenig Silber.

Ehe der Bleistein weiter verarbeitet werden kann, muß ein Teil des Schwefels daraus entfernt werden. Dies geschieht durch Röstung im Freien oder in Rösthäusern. In faustgroße Stücke zerschlagen, wird er auf eine aus Wasen (Reisigbündeln) bestehende Holzunterlage in Form einer abgestumpften Pyramide geschüttet. Das Holz entzündet die untere Schicht des Steins, und der verbrennende Schwefel erhält die Temperatur und pflanzt sie im Haufen fort, bis dieser nach 2 bis 4 Wochen erkaltet. Da ein Teil des Steins erst unvollkommen geröstet ist, so wird dasselbe Verfahren noch mehrere Male wiederholt.*)

Nun kann der teilweise entschwefelte Stein, in dem durch Röstungen und Luftzutritt noch mancherlei Veränderungen und Zersetzungen vorgegangen sind, weiter in besonderen Öfen unter Zusatz von Schliegschlacken (erster Schmelzung) weiter verarbeitet werden. Bei dieser „Steinarbeit“ entfallen Werkblei von größerem Silbergehalt, Kupferstein und Steinschlacken. Der Kupferstein liefert nach viermaliger Röstung und Schmelzung silberhaltiges Schwarzkupfer und

*) Auf der Julius- und der Sophienhütte werden die Rammelsberger Silbererze einer dreimaligen Abröstung unterworfen. Im „ersten Feuer“ bleiben sie 5—6, im zweiten $2^1/_2$, im dritten $^1/_2$—2 Monate, so daß bei Hinzurechnung der zum Aufbau der Rösthaufen erforderlichen Zeit für die Röstung ein volles Jahr anzusetzen ist. Bei dieser Abröstung wird sowohl Schwefel wie Zinkvitriol gewonnen. (Den Zinkvitriol hat Herzog Julius 1570 erfunden. Aus den Zinkvitriollaugen der Juliushütte hat Bunsen zuerst Thallium in größeren Mengen dargestellt.)

Kupfersteinschlacken. Ersteres wird auf der Altenauer Hütte weiter verarbeitet, letztere dienen als Flußmittel beim Schliegschmelzen.

Wir folgen dem Führer in die Treibhütte, in der das beim Steinschmelzen gefallene Werkblei weiter verarbeitet wird. Der Treibherd ist rund und kesselartig und aus ausgelaugter Asche geschlagen; seine bewegliche eiserne Haube ist mit feuerfestem Thon ausgekleidet. Er wird durch einen Flammofen gefeuert. Zuerst bildet sich auf der flüssig gewordenen Masse eine namentlich aus Schwefelblei bestehende Haut, der sogen. erste Abstrich, nach ihrer Entfernung eine durch Kupferoxyd schwarz gefärbte. Das sich nun bildende helle Bleioxyd, die Glätte, fließt durch das Glätteloch ab, das letzte Glättehäutchen schillert in allen Regenbogenfarben, und dieser „Silberblick“ zeigt dem Silberabtreiber, daß seine Arbeit gelungen ist. Klar und rein von Blei glänzt ihm das Blicksilber, ein spröder Kuchen, entgegen.

Das übrige Werkblei wird auf der Lautenthaler Hütte durch Zink entsilbert. Der erste Schaum, welcher nach der Einschmelzung in gußeisernen Kesseln abgenommen wird, enthält alles Gold und Kupfer, der zweite ist der silberreichste. Bei der weiteren Verarbeitung gewinnt man auch Hartblei und bleiische Zinkfarbe. — Auch die Blicksilber der anderen Hütten werden in Lautenthal in einem Gebläseflammofen „fein gebrannt“.

Um das Gold zu gewinnen, wird das feingebrannte Silber mit konzentrierter Schwefelsäure behandelt. Das von dieser aufgelöste Silber wird durch Eisen gefällt, der Goldschlamm aber in Königswasser gelöst und mittels Eisenvitriols gefällt.

Die Arbeit in den Silberhütten bedroht trotz aller möglichen Vorkehrungen doch immer die Gesundheit des Hüttenmannes in hohem Grade. Daß er in leichter Kleidung vor dem glühenden Ofen in der von allen Seiten eindringenden Zugluft stehen muß, ist längst nicht das Schlimmste. Sein größter Feind ist der Bleistaub, den er durch die Lunge und durch die Haut aufnimmt. Ehe er sich dessen versieht, überfällt ihn die Bleikolik mit ihren rasenden Schmerzen, und noch in verhältnismäßig jungen Jahren macht ihn die Verkrümmung der Gliedmaßen, namentlich der Hände, arbeitsunfähig.

8. Die Kupferhütten.

Die Rammelsberger Erze (s. S. 207), welche auf den großartigen Werken verhüttet werden, die am Ausgange des viel besuchten Okerthales sich an einander reihen, enthalten durchschnittlich 31 Prozent Schwefel, und da hier jährlich etwa 300000 Zentner Erze verarbeitet werden, so gelangen mit diesen annähernd 100000 Zentner Schwefel in die Hütte. Um wenigstens einen Teil desselben zu nutze zu machen, wurde in Oker schon im Jahre 1841 eine Schwefelsäurefabrik, die erste überhaupt, welche den Schwefelgehalt der Erze zur Säurefabrikation ausbeutete, angelegt und später mehr und mehr erweitert. Jetzt gehört sie mit ihren vierzehn Kammern älterer und neuerer Systeme, welche einen Gesamtinhalt von 22500 kbm haben und jährlich mehr als 300000 Zentner Kammersäure (von 50° B) liefern, zu den größten derartigen Produktionsstätten Deutschlands. (Siehe S. 558.)

Die zur Gewinnung der Säure geeigneten Erze werden zunächst einer Abröstung in Kiesbrennern mit drehbarem Roste und in Schachtröstöfen unterzogen, doch werden auch die Schliege und schwefelärmeren Sortimente in der Weise abgeröstet, daß die heißen Röstgase, welche von den reicheren Erzen ab-

ziehen, über die auf „Etagen" liegenden Schliege wegstreichen und diese mitrösten; eine solche Vorrichtung heißt Etagenofen. Die höhere Kondensation der Säure geschieht in Bleipfannen und dann noch teilweise in Platinapparaten. Die Rohsäure wird in Hartbleicylindern, die kondensierte (66°) in Glasballons versandt.

Indes ein Teil des Kupferrohsteins wird auch, wie früher für alle Erze üblich war, auf dem Hüttenhofe in Haufen geröstet, so daß die Röstgase frei entweichen.

Die Hütte verarbeitet melierte, reiche und arme Kupfererze, sowie den sogen. Kupferkniest, ein sehr wechselndes Gemenge von Kupferkies, Schwefelkies und Gangart. Für jedes dieser Erze wird der Hüttenprozeß ein anderer. Ich beschränke mich deshalb auf einige Andeutungen. Die reicheren Erze werden nach vorhergegangener Abröstung in Schachtöfen verschmolzen und das dadurch gewonnene Rohkupfer wird in Flammöfen weiter verarbeitet. Das silber- und goldhaltige wird granuliert und dann in den Kupfervitriolsiedereien mit Schwefelsäure aufgelöst und in Edelmetall und Kupfervitriol zerlegt. Das an Edelmetall ärmere wird in Raffinieröfen zu gutem Handelskupfer umgeschmolzen. Chemisch rein erhält man das Kupfer durch die Anwendung der Elektrolyse zur Abscheidung der Edelmetalle.

Die (schon einmal abgerösteten) „Abbrände" der ordinären Erze wurden mit Staßfurter Kalisalz gemengt in den Röstofen gebracht. Dabei entwickelt sich Salzgas, welches in einem Koks enthaltenden Turme durch Wasser absorbiert wird, so daß die dadurch gewonnene verdünnte Salzsäure zur Auslaugung der gerösteten Erze benutzt werden kann. Aus dieser Lösung wird dann das Kupfer durch metallisches Eisen als Zementkupfer gefällt.

Auf der benachbarten Messinghütte bei Bündheim wird aus Kupfer und dem früher als wertlos auf die Halde gestürzten Ofengalmei Messing hergestellt. (Diese Verwendung des Galmei erfand 1553 [?] Erasmus Ebener, Hofrat des Herzogs Julius.)

Schließlich bemerke ich, daß auch mit den Silberhütten in Lautenthal und Altenau Schwefelsäurefabrik verbunden ist, und daß die Verhüttung der oberharzischen Kupfererze in Altenau in ähnlicher Weise geschieht wie in Oker. Das Schwarzkupfer, welches die übrigen Hütten dorthin liefern, wird in einem Garherde gar gemacht und kommt dann als Rosettenkupfer in den Handel.

9. Die Eisenhütte.

Jenes große Gebäude dort mit den mächtigen Türmen an der Rückseite, aus dem uns die Glut entgegenleuchtet, enthält die Hochöfen, in denen das erste Hüttenprodukt, das Roheisen, bereitet wird. Der Hüttenprozeß hat vorwiegend den doppelten Zweck, dem Eisenstein, dieser Verbindung des Eisens mit Sauerstoff, den letzteren zu entziehen und die erdigen Beimischungen zu einer Schlacke zusammenzuschmelzen, so daß das Eisen allein übrig bleibt.

Die Hochöfen sind schachtähnliche Bauten, deren Hohlraum sich am besten mit zwei abgestumpften, mit den Grundflächen auf einander gesetzten Kegeln vergleichen läßt. Das Mittelstück hat also ganz oder annähernd die Form einer Tonne. Die Öffnung des Ofens heißt Gicht, die obere Hälfte bis zum Bauche, der weitesten Stelle, der Schachtraum, der daran schließende Teil bis zur stärksten Zusammenschnürung die Rast, der von hier senkrecht nach unten verlaufende Kanal der Schmelzraum oder das Gestell, das Endstück

desselben der Herd. Das Gemäuer, welches das Ofeninnere umgiebt, tritt unten, wo es von Trageisen gehalten wird, stark nach innen zurück; von diesen Gewölben führen die Formen (Öffnungen) in den Ofen, in welchem die Windleitungsröhren ruhen, deren Ende Düse heißt. Holzkohlenöfen sind gewöhnlich nur 8 bis 10 m, Koksöfen (in Deutschland) nicht über 22 m hoch. Die Weite richtet sich nach der beabsichtigten Produktion, doch geht der Durchmesser von den Formen selten über 2 m hinaus. An der Gicht ist der Ofen weiter, da der obere Kegel stärker abgestumpft wird als der untere.

Ehe der Eisenstein in den Ofen geschüttet werden kann, hat er je nach seiner Beschaffenheit verschiedene vorbereitende Stadien zu durchlaufen. Grobe Erze werden zertrümmert; man setzt den im Freien in Haufen geschütteten Stein den atmosphärischen Einflüssen behufs der Verwitterung aus und röstet die Erze in Röstshaufen oder in verschiedenartig konstruierten Röstöfen. Nun werden die Erze gattiert und beschickt, damit sich eine leicht schmelzbare Schlacke bilden kann und somit das größtmögliche Eisenquantum ausgebracht wird. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß dieser Bedingung am besten genügt wird, wenn sich Kieselsäure, Kalkerde und Thonerde zu einander wie 56:30:14 verhalten. Kann man dieses oder ein ähnliches Verhältnis durch Mischung mehrerer Sorten Eisenstein herstellen, so heißt dieses Mischen Gattieren; überwiegt aber in den zur Verschmelzung stehenden Eisenerzen eine jener drei Erden derart, daß es zur Ausgleichung eisenhaltiger oder tauber Zuschläge bedarf, so „beschickt" man.

Nachdem nun die Beschickungs- und die entsprechenden Brennstoffmengen genau abgewogen und erstere in horizontalen Lagen über einander geschichtet sind, kann das Füllen des Ofens, das Chargieren oder Aufgeben, beginnen. Dieses geschieht auf der Gicht, dem mit einer Gallerie umgebenen Plateau an der Ofenmündung, und zwar in der Weise, daß der Arbeiter von den oblongen Haufen die Charge senkrecht absticht und mit Körben oder anderem Gerät in den Ofen stürzt. Oft werden zum Aufgeben auch besondere Gichtaufzüge verwandt.

Um sich die chemischen Veränderungen, welche die Beschickung beim allmählichen Niedersinken im Ofen erleidet, klar zu machen, denkt man sich diesen in fünf Zonen quer geteilt. Die Vorbereitungszone, welche die oberen zwei Fünftel des Schachtraumes umfaßt, lockert das Erz, so daß das aufsteigende Kohlenoxydgas in seine Poren eindringen kann. In der Reduktionszone, welche bis zum Ende des Schachtraumes herabreicht, entziehen die kohlehaltigen Gase dem Eisenoxyd den Sauerstoff, so daß es schwammartig in die Kohlungszone gelangt, welche die Rast begreift. Hier wird es durch Aufnahme von Kohlenstoff schmelzbar und in der Schmelzzone, der oberen Hälfte des Gestelles, durch direkte Aufnahme festen Kohlenstoffes flüssig. In der letzten, der Oxydationszone, werden davon die allmählich erweichten erdigen Bestandteile gleichfalls flüssig und tropfen als Schlacken mit dem Eisen in den Herd. Die Schlacke schützt dabei — und deshalb ist sie nicht zu entbehren — die vor dem Gebläse herabfallenden Eisentropfen vor dem Verbrennen und somit vor der Rückumwandlung in Erz. Im Herde trennen sich Eisen und Schlacke nach ihrem spezifischen Gewichte, letztere fließt ab, ersteres wird nach je 6—8 Stunden abgestochen, indem man eine über dem Bodensteine angebrachte und mit Lehm oder Sand verstopfte Öffnung aufsticht, so daß das flüssige Metall in die Masselgruben oder in die Gußpfannen abfließen kann.

Gutes Roheisen kann für manche Zwecke sofort als Gußeisen verwandt werden. Unreines wird noch einmal in Kupolöfen, welche aus einem meist einfach cylindrischen, zuweilen in der Höhe der Windeinführung, seltener unten oder oben zusammengezogenen Kernschachte bestehen, umgeschmolzen und dadurch gereinigt.

Beim Herdgusse, der für Gegenstände benutzt wird, welche auf einer Seite nur eine rauhe horizontale Fläche (wie die Ofenplatten) zu besitzen brauchen, wird die Form im Sande der Hüttensohle hergestellt. Zu jedem Kastenguß dagegen sind mindestens zwei auf und an einander passende Kästen (Laden, Flaschen) erforderlich. Diese eisernen Rahmen umschließen die Form, welche nach einem hölzernen, eisernen oder messingenen Modelle aus Sand, „Masse" (festem Sande) oder Lehm hergestellt ist, oder auch aus Eisen besteht. Damit das flüssige Metall in diese Form gegossen werden kann, wird zuvor ein Einguß angeschnitten und eine Windpfeife angebracht. Doch genügt es bei kleinen Güssen, an Stelle der letzteren mit einer Nadel Löcher in den Sand zu stechen.

Das Gußeisen ist zwar sehr widerstandsfähig, aber nicht dehnbar und biegsam, auch läßt es sich nicht schweißen. Soll es diese drei Eigenschaften erhalten, so muß es von den mineralischen Bestandteilen (Silicium, Schwefel, Phosphor u. s. w.), die es aus der den Erzen beigemischten Gangart etwa aufgenommen hat, namentlich aber von dem Kohlenstoffe, dessen Gehalt sich zwischen 2—6 % bewegt, gewöhnlich aber sich auf 3—4 % beläuft, gereinigt, das Roheisen muß durch Entkohlung in Schmiedeeisen umgewandelt werden.

Man führt diese Umschmelzung, welche Frischen heißt, entweder in Frischfeuern oder in Puddelöfen aus. Das Frischfeuer ist ein aus vier Eisenplatten, den sogen. Zacken, gebildeter Gebläseherd. Nachdem der Herd mit Holzkohlen gefüllt ist, schiebt man in dieselben die Gänze, d. i. Roheisenstücke, bedeckt sie mit Kohlen und läßt sie so tropfenweise in den Herd schmelzen. Durch dieses Einschmelzen unter Luftzutritt, welches man nötigenfalls durch „garende Zuschläge", die Sauerstoff abgeben können (Braunstein, Eisenerze, Garschlacken ꝛc.), beschleunigt, wird das Eisen „gefeint". Man bricht dasselbe dann mit dem „Speer" in Stücken heraus und hebt diese über die Form, damit sie, während sie vor derselben niedergehen, entkohlt werden. Nachdem dieser Vorgang nochmals wiederholt ist, setzt man die „Luppe", den Klumpen, welcher sich unter der Form gebildet hat, von allen Seiten dem Winde aus und bringt ihn auf den Amboß, damit der Zainhammer die Schlacke heraustreibt.

Dieses Herdfrischen, welches aber keineswegs überall genau in der hier angedeuteten Weise ausgeführt wird — man unterscheidet z. B. Einmal-, Zweimal- und Dreimalschmelzerei, Feineisenfeuer und Weißöfen, Klump- und Durchbrechfrischen — liefert ein vorzügliches, aber namentlich durch die Verwendung der Holzkohle sehr teures Schmiedeeisen. Deshalb wird vielfach der mit Koks oder Gas befeuerte Flammen- oder Puddelofen (d. i. Rührofen, vom englischen to puddle) zur Darstellung des Schmiedeeisens verwandt. Auch bei diesem Verfahren wird das Roheisen dadurch von seinen Beimischungen befreit, daß das Eisenerz, mit dem der Herd ausgefüttert ist, seinen Sauerstoff an jene abgiebt, so daß die aus dieser Verbindung entstehenden Gase in die Luft entweichen, und andere Verbindungen mit dem Eisenoxyd Schlacke bilden. Zur Beschleunigung des Prozesses rühren beständig zwei Puddler mit schweren eisernen Haken in

der mehr und mehr teigartig werdenden Flüssigkeit, bis das Eisen in weißglühenden Luppen unter dem Hammer kantig geschmiedet werden kann.

Diese kantigen Stücke werden sofort in Weißglühhitze in Flachschienen oder Rohplatinen ausgewalzt, dann, in Stücke geschnitten, im Schweißofen zur hellen Gelbglühhitze erhitzt und schließlich durch Walzen in die handelsgängigen Formen (Band- und Winkeleisen u. s. w.) gebracht.

Auf die Herstellung von Stahl darf ich hier nicht eingehen.

10. Anhang: Bergmännische Sagen.

Vom Bergmönch.

Allen Gegenden, welche Erzbergbau treiben, ist die Sage von einem Berggeiste gemein, der in der unterirdischen Teufe sein Wesen treibt. (Wo sie hie und da von Berggeistern erzählt, da ist die ursprüngliche Sage durch Vermengung mit den Zwerg- und anderen Sagen verdunkelt.) „Der Berggeist ist ursprünglich ein durchaus gutmütiger Geist, er hält Ordnung und Zucht in der Grube aufrecht und bestraft deren Verletzung, er duldet kein Fluchen, kein Pfeifen, kein Schelten, überhaupt keinen unnützen Lärm innerhalb seines Gebietes; er hilft, rettet und warnt. Als solchen kennt die Sage den Berggeist jetzt noch am Harz und in Oberschlesien, zum Teil auch im Erzgebirge. In den meisten anderen Bergdistrikten ist ihm etwas Dämonisches, boshaft Zorniges beigemengt worden. Was seine äußere Erscheinungsweise anlangt, so liebt er es, in der Gestalt des Steigers oder Markscheiders aufzutreten, häufig auch als gewöhnlicher Bergmann. Er trägt eine Grubenlampe von massivem Silber mit ungeheuer großer Flamme, an der man ihn schon von weitem erkennen kann. Auf dem Harze sieht man ihn als riesenhaften Mann, der, mit einer Mönchskappe und Mönchskutte bekleidet, gebückt in den Strecken einherwandelt.“ (Wrubel.)

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Berggeist am Oberharze, wo der erste Bergbau vom Kloster Cella ausgegangen ist, und in einigen Gegenden des Erzgebirges, wo das Kloster Altencella den ersten Bergbau unternahm, als Mönch erscheint und darum den Namen Bergmönch führt.

Von den zahlreichen Sagen, die aber im Volksmunde allmählich verklingen, teile ich nur einige mit.

1. In den Bergwerken um Klausthal und Andreasberg hat sich sonst ein Geist sehen lassen, den man den Bergmönch geheißen. Er hat sich wie ein Mönch getragen, ist aber von riesiger Größe gewesen und hat stets ein großes Inselt- (Unschlitt-) Licht in der Hand gehabt, das nie verlosch. Wenn die Bergleute des Morgens eingefahren sind, hat er mit seinem Lichte über dem Fahrloche gestanden und sie unter sich durchfahren lassen. Aber auch in den Schächten ist er ihnen oft begegnet, und zwar ist er da wie ein Geschworner eingefahren.

Bei Andreasberg war nun einmal ein Bergmann, der arbeitete in der Samsel (dem Samson), dem größten Schachte daselbst. Es ging ihm aber traurig, und er wußte nicht, wie er seine Frau und Kinder ernähren sollte. Da hatte er denn schon oft an den Bergmönch gedacht, und wie er eines Morgens wieder einfahren will, sagte er zu seiner Frau: Wollte Gott, es begegnete mir heute der Bergmönch, ich wollte ihm so recht mein ganzes Leid klagen, er würde mir vielleicht helfen! Die Frau will ihm das zwar ausreden, aber er bleibt dabei, und in dem Gedanken geht er fort. Als er nun an den Schacht kommt, und einfahren will, steht der Bergmönch da und tritt heran und drückt ihm Inselt auf seine Lampe; dann winkt er ihm, einzufahren. Der Bergmann will ihn zwar anreden, aber der Bergmönch winkt ihm nochmals, ruhig an seine Arbeit zu gehen, und da gehorcht er. Als er am Abend ausfährt, da tritt der Bergmönch wieder heran und drückt ihm einen

Knorpel*) in die Hand, und wie er endlich zu Hause ankommt und den Knorpel bei Licht besieht, ist es ein großes Stück Gold. An dem Inselt aber, das ihm der Bergmönch auf sein Grubenlicht gedrückt, hat er Zeit seines Lebens genug gehabt, denn es hat sich nie verändert.

Jetzt hat man lange nichts mehr vom Bergmönch gesehen, und einige sagen, er sei in das Mönchsthal (östlich von Klausthal) gebannt. Auch soll als Wahrzeichen dort ein Mönch in Stein gehauen sein, den man heut noch sehen kann. Wer freilich nicht recht Bescheid weiß, findet ihn nicht. (Kuhn und Schwarz.)

2. Das Mönchsthal bei Klausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher schon zahlreiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wohl gar in die Bucht**) gekommen, und die Bergleute haben sich an ihn gewöhnt, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm hatten. Aber manchmal hatte er auch seine Launen, hob die Schützen auf, daß man die Wasserräder nicht zum Stehen bringen konnte, oder hielt die Kunst auf und erschreckte die Bergleute durch mancherlei abenteuerliche Spiele und Neckereien. Dadurch ward er endlich den Bergleuten zur Last, und sie haben ihn gern los sein wollen. Endlich folgten ihm einmal ein paar Bergleute und legten, sowie sie gingen, Kreuze vor sich hin, da ging der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen war. Der Bergmönch blickte sich noch einmal um und sah ganz jähzornig aus. Darauf rührte er den Stein an, dieser öffnete sich, und der Bergmönch verschwand, worauf sich die Wand wieder von selbst schloß.

Seit der Zeit ist der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber diese sind auch alle überschwemmt, und man hat sie auflassen müssen, und bis auf diesen Tag sind die Wasser im Mönchsthal nicht zu bewältigen, und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Felsen gegangen ist, auf der nämlichen Felswand ist das Bild des Berggeistes; man kann den Stein jetzt nicht mehr finden. (Heinrich Pröhle.)

3. Ein Bergmann in Klausthal, Vater einer zahlreichen Familie, war durch mancherlei Unglücksfälle in bittere Armut geraten; deshalb nahm er aus Sparsamkeit nur ein Licht mit, wenn er an die Arbeit ging, denn seine Frau verkaufte, was er von Geleucht irgend entbehren konnte. — In einer finsteren und stürmischen Nacht verirrte er sich im Walde, stand plötzlich vor einem breiten und tiefen Graben, konnte aber den Steg nicht finden. Da sah er fern ein Licht. In der Meinung, daß dieses einem Bergmanne angehöre, rief er: „Kamerad, leuchte mir doch mal, daß ich den Steg finde!“ Der Gerufene kommt näher mit seinem Licht — da war's der Bergmönch, der ihn fragt, warum er bei solcher Finsternis ohne Licht gehe. Er erklärt ihm den Grund seiner Sparsamkeit und erzählt ganz offen von den vielen Widerwärtigkeiten, durch welche er heruntergekommen war. Der Bergmönch schenkte ihm ein Stück Unschlitt von seinem Geleuchte mit dem ausdrücklichen Befehl, niemand zu sagen, woher er das habe. Des Bergmanns Licht brannte nun immer, ohne daß er wieder nötig hatte, Öl oder Unschlitt hinzuzuthun. In derselben Nacht noch trat der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube, in der sie noch beim Spinnrade saß, und sehr erschrak über den ungewöhnlichen Besuch. Freundlich doch grüßt sie jener und schenkt ihr eine neue, schöne Spindel, deutet ihr aber an, nicht zu verlautbaren, wer der Geber sei.

Von nun an geriet die bisher so blutarme Familie in großen Wohlstand und lebte beglückt und zufrieden. Dem Manne thaten die Zwerge die Arbeit, und die Frau spann unvergleichliches Garn, darüber alle Welt erstaunte, ohne daß ihr Flachs sich verringerte.

Um diese Zeit bewarb sich ein junger Ratsherr in Goslar um eine reiche Kaufmannstochter, die demselben auch durchaus nicht abgeneigt war, jedoch ihm nur unter der Bedingung angehören wollte, daß er erkunde, auf welche Weise die Bergmannsfrau so schönes Garn bereite. „Das wollen wir bald erfahren!“ dachte der Ratsherr und machte sich eines Abends nach Klausthal auf. Da er die Frau allein zu Hause traf, so ging er ohne Umschweif auf die Sache los. „Gesteht nur offen, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht. Man weiß es wohl, daß Ihr eine Hexe seid und es wird Euch das Leben kosten, wenn Ihr nicht frei bekennt.“ — So sprach der Inquirent und jagte damit der armen Frau eine solche Furcht ein, daß sie die Wahrheit nicht verschwieg und dem Manne die Spindel hinreichte. In dem Augenblicke aber entstand in der Stube ein entsetzlich Brausen und Dampfen, und alles darin stürzte drunter und drüber, daß beide vor Furcht

*) „Knerper“ ist ein abgeschlagenes Stück gewöhnlichen Gesteins.
**) Schützbucht ist die Stube im Geipel, in der sich u. a. die Bergleute an- und abmelden.



hinaus flüchteten und der Ratsherr sich eiligst aus dem Staube machte. Da war es wieder ruhig. Die Frau wagte sich endlich wieder hinein, die Spindel aber war und blieb weg, und die Frau spann wieder nur gewöhnliches Garn, wie ehemals, mußte auch immer neuen Flachs dazu kaufen. Jener aber ward unterwegs von unsichtbaren Händen so unbarmherzig mit Schlägen traktiert, daß er ohnmächtig niederfiel und nach einigen Tagen starb.

Der Bergmann wurde seiner Brauchbarkeit wegen bald Untersteiger; doch über sein ewiges Licht munkelte man allerlei, keiner aber wagte es, ihn deshalb zu befragen. Endlich that dies ein anderer Steiger, der sein guter Freund war. Lange freilich wollte er von nichts wissen; als jener ihm aber derb zusetzte und äußerte, die Leute behaupteten, er stände mit dem Bösen im Einvernehmen, da bekannte er. Plötzlich aber hörten beide hinter sich gehen; sie sahen sich um — da stand der Bergmönch vor ihnen, mit Augen wie ein Paar Feuerräder, und in der Hand ein großes silbernes Grubenlicht, dessen Flamme bis an die Firste reichte — gab dem Steiger, der den Freund zum Geständnis beredet hatte, eine herzhafte Ohrfeige und ging ins Feste. Dem andern that es einen tüchtigen Ruck im Arme, und sein Licht erlosch: es lag ein großes Stück Schwerspat auf demselben. — Dem andern stand von der Zeit stets der Kopf schief." (J. H. Frauenstein.)

Von den Venedigern.

Vor vielen Jahren ist in Altenau ein Jäger gewesen, welcher einmal auf einer Wiese im Schulthale lag und schlief. Da kamen ein paar Venediger, die immer nach dem Bruchberge gingen, um Gold herauszuholen, das kein anderer zu finden wußte, weckten ihn und fragten, ob er ihnen den Weg zum Bruchberge zeigen könnte. Der Jäger wußte in der Gegend gut Bescheid und führte sie. Am Bruchberge war eine kleine Grube, welche wie ein Stollen in den Berg hineinführte. Hier wühlten sie gelbe Erde aus und füllten damit ihre Beutel; diese Erde aber war pures Gold. Wie sie fertig waren, legten sie sich alle nieder und schliefen; als sie aber wieder aufwachten, waren sie alle in Venedig. Die beiden Gefährten führten den Jäger in der Stadt umher und zeigten ihm in ihrer Wohnung ihre unermeßlichen Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen, mit denen viele Schränke gefüllt waren. In einem solchen Schranke hatten sie eine Jagd: Hirsche, Rehe, wilde Schweine und viele andere Tiere, alle entweder von Gold oder von Silber. Der Jäger bekam zum Andenken einen silbernen Hirsch. Als der Jäger des andern Morgens aufwacht, ist er wieder im Schulthale auf der Wiese, wo er gelegen hatte, der silberne Hirsch lag neben ihm. Als nun der Jäger wieder zu jener Grube wollte, fand er weder diese, noch den Weg zu ihr. (Heinrich Pröhle.)

Den Venedigersagen, welche sich in allen erzführenden Gebirgen finden, liegt die Thatsache zu Grunde, daß im Mittelalter und auch später der Chemie kundige Italiener nach Deutschland kamen und von da goldhaltige Erze, deren Wert die Deutschen gar nicht ahnten, nach ihrer Heimat führten; daher auch die öfters vorkommende Äußerung der „Venediger" zu den Hirten und Bauern, denen sie unterwegs begegneten oder die ihnen den Weg wiesen: Der Stein, mit dem du nach deiner Kuh wirfst, ist mehr wert als die Kuh selbst. (Wrubel.)

25. Ilsenburg.*)

Ehe sich der Kaiser Otto III. im Sommer des Jahres 995 nach seinem Jagdschlosse Bodfeld begab (wo er am 10. Juli eine Urkunde für das Jungfrauenkloster in Herford ausstellte), hielt er sich, vielleicht mehrere Wochen, auf der „Elysynaburg" auf (am 7. Juni nahm er hier das benachbarte Kloster Drübeck in seinen Schutz). Die Burg, welche an der Stelle des späteren Klosters lag, war mit Mauern umschlossen und mit königlichen Mannen und Kriegsvolk besetzt; außerhalb derselben wohnten Hörige beiderlei Geschlechts.

---

*) Dr. Jacobs, „Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg" und verschiedene Aufsätze in der Zeitschr. des Harzvereins.

Drei Jahre später schenkte Otto III. dem Bischof Arnulf von Halberstadt, seinem früheren Kaplan, dem er 997 auch den Wildbann in den sechs großen, dem Harze nördlich vorgelagerten Bergwäldern übereignet hatte, die Ilsenburg mit Zubehör, doch starb er, ehe diese Schenkung rechtlich vollzogen ward. Den Schenkungsbrief stellte erst König Heinrich II. am 15. April 1003 auf der Pfalz Allstedt aus.

Arnulf entfernte nun aus der „Elisenaburg" die königlichen Mannen und richtete sie zum Kloster für Benediktiner ein, welche nach der Regel von Fulda lebten. Die Klosterkirche, welche er erbaute, weihte er dem heil. Petrus, und als ersten Abt der neuen Stiftung setzte er Ezilo ein, nach dessen Wahl zum Bischof von Brandenburg Ulrich vom Konvent zum Abte gewählt wurde.

Seine Gunst erwies König Heinrich II. dem Bischof und dem Kloster auch dadurch, daß er ihm (vor 1013) die Propstei Wanlefsrode (s. S. 59 u. 135) im Schimmerwalde übertrug. Hier in der tiefen Einsamkeit des großartigen Gebirgswaldes zwischen Ilsenburg und Harzburg hatte wohl bald nach der Mitte des 10. Jahrhunderts der fromme Priester Wanlef (Wanley, Wonlef) Schutz vor der Welt gesucht, eine Zelle sich erbaut und den Wald gerodet. Bald verbreitete sich sein Ruhm weit durch die Gaue, sein Beispiel zog viele nach, sie entsagten gleich ihm der Welt und schlossen sich dem Einsiedler in strenger mönchischer Regel an. So entstanden ein Dörfchen Wanlefsrode im Urwalde und eine ganze Reihe kleiner (längst wieder eingegangener) Rodungen in seiner Nähe. Edle Männer und Frauen wallfahrteten zu dem frommen Manne, König Heinrich, der ihn nicht nur öfters durch Abgesandte beschickte, sondern ihn auch persönlich aufsuchte, baute ihm eine dem heil. Stephan gewidmete Kirche neben die Zelle, „ließ sie durch Arnulf weihen und unterstellte die Stiftung auf alle Zeiten dem Abte des Klosters Ilsenburg mit der Bestimmung, daß die dortigen Brüder sie immer besitzen und nach ihrer Ordensregel darin leben sollten". Als Wanlef am 18. März 1013 aus dieser Welt schied, verzeichnete man weit im Lande seinen Todestag; die Quedlinburger Jahrbücher nennen ihn dabei eine „helle Leuchte" der Christenheit, Thietmar von Merseburg einen „rechten Israeliten".

Wenn auch der Zubehör des Königshofes Ilsenburg bei seiner Umwandlung in ein Kloster, soweit Wald und ungebrochenes Land in Frage kommen, nicht unbedeutend gewesen sein kann, so betrug (nach früheren Überweisungen an die Stifter Gandersheim, Quedlinburg, Drübeck und Corvey) doch der Rest des ihm verbliebenen Ackerlandes nicht mehr als eine Hufe. Seine reiche Ausstattung verdankt das Kloster seinem Stifter Arnulf, der einem edlen Geschlechte angehörte, — sein Bruder Hermann war Graf. Nach einer als Stiftungsbrief anzusehenden Urkunde vom 6. April 1018 schenkte er ihm außer jener vom Reiche herrührenden Hufe 67½ Hufe Landes und überwies ihm den bisher bischöflichen Zehnten von 16 Ortschaften. Zu den Rodungen, durch welche das Kloster in der Folge den Wert seines Besitztums erhöhte, kamen noch im 11. Jahrhundert neue Erwerbungen in der Nähe und Ferne. Schon damals besaß es u. a. Güter mit Weinbergen und Weingärten im Süden der Altmark und pflanzte auf den Hügeln der Saale und Wipper die Rebe an.

Nach einem kurzen erfreulichen Anfange war indes das Kloster um die Mitte des 11. Jahrhunderts in seinem Bestande arg bedroht. Die als Vögte und Untervögte die Stiftung zu schützen berufen waren, beraubten sie ihrer Güter. Sie selber wohl, oder doch ihre Mannen waren es, welche das Kloster und dessen Leute von der Burg Ilsenstein aus unablässig befehdeten und plagten.

Diese Feste lag in der Nähe des nach ihm benannten Felskegels, wahrscheinlich auf dem sumpfigen Rücken, wo man früher noch Mauerreste gefunden haben will. Die Mönche „legen midde to stride“ und verwilderten völlig, so daß es nicht nur äußerlich um das Kloster schlimm bestellt war.

Da nahm sich Bischof Burchard II. (Bukko) desselben mit Eifer an. Zur Wiederherstellung der Zucht rief er seinen Neffen Herrand in den sechziger Jahren aus dem Burchardikloster zu Würzburg nach Ilsenburg, und diesem ebenso frommen als energischen Manne, den die Brüder 1070 zum Abte wählten, gelang die Reformation des Klosters, für welches er die Regel von Clugny, Frudello oder Gorze einführte, durch Wort und Beispiel in wenig Jahren. Nun zog wieder klösterliches Leben in die Mauern ein; nach dem Vorbilde ihres Vorstehers (dessen Jahrbücher leider verloren gegangen sind) gaben sich die Mönche geistig-litterarischer Thätigkeit und der Erziehung der Jugend hin; und einem Herrand vertrauten die sächsischen Großen gern ihre Söhne an.

Auch das Benediktinerkloster Huysburg, das noch ohne Abt war, verwaltete Herrand eine Zeitlang und begab sich oft dorthin zur Visitation.

Bischof Burchard wandte dem unter seines Neffen Hand erblühenden Ilsenburg seine ungeteilte Liebe zu. Im Jahre 1078 ließ er die ziemlich unbedeutende Klosterkirche abbrechen und begann an ihrer Stelle eine größere und schönere aufzubauen. Er gewährte nicht nur die Mittel zu dem Bau, sondern er hatte auch selbst unter dem Beirat seiner Freunde, der Bischöfe von Merseburg und Verden, den Plan entworfen und überwachte die Ausführung „als ein getreuer Baumeister“ persönlich. Am 5. Juni 1087 konnte er das Gotteshaus, das er zu seiner letzten Ruhestätte sich ausersehen hatte, feierlich einweihen. Zugleich bestätigte er dem Kloster die reichen, 104 Hufen Landes und zehn Zehnten umfassenden Schenkungen, welche er demselben im Jahre zuvor gemacht hatte, und die freie Wahl der Vögte. Um das Kloster vor allen Belästigungen möglichst zu sichern, schaffte er die Untervögte ganz ab und bestimmte, daß das dreimal im Jahre zu hegende Vogtgericht nur dem Abte unterstellt sein sollte.

Schon zehn Monate nach ihrer Vollendung mußte die Kirche die sterbliche Hülle ihres Erbauers aufnehmen. Die tödliche Verwundung des Bischofs bei einem Aufruhr in Goslar habe ich bereits S. 426 f. erzählt. Von seinem erbaulichen Ende berichtet Abt Herrand „mit der Wärme eines Verwandten und Gesinnungsgenossen“: In Ilsenburg „angelangt, hub der Bischof an mit lauter Stimme das ‚Jetzt, Petrus, guter Hirte‘ zu singen und sang mit seinen Geistlichen in gleicher Stärke auch den zweiten und dritten Vers. Dann sprach er ehrfurchtsvoll das heil. Glaubensbekenntnis und vertiefte sich mit zerknirschtem Geist in ein reumütiges Gebet. Darauf in ein geheimeres Gemach gelegt, beschäftigte er sich den ganzen Tag über mit Herz und Mund mit geistlichen Dingen. Von dem in seinem Körper steckenden Eisen sagte er niemand etwas. Und als eine fromme Magd Gottes (wohl die Äbtissin des benachbarten Drübeck) vertraulicher danach forschte, antwortete er kurz, es sei Gott bekannt, dem kein Geheimnis verborgen bleibe. Schon neigte sich die Sonne zur Rüste, als er, da das Todesweh zum Herzen drang, nach einem unter Thränen nach dem Maß seiner Ausschreitungen vor den umstehenden Mönchen, Klerikern und Laien abgelegten Sündenbekenntnis, das ‚ich glaube an Gott Vater‘ im Munde, den Weg alles Fleisches ging, ‚so daß diese Sonne mit der Sonne der Welt unterzugehen schien‘. Es war am Donnerstage den 6. (oder am 7.) April.

Der entseelte Körper ward mit viel Klagen und großen Ehren mitten im Chor der Klosterkirche beigesetzt, und das Grabmal, das noch bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorhanden war, umstrahlte die Glorie des Heiligen." (Dr. Jacobs.)

Wie Bischof Burchard, so stand auch sein Neffe Herrand im Kampfe der sächsischen Fürsten gegen Kaiser Heinrich IV. entschieden auf Seite des Papstes. Deshalb wählte ihn die päpstliche Partei 1090 gegen den von der kaiserlichen gewählten Domherrn Friedrich zum Bischof. Aber Papst Urban II., der ihn persönlich in Rom weihte und ihm den Ehrennamen Stephanus beilegte, auch die Diözesanen, welche den Gegenbischof angenommen hatten, ihres Eides entband und den Erzbischof von Magdeburg, sowie den Bischof von Verden 1094 zu seiner Unterstützung aufforderte, vermochten ihn nicht zu halten. Als es nun Bischof Friedrich gelang, im Jahre 1100 sich des Klosters Ilsenburg, wo Herrand seinen Wohnsitz genommen hatte, zu bemächtigen, war dieser genötigt, sein Bistum zu verlassen. Er begab sich in den Schutz seines Freundes, des Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, und starb als Mönch im Kloster Reinhardsbrunn am 23. Oktober 1002.

Der Konvent des Klosters Ilsenburg, der sich dem kaiserlichen Bischofe nicht fügen wollte, wurde in jenem Jahre (1100) vertrieben: der Abt Otto nahm an einem Kreuzzuge teil und starb in Adrianopel; die Mönche wanderten aus nach Harsefeld oder Rosenfeld bei Stade.

Zu beiden Klöstern hatte Ilsenburg nahe Beziehungen. Bei der Gründung von Reinhardsbrunn, welches 1097 eingeweiht wurde, nahm Ludwig der Springer Herrands Rat in Anspruch, der erste Konvent desselben bestand zum Teil aus Mönchen von Hirschau in Schwaben, dem Heimatslande Herrands, zum kleineren auch (Bruder Konrad, vielleicht auch Abt Giselbert) aus Ilsenburgern. Als Ludwig der Springer den Bischof Herrand am 5. Juni 1096 in Ilsenburg besuchte, war dort gleichzeitig der Markgraf Udo von Stade, welcher die verwilderten Weltgeistlichen der Propstei Harsefeld auszutreiben beabsichtigte. Seit der Übersiedelung des Ilsenburger Konvents kam dieser Plan zur Ausführung, Harsefeld wurde ein Benediktiner Mönchskloster, und Werinher dessen erster Abt.

Im Jahre 1096 hatte Herrand auch das Kloster Hillersleben auf Bitte seiner Nichte Adelsindis und seiner Großneffen mit Ilsenburger Einwohnern besetzt.

Ihr Stammkloster Ilsenburg konnten die Ausgewanderten erst 1006 wieder einnehmen. Abt Martin (aus dem Geschlecht der Landgrafen von Hessen), den der Erzbischof Rothard von Mainz am 11. November in Katlenburg weihte, fand die Zustände des Klosters verwirrt und zerrüttet, aber die vom Papst Paschalis II. Beauftragten, der Erzbischof Adelgot von Magdeburg, ein Verwandter Herrands, und dessen Freund Landgraf Ludwig, brachten die durch die kaiserliche Partei entfremdeten Güter wieder an das Kloster und zerstörten das Felsennest Ilsenstein, von wo der Stiftung wieder großer Schaden zugefügt war, bis auf den Grund.

Abt Martin stand dem Kloster bis 1129 vor. Er stellte dasselbe nach einem Brande im Jahre 1120, der anscheinend nur die Kirche verschonte, geräumiger wieder her, vermehrte den Besitz und vergrößerte die Bibliothek. Von den unter seiner Leitung angefertigten Handschriften hat sich eine schöne Bibel mit gemalten romanischen Initialen erhalten. Daß Ilsenburg unter ihm wieder das alte Ansehen genoß, geht daraus hervor, daß sich die Brunonin

Gertrud für das von ihr gestiftete Egidienkloster zu Braunschweig von dort einen Abt erbat.

Zu Abt Martins Zeit hatte das Kloster, abgesehen von der Propstei Wanlefsrode mit ihrem Besitz und von allen nach ihrer Hufenzahl nicht bestimmbaren Gütern, sowie von Wald, Weinbergen, Unland, Zehnten und sonstigem Zubehör, einen Landbesitz von 243½ Hufen (etwa 7300 Morgen). Diese Güter, welche zum größten Teil aus der reichen Stiftung der Bischöfe von Halberstadt herrührten, zum Teil aber auch von den Grafen von Wernigerode, Aschersleben, Woldenberg u. a., sowie von Geschlechtern des niederen Adels und von Bürgern geschenkt waren, lagen in der Grafschaft Wernigerode, im Halberstädtschen, Hildesheimschen, Braunschweigschen, Magdeburgschen, in der Altmark und in Anhalt. Außerdem war das Kloster von seinen Stiftern und von den Päpsten mit Privilegien und hohen Ehren ausgezeichnet. Der Abt durfte bischöfliche Kleidung und Mitra tragen, bischöfliche Amtshandlungen bei feierlichen Gelegenheiten verrichten, Weltgeistliche und Laien als Conversen aufnehmen und nicht nur Adlige, sondern alle, die darum nachsuchten, im Kloster bestatten. Ilsenburg war das angesehenste Mönchskloster der ganzen Diözese.

Abt Heinrich erbaute 1131 für die Fremden und für die Bewohner des vor dem Kloster entstandenen Ortes die Hospitalkirche Unserer lieben Frauen, die spätere Pfarrkirche*), und erwarb in Bruchstücken von den Gebeinen des Hildesheimer Bischofs Godehard wertvolle Reliquien. Er unterdrückte und knechtete seine Mönche und wurde deshalb 1135 abgesetzt. Sein Nachfolger Lambrecht, zum Bischof von Brandenburg designiert, wurde am 18. Jan. 1038 auf seiner Rückreise von Pisa in Italien von Straßenräubern erschlagen. Dessen Nachfolger Sigebodo, einer der tüchtigsten Äbte († 1161), baute den südlichen Teil des Klosters mit dem Refektorium neu und bereicherte die Bibliothek. Nach Osten zu setzte Theter († 1176) den Bau fort. An die Kirche, als dessen Mitpatron schon 1085 der Apostel Paulus erscheint, schlossen sich fünf Kapellen; die Zahl der Altäre betrug zwölf. Außer der Propstei Wanlefsrode oder Zelle waren dem Kloster noch die Kirchen in (dem jetzt wüsten) Wollingerode und in Bonkenrode einverleibt. Außer diesen gehörten ihm noch die Kirche zu Wenderode (jetzt Vorwerk westlich von Osterwiek), die Kapelle zu Berßel (im Halberstädtschen); im Anhaltschen die Pfarrkirche zu Aderstadt a. d. Saale, die Kapelle auf dem Klosterhofe daselbst, die Pfarrkirche zu Osmarsleben a. d. Wipper, die Kirche zu Zörnitz a. d. Wipper und zu Gröna am rechten Saale-Ufer; in der Altmark die Pfarrkirche zu Polkritz.

In der nächsten Zeit bietet die Geschichte des Klosters wenig Erfreuliches. Der Kampf zwischen Staufen und Welfen wurde auch in das Kloster übertragen und fand seinen Widerhall in zwiespältigen Abtswahlen; der Konvent verweigerte 1213 die Aufnahme des vom Erzbischof von Magdeburg als päpstlichen Legaten zum Abte ernannten Mönches Hartwich von Pegau und zog sich dadurch wiederholt die Exkommunikation zu, der Papst entschied bald für, bald wider den Konvent, die ernannten Schiedsrichter fanden ein damit nicht übereinstimmendes Urteil — Verwirrung auf allen Seiten, aber der Konvent bestand trotz aller Exkommunikationen fort.

*) Dieselbe ist 1877 und 1878 in würdiger Weise wieder eingerichtet und mit neuem Turme samt Vorhalle in romanischem Stile versehen.



Von 1220 bis 1240 stand dem Kloster noch einmal ein tüchtiger und thätiger Abt, **Johannes** I., vor; er vermehrte nicht nur den Besitz desselben durch Erwerbung von Kirchen, von Zehnten rc., sondern er sorgte auch nicht weniger für die Bibliothek und die geistige Thätigkeit seiner Mönche. Die gräfliche Bibliothek in Wernigerode bewahrt noch eine schöne mit gemalten spätromanischen Initialen versehene lateinische Handschrift des Josephus, in welche der Abt selbst seinen Namen eingeschrieben hat.

Im Jahre 1243 schenkte der Bischof von Halberstadt dem Kloster die heruntergekommene Propstei zu Abbenrode behufs der Reformation, ein Beweis, daß es damals um das geistliche Leben in Ilsenburg noch gut stand. Ein Jahrzehnt später, 1253, wurde dagegen der Abt des Tochterklosters Hillersleben nach Verfügung des Ordinarius zugleich mit der Abtswürde in Ilsenburg bekleidet, damit er diese im geistigen Leben wie im weltlichen Besitz ganz heruntergekommene Stiftung wieder in Ordnung bringe. Übrigens hat diese Personalunion nur einige Jahre gedauert.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen die schweren Schädigungen durch die Fehde seiner Vögte, der Grafen von Wernigerode. Im Jahre 1309 mußten die Brüder außerhalb ihrer Stiftung Zuflucht suchen, die Klostergebäude wurden zerstört, ihre Güter hart mitgenommen. Papst und Bischof belegten die Grafen mit Bann und Interdikt und forderten den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, die welfischen Herzöge, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Honstein, Regenstein, Blankenburg, Mansfeld, Schladen u. a. zu bewaffnetem Einschreiten auf. Aber kaum war durch Waldemar der Streit geschlichtet, wobei der Schaden auf $2724^1/_4$ Mark veranschlagt wurde, so mußte der Konvent noch einmal auf ein Jahr in das Elend flüchten. Erst 1320 kam dadurch ein Ausgleich zu stande, daß die inzwischen alt und schwach gewordenen Grafen dem Kloster zwei Hufen Landes und zwei Waldungen abtraten und ihm alle entzogenen Güter zurückgaben. — Im folgenden Jahre wurden die Klosterbesitzungen an der Saale und Wipper in einer andern Fehde mit Raub und Brand überzogen.

Zinsen und Gefälle gingen in jenen unruhigen Zeiten nur sehr mangelhaft ein. So sah sich das Kloster genötigt, einen Teil seines Grundbesitzes nach und nach zu veräußern und zu verpfänden. Auch die „Erquickungen" der Brüder an den zahlreichen Festlichkeiten kosteten viel Geld.

Die Glanzzeit der einst so reichen und angesehenen Stiftung kehrte nicht wieder. Während dieselbe früher Äbte und Mönche aus den dynastischen Geschlechtern von Klettenberg, Regenstein, Schladen u. a., sowie aus den angesehenen Adelsfamilien Grote, von Cramm, von Hardenberg, von Burgdorf, von Werre u. a. aufzuweisen hatte, treten im 15. Jahrhundert nur noch bürgerliche Namen im Konvente auf. Und während das Kloster ehemals durch die ihm zustehende freie Wahl seines Oberhauptes und seines Vogtes*) ein selbständiger, von jeder weltlichen Beeinflussung unabhängiger Rechtskörper gewesen war, durften sich die Grafen von Stolberg, die Erben der ausgestorbenen Wernigeröder, unangefochten seit 1452 (seit 1546 sogar unter ausdrücklicher Anerkennung des Bischofs) als Erbvögte oder Erbschutzherren und damit als Landesherren des

*) Eine vollständige Reihe der Vögte und Schutzherren läßt sich nicht aufstellen. 1096 hieß der Vogt Ludolf, 1114 Walo (von Veckenstedt). 1141 war die Vogtei zum erstenmale einem Grafen von Wernigerode übertragen. 1156 erscheint Graf Albrecht (der Bär) von Aschersleben als Schutzherr (wohl als Obervogt). Von der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an hatten ununterbrochen die Grafen von Wernigerode die Vogtei inne.

Klosters bezeichnen, und die Äbte gehörten nun zu den Ständen der Grafschaft. Das Vogtgericht hört auf, die Herrschaft schlichtet die Streitigkeiten. Das Kloster leistet Spanndienste, erhält die Jagdhunde und zahlt Steuern.

Übrigens bestrebten sich diese Grafen nicht nur, den Fehden ein Ende zu machen und die äußere Ordnung herzustellen, sondern sie hatten auch auf das geistliche Leben ein wachsames Auge. Um 1450 nahmen sie wie in den übrigen Klöstern auch in Ilsenburg eine gründliche Visitation und Reformation vor.

Im Bauernkriege 1525 vermochten sie freilich das Kloster nicht völlig zu schützen. Schon im Jahre zuvor entstand eine Bewegung unter den Bauern der Grafschaft; Wernigeröder und Elbingeröder Bürger, die nichts zu verlieren hatten, schlossen sich ihnen an. Im Frühjahr 1525 bewaffnete sich dieser zuchtlose Haufen und begann am 18. April sein Zerstörungswerk an den geistlichen Stiftungen zu Himmelpforten, Wasserleben, Drübeck, Langeln und dem Mönchehof Schauen. Am 1. Mai wurde dann auch Ilsenburg gestürmt. Die Mönche, jeder mit drei Gulden Zehrgeld versehen, waren vorher glücklich entkommen. Die Grafen riefen ihre Lehnsmannen auf und wurden bald des Aufstandes Herr, schon am 30. Mai begann das Verhör der Rädelsführer. Die Mönche, 16 oder 17 an der Zahl, kehrten zurück, und Graf Botho half ihnen ihr Kloster wieder einrichten.

In einem Vergleiche, den der Erbschutzherr am 25. August 1525 mit dem Konvente traf, wurde den danach verlangenden Brüdern der Austritt aus dem Kloster mit der Bestimmung offen gehalten, daß sie mit einer Geldentschädigung abgefunden werden sollten. Dieses machten sich zwei Konventualen, denen es nur um Geld und Unabhängigkeit zu thun war, bald zu nutze: sie entfernten sich unter Mitnahme heiliger Gefäße und baren Geldes aus dem Kloster und suchten diesem durch Drohungen und Fehdeankündigung hohe Entschädigungen abzupressen.

Der Bauernaufstand hatte noch weitere Benachteiligung im Gefolge: Lehnsträger des Klosters im Anhaltischen suchten den Lehnsverband zu lösen, und die Bauern der Klosterdörfer traten inbetreff des Gemeindeeigentums, der Hut und Weide mit frechen Forderungen auf.

Die Reformation nahm Ilsenburg etwas später an als die Grafschaft. Als Abt Heinrich II., der schon von 1540 an sich der Herrschaft enger angeschlossen hatte, 1546 starb, trat mit Dietrich Meppis, außer dem nur drei Professen vorhanden waren, ein entschiedener Freund der Reformation an die Spitze des Klosters, der von sich sagen konnte, „daß er bereits eine Zeit lang das Evangelium rein angekündigt habe und dies auch hinfort zu thun gedenke". Dieser „Abt und Pastor" stattete die Pfarrkirche mit Kanzel und Taufstein aus und legte den ersten Grund zu einer Schule. Mit dem Tode seines Nachfolgers Henning Ditmars (6. Juni 1577), der die Ilsenburger Pfarre dotierte, erlosch der Abtsname für immer. Denn Graf Christoph, Dompropst zu Halberstadt, dem seine Brüder und Vettern das Kloster überließen, nannte sich Administrator. Gleichwohl bestand der aus Prior, Subprior und Kellner bestehende Konvent einstweilen fort.

War der Fortbestand der Stiftung seit dem Bauernkriege nur ein Hinsiechen gewesen, so erstarkte sie unter dem landesväterlich und christlich gesinnten Administrator zu neuem Leben. Zunächst galt es, die Einnahmen zu erhöhen, um die große Schuldenlast nach und nach abtragen zu können. Da die großen Klostergüter von ihren Pächtern meist schlecht bewirtschaftet wurden, so suchte er sie nach und nach in unmittelbare Verwaltung zu bringen. Auch forderte

er die vornehmsten Lehnsträger des Klosters, Edelleute und Magistrate rc., 1573 zu einer freiwilligen Steuer von 10 Gulden von jeder Hufe auf. Es kam dadurch eine ansehnliche Summe zusammen, so daß er noch in demselben Jahre den Anbau der Klosterkirche durch den Meister Ulrich aus Goslar in Angriff nehmen lassen konnte. Die Malerei und Bildschnitzerarbeit wurde in Halberstadt angefertigt. 1580 verbesserte er die Pfarrstelle und entwarf eine Gottesdienstordnung; die mit einem Rektor und einem Schulgesellen versehene Klosterschule nahm durch seine und seines Verwalters Engelbrecht Bemühungen einen solchen Aufschwung, daß sie — obwohl nur auf 12 Stipendiaten berechnet — 1581 18 Klosterschüler im Alter von 18 bis 20 Jahren zählte, neben denen noch mehr als 50 Knaben aus dem Flecken, von der Hütte und von auswärts unterrichtet wurden.

Zum Klosterverwalter mit außerordentlichen Vollmachten bestellte er 1580 den genannten Peter Engelbrecht*), den gräflichen Hüttenfaktor in Ilsenburg, als er nicht umhin konnte, sich zum zweitenmale auf längere Zeit nach der ihm erblich zugefallenen Grafschaft Königstein in der Wetterau zu begeben.

Hier starb er im Sommer 1581. Nun bot der Benediktinerorden alles auf, den dauernden Übergang des Klosters an das Haus Stolberg zu verhindern. Aber Peter Engelbrecht wußte dieser Gefahr mit Entschlossenheit und Geschick zu begegnen. Auf seinen Rat wandten sich die Grafen auch an ihren Oberschutzherrn, den Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, der mit ihnen dasselbe Interesse hatte, das Kloster den gegenreformatorischen Bestrebungen gegenüber zu beschützen.

Engelbrecht stand dem Kloster bis 1597 vor. Seitdem hatten die Grafen die Verwaltung desselben unmittelbar in der Hand, denn Johann Spieß und allen späteren Verwaltern war nur die Klosterökonomie übertragen. Von 1598 — 1608 war Ilsenburg an einen Herrn von Münchhausen verpfändet. Eine neue, bessere Zeit brach an, als Graf Heinrich, der Stifter des Hauses Stolberg-Wernigerode, von 1609 an das Kloster zum demnächstigen Witwensitze für seine Gemahlin Adriane aus dem Hause der Grafen von Mansfeld ausbaute. Sie wohnte hier von 1615 bis zu ihrem Tode im Jahre 1625. Die Verwaltung hatte sie schon zwei Jahre zuvor dem jungen Grafen Heinrich Ernst aus der rheinischen Linie, dem späteren Erben der Grafschaft (siehe die Stammtafel unter „Wernigerode"), überlassen. Im Jahre 1629 vertrieben ihn die siegreichen Waffen der katholischen Partei, und Ilsenburg ward noch einmal, bis 1631, vorübergehend vom Orden in Besitz genommen.

Die Klosterschule, welche unter den Schrecken des Krieges ihrem Untergange nahe gekommen war, hob Heinrich Ernst 1640 in der Weise auf, daß er die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Einkünfte in ein auf zehn (dann fünf, jetzt zwei) Studierende berechnetes Stipendium verwandelte.

Graf Heinrich Ernst erwählte Ilsenburg nach seinem Regierungsantritt zu seiner ständigen Residenz, und erst nach dem Tode seines Sohnes Ernst, 1710, wurde die Residenz wieder nach Wernigerode verlegt.

Sind seitdem auch mehr als $1^1/_2$ Jahrhunderte vergangen, so sind die Überreste des Klosters doch immer noch sehenswert. Sie liegen neben dem „Botho-Bau", dem neuen vom Grafen Botho, dem eifrigen Geschichtsforscher und edlen Gönner des Harzvereins, erbauten neuen Schlosse und sind von dem erlauchten Besitzer, dem ursprünglichen Baustile entsprechend, restauriert worden.

---

*) einen Vorfahren der „von Engelbrechten" im Hannoverschen.

Von der Kirche sind noch das Mittel- und das südliche Seitenschiff vorhanden, welche aus dem 11. Jahrhundert stammen. Der großartige Kapitelsaal und das Refektorium, welche den südlichen Teil des Klosters bildeten, sind bedeutsame Überreste byzantischer Baukunst aus dem 17. Jahrhundert. Sie enthalten die wertvollen Altertümer, Waffen, Urnen &c., welche Graf Botho gesammelt hat. —

Weiter noch, als die interessante Geschichte dieser mit landschaftlicher Schönheit von Gott hochbegnadeten Stätte führt uns die wundersame Sage in die Vorzeit zurück.

Zur Zeit als noch der Ilsenstein mit der Westerburg zusammenhing, da wohnte hier unten im Thale, wo jetzt das Grafenschloß steht, eine böse Zauberin mit ihrer rothaarigen, häßlichen Tochter Trute, droben aber auf einem stolzen Schlosse auf jäher Felsenwand König Ilsung mit der Prinzessin Ilse, seinem zauberhaft schönen Töchterlein. Einst ritt ein stattlicher Ritter, namens Rolf, Abenteuer suchend durch das Thal. An dem fand Trute Gefallen und bewog ihre Mutter, ihn mit Zauberkünsten zu umstricken, daß er bei ihr bliebe. Dennoch gelang es ihm nach einiger Zeit, den unholden Weibern zu entfliehen. Er gelangte nach Ilsungs Schlosse, sah die holdselige Ilse und blieb freiwillig in ihrem Dienste. Und bald gab ihm der alternde König die Hand seiner einzigen Erbin. Aber die böse Trute und ihre Mutter verfolgten ihn mit ihrem Hasse. In einer Walpurgisnacht sandten sie mit Hülfe des Höllenfürsten sintflutliche Wassermassen vom Brocken hinab gegen Ilsungs Schloß. Die unterwühlten den Felsen, bis er und mit ihm das Schloß donnernd zusammenstürzte. Nur Ilse rettete sich auf den Gipfel, der nun das Kreuz trägt. Dort wohnt sie seitdem und durchforscht ruhelos die Thalschlucht, um ihren ertrunkenen Gemahl zu suchen. Wer sie erlösen will, der muß ihr in der Mitternachtstunde des ersten Maitages einen Strauß Waldblumen vom Ilsenstein überreichen; doch sind die richtigen schwer zu finden. Wehe aber dem, der sie zu belauschen wagt, wenn sie sich in dem klaren Wasser ihres Flusses badet: er wird von ihr in eine altersgraue, mit zottigen Felsen behangene Tanne verwandelt, wie deren schon eine ganze Zahl ihre Wohnung umstehen.

Otto Roquette läßt die Prinzessin Ilse singen:

Kannst du träumen, kannst du schlafen?
Schöner Jüngling, komm sei mein!
In der Liebe goldnen Hafen
Führ ich den Beglückten. . . . .
Willst du fragen nach dem Namen
Meines Reichs voll Strahlenschein?
Dieser Fluren dunkler Rahmen
Ist der graue Ilsenstein.
Offen stehn dir meine Reiche.
Komm, Prinzessin Ilse winkt,
Komm, du bist der Ohnegleiche,
Dem sie ihre Liebe bringt!

In den blauen Silberwogen
Stehet mein demantnes Schloß,
Fröhlich um die Säulenbogen
Tanzet mein geschäftger Troß.
Meine Blumen duften singend,
Sterne sprüh'n in buntem Schein,
Meine Brunnen springen klingend,
Zögre nicht, o komm, sei mein! . . . .

Das Ilsethal wird von vielen für das schönste Thal im ganzen Harze gehalten. Eins der lieblichsten ist es jedenfalls. „Die Ilse ist ein gesundes, fröhliches Brockenkind, das jugendlich frisch und wie mutwillig über Felsen hinabspringt in das blumige Thal; am schönsten bei den Wasserfällen; es ist unbeschreibbar, mit welcher Anmut und Lust sich der Fluß hinunterstürzt über die abenteuerlichen Felsgebilde, bald ein breiter, klar sich ausbreitender Spiegel, bald kraus und geschwätzig in zahllosen Wasserbändern die Felsen umziehend, bald wild durch die engen Felsenwände sich drängend; hier zischt das Wasser empor und läuft schäumend über, dort ergießt es sich aus dunklen Steinspalten wie aus sprudelnden Gießkannen, trippelt über kleine Steinchen munter fort, oder schleicht verstimmt im tiefen Bette, dicht umwachsen vom schattigen Gebüsch." Großartig ist das Felsenthor, durch welches die Ilse vor alters sich Bahn gebrochen hat; seine Pfeiler bilden der „himmelanstürmende Koloß" des Ilsensteines und die Granittrümmer des gegenüberliegenden Westerberges. „Hoch oben auf dem ungeheuren Gipfel dieses Granitgiganten (436 m) steht ein heiliges Werk von frommes Grafen Hand, ein eisernes Kreuz zum Gedächtnis der Freunde, die im Völkerkampfe gegen die Franzosen fielen; Graf Anton von Stolberg-Wernigerode errichtete es (1815)." Wir steigen von der reizend gelegenen Restauration „zur Prinzessin Ilse" hinauf zu der weit hinausragenden Warte. Welch ein Anblick! Ist es nicht, als läge hier das Buch der Natur offener aufgeschlagen, als redete es hier zu uns in einer verständlicheren Sprache als anderswo? „Unten ein unabsehbarer Abgrund, in welchem die klare Ilse mit ihren silbernen Wellen dahinrauscht; gegenüber der jähe Bruchberg, der gewaltige Westerberg, die berühmte Baumannsklippe; nach Osten hin das reizende Ilsenburg, zahllose Wiesen und Teiche, bis zum fernsten Horizont eine unbeschreiblich liebliche Landschaft, und westlich der sich immer mehr verengende Paß, der zum Brocken hinaufführt." (Brederlow.)

Man hat den Namen Helisina als Helis-sin-aha, d. i. Wasser der Hela, Höllenwasser gedeutet. Verlegten hierher unsere heidnischen Vorfahren das Reich der grimmen Hel, der Herrin des Totenreichs, in welches zwei Wege, der Südweg durch Schluchten und Klüfte, der Nordweg durch dunkle, grausige Thäler führte? Vor alters entsprach das Ilsethal gewiß diesem Bilde, das die Alten sich vom Höllenreiche machten. In den Sagen vom Ilsenstein hat man auch Züge erkennen wollen, welche an die Mythe von Baldur erinnern (s. S. 96, 98, 110), für den Wuotans Diener Hermodur, nachdem er nach neuntägigem Ritt die Göttin aufgefunden hatte, vergebens ein Lösegeld bot. —

Über die weltberühmten Eisengießereien in Ilsenburg vergl. S. 266.

26. Wernigerode.*)

1. Das Schloß und seine Besitzer.

„Über dem Gedeihen der einst so mächtigen Harzgrafengeschlechter des Mittelalters", schreibt der Staatsanwalt G. Bode, „hat kein glückliches Geschick gewaltet. Sie alle, deren Graf- und Herrschaften wie ein schöner Kranz den Grundstock des Harzgebirges umlagern, sind mit Ausnahme des Fürstenhauses von Anhalt und eines einzigen edlen Grafengeschlechts verblichen,

*) Dieser Abschnitt beruht im wesentlichen auf den zahlreichen Arbeiten des Archivrats Dr. Jacobs, in seinem ersten, die Geschichte der (alten) Grafen von Wernigerode betreffenden Teile auf einem Aufsatze des Staatsanwalts Bode.

einige selbst in Dürftigkeit und Elend verkommen, ihre Stammsitze und stolzen Festen zumeist in Schutt und Trümmern begraben, und nur dürftige Nachrichten von ihrem Dasein und ihren Thaten der Nachwelt überliefert. Jenes einzige Geschlecht aus der stolzen Reihe der Grafengeschlechter des Harzes hat die Jahrhunderte, welche den übrigen Verderben und Untergang brachten, in immer frischem Glanze überdauert. Mit Stolz blickt jeder Harzer auf dieses heimische edle Geschlecht, welches, wie es von alters her in unserm Lande als Schirmherr eines jeden tüchtigen Strebens galt, uns jetzt auf dem Felde der ernsten Wissenschaft zur Kenntnis der heimischen Geschichte führt, — das erlauchte Geschlecht der Grafen von Stolberg."

„Wir wenden uns zu jenem alten Stammsitze, welcher mit seinen stattlichen Türmen und blinkenden Zinnen auf mächtigem waldigen Berge hoch über der Stadt Wernigerode sich erhebt. Wem es vergönnt gewesen ist, aus diesem prächtigen neuhergestellten Bau, den umliegenden herrlichen Gärten und Parkanlagen seine Blicke über die schönen Waldthäler in die mächtigen Harzberge bis hin zum alles beherrschenden Vater Brocken und über die stattliche Stadt zu Füßen weg in die weite lachende Ebene mit den dicht hingestreuten Ortschaften schweifen zu lassen, dem wird gewiß bei einigem Verständnis für die Geschichte der Heimat der Wunsch wach gerufen sein, die Geschichte dieses schönen Landes, der Burg und ihrer Besitzer etwas näher kennen zu lernen."

Die Wiege des Dynastengeschlechts, welches über dem damals noch jungen Orte Wernigerode eine Burg erbaute und nach dieser sich nannte, stand im hildesheimschen Dorfe Haimar (zwischen Hildesheim und Lehrte). Das erste bekannte Glied desselben, den ‚Grafen Adelbert aus dem Dorfe Heimbere' (de villa heymbere), nennt eine Urkunde vom 11. Mai 1117, in welcher er die Kirche in Lühnde für die Abtrennung des bisherigen Filials Evern mit einem Hofe von 24 Morgen in Lobke in Übereinstimmung mit seinem Sohne Berthold entschädigt. Er ist ohne Zweifel mit dem „Grafen Adelbert" identisch, welcher in den Jahren 1103, 1110 und 1125 als Zeuge in Urkunden der Bischöfe von Hildesheim genannt wird.

Läßt jene Benennung „von dem Dorfe Haimar" darauf schließen, daß eine Burg hier nicht vorhanden, und daß der Graf Adelbert damals überhaupt nicht im Besitze einer nennenswerten burgartigen Anlage war, so erweisen doch verschiedene Urkunden den bedeutenden Grundbesitz des Geschlechts in Haimar und dessen nächster Umgebung. Im Jahre 1297 übertrugen die Grafen von Wernigerode dem Bischof von Hildesheim 9 Hufe in Kirchhaimar, 8 Hufen in Holzhaimar, 8 Höfe in Immensen mit dem Zehnten und 4 Höfe in Garmsen, 1258 dem Kloster Riddagshausen das ganze Dorf Bründeln, 1262 6 und 1281 1 Hufe in Clauen, 1267 vertauschten sie dem Stift Hildesheim 6 Hufen in Gr. Lobke und nach 1357 ließen die Brüder von Rutenberg ihnen 3 Hufen und 2 Kothöfe daselbst zu gunsten des Rikmann von Wyrthe auf; 1277 verkaufte ihr Lehnsmann Bodo von Salder dem Kloster Wienhausen mit ihrer Zustimmung 4 Hufen in Kl. Lobke; 1386 übertrugen sie dem Hochstift Hildesheim das ganze Dorf Evern. Der bloß in diesen Urkunden genannte Eigenbesitz der Grafen im Hildesheimschen, welcher fast ein geschlossenes Ganzes bildete, betrug also zwei ganze Dörfer mit Zubehör, 62 Hufen, 14 Höfe und einen Zehnten. Daß sie die angesehensten und reichsten Grundherren der Gegend waren, geht auch daraus hervor, daß ihnen die Holzgrafschaft über den großen Steinwedeler Wald zustand, welcher sich von Steinwedel und Immensen bis nach Evern und von Lehrte bis nahe an die Fuse erstreckt.

(1367 genehmigen sie, daß ihr Lehnsmann Eilert von Rutenberg diese Holzgrafschaft den Herzögen von Lüneburg für 200 Mark löt. S. verkauft.) Schon jener Graf Adelbert wird auch die Vogtei über das Stift Ölsburg*) gehabt haben, welche die Grafen von Wernigerode dem Lehnsherrn, Bischof Konrad von Hildesheim (anscheinend bei einer Aussöhnung im Jahre 1222), zurückgaben. Da die Güter dieses Stiftes sich östlich fast unmittelbar an Haimar anschließen, so reichte dadurch der Einfluß und die Macht des Hauses im Osten bis in die Gegend von Braunschweig.

Aber mag das Ansehen und der Allodialbesitz Adelberts von Haimar noch so groß gewesen sein, „Graf“ heißt er nicht um deswillen, sondern weil er in Wirklichkeit ein Grafenamt verwaltete. Seine Grafschaft, welche seine Stammgüter um Haimar nicht mit umfaßte, war nicht etwa ein geschlossenes Gebiet, in dem ihm die Landeshoheit zugestanden hätte — Grafschaften in diesem Sinne gab es damals noch nicht — sondern eine auf Karls des Großen Gaueinteilung beruhende, aber im Laufe der Zeit mit vielen von der Grafengewalt befreiten Gütern der Klöster ꝛc. durchsetzte Landschaft, in welcher ihm als dem höchsten Richter, der unter Königsbann richtete, alles Urteil über rechtes Eigen, alle Strafgewalt zu Hals und Hand und über die Schöffenbarfreien (die mindestens drei Hufen freies Eigentum besaßen) zustand.

Solcher Grafschaften besaßen die Grafen von Haimar zwei, die eine mit dem Gerichtsstuhl zu Sickte bei Lucklum am Elm, in welcher Gegend sie auch begütert waren, umfaßte einen Teil des alten Derlingaues östlich der Oker, etwa die zum Sprengel des Bischofs von Halberstadt gehörenden Archidiakonatbezirke Atzum, Lucklum, Schöppenstedt, Kissenbrück, Schöningen und den südlichen Teil von Ochsendorf; die andere, mit dem Gerichtsstuhl in Denstorf, lag westlich der Oker im alten Gau Astfala (bezw. Lerigau) und erstreckte sich auf das hildesheimsche Archidiakonat Denstorf und den nördlichen Teil von Stöckheim. Erstere war ein Lehen der Bischöfe von Halberstadt, letztere ein Afterlehen der Brunonen (dann der Welfen), welche damit vom Bischof von Hildesheim beliehen waren. Die Grafen gehörten demnach, da sie ihr Amt nicht unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen, nicht zu den Reichsfürsten, sondern zu den Magnaten.

Der „Graf Adelbert“, welcher dem Bischof Reinhard von Halberstadt im Jahre 1112 eine Urkunde bezeugt, ist ohne Zweifel mit dem Grafen Adelbert von Haimar ein und dieselbe Person; war dieser doch als Graf im Elmgebiet, wie wir sahen, ein Lehnsmann des Bischofs. In einer Urkunde desselben Bischofs vom 18. Oktober 1121 heißt er dann zum erstenmale Graf von Wernigerode. Er muß also diese Burg, welche seitdem ihm und seinen Nachkommen als Wohnsitz diente, zwischen dem Jahre 1117, in welchem er sich noch nach Haimar nennt, und dem Jahre 1121 erbaut haben. Was ihn veranlaßte, diese hier, fern von seinen Stammgütern und außerhalb seiner Grafschaftsgebiete aufzuführen, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hat er erst damals den Ort Wernigerode, zu welchem keine Grafschaft, wohl aber ein Teil des Harzwaldes gehörte, in dem seine Nachkommen stets als freie, von

*) Da die Vogtei meistens in der Verwandtschaft der Stifter blieb, so stehen die Grafen von Haimar vielleicht in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem letzten Grafen Altmann von Ölsburg, dessen Gemahlin Hadewig 1003 das Chorherrenstift Ölsburg, dessen Tochter Friderung 1007 das Nonnenkloster Steterburg gründete. Vornamen und anderes scheinen darauf hinzudeuten, daß die Ölsburger zu den dem Hause des Sachsenherzogs Wittekind angehörenden Immendingern zu zählen sind.

den Grafen des Harzgaues unabhängige Herren handelnd auftreten, damals aus zweiter Hand erworben; doch ist eine Belehnung seitens des Reiches, für welche bestimmte Anzeichen fehlen, nicht ganz und gar ausgeschlossen.

Erstreckten sich die Machtbefugnisse der Grafen von Regenstein, der Inhaber des Grafenamts im Harzgau, fast bis vor die Thore der Burg Wernigerode, so war es für die Grafen von Wernigerode, da an eine Erwerbung dieses Komitats einstweilen nicht zu denken war, von hoher Bedeutung, daß sie schon bald nach Erbauung ihrer von ihrem sonstigen Besitztum isolierten Burg die Vogtei über die in unmittelbarer Nähe derselben belegenen, der Grafengewalt entnommenen freien Stifter Drübeck und Ilsenburg erhielten und dadurch gleichsam festeren Fuß am Harzrande faßten. Als Vögte von Drübeck erscheinen sie schon 1130, als solche von Ilsenburg 1141. Ursprünglich nur auf Zeit widerruflich gewählte Vögte, durften sie sich später Erbvögte nennen und schließlich als Landesherren in den Klostergebieten handeln. Daß sie die Schutzherren ihrer Familienstiftung, des im Jahre 1265 vom Grafen Gebhard und dessen Sohne Konrad gegründeten Benediktiner Chorherrenstiftes St. Sylvestri (auf dem Klint) in Wernigerode waren, in dem sie ihre letzte Ruhestatt fanden, ist selbstverständlich.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden die Grafen mit dem Kirchenbanne belegt, als sie sich in Gemeinschaft mit den Grafen von Woldenberg und anderen Großen der Hildesheimer Diözese der ohne Mitwirkung der Laien (1221) vollzogenen Wahl des Bischofs Konrad II. widersetzten. Doch erreichten sie schon 1222 — anscheinend um den Preis der Ölsburger Vogtei — die Lösung vom Banne. Fast schien es, als ob sie für diesen Verlust reichlich entschädigt werden würden: 1225 nennt die Äbtissin Bertha von Gandersheim ihre Blutsfreunde Konrad und Berthold von Wernigerode Grafen „von Amberga“. Aber abgesehen davon, daß hier, da es sich um das Dorf Nauen bei Lutter handelt, nur der schon vor dem Jahre 1000 vom eigentlichen Ambergau abgezweigte kleine Wenzigau (Densigau) zu verstehen ist — in jenem waren die Grafen von Woldenberg auch im Jahre 1225 in unbestrittenem Besitze des Komitats*) — so ist der Verzicht auf die Grafschaftsrechte über eine halbe Hufe im genannten Dorfe die einzige bekannte Amtshandlung, welche die Grafen von Wernigerode im Wenzigau vor Rückgabe desselben an die Woldenberger vornahmen.

Um ihre Grafengewalt zu befestigen, erwarben sie gegen das Jahr 1260 das damals bedeutende Schloß Esbeck bei Schöningen. Aber die Herzoge von Braunschweig waren nicht gewillt, fremde Grafen in ihren Territorien walten zu lassen, und vielleicht gab gerade jene Erwerbung ihnen Anlaß, Schritte zur Beseitigung derselben einzuleiten. Im Jahre 1272 mußten sich die Grafen dazu verstehen, die östliche Grafschaft (also, wie ich wiederhole, das Richteramt über die Freiengüter in der Elmgegend) dem Bischof von Halberstadt zu gunsten des Herzogs Albrecht von Braunschweig zurückzugeben. Etwa zu gleicher Zeit müssen sie auch das Grafenamt in der Gegend von Denstorf den Welfen überlassen haben, denn von 1272 an ist keine Spur von einer Grafschaft der Wernigeroder mehr sichtbar. Da der Besitz der Burg Esbeck nun zwecklos war, so gaben sie auch diese bald auf.

Obwohl etwa 70 Jahre darüber hingingen, bis sie — von Harzburg abgesehen — wieder ein Grafenamt erhielten, so führten sie auch in dieser Zeit

*) Siehe meinen „Ambergau“ S. 17.



den Grafentitel weiter, und man gewöhnte sich daran — wie es scheint — ihre kleine Herrschaft Wernigerode als Grafschaft anzusehen. Inzwischen hatten sie dieses ehemalige Allod, um an einem mächtigen Fürsten gegen die Herzöge von Braunschweig, den Bischof von Halberstadt und den sie eng umklammernden Grafen von Regenstein Schutz und Rückhalt zu gewinnen, am 20. November 1268 den Markgrafen Johann, Otto und Konrad von Brandenburg freiwillig zu Lehen aufgetragen. Dieses Lehnsverhältnis bestand auch nach dem Erlöschen der Askanier fort; als Kaiser Ludwig der Bayer 1324 seinen Sohn Ludwig mit Brandenburg belehnte, heißt die kleine Herrschaft Wernigerode zum erstenmale Grafschaft.

Schon vor dem Jahre 1272, in welchem sie ihr Grafenamt an der Oker aufgeben mußten, war ihnen am Harzrande eine wertvolle Erwerbung gelungen. Am 1. Mai 1269 verpfändeten nämlich die Grafen Hermann und Ludolf von Woldenberg mit Zustimmung ihres ganzen Geschlechts dem Grafen Konrad V. von Wernigerode die Harzburg mit allem Zubehör und den Wald Horbek (östlich von Klausthal) für 400 Mark reines Silbers. Die Verpfändung geschah allerdings zunächst nur auf zwei Jahre, aber bei der schon damals beginnenden Zerrüttung der Finanzen der mächtigen Woldenberger war an eine Einlösung mit e i g e n e m Gelde (was die Urkunde ausdrücklich als Bedingung ausspricht) nicht zu denken, und so wurde aus dem Pfandbesitz stillschweigend nach und nach Erbbesitz. Wenigstens ist von einer Auflassung dieses Reichslehens vor Kaiser und Reich nichts bekannt, und die Woldenberger scheinen bis zu ihrem Aussterben in den kaiserlichen Lehnsregistern als Grafen von Harzburg fortgeführt zu sein. Dagegen ließen diese ihre bei Harzburg belegenen Güter Kopperbrock und Kopperberg, als sie auch diese 1332 den Grafen von Wernigerode abtraten, dem Kaiser Ludwig auf. Mit diesen Besitzungen werden die Zubehörungen der Burg etwa das spätere Amt Harzburg umfaßt haben.*)

Eine heftige Fehde, welche im Jahre 1340 zwischen dem Bischof Albrecht II. von Halberstadt und dessen Bundesgenossen, den Herzögen Otto, Magnus und Ernst von Braunschweig, seinen Brüdern, dem Bischof von Hildesheim u. a. einerseits und dem Fürsten Bernhard von Anhalt und den Grafen von Regenstein andererseits wegen der Stadt und Grafschaft Aschersleben ausbrach, gab dem Grafen Konrad von Wernigerode, der dabei auf seiten des Bischofs, seines Verwandten, stand (Konrads Mutter war eine Tochter des Herzogs Johann von Braunschweig und dieser ein Bruder von des Bischofs Großvater), Gelegenheit zur Erwerbung der Grafschaft bei Wernigerode. Es gelang ihm nämlich, den Grafen von Regenstein gefangen zu nehmen und als Lösegeld für denselben jene Abtretung durchzusetzen. Am 26. Juni 1343 verkünden die Grafen von Regenstein beider Linien, daß sie an Cord von Wernigerode und dessen Erben die Grafschaft und die Gerichte über folgende Dörfer verkauft haben: Windelberode (wüst unter der Stapelburg), Wenderode, Schauen, Wasserleben, Huslere (wüst bei dem vorigen), Langeln, Zilly, Ryendorp (wüst in der Flur des vorigen), Papstorf, Athenstedt, Dannstedt, Balhorn (wüst in der Flur von Zilly), Mulmke, Heudeber, Redeber, Minsleben, Silstedt, Hynderzingerode und Rymbeke (beide wüst in der Flur von Wernigerode), Hasserode, Elbingerode und Erdfeld (wüst östlich vom vorigen); auch die Grafschaft und Gerichte über alle Eigengüter der Grafen von Wernigerode in den Dörfern

*) Vergl. S. 471.

Börßel, Ströbeck, Aderstedt und Hullingerode (wüst westlich von Osterwiek). Der 26. Juni 1343 ist demnach als der Geburtstag der heutigen Grafschaft Wernigerode anzusehen.

Allerdings üben die Grafen von Wernigerode schon vor diesem Jahre wie in Veckenstedt so in einigen der obengenannten Orte (in Langeln, Wasserleben, Gr. Lochten, Papstorf, Zilly, Altenrode) bei Güterübertragungen gräfliche oder richterliche Befugnisse aus, aber teils ist die Berechtigung dafür in der Immunität der Klöster Drübeck und Ilsenburg zu finden, teils konnten die in Frage kommenden Hufen Zubehör ihrer von der Grafengewalt befreiten Besitzung Wernigerode sein; die Annahme, daß die Regensteiner ihnen die Grafenrechte über vereinzelte Güter schon vor dem Jahre 1343 abgetreten haben könnten, liegt weniger nahe.*)

Die erworbene Grafschaft war ein halberstädtisches Mann-Lehen, und eine so beträchtliche Erstarkung des Grafenhauses, welche unter Umständen dem Hochstifte gefährlich werden konnte, war nach den Erfahrungen, welche sie betreffs der Grafen von Regenstein gemacht hatten, nicht die Absicht der Bischöfe. So beschnitten sie denn das erworbene Gebiet namentlich im Norden, Osten und Süden und belehnten die Grafen nicht mit Windelberode, Huslere, Zilly, Nyendorp, Athenstedt, Tannstedt, Balhorn, Hadeber, Elbingerode und Ströbeck, bestimmten auch bei den Belehnungen, dat den Grauen nicht mehr sal gelihenn werdenn, dann was sye vonn der Graueschafft in gewehren (im Besitz) haben.

Wenn es demnach scheint, als ob u. a. das wüste Dorf Windelberode (Wendelburgerode) den Grafen vorenthalten worden sei, so gehörte ihnen doch das oberhalb dieser Wüstung (vielleicht an der Stelle der Wendilburg) erbaute Schloß Stapelburg. Im Jahre 1379 verpfändeten die Grafen Cord und Dietrich diese Burg mit allem Zubehör ihren Neffen, den Grafen Gerhard und Ludolf von Woldenberg, Vater und Sohn, für 200 Mark löt. Silber. Wenn dieser Besitz auch spätestens mit dem Tode Gerhards, des letzten des einst hochberühmten Geschlechts, 1383 zurückgefallen ist, so sahen sich die Grafen doch bald darauf genötigt, ihn dem Bischof Ernst von Halberstadt (1390—1400) zu verkaufen. Aber schon Graf Heinrich, der letzte Wernigeröder, erhielt die Stapelburg als Pfandbesitz zurück, und 1509 wurden die Grafen von Stolberg damit vom Bistum belehnt.

In einer unglücklichen Fehde der Grafen mit dem Herzog Otto dem Quaden von Göttingen ging 1369 oder 1370 die Hälfte der Harzburg verloren. Wie ihnen auch die andere, ihnen als welfisches Lehen verbliebene Hälfte entzogen ward, bitte ich S. 471 ff. nachzulesen.

Ihre Stammgüter um Haimar hatten die Grafen zum großen Teile schon im 12. Jahrhundert (s. oben) aus der Hand gegeben. Doch verblieb ihnen ein Rest noch im folgenden; und noch 1325 findet sich der Pfarrer von Haimar im Gefolge der Grafen auf der Burg Wernigerode.

---

*) Wie viele Dynasten und Edelherren, auch solche, welche niemals eine Grafschaft besaßen, das Münzrecht — ohne daß eine königliche Verleihung dieses Regals stattgefunden — ohne Widerspruch ausübten, so waren auch die Grafen von Wernigerode im Besitz einer Münze, die sie später der Stadt Wernigerode verpachteten oder verpfändeten. Die noch vorhandenen gräflichen Münzen sind Brakteaten ohne Schrift, doch durch die Schildembleme oder die Helmzier genügend gekennzeichnet. Erstere sind zwei Forellen, auch das gewöhnliche Helmkleinod ist eine (rechtshin) querliegende Forelle; doch kommen auch Pfauenschweif u. a. vor.

Von den Gliedern des Geschlechts, welche in den geistlichen Stand traten, war ein Graf Albrecht 1225 Domherr und Propst des Sebastianstiftes zu Magdeburg, 1236 Dompropst daselbst, ein anderer Albrecht gleichfalls Dompropst daselbst um 1260. Ein dritter Albrecht von Wernigerode, Propst zum heil. Bonifacius in Halberstadt, wurde 1367 in der Schlacht bei Dinklar vom Bischof Gerhard von Hildesheim mit dem Bischof Albert gefangen genommen. Propst jenes Stiftes und Domherr war er schon 1363, von 1380 bis 1389 auch Propst zu St. Blasii in Braunschweig. 1384 wurde er Dompropst und 1411 Bischof von Halberstadt. Er starb am 11. September 1419. Sein älterer Bruder Heinrich war der letzte des Geschlechts.

Vielleicht hängt mit dieser Gefangenschaft zusammen, daß Albrechts Vater, Graf Konrad, und seine beiden älteren Brüder Konrad und Dietrich im Jahre 1367 ihr Schloß Vienenburg, wie es Bodo von Salder von ihnen zu Lehen trug, dem Bischof Gerhard verkauften. Übrigens können die Wernigeröder nicht lange im Besitze der Vienenburg gewesen sein, da dieselbe 1350 von Halberstadt zunächst an die Stadt Goslar gelangt war.

Im Jahre 1381 hatten die Wernigeröder eine Fehde mit dem Erzbischof Ludwig von Magdeburg. Die Magdeburgschen siegten in einem Gefechte zwischen Oschersleben und Magdeburg, nahmen den Grafen Konrad gefangen und folgten dem Grafen Dietrich in das von ihm befestigte Langeln. Hier mußten sich die Grafen Konrad, Dietrich, Albrecht und Heinrich den harten Friedensbedingungen ihres mächtigen Gegners fügen und ihm am 28. Nov. zu Kalbe die Burg Papstorf abtreten und Stadt und Schloß Wernigerode von ihm zu Lehen nehmen.

Dieses Abkommen blieb bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, also auch noch nach dem Aussterben der Wernigeröder Grafen, in Geltung. So stellen 1414 Graf Heinrich von Wernigerode und die Grafen Heinrich und Bodo zu Stolberg als seine demnächstigen Erben einen Revers dahin aus, daß sie Haus und Schloß Wernigerode mit allem Zubehör (d. i. selbstverständlich mit Ausschluß der vormals Regensteinschen Grafschaft) vom Erzbischof Günther zu rechtem Lehen empfangen haben. Der Brandenburgsche Lehnsverband mußte ganz ins Vergessen gekommen sein. Erst Kurfürst Friedrich II. griff die alten, auf der Lehnsauftragung von 1268 beruhenden Rechte wieder auf und erreichte im Zinnaschen Vergleiche vom 15. Nov. 1449, daß sich Erzbischof Friedrich für sich und seine Nachfolger des Lehnrechts an der „Grafschaft“ Wernigerode gänzlich begab und die Grafen an den Kurfürsten von Brandenburg zum Lehnsempfange verwies. Wie in diesem Vergleiche, so wird auch in dem vom Grafen Botho (zu Stolberg) am 1. Mai 1450 ausgestellten Reverse das Lehnsgut eine Grafschaft genannt.

Diese mit der 1343 erworbenen Grafschaft keineswegs identische, sondern eine Grafschaft im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs ausmachende Herrschaft umfaßt nach jenem Reverse nicht nur Stadt und Schloß Wernigerode mit dem Dome zu St. Sylvester, mit Wildbann und Gerichten, und das Dorf Veckenstedt, sondern auch die geistlichen Stiftungen, in denen den Grafen die Vogtei zustand, nämlich das Mönchskloster Ilsenburg, das Jungfrauenkloster Drübeck, das Mönchskloster Himmelpforten, das Jungfrauenkloster Wasserler (jetzt „Wasserleben“) und das Dorf Langeln mit dem Deutschordenshofe.

Der vorhin genannte Graf Dietrich starb am 22. Juli 1386 eines gewaltsamen Todes, wie Bünting in seiner braunschweigschen Chronik erzählt, wegen Landfriedensbruchs. Im Jahre zuvor hatten Herzog Otto von Göttingen und

Erzbischof Albrecht von Magdeburg mit anderen weltlichen und geistlichen Fürsten und den Dynasten am Harz und an der Weser einen Bund zur Aufrechterhaltung des Landfriedens beschworen. Auch die Grafen von Wernigerode waren der Einigung beigetreten. Dennoch nahm Dietrich inmitten des Friedens das Schloß Blankenburg durch raschen Überfall. Darob klagten die Regensteiner beim Bunde, und dieser beauftragte den Herzog Otto, den Erzbischof Albrecht und den Grafen Heinrich von Honstein mit der Untersuchung der Sache. Graf Dietrich ward schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Hans von Bleicherode, mit der Vollstreckung des Urteils beauftragt, hieb ihm mit seinem Schwerte über das unbedeckte Haupt, und in demselben Augenblicke durchbohrten ihn alle Anwesenden mit ihren Schwertern. Dann knüpfte man den zerfleischten Leichnam mit dem Zügel des Pferdes, das den Grafen zu dieser unter freiem Himmel zusammengetretenen Versammlung getragen hatte, am Heimburger Kreuzwege an einer Eiche auf, die seitdem die Grafeneiche heißt. Ein Bild in der Schloßkirche zu Wernigerode zeigte den Grafen Dietrich vor der Jungfrau Maria knieend, die das Jesuskind auf dem Schoße hatte. Über dem Grafen, dem ein Dolch im Nacken steckte, las man die Worte: „Jesu Christe, fili Dei, miserere mei!“ Auf einem Zettel, den das Christkind dem Flehenden entgegenhielt, standen die Worte: „Noli timere, dilecte meus, ego redemi te.“

Am 3. Juni 1429 endete mit dem Grafen Heinrich dieses wernigerodesche Grafengeschlecht, und als man ihn im Erbbegräbnisse zu St. Sylvester neben seiner zwei Jahre vor ihm verstorbenen Gemahlin Agnes von Gleichen in das Grab senkte, wurden ihm deshalb Schild und Schwert mitgegeben.*) Die Besitzungen der Wernigeröder gingen an die mit ihnen schon seit längerer Zeit erbverbrüderten Grafen zu Stolberg über. Welche verwandtschaftlichen Beziehungen dieser Verbrüderung zu Grunde liegen, die zum erstenmale in jener die Stapelburg betreffenden Urkunde vom Jahre 1379 heraustritt, in welcher die Grafen von Woldenberg den Grafen Heinrich zu Stolberg den „Bruder“ der Grafen von Wernigerode nennen, ist bis jetzt nicht bekannt.

Die Grafen zu Stolberg verlegten um dieser Erwerbung willen nicht den Schwerpunkt ihres Besitzes und ihrer Regierung von Stolberg, und es verging fast ein Jahrhundert, bis Wernigerode wieder Residenz wurde. Sie setzten den Ritter Cord den Älteren von Schwiecheldt als Amtmann auf die Burg. Fast scheint es, als ob sie auf den dauernden Besitz dieser von ihrer alten Grafschaft getrennten reichen Landschaft keinen sehr großen Wert legten: sie räumten nicht nur den ihnen seit 1418 erbverbrüderten Grafen von Schwarzburg den Mitbesitz derselben ein (Cord von Schwiechelt war stolbergscher und schwarzburgscher Amtmann), sondern die Grafschaft wurde auch der Gräfin Elisabeth bei ihrer Verlobung mit dem Herzog Wilhelm dem Jüngeren von Braunschweig zwischen 1444 und 1452 zur Hälfte als Mitgift verschrieben.

Als die Wernigeröder ausstarben, regierte in Stolberg (von 1402—1455) Graf Botho der Ältere. Zur Zeit seines Sohnes Heinrich (1455—1511), bei dessen Regierungsantritt der Mannsstamm des Geschlechts auf zwei Augen stand, hatte gerade die Grafschaft Wernigerode viel unter den Fehden zu leiden, an denen er sich beteiligte: er stand den Halberstädtern mit ansehnlicher Mann-

---

*) Von weiblichen Gliedern des Geschlechts lebte damals nur noch Karde, Heinrichs Nichte, die Witwe des Grafen Günther von Ruppin; sie starb 1431.

schaft gegen ihren Bischof Gebhard bei, half dann dessen Nachfolger gegen die Stadt Halberstadt und unterstützte die ihm nahe verwandten Herzöge von Braunschweig in ihren unablässigen Fehden so nachdrücklich, daß ihn seine Neffen, die Herzöge Heinrich und Erich, im Jahre 1491 für die Opfer an Geld und Mannschaft und für die Schädigungen, welche seine Lande und Unterthanen erlitten hatten, mit der Anwartschaft auf die Grafschaft Blankenburg auf den Fall des Erlöschens des Regensteiner Hauses zu entschädigen suchten.

Sein Sohn Botho der Glückselige (1511—1538) ließ die Reformation zu. Unter ihm erwachte überall die Bergbaulust; insbesondere hielt man hohe Berge für gute Fundstätten. Darauf mag auch zurückzuführen sein, daß er sich am 11. September 1518 vom Kaiser Maximilian I. mit dem Brockelßbergk „mit aller Obrigkeit vndt Bergkwercken aller Metall, ob sich die an solchem Berg begeben erzeigen vnndt erweckt würdenn“ (und mit den Straßen in seiner Grafschaft) ausdrücklich belehnen ließ.

Die Burg Wernigerode, auf welcher er 1538 den Hausmannsturm gründlich ausbessern und mit Kupfer bedachen ließ, wurde von Botho und seiner Familie nur selten besucht. Am 19. August 1535 verstarb hier seine älteste Schwester Katharina, Äbtissin zu Drübeck, und wurde — die erste aus dem Stolberger Hause — in der Familiengruft der Wernigeröder Grafen in der Stiftskirche beigesetzt.

Nach Bothos Tode hielt Albrecht Georg mit seinem Bruder Christoph von 1538—1540 auf Wernigerode Hof, und im letztgenannten Jahre nahm Graf Wolfgang, das regierende Haupt der Familie, in Aussicht, daß er „eine Zeit lang oder nach Gelegenheit der Herrschaft“ den Hofhalt von Stolberg nach Wernigerode verlegen würde. Im Jahre 1641 erließ er eine neue Hofordnung für dieses Schloß und unterzog dasselbe einer gründlichen Reparatur, denn er wollte hier im Juni seine Vermählung mit Dorothea, der Tochter des Grafen Ulrich von Blankenburg, feiern. Säle und Gemächer erhielten neuen Anstrich und Ausmalung, die vom Wetter verbogenen Bleifenster wurden gerade gerichtet, in die zerbrochenen neue sechseckige Scheibchen gesetzt, Bettstellen, Bänke, Schenktische u. s. w. angefertigt, Öfen gesetzt, Steintreppen erneuert und mancherlei Gerät beschafft und ergänzt. Die Aufzeichnungen über diese Zurüstung reichen nicht aus, auf Grund derselben ein Bild der Einrichtung des alten Grafenhauses zu entwerfen, aber Namen wie Fürstengemach, Hofstube, Edelleut- und Junkerkammer, Harnisch- oder Zeugkammer, Falknerskammer, Schule, Frauenzimmer, Silberkammer, Badstube, Steinstube, Narrenkammer, Schösserei, Vogtskammer, Gastkammer u. s. w. geben wenigstens Andeutungen über Umfang und Einteilung der Räume.

Berittene Boten hatten nach allen Seiten des Harzes und nach Thüringen an Gefreundte und Getreue Einladungsbriefe gebracht, und Sonntag den 19. Juni trafen die hohen und höchsten Gäste zahlreich zu Roß und Wagen auf dem Schlosse ein. Da kamen Herzog Philipp von Braunschweig mit 30, die Grafen Philipp und Hans Georg zu Mansfeld mit 30, Graf Wolfgang von Barby mit 12, Graf Günther von Schwarzburg mit 20, Graf Ernst von Honstein mit 12, der Edle von Warberg mit 6, die Äbtissin von Quedlinburg mit 10 Rossen. — Am folgenden Tage entfaltete sich zwischen den beiden Grafensitzen ein großartiges, prächtiges Schauspiel. Graf Wolfgang und mit ihm die Fürsten und Blutsfreunde, seine getreue Ritterschaft und die Magistrate von fünf Städten, die Prälaten, die höhere Dienerschaft

und alle sonstigen Geladenen zogen festlich geschmückt, zu Roß und zu Wagen, von Wernigerode aus der Braut entgegen. Den Ehrenzug, welcher gegen 350 Teilnehmer, darunter 63 Damen, zählte, eröffnete der Bräutigam mit seinem Bruder Christoph an der Spitze seiner Leib- und Hofjunker mit zusammen 15 Pferden; daran schlossen sich, 45 Rosse stark, die ganze stolbergsche Ritterschaft und die höheren gräflichen Beamten. Dann folgten die meist mit acht Pferden bespannten Wagen der Gräfinnen von Barby, Schwarzburg, Honstein, der Gemahlin des Edlen von Warberg (Tochter des Grafen Ludolf von Wunstorf), der Äbtissin von Quedlinburg, der Gemahlin des gräflichen Statthalters von Veltheim und der übrigen Damen, sowie der Rat der befreundeten Reichsstadt Nordhausen mit acht und die Räte der stolbergschen Städte Wernigerode, Stolberg, Heringen, Kelbra und Neustadt u. d. Honstein mit je vier Pferden. Auf die Prälaten, die Äbte von Walkenried, von Ilfeld und Ilsenburg mit je drei Pferden folgten dann die genannten Fürsten und Grafen, zu denen noch Graf Heinrich XVIII. Reuß zu Plauen u. a. gekommen waren, mit ihrem Gefolge.

Bei Silstedt traf dieser Zug mit dem Blankenburger zusammen, der 100 Rosse zählte und vom Grafen Ulrich an der Spitze seiner Ritter eröffnet wurde. Unter Trompetengeschmetter, dem Lärm der Trommler und Pfeifer und dem fröhlichen Zujauchzen des Volkes, welches von beiden Städten aus den Zug begleitet hatte, fand die Begrüßung, Rede und Gegenrede, statt, und der vereinigte Zug setzte sich wieder in Bewegung. Den Wagen der 15jährigen Braut zogen sechs, den der Ehrenjungfrauen vier Pferde, eben so viele den Wagen, der die Kleider und die Kleinode enthielt, womit Dorothea, „wie einer Gräfin von Regenstein geziemt“, von ihrem Vater „ehrlich“ war versehen worden.

Wenn das alte Grafenhaus auch gar geräumig war, und man damals an Raum und Bequemlichkeit auch bescheidenere Anforderungen stellte als heute, so vermochte doch Graf Wolfgang nicht alle Gäste im Schlosse zu herbergen; das Gefolge seiner fürstlichen und gräflichen Verwandten, die Ratsherren der Städte u. a. wurden auf seine Kosten in der Stadt untergebracht.

Die Tafeln für die Festmahlzeiten waren aufs reichste und prächtigste geschmückt.. Waren doch allein aus dem Silbergewölbe zu Stolberg 34 kostbare Prachtgeräte und Schaustücke in Gold, Silber und Edelsteinen am 14. Juni gen Wernigerode gesandt. Da sah man altertümliche vergoldete Köpfe (Becher) mit getriebenem Bildwerk und weißen Rosen, vergoldete Schauer (Pokale) und Doppelschauer mit getriebenem Buckel und goldenem Kreuz, mit Wappen und Laubwerk, mit Landsknechten und Narren, eine silberne Flasche mit orientalischen Verzierungen, eine glatte runde vergoldete Schale mit dem kursächsischen Wappen und ein vergoldetes „Krautfaß“.

Neben diesen Erbstücken des Hauses, Ehrengaben und Geschenken von Fürsten und Verwandten, prangten die mit Gold und Silber überzogenen, kunstvoll vom Konditor bereiteten Schauessen, Berge und Burgen mit Weinspringbrunnen, Teiche mit schwimmenden Schwänen, Geschichten der Schrift und anderes zu Kurzweil und Belehrung darstellend.

Was die Festtafel an Speisen darbot, läßt sich annähernd nachweisen. Der gräfliche Haushalt lieferte in die Küche 3 Rinder, 15 Hammel, 5 Schweine, eine nicht näher bezeichnete Anzahl Kälber und Lämmer, wenigstens 105 junge Hühner, 12 Gänse, 5 Enten, 10 Rehe, verschiedene Hirsche, 30 Hasen, 1 Tonne Schwarzwildbret, 3 Zentner Hechte, 8 Zentner Karpfen, 6 bis 7 Lachse, dazu Forellen, Schmerlen, Bratfische ohne Angabe der Zahl. Dazu kamen als

Geschenke von eingeladenen Fürsten, Herren und Städten (darunter auch von solchen, die zum Feste zu erscheinen verhindert waren), von den Herzögen von Anhalt, dem Herzog Philipp, den Grafen von Regenstein, von Honstein, von Schwarzburg, der Gräfin Witwe von Schwarzburg, den Äbten von Walkenried und Ilfeld, der Äbtissin von Quedlinburg, von Hans von Stockhausen, vom Rate zu Wernigerode: 2 Hirsche, 6 Rehe, „ein Stück Wild", 15 Feldhühner, 5 Lachse, 6 Hechte, 15 Forellen und Äschen, 2 Körbe mit Forellen und Aalen, 40 grüne Aale, 42 gebratene und 83 lebende Forellen, 1 Eimer und ein Korb kleiner Fische. — Krebse wurden aus Magdeburg, Käse aus Catlenburg bezogen. An Gemüse, Kirschen und anderem Obst waren hinreichende Mengen beschafft. Von dem Gewürz wurde ohne Zweifel ein nicht geringer Teil zur Anfertigung von Würzwein verwandt. Das darunter genannte Turnesol (Heliotropium tricoccum) gebrauchten die Köche allerdings zum Rotfärben von Suppen, Likören und Zuckergebäck, ein Teil aber wird den Damen zum Schminken übergeben sein, denn es waren zehn Ellen Zindeltaft angeschafft, aus dem man die Schminkläppchen machte.

Auch für einen guten Trunk hatte Graf Wolfgang gesorgt. Es wurden 59½ Eimer Wein ausgetrunken, darunter 7 Eimer Rheinwein, 16 Eimer neuer und 18 Eimer alter Moselwein, 16 Eimer aus den gräflichen Weinbergen bei Clingen im Schwarzburgschen. — Noch bedeutender war der Bierkonsum. Der Rat zu Braunschweig hatte zwei Fuder seines Märzenbieres, der Rat zu Wernigerode zwei Faß Einbecker geschenkt. Außerdem wurden aber noch 16 Faß Wernigeröder und 2 Faß Stolberger Märzenbier, 2 Faß Goslarsches Kurbier, 13 Faß Mumme, 9 Faß Braunschweiger und 6 Faß Einbecker Bier, im ganzen also zwei Fuder und 39 Faß verbraucht. — Zur Ergänzung des Inventars der Trinkgefäße waren außer 18 Kredenzbechern 906 Biergläser, eine Anzahl Stübchen (Kannen) und Trinkgefäße aus Ahorn, sowie 30 kleine Kannen neu angeschafft. Zehn dazu bestimmte Männer halfen vier Tage lang dem Kellermeister und seinen Gehilfen beim Wein- und Bierzapfen. Aber an der Festfreude nahmen auch nicht nur die Geladenen aus vornehmem Stande mit ihrem zahlreichen Gefolge, sowie das gräfliche Dienstpersonal teil, sondern es waren auch 30—40 Personen aus dem gewöhnlichen und niederen Bürgerstande bis zu Handwerkern und Knechten herab, gleichsam als Vertreter des Volkes, eingeladen. „Gerade diese weite Ausdehnung der Festgenossenschaft von Fürsten und Standesgenossen bis herab zu den Niedrigsten adelte die Feier und hob sie über ein Haus- und Familienfest zu einer volkstümlichen und Landesfeier empor." (Jacobs.)

Außer Speise und Trank bot die vier- bis fünftägige Festlichkeit den Gästen auch Kurzweil mancherlei Art. Aus nah und fern waren Tonkünstler und Sänger zur Hochzeit entboten. Aus Goslar war der Geiger Langen mit zwei jugendlichen Gehilfen, aus Stolberg der Geiger Leichenberg mit seinen Gesellen erschienen. „Hans von Quedlinburg*) brachte sein Regal, jenes alte, die menschliche Stimme nachahmende Instrument, eine Art Tragorgel mit Schnarrpfeifen, mit." Eben daher war „Kaspar vom Harz", ein Pfeifer mit seinem Trommler. Aus Eisleben kam Paul Kreuzberg mit einer Sängerin. Auch ein Geiger Koch und der Dudler (Pfeifer?) Perlein nebst einem Trommelschläger, sowie zwei Dudelsackbläser unterhielten die Gäste. Selbstverständ-

*) Auch die Taschendiebe waren vertreten, denn dem Meister Hans wurden seine 2 Gulden Lohn „mit dem Beutel aussen ermel geschnitten vnd gestolen". Graf Wolfgang ließ ihm sein Geld noch einmal auszahlen.



lich fehlten nicht die gräflichen Trompeter und die Musiker der Stadt Wernigerode. Die Oberleitung dieser Musikvorträge, wobei indes an kein gemeinsames Konzert zu denken ist, scheint der von der Äbtissin bestellte Hausmann (Stadtmusikant) von Quedlinburg gehabt zu haben, denn er wurde höher besoldet als alle anderen (mit 3 Gulden). Für den Männergesang waren die Rektoren der lateinischen Schulen zu Halberstadt und Wernigerode, der (Reformator) Lic. Autor Lampadius und (der spätere Oberpfarrer zu St. Sylvestri) Mag. Valentin Donat, mit ihren Sängern gedungen. Diese beiden „spilleute“ erhielten jeder zwei Gulden „Lohn“, d. i. so viel wie einer der Dudelsackspfeifer, halb so viel wie die Quedlinburger Schnarrorgel.

Nach der Hochzeitstafel wurde der hergebrachte Ehrentanz gehalten, wobei 12 Hofkavaliere braun, weiß und gelb bemalte Fackeln vortrugen. Von Kampfspielen und Ringelrennen, vom Tanz auf dem „Spelhuse“ (dem späteren Rathause), von theatralischen Aufführungen erzählen die Ausgaberechnungen ꝛc. nicht, doch werden diese Lustbarkeiten nicht gefehlt haben. Welchen Zweck hätte es sonst gehabt, daß der Burgherr die Hellebarden auf der Junkerkammer auffrischen, daß er in der Harnisch- oder Zeugkammer unmittelbar vor der Hochzeit eifrig arbeiten ließ, wenn nicht auch ritterliche Kampfspiele in das Festprogramm aufgenommen wären? Und daß sich für die herrschaftlichen Gäste auch eine Jagd an die Hochzeit anschloß, geht daraus hervor, daß kurz vor derselben „mit regem Eifer ein sogen. Wolfsgarten mit einem für Gastbesuch geräumig eingerichteten Hause unter dem Schloßberge in der Neustadt hergerichtet wurde“. —

Graf Wolfgangs Absicht, seine Residenz nach Wernigerode zu verlegen, kam nicht zur Ausführung. Nur vorübergehend weilte er hier mit seiner ersten Gemahlin Dorothea († 1545), und mit seiner zweiten, Genoveva von Wied-Runkel, vielleicht überhaupt nicht. Kaum anders als zur Jagdzeit zog Leben in die alte Grafenburg unter dem Brocken ein. Dann durchpirschten die Grafen ihren Anteil am hohen Harze bis zu ihrem Jagdschlosse auf dem „Braunen Moor“ (bei Braunlage). Wie an dieser Stelle im Oktober 1540 geweidwerkt wurde, so veranstaltete Wolfgang um Nikolai desselben Jahres zu Ehren seines Gastes, des Kardinals Albrecht, Erzbischofs von Magdeburg, eine Wolfsjagd bei Veckenstedt, und im Hochzeitsjahre 1541 waren „die Herren allesamt“ — die Brüder Wolfgang, Ludwig, Christoph werden namhaft gemacht — von Jakobi bis Michaelis in Wernigerode beisammen und „pirschten viel“. Auch Damen, Ludwigs Gemahlin und die Äbtissin von Quedlinburg, waren dabei. Nach Weihnachten 1542 hielten die Grafen Ludwig und Albrecht Georg Saujagden bei Wernigerode.

Im August und September 1543 waren der Vater der jungen Gräfin Dorothea und die Äbtissin Anna hier zu Besuch, und im April, Mai, Juni, Juli und Oktober 1544 nahmen, jedesmal auf einige Tage, die Grafen Wolfgang, Albrecht Georg, Heinrich, Christoph und die Äbtissin auf Wernigerode ihren Aufenthalt, im Oktober auch wieder des ersteren Schwiegervater, Graf Ulrich. Als Graf Wolfgang dann seinen Hofhalt von Stolberg nach Allstedt in Thüringen verlegte, sah er Wernigerode nicht wieder.

Auf längere Zeit nahmen von Bothos Söhnen nur Heinrich und Albrecht Georg mehrfach ihren Wohnsitz auf der Burg. Heinrich (1509 geboren), Domherr zu Mainz, Propst zu St. Peter und zu St. Alban daselbst, Domdechant und Domherr zu St. Gereon in Köln, sowie Propst zu St. Severin daselbst — die Dompropstei zu Halberstadt trat er 1544 seinem Bruder

Christoph ab*) — hatte 1528 als Inhaber so vieler Pfründen auf sein Erbrecht Verzicht geleistet, aber 1532 von seinem Vater für den Fall seines Ausscheidens aus dem geistlichen Amte die Rückkehr an den gräflichen Hof und standesgemäßen Unterhalt zugesichert erhalten. Er war der treue Berater des Erzbischofs Hermann von Köln und nahm u. a. mit diesem und Melanchthon an den Beratungen teil, welche über Luthers Entwurf zu einer Reformation des Erzstifts gepflogen wurden. Trotz der verlockenden Aussichten auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz und von Köln hielt er bei dem bekenntnistreuen evangelischen Erzbischof aus und wurde deshalb in dessen Sturz verwickelt: als Hermann 1546 abgesetzt und in den Bann gethan wurde, ward Graf Heinrich suspendiert und aller Rechte und Einkünfte seiner kirchlichen Würden verlustig erklärt. Nun ohne festen Wohnsitz, hielt er sich zunächst bei seinem älteren Bruder Ludwig in Königstein auf, zog aber 1556 nach Wernigerode und lag hier eifrig dem Weidwerk ob. (Am 23. Februar schreibt er an seinen Bruder Ludwig: „Den Bären belangend, wollen wir allen Fleiß anwenden lassen, damit E. L. einen bekommen mögen.") Obwohl schon ein hoher Vierziger, entschloß er sich damals, nach so langjährigen Widerwärtigkeiten durch Gründung eines eigenen Hausstandes sich ein friedliches Heim zu gründen. Er verheiratete sich im Mai 1557 — das Beilager**) hatte schon im Jahre vorher stattgefunden — mit der Gräfin Elisabeth zu Gleichen-Blankenhain und ist der Stammvater aller noch blühenden Zweige des erlauchten Hauses der Grafen zu Stolberg geworden.

Noch im Jahre 1557 zog er mit seiner Gemahlin von Stolberg, wo die Hochzeit gefeiert war, nach Wernigerode. Hier war die Hofhaltung seines Bruders Albrecht Georg, wenn auch mehr dem Namen nach, denn der unvermählte Graf war fast stets in Gesandtschaften abwesend. Am 20. Oktober schrieb Heinrich seinem Bruder nach Stolberg: solle das Hoflager in Wernigerode bleiben, so müsse Wein beschafft werden, an dem es gänzlich fehle, und erhielt folgenden Tags die Antwort, daß Albrecht Georg für die Dauer seiner Abwesenheit die Hofhaltung dort lassen und für Wein sorgen wolle. Auch im Jahre 1559 verweilte er in Wernigerode und erhielt hier den Besuch zweier Grafen zu Gleichen, seiner Schwäger. Im Sommer 1561 waren die Brüder Heinrich, Albrecht Georg und Christoph auf dem Schlosse anwesend. (Heinrichs gewöhnlicher Aufenthalt war Stolberg; sein jüngster Sohn Christoph, der Stammhalter des Hauses, ist 1567 auf dem Honstein geboren.)

Mit seinem Bruder Albrecht Georg lebte Heinrich meistens in recht gespanntem Verhältnisse. Um diesen und seine Söhne von der Regierung auszuschließen, betrieb jener seit 1559 eine Dreiteilung der stolbergschen Grafschaften am Harze, bei welcher außer ihm nur sein Bruder Ludwig („der Rheinländer") und die unmündigen Söhne ihres 1552 verstorbenen Bruders Wolfgang, nicht aber die Brüder Christoph und Heinrich, berücksichtigt werden sollten. (Auch sollten letzterem die Jagdgerechtsame beschränkt werden.) Heinrich, der als Statthalter seines Bruders Ludwig und (seit 1565) als Vormund seiner Neffen an der Regierung gewissermaßen beteiligt war, legte mit seinem Bruder, dem Dompropste Christoph, dagegen Verwahrung ein, und 1566 kam man überein, diese Dreiteilung noch sechs Jahre aufzuschieben. Während der-

*) Siehe Ilsenburg.

**) Das sogen. Beilager oder die Vermählung war eine meistens mit der Eheberedung zusammenfallende sinnbildliche Rechtshandlung; unsere jetzige „Hochzeit" hieß damals Heimfahrt.

selben sollten Ludwig, Albrecht Georg und dann Wolf Ernst, der älteste ihrer Neffen, je zwei Jahre regieren. Ludwig, der sich auch hierin von Heinrich vertreten ließ, wollte diesem sein Drittel erblich übertragen; doch widersprach dem Albrecht Georg auf das entschiedenste.

Aus einer Verhandlung, welche 1567 zu Wernigerode zwischen den drei Brüdern stattfand (Ludwig weilte ständig in Königstein), geht hervor, daß die Regierung der Grafschaft Wernigerode bis dahin allein von Albrecht Georg, nur in seinem Namen und zu seinen gunsten, geführt war. Er mußte sich aber nun dazu verstehen, sie der gemeinsamen Herrschaft zuzuweisen, auch das Schloß Wernigerode, wo er ferner seinen Hofhalt haben solle, seinem Bruder Ludwig und seinen Neffen offen zu halten. Die Dreiteilung kam nicht zur Ausführung.

Albrecht Georg überlebte seinen Bruder Heinrich, der 1572 auf dem ihm 1563 ferner teilweise als Wohnsitz zugestandenen Schlosse Stolberg verstarb, um 15 Jahre. Siebenzigjährig jagte er im Sommer 1587 noch einmal unter dem Brocken auf Schwarzwild; sein Pferd wurde durch ein starkes Wildschwein angerannt und stürzte mit ihm. Dieser Unfall beschleunigte das Ende des altersschwachen Greises; er verschied am 2. Juli zu Wernigerode und wurde in Stolberg beigesetzt.

Am 26./29. Juli huldigten die 452 Wernigeröder Bürger den drei Neffen des Verstorbenen, Wolf Ernst, Johann und Heinrich. Ersterer (1546 geboren), der schon seit 1571 an der Regierung teilgenommen hatte, war nun das Haupt des gräflichen Hauses. Wenngleich auch er häufig auf Gesandtschaften oder in auswärtigen Diensten abwesend war, so war er doch ungleich mehr in Wernigerode einheimisch als sein Oheim. „Schon seine Richtung auf Kunst und Wissenschaft, die Bauten am Schloß und Lustgarten, die Ausschmückung seiner Gemächer, vor allem aber die Sammlung einer für damalige Verhältnisse hochansehnlichen Bibliothek fesselten ihn weit mehr als seinen Jahr für Jahr reisenden Oheim an seinen Stammsitz." (Dr. Jacobs.)*) Er starb am 10. April 1606 und wurde in St. Sylvester, doch nicht in der Grabstätte der Wernigeröder Grafen, beigesetzt. Seine jüngeren Brüder teilten nach einer kurzen gemeinschaftlichen Regierung im Jahre 1608 (und noch einmal 1611) das Erbe in der Weise, daß Johann auf dem Schlosse residierte, Heinrich aber sich die ehemalige Seigerhütte nördlich von der Stadt einrichtete. Von 1609 baute er auch das Kloster Ilsenburg, das er schon 1579 vergeblich sich erbeten hatte, zum Witwensitze für seine Gemahlin aus. Johann starb 1612, Heinrich 1615.

Ihr Erbe Wolf Georg, Johanns Sohn, der 1613 sein Beilager auf dem Schlosse Wernigerode gefeiert hatte, wurde durch die Kriegsdrangsale veranlaßt, seine ständige Residenz in Stolberg zu nehmen. Er starb dort am 11. September 1631 als der letzte der sogen. Harzlinie des Hauses Stolberg.

Ohne des Domdechanten Heinrich gesegnete Ehe hätte dem Grafen Wolf Georg Schwert und Schild mit ins Grab gelegt werden müssen. Nun kam mit seinem jüngsten Sohne Christoph, der noch einmal alle stolbergschen Lande in seiner Hand vereinigte, die sogen. Rheinlinie zur Regierung. Er starb 1638 in Stolberg. Seine Söhne Heinrich Ernst und Johann Martin nahmen am 31. Mai 1645 eine Erbteilung vor. Der erstgenannte, welcher

*) Auch Ludwig Georg, der älteste Sohn des Domdechanten Heinrich, wohnte mit seiner Gemahlin zeitweilig auf Wernigerode, denn 1590 wurde hier sein Sohn Heinrich Volrad geboren.

in seiner Jugend bei seinem Vetter Heinrich auf der Seigerhütte gelebt, dann von 1623—29 Ilsenburg (anfangs im Auftrage der Gräfin Witwe Adriane) verwaltet hatte, wählte sich die Grafschaft Wernigerode zum Erbteil und wurde der Begründer der älteren wernigerodeschen Rheinlinie. Seine Gemahlin Anna Elisabeth war die Tochter seines Vetters Heinrich Volrad. Statt des teilweise verfallenen Schlosses Wernigerode erwählte er für seinen Hofhalt sein liebes Ilsenburg. Er starb hier am 4. April 1672 im Alter von fast 79 Jahren.

Von Heinrich Ernsts Söhnen erhielt Ernst (1650 in Ilsenburg geboren) die Grafschaft Wernigerode, Ludwig Christian die 1¼ Q.-Meilen (69 qkm) große Herrschaft Gedern. Ernst, der mit der Gräfin Sophie Dorothee von Schwarzburg vermählt war, wohnte bis zu seinem Tode am 9. November 1710 in Ilsenburg. Sein Nachfolger Christian Ernst, der älteste Sohn seines Bruders Ludwig Christian von Gedern, verlegte seine Hofhaltung nach Wernigerode.

Ludwig Christians Nachkommen bildeten die Linien Wernigerode, Gedern und Schwarza, von denen die beiden letzten 1748 (Schwarza) und 1804 (Gedern) erloschen, so daß die reichen Besitzungen des Hauses wieder sämtlich vereinigt sind. Sie umfassen die Grafschaft Wernigerode (278 qkm oder 5,05 Quadratmeilen), den nördlichen Teil der Grafschaft Honstein (s. S. 321) in der Provinz Hannover, das Amt Gedern im Kreise Nidda unter hessischer Hoheit, den Marktflecken Schwarza im Kreise Schleusingen, die Herrschaften Peterswaldau und Jarnowitz im Reg.-Bez. Liegnitz und andere Güter in Schlesien. Der schlesischen Nebenlinie gehören an: Graf Ferdinand († 1854), preußischer Geheimer Rat; Graf Anton († 1854), Oberpräsident der Provinz Sachsen, von 1842—48 Minister des königl. Hauses; und dessen Sohn Graf Eberhard, Präsident des Herrenhauses, 1866 Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege, 1869 Oberpräsident von Schlesien († 1872).

Der Chef des erlauchten Hauses, der regierende Graf Otto (geb. 1837 zu Gedern), folgte seinem Großvater 1854. Botschafter des deutschen Reichs (von 1876—1878), Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des Staatsministeriums, Präsident des Herrenhauses und der Generalsynode, Kanzler des Johanniterordens und Inhaber anderer hohen Ämter, ist er dem Harzer doch vor allem als väterlicher Regent seiner schönen Harzlande, als Oberpräsident von Hannover, als Vertreter des Oberharzes im Reichstage, als Protektor und Förderer des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde so bekannt, wie weder jetzt noch früher jemals ein anderer „Harzer", und Ober- wie Unterharz nennen ihn mit nicht geringerem Stolze als die Bewohner seiner Grafschaft den Ihrigen. —

An Stelle des alten einfach gehaltenen Schlosses erhebt sich jetzt, 120 m über der Stadt, ein prachtvoller Neubau, in den sich die benutzbaren Reste der alten Grafenburg harmonisch einfügen. Dieses herrliche Schloß mit seinen stilvoll und prächtig eingerichteten Zimmern, seiner mit aller Kunst der Bildhauerei, Wand- und Glasmalerei geschmückten Kapelle, dem reichen Baum- und Blumenschmuck seiner köstlichen Wallanlagen, mit dem überraschenden Blick auf die tannengekrönten Harzberge, in die reizvollen Thäler und in die fruchtbare Landschaft hinaus, mit seinem Bärenzwinger und seinem großen Tiergarten nimmt unter den Harzschlössern jetzt entschieden die erste Stelle ein, und nur wenige Bergschlösser überhaupt werden in Bau und Lage an Schönheit ihm gleichkommen.

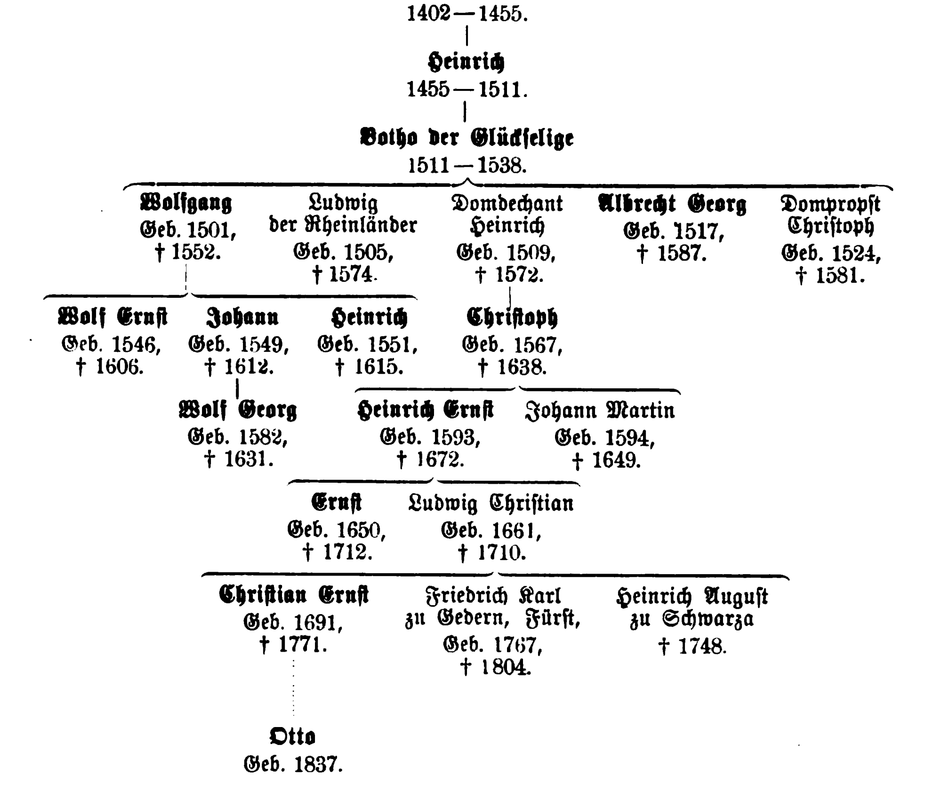
Im Lustgarten, zu welchem eine Allee von der Stadt hinaufführt, liegt neben sehenswerten Palmen- und Gewächshäusern das ehemalige Orangerie-

gebäude, welches (seit 1826) einen seltenen, wertvollen Schatz birgt. Es ist die von dem Grafen Adolf Ernst gegründete und schon vom Grafen Christian Ernst bedeutend vergrößerte Bibliothek, welche unter der Pflege ihres jetzigen erlauchten Besitzers auf nahezu 100 000 Bände angewachsen ist. (Die Verwaltung derselben führt seit 1866 der jedem Freunde der harzischen Geschichte rühmlichst bekannte Archivrat Dr. Jacobs.) —

Auf einen Bergkegel, welcher den Schloßberg noch überragt, verlegt die Sage die älteste Burg der Grafen von Wernigerode, die Harburg. Sie war nur klein und eng, und ihr Besitzer hatte die Absicht, sich der bewohnten Landschaft näher, auf dem heutigen Schloßberge anzubauen. Der Burggeist vernahm seinen Wunsch, und in der Nacht sprach er das Zauberwort: „Rutsche fort!“ und siehe — ungefährdet rutschte die Burg hinunter, und als der Graf am Morgen an das Fenster trat, da lag zu seiner Überraschung Wernigerode unmittelbar zu seinen Füßen.

Geschichtliche Nachrichten über die alte Harburg sind mir nicht bekannt geworden.

Der Übersichtlichkeit wegen stelle ich die Glieder des Hauses der Grafen zu Stolberg, welche für Wernigerode besonders in Frage kommen, in nachfolgendem zusammen:



2. Die Stadt.

Wenn auch die Endung „rode" den Ort als eine verhältnismäßig späte Ansiedelung kennzeichnet, so war er doch, als die Grafen von Heimar ihre Burg nach ihm benannten (1121), jedenfalls schon zu einiger Bedeutung gelangt. Und wenn die zahlreichen auf dieselbe Endung ausgehenden Ortschaften in seiner Nähe, von denen viele, weit weniger günstig gelegen, längst wieder eingegangen sind, meist schon um das Jahr 1000 urkundlich erwähnt werden, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die ersten Anfänge des so vorteilhaft am Eingange zweier großen Thäler und eines den Harz durchsetzenden alten Straßenzuges gelegenen Ortes Wernigerode ebenso weit zurückreichen, oder daß doch spätestens in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts jener unbekannte Werniger oder Werninger sich hier am Fuße des Harzes auf einer mit der Axt geschaffenen Lichtung niederließ.

Der Ort Wernigerode als solcher wird zum erstenmale im Jahre 1229 genannt, als die Grafen Konrad, Berthold, Gebhard und Burchard der Kaufmannsinnung (am 17. April) dieselben Rechte erteilten, wie die Kaufleute zu Goslar besaßen. Wenn also damals in Wernigerode schon ein größeres Gemeinwesen, ohne Zweifel mit städtischer Verfassung, bestand, und wenn daraus auch auf eine Befestigung durch Wall und Mauer geschlossen werden darf, so ist doch die Nachricht, daß Kaiser Otto IV. im Jahre 1206 die dem Staufen Philipp anhangende Stadt erobert habe, nicht genügend beglaubigt. Und der gefangene Kreuzfahrer von Weringerothe, den Magister Thetmar 1217 im Kerker des Sultans Melik el-Aadil Seifeddin Ebubekr zu Damaskus fand, wird ein Ritter von der Burg gewesen sein.

Die erste Ansiedelung umgab die Höhe des Klint, auf der die Pfarrkirche St. Sylvestri lag, deren Pfarrer Gebhard und Heinrich 1230 bezw. 1254 erwähnt werden. Als die Grafen 1265 an ihr ein Chorherrenstift gründeten, wurde das Gotteshaus St. Mariä, welches Bischof Konrad von Hildesheim im Jahre 1230 „Kirche oder Kapelle" nennt, die eigentliche Bürger- und Stadtkirche. Auch die Nikolaikirche war schon 1265 vorhanden.

Die Stadtflur war damals nur von geringer Ausdehnung, da im Westen, Norden und Osten die Feldmarken der später (im 15. Jahrhundert) ausgegangenen Dörfer Hasserode, Marklingerode, Langern und Rimbeke und im Süden der Wald nahe an die Stadt heranreichte.

Schon im Jahre 1279 war eine Neustadt neben der befestigten Altstadt entstanden, doch hatte sie noch keinen besonderen Rat und Bürgermeister. Am 3. Juni des genannten Jahres verkauften die Grafen der Gesamtgemeinde den Zoll in der Alt- und Neustadt, damit aus dessen Erlös „Stadtmauer, Brustwehren, Gräben und die sonst der Stadt nötigen Verteidigungsmittel in besseren Stand gesetzt würden". Hierbei wird die Neustadt mit in die Befestigung aufgenommen sein. „Der Umfang derselben", sagt Archivrat Dr. Jacobs, „wird bei der Allmählichkeit mittelalterlicher Entwickelung bei kleineren Orten nicht zu sehr von dem verschieden sein, wie er uns hier vor nicht langer Zeit noch fast vollständig mit Mauerwerk des späteren Mittelalters vor Augen lag und teilweise noch erhalten ist. Die Mauer war von einer Anzahl in gleichen Abständen errichteter Halbtürme überragt, die nach außen hin abgerundet, wie es scheint, wenigstens in ihrem unteren Teile an der der Stadt zugekehrten Seite durch Einbauten geschlossen waren und vom Burgthore aus gezählt wurden. Die Thore hatten stärkere Befestigungen und ganz viereckige Türme.

Die tiefen Wallgräben waren, soweit die Höhenverhältnisse es nur gestatteten und es nötig war, mit Wasser gefüllt, so von der Neustadt bis zum Westernthor, wo zu Ende des 15. Jahrhunderts beim Gefangenturm dicht am Stadtgraben hinter dem Nikolaihofe der Graben gereinigt und ellentief ausgebracht wurde. Stellenweise diente der regulierte Lauf der Flutrenne als städtischer Befestigungsgraben. Der Entwurf eines wernigerodeschen Stadtrechts nennt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch noch Zingeln, eine äußere hölzerne Einfriedigung oder Pfahlwerk, unter den städtischen Schutzwehren, an welche sich dann weiter außerhalb die Landwehr, Schläge oder Verhaue und Warttürme anschlossen. Für die Verbindung der Stadtverteidigung mit den Warttürmen sehen wir wenigstens im 15. Jahrhundert einen besonderen Wartreiter und Diener bestellt."

Neben den Bürgern waren die in der Stadt angesessenen Adligen zur Verteidigung derselben verpflichtet. Ihre Höfe, fünf an der Zahl, lagen in der jetzt Marktstraße genannten Ritterstraße und hatten den gräflichen Herrenhof (das jetzige Zeisbergsche Besitztum) zu ihrem Mittelpunkte. Ein anderer Freihof, der sogen. Kemnadenhof, lag auf der Steingrube, und auch die geistlichen Besitzungen, welche sich vom Herrenhofe bis zum Westernthore erstreckten — die Domherrenkurie, die Terminiehöfe der Dominikaner und Franziskaner, die den Klöstern Drübeck und Himmelpforten gehörenden Häuser — wurden später in adlige Freihöfe umgewandelt.

Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts standen auch die Adligen an der Spitze des Stadtregiments. Zur Zeit, als ihre Bedeutung schwindet, erfuhren die Freiheiten der Altstadt auch dadurch eine bedeutende Erweiterung, daß diese der Gerichtsbarkeit des gräflichen Landvogts entnommen und (schon 1362) einem besonderen Stadtvogte, der Bürger war, unterstellt wurde. Die Neustadt dagegen, von jener durch eine besondere betürmte Mauer geschieden, wurde wie Nöschenrode als Flecken behandelt. Ihr ältester bekannter Freiheitsbrief ist aus dem Jahre 1410; 1428 erhielt sie die Marktberechtigung, und erst 1528 wurde sie der Altstadt gleichgestellt und mit dieser zu einer Gemeinde vereinigt.

Die Gilden und Innungen, von denen die Bäcker und Schmiede Gildebriefe aus dem Jahre 1393, die Leineweber aus dem Jahre 1400 und etwa aus gleicher Zeit die Wollenweber, die Fleischer und Böttcher vom Jahre 1408, die Kramer vom Jahre 1410, die Schuhmacher vom Jahre 1457 und die Schmiede vom Jahre 1458 besitzen, erhielten verhältnismäßig spät Anteil an der Stadtverwaltung. Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sind ihre Gildemeister neben Rat und Ratsgeschworenen bei allgemeinen Verordnungen und Rechtssatzungen regelmäßig beteiligt. In die Gilden konnten nur fromme, ehrliche Leute, die ledig und frei, niemandes Late oder eigen, „echt und recht" „von allen vier Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits geboren", aufgenommen werden. Als „unehrlich" waren ausgeschlossen nicht nur die Wenden, die Söhne von Gauklern, Schäfern und Barbieren, sondern auch die von Leinewebern und Windmüllern. Die Juden wohnten in einer besonderen Gasse, die schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Namen Judenstraße führte. In die Stadtverwaltung konnten nur die freien Bürger, nicht die hörigen Leute, die auch an der Gemeinde keinen Anteil hatten, auch nicht die Schutzverwandten und die „Gäste", zu welch letzteren man die in der Altstadt ansässig gewordenen Neustädter und Nöschenröder rechnete, gewählt werden.

Der gräflichen Herrschaft gegenüber hatten auch die freien Bürger (bis gegen das Jahr 1600) ihre Abhängigkeit durch Herrendienste, durch den Lämmerzehnten und durch ein Rauchhuhn von jedem Hause zu erweisen, — Abgaben, welche sonst in der Regel nur der hörige oder in Abhängigkeit von seinem Vogte lebende Bauer zu leisten hatte. — Von den städtischen Abgaben, doch nicht von Schoß und Wacht, konnten sich die Bürger frei kaufen.

Umfang der Stadt und Volkszahl waren im 15. Jahrhundert etwa ebensogroß wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts: um 1250 gab es schon drei Kirchen und Kapellen, ein Hospital und eine Schule, 1366 acht Fleischscharren, um 1450 zwölf und 50 Jahre später 16 Bäcker in der Altstadt; 1528 legte ein großer Brand in derselben 470 (416?) Häuser in Asche, ein Menschenalter später zählten Alt- und Neustadt zusammen 554 Wohnhäuser.

Das 15. Jahrhundert brachte der Stadt mehrere wertvolle Erwerbungen. Im Jahre 1410 überließ ihr Graf Heinrich von Wernigerode, der sich den Kirchen und der Bürgerschaft vielfach wohltätig erwies, das ihr seit 1398 schon verpfändete Haus und Dorf Hasserode mit ansehnlichen Forsten, verkaufte ihr 1417 den Kornboden und die Tuchläden auf dem Markte und schenkte ihr 1427 das „Spielhaus". Im Jahre 1472 trat ihr Graf Heinrich zu Stolberg die Feldmarken der wüsten Dörfer Rimmecke, Wolberode, Hinzingerode, Altenrode, Nieder- und Ober-Minsleben, Schmatzfeld, Thiderzingerode, Steinbeck und Marklingerode gegen die Summe von 600 Gulden ab, welche als Entschädigung für die von diesen Dörfern zu leistenden Herrendienste angesehen werden sollte — eine bedeutsame Erweiterung der Flur der vorwiegend auf Ackerbau angewiesenen Stadt.

Unter den Gewerben nahmen Tuchweberei und Tuchhandel seit alters die erste Stelle ein. Jene Kaufleute, denen 1229 die Rechte der betreffenden goslarschen Gilde verliehen wurden, waren „Wantsnider". Wie Goslar, Halberstadt, Quedlinburg, Braunschweig und andere Sachsenstädte, so stand auch Wernigerode schon früh mit Gent in Beziehung, und als jene sich 1267 über eine Satzung jener flämischen Handelsstadt beschwerten, nach welcher die sächsischen Kaufleute für den Schaden büßen sollten, den ein Genter Kaufmann im sächsischen Gebiete erlitt, da erklärte auch Wernigerode dieses Verfahren als der Freiheit der Städte und der alten mit ihnen von Gent geschlossenen Gemeinschaft zuwiderlaufend. Einige Jahrhunderte später war dieses Gewerbe anscheinend im Rückgange begriffen. Von den neun „Wandbuden" unter dem Rathause, welche im Jahre 1410 genannt werden, waren um 1500 nur noch drei vorhanden. Doch wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts hier nicht nur lundisches, arrisches, italisches, Eisenacher Tuch, sondern auch in der Stadt gewebtes in verschiedener Qualität und mehreren Farben verkauft.

Im übrigen beschränkte sich der Handel, wie es scheint, auf Eisen und Eisenwaren, auf Hopfen und Speck. Das Bier ging nicht über das allerdings ziemlich ausgedehnte pflichtmäßige Absatzgebiet hinaus, die später bedeutenden Brennereien kamen erst seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in Aufnahme. Die frühere Hütte war schon 1397 in eine Sägemühle umgewandelt. Mit Ausnahme der Leineweber und allenfalls der Goldschmiede und Paramentenmacher arbeitete kaum noch ein anderes Gewerbe für den Absatz nach außen. Die Goldschmiede und Juweliere bildeten eine angesehene Gilde, so war Meister Sivers hier im Jahre 1488 Stadtvogt. Sie fertigten nicht nur das damals viel begehrte Geschmeide an, sondern versorgten auch die Kirchen mit Kelchen, Patenen und Monstranzen, die Klöster mit kostbaren Infuln aus

Gold und edlen Steinen, die Häuser der Begüterten mit kunstvollen Schauern und Bechern. Den Paramentenmachern gab der damalige gottesdienstliche Brauch eine umfangreiche Beschäftigung. Sie fertigten Chorröcke und Chorkappen, Alben, Kaseln, Antependien u. s. w. und besserten sie aus. — Die aus jener Zeit noch vorhandenen Häuser, Grabdenkmäler und Altäre, Truhen, Schränke und Kisten sind Zeugnisse für die Kunstfertigkeit der Bauhandwerker, der Tischler und Schlosser, der Holzschnitzer und Bildhauer, der Maler und Vergolder. — Die Mitglieder aller Gewerbe mußten eidlich geloben, in ihrem Geschäfte das Rechte beobachten zu wollen, und wurden daraufhin, am strengsten die Leineweber und Müller, kontrolliert. Wie die Tuchwirker ihre Läden unter dem Rathause und die Knochenhauer ihre Fleischscharren am Markte, so hatten die Schuhmacher ihren „Schuhhof" in unmittelbarer Nähe und auch die übrigen Handwerker ihre Verkaufsstellen am Marktplatze. Auch das Kornhaus und die Stadtwage hatten hier ihren Platz. Verschiedene Bestimmungen des Stadtrechts wollen dem Wucher im Kornhandel wehren: niemand durfte außerhalb des Thores oder schon in den auf den Markt führenden Straßen Korn kaufen; wer ein ganzes Fuder auf dem Markte kaufte, mußte jedem Bürger auf Verlangen bis zu einem Scheffel zum Einkaufspreise überlassen.

Das älteste — mit einem Weinkeller versehene — Rathaus lag dem gräflichen „Spielhause" gegenüber. Dieses war sowohl Gerichts-, wie Festhaus. Dreimal im Jahre, am 6. Januar, am 1. Mai und am 24. August, pflegte hier der Graf persönlich zu Gericht zu sitzen. Zu anderer Zeit fanden die Schöppen unter dem Vorsitze seines Stadtrichters an bedeckter „Richtebank" das Urteil. Das hochnotpeinliche Halsgericht fand vor demselben unter freiem Himmel statt. Wenn auch bei der Überweisung des Spielhauses an die Stadt im Jahre 1427 der Graf u. a. sich vorbehielt, nach wie vor selbst darin zu teidingen, und wenn auch später noch das Gericht im Namen des Grafen geübt ward, so war doch diese Übertragung, da es sich dabei nicht nur um das Gebäude, sondern zugleich um manche an demselben haftende Gerechtsame handelte, ein wichtiger Schritt zur Erlangung größerer Selbständigkeit. Der Stadt stand nun — doch immer noch nur unter Beteiligung des Stadtvogts — „das Erkenntnis über geringe Vergehen, Unordnungen und Raufereien auf dem Rathause und auf städtischem Grund und Boden, über Zuwiderhandlungen gegen die Stadt-Ordnungen beim Bauen, bei Wirtschaften, Glücksspielen und ähnlichen polizeilichen Bestimmungen und das Erheben der hierauf gesetzten Brüche zu". Jedes Glied des alten und neuen Rats hatte das Recht, bei Friedebrüchen auf dem Weinkeller, auf der Straße oder sonst in der Stadt den Thäter mit Hilfe von Bürgern festzunehmen.

Die Hinrichtungen, die Hexenverbrennungen und die Aufknüpfung der Diebe fanden auf dem „Galgenberge" statt. Weniger schwere Diebstähle wurden mit Haft bestraft; bei der Entlassung aus dem Gefängnisse hatte der Verbrecher dem Grafen und dem Rate Urfehde zu schwören. Die Gerber- und Schuhknechte hatten das Recht, Diebe aus ihrer Genossenschaft „auszuleuchten", d. h. sie aus der Stadt hinauszuprügeln. Ehebrecher mußten die Schandsteine, welche ihnen an der Kette um den Hals gehängt wurden, unter Vortritt eines Hornbläsers und unter Geleit des Stadtknechtes durch die Straßen tragen. Für manche Vergehen befand sich vor dem Rathause der Kak oder Schandpfahl. Eine ähnliche Ehrenstrafe war das Fahren der Stürzkarren durch die Stadt.

Da vom Spielhause auch die Verteidigung der Stadt geleitet wurde, so ging mit jener Überweisung auch die Sorge für die Sicherheit der Stadt, wenngleich die Verteidigung derselben auch zugleich Sache des Grafen und seiner Mannschaft blieb, an den Rat über. Bei Sturmgeläut mit der großen Glocke, oder wenn der Graf sonst gebot, mußte ein jeder Vollbürger mit seiner Waffe vor dem Rathause erscheinen und dort der Weisung des Rates oder des gräflichen Hauptmannes gewärtig sein. Wer seine Waffe nicht in Ordnung hatte, oder in Leistung seiner Turm- und Thorwache, seines Dienstes auf der Mauer sich säumig zeigte, wurde in ersterem Falle an seinem Gewerbe, in letzterem mit Geld gestraft. Den größeren Gilden der Bäcker, Knochenhauer, Schuhmacher und Schneider war je ein Turm zur Hut anvertraut. Daneben hatte die Stadt besoldete Thorwärter, Schildwächter und Diener und hielt, wie der Graf auf dem Hausmannsturme vor dem Schlosse, auf den Thortürmen und auf der Stadtkirche zu St. Sylvester besondere Türmer, die das Herannahen feindlicher Mannschaft durch Hornstöße verkündeten.

Das Rathaus trug nicht umsonst den Namen Spielhaus oder theatrum. „Es gab hier einen Bankett- und Speisesaal, und es wurde darin gespielt, getanzt, gewürfelt, getrunken und gespeist." Der unter ihm liegende Keller, „gegen guten Zins dem Ratskellerwirt in Pacht gegeben, versorgte die Bürgerschaft mit Wein von nah und fern, doch herrschte, wenigstens zu Ende des Mittelalters, das Bier entschieden vor. Neben dem niedriger stehenden einheimischen war besonders das Einbecker vertreten." Während sonst das Würfel-, Karten- und Brettspiel und jedes andere, bei dem man über fünf Schillinge gewinnen oder verlieren konnte, verboten war, durfte wenigstens das Würfelspiel auf dem Ratskeller getrieben werden.

Hier hielt vor allem der ehrbare Rat seine Schmausereien und Gelage. Besaß er doch allein zu solchem Zwecke fünf mit Karpfen besetzte Teiche. Wie das Speisegerät Eigentum der Stadt war, so gehörten auch goldschimmernde silberne Humpen, mit denen ein wahrer Luxus getrieben ward, zu des Rats Kleinodien. Bei der Überweisung des Hauses an die Stadt hatte der Graf sich und seinen Nachfolgern vorbehalten, dasselbe auch ferner zum Tanz und zum Fastnachtsschmause mit seiner Mannschaft und den Bürgern benutzen zu dürfen. Die Grafen von Stolberg scheinen indes von diesem Vorbehalte selten oder gar nicht Gebrauch gemacht zu haben. Wenn sie in Wernigerode anwesend waren, pflegten sie den Rat und die Geistlichkeit zu sich auf das Schloß zu laden; so 1455 (zu Fastnacht), 1457, 1458, 1460/61, 1466/67, 1508 (Heinrich der Ältere und Botho); 1520 (Fastnacht). Auch des Grafen von Schwarzburg Gäste waren die Ratsherren im Jahre 1458. Aber die Grafen verschmähten auch keineswegs, die Einladung des Rats zu einer ihnen zu Ehren auf dem Spielhause (z. B. 1495, 1499, 1500) veranstalteten Festlichkeit Folge zu geben, oder, einen guten Tropfen, den ihnen der Rat aus seinem Keller (z. B. im Mai und September 1495, im September 1496, im Mai 1497, im April 1498) verehrte, entgegen zu nehmen.

An Anlässen zu Schmausereien fehlte es dem Rate nicht im mindesten. „Wenn man den Schoß schwor, wenn man die Abrechnung auf dem Keller machte, wenn man in das Stadtholz nach dem Hilmarsberge zog, oder wenn der Hinzingeroder Teich gefischt wurde", so mußte geschmaust und gezecht werden. „Hier ging es hoch her, und es wurde bei Bier, Semmeln und Krengeln fleißig auf gute Karpfenzucht gegessen und getrunken. Selbst wenn man in Geldnot Anleihen machte, so wurde beim Abholen von hundert Gulden ein

gut Teilchen bei dieser feierlichen Gelegenheit verzehrt." Auch den gräflichen Räten, besonders dem Marschall wurden auf dem Keller häufig Gelage gegeben.

Zu Fastnacht, wo auch ein lebhafter Jahrmarkt war, zu Neujahr und andern Zeiten spielten die Stadtmusikanten den Bürgerskindern auf dem Rathause zum Tanze und zur Kurzweil auf. Die größte Festlichkeit aber im ganzen Jahre fand am 28. Juli und an den folgenden Tagen zu Ehren des heil. Pantaleon, eines der 14 Nothelfer, statt, welcher Schutzheiliger der Schloßkapelle war, so daß sich mit der Feier dieses sonst wenig hervorragenden Heiligen eine allgemeine Feier der Landesherrschaft verband. Da tafelten die Herren drei, vier oder fünf Tage, und an die Armen wurden reiche Spenden vom Rate verteilt.

Ehe wir indes hieran eine Besprechung der mittelalterlichen Volksfeste schließen, ist hervorzuheben, daß das zum Rathause eingerichtete Spielhaus auch im eigentlichen Sinne ein „theatrum" war. In dem „Spielsaale" desselben bewegten sich die Bürger nicht nur in kunstgerechten rhythmischen Reigen nach den Weisen ihrer Spielleute, sondern es wurden hier auch, nicht von wandernden Künstlern, sondern von angesehenen Bürgern und von Lateinschülern geistliche und weltliche Schauspiele aufgeführt. Welche Stücke gegeben wurden, ist nur zu sehr geringem Teile bekannt: 1539 führten Bürger eine geistliche Osterkomödie, zu der man sich die Ausrüstungsgegenstände aus Aschersleben lieh, und am 7. September der „Schulmeister" Lampadius mit seinen Schülern eine Komödie „Joseph" in lateinischer Sprache auf. („Joseph wird von ismaelitischen Schnapphähnen weggeführt, die ägyptischen Wirtshäuser spenden Mumme, Met und Muskateller und sind mit deutschen Zechbrüdern und Raufbolden des 16. Jahrhunderts angefüllt" u. s. w.) Im Jahre 1605 „vertierte" Berthold von Gadenstedt des Schonäus lateinische Schulkomödie **Tobias** „in Teutsche Rythmos" und erhöhte in dieser Umarbeitung die 16 Personen auf 30. Im Jahre 1618 gab Balthasar Voigt, von 1587—93 Konrektor in seiner Vaterstadt Wernigerode, „allen gewaltleidenden vnd bedrengten zum Trost, Hoffnung vnd Gedult" seine geistliche Comoedia Joseph, in der 81 Personen auftreten und in der u. a. das große Weinfaß zu Gröningen beschrieben wird, in Druck. Der Rektor Lorber (1649—1654 in Wernigerode) „agirte zu zwei mahlen Commoediam auf dem Rathause". Auch die Liebeskomödie, von der sich die Rolle der heiratslustigen puella im gräflichen Archiv erhalten hat, ist ohne Zweifel hier aufgeführt. — Im vorigen Jahrhundert benutzten umherziehende Schauspielertruppen den Spielsaal zu ihren Aufführungen. —

Wie der Tag des Schutzheiligen Pantaleon zugleich durch eine allgemeine Volksfeier begangen wurde, so waren auch die kirchlichen Bittgänge, Prozessionen und „Heiligentrachten", zumal sich kirchliche und bürgerliche Gemeinde völlig deckten, vor allem fröhliche Volksfeste. „Wenn Feld und Wald sich mit Laub und Blumen schmückten, am Walpurgis- oder Maitage, oder hoch im Sommer bei der Fronleichnamsprozession oder — ebenfalls im Sommer — wenn die Wernigeröder im festlichen Zuge zum heil. Blut nach Waterler wallfahrteten, oder wenn sie mit einem Umzuge um die Stadtflur den Kreis der Feiern im Freien beschlossen: überall stellte sich hier die städtische Gemeinde in ihrer Einheit und Gesamtheit dar. Bürgermeister und Rat und alle Körperschaften, Mann und Weib, zogen in geordnetem Zuge mit Fahnen und Glocken, Gesängen und klingendem Spiel hinaus. Priester und Schüler waren beim Zuge, und wurde ihnen dafür vom Rate eine Verehrung gezahlt. Aus dem

Stadtsäckel wurden nicht nur für Prozessionsglocke und Fahnen, für Wachs und Wein, den man zu Wolligerode opferte, sondern auch für Koch und Zehrung Auslagen gemacht. Es waren frohe Volksfeste im nächsten Sinne des Worts: heiliges Blut, Reliquien, kirchliche Einrichtungen gaben nur Anlaß und Namen her." Auch Pfingsten, wo Kirchen und Gassen mit frischem Grün geschmückt wurden, war ein Fest der Freude, „aber die zierlichste, bunteste Feier war doch zu Fronleichnam. Sowohl von der Kirche wie von der Stadt wurden dazu reiche Fuhren von Maien aus dem Walde geholt, und die Frömmigkeit der Zeit gefiel sich darin, zu den Stationen und Altären, die dabei auf dem Markt oder vor den Thoren errichtet wurden, Stiftungen zu machen. Die Straßen der an Wald reichen Stadt wurden bei dieser Gelegenheit selbst in Laubgänge verwandelt." (Dr. Jacobs.) Zu Pfingsten hielt die Genossenschaft der Armbrustschützen ihre Hauptlustbarkeit auf dem Lindenplan, an der auch wohl die gräfliche Herrschaft teilnahm: 1525 schoß Graf Botho mit ihnen nach dem Papagei und schenkte ihnen eine Tonne Bier.

Rechnen wir zu all diesen Festlichkeiten die Mahlzeiten der Kalandsbrüderschaft — sie hielt sechsmal im Jahre einen wegen seiner Üppigkeit sprichwörtlich gewordenen Memorienschmaus und zahlreiche von einzelnen Brüdern gestiftete Gedächtnismahlzeiten — und der andern geistlichen Brüderschaften, sowie die „Morgensprachen" und Festessen der verschiedenen Gilden, so fragt man sich, ob denn daneben überhaupt noch Raum für Familienfeste, für häusliche Gelage bleiben konnte. Und doch, nicht nur Hochzeiten und Kindtaufen, sondern auch „Kirchgang", Begräbnis, Erbschaftsteilung rc. wurden zum Anlaß verschwenderischer Gastmähler genommen. Besonders bei den Hochzeiten, die man auch Wirtschaften nannte, wurde ein solcher Aufwand gemacht, daß „itwelke lude den groten vorderff unde schaden in langer tyd nicht erkunnen vorwynnen". Graf Heinrich sah sich deshalb 1468 veranlaßt, in einer Verordnung dagegen einzuschreiten. Nach dieser Einschränkung „sollen nur vier Hochzeitsbitter verstattet, der Bräutigam aber der fünfte sein. Des Sonnabends — bei der Polternacht oder dem Polterabend — soll die Braut nur mit Vieren zu Bade gehen, und sollen an diesem Tage keine Gäste gebeten werden. Der Sonntag war der festgesetzte Hochzeitstag, wo die Trauung in der Kirche stattfand. Die Unkosten des Kirchganges werden abgeschafft; nur der Bräutigam und die Führer erhalten aus den Händen der Braut Kränze, die aber nicht kostbar sein sollen. Vor dem eigentlichen Hochzeitsmahle soll kein Essen gegeben, und nur zu dreißig Schüsseln dürfen Gäste eingeladen werden. Es aßen aber je vier Personen aus einer Schüssel. Ergab das schon 120 Personen, so kamen dazu noch 16 Jungfern und 16 Bursche als Drosten d. i. Anrichter und Speiseträger. Das waren also zusammen, außer den Spielleuten und den Dienern des Rats, die wegen der Aufwartung und Aufsicht beim Tanz von der Hochzeitstafel gespeist wurden, 152 Personen bei einem ordentlichen Hochzeitsmahle. Es versteht sich aber von selbst, daß die gesetzlichen Bestimmungen nur das niedrigste Maß angaben, auch kamen der mäßig zu büßenden Überschreitungen genug vor. Die weiteren Bestimmungen über die Hochzeitsfeier, die eigentlich am Montag Abend ihr Ende haben sollte, über Taufe, Kirchgänge, Trauermahl übergehen wir hier und bemerken nur noch, daß weit verderblicher als das Übermaß bei solchen Feiern die Leidenschaft des Würfelspiels das Geschlecht jener Tage beherrschte. Daß der Spielteufel auch in Wernigerode sein Wesen hatte, zeigen die zahlreichen Brüche, die wegen Übertretung der einschränkenden Gebote, wegen Hausens oder Hegens

des Dobbel- oder Würfelspiels in Privathäusern außerhalb des Rathauses oder an Heiligentagen erhoben wurden. Es waren die angesehensten Bürger dabei beteiligt; so wurde Thomas Hilleborch, der kunstgeübte Erbauer des Rathauses, im Jahre 1494 zweimal „vor Dobbeln“ mit einer Geldstrafe belegt.“ (Dr. Jacobs.)

Ist es schon auffallend, daß alle Hochzeiten am Sonntage gefeiert wurden, so stand es auch sonst um die Heiligung dieses Tages schlimm. Die Gottesordnung, daß auf sechs Arbeitstage ein Tag der Ruhe folgen soll, war nach zwei Seiten hin durchbrochen. Die Zahl der kirchlichen (Lokal-) Feste und Heiligentage war in stetem Wachsen begriffen. Stiftete doch allein Graf Heinrich zu Stolberg die Feste der 10000 Ritter, der leiblichen Himmelfahrt Christi und mit seinem Sohne Botho das der Schöpfung Mariä. Und die wohlhabenden Bürger wetteiferten darin mit ihrer Herrschaft: der Domherr Bola stiftete aus seinen Mitteln drei neue Feste und eine Memorie. Dazu wurde des Rennens nach Wunderorten und Gnadenbildern immer mehr. Daß der Besuch der Schloßkapelle zu St. Pantaleon und der Kapelle St. Theobaldi vor der Stadt mit Ablaß belohnt wurde, daß nach den benachbarten Kapellen in Bonkenrode und Wollingerode und zum Wunderblut nach Waterler (daneben hatte auch Wernigerode selbst solch Wunderblut) gewallfahrtet werden konnte, genügte längst nicht mehr. Man wandelte auch zum heil. Blut in Wilsnack und nach andern entfernten Gnadenorten, ja einzelne zogen zum heil. Jakob von Compostella (in Spanien) und über das Meer nach Palästina. — Aber andererseits war der Sonntag zum Tage der Lustbarkeit und zum geräuschvollen Markttage geworden. Gegen diesen Unfug schritt Graf Heinrich 1460 „dem allmächtigen Gott zu Lob und Gottes zehn Geboten zu Ehren“ ein, verlegte den Markt auf den Sonnabend und ordnete eine würdige Sonntagsfeier an: es sollte fortan an diesem Tage kein offenes Geschäft getrieben und vor geschlossener Hochmesse keine offene Wirtschaft gehalten werden*); gestattet war nur der Verkauf von Lebensmitteln, doch nur in den Häusern und nach beendigtem Gottesdienste.

Um das sittliche Leben des Volkes war es schlecht bestellt. „Es gescheen vill valsche eyde zcu wernigerode in der stadt“, klagt eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1521. Büberei, Unfug und Schlägereien auf dem Rathause, in den Gassen, auf den Mauern, in dem Frauenhause (das der Rat in Bau und Besserung erhielt) waren an der Tagesordnung. Auf den öffentlichen Badestuben, deren es drei in und vor der Stadt gab, war der Unfug so arg, daß man um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Zusammenbaden der Geschlechter verbieten mußte. Mit der Roheit wetteiferte die Unwissenheit. Wohl gab es einige Bürger, welche lesen und schreiben konnten, sogen. laici litterati**), auch einen Buchbinder, aber die Schulbildung war doch sehr eng begrenzt.

Der tiefe Verfall des geistlichen Lebens war nur der Widerschein von dem erschreckenden sittlichen Verfall der Geistlichkeit. Von den Wernigeröder Domherren trieben manche Berg- und Waldwirtschaft; die Stiftssatzungen blieben unbeachtet; „ihre Konkubinen gingen in ihren Kurien offen aus und

*) Es entspricht den damaligen Zuständen, wenn auch verboten war, am Sonntage sich den Bart scheren und den Kopf waschen zu lassen.

**) Karl Botho, der Verfasser des chron. pict., der niederdeutschen Chronecke der Sassen, welche 1492 zu Mainz bei Peter Schöffer gedruckt wurde, war ein nicht akademisch gebildeter Bürger von Wernigerode.

ein, so daß jedermann es wußte". Graf Botho mußte ihnen 1451 nach vergeblichen mündlichen und schriftlichen Ermahnungen mit Einziehung ihrer Pfründen drohen. Graf Heinrich klagt im Jahre 1473, daß „Prälaten und geistliche Herren in den heil. Schriften unerfahren seien, die doch das Volk zu leiten hätten, da denn ein Blinder den andern leite und beide in die Grube fielen." — Man beseitigte die schlimmsten Elemente und schärfte die Ordensregeln von neuem ein, aber gründliche Heilung war mit solchem Flickwerk nicht zu erzielen.

Indes auch diese bereitete sich vor. Draußen nahe vor der Stadt lag in einem lieblichen Waldthale das Kloster Himmelpforten, hervorgegangen aus einer Einsiedelei der Wilhelmiten, einer Vorstufe der Augustiner-Eremiten, zu deren ältesten Gründungen es gehörte. Auch bei diesem Bettelorden, der namentlich durch Predigt und Schule auf das Volk zu wirken den Beruf hatte, war ein allgemeiner Verfall eingetreten. Aber zur Zeit des Konzils von Konstanz tauchten in seiner Mitte hie und da Reformationsbestrebungen auf. Einer der eifrigsten Ordensbrüder, die dieses Werk angriffen, war Heinrich Zoller. Aus Osnabrück vertrieben, kam er 1430 nach Himmelpforten und führte hier unter dem Schutze des Grafen Botho die Reform ein. Als sein späterer Nachfolger Andreas Proles 1451 in dieses Kloster eintrat, da war sie längst und völlig durchgeführt. Zwischen die Schattenstriche, mit denen oben das Bild des geistlichen Lebens gezeichnet werden mußte, schießen doch auch verheißungsvoll einzelne Lichtstrahlen hinein, wenn wir hören, daß die Bürger die Himmelpförtner ihre lieben Nachbarn und Freunde nennen, daß sie dieselben 1471 und 1480 ersuchen, außer ihrer gewöhnlichen Station eine Sonntag-Nachmittagspredigt zu übernehmen, und daß für die trägen Domherren zu St. Sylvester auch andere Bettelmönche, wie die Franziskaner Barfüßer, als Prediger eintreten. Und wie als Prediger, so waren die Einsiedlerbrüder auch als Beichtiger und Seelsorger beim Grafen und seiner Gemahlin wie beim Volke hoch angesehen. Der Bezirk, in welchem sie wirkten, war ziemlich ansehnlich, er reichte bis nach Goslar, Elbingerode, Osterwiek, Gernrode.

Die Begründung der reformierten deutschen Kongregation der Augustiner-Eremiten ist besonders das Werk des Himmelpforter Priors Proles. Sie heißt darum auch Kongregation des Proles. „Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sie sich in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts über den größten Teil der Ordensklöster deutscher Zunge von Sachsen und Thüringen bis nach Bayern und zu den Alpen und bis zum Rhein und zur Nordsee in den Niederlanden. Allenthalben, zu Meißen, Wernigerode, Weimar wie in Nürnberg und München finden wir den Proles hochgeehrt, schließlich auch bei Papst und Kardinälen, bis er am Dienstag nach Pfingsten 1503 zu Kulmbach im 74. Lebensjahre heimging. Überall genossen die Brüder, bei den Fürsten wie beim Papste und bei den Bürgern, wegen ihres ganzen Lebenswandels, ihrer Predigt und Schriftforschung eine hohe Anerkennung und hatten ein gutes Gerücht. Die reformierte Kongregation wurde aber, der Wirklichkeit entsprechend, entweder als die des Andreas Proles, oder die allgemeine deutsche oder die von Deutschland bezeichnet." „Besonders aber ist die Bedeutung dieser von Himmelpforten ausgegangenen Vereinigung für die Universitäten Heidelberg, Tübingen, Erfurt, besonders aber für Wittenberg, alles Wiegenstätten der Reformation, hervorzuheben, dann auch für Magdeburg. Auch zu Leipzig stand der große Proles hoch in Ehren. Wittenberg kann geradezu als eine Pflanzstätte dieser Vereinigung gelten; Lehrer und Schüler gehörten vorzugs-

weise ihr an.“ Mitglieder dieser durch ernste Gesinnung und guten Wandel, besonders auch durch volkstümliche Predigt ausgezeichneten Gemeinschaft waren Johann Staupitz und Martin Luther, der den Proles seinen Vikar und einen Mann großen Namens und Glaubens in deutschen Landen nennt.“ „Zu Anfang des August 1517 sind Staupitz und Luther (des ersteren Distriktsvikar) zu Wernigerode und hatten zu Himmelpforten eine von ersterem lange erwartete Zusammenkunft. Der reformatorische Zweck derselben zeigt, daß wir am Schlusse des Mittelalters und unmittelbar vor dem Glockenläuten zur großen Kirchenreformation stehen. Die Kongregation des Proles und das schon um dieses ihres Freundes und Priors willen eine hervorragende Stellung darin einnehmende Himmelpforten war bestimmt, die erste Pflegerin und Wiegenstätte der Reformation zu werden, denn wo in allen Gegenden Deutschlands die Reformation aufging, da fielen die Konvente der deutschen Kongregation ihr zu, streuten die erste Saat, halfen sie stützen und verbreiten, stellten in Brüssel ihre ersten Blutzeugen. Auch in der Grafschaft Wernigerode war Himmelpforten das erste Kloster, das ganz der Reformation zufiel, das einzige, das nach der Stürmung durch eine wilde Rotte. (s. S. 670) im Frühjahr 1525 sich nicht wieder erhob, da seine Aufgabe erfüllt war.“ (Dr. Jacobs.)

Obwohl es in unmittelbarer Nähe der Stadt an gutem Steinmaterial nicht fehlte — die in der Mitte des 14. Jahrhunderts bebaute „Steingrube“ bezeichnet die ältesten Brüche, hier wie vor dem Agnes- und Schloßberge bricht der auch beim älteren Schloßbau verwandte Roggenstein, im 15. Jahrhundert holte die Stadt ihre Steine aus dem Hilmarsberge — so bestand doch das mittelalterliche Wernigerode nur aus Fachwerksbauten, bei denen man sich vorwiegend des leicht erreichbaren Fichtenholzes bediente. Die Gefache wurden teilweise mit Ziegelsteinen ausgesetzt, welche das städtische Ziegelhaus bei Hasserode lieferte. Der Schiefer, welchen man schon im 15. Jahrhundert am Bolmke gewann, fand für die Bedachung noch keine Verwendung. Diese bestand fast ausnahmslos aus Schindeln und Stroh. Die Feuergefährlichkeit des verwandten Materials wurde noch dadurch vergrößert, daß die Straßen sehr eng und mit wenigen Ausnahmen unregelmäßig und winklig waren. Allerallerdings waren manche Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nicht nur hatten die Wächter auf dem Hausmannsturme und den städtischen Türmen auf Feuersgefahr in Stadt und Land zu achten und betreffenden Falls an die Glocke zu schlagen, sondern auf dem Burgthore war auch ein besonderer „Feuerwächter‘ stationiert; es gab Ledereimer und eine Art Feuerordnung. Gegen den Beginn der Erntezeit, wo ein großer Teil der Erwachsenen auf dem Felde war, wurde alljährlich durch Ausruf oder Anschlag die Bürgerschaft namens des Grafens und des Rates zur Vorsicht ermahnt, insbesondere, die Kinder nicht allein beim Herdfeuer zu lassen, sondern dasselbe zuvor auszulöschen, auch leicht feuerfangende Früchte, Korn, Stroh und Laub nicht in das Haus zu legen. Aber zur Bewältigung einer entstehenden Feuersbrunst waren, zumal bei der bunten gesellschaftlichen Gliederung der Bevölkerung, jene Maßregeln doch nicht ausreichend. Besonders schwer waren die Heimsuchungen durch Feuer in den Jahren 1455 und 1528.

Die nicht nur engen, sondern auch unebenen Straßen, in deren Mitte die Rinne floß, waren nur unmittelbar vor den Häusern mit „Trittsteinen“ gepflastert. Die Kosten dieser Anlage und deren Instandhaltung hatten die Anwohner zu tragen. Dünger durfte auf der Straße bis zum dritten Tage liegen. Die Reinigung des Marktplatzes besorgte der Rat in der Regel

durch die Schildwächter. In jeder letztwilligen Bestimmung war für Wege, Stege und Brunnen mindestens eine halbe Mark auszusetzen.

Diesem kulturgeschichtlichen Bilde des mittelalterlichen Wernigerode habe ich für die neuere Zeit nur wenig hinzuzufügen.

Wenngleich Graf Botho zu Stolberg zur lutherischen Kirche nicht förmlich übertrat, so hieß er doch die Fortschritte gut, welche die Reformation schon früh in seinen Landen machte. Schon 1524 fand der als Anhänger der Reformation aus Halberstadt vertriebene Bürgermeister Schreiber in Wernigerode Schutz und Zuflucht, und schon im folgenden Jahre finden wir hier den früheren Stiftsherrn zu St. Sylvester Heinrich Weddigen als ersten evangelischen Pfarrer. 1529 nahm Wernigerode (wie Stolberg und Regenstein) die aus Halberstadt vertriebenen Lutherischen auf. Zehn Jahre später wurde die nun völlig durchgeführte Reformation dadurch öffentlich anerkannt, daß (mit dem Jahre 1539) die Feier des Festes der 10000 Ritter und, wie sich daraus schließen läßt, die der übrigen katholischen Feste aufhörte.

Im dreißigjährigen Kriege litt Wernigerode besonders schwer in jenen Jahren, in denen die Siege der kaiserlichen Kriegsvölker die Gegenreformation der Stifter Ilsenburg und Drübeck und damit die Durchführung des Restitutionsedikts ermöglichten. Wenn nun auch schon durch die ersten Siege Gustav Adolfs die Sachlage sich änderte, so daß Graf Heinrich Ernst bereits am 11. November 1631 durch ein öffentliches Patent vom Kloster Ilsenburg wieder Besitz ergriff, so wurde doch Wernigerode von dem kaiserlich besetzten Wolfenbüttel aus noch fortwährend gebrandschatzt und geplagt und die Einwohnerschaft beunruhigt; noch am 30. März 1632 gingen Klagebriefe aus Wernigerode und Ilsenburg ein.

Die Erschöpfung der Bevölkerung stieg von Jahr zu Jahr. Ihren Höhepunkt erreichte sie wohl, als — abgesehen von den sich mehrenden Straßenräubern und Freibeutern — einzelne feste Punkte wie Halberstadt, Osterwiek und Hornburg den Kaiserlichen, andere wie Mansfeld, Querfurt u. s. w. den Schweden zum Anhalt dienten, und so die Harzvorlande von beiden Parteien abwechselnd gebrandschatzt wurden. Im April 1643 forderte Oberst Heister, der kaiserliche Kommandant von Halberstadt, von den Wernigerödern nicht weniger als 4000 Pallisaden, jede eine Elle dick, 23 Fuß hoch, eine Forderung, die Graf von Tettenbach am 20. Mai auf 500 Stück ermäßigte. Wegen der drückenden Kriegssteuern zogen viele Bürger in die Vorstädte. Die Soldaten schnitten das Sommergetreide für die Pferde ab. Und eine einheimische Quelle bemerkt zu jenem Jahre: „Auch da ging in Wernigerode alles bunt durcheinander; die Kirchen standen, wie fast den ganzen Krieg hindurch, offen, die Bürger retirierten sich in das Holz, andere auf die Türme." Nachdem am 13. Juli Halberstadt, am 6. August Schladen und am 26. August Osterwiek von den Schweden erobert war, ließen diese die Vorlande des Harzes ihre Gewalt in erhöhtem Maße fühlen." Zu Wernigerode wandten sich nach einander Magistrat und Herrschaft mit Bitten um Schutz an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg; aber da dieser sich selbst nach Küstrin hatte zurückziehen müssen, so waren vorläufig nur Fürschriften und Vorstellungen bei den schwedischen Oberbefehlshabern, aber keine unmittelbare Hilfe zu erlangen. Durch allerlei Aufmerksamkeiten gegen den Oberbefehlshaber, die Sendung von Wildbret und Leckerbissen für seinen Hofhalt suchten einzelne Städte und Gemeinden die unerschwinglichen Kriegsauflagen herabzumindern. So sandte am 22. September 1643 die Stadt Wernigerode der Frau Generalin

Königsmark, welche kränklich und nach einem Trunk Goslarisch Bier lüstern war, ein halbes Faß davon." (Dr. Jacobs.)

An den Nachwehen jenes verheerenden Krieges lag Wernigerode noch mehrere Menschenalter hindurch schwer darnieder. Noch im Jahre 1681 klagt Graf Ernst in Briefen an die Herzöge von Braunschweig und von Celle, daß die Unterthanen seiner „armen Grafschaft durch die so schweren Kriegs-Pressuren und andere Landstrafen so gar heruntergekommen" seien, daß er ihnen nach Kräften zu einem Stückchen Brot und ihrer Nahrung zu verhelfen suche. Dazu kamen „die schwer zu erschwingenden Reichs- und Kriegslasten" (Schreiben des Grafen an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm vom 6. Oktober 1682), welche der gemeinschaftliche Krieg Brandenburgs und des Reiches gegen Frankreich der Grafschaft auferlegte, und die schwere Schädigung des Handels und Verkehrs, welche die Pestgefahr in den Jahren 1680—83 im Gefolge hatte. Als die furchtbare Seuche in Halberstadt wütete und bis in das nahe gelegene Benzingerode vordrang, sah sich der Graf, der seine Familie nach Schwarza schickte, selbst aber bis zum Erlöschen der Pest in seinen bedrohten Harzlanden blieb, genötigt, die sächsischen, anhaltischen, thüringischen und mansfeldschen Lande zu „bannen" und zur Verstärkung der Grenzsperre eine halbe Kompagnie brandenburgscher Miliz aufzunehmen. Starke Bürgerwachen mußten Tag und Nacht die Grenzwachen besetzt halten und alles der Ansteckung Verdächtige anhalten. Auch die Silstedter, die Benzingerode gegenüber einen schweren Posten hatten, mußten von den Bürgern mit Nachtwachen und Brennholz für die Wachtfeuer unterstützt werden. Da die Grafschaft im Verdachte der Ansteckung stand, so versperrten ihr die Regierungen von Hildesheim, Hannover und Celle allen Handel und Wandel. Nur Braunschweig und Goslar gestatteten noch die Einfuhr von Wernigeroder Branntewein und Tuch. Bis auf die über den Altfelder Krug nach Neustadt-Harzburg führende Straße waren alle Wege verhauen und „vergraben". Durch die Nachsicht des Kommandanten von Peine blieb nur noch der östliche Teil des Hildesheimschen den Wernigeroder Produkten mit einigen Belästigungen offen. Die Seuche erlosch in den Nachbarlanden erst im Jahre 1683, und nun atmete Stadt und Land wieder freier.

Am 30. Juni 1751 wurde Wernigerode durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, der auch die ansehnliche romanische Kirche zu St. Marien (Unser Lieben Frauen) zum Opfer fiel.

Im Jahre 1795 schreibt Gilbert: „Die Hauptnahrung der Stadt kommt aus den wichtigen Branntweinbrennereien, die einen starken Absatz nach Bremen haben, aus dem ansehnlichen Kornhandel nach dem Gebirge (jährlich kommen wenigstens 6000 Kornfuhren vom flachen Lande nach Wernigerode), aus der Brauerei, der Viehzucht und dem sehr beträchtlichen Mühlenwesen; auch soll es hier einige Tuch- und Wollenzeugmanufakturen geben. Zu Wernigerode gehören außer der Papiermühle 21 am Zillicherbache und an der Holzemme gelegene Mahl-, Öl-, Walk-, Loh-, Schleif- und Sägemühlen, und bloß die Holzemme setzt auf ihrem Laufe durch Hasserode und die Grafschaft Wernigerode 29 Mühlenwerke (darunter 1 Blaufarben-, 5 Papier- und 2 Sägemühlen, 1 Kupferhammer u. s. w.), überhaupt aber gegen 62 Werke mit mehr als 180 Wasserrädern in Umtrieb." Auch Hassel hebt in seinem „Königreich Westfalen" (1807) die „starke Branntweinbrennerei" und den Kornhandel hervor. Gottschalk notiert im Jahre 1817: „Die Hauptnahrung besteht in der Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, im Kornhandel nach dem Gebirge, Holzhandel,

Tuch- und Zeugmachen, von letzterem sind 11 Stühle jetzt im Gange"; und Brederlow im Jahre 1846: „Wegen der Bergkräuter reiche Viehzucht; außerdem Bierbrauerei, Brennerei, Weberei, Tabak, Zichorienbau, Kornhandel, Holzfuhren, Kohlenbrennen, Hütten- und Bergbau, Bau- und Brennholzhandel, Bretter, Leder, Papier, wollene Zeuge, Öl und Ölkuchen, — kurz viel Verkehr und großer Fleiß." In neuerer Zeit steht die Brennerei nicht mehr wie früher im Vordergrunde. Besondere Hervorhebung verdienen jetzt namentlich neben dem Holzhandel und einem Dampfsägewerk die Holzstoff-, Zichorien- und Chokoladefabrikation, sowie die Lüdersche Kunstgußfabrik.

Die Einwohnerzahl der Stadt betrug im Jahre 1682 3550, im Jahre 1813 (ohne Schloß) 4036, im Jahre 1885 9110 Seelen, die von Nöschenrode im Jahre 1725 553, mit der Schloßgemeinde im Jahre 1808 = 1026 und im Jahre 1813 = 1094, ohne dieselbe im Jahre 1885 1864 Seelen. Das im Jahre 1767 neugegründete Hasserode-Friedrichsthal (anfänglich nicht zur Grafschaft gehörend) war 1801 bereits auf 839, zwölf Jahre später auf 928 Seelen angewachsen und zählte 1885 2545. Wernigerode hat mit seinen Vororten, die mit der Stadt bereits zusammengewachsen sind und städtisches Wesen haben, also 13,832 Einwohner gegen 5570 im Jahre 1796 und 6085 im Jahre 1813. Die Seelenzahl hat sich in 89 Jahren demnach mehr als $2^1/_3$ mal vervielfältigt. —

Infolge der erwähnten und anderer Feuersbrünste hat Wernigerode an mittelalterlichen Bauwerken außer dem Rathause kaum etwas Nennenswertes aufzuweisen. Wir haben in demselben ein in den Jahren 1494—98 von Thomas Hilleborch unter Benutzung des alten gräflichen Spielhauses geschaffenes „stilgerechtes Meisterwerk" vor uns, dessen Charakter die bessernde Hand der neuesten Zeit nicht verwischt hat. „Maßwerk und Figuren sind zwar keine idealen Kunstschöpfungen, aber alle geschickt und stilvoll gearbeitet. Neben weltlichen Figuren und Witz und Komik bis zum Übermut in allerlei Fratzen treffen wir an diesem weltlichen Gebäude den heil. Georg, Sylvester, St. Christoph und andere kirchlich-geistliche Figuren im friedlichen Vereine an." (Jacobs). Über der Thür hat der Baumeister den humoristischen Denkspruch angebracht: „Einer acht's, der andere verlacht's, der dritte betracht's; was machts?" Einige alte Figuren und in Maßwerk ausgeführte Balkenköpfe haben sich am benachbarten „Gothischen Hause" erhalten. Von den übrigen Bürgerhäusern sind die ältesten — mit fächerförmigen, ausgeschnitzten Füllungen — aus der ersten Hälfte bezw. der Mitte des 16. Jahrhunderts (1541 Marktstraße 679), das interessantere von Gadenstedtsche von 1582. Das Gerlitzsche und ein anderes Haus mit Holzbildern, beide in der Neustadt, gehören erst dem 17. Jahrhundert an.

In der bereits erwähnten Stiftskirche St. Sylvestri, welche sowohl im Hauptbau wie in der Magdalenenkapelle gegenwärtig nur gerade Chorabschlüsse, ohne Absiden oder zugerundete oder eckige Ausbauten hat, befinden sich die Grabstätten des alten wernigerodeschen Grafenhauses. Außer den Leichensteinen derselben sind ein hölzerner Crucifixus aus dem 14. Jahrhundert, ein alter Christuskopf, namentlich aber eine gestickte, bunte Altardecke, wohl aus dem 14. Jahrhundert, welche eine herrschaftliche Jagd — Hirsche, Rehe, Hasen, Sauen, auch ein Einhorn, einen die Laute schlagenden Hund, Jäger, welche in Büffelhörner stoßen — äußerst lebendig darstellt, ein der spätromanischen oder Übergangsperiode angehörender großer Schrank aus Eichenholz, dessen Ornamente und Rosetten alle aus dem Fünfpaß gebildet sind, sowie eine schön verzierte hölzerne Lade mit ungewölbtem Deckel sehenswert. — Die nach

dem Brande von 1751 „mit großem christlichen Liebeseifer, aber ohne alles Kunstverständnis“ neu erbaute Liebfrauenkirche enthält einen schönen Christus am Kreuze von Bernhard Rohde. Die Nikolaikirche, welche 1848 den Altlutheranern eingeräumt war, mußte, durch einen Sturm beschädigt, 1873 abgebrochen werden. Ihre Kanzel, Gestühle und Emporen befinden sich in dem 1873 eingeweihten Kirchlein der Altlutheraner Breslauer Synode. Die Johanniskirche in der Neustadt, deren Turm den spätromanischen Charakter des 13. Jahrhunderts hat, enthält beachtenswerte Glasmalereien. Die Theobaldikapelle in Nöschenrode ist vom letzten Grafen von Wernigerode wahrscheinlich mit Beziehung auf seinen 1386 hingerichteten Bruder Dietrich gestiftet. Die St. Georgs-Kapelle vor der Stadt, zuerst 1347 erwähnt und vor zwei Jahrzehnten restauriert, hat ein geschichtliches Altarbild und drei merkwürdige Teppiche aufzuweisen.

Die „engen, winkligen, nach dem Fahrwege zu abhängig gepflasterten Straßen, deren ungeflasterte Mitte kleine unreine, übelriechende Bäche voll loser Steine und zugleich die nicht gefahrlose Fahrstraße“ bildeten*) (Spieker nennt die Straßen eng und schmutzig und das Pflaster abscheulich), sind längst verschwunden, und mit den neuen breiten, wohlgepflegten Straßen wetteifern die schönen Promenaden. Die niedrigen Häuschen sind durch ansehnliche und schmucke Neubauten ersetzt, und Wernigerode gehört jetzt entschieden zu den schönsten unserer Harzstädte. Die herrliche Lage der „Stadt vor dem Brocken“, das verhältnismäßig milde Klima ziehen im Sommer zahlreiche Fremde, Gesunde und Rekonvalescenten, hieher.

Von den Neubauten verdienen besonders das von Frühling und Bösser im gotischen Stile erbaute gräfliche Gymnasium und das Spital der Erwähnung. Von den beiden schönen Kriegerdenkmalen steht das den 1866 Gefallenen aus kolossalen Granitblöcken errichtete beim Lustgarten, das den Siegern von 1870/71 gewidmete aus Sandstein in der Stadt.

27. Elbingerode.

Im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts, als der Slave Cruko grausam gegen die Christen in Holstein wütete, verließen mehr als 600 transalbingische Familien ihre verwüstete Heimat, überschritten den Fluß und suchten sich neue Wohnsitze. Nach langer Wanderung „kamen sie in die Harzberge und blieben hier, sie, ihre Söhne und ihre Enkel, bis auf den heutigen Tag“. So erzählt Helmold († um 1170) in seiner Chronik der Slaven. Wohl war die Hochebene am linken Ufer der oberen Bode, wo sie eine neue Heimat fanden, rauh und wild, aber stolz, freie Männer geblieben zu sein, schwangen sie unter dem Schutze der nahen Königsburg Bodfeld fleißig die Axt im dichten Urwalde, und bald umgab eine weite Lichtung ihr Alvelingerode (Albelingerode, Elvelingerode). Und reichten auch die dadurch gewonnenen steinigen Gefilde an Fruchtbarkeit längst nicht an die aufgegebenen fetten Marschen heran, so erschlossen ihnen die Berge doch bald ihren Reichtum an Eisenstein und anderem Erz und wurden ihnen damit zu einer nachhaltigen gesegneten Erwerbsquelle.

(Auch das Dorf Erdfeld (Artfeld, artbares Feld), welches im kalten Thale am Goldborn, östlich von Elbingerode lag, wird von den Albingern gegründet sein. Im Jahre 1343 bestand es noch, 1483 war es schon seit längerer Zeit wüst, doch stand die Kirche noch 1526, denn damals nahmen die Regensteiner die Glocken aus dem Turme.)

*) Gilbert S. 709.

Im ersten Jahrhundert seines Bestehens und auch später noch wurde Elbingerode als ein Zubehör von Bodfeld angesehen, und da dieses mit Wald und Jagd vom Kaiser Heinrich II. dem Stifte Gandersheim im Jahre 1008 tauschweise übereignet war, so war dieses auch in rechtmäßigem Besitze der in diesem Walde entstandenen neuen Ortschaften. Als ihm Papst Innocenz III. 1206 seine Besitzungen bestätigt, nennt er unter diesen auch „Alvelicherot mit Kirchen, Münze und allem Zubehör." (Aluelincherot cum ecclesiis — in Elbingerode, Bodfeld und Erdfeld? — et moneta et omnibus pertinentiis.) Daß der damals gewiß noch ziemlich unbedeutende Ort eine Münze besaß, erscheint weniger auffällig, wenn man vergleichsweise berücksichtigt, daß auch Gittelde im Jahre 975 und Hagenrode im Jahre 993 (s. S. 47 und 51) als Münzstätten bezeugt sind. Es ist diese Nachricht zugleich ein Beweis für das hohe Alter des Bergbaues in der Elbingeroder Gegend, namentlich des beim „Silberkolk" umgegangenen.

Mit verschiedenen Gütern in und bei Elbingerode belehnte das Stift die Grafen von Blankenburg, und zwar hatten diese solche Lehnstücke nach dem Blankenburger Saalbuche schon im Jahre 1258 inne. Nachrichten aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts nennen einige derselben: Zwischen 1303 und 1314 überließ Graf Heinrich dem Bischof von Halberstadt das Gut, welches Hennecke von Bodfeld von ihm zu Afterlehen gehabt hatte, und die Hütte zum Silberkolke („vnde schulle eme disse beyde vorsproken gut halden, we vnde vse eruen, also lange want he de lenwere erkriege"); ferner überließ er dem Bischof Albrecht den Königshof im Bodethale, Graf Heinrich der Jüngere belieh Ludolf von Bodfeld mit der Ramse (s. S. 58) und einem Felde zu Bodfeld, woran Bertold ein Vierteil besaß, den Drosten Lippold mit einem Anteil („en Del") zu Elvelingerode, einer Mühle, 8 Hufen mit Wiesen und dem halben Lüdershof (s. S. 58), mit dem halben Felde zu Bodfeld, wie solches Beverd von Elbingerode und allen Hölzern, welche Ludwig von Elbingerode inne hatte. Auch den Wurmberg, sowie die Kirche zu Erdfeld trugen die Grafen von Gandersheim zu Lehen. Als bischöflich halberstädtisches Lehn besaßen sie den Kornzehnten von Elbingerode und Erdfeld.

Die niederadlige Familie „von Elbingerode", welche hiernach gandersheimsche Lehen der Grafen von Blankenburg zu Afterlehen trug, führte ihren Namen offenbar von der jetzigen Stadt Elbingerode. Ihr Lehnsbesitz kann hier indes nicht bedeutend gewesen sein, und bald verschwindet sie, doch unter Beibehaltung ihres Namens, ganz aus Elbingerode. In den Urkunden, welche Glieder derselben von 1222 bis 1367, vielleicht auch später noch, nennen, erscheinen sie meistens als blankenburgsche und wernigerodesche Lehnsmannen*); begütert waren sie u. a. in Silstedt, Benzingerode und Heimburg (1295 Lippold von Heymborch qui et dicitur de Elvelingerode). — Im Jahre 1227 heißt Konrad von Elvelingerode ein Bruder Konrads vom Dyke (de Piscina). Doch waren sie wahrscheinlich, da die „vom Teiche" (bei Goslar) ein schräg gestelltes Schwert, die von Elvelingerode dagegen, wie die von Campe, von Blankenburg u. a. einen Zickzackbalken im Schild führten, nur Stiefbrüder. Übrigens besaßen auch die vom Dyke sieben Hufen Landes in und vor Elbingerode**), welche früher Ludolf von Haverlah inne gehabt hatte; sie

*) Delius zählt in seinen „Bruchstücken aus der Geschichte des Amts Elbingerode" S. 65 zahlreiche Glieder des Geschlechts auf.

**) Oder im Dorfe Elbingerode bei Herzberg, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft — Dorste, Ricmannshausen, Bonhusen, Badenhausen — sie begütert waren?

verkauften diesen Besitz („Allode, Lehen und Afterlehen") nach Urkunden aus den Jahren 1263—1316 an das Kloster Walkenried.

Der Wald, welcher dem Stifte Gandersheim 1008 als ein Zubehör von Bodfeld vom Reiche verliehen war, erstreckte sich im Süden weit über die Grenze des späteren Amtes Elbingerode hinaus. Im Jahre 1319 trug Graf Heinrich von Blankenburg der Äbtissin Sophie alle Güter, welche er von ihr im (Harz-) „Walde" zu Lehen trug, zu Gunsten seines Vetters, des Grafen Ulrich von Regenstein, der sie ihm abgekauft hatte, wieder auf. Nach dem von der Äbtissin für diesen ausgestatteten Lehnsbriefe lagen die Lehengüter „up deme Walde binnen disseme creyße: van der honstrate (siehe Seite 137) boven deme Guntersberche wint (bis) an de Bera (das Flüßchen Behre), van der Bera wint to deme Benkenstene (Benneckenstein), van den Benkenstene wint to deme Heydenschen stighe (siehe S. 128 ff.), van deme Heydenschen stighe winte to Elvelingherode, van Elvelingherode wint to deme Berichvelde (bei Rübeland), van deme Berichfelde went up dat velt to Haslevelde, dat velt al umme wint to dem Berenbeke." Dieser Kreis, der die Grenze nur in großen Zügen angiebt, schließt Elbingerode nicht ein, und reicht auch nicht einmal unmittelbar an dasselbe heran. Die Grafen von Blankenburg besaßen wohl, bis sie dieselben an Halberstadt verkauften, verschiedene Lehengüter in und bei Elbingerode, auch die Dorfstätte Bodfeld, aber die Ortschaften Elbingerode und Erdfeld, der geschlossene Bezirk des späteren Amtes, waren ihnen nicht zu Lehen gegeben.

Elbingerode liegt im alten Harzgau, in welchem den Grafen von Regenstein das Grafenamt als halberstädtisches Lehen zustand. Sie waren indes nicht Landesherren dieses Bezirks, sondern hatten nur unter Königsbann über Hals und Hand und über die Freiengüter zu richten. Um den Grafen Heinrich aus der Gefangenschaft des Grafen Konrad von Wernigerode zu lösen, mußten sie diesem die Grafenrechte über 26 Dörfer und Wüstungen (am 26. Juni 1343) abtreten. Siehe S. 677. Unter diesen nennen sie auch Elbingerode und Erdfeld. Dagegen fehlen beide Ortschaften unter denjenigen, in welchen der Bischof auf Grund jenes Abkommens den Grafen das damals in der Zeit der Ausbildung der Territorialhoheit schon ziemlich bedeutungslose Grafenamt als Lehnsherr wirklich überträgt.

Den Grafen von Blankenburg-Regenstein gehörte, wie wir sahen, die Ortschaft Elbingerode mit ihrer Umgebung nicht, und es ist deshalb die Frage zu beantworten, wem das Stift Gandersheim dieselbe übertragen hat. Nach einem alten gandersheimschen Lehnsregister, das Harenberg in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts setzt, trug der Graf von Honstein Bodfeld mit Forst und Jagd zu Lehen (Comes de Hoënsten tenet Bodveldun cum foresti venatione). Wenn die Nachricht richtig ist — man versuchte früher auch den Namen Elbingerode von dem Grafen Eiliger oder Elger von Honstein abzuleiten — so muß jenes Lehnsverhältnis bald wieder gelöst sein. Denn wie der größere südliche Teil der Bodfelder Reichsforst, der doch von jenem Ausdrucke mit umfaßt wird, sich in den Händen der Grafen von Blankenburg-Regenstein findet, so verfügt auch schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts das Stift anderweit über Elbingerode, den nördlichen Teil des Bodfelder Gebietes. Vielleicht haben nur die älteren Grafen von Honstein, nicht aber die Ilfelder (siehe S. 310 ff.) Bodfeld mit Zubehör besessen.

Im Jahre 1247 gab Herzog Otto das Kind von Braunschweig dem Stift Gandersheim die Villa Boselshusen (Beulshausen) an der Leine zurück

und erhielt dafür von der Äbtissin Bertha das erledigte Dorf und Gut Elveligrot mit allen Hörigen und allem Besitz, ausgenommen die Kirche mit ihrem Zubehör, zu Lehn. Daß hierunter unser Elbingerode, und nicht etwa Ellierode bei Gandersheim, das früher Ellingerode hieß und mit dem alten Helikenroth identisch sein wird, verstanden werden muß, kann nicht bezweifelt werden. Herzog Otto oder einer seiner nächsten Nachfolger muß dann die Grafen von Wernigerode mit Elbingerode belehnt haben. Daß diese schon vor dem Jahre 1343, in welchem die Regensteiner ihre Grafenrechte über Elbingerode und Erdfeld aufgaben, im Besitze dieses Gebietes waren, wird schon dadurch ausreichend erwiesen, daß Graf Konrad in einer Urkunde vom 21. Juni 1341*) den Knappen Williko von Jerxheim seinen Vogt (pro nunc noster advocatus) in Elbingerode nennt. Sudendorfs Urkundenbücher bringen aus den Lehnbüchern der Herzöge von Braunschweig verschiedene Auszüge, welche jeden Zweifel daran, daß Elbingerode ein den Wernigerödern von den welfischen Herzögen gegebenes Afterlehn war, abweisen müssen: 1344 empfing der Edelherr Konrad von Wernigerode das Schloß Elbingerode (castrum Elvelingerode) von den Brüdern Magnus und Ernst zu Lehn; 1356 verlieh Herzog Wilhelm von Lüneburg „der Graffschaft ein Teil von Wernigerode"; 1360 erhielt Herzog Wilhelm von der Äbtissin zu Gandersheim „de guter de de verlediget worden, van der herschop von Wernigerode benamet Elvelingerode"**), zu Lehn.

Kurz vor ihrem Aussterben verpfändeten die Grafen von Wernigerode die Burg Elbingerode. In einem die wernigerodisch-blankenburgsche Grenze betreffenden Zeugenverhör im Jahre 1483 sagte der 78jährige Pförtner der Burg zu Wernigerode aus, „zu der Zeit, als die Grafen Heinrich von Wernigerode und Bernhard von Reinstein ihre Grenze bezogen, habe ein Junker, nämlich der letzte von Heldrungen, in der Burg zu Elbingerode gehauset; das sei in seinem 12. Jahre geschehen", mithin 1417.***) Die Edelherren von Heldrungen waren mit den Grafen von Wernigerode verwandt und befreundet: Hermann (1221—1231 erwähnt) hatte eine Gräfin von Wernigerode zur Gemahlin; sein Sohn Friedrich II. nannte sich Herr zu Heldrungen „dictus de Wernigerode" und führte neben dem Löwen die Wernigeroder Forelle im Wappen; Heinrich von Heldrungen bezeugt die Urkunde der Grafen vom 24. November 1381, in welchem sie sich mit dem Erzbischof von Magdeburg aussöhnen und ihm Wernigerode zu Lehen auftragen†); Friedrich von Heldrungen, „Herr zu Honstein" (siehe S. 317 f.) nennt 1413 den Grafen von Wernigerode seinen Oheim. Im Jahre 1417 erwarben nun Friedrichs Witwe Agnes und seine beiden Söhne Heinrich und N. von ihren Wernigeroder Verwandten das Schloß Elbingerode als Pfand und wohnten daselbst bis zum Jahre 1426.††)

Die Einlösung überließ Graf Heinrich von Wernigerode seinem Erben, dem Grafen Botho zu Stolberg und dem mit diesem erbverbrüderten Grafen Heinrich zu Schwarzburg. Am Sonntag nach dem Neujahrstage

---

*) G. Bode in der Z. des H.-V., 1871, 384.

**) Die Dunkelheit dieser letzten, von Max (I, 153) einer Lehnsakte des k. Staatsarchivs entnommenen Stelle thut ihrer Beweiskraft für den in Frage stehenden Punkt keinen Abbruch.

***) Delius, Bruchstücke 26.

†) Hercynisches Archiv 463.

††) Karl Meyer in „Aus der Heimat" 1887 Nr. 1. Nach Hoche's Gesch. d. Gr. Hohnstein (Halle 1790) S. 134 erhielt schon Friedrich von Heldrungen Elbingerode.

zahlten diese in seiner Gegenwart dem letzten Herrn von Heldrungen, Heinrich, und dessen Mutter 1000 rheinische Gulden Hauptgeld oder 500 Mark Erfurtisch auf Abschlag von 700 Mark Schuld, und 100 Gulden, welche von den jährlich zu zahlenden 300 Gulden abgehen sollten. Wenn auch in der Quittung Elbingerode nicht genannt ist, so ergiebt doch der ganze Zusammenhang, daß die Pfandschaft durch Zahlung der Summe von 700 Gulden und einer Rente von 300 Gulden eingelöst war.

Jedenfalls auf Ansuchen des Grafen Heinrich von Wernigerode wurde schon damals für die erbverbrüderten Grafen von Stolberg und Schwarzburg ein Lehnbrief ausgefertigt. Herzog Erich von Braunschweig, der durch den 1421 erfolgten Tod seines Oheims Friedrich Geschlechtsältester geworden und als solcher am 30. November 1422 von der Äbtissin Agnes von Gandersheim (seiner Tochter) mit Hand und Munde zu rechtem Erbmannlehen mit dem Schlosse Elvirode (und dem Dorfe zu Hachem*) mit aller seiner Zubehörung, mit dem Kirchlehen und mit allem Recht, alse dat van uns unde unsen sticht to leyne geyt, beliehen war, übertrug am 18. März 1427 mit wohlbedachtem Mut und auch mit Rat seiner ehrbaren Mannschaft williglich dem Grafen Botho zu Stolberg und Heinrich Grafen zu Schwarzburg und ihren Leibeslehnserben zu rechtem Mannlehen das Schloß und (den) Flecken zu Elbingerode mit Hütten, Wäldern, Feldern, Zinsen, Renten und allen ihren Zubehörungen. Nach Erichs Tode, gleichfalls noch bei Lebzeiten des letzten Grafen von Wernigerode, am 20. Januar 1429, belehnte Herzog Otto der Jüngere dieselben beiden Grafen, seine Schwäger, wie Recht und Gewohnheit ist, mit dem Schlosse Elbenyngerode und mit allen und jeglichen seinen Zubehörungen, Gerichten, Rechten und Herrlichkeiten, mit Hütten, Bergwerken, Lehnschaften, geistlichen und weltlichen. Ähnlich lauten die späteren Lehnbriefe, von denen das gräfliche Archiv die von den Herzögen von Grubenhagen ausgestellten aus den Jahren 1520, 1532, 1539, 1556, 1568 und 1590 besitzt, nur wird in ihnen seit 1532 neben den Grafen von Schwarzburg auch das der Erbverbrüderung beigetretene Grafenhaus Honstein mitbelehnt.

Wenn Delius aus jenem Zeugenverhör von 1481, in welchem die Ost- und Südgrenze des späteren „Amts“ Elbingerode als wernigerodesche Grenze bezeichnet wird, und aus einem die Grenze ꝛc. der Herrschaften Wernigerode und Blankenburg betreffenden Vertrage von 1531 beweisen will, daß Elbingerode, obgleich es einen besondern Bezirk bildete, doch als ein Teil und Zubehör der Grafschaft Wernigerode angesehen wurde, so stehen dieser Auffassung sämtliche von ihm mitgeteilte gräfliche Urkunden entgegen. Ehe die Benennung „Amt Elbingerode“ aufkommt, welche anscheinend zuerst 1536 auftritt, wird der Bezirk stets (in dem Lehnbriefe des Grafen Botho über die Hütte Lüdershof 1515, über die Neuehütte 1525, über die Hütte Muxhol (s. S. 58) 1525, in einem Vergleiche desselben mit dem Besitzer von Lüdershof 1536) die „Herrschaft Elbingerode“ genannt; und am 22. Dezember 1525 belehnt

*) Hachem steht in keiner Beziehung zu Elbingerode und fehlt deshalb in den für die Grafen ausgestellten Lehnbriefen. Es ist damit nicht, wie Delius annimmt, eine Wüstung zwischen Hasselfelde und Trautenstein, sondern das ehemalige Dorf Hachum bei Bockenem gemeint, das durch schiedsrichterlichen Spruch (Obmann Hans von Kyssenbrügge, Bürgermeister von Goslar) im J. 1391 der genannten Stadt zuerkannt war. Die Äbtissinnen hielten ihre Ansprüche dadurch aufrecht, daß sie Jahrhunderte hindurch, doch erfolglos, damit die Herzöge von Braunschweig belehnten. — (Der Zusatz „mit dem Kirchlehen“ bezieht sich, wie ich glaube, auf Hachum, nicht auf Elbingerode). Vergl. meinen „Ambergau“ S. 474.

Graf Botho Henning vom Damm und dessen Mitgewerke mit dem Bergbau auf Silber, Blei, Kupfer, Schiefer, Fluß(-spat), und Kies in seiner „Herrschaft Wernigerode und Elbingerode". Und wenn auch die Binnengrenze zwischen diesen beiden Herrschaften vielleicht nicht mit Steinen bezeichnet war, so war sie doch genau bekannt, denn als 1590 das Röverhäu und ein zweiter Häu einem Elbingeroder Unterthan überlassen wurden, ward ausdrücklich gesagt, daß sie aber in Wernigeroder Hoheit lägen. Auch in einer Eheberedung von 1444 wird Elbingerode als ein mit der eigentlichen Grafschaft Wernigerode nicht in gleichem Lehnsverbande stehendes Gebiet von dieser unterschieden.

Im genannten Jahre wurde nämlich der damals noch im Kindesalter stehenden Gräfin Elisabeth, der Verlobten des Herzogs Wilhelm des Jüngeren von Braunschweig, die Hälfte der Grafschaft Wernigerode an Schloß und Stadt Wernigerode, an Elvelingerode, an Veckenstedt, an Stapelnburg, wie dieses an den Grafen Botho zu Stolberg vom Grafen Heinrich zu Wernigerode sel. gekommen, zum Heiratsgut verschrieben und dabei vereinbart, „dat vorgenante Schlot Elvelingerode, Bleck und Tobehorunge, dat de genante Grave Bode von Stalberge von den hochgebornen Hertogen Erike zeliger und Hertoge Otten ... to Lene entfangen hefft, dat schullen we semtliken (der Graf und der Herzog Wilhelm gemeinsam) inne hebben und besitten, und de genante von Staleberge und ore Erven mogen de Lene entfangen ... uns beiden Partien to guden". Da aber mutmaßlich die beiden Lehnsherren und die erbverbrüderten Grafen diesen Bestimmungen widersprachen, so wurde der Vertrag am 10. Dezember 1452 wieder aufgehoben und die Mitgift auf 10000 Gulden festgesetzt.

Aus dieser Eheberedung geht zugleich hervor, daß Elbingerode bereits im Jahre 1444 mit Schulden belastet war; vielleicht befand es sich, als Graf Botho die ganze Wernigeroder Erbschaft gegen eine Jahresrente von 80 Mark dem Grafen von Honstein im Jahre 1451 zur Verwaltung überließ, schon in den Händen eines Pfandgläubigers. Von 1453 bis 1468 hatten es die Brüder Heinrich und Friedrich von Bila, von 1468 bis 1482 ihr Bruder Herdan in pfandschaftlicher Nutzung. Wahrscheinlich war Hans Krebs (Krebeth), der Elbingerode am 24. Juni 1490 inne hatte, dessen unmittelbarer Nachfolger. Zu Ende des Jahres 1497 wurde die Einlösung dadurch beschafft, daß die Stadt Heringen und das Amt Wernigerode mit dem Flecken Ilsenburg unter Bürgschaft der Altstadt Wernigerode die Verzinsung des 2200 Goldgulden betragenden Pfandschillings (mit 80 bezw. 52 Gulden) übernahmen.

In den folgenden 60 Jahren, in denen Elbingerode von gräflichen Beamten verwaltet wurde, erbaute Botho der Glückselige, mit dessen sparsamer Regierung eine bessere Zeit für die stolbergschen Lande kam, ein neues Schloß im Flecken. Wer die erste Burg, welche daneben stehen blieb und noch in den Inventarien des 16. Jahrhunderts ausdrücklich mit aufgeführt ist, daselbst erbaute, ist nicht bekannt. Bei dem Lehnstausche von 1247 war sie noch nicht vorhanden, erwähnt wird sie (als castrum) zum ersten Male in der Lehnsnotiz vom Jahre 1344. Vielleicht ist sie von den Herzögen vor Vergebung der kleinen Herrschaft an die Grafen von Wernigerode aufgeführt. Nach Merian, der in seiner Topographie eine Ansicht des neuen Schlosses bringt, bestand dieses aus einem massiven Unter- und einem vorgekragten Fachwerkaufbau mit zahlreichen Giebeln, umschloß („das Hauß ist in eine runde gebaut") einen innern Hofraum und wurde von einem runden Turme überragt. Der südliche Teil, das s. g. Grafenhaus, fand er nach „altformischer Art gebawt",

die Ostseite dagegen war 1577 von Asche von Holla „mit newen Gebäuden verbessert“. Im Brande von 1753 beschädigt, wurde das Schloß abgebrochen. Auf einer felsigen Höhe im Garten des Amthauses finden sich von ihm noch einige Mauerreste über der Erde und zwei mit je einem Tonnengewölbe überspannte Keller, deren Fußboden zum Teil aus dem natürlichen Felsen besteht.*)

Graf Botho und nach ihm sein Sohn Wolfgang suchten alle Erwerbsquellen der Herrschaft nutzbar zu machen. 1536 wurde in Gemeinschaft mit Regenstein eine Holzflößerei auf der Bode mit einer Niederlage und Verkaufsstelle in Thale eingerichtet. Um den „eisernen Boden“ auszunutzen, wurden unter der Susenburg ein Blechhammer (1538) und Eisenhammer (1540) angelegt, die Hütten zur Trogfurt (1549) und zu Königshof (1551) aufgeführt und die Hütte Lüdershof (1541) durch Kauf erworben; auch 1541 die Baumsmühle vor Elbingerode eingetauscht und 1558 die regensteinschen Kornzehnten (als Ersatz für rückständige Zinsen) in Besitz genommen.

Aber jene Anlagen und die Bergbauversuche verschlangen viel Geld, und namentlich nach Wolfgangs Tode (1552) machten Bothos Söhne Anleihen auf Anleihen und verpfändeten nach und nach Einnahmen, Kammergüter und Landschaften.

Schon Wolfgang hatte 1549 von den Brüdern von Halle 9000 Goldgulden angeliehen. Als sein Bruder Heinrich 1555 diese Summe um weitere 1000 Gulden erhöhte, versprachen die Grafen der Familie von Halle für den Fall, daß die Zinsen (6 %!) nicht gezahlt würden, unter Bürgschaft der Grafen von Schwarzburg und von Honstein und der Städte Wernigerode und Stolberg 2c., die Einräumung von Amt, Schloß und Flecken Elbingerode, Holzungen und Hütten und sonstigem Zubehör. Aber die Halle erinnerten und mahnten vergeblich, und als sie nun von den beiden erbverbrüderten Bürgen die Einweisung in das Pfand forderten, und diese zu solchem Zwecke Beamte mit 60 Pferden am 11. Mai 1558 nach Elbingerode sandten, da sperrte der stolbergsche Amtmann das Schloß. Nun griffen die Halle zu dem letzten ihnen in der Verschreibung vom 16. April 1555 eingeräumten Rechte: sie riefen die Bürgen zum Einlager auf. (Die beiden Grafen mußten jeder mit 2 Adligen, 6 reisigen Knechten und 8 Pferden, die Bürgen aus dem Adelsstande mit 2 reisigen Knechten und 3 Pferden, von den Städten mußten je vier Personen, darunter ein Bürgermeister und ein Ratsherr, mit einem Wagen und vier Wagenpferden sich nach der Wahl der von Halle in Hannover, Hildesheim, Braunschweig oder Halberstadt stellen und dort bis zur Zahlung der Zinsen Herberge nehmen.) Aber nicht einer der Bürgen stellte sich ein. Da schritt Levin von Halle zur Gewalt. Am 11. Mai 1559 erschien er in aller Frühe mit seinen Freunden Teuerdank und Eitel Heinrich von Kirchberg (s. S. 385), Christoph von Steinberg, Joachim von der Schulenburg, Moritz Friese, Hans von Westerhagen, einem von Mandelsloh, im ganzen 200 Pferde stark, vor dem Flecken, ließ die noch geschlossenen Thore zerhauen und jagte dem Schlosse zu. Die Bürger, in der Meinung, ein damals berüchtigter Wegelagerer namens Schrader überfalle sie, zogen die Sturmglocke, aber Halles Reisige trieben sie bald aus der Kirche. Als diese nun absaßen und das Schloß von allen Seiten angriffen, und die Zimmerleute, welche Halle mitgebracht hatte, mit Äxten und Beilen das Thor bearbeiteten, rief der spätere Amtmann Ditmar aus dem Fenster, was sie wollten. Das Haus wollen wir

*) Mithoff, Kunstdenkmale II, 54.

haben! antwortete Christoph von Steinberg, worauf der Amtmann durch Ditmar erwidern ließ: Man verschenkt Äpfel und Birnen, aber keine Häuser. Aber an Widerstand war nicht zu denken, die Reisigen nahmen das Schloß ein, bemächtigten sich der Gewehre und Rüstungen, nahmen dem Amtmann und seinen Leuten die Kleider, seiner Tochter den Schmuck. Dann ließ Levin von Halle der auf dem Kichhofe versammelten Bürgerschaft seine Schuldverschreibung durch den Pfarrer Propst vorlesen und forderte sie auf, ihm zu huldigen. Als sie sich des anfangs weigerten, trieb er sie mit Friese auseinander. Auf Zureden des Pfarrers leisteten dann die Bürger den Eid.

Herzog Ernst genehmigte als Lehnsherr nachträglich diese eigenmächtige Besitznahme. Als aber Graf Günther von Schwarzburg dem Levin von Halle die Forderung auf Weihnachten 1560 kündigte, forderte er Halle zur Räumung auf. Dieser weigerte sich indes nicht nur, das Geld von Schwarzburg anzunehmen und diesem das Schloß zu übergeben, sondern rüstete sich auch, als der Herzog die Einräumung auf den 23. April 1561 ansetzte, im Vertrauen auf den Schutz des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig, zur Gegenwehr. Er besetzte das Haus je zur Hälfte mit Landsknechten und mit seinen durch andere wehrhafte Männer verstärkten Dienern und legte sich mit einigen hundert Reitern und Hakenschützen, um zu geeigneter Zeit hervorzubrechen, zu Wernigerode in Hinterhalt. Die Grafen, unwillig über die Einmischung ihres Vetters von Schwarzburg, von dem ein Gerücht meldete, er habe 1000 Landsknechte in Dienst genommen, und über die Entscheidung des Lehnsherrn, standen auf Halles Seite, ließen durch Abgeordnete die durch die Sturmglocke zusammengerufenen Bürger des Fleckens zur Verteidigung desselben auffordern und riefen die erbverbrüderten Grafen von Honstein zur Hilfe auf. Aber Graf Günther zeigte sich als ein rechter Freund, dem es nur darauf ankam, der Verpfändung ein Ende zu machen. Mit seinem Gelde wurden die von Halle am 7. August 1561 abgefunden und Elbingerode wieder an seine Erbherren gewiesen. Jene erhielten 10000 Goldgulden Kapital und die dreijährigen Zinsen mit 1800 Gulden ausgezahlt. Halle erschlich sich auch die zweifelhaften Zinsen (600 Gulden) für das zweite Jahr, welche einstweilen in Quedlinburg hinterlegt waren, und verweigerte Rechnungsablage; die Klagen beim Reichskammergericht zogen sich resultatlos bis 1613 hin.

Graf Günther hatte im ganzen 13111 Thlr. hergeliehen. Dazu wurden noch 3000 Goldgulden, welche Graf Wolfgang 1547 von Lippold von Hanstein, und 1500 Gulden geschlagen, welche er zu derselben Zeit von Reinhard von Eschwin angeliehen hatte, so daß die ganze Schuld mit den angewachsenen Zinsen 26000 Thlr. betrug. Aber auch die Apanage für die Nachkommen des Domdechanten Heinrich (s. S. 684), welche 2000 Gulden oder 1750 Thlr. betrug, war auf Elbingerode angewiesen. Und am 13. Dezember 1561 wurden noch 17000 Thlr., welche Graf Wolfgang vom Herzog Georg von Pommern, der diese Summe seiner Schwester Margarete, der Gemahlin des Herzogs Ernst IV. von Grubenhagen, als Heiratsgut mitgab, angeliehen hatte, als vornehmste Schuld auf Elbingerode eingetragen. „Als nun mehrere andere gräfliche Gläubiger ihre Einsetzung in das Amt Elbingerode vom Kaiser zu erschleichen suchten, und Herzog Ernst für die Schuld, die inzwischen auf ihn übergegangen war, Gefahr fürchtete, ließ er am 8. August 1564 durch seine Räte Jobst von Gladebach, Hans von Berlepsch und den Kanzler Andreas Spiegelberg“, welche Amtleute, Diener und den Magistrat aufforderten, künftig niemandes als des Herzogs Gebot oder Geheiß zu achten, „das Haus und Amt einnehmen, indem er allen

Überschuß den Grafen abzuliefern versprach." (Max.) In der ersten Hitze des Unwillens über diesen raschen Schritt riet der gräfliche Rat Dr. Schüßler seinen Herren, dem Herzoge, dem man sich gewachsen glaubte, das Schloß wieder zu entreißen. „Ich sehe es vor gut an," schrieb er am 15. August, „daß der Amtmann das Haus mit 10 Mann bewachen lasse, und habe ihm jetzt geschrieben, daß er Wächter auf den Turm verordnen soll, die alle Reiter mit einem Horn melden sollen, auf daß man das Thor in Acht habe und nicht überrascht werden könne. Nun sehe ich für gut an, daß man ein zehn wehrhaftiger Hakenschützen von Wernigerode, zehn von Stolberg und zehn von Honstein hinverordne, und hätte jedem des Tags 3 Ggr. geben, wäre die Woche 30 Gulden, ... daß man sehe, man wolte das Haus nit also fahren lassen; wäre besser Ungnade, denn das Haus zu verlieren. ... Wenn auch Leute für das Haus kommen, zu Roß oder zu Fuß, oder auch ehe die in das Fleck kämen, müßte man die Leute zu Elbingerode zusammenfordern, daß sie bei einander wären, und da es die Not erforderte, daß sie von sich schickten gegen Stolberg und Wernigerode, müßte man ihnen zu Hülfe kommen, denn Euer Gnaden seind mit Fußvolk dem Herzog stets genug." Sein Rat wurde indes nicht befolgt.

Als Herzog Ernst 1567 starb, verblieb seiner Witwe die Forderung an Elbingerode und ging später an ihre mit dem Herzog von Holstein verheiratete Tochter über. Indes gab sein Bruder Wolfgang, der die stolbergschen Gläubiger im Februar 1572 nach Osterode zur Besprechung berief, Elbingerode den Grafen in Gemäßheit eines am 19. November 1574 zu Osterode geschlossenen Vergleichs am 23. dess. Mts. wieder zurück. Aber schon im folgenden Jahre (Vertrag vom 3. April 1575) überließen diese das Amt samt allen Einkünften und Zubehörungen, jedoch mit Vorbehalt der Gerichtsbarkeit, Folge, Steuer und anderer Regalien, an Asche von Holla, einen mindenschen Adligen, hildesheimschen Drosten auf Peine und Marienburg. Der Herzog genehmigte dieses Abkommen am 20. Juli 1577, und als Holla sich bei ihm beschwerte, daß die Grafen dem Vertrage zuwider die Apanage der Heinrichschen Linie hemmten, einzelne Elbingeroder Einkünfte zur Befriedigung dringender Schulden verwendeten und im Sommer 1582 die Eisenhütten, aus denen die Haupteinnahme des Amts floß, still stehen ließen — es geschah dieses übrigens, um die Eisenpreise zu heben — wies er, nachdem seine Mahnung, Holla binnen Monatsfrist zu befriedigen, keine Beachtung gefunden hatte, diesen am 5. November 1582 völlig in das Amt ein. Den Grafen verblieb nun kaum etwas mehr als die geistliche Gerichtsbarkeit und die Einsendung der Reichssteuer. Holla nahm alle Nutzungen des Amts, hinderte die Kiesabfuhr nach der gräflichen Hütte zu Rottleberode, verwüstete Jagd und Fischfang, verpachtete den Holzhandel, ließ das nächste Holz fällen und das Eisen zu jedem Preise losschlagen, um Geld in die Hand zu bekommen.

Wenn auch rauh und auffahrend, so war Holla übrigens bieder und ehrlich, und manche seiner Klagen (über die schlechte Verwaltung des gräflichen Amtmanns u. s. w.) waren völlig berechtigt. Aus seinen Briefen hört man den alten Landsknechtführer — er hatte als Oberst u. a. im ditmarsischen Kriege gedient — so schreibt er z. B. am 25. August 1578: „Ich bitt, Euer Gnaden wollen dem Schosser anzeigen, daß er mir die Finger nicht woll ins Maul stecken und fühlen, ob mir die Zähne aufgangen sein, ich will ihm sonst darauf beißen, es soll im Herzen krachen ... wollten sie dann das Bier behalten, daß sie dann sufen, daß ihn's der Teufel gesegne"; oder am 8. Februar 1579: „Euer Gnaden spitzig Schreiben, in welchem man mich zu überreden vermeint, als wär ich ein Kind oder Euer Gnaden Bauer, habe ich empfangen."

Wie über den Pfandinhaber Holla, so hatten die Grafen auch über Beeinträchtigung ihrer landesherrlichen Rechte durch ihren Nachbar, den Bischof Sigismund von Halberstadt, Markgrafen zu Brandenburg, zu klagen. Derselbe unterfing sich, im Elbingerodeschen, wo sein Stift einige Privatwaldungen besaß, zu jagen und zu fischen; er ließ 20 Esel, die für den Transport des Holzes benutzt wurden, im Walde „der Weide sich erholen“, trieb bei der Ramse an 100 Ochsen zur Sommerweide ein und ließ dort Ställe für sie errichten. Auf Ansuchen und Beschwerde der Grafen bat Herzog Wolfgang unter dem 24. Mai 1581 den Bischof um Abstellung dieser Neuerungen.

Daß Elbingerode bei Gandersheim zu Lehen ging, war den letzten Herzögen von Grubenhagen völlig unbekannt. Anscheinend war die Belehnung seit hundert Jahren und länger unterblieben. Da machte man in Gandersheim im Jahre 1572 zufällig die Entdeckung, und die Äbtissin Magdalene forderte den Herzog Wolfgang oder seine Bevollmächtigten auf den 24. Juli zur Empfangnahme der Lehnstücke nach Gandersheim. Der Kanzler war so wenig orientiert wie der Herzog*), doch fand der Rat Vila in dem Buche, in welches die Briefe eingetragen waren, „die allen Herzogen von Braunschweig zukamen“, die Abschrift eines gandersheimschen Lehnbriefes über Elbingerode. Auf Ansuchen des Herzogs „bewilligte die Äbtissin am 4. August 1572, daß die übrigen Herzoge mit in die Belehnung aufgenommen werden und Elbingerode nach dem Aussterben der grubenhagenschen Herzoge empfangen könnten. Weil aber die gestellten Bedingungen unerfüllt blieben, so blieb der Beschluß ohne Kraft, und 1596 wurde nur Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel mit Zubehuf seiner drei Brüder unter ausdrücklichem Ausschluß der celleschen Linie mit Elbingerode beliehen. 1617 hat indes auch Herzog Christian zu Celle, der nunmehrige Besitzer des Fürstentums Grubenhagen, die Belehnung empfangen.“**)

Die fortwährenden Zwistigkeiten mit Holla bewogen die Grafen, sich nach einem andern Pfandgläubiger umzusehen. Sie fanden ihn in dem reichen Statius von Münchhausen, Drosten zu Grohnde und Erzen. Er erhielt das Amt mit aller „Hoch- und Obrigkeit“, auch den Gerichten u. s. w., bezahlte, bezw. versicherte die inzwischen auf 91303 Thlr 12 Gr. angewachsene Schuldenlast und bezog dafür von den Aufkünften 4814 Thlr. 5 Gr. als Zinsen und 2000 Thlr. zum Unterhalt. Dieser auf 18 Jahre abgeschlossene Vertrag, der die Genehmigung des Herzogs fand, war also für die Grafen ungünstiger als die vormals mit Holla, der keinen Unterhalt erhielt, getroffene Vereinbarung. Für die Amtsunterthanen kam die schlimmste Zeit, als Münchhausen im Jahre 1591 das Amt dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig überließ. Die Forst- und die Wildbahn wurden in unverantwortlicher Weise ausgenutzt und zu Grunde gerichtet. Als Münchhausen Elbingerode zu Anfang des Jahres 1597 vom Herzog zurückerhielt, lagen 400 Morgen Acker brach, weil Acker- und Fuhrleute so heruntergekommen waren, daß sie weder Pferde noch Wagen besaßen. Durch eine wohl nicht ernstlich gemeinte Kündigung erreichte Münchhausen, daß ihm zur Tilgung der nun 107533 Thlr. betragenden

*) Schon am 9. Juli 1546 schreibt Herzog Philipp an den Grafen Wolfgang zu Stolberg in Beantwortung von dessen Angabe, er wisse nicht, ob und welchen Lehndienst er zu leisten habe: „So seint wirs auch, wie es unsere Vorfahren vor alters damit gehalten, nit eigentlich berichtet, dan was das in Registern oder sunst verzeichnet gewesen, ist hiebevor in Abbrennung unsers Schlosses Herzberg zusampt anderm umbkommen.“ Delius II, 79.

**) Max, Gesch. d. Fürst. Grubenhagen I, 155.

Pfandsumme Schloß und Amt am 29. September 1600 zu Afterlehn gegeben wurde. Wie Delius ohne Beibringung urkundlichen Nachweises behauptet, gaben Heinrich Julius, der damalige Inhaber des Fürstentums Grubenhagen, die Äbtissin von Gandersheim und der Kaiser ihre Genehmigung zu dieser Belehnung. Aber die Rheinlinie der Grafen zu Stolberg widersprach derselben, und als sie 1631 das Erbe der Harzlinie antrat, hörte die Belehnung der Söhne und Neffen Münchhausens und der seit 1616 mitbelehnten Quitzows auf.

Obwohl Münchhausen die Einkünfte des Amtes durch verstärkte Forstnutzung möglichst zu steigern suchte, so hatten die Unterthanen unter ihm doch nicht so schwer zu leiden wie unter dem Herzog von Braunschweig. Er nahm sich der Landwirtschaft an, tilgte die Ansprüche des Herzogs an den Zehnten mit 3000 Thlr., setzte Wiethfeld in Stand, kaufte die Neuehütte und Muxhol und legte in Mangelholz (jetzt Mandelholz) eine neue Hütte an. Aber er „baute viel und führte dabei einen großen Staat“, wurde „leichtsinnig und sorglos“, ließ sich in zu viel Geschäfte ein, der neue, schlechtere Münzfuß schädigte ihn schwer, und so war bald sein Geldwesen in solcher Verwirrung, daß im Jahre 1618 ein furchtbarer Konkurs über sein Vermögen hereinbrach. Allein auf Elbingerode hatte er 241 883 Thlr. seiner Schulden, mehr als das Doppelte seiner Forderung, ohne lehnsherrliche Genehmigung verschrieben. (Übrigens betrugen die Gesamtschulden einem Vermögen von 1 320 565 Thlr. gegenüber nur 1 011 458 Thlr.) 1619 legte deshalb Herzog Christian zu Celle und Grubenhagen das Amt unter Sequester, „und ungeachtet der schlechten Verwaltung wurde während des dreißigjährigen Krieges diese Schuldenlast so weit getilgt, daß eigentlich nur noch ein Gläubiger, Philipp Adolf von Münchhausen, dem 1628 die Administration aufgetragen war, für sich und seine Vettern 39 995 Thlr. zu fordern hatte“.

Den nachfolgenden kurzen Überblick über die Umwandlung der grubenhagenschen Lehnshoheit in die volle Landeshoheit gebe ich mit Maxens Worten*): „Inzwischen war von den gräflichen Rechten eins nach dem andern verloren gegangen. Früher hatten sich die grubenhagenschen Herzoge immer nur als Lehnsherren und Obereigentümer von Elbingerode betrachtet. Von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, als überhaupt die bis dahin vorwiegende Bedeutung des Lehnsnexus vor der sich ausbildenden Landeshoheit zurücktrat, gewahrt man das Bestreben der Herzöge, auch eine landesherrliche Autorität im Amte geltend zu machen. Schon Herzog Ernst und mehr noch sein Bruder Wolfgang bekamen durch die fortdauernden Streitigkeiten der Grafen mit den Pfandinhabern von Elbingerode Anlaß genug, sich auch in solchen Dingen zu Richtern aufzuwerfen, welche nicht vor den Lehnsherrn gehörten. Eine Maßregel der Art war z. B. die Zusammenberufung sämtlicher stolbergschen Gläubiger nach Osterode im Jahre 1572. Durch die neue Schuldverschreibung über das Pommersche Kapital von 17 000 Thlr., welches Holla erst um das Jahr 1576 samt 1000 Thlr. Zinsen ablegte, waren die Grafen in eine drückende Abhängigkeit geraten. Der zehnjährige Besitz vom 8. August 1564 bis zum 23. November 1574 vermehrte natürlich deren Einfluß, und Holla rekurrierte bei jeder Differenz auf ihre Entscheidung.“ (Auch die Grafen nahmen Holla bei der grubenhagenschen Kanzlei in Herzberg in Klage.)

„Ein späterer Versuch der herzbergschen Räte, Münchhausen in den Pfandbesitz des Amtes selbst einzuweisen und dadurch ihres Herrn Rechte zu mehren,

*) Max, Gesch. d. F. Gr. I., 154 ff.

mißlang zwar, aber wie sie sich bereits gewöhnt hatten, den Herzog nicht bloß Lehnsherrn, sondern ausdrücklich auch Landesherrn über Elbingerode zu nennen, so reservierten sie bei der Übergabe am 6. Mai 1584 für ihn nicht bloß alles Eigentumsrecht und Lehnschaft, sondern auch Obrigkeit und Gerechtigkeit, d. h. etwa die Landeshoheit, und es half wenig, daß die Unterthanen sich nur auf Geheiß der Grafen zum Gehorsam gegen den neuen Inhaber Münchhausen verpflichten wollten, und daß die Grafen in ihrer Gegenprotestation dem Herzoge bloß das Eigentum und die Lehnsherrschaft zugestanden, nicht aber, was darüber in der eingewandten Protestation sollte gesucht oder gemeint sein."

„Daher erklärte Herzog Wolfgang am 14. Juni 1588 es für ungereimt, unbedächtig und widerrechtlich, wenn die Grafen den Elbingerödern befahlen, von den Münchhausenschen Beamten nicht mehr nach Herzberg, sondern nach Wernigerode zu appellieren. Die eingelegte Protestation blieb auch völlig wirkungslos, daß es sogar während des sechsjährigen wolfenbüttelschen Besitzes von 1591 an Gebrauch wurde, an die Kanzlei zu Wolfenbüttel zu appellieren."

„Noch ungünstiger für die Grafen gestalteten sich die Verhältnisse, als nach dem Aussterben der grubenhagenschen Linie die neuen Regenten, erst wolfenbüttelscher, dann cellescher Linie anfingen, sich in Elbingerode förmlich huldigen zu lassen und den Grafen auch die Belehnung zu verweigern."

„Herzog Philipp der Jüngere von Grubenhagen hatte während seiner kurzen Regierung seiner steten Kränklichkeit wegen die gesuchte Belehnung nicht erteilen können. Sein Nachfolger Heinrich Julius von Wolfenbüttel versprach die Belehnung, wollte aber, weil die Handlungen der grubenhagenschen Fürsten ihn nicht bänden, die Grafen von Schwarzburg von der Lehnschaft ausschließen, und da die stolbergschen Grafen hierauf nicht eingingen, wurde die Belehnung versagt. Die Grafen versäumten nicht, bei jedem Fall in der herrschenden oder dienenden Hand das Lehn zu muten, doch immer ohne Erfolg. Auch der Herzog Christian zu Celle verweigerte die Belehnung, als die Grafen den neu entworfenen Lehnbrief mit seinen bedenklichen Reservaten, welche die vollständigste herzogliche Landeshoheit feststellen sollten, zurückwiesen, und seine Nachfolger August und Friedrich ließen es, so oft die Mutung erfolgte, einfach bei den Erklärungen ihrer Vorgänger bewenden, ohne die Rechtsfrage zu berühren."

„Die Erbhuldigung zu fordern, hatte Herzog Heinrich Julius nicht versucht. Erst sein Sohn Friedrich Ulrich ließ im August 1613 nach dem Tode des Vaters durch einige Räte an dem Schlosse, der Kirche und dem Rathause das braunschweigsche Wappen anheften. Der Graf Heinrich zu Stolberg befahl zwar am 13. August dem Notar Kaspar Moringk, dasselbe „fein säuberlich" wieder abzunehmen, ließ auch, nachdem sein Bruder Johann gestorben war, am 18. Oktober dem Sohne desselben, Wolf Georg, in Elbingerode feierlich huldigen, konnte aber durch das alles die von Friedrich Ulrich geforderte Erbhuldigung nicht verhindern und mußte sich mit einer wiederholten Protestation wider die „unerhörte" Handlung begnügen. Etwas weiteres konnte auch nicht geschehen, als am 4. Mai 1619 die grubenhagenschen Räte, der Landdrost Dietrich Behr und der Kanzler Dr. Statius Borcholten aus Osterode ankamen, um die Land- und Erbhuldigung für den Herzog Christian zu Celle einzunehmen und zugleich wegen des Münchhausenschen Konkurses für einen der ersten Gläubiger, Christoph Johann v. d. Asseburg, auf sämtliche Aufkünfte des Amts Arrest zu legen."

„Eben diese Konkurssache, die nicht in Wernigerode angebracht, sondern nach Celle gezogen ward, führte beinahe zur völligen Ausschließung der Grafen,

und so wußte man nach 20 Jahren gar nicht anders mehr, als daß „besagtes Amt Elbingerode unleugbar ein uraltes unzweifliches pertinens des Fürstentums Grubenhagen und den Herzogen mit aller Superiotät und landesfürstlichen Hoheit und allen davon dependierenden actibus unterworfen sei“, eine Erklärung, die Herzog Friedrich*) von Celle und Grubenhagen am 29. April 1642 abgab, als er den Grafen die Heranziehung des Amts Elbingerode zu der der Grafschaft Stolberg auferlegten Verpflegung dreier Kompanien Kroaten untersagte.“

„Eine Klage, welche die nach dem Aussterben der Harzlinie i. J. 1631 eingetretene Rheinlinie 1642 wider den Herzog wegen angemaßter Landeshoheit und verweigerter Belehnung, und wider Philipp Adolf von Münchhausen wegen unbefugter Benutzung beim Reichskammergericht erhob, auf welche der Herzog sich gar nicht, Münchhausen erst 1649 einließ, blieb liegen, nachdem der stolbergsche Anwalt die Münchhausenschen Einwendungen sieben Jahre nachher beantwortet hatte. Indessen wurde die Belehnung fortwährend verweigert, die Huldigung von den Landesfürsten, auch von Herzog Christian Ludwig, eingenommen**), bis dieser endlich den letzten entscheidenden Schritt that. Er ließ sich am 16. Juni 1653 von den vornehmsten Gläubigern, denen von Asseburg und von Münchhausen, alle ihre Rechte und Zuständigkeiten abtreten, zahlte den letztern statt der rückständigen 39995 Thaler die Summe von 25000 Thlr. und nahm nun das Amt mit der Erklärung in Besitz, er sei nicht an die Verpfändung und die Afterbelehnung gebunden, weil sie den Lehnrechten schnurstracks zuwiderliefen und ohne seine Einwilligung, ja gegen seinen Widerspruch erfolgt wären. Deshalb auch und weil sie das Lehen nicht empfangen, achte er die Rechte der Grafen von Stolberg erloschen und das Amt ihm heimgefallen.“

„Noch einmal, im Jahre 1664, wurde auf den Antrag des Grafen Heinrich Ernst, nachdem ihm zwei Jahre zuvor die gesuchte Belehnung abgeschlagen

---

*) Am 24. März 1638 trat Friedrich von Celle Haus und Amt Elbingerode, mit alleinigem Vorbehalt der Landesobrigkeit wegen des Fürstentums Grubenhagen, dem Herzog Georg zu Herzberg ab; dagegen verpflichtete sich dieser, die von Münchhausen, sowie die andern auf Elbingerode angewiesenen Gläubiger zu befriedigen. (Havemann.) Georg starb um das Jahr 1641.

**) Der Elbingeroder Bürgermeister Ermmer erzählt 1740 aus den damals noch nicht verbrannten rathäuslichen Akten: Die Elbingeroder Einwohner hielten es mit ihren angestammten Grafen und machten dem Münchhausenschen Amtmann viel Verdruß. Da erschien, sie zu züchtigen, Weihnachten 1648 der junge Herzog Christian Ludwig mit einer Kompanie Dragoner. Als seine Untersuchung aber ergab, daß der Amtmann übertrieben hatte, sah er von einer allgemeinen Bestrafung der Bürgerschaft ab. Während seines mehrtägigen Aufenthalts in Elbingerode ließ er den Grafen Heinrich Ernst zu Wernigerode durch einen Trompeter zu sich einladen, erhielt aber durch diesen ablehnende Entschuldigung. Da sagte der Herzog zu seiner Umgebung: Wäre der Graf zu mir gekommen, so hätte ich das Amt Elbingerode ihm mit einem Pokal Wein wieder zutrinken wollen; nun er aber außen bleibet, hat er es sich selbst zu danken. Und nun erst ließ er sich von den Unterthanen huldigen.

Daß die Bürger den Grafen auch in der Zeit der Verpfändung Treue bewahrten, geht u. a. aus einem Schreiben des Rats vom 5. August 1562 hervor: „Wir sind allzeit erbötig gewesen und auch noch, als gehorsame Unterthanen mit Gut, Leib und Blut bei E. G. Herrschaft als unserm allergnädigen Herrn zu leben und zu schweben; wie wir uns gegen E. G. zu der Zeit, als Levin von Halle das Haus eingenommen, solches zu thun, genugsam erboten haben.... Was die Nachjagden (der Räuber und Stroder) belangt, haben wir vor E. G. allen andern Unterthanen mit gerüsteter und unserer besten Wehr stets die ersten und letzten sein müssen, daß wir also gemeiniglich fast zwier fortmüssen, da die Wernigeroder kaum einmal.“

war, mit Zustimmung des Herzogs eine kaiserliche Kommission zur austräglichen Untersuchung und Entscheidung niedergesetzt. Aber Christian Ludwig ging schon 1665 mit Tode ab. Sein Bruder und Nachfolger im Fürstentum Grubenhagen, Herzog Johann Friedrich von Calenberg, gab am 16. Dezember auf erfolgte Mutung die alte Antwort. Graf Heinrich Ernst starb ebenfalls nach kurzer Zeit. Neue Teilungen ließen an die Wiedererwerbung verlorener Stücke nicht denken, und so ist Elbingerode den grubenhagenschen Landesherren immer verblieben, obgleich die Grafen hin und wieder und noch in neuester Zeit ihre Ansprüche geltend zu machen versucht haben. In einer Immediateingabe vom 15. April 1805 an König Georg III. bat der regierende Graf Christian Friedrich von Stolberg-Wernigerode um Restitution des Amtes oder um Freilassung des Rechtsweges, und wurde durch Kabinettsschreiben vom 28. Mai 1805 die weitere Untersuchung der Sache nach Beseitigung der damaligen französischen Okkupation zugesagt. Die Untersuchung ist noch in demselben Jahre aufgenommen, aber durch die nachfolgende preußische und westfälische Besitznahme unterbrochen. Als der Graf Botho unter dem 24. März 1854 das Amt abermals reklamierte, ward er durch Resolution des königlichen Ministeriums vom 19. Mai dahin beschieden, daß es bei der dieserhalb den Grafen im Jahre 1662 durch den Herzog Christian Ludwig erteilten abschlägigen Resolution sein Bewenden behalten müsse. Der Herzog hatte damals die gesuchte Belehnung und Rückgabe aus dem Grunde verweigert, weil weder die wolfenbüttelsche noch die cellesche Linie den Grafen einiges Lehnrecht oder andere Befugnis an Haus und Amt Elbingerode zugestanden hätte." Nach der Vereinigung Hannovers mit Preußen ist dem regierenden Grafen Otto ein großer Teil der Elbingeroder Waldungen abgetreten.

*

Die Geschichte der Stadt bietet nur wenig dar. Daß Elbingerode im Jahre 1206 bereits eine Kirche besaß, kann aus der oben mitgeteilten Nachricht mit ziemlicher Bestimmtheit geschlossen werden. Auch war der Priester, welcher mit so großer Gefahr seines Lebens die benachbarte Kirche in Bodfeld versorgte, daß Bischof Volrad allen, die ihn dorthin begleiten würden, im Jahre 1258 zehntägigen Ablaß zusicherte*), wohl der Pfarrer von Elbingerode. Im Jahre 1427 heißt der Ort zuerst Flecken, 1506 hatte er Marktberechtigung, Stadt heißt er anscheinend zum erstenmale in einem Schreiben des Herzogs Wolfgang vom 28. August 1575, in welchem derselbe die Grafen ersucht, dem Rate das Bierbrauen, welches er während seiner unmittelbaren Verwaltung, ebenso wie den Verkauf von Wein, Goslarschem, Braunschweigschem und anderem fremden Bier im Ratskeller, bewilligt hatte, ferner zu gestatten, den Rat mit der angedrohten Strafe zu verschonen und ihm Brauhaus und Braugerechtigkeit ungehindert zu belassen**), da der Herzog nicht zugeben könne, daß die Bürger zur Abholung und Verzapfung des Wernigerodeschen Bieres gezwungen würden. Während der Herzog in diesem Schreiben u. a. auch sagt, daß „Rat und Stadt Elbingerode sich jeder Zeit und von langen, unvordenklichen Jahren heraus unverhindert Stadt-Rechtens gebraucht" habe, nennen die Grafen den Ort auch später (z. B. 1600, 1613) stets nur Flecken, und es scheint, als ob dieser erst zur Zeit des dauernden herzoglichen Besitzes die vollen Stadtgerechtsame erhalten hat. 1516 besaß der Rat noch kein eigenes

*) Urkunde siehe Leuckfeld, antiqu. Poldensis, p. 221.
**) Zur Bierbrauerei sind nur 90 Häuser berechtigt.

Siegel, das älteste bekannte mit der Jahreszahl 1552 enthält eine Tanne und die Wernigeroder Forelle nebst dem Stolberger Hirsche. Diese gräflichen Hoheitszeichen behaupteten sich in dem Wappen mindestens bis 1609.

Zur Zeit des Herzogs Christian war in Elbingerode vorübergehend eine fürstliche Münze in Thätigkeit. Im Jahre 1625 war sie nach einem Berichte des mit der Visitation beauftragten Generalwardeins bereits wieder eingegangen. (Heyse, Beiträge S. 112.)

Der Pfarrer an der dem Apostel Jakobus geweihten Kirche war Mitglied des Kalands zu Wernigerode (Elbingerode gehörte also in den Bann Utzleben, und der Rat zahlte (1526) in die Kalandskasse jährlich 1 Gulden. Im Jahre 1516 stand an der Kirche außer dem Pfarrer ein Vikar der Frühmesse. Damals wurde „zum Trost der Seele des Pfarrers Hildebrand Koch“ nach dessen letztwilliger Verfügung für jeden Dienstag eine St. Annenmesse mit 4 Gulden Zins gestiftet, welche Summe die Vormünder der Kirche („Anderes Steinkut“ und „Kerstann Sontrag“) auf den Pfarrer, den Vikar, den Kustos und die Kalandsherren zu Wernigerode (für ein Seelgedächtnis) in vorgeschriebener Weise verteilen sollten.*) — Das Kloster Himmelpforte bei Wernigerode hatte in Elbingerode eine Terminie.

Infolge großer Feuersbrünste in den Jahren 1710, 1753 und 1858 sind altertümliche Gebäude nicht vorhanden. Das nach dem Brande von 1753**) in einfachem Holzbau wiederhergestellte Gotteshaus ist nach 1858 durch eine stattliche massive, in gotischem Stile erbaute Kirche ersetzt. In einem Schreiben von 1605, in welchem der Rat den Grafen Wolfgang Ernst um eine Beihilfe zum Umguß ihrer im Jahre zuvor gesprungenen großen Glocke bittet, nennt er diesen den Patron der Kirche. — Der erste evangelische Prediger***) war Lukas Kruse; zum Nachfolger erhielt er 1546 den unter Wernigerode (S. 699) erwähnten Heinrich Weddigen. Im Jahre 1591 wurde der Kantor (Schulmeister) Johann Deyser auf Bitten (und Kosten) des damaligen Pastor prim. Mag. Propst zugleich zum Kapellan bestellt. Erst mit der Anstellung des Joh. Fr. Stisser aus Einbeck im Jahre 1695 wurde die zweite Predigerstelle vom Rektorate der Stadtschule getrennt. Aus Elbingerode stammen der wernigerodesche Hofprediger Johann Fortmann (geb. 1576, gest. 1654), „der um seiner Kenntnisse und rastlosen litterarischen Thätigkeit willen seiner Zeit in ganz Niedersachsen berühmt war“, und der als Liederdichter bekannte wernigerodesche Konsistorialrat und Superintendent Heinrich Georg Neuß (geb. 1654, gest. 1716), von dem das neue hannoversche Gesangbuch die Lieder „Ein reines Herz, Herr, schaff in mir“ und „Gott, des Zepter, Stuhl und Krone“ enthält.

Der Getreidebau liefert bei der Höhenlage (s. S. 161) nur mäßige Erträge. Wegen der niedrigen Halme wurde im 16. Jahrhundert das Stroh zum Binden der Frucht aus dem Flachlande bezogen. Dennoch aber trug sich im Jahre 1555 ein gräflicher Beamter mit dem kühnen Gedanken, hier Hopfen- und Weinberge anzulegen.

Am 24. Mai 1576 stürzten in einem wolkenbruchartigen Regen so gewaltige Wassermassen herunter, daß die Wasser 6 m hoch durch die Straßen strömten,

*) Urk. von Dr. Jakobs in Z. des Harzv. 1883 S. 193 f. mitgeteilt.

**) Die 1753 zerstörte Kirche soll dem Apostel Andreas gewidmet sein. Es muß also zwischen 1526 und 1753 ein Neubau mit Vertauschung des Schutzheiligen stattgefunden haben.

***) Leuckfeld giebt in seinen Pöhldeschen Altertümern S. 216 ff. und Delius in seinen Bruchstücken S. 229 f. ein Verzeichnis der Pfarrer.

mehrere Häuser und das aus Steinen aufgeführte Bornthor wegspülten und sonst noch großen Schaden anrichteten. (In Ilsenburg, wo die Ilse 22 Häuser umriß, kamen in jener Nacht 36 Menschen zu Tode.)

Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1795 (Gilbert) 1800, im Jahre 1807 (Hassel, Königreich Westfalen) 2114, im Jahre 1840 = 2939, 1864 = 3204 und 1885 = 3786.

*

Eine kühne von einem Elbingeroder Amtmann ausgeführte That hat einmal, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen der kleinen Harzstadt durch ganz Europa getragen, ja dieser für immer einen Platz in der Weltgeschichte gesichert. Das war die Gefangennahme des französischen Marschalls von Belleisle am 20. Dezember 1744.

Nach dem Tode des deutschen Kaisers Karl VI., des letzten Habsburgers, war über dessen Tochter Maria Theresia, die „Königin von Ungarn und Böhmen“, schwere Bedrängnis gekommen. König Friedrich II. von Preußen hatte seinen gerechten Ansprüchen auf schlesische Herzogtümer mit dem Schwerte Nachdruck gegeben und im Breslauer Frieden die Provinz Schlesien gewonnen; der Kurfürst Karl Albert von Bayern, der sich als den rechtmäßigen Erben der österreichischen Lande ansah, war zum Kaiser gekrönt, und seine und französische Truppen hatten Böhmen okkupiert. Da aber verbündete sich König Georg II. von England mit Maria Theresia, und nun wandte sich das Blatt. Die Habsburgerin erhielt wieder so sehr das Übergewicht, daß nicht nur Böhmen von Franzosen und Bayern gesäubert, das Erbland des Kaisers Karl VII. selbst okkupiert, sondern Frankreich schon im eigenen Gebiete bedroht, der Wittelsbacher Kaiserthron erschüttert ward und selbst eine Rückforderung der Provinz Schlesien zu erwarten stand. Um diesen Rückschlag, der auch seine Errungenschaften in Frage stellte, zu parieren, hatte Friedrich II. im Jahre 1744 von neuem das Schwert gezogen, sich in Verbindung mit Frankreich gesetzt und sich in der Frankfurter Union zur Kooperation mit dem Kaiser und einigen deutschen Fürsten verpflichtet. Allein so vorzüglich der Kriegsplan war, über den er mit seinen Verbündeten Abrede getroffen hatte, derselbe war nicht zur Wirksamkeit gelangt. Denn anstatt daß eine französische Armee ihm, der durch seinen Einmarsch in Böhmen den Prinzen Karl von Lothringen zur Rückkehr vom Rheine nach Böhmen gezwungen hatte, dem Plane gemäß zur gemeinsamen Vernichtung des Gegners schnell beisprang, hatten die Franzosen diesen fast unbehelligt ziehen lassen, und während sie sich in aller Ruhe am Oberrhein und der Donau aufwärts ausgebreitet, hatte sich Friedrich, gegen den jetzt auch die Sachsen offen Front gemacht, aus Böhmen herausdrängen und in Schlesien selbst angreifen lassen müssen. Wie einst sein Ahn, hatte er sich den Dorn in den Fuß getreten, von dem er seine Verbündeten befreit.*)

„Die Lage war in den letzten Monaten des Jahres 1744 eine bedenkliche. Friedrich der Große war auf seine Verbündeten erbittert, die ihre Schuldigkeit nicht gethan und durch ihr Säumen den Retter in große Not gebracht hatten, und konnte eben in dieser Notlage ihrer nicht recht entbehren. Kaiser Karl VII. hatte zwar in München, der Hauptstadt seines Kurfürstentums, wieder Residenz genommen, und die französisch-kaiserliche Armee hatte in Bayern und an der ober-österreichischen Grenze Quartier bezogen; aber weder der Kaiser noch die

*) Ich folge ganz: Dr. O. Franke, „Von Elbingerode nach Windsor.“ Zeitsch. des Harzv. 1879, S. 245—276, 444—539. Vergl. auch Zeitschr. des hist. V. für Niedersachsen 1873. Jener Arbeit sind auch die Citate entnommen.

Franzosen konnten sich verhehlen, daß sie diese Erfolge dem preußischen Könige verdankten und dieselben ohne sein Festhalten an der Allianz nicht zu behaupten waren. Hielten die Verbündeten an ihren feindlichen Absichten gegen Österreich fest — und zu einem vorteilhaften Frieden war wenig Hoffnung — so mußten zwischen ihnen neue Vereinbarungen getroffen werden. Solche in einer beiderseits befriedigenden Weise zu stande zu bringen, hatte nach dem, was vorgefallen war, nur um so größere Schwierigkeiten, da Friedrich, um sich vor einer Wiederholung derartiger Vorgänge sicher zu stellen, ausreichende Garantieen verlangen und Forderungen stellen mußte, auf welche Frankreich doch nicht ohne weiteres eingehen konnte oder wollte. Die Hoffnung, Mittel und Wege zu finden, die zur Erneuerung der Allianz zu führen geeignet wären, setzte nun Ludwig XV. in das Geschick und Talent einer Persönlichkeit, welche sich auch von Seiten des großen Friedrich eines gewissen Vertrauens zu erfreuen hatte, und welche nun von Sr. Allerchristlichsten Majestät die Mission erhielt, nach einem Besuche am kaiserlichen Hofe mit Friedrich selbst in Unterhandlung zu treten. Kein anderer als der Marschall von Belleisle wurde mit dieser schwierigen Mission betraut. Derselbe gab sich auf die Reise, König Friedrich erwartete ihn in Berlin mit Ungeduld, aber vergeblich."

Der Graf Charles Auguste Fouquet, gewöhnlich nach der kleinen normannischen Insel Belleisle, dem früheren Marquisate seiner Familie, benannt, Pair von Frankreich und Herzog von Vernon, von Karl VII. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, damals 60 Jahre alt, hatte sich als Feldherr, mehr aber noch als Diplomat großen Ruhm erworben. Jetzt erschien er also als außerordentlicher Gesandter Ludwigs XV. mit dem Auftrage, das gelockerte Bündnis mit dem Kaiser Karl VII. und mit dem Könige Friedrich neu zu befestigen und mit ihnen einen umfassenden Kriegsplan für das folgende Jahr zu verabreden. Vom kaiserlichen Hofe zu München reiste er über Hanau nach Kassel zu dem verbündeten Landgrafen Wilhelm, dem Bruder des Königs von Schweden, und trat von hier am 19. Dezember seine Reise nach Berlin an. In Übereinstimmung mit dem französischen Gesandten in Berlin, der sich dieserhalb beim preußischen Ministerium informiert hatte, gab ihm der Landgraf den Rat, um kursächsisches (Stolberg und Roßla) und hannoversches Gebiet zu meiden, seine Reise über Duderstadt, Elbingerode und Halberstadt zu nehmen. Letzterer machte ihn auch darauf aufmerksam, daß er vor Duderstadt beim Gasthause am Gänseteich eine schmale Stelle hannoversches Gebiet berühren müsse; daß auch Elbingerode, wo sich eine preußische Poststation befand, hannoversch war, daran dachte er nicht.

Die Reise konnte nicht völlig geheim gehalten werden. Der Postmeister von Witzenhausen machte dem Herrn von Berlepsch auf Berlepsch davon Mitteilung, und dieser beeilte sich, den General von Druchtleben zu benachrichtigen und darauf aufmerksam zu machen, daß der Marschall am Gänseteiche gefangen genommen werden könnte. Aber der General wußte nicht, ob Georg II. nur als König von Großbritannien, oder auch als Kurfürst von Hannover mit Frankreich im Kriege war, und erbat sich erst Verhaltungsbefehle vom Geheimratskollegium in Hannover.

Dafür bewies sich der Amtmann Johann Hermann Meyer in Elbingerode um so entschlossener. Als er von dem preußischen Postmeister, dem der Landgraf eine Stafette geschickt hatte, erfuhr, daß der Marschall am 21. Dezember gegen Mittag Elbingerode passieren würde, bat er seinen nächsten Kollegen, den Oberamtmann Nanne in Scharzfeld, den Kommandanten der Burg

Scharzfels zu rascher Sendung eines Kommandos zu veranlassen, damit er die Gefangennahme mit weniger Aufsehen ausführen könne, als wenn er die Bürger aufbieten müsse. Aber ehe er Antwort haben konnte, traf in Elbingerode die Nachricht ein, daß der Marschall schon am Sonntag den 20. gegen vier Uhr nachmittags dort ankommen würde. Doch Meyer war nicht verlegen. Er ließ eine Anzahl Bürger unter dem Vorwande einer Rekrutenaushebung auf das Amthaus und alle beurlaubten Soldaten nach einer benachbarten Schenke bestellen und verbot allen Fuhrleuten unter Strafandrohung, der Post ohne seine besondere Erlaubnis Pferde zu geben.

Um drei Uhr traf der Kammerdiener des Marschalls mit den Vorreitern ein und bezahlte das Postgeld, 15 Dukaten, bis Halberstadt, und um fünf Uhr jagten die Wagen in den Hof des Posthauses, über dem das preußische Wappen hing. Die Fahrt von Ellrich war sehr beschwerlich gewesen. Der Harz war völlig verschneit, ein Schneetreiben hatte den Postzug überfallen, und der Marschall war zweimal nahe daran gewesen, in den vom Sturm hoch aufgetürmten Schneemassen ums Leben zu kommen. Jetzt sollte, obwohl die Dämmerung schon hereingebrochen war, die Fahrt nach eiligem Pferdewechsel unverzüglich fortgesetzt und noch Halberstadt bei dem zu erwartenden Mondenschein erreicht werden. Aber vergebens sah man sich nach den bestellten Relaispferden um. Statt ihrer standen auf dem Posthofe Soldaten in roten Röcken, bewaffnete Bürger und Bauern, zusammen an 150 Mann. Und jetzt trat, ein Gewehr in der Hand, der Amtmann an der Spitze der Beurlaubten an den Wagen des Marschalls heran, ein kecker Bedienter, der jenem nach dem Halse griff und seinen Hirschfänger zog, als ihm der Amtmann „mit aller Moderation“ das Gewehr entgegenhielt, wurde von schützender Hand in den tiefen Schnee geschleudert, und der Amtmann richtete an den hohen Reisenden die Frage, ob er im Besitze eines Passes der Großbritannischen Majestät oder der hohen Landesregierung sei. Erst auf wiederholte Frage erfolgte eine Antwort, und sie lautete: Nein! Darauf erklärte der Amtmann den Herren, daß er sie als „öffentlich deklarierte Feinde“ seines Königs und Kurfürsten bis auf höhere Verfügung anzuhalten sich verbunden halte. So sah sich, da Remonstrationen unbeachtet blieben, die ganze Gesandtschaft arretiert: der Herzog, sein Bruder Graf Louis Charles Amand von Belleisle, Generallieutenant, die Kavaliere de St. Paul und de Chargy, zwei Pagen, drei Sekretäre, der Fourier, der Wagenmeister, der Koch, der Chirurg, drei Kammerdiener, fünf Lakeien und drei Burschen. Als die Herren nicht aussteigen wollten, bat sie der Amtmann, keine Umstände zu machen, da sie sich unter einem derben und rohen Volke befänden. „Das merke ich!“ erwiderte der Marschall, und einer der Herren stieg endlich aus. Der Amtmann, der diesen für den Gesandten hielt, führte ihn nach dem Amthause und übertrug seinem Amtsvogt Berckelmann inzwischen das Kommando auf dem Posthofe. Dieser brachte durch seine Winke auch den Marschall und dessen Bruder aus dem Wagen heraus („er riß uns heraus“, schreibt der Marschall), führte sie in die Poststube und von da, nachdem das Gefolge entwaffnet und Wagen und Gepäck in Verwahrung genommen waren, nach dem Amthause, wo sich unterdes der erste Arrestant zu erkennen gegeben hatte. Der Amtmann sprach sein Bedauern darüber aus, daß er in die Notwendigkeit versetzt sei, den Marschall gefangen zu nehmen, aber er habe seinem Könige unverbrüchliche Treue versprochen, und der Marschall selbst würde sein Verfahren nicht mißbilligen. Dieser war der Meinung, daß der Amtmann auf höhere Weisung handele, und maß sich sein Unglück selbst zu.

„Der Amtmann durfte es nicht wagen, seine Gäste länger zu beherbergen. Elbingerode war ein exponierter Ort, und es kam wiederholt die aufregende Nachricht, daß noch eine Eskorte Husaren unterwegs wäre. Wenigstens der Marschall, an welchem alles gelegen war, mußte fort, und zwar so schnell wie möglich. Vergeblich war daher des Marschalls Verlangen, auf Ehrenwort losgelassen zu werden; Meyer antwortete ihm, er sei viel zu wenig, um über ihn verfügen zu können. Vergeblich war seine Bitte um Tinte und Feder, um an den Herrn Geheimenrat und Großvogt Exzellenz von Münchhausen in Hannover, der ihm von Frankfurt her sehr wohl bekannt war, schreiben zu können; Meyer stellte ihm vor, zu Scharzfeld, einer hannoverschen Poststation, wohin er ihn zu bringen gedächte, könne er dies in größerer Ruhe thun und von da auch eine Stafette abgehen lassen. Vergeblich verlangte er, in Elbingerode die Nacht über bleiben zu dürfen; Meyer wurde dadurch nur in seiner Vermutung bestärkt, daß er auf Hilfe warte, und beschleunigte nur um so mehr die Abführung des Marschalls nach Scharzfeld. Der Aufbruch muß fürwahr ein sehr schleuniger gewesen sein. Dem Marschall wurde nicht einmal die Zeit gelassen, sein spanisches Rohr mit dem goldenen Knopfe, das ihm bei seinem Rheuma und Gichtleiden so unentbehrlich war, und seinen Hut suchen zu lassen. Es fiel die Drohung, den Widerstrebenden von Soldaten nach dem Wagen schleppen zu lassen. Er mußte fort. In seiner mit sechs Pferden bespannten Chaise nahm neben ihm der Amtsvogt Berckelmann, welchem Meyer die Leitung des Transportes übertrug, Platz, mit der gespannten Büchse in der Hand, auf dem Vordersitze zwei Musketiere vom Garderegiment, deren Bajonettspitzen sich unterwegs nicht immer in der gebührenden Distanz von des Marschalls Gesicht hielten. Ein zweiter mit vier Pferden bespannter und mit fünf Bürgerwachten besetzter Wagen bildete nebst zwei Berittenen die weitere Eskorte. So fuhr er durch die Mondscheinnacht und tiefen Schnee über die Höhen zum Oderthale hinab bis Lauterberg, wo um ein Uhr morgens zur Fütterung der Pferde gehalten wurde. In der Schenke zu Lauterberg zwischen den rauchenden und trinkenden Harzern vor Tagesanbruch — welche Situation für den Marschall, Herzog und Fürsten!“

„Die Bürgerwachten kehrten von Lauterberg aus nach Elbingerode heim. Die übrigen geleiteten den Gefangenen nach Neuhof am Scharzfels. Dieser sah sich hier außerhalb der Macht des unerbittlichen Elbingeroder Amtmanns und ließ sich angelegen sein, während der Amtsvogt und die Berittenen ein zweites Frühstück einnahmen, mit Genehmigung des Oberamtmanns Nanne und bei einer Flasche Wein aus dessen Keller an Herrn von Münchhausen nach Hannover zu schreiben. Er beschwerte sich bei ihm, daß ihm weder sein Chirurg, den er wegen seiner Sr. Exzellenz bekannten Leiden nicht entbehren könnte, noch der Dolmetscher gelassen, daß man seinen Bruder gewaltsam von seiner Seite gerissen, daß man die Fahrt die ganze Nacht hindurch fortgesetzt hätte und ihn noch weiter transportieren wollte, ohne ihm die Gelegenheit zu geben, die Wäsche zu wechseln und auszuruhen. Er fügte einiges hinzu, was folgenschwerer werden sollte, als er ahnen konnte: „„Ich habe mich erboten, mein Ehrenwort zu geben — und ich wiederhole es hiermit schriftlich Euer Exzellenz — daß ich mich als Gefangenen des Königs von England bekenne, wie auch mein Bruder. Ich bitte also, daß man uns auf unser Ehrenwort erlaubt, uns mit unserer Dienerschaft nach Hannover zu begeben und dort die Befehle des Königs von England zu erwarten.““ Er bat auch um möglichst schnellen Befehl, daß ihm und seinem Bruder die ihnen nach gegebener Parole

gebührende Freiheit zu teil werde. Um neun Uhr ging dieser Brief mit einem Schreiben Rannes per Estafette ab. Auch der Marschall selbst mußte wieder weiter, denn der Oberamtmann hatte für den hohen Arretierten weder im Schlosse oben, noch im Amthause Raum genug und hielt wegen der Nähe des preußischen Territoriums die Internierung in der Burg, deren gesamte Garnison mit Ober- und Unteroffizier nur 34 Mann stark war, nicht für sicher genug. Eine sicherere Bergstätte war das nicht gar entfernt gelegene Osterode, wo reguläre hannoversche Truppen als Garnison lagen. Dorthin wurde der Amtsvogt dirigiert. Er bestieg ein Roß des Oberamtmanns und brachte den Marschall per Extrapost, ohne auf ein weiteres Hindernis zu stoßen, auf bequemer Straße glücklich nach Osterode. Der Höchstkommandierende, Oberstleutnant von Münchow, nahm ihm den hohen Arretierten ab, welchen er bis auf weiteres im eigenen Logis unterbrachte und, nicht minder als die Offiziere, welche er ihm vorstellte, mit allem Respekt und aller Höflichkeit behandelte."

Der Bruder des Marschalls und ein Kavalier verbrachten die Nacht im Elbingeroder Amthause auf einem Strohlager; von den ihnen angebotenen Betten weigerten sie sich Gebrauch zu machen. Damit sie nicht etwa wichtige Schriften beiseite schafften, wurden sie von Wachen beobachtet. Die übrigen Gefangenen waren zu dreien oder vieren mit Bürgerwachen in Gast- und Bürgerhäusern untergebracht. Am andern Morgen (21. Dezember) war alles zu ihrer Fortschaffung ins Werk gesetzt. Schon in der Frühe setzten sich die mit 52 Pferden bespannten Equipagen des Marschalls und mehrere mit Stroh bedeckte Leiterwagen unter dem Geleit eines aus einem Sergeanten, einem Korporal, einem Gefreiten und 5 Musketieren gebildeten Militärkommandos und eines Aufgebots von 49 Bürgern, sowie eines Berittenen in Bewegung. Doch schon in Elend geriet das Unternehmen vorläufig ins Stocken. Zwischen diesem Dorfe und dem Flecken Lauterberg hatte der Zug nämlich den braunschweigschen Ort Braunlage zu passieren. Nun hatte freilich Amtmann Meyer schon am 20. ein Requisitionsschreiben an den Amtmann Fricke gerichtet, aber dieses war nicht angekommen; Fricke hatte von dem nächtlichen Transport Kunde erhalten und beschwerte sich darob sofort bei seiner Regierung in Blankenburg. Auch Meyer hatte sich mit einem Gesuche an diese gewandt und erhielt noch andern Tags die Antwort, daß die Regierung „zuvörderst nötig finde zu wissen, wer die Arrestanten seien, und aus was Ursache solche arrestiert worden". Während des Aufenthaltes in Elend fand einer der Gefangenen Gelegenheit, einen Pack teilweise chiffrierter Papiere in einen Ort zu versenken, aus dem sie später nur in unleserlichem Zustande wieder herausgefischt werden konnten.

Der Elbingeroder Adjutant zu Pferde (Wellner) ritt hin und her, und um 5 Uhr abends erteilte Fricke die Erlaubnis zu freiem Durchzuge. Um 1 Uhr nachts kam die Kolonne in Scharzfels an, brach um 8 Uhr morgens von hier wieder auf und lieferte die Gefangenen und die drei Wagen des Marschalls, sowie einen von Meyer versiegelten Sack mit den Waffen der Gefangenen und einem Brieffutterale an den Oberstleutnant um Mittag ab. Erst am 24. Dezember traf der aufgebotene Heerbann in Elbingerode wieder ein.

Meyer hatte inzwischen am 21. August und am 22. ausführlich an die Regierung in Hannover berichtet. Nach des Marschalls spanischem Rohre, einem Hirschfänger und zwei Pistolen, welche vermißt wurden (und wahrscheinlich von des Marschalls Fuhrleuten aus Ellrich mitgenommen waren) ließ er vergeblich suchen.

Wenn er aus zwei weiteren Schreiben der Regierung zu Blankenburg ersah, daß er von braunschweigscher Seite keine Ungelegenheiten zu erwarten hätte, so machte ihm doch, und mit ihm der Bürgerschaft, die Frage nicht geringe Besorgnis, wie die eigenmächtige Gefangennahme des Marschalls von dem Geheimratskollegium (dem Ministerium) in Hannover und vom Könige aufgenommen werden würde. Indes sprach ein Reskript jener Behörde (25. Dezember) keinen Tadel aus und stellte die Freilassung Belleisles der Entscheidung des Königs anheim. Dagegen gab ein Postskript von demselben Datum einer andern Sorge Nahrung. Der Marschall hatte ihm bei der Gefangennahme mit seinen „ressentiments" gedroht, und Elbingerode war ein sehr exponierter Ort. Der Amtmann bekam nun in jener Nachschrift die von ihm geheim zu haltende Weisung, im Halberstädtschen und in andern benachbarten preußischen Landen durch zuverlässige Leute jede Truppenbewegung zu beobachten, und wenn sich etwa eine Abteilung preußischer Truppen — um Belleisle zu befreien — der Grenze nähern sollte, dann ungesäumt in Hannover und in Osterode Meldung zu machen. Den gleichen Befehl bekamen die Beamten zu Fallersleben, Zellerfeld, Scharzfels und Neustadt u. d. Honstein, und so begann denn in harter Winterszeit seitens der Grenzämter von der Altmark bis nach Thüringen hinauf die Rekognoszierung der preußischen Lande bis Magdeburg, Wegeleben, Quedlinburg und Aschersleben. Aus den Berichten der Emissäre erkennt man die Rückwirkungen des verunglückten böhmischen Feldzuges. Alle Straßen waren mit preußischen Deserteuren bedeckt. Kleinere Ortschaften wie Scharzfels passierten im Laufe des Tages deren 16 bis 20. Durch Neustadt waren in 14 Tagen ungefähr 100 gekommen, „und noch hört es nicht auf", berichtet der dortige Beamte am 7. Januar, „noch immer kommen täglich 3 bis 10 durch den Ort". „Nanne sah sich ihrer starken Anzahl wegen genötigt, auf den Dörfern des Nachts Wache anzuordnen, und in ähnlicher Weise wurde zu Herzberg wegen der zahlreich passierenden Deserteure, deren täglich 10, 12 und mehr den Ort passierten, angeordnet, nicht nur in den Orten öfters nächtliche Visitation gegen Dieberei und Einbrüche anzustellen, sondern auch die Deserteure gleich nach erhaltenem Zehrpfennige wegzuweisen." Preußische Offiziere schätzten die Gesamtzahl auf 20000. „Sie ist sicherlich zu hoch gegriffen, aber eine enorme muß sie gewesen sein."

Aber König Friedrich bot auch unverzüglich das Äußerste auf, sich wieder kampffähig zu machen. In jedem Dorfe wurden Mannschaften ausgehoben; auch Hausbesitzer und Verabschiedete, wenn sie nur unter 40 Jahren waren, konnten nicht verschont werden; die Rücksicht auf die Größe der Rekruten fiel fort; für Flüchtlinge mußten die Väter eintreten. Die Nachrichten über diese Aushebungen konnten Meyer und Nanne vorübergehend mit Besorgnis erfüllen. Durch Elbingerode fuhren täglich und nächtlich (in einer Nacht sechs bis acht und am andern Morgen noch vier) Wagen mit preußischen Mannschaften; in Schierke hielt sich ein Werber auf. Schon am 30. Dezember hatte Meyer um ein bis zwei Kompanieen Infanterie oder Invaliden gebeten; er wollte damit nicht nur die Einwohner beruhigen, welche „allerlei Gefahr und heimliche Anschläge zur Revanche befürchteten", sondern er war auch entschlossen, es unter Heranziehung der Bürger auf einen kleinen Gebirgskrieg ankommen zu lassen. Die Oberbehörde ging darauf nicht ein, aber die Garnison von Osterode wurde durch zwei Kompanieen verstärkt und auch Herzberg mit zwei Kompanieen Mitte Januar besetzt. Und Meyer, den das in Halberstadt und in der ganzen Gegend verbreitete Gerücht, er werde allernächstens zur Nacht-

zeit überfallen und aufgehoben werden, in Schrecken gesetzt und zu der Bitte um Versetzung oder Urlaub veranlaßt hatte, bekam die Weisung, sich einige Zeit in Klausthal aufzuhalten. Aber als dieses Schreiben der Geheimen Räte eintraf, war sein Kleinmut bereits gewichen. Umgehend erklärte er, „daß wie er ungern und nicht ohne die höchste Not das ihm anvertraute Amt, wo er als Beamter allein stehe, verlassen würde, noch die Unterthanen, die bei diesem außergewöhnlichen Vorhaben ohnedem sehr in Furcht ständen, durch seine Abreise noch mehr intimidieren würde, er lieber unter möglichster Präcaution und sicherem Anvertrauen göttlichen Beistandes am Amte bleiben, und solange keine näheren Umstände sich äußern würden, es nicht quittieren wollte."

Wenige Tage nachher erhielt der Amtmann von Hannover die angenehme Nachricht, daß die Gefangennahme des Marschalls dem Könige „lieb und wohlgefällig" gewesen, und daß „gnädigst resolviert" sei, Meyer zur Belohnung 300 Thlr. aus der Rentkammer zahlen zu lassen und ihn bei der ersten Gelegenheit zu befördern. In einem Postskript bewilligte der König den Beurlaubten und Amtseingesessenen, „die bei der Aufhebung gute Dienste gethan", eine von Meyer vorzuschlagende Ergötzlichkeit. Und 14 Tage später, 8./19. Januar, gedachte Georg II. des Amtmanns — der sich inzwischen, um dem wiederholten Anraten der Geheimen Räte nachzukommen, auf kurze Zeit nach Klausthal begeben hatte — noch einmal: „Gleichwie der Dienst, den er geleistet hat, so wichtig und uns wohlgefällig ist, daß wir ihn noch nicht genügend belohnt glauben, also ist auch unser allergnädigster Wille, daß ihm anderweit noch die Summe von 200 Thlrn. verabreicht und dabei zu erkennen gegeben wird, wie sehr wir mit seinem Verhalten in diesem Vorfalle zufrieden sind?"

Noch im Jahre 1745 wurde Meyer zum Oberamtmann in Ricklingen befördert. (Er starb 1760 als Oberamtmann zu Himmelpforten.) „Im Tagesgespräch wurde er die gefeierte große Person. Jenseit des Kanals wurde in den öffentlichen Häusern seine Gesundheit getrunken, bei dem einen Festmahle wurden ihm zu Ehren 200 Flaschen geleert und im Enthusiasmus für den Elbingeroder Amtmann Flaschen und Gläser zerschlagen. Münzen wurden zur Erinnerung an seine That geprägt, und die Mitwelt ehrte ihn mit dem Namen Belleisle-Meyer." „Elbingerode war (auch in Deutschland) in aller Munde, sein Name hallte aus poetischen und prosaischen Produktionen in allen Sprachen Europas wieder."

Die Schicksale des gefangenen Marschalls weiter zu verfolgen, liegt außerhalb des Bereichs dieser kurzen Darstellung. Ich bemerke nur, daß er am 17. Januar von Osterode über Northeim, Einbeck, Alfeld, Kalenberg, Neustadt a. R., Walsrode und Zeven nach Stade (26. Januar) geschafft und am 9. Februar 1745 nach England eingeschifft wurde.

28. Michaelstein.*)

Wenn wir von Blankenburg den Weg einschlagen, welcher am Staufenberge vorüberführt, auf dem einst die „kleine Lauenburg" stand, so gelangen wir nach etwa $^3/_4$ Stunden ($3^1/_2$ km) nach dem ehemaligen Cisterzienserkloster Michaelstein. Wollen wir aber die älteste Stätte desselben aufsuchen, so müssen wir unsern Marsch noch etwa eine Stunde, dem Klosterwasser oder

*) Leuckfeld, antiquit. Michaelsteinenses (Wolfenbüttel 1710). v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Unterharzes, S. 91 f. Stübner, Fürstent. Blankenburg I, 445 ff. Leibrock, Chronik von Blankenburg, u. a.

Rippenbach folgend, aufwärts fortsetzen. Erst am Quell dieses Baches, am Volkmarsbrunnen, sind wir zur Stelle.

Hier in der stillen Waldeinsamkeit des damals rauhen Gebirges ließ sich etwa im Anfange des 10. Jahrhunderts in einer Felshöhle, die vor ihm schon die Klausnerin Luitgard bewohnt hatte, der Einsiedler Volkmar nieder, um sich in Entsagung und Abgeschiedenheit durch Fasten und strenge Bußübung den Himmel zu verdienen. Bald drang der Ruf des frommen Mannes weit in das Land hinein, und es sammelten sich Gleichgesinnte um ihn, die sich in der Nähe jener Höhle, des Volkmarskellers, dürftiges Unterkommen einrichteten. Wurde ihnen manche Gabe von den Wallfahrern gereicht, so erwarben diese „Volkmarsbrüder“ mehr noch durch den Fleiß ihrer Hände. Sie brachen den schön gezeichneten Marmor, der dort überall ansteht, und lernten ihn so geschickt bearbeiten, daß sie für ihre sorgfältig geschliffenen Blöcke und die daraus gefertigten Geräte viele willige Abnehmer fanden und aus dem Erlöse ein Kirchlein erbauen konnten. Stärker noch wurde nun der Strom der Wallfahrer, denn als der Bischof von Halberstadt das Gotteshaus in die Ehre des Erzengels Michael und aller heiligen Engel weihte, schenkte er ihm zugleich wertvolle Reliquien der Jungfrau Maria, für welche die Brüderschaft ein Gewölbe, das „Grab der Maria“, in den Felsen arbeitete. Auch größere und wertvollere Zuwendungen, als die Besucher aus dem Volke zu geben vermochten, wurde ihr bald zu teil. Die Königin Mathilde, Heinrichs I. mildthätige Gemahlin, schenkte ihr Güter zu Repertingerode (meist am Rippenroderbrunnen bei Hüttenrode), Kaiser Otto I., ihr großer Sohn, im Jahre 950 Grundbesitz zu Evingerode (meist am Engeroderbrunnen beim Forsthause). Zugleich verleibte er die Volkmarskirche dem Stifte Quedlinburg ein.

Diese und andere Schenkungen ermöglichten eine bedeutende Erweiterung der Ansiedelung am Volkmarskeller, und die Brüderschaft gelangte mehr und mehr zu einigem Wohlstande. Im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts übergab Burchard, ein Dienstmann des Stifts Quedlinburg, der Kirche des heil. Michael seine sämtlichen Lehnsgüter, darunter namentlich den Hof Evergodesrode, mit Zustimmung seiner Lehnsherrin, der Äbtissin Beatrix, und trat selbst als Laienbruder in die Volkmarsbrüderschaft ein. Die Äbtissin ließ diese Schenkung vom Papste Innocenz II. 1139 bestätigen. Dabei bestimmte dieser, „daß diejenigen, welche dort Gott zu dienen gedächten, gemeinsam und nach einer bestimmten Klosterregel leben sollten“.

Wenige Jahre später war die klösterliche Einrichtung schon vollendet: in einer undatierten, in das Jahr 1148 zu setzenden Stiftungsurkunde, welche auch Bischof Rudolf von Halberstadt mit seinem Siegel bekräftigte, übergab die Äbtissin das Kloster Michaelstein mit allen Gütern dem Abte Roger (Ruotger) und dem ganzen Konvente, wie dessen Nachfolgern.

„Aber der Ort, wo auf diese Weise die Anfänge des Klosters entstanden, erwies sich selbst für Cisterzienser als zu rauh und abgeschieden, und so wurde dasselbe wenige Jahrzehnte später nach dem einträglichen am Ausgange des Thales gelegenen Ackerhofe Evergodesrode verlegt, der nun anfangs den Namen Neu-Michaelstein erhielt, bald aber schlichtweg Michaelstein genannt wurde.“ (v. Heinemann.)

Die Kirche am Volmarskeller bestand daneben fort. Noch im Jahre 1210 geschieht ihrer in einem päpstlichen Schreiben Erwähnung, und noch 1295 verlieh ihr Bischof Volrad einen Ablaß. Mauerwerk und andere Überreste waren noch zu Stübners Zeit (1788) vorhanden. „Vorn auf dem rechtwinkligen

Felsen," schreibt er S. 448 f., „sieht man die abgeteilte Grundmauer des ehemaligen Wohngebäudes, auf dessen Nordseite ein Teil der rauhen Klippe zur Ebene gemacht ist. Westwärts zeigt altes Mauerwerk die Grenzen eines Nebengebäudes, ein anderes die Kirche an, bei welcher unterwärts der ins Geviert geteilte Garten, wo durch Wurzeln und Samen fortgepflanzte Apfelbäume noch jetzt stehen, wahrzunehmen ist. Südwestlich sind Grundmauern von weitläufigen Gebäuden, von welchen westwärts, nach einem Eingange des Volkmarskellers hin, ein Vorwerk gewesen zu sein scheint. Zu den beiden letzten Plätzen ist auf der Südseite des Berges ein noch erkennbarer Fahrweg heraufgegangen."

„Der Volkmarskeller liegt unter dem Wohnhause und besteht aus zwei in den Fels gehauenen, rechtwinklig mit einander verbundenen Gewölben mit Eingängen im Osten und Süden. Bei ersterem führt zur Linken nach einer Nische ein niedriger Eingang in einen kleineren Keller, dessen innere Scheidewand eine Öffnung bekommen hat. Beim Eingange gegen Süden hatte man zur Rechten das Grab der heil. Maria angebracht; das Gewölbe ist aber dergestalt verfallen, daß es nur noch 5 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite hat."

Seit jener Zeit haben Zerstörung und Verfall der schon damals unbedeutenden Überreste ihren Fortgang genommen; um so erfreulicher ist es, daß in jüngster Zeit (seit 1883) durch Ausgrabungen, welche Baumeister Brinckmann zunächst mit eigenen Mitteln begann und später mit Unterstützung der herzoglichen Regierung fortsetzte, die verschütteten Grundmauern bloßgelegt sind.

Grundmauern von alten Gebäuden finden sich auch auf dem tiefer liegenden Volkmarplatz oberhalb des oberen Volkmarteiches. In diesem sammelt sich das Wasser aus dem Forstorte Krüppel, dessen Quellen die Brüderschaft mittels eines Wasserhalters auffing und in einem noch erkennbaren Röhrenzuge den oberen Gebäuden zuführte, sowie der Abfluß des am südlichen Abfall des Berges belegenen Volkmarbrunnens.

Die Mönche, welche unter dem Abte Roger in Michaelstein einzogen, waren Cisterzienser aus Altenkampen bei Köln und zunächst für das Kloster Aulesburg in Hessen bestimmt gewesen. Da es ihnen hier nicht zusagte, folgten sie bereitwillig dem Rufe nach dem Harze. Im Jahre 1152 gewährte Papst Eugen III. dem Konvent die freie Abtswahl, bestätigte dem Kloster den Besitz der Güter Engerode, Northolt, Halsingen und Evergodesrode mit Zubehör und erteilte ihm die Zehntfreiheit.

Wie die Kirche, in welcher 1161 die Äbtissin Beatrix von Quedlinburg und in der Folge Glieder des Grafenhauses Regenstein ihre letzte Ruhestatt fanden, so waren auch wohl die eigentlichen Klostergebäude schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts sämtlich vollendet. Daß man die letzten Volkmarsbrüder nicht vertrieb, erscheint selbstverständlich. Die Sage bezeichnet ein Steingebäude auf der Westseite des Klosterhofs (1788 Hirtenwohnung) als das älteste, noch vor Einrichtung des Klosters aufgeführte Wohnhaus.

Das Kloster war schon zur Zeit seines ersten Abtes, welcher demselben etwa 30 Jahre vorstand, bemüht, entfernteren Grundbesitz gegen näher belegenen zu vertauschen; so erwarb es 1150 vom Johanniskloster zu Halberstadt den Zehnten von Engerode für zwei Hufen Landes zu Kl. Ditfurt, 1167 vom Stifte Gandersheim einen an den Staufenberg grenzenden Waldbezirk für 14½ Hufen Landes und 7½ Talente. Dieser Tausch fand 1173 die Genehmigung des Kaisers Friedrich I.

Der größte Teil seines Besitzes stammt erst aus späterer Zeit. Ich nenne von den Erwerbungen nur einige der bedeutenderen. 1183 schenkte ihm die

Äbtissin Adelheid von Quedlinburg und Gandersheim, um der Dürftigkeit der Kirche und dem Mangel, den der Konvent litt, abzuhelfen, 15 Hufen; 1197 Graf Konrad von Reinstein bei seinem Eintritt in das Kloster gleichfalls 15 Hufen; 1201, 1203 und 1204 Graf Siegfried von Blankenburg 12 Hufen. Ein päpstlicher Schutzbrief von 1210 zählt außer den ursprünglichen Stiftungsgütern bereits 87 Hufen Landes auf. Im Jahre 1212 errichtete Graf Siegfried ein Hospital unterhalb des Klosters und stattete es mit 41½ Hufen und zwei Waldungen aus. 1235 übertrug ihm Bischof Volrad den Grauenhof in Halberstadt. 1269 erwarb es einen Anteil an der Saline in Lüneburg, welcher jährlich 500 rhein. G. eintrug. 1282 trat ihm Fürst Otto von Anhalt das Gut Winningen ab. — Im Jahre 1280 zählte das Kloster 50 Mönche und 98 Laienbrüder.

Mit der Äbtissin von Quedlinburg, welcher Michaelstein unterstellt war, kamen Abt und Konvent mehrfach in Streit. Eine Aussöhnung, welche Graf Siegfried 1201 zu stande brachte, war nur von kurzer Dauer, und es mußte die Entscheidung des päpstlichen Stuhles angerufen werden. 1206 ermahnte Inocenz III. den Konvent zu Gehorsam, Ehrerbietung und Liebe gegen die Äbtissin. Seitdem scheint Michaelstein zu Klagen keinen Anlaß gegeben zu haben, denn 1221 wurde sein Abt Dietrich vom Papste Honorius III. beauftragt, die Konvente in den jenem Stifte untergebenen Klöstern durch Ermahnungen und Kirchenbann zu Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Äbtissin zurückzuführen. — Auch um die Zucht muß es in unserem Kloster gut bestellt gewesen sein. Nachdem schon Abt Heinrich I. im Jahre 1256 das Nonnenkloster Frankenhausen in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg wieder in Ordnung gebracht hatte, betraute Papst Alexander IV. 1260 den Abt Elmer mit der Reformation der Quedlinburger Klöster, in denen „eine Wildheit der Sitten eingerissen" war, und mit der Bestrafung der ausgearteten Klosterinsassen.

Im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts wurden die Besitzungen des Klosters durch die Fehden der Grafen von Blankenburg und Regenstein mit den Bischöfen von Halberstadt schwer geschädigt. Doch leisteten die Grafen durch Güterschenkungen dafür Ersatz. Damals besaß Michaelstein außerdem in Halberstadt noch zwei „Graue Höfe"; den zu Aschersleben erhielt es 1309 vom Fürsten Otto von Anhalt, den zu Quedlinburg gab Graf Ulrich, welcher Ansprüche darauf erhoben hatte, 1310 wieder frei. Den Erwerbungen, welche guten Fortgang nahmen, stehen auch einige Veräußerungen gegenüber. Im Anfange des 14. Jahrhunderts verkaufte das Kloster acht Bergteile am Rammelsberge dem Stifte Walkenried; im Jahre 1422 das Gut Kamperode zwischen Halberstadt und Quedlinburg, weil dasselbe völlig verwüstet war, so daß seine Wiederherstellung große Kosten verursacht haben würde; 1454 trat Abt Heinrich III., um einem beim päpstlichen Stuhle anhängigen kostspieligen Prozesse ein Ende zu machen, der Stadt Aschersleben die Fischerei im dortigen See für 1000 Goldgulden ab. — Wenn auch der größte Teil seiner Besitzungen — Güter, Waldungen, einzelne Grundstücke, Zehnten, Korn- und Geldgefälle, Kirchen ꝛc. — in der oberen Bodegegend lag, so bebaute es doch u. a. auch eine Einöde in Mecklenburg. Daß aber die Sorge des Klosters nicht in äußerem Besitz aufging, geht daraus hervor, daß im 15. Jahrhundert nicht weniger als zehn Michaelsteiner in Leipzig und Erfurt studierten.

Die Glanzzeit des Klosters erreicht mit dem Bauernkriege ihr Ende. Am Mittwoch nach Jubilate 1525 warfen sich Rotten wütender Bauern auf Michael-

stein, dessen wertvolles Gut, der Außenhof Winningen, schon in der Woche nach Ostern verwüstet und ausgeplündert war, durchtobten die leeren Räume „unter gotteslästerlichem Fluchen, zerschlugen Fenster und Thüren und suchten vergebens nach Schätzen. Aber die Beute, welche sie fanden, entsprach ihren Erwartungen nicht; was an wertvollen Gegenständen, Gold- und Silbergerät dort vorhanden gewesen war, hatten die vorsichtigen Mönche längst in Sicherheit gebracht.“ (Leibrock.)

Die Klosterinsassen waren beim Herannahen der Bauern glücklich über Heimburg nach Halberstadt entkommen (vergl. „Regenstein“) und getrauten sich nicht, in ihre Heimat zurückzukehren. Am 20. Juni 1525 forderte der Kardinal Albrecht von Halle aus den Domdechanten, sowie den Scholaster und den Schatzmeister des Liebfrauenstifts zu Halberstadt auf, den Abt und die Brüder zur Rückkehr und zur Wiederaufrichtung des Klosters zu bewegen. Während der Schaden, den die Bauern in diesem angerichtet hatten, nicht von großem Belange war, wurde es acht Jahre später (1533) von einer Schar, welche Wilhelm von Haugwitz, ein Feind des Herzogs Georg von Sachsen, anführte, arg verwüstet. In finsterer Nacht erstieg sie die Klostermauern, raubte und plünderte und steckte die Gebäude in Brand. Alles Holzwerk sank in Asche, und der obere Teil des Mauerwerks wurde derart beschädigt, daß er völlig neu aufgeführt werden mußte. So wurde das Kloster genötigt, einen Teil seiner Besitzungen zur Bestreitung der Baukosten zu veräußern. Die Kirche ward nicht wiederhergestellt, sondern statt ihrer die Kapitelstube zum Gottesdienste benutzt.

Als der Abt Andreas Rödel starb, welcher den Bau des Klosters geleitet hatte, wählten die noch vorhandenen sieben Konventualen den bisherigen Subprior Gregor Schwarz zum Abte. Dieser, schon längst Luthers Reformation zugethan, übergab im Jahre 1544 das Kloster mit allen Gütern, Einkünften und Gerechtsamen samt dem Archiv und den Siegeln dem Grafen Ulrich V. von Blankenburg und begnügte sich mit dem Priorat. Graf Ulrich ernannte nun seinen Sohn Ernst zum Abt.

Dieser Übertragung widersprach aber das Stift Quedlinburg, und der Schutzherr desselben, Herzog Moritz von Sachsen, nahm nicht nur den Grauenhof in Quedlinburg und das Gut Winningen ein, sondern er besetzte auch das Kloster mit Truppen. Indes mußte die Äbtissin Anna, als Kaiser und Papst jene Übertragung genehmigten, sich dazu verstehen, den Grafen Ernst als Abt (1544) zu bestätigen. Im Jahre 1562 trat Ernst seine Würde seinem Bruder Kaspar Ulrich ab. Dieser errichtete in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst als dem regierenden Grafen am 28. März desselben Jahres einen Vertrag mit der Äbtissin Anna, nach welchem den Grafen das Patronat des Klosters, die Ernennung und Präsentation des Abts, der Äbtissin aber die Bestätigung desselben zustehen sollte. Außerdem wurde dem Stifte der Grauehof in Quedlinburg, ein Hof in Rieder mit Länderei und Zehnten, sowie jährlich 90 Thaler und die Besetzung von zwei Freistellen in der Klosterschule zugestanden, auch vereinbart, daß der Abt der Äbtissin Obedienz und Reverenz zu geloben und für seine Bestätigung 100 Thlr. zu zahlen habe.

Nach Kaspar Ulrichs Tode folgte 1575 als Abt Graf Ulrich, Ernsts ältester Sohn. Da er minderjährig war — er studierte damals in Halberstadt — so ward Nikolaus Pape zu seinem Vikar bestellt. Als Ulrich schon 1578 starb, wurde sein neunjähriger Bruder Ernst II. und nach dessen Tode 1594 der dritte Bruder Martin zum Abte bestellt. Er starb schon 1597 mit

Hinterlassung eines zweijährigen Sohnes Johann Ernst. Da außer diesem Knaben kein Glied des einst so zahlreichen Geschlechts mehr vorhanden war, so erneuerte der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig als Lehnsherr der Grafschaft Blankenburg-Regenstein am 21. Mai 1597 mit der Äbtissin jenen Vertrag von 1566 in der Weise, daß im Falle des Erlöschens des Grafenhauses der jedesmalige regierende Herzog die Patronatsrechte ausüben, die Äbtissin aber statt der ihr damals zugebilligten 90 Thlr. künftig 100 Thlr. aus den Einkünften des Guts Winningen erhalten sollte. Dieser Vertrag trat früher in Geltung, als man erwarten konnte, denn schon 1599 verstarb der vierjährige Abt Graf Johann Ernst.

Von 1544 an bestand der Konvent aus dem Prior, Subprior, Rektor und Kantor. Die Schule war auf 24 Knaben berechnet, welche sämtlich Freistellen hatten. Im Jahre 1600, in welchem der Anstalt nach ihrem Übergange an Braunschweig eine Schulordnung gegeben wurde, war die Rektorstelle bereits 13mal vakant gewesen, gewiß nicht zum Vorteil der Schule. Der Kursus war dreijährig; wer die Schule vor Beendigung desselben verließ, mußte nach dem Artikel 34 der Schulordnung die Kosten seiner Ausbildung erstatten. Der Lektionsplan war folgender:

Rektor:		
Montag und Donnerstag in Klasse I	6 Uhr:	Grammatik.
	8 „	Dialektik.
	1 „	Dialektik.
Dienstag und Freitag	6 „	Katechesis (Chytraei).
	8 „	Stilübungen.
Mittwoch und Sonnabend	6 „	Griech. Gramm. (Meceleri).
	1 „	Dialektik und Hesiod.
Kantor:		
Montag und Donnerstag	7 Uhr:	Briefe Ciceros.
	12 „	Musik.
	2 „	Terenz.
Dienstag und Freitag	7 „	Prosodie (et argumenta).
	9 „	Katechismus.
Mittwoch und Sonnabend	7 „	Rhetorik (Talaei).
	8 „	Syntax.

Während des blankenburgschen Besitzes, wo das Kloster noch unter den Nachwehen des Bauernkrieges und der Zerstörung durch Räuber zu leiden hatte, verminderte sich das Besitztum, abgesehen von den im Vertrage von 1566 vereinbarten Abtretungen, nicht unwesentlich: 1575 wurde der Eichenberg, 1594 das Eberholz verkauft, 1549 auf die lüneburgschen Salzteile 1000 Thlr. und 1000 Goldgulden, 1569 ferner 5300 Thlr. und 1591 noch 1700 Thlr. angeliehen, so daß dem Kloster nur zwei halbe Pfannen übrig blieben. 1566 erborgte es auf den Grauenhof zu Aschersleben 5000 Thlr., zur Zeit des Abts Ernst II. noch 2000 Thlr. Als später Herzog Julius August abermals 2000 Thlr. auf diesen Hof anlieh, war die Summe zur Einlösung zu hoch, und die Stadt Aschersleben erwarb nun den wertvollen Besitz durch eine Schlußzahlung von noch 6500 Thlr. Auch die Zehnten von Seedorf, Hergsdorf und Haseldorf gingen verloren, indem Graf Ernst II. dem Rate von Aschersleben gestattete, dieselben für die Pfandsumme von 3500 Thlr. einzulösen;

und vom Grauenhofe zu Halberstadt wurde so viel veräußert, daß zuletzt nur 11 Häuser übrigblieben.

Als Herzog Heinrich Julius von der ihm anheimgefallenen Grafschaft Blankenburg Besitz ergriff, ernannte er seinen Bruder Julius August zum Abte von Michaelstein. Dieser nahm auch seinen Wohnsitz daselbst. Ihm folgte 1619 sein Neffe Christian, seit 1617 bereits Bischof von Halberstadt. Er ist der „tolle Christian“ des dreißigjährigen Krieges, dessen Begeisterung für die Sache der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, der Gemahlin des unglücklichen böhmischen „Winterkönigs“ Friedrich, dessen Tapferkeit und Kaltblütigkeit zu bekannt sind, als daß ich hier näher darauf eingehen dürfte. 1624, zwei Jahre vor seinem frühen Tode, legte er seine Abtswürde nieder. Ein Jahr vorher, als er mit seinem Heere in den Harzlanden lagerte, hatte er, um Geld zur Kriegsführung zu gewinnen, das Gut Winningen dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen für 30000 Thlr verpfändet und damit den Grund zu langjähriger Entfremdung dieses wertvollen Michaelsteinschen Besitzes und zu langwierigen Prozessen seines Hauses gelegt. Fürst Ludwig trat nämlich 1647 jenes Gut dem Grafen von Königsmark für 1000 Dukaten ab, und dessen Söhne überließen es 1662 dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg. Vergeblich bemühten sich das Kloster und seine Patrone um die Wiedereinlösung. Ein 1674 beim Reichskammergericht anhängig gemachter Prozeß zog sich durch 109 Jahre hin; doch fiel die Entscheidung am 28. November 1783 dahin aus, daß der Landgraf das Gut dem Kloster Michaelstein binnen drei Monaten zurückgeben und alle seit dem 14. Oktober 1674 erhobene Nutzung, vorbehältlich der in das Gut verwandten Meliorationen ersetzen solle. Aber trotz dieses günstigen Erkenntnisses verging noch manches Jahr, bis das Kloster zu seinem Rechte kam.*)

Christian war der letzte Herzog, welcher mit der Abtswürde bekleidet wurde. Sein nächster Nachfolger war der Hofrat Dr. jur. Wilhelm Böckel 1625—1628. Nach seinem Tode blieb die Prälatur längere Zeit unbesetzt. Im Jahre 1629, nach dem Erlaß des Restitutionsedikts, ergriff nämlich der katholische Abt von Riddagshausen unter dem Schutze der siegreichen kaiserlichen Waffen Besitz von Michaelstein, und die Cisterzienser „verwandelten die Katheder in Beichtstühle“. Freilich flohen sie vor den schwedischen Dragonern, welche nach Tillys Niederlage bei Leipzig am 7. September 1631 die Harzlande, den Feind verfolgend, durchstreiften, aber 1636 kehrte der Orden abermals zurück und blieb bis 1640. Der erste lutherische Abt nach diesem verderblichen Kriege, Hennig Brose aus Bockenem (1644—1646), nahm seinen Wohnsitz auf Michaelstein und liegt vor dem Altar der Kirche begraben.

---

*) Das Reichskammergericht ging früher zu Ende, als dieser Prozeß. Da der Landgraf gegen jenes Erkenntnis das Rechtsmittel der restitutio in integrum eingelegt hatte, so wies das Königl. Obertribunal die Sache unter dem 12. März 1833 an das Oberlandesgericht zu Halberstadt. Gegen die Erkenntnisse des ersten Senats desselben vom 17. Dezember 1836 und des zweiten vom 1. November 1842, sowie des Königl. Kreisgerichts Quedlinburg vom 29. September 1849 wurde von beiden Seiten Berufung eingelegt, und erst ein Erkenntnis des Appellationsgerichts zu Halberstadt vom 9. Oktober 1850 brachte den 176 jährigen Prozeß zu Ende. Der Landgraf mußte nicht nur das Hauptgut, sondern auch den davon abgezweigten Neuenhof und die den Bauern überlassenen 18 Hufen (698 Morgen) Landes gegen Zahlung des Pfandschillings von 56000 Thlr. und eines Ersatzwertes für Gebäude ꝛc. von 35306 Thlr zurückgeben. Damit hatte die herzogliche Kammer ein Besitztum von 4300 magdeb. Morgen des schönsten Bodens nach 227 jähriger Entfremdung zurückerworben.

Unter ihm wurde die Schule wieder hergestellt. Allerdings bestimmte eine Klosterordnung des Herzogs August vom Jahre 1655, daß mit den Klöstern hinfort nur Kinderschulen verbunden sein sollten. Indes wurde betreffs Michaelsteins eine Ausnahme gemacht, die Schule bestand in ihrer früheren Einrichtung bis in das 18. Jahrhundert fort.

Im Jahre 1717 errichtete Herzog Ludwig Rudolf hier ein Predigerseminar. Die Zahl der Konventualen, welche bisher noch fünf betragen hatte, ward auf Abt, Prior und Subprior beschränkt und das Seminar aus drei Kandidaten der Theologie als Kollegiaten und zwei Stipendiaten gebildet. Von den Kollegiaten war der älteste ordinierter Senior, die beiden andern versahen als Lektor und Präceptor die Schule. Da sich indes bald herausstellte, daß den jungen Theologen bei ihrem Schulunterricht, bei Abhaltung von täglich drei Horen in der Klosterkirche, bei ihren Predigten und Katechismuslehren in der Klosterkirche und in Schloß- und Stadtkirche zu Blankenburg für ihr Studium zu wenig Zeit blieb, so wurde die Schule im Jahre 1721 unter Zustimmung der Äbtissin von Quedlinburg aufgehoben und dieser das Recht eingeräumt, zu einer der auf fünf vermehrten Kollegiatstellen einen Kandidaten zu präsentieren. Die Stelle des Abtes wurde seit 1727 stets mit einem Professor der Universität Helmstedt besetzt. Einige Male im Jahre mußte er sich in Michaelstein einfinden, im übrigen vertrat ihn der Prior.

Da die Kapitelstube dunkel und baufällig war, so erbaute Herzog Ludwig Rudolf an Stelle der alten Försterei eine neue Klosterkirche; sie wurde am 17. März 1720 vom Abt Finen in Gegenwart des Herzogs eingeweiht. Die übrigen Gebäude hatte dieser schon 1714 gründlich restaurieren lassen.

Jetzt ist auch das Kollegiatstift längst wieder eingegangen, und Michaelstein ist nun ein Vorwerk der Domäne Heimburg. Die Zubehörungen sind trotz der früheren Veräußerungen und späteren Abtrennungen noch immer beträchtlich. Gilbert zählt im Jahre 1795 außer den „ausländischen" Besitzungen und den zwei halben Lüneburger Salzpfannen 1268 Morgen Ackerland, 150 Morgen Wiesen, große Waldungen, 19 Teiche, 4 Mühlen und das Außenwerk Helsungen auf.

Von dem alten Kloster sind außer einigen Gewölben nur die sehenswerten Kreuzgänge vorhanden. Auf der Südseite derselben war ehemals eine Buchdruckerei; im Süden des Kruggartens befand sich die Münze — denn Michaelstein besaß, wie viele Klöster, die Münzfreiheit. Von zahlreichen Gebäuden, vom „Mönchenhofe", der Schäferei u. a. kennt man noch die Grundmauern. Die umfangreichen Fundamente auch auf der Klostertrift und bei den „Hans Mönch" und „Henning Mönch" genannten Felsen zeigen, daß die alte Klosteransiedlung einst bedeutenden Umfang gehabt hat. (Diese etwa 7 m hohen nackten Klippen sind, wie Behrens 1703 schreibt, „von der spielenden Natur also gebildet worden, daß sie die Gestalt zweier Mönche gar artig vorstellen.")

29. Der Regenstein.*)

Die Sage führt die Anlage dieser interessanten Felsenburg in sehr frühe Zeit zurück. Nach dem Jahre 479, so erzählt eine Chronik aus der Mitte

*) Paul Jovius, Gesch. der Grafen von Reinstein und Blankenburg in „Sammlung vermischter Aufsätze zur sächsischen Gesch." (Chemnitz 1772.) Band 7 S. 348—375. — Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg (Wernigerode (1788). — Leuckfeld, antiquit. Blanckenburg. (Frankfurt und Leipzig 1708). — von Rohr, Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes (Frankfurt und Leipzig 1736). — Leibrock,

des 15. Jahrhunderts, „geven de Sassen eynem eddeln Manne, de was strytbar unde wonede in dem Torppe to Bedekenstidde (Beckenstedt), de heyt Hateboldus, eyne Stidde vor dem harte to buwende, wur öne dat bet gevelle; so rechte he sick na örem Bode unde reyt vor dem harte here unde fand eynen groten Steynen-Berch unde sprack: Düsse Steyn is gereghent, darupp schall myne Wonung wesen! unde buwede upp den Steyn eyne Borch unde wart geheten de Grave to Reghensteyn."

Fällt der Versuch, den diese Sage in Deutung des Namens macht, nicht eben sehr glücklich aus, so ist man doch auch heute in Erklärung desselben noch keineswegs einig. Während nämlich die einen — und das liegt wohl am nächsten — im Hinblick darauf, daß die Sandsteinfelsen, welche die Burg tragen, eine lange Reihe bilden, bei dem Namen an das niederdeutsche Rege, d. i. Reihe denken*), finden andere darin das altdeutsche ragin, d. i. raten, und sprechen damit den Felsen als einen Versammlungsort der heidnischen Germanen an.

Daß der Regenstein eine vorchristliche Begräbnisstätte ist und von seinen Umwohnern in Kriegszeiten als natürliche Festung benutzt wurde, ist durch Funde mancherlei Art erwiesen. Abgesehen von einer schanzenartigen Erhöhung auf der öden, im Norden an den Fels schließenden Sandfläche des Heerses, aus welcher zahllose Urnen und Urnenscherben — auch eine Streitaxt von Grünstein — herausgeholt sind, finden sich solche mit Knochen untermischte Überreste aus ältester Zeit auch unterhalb des Turmes in einem etwa 2½ m breiten Rasenstreifen, welcher den äußersten Felsrand, der steil in das Thal (den sogen. Vogelgesang) abstürzt, von der nach Nordwesten ziehenden glatten Wand scheidet. Und wie man auf der Höhe des Regensteins u. a. eine Pfeilspitze von Feuerstein gefunden hat, so wurde in halber Höhe der nördlichen Abdachung neben einer nur mit Mühe und Gefahr erreichbaren Felspartie von auffälliger Form vor einigen Jahrzehnten zufällig eine Höhle mit einer großen Anzahl bronzener Streitäxte entdeckt.

Wenn der Fels des Regensteins hiernach schon in der Stein- und Bronzezeit (s. S. 28 f.) den Umwohnern als Zufluchtsstätte diente, und wenn es recht wohl glaubhaft ist, daß diese auch zur Zeit Heinrichs des Vogelstellers hier vor den Hunnen Schutz suchten, so wird doch die **Burg** nicht vor dem Jahre 1100 genannt.

Ihre Geschichte ist so eng mit der des Grafenhauses verknüpft, welches sich nach den Burgen Blankenburg und Regenstein benannte, daß wir schon an dieser Stelle näher auf dieselbe eingehen müssen.

Der älteste bekannte Graf in diesem Teile des Harzgaues ist der anscheinend dem Hause von Walbeck angehörende Liudger, welchen Urkunden von etwa 1021, von 1022 und 1031 nennen, und welcher 1033 bei Werben im Kampfe gegen die Slaven fiel. Im Jahre 1052 übertrug Kaiser Heinrich III. diese Grafschaft dem Bischof von Halberstadt, so daß Liudgers Söhne Luther und Bernhard sie seitdem vom Stifte zu Lehen trugen. Von des letzteren Sohne Gebhard**) kam sie an dessen Sohn Lothar von Supplingenburg, den

Chronik der Stadt und des Fürstentums Blankenburg. (Blankenburg 1864. 1865.) — **Steinhoff**, Der Regenstein. (Blankenburg 1883.) — Zahlreiche Aufsätze in der Zeitschrift des Harzvereins u. a.

*) **Stübner** erklärt Reinstein als Grenzstein.

**) Dieser, der schon früh — am 9. Juni 1075 in der Schlacht bei Hohenburg a. d. Unstrut — fiel, wird als Graf im Harzgau urkundlich allerdings nicht genannt.

späteren Kaiser. Dieser übertrug sie, wohl bald nach seiner Wahl, seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen von Bayern, — 1129 war er im Besitz derselben.

In einer Urkunde vom 7. Juni 1128 erscheint nun zum erstenmal ein Poppo von Blankenburg in derselben Gegend als Graf. Er kann indes, da auch noch 1173 Herzog Heinrich der Löwe in einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. als Graf im Harzgau aufgeführt wird, dieses Amt von den Welfen nur zu Afterlehen getragen haben, deren Lehnsmann er auch betreff der Blankenburg und des Regensteins war. Wahrscheinlich verdankte er diese Gunstbezeigung seiner Verwandtschaft mit dem Kaiser Lothar. Der Vater seiner Gemahlin Richenza, Siegfried III. von Northeim, war nämlich der Bruder Heinrichs des Dicken von Northeim, des Vaters der Kaiserin Richenza.

Später erscheinen die Grafen von Blankenburg und Regenstein hinsichtlich des Grafenamts — doch nicht hinsichtlich der genannten Burgen mit ihrem Zubehör — als unmittelbare Lehnsträger des Stifts Halberstadt; Heinrich der Löwe wird also dieses Lehn nach seinem Sturze im Kampfe mit dem ihm feindlichen Bischofe nicht haben behaupten können. Daß die Besitzungen der Blankenburg-Regensteiner auf dem Harze dagegen mit Ausnahme einiger gandersheimschen und halberstädtschen Lehnstücke, also das Gebiet, welches man später als Fürstentum Blankenburg bezeichnete, von dem welfischen Hause zu Lehen herrührten, ist auch später ohne jede Verdunkelung aus den Lehnsurkunden ersichtlich. Das in den Jahren 1209—1227 aufgestellte Lehnregister des Grafen Siegfried II. führt sogar die einzelnen Güter nach den drei Lehnsherren desselben, den Söhnen Heinrichs des Löwen, gesondert auf. Danach trug der Graf vom Kaiser Otto IV. seinen Anteil am eigentlichen Gebirge, Hasselfelde mit Umgebung, vom Herzog Wilhelm Blankenburg und die östlich daran schließenden Güter, vom Pfalzgrafen Heinrich seinen Besitz um Derenburg zu Lehen.

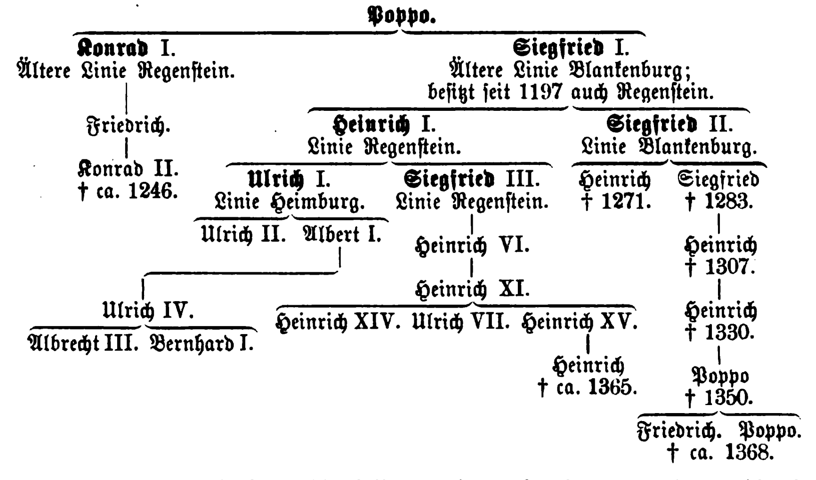
Nach dem Tode Poppos, der zuerst gegen 1107, in der Harzgegend zuerst um 1122, als „Graf“ (wie bereits erwähnt wurde) zuerst 1128, als Graf „von Blankenburg“ von 1130—1162 erwähnt wird, heißt sein ältester Sohn Konrad I. (1143—1197 erwähnt) Graf von Regenstein, sein dritter Sohn Siegfried I. (der zweite, Reinhard, war Dompropst in Halberstadt), welcher von 1143 bis 1182 vorkommt, Graf von Blankenburg. Bald nachher wurde indes die Bezeichnung „von Regenstein“ zum Gesamtnamen des Geschlechts. Nach Siegfried I. Tode erscheinen nur dessen Söhne Heinrich I. (1172 bis 1241) und Siegfried II. (1186—1245), nicht aber zugleich Konrad I. und dessen Nachkommenschaft, die schon 1246 erlosch*), als Inhaber des Grafenamts. Dagegen verwalteten die beiden Linien, welche nach Heinrichs Tode dadurch entstanden, daß Ulrich I. (1219—1267) Heimburg mit Benzingerode, Börnecke u. s. w., der jüngere Bruder Siegfried III. (1219—1251) Regenstein erhielt, das Grafenamt bis zum Aussterben der Regensteiner Linie gemeinschaftlich. Die Grafen dieser Linie waren nach Siegfried Heinrich VI. (1251—1283), dessen Sohn Heinrich XI. (1267—1312), dessen drei Söhne Heinrich XIV. (1294—1314), Ulrich VII. (1287—1336) und Heinrich XV.

*) Konrad I. trat, anscheinend bald nach 1173, in ein Cisterzienserkloster; sein Sohn Friedrich und dessen Sohn Konrad II. behielten wenig mehr als den Titel, so daß sich Siegfried II. aus der jüngeren Linie schon 1197 Graf von Regenstein und Blankenburg schreiben konnte. Friedrich wird nach diesem Jahre nicht mehr genannt, Konrad II., der mit den deutscheu Rittern gegen die Dänen kämpfte, zuletzt 1246.

(1312—1358) und des letzteren Sohn Heinrich. Aus der Heimburger Linie waren gleichzeitig an der Verwaltung der Grafschaft beteiligt: Ulrich II. (1246—1300) und dessen Bruder Albert I. (1246—1287), des letzteren Sohn Ulrich IV. (1275—1333) und dessen Söhne Albrecht III. (1310 bis 1348) und Bernhard I. (1310—1361).

Etwa gleichzeitig mit der zweiten Linie Regenstein starb auch die durch Siegfried II., dem Bruder Heinrichs I., begründete Linie Blankenburg aus, deren Herrschaft Schloß und Stadt Blankenburg, einen großen Teil des Gebirges mit Hasselfelde und Stiege und die Gegend von Blankenburg bis zum Flusse Bode mit dem Schlosse Westerhausen und dem Gericht Warnstedt umfaßte. Die letzten Grafen dieser Linie, Poppo und dessen Söhne Friedrich und Poppo, nennt eine die Münze in Halberstadt betreffende Urkunde vom Sonnabend nach Martini 1367. Im Jahre 1368 waren sämtliche Besitzungen des Hauses in der Hand der Grafen von Regenstein-Heimburg vereinigt.

Der Übersichtlichkeit wegen stelle ich die Grafen aller erwähnten Linien unter Fortlassung der Nebenglieder zusammen.



Als die Linie Heimburg die beiden andern beerbte, war indes die Zeit des Glanzes für das Grafenhaus bereits vorüber und die ansehnliche Macht, welche den Grafen noch vor kurzem fast die Stellung von Reichsfürsten gewährt hatte, arg geschmälert. Unter den Ursachen dieses Rückganges stehen die langjährigen unglücklichen Fehden mit den Bischöfen von Halberstadt oben an.

Zur Zeit, da Albrecht I. aus dem Hause Anhalt 1303 den bischöflichen Stuhl von Halberstadt bestieg, war die weltliche Macht desselben überaus gering. Die ehemals sehr ausgedehnten bischöflichen Besitzungen im Harzgau waren bis auf einen verhältnismäßig kleinen Rest nach und nach in fremde Hände gegeben; das Grafenamt trugen die Grafen von Regenstein seit nun fast zwei Jahrhunderten zu Lehen, und der Lehnscharakter desselben war fast in Vergessenheit geraten; auch in Osterwiek beanspruchten sie Herrschaftsrechte, in Halberstadt wuchs das aufstrebende Bürgertum dem Bischof an die Schultern heran, und von den beiden Schlössern Hornburg und Langenstein, die mit seinen beiden Städten das unmittelbar bischöfliche Gebiet ausmachten, war jenes nur in einem Kampfe mit Braunschweig von Wert.

Ein Kampf mit den Grafen von Regenstein schien wenige Aussichten auf Erfolg zu versprechen. Hatte doch die Linie Heimburg ihr ursprüngliches Besitztum beträchtlich zu vergrößern und die Zahl ihrer festen Plätze zu verdoppeln verstanden: im Norden des Gaues hatte sie Westerburg von den Herzögen von Braunschweig, im Nordosten Crottorf vom Erzstifte Magdeburg als Lehen erworben und hier als eine uneinnehmbar geltende Feste errichtet; von größerem Belange aber noch war die erlangte Belehnung mit der Edelvogtei des Stifts Quedlinburg, mit welcher die Vogtei über die Stadt Quedlinburg, der Besitz der Lauenburg, des Fleckens Ditfurt und einer Reihe anderer Ortschaften verbunden war. Die Linie Regenstein war im Besitze ihrer Burgen Regenstein, Derenburg und Schlanstedt und des ihnen seit lange verpfändeten Schlosses Emersleben mindestens ebenso stark. Auf die Unterstützung der Blankenburger Grafen war freilich nicht zu rechnen; sie waren ihren Vettern völlig entfremdet und gingen eigene Wege.

Den ersten Schritt zur Schmälerung der ihn einengenden und bedrohenden Macht der Regensteiner machte der Bischof damit, daß er ihnen die Pfandschaft des Schlosses Emersleben kündigte. Um die beiden Linien miteinander zu verfeinden, gab er dann dem Grafen Ulrich von Heimburg die Burg Schwanebeck, welche er soeben auf diesem den Grafen von Mansfeld abgekauften Gute errichtet hatte, in Pfandbesitz. Als es ihm bald nachher auf krummen Wegen und mit Gewalt gelang, von der Erbschaft des 1315 verstorbenen Fürsten Otto von Anhalt zu Aschersleben zunächst Schneitlingen und Wegeleben und nach dem Tode seines Bruders Bernhard auch Aschersleben in Besitz zu bekommen, umklammerte er mit den neu erworbenen Landen nicht nur teilweise das Gebiet der Regensteiner, sondern schob damit auch einen sprengenden Keil zwischen des Grafen Ulrich Quedlinburger Gebiet und dessen nördliche Besitzungen mit Crottorf und Schwanebeck. Die vergeblichen Versuche seines Neffen, des jungen Fürsten Bernhard „des Beraubten", dem Bischof Burgen und Städte abzugewinnen, zeigten diesem, daß er einen einzelnen seiner Nachbarn nicht zu fürchten brauche.

Mit Verdruß mußte er wahrnehmen, wie Graf Ulrich von Heimburg das gleiche Ziel, planmäßige Vergrößerung und Abrundung seines Gebiets, ins Auge faßte, wie dieser, die Geldverlegenheit seiner Blankenburger Vettern sich zu nutze machend, ihnen wertvolle Güter, namentlich einen an die Lauenburger Forsten anschließenden großen Bezirk im Harze (Allrode, Stiege, Hasselfelde u. s. w.) abkaufte — für den Bischof fiel bei diesen Verkäufen nur der Königshof im Bodethale (s. S. 508) ab; wie Ulrich Burg und Gericht Gersdorf bei Quedlinburg vom Fürsten Otto von Anhalt als Lehen erwarb und nun im (jetzt wüsten) Reindorf am Bruche, einem Zubehör von Schwanebeck, eine Burg zu bauen begann. Da gebot er dieser Erstarkung seines Lehnsmannes, dem er seine Lehen zu entwinden sich vorgesetzt hatte, mit der Erklärung Halt, daß er selbst eine Burg in Reinstadt zu bauen sich genötigt sehen würde, wenn Ulrich seinen Bau ausführe, gab auch seiner Feindseligkeit gegen diesen dadurch jetzt offenen Ausdruck, daß er in die gräflichen Befugnisse in der Ditfurter Gegend eingriff. Doch gelang es der Vermittelung der Grafen von Mansfeld und Wernigerode, den Ausbruch des Kampfes einstweilen zu verschieben.

Zu Ende des Jahres 1322 starb Ulrich IV., und es folgte ihm sein Sohn Albrecht III. „Durch Hoheit des Geistes wie durch körperliche Kraft ausgezeichnet, galt er für eben so unerschrocken im Gefecht wie tüchtig im Rat. Einen besonders hervorstechenden Zug seines Charakters bildete sein hochent-

wickelter Sinn für die Erhaltung des bestehenden Rechtes; stets gern bereit, fremde Befugnisse zu achten, ahndete er unnachsichtig Verletzungen der eigenen. Die Energie, mit welcher er in solchen Fällen gegen Eingriffe fremder Machthaber in seine Rechte oder gegen Unbotmäßigkeit seiner Unterthanen einschritt, hat ihm vielen Haß eingetragen und es hauptsächlich verschuldet, daß sein Bild mit entstellenden Flecken überliefert ist, welche vor einer leidenschaftslosen Betrachtung seines Handelns schwinden. Die Aufgabe, deren Lösung sein Vater mit gutem Erfolge begonnen, seine Herrschaft zu wahrhaft fürstlicher Macht zu erweitern, erfüllte seine ganze Seele." (v. Schmidt-Phiseldeck.) Einen treuen Gehilfen fand er dabei an seinem Bruder Bernhard, welcher seine Domherrnstelle in Halberstadt aufgab, um mit ihm in Eintracht Arbeiten und Sorgen zu teilen.

Günstig wie sonst nie waren damals die Aussichten der Heimburger Brüder. Der Mannsstamm der Grafen von Falkenstein war am Erlöschen, und Albrechts III. Gemahlin Oda von Falkenstein war die einzige rechtmäßige Erbin. Und auch die Grafen von Regenstein (der von Siegfried III. begründeten Linie) gingen unerwartet ihrem Ende entgegen. „Im Volksmunde hieß es, daß von dem Hause des mächtigen Grafen Heinrich XI. Glück und Stern gewichen sei infolge schwerer Blutschuld, die er auf sich geladen, indem er, wie man sagte, im Jahre 1311 eine Anzahl Tempelherren zu Schlanstedt ermorden ließ. Im Jahre darauf, 1312, starb Graf Heinrich; schon zwei Jahre nachher nahm auch seinen gleichnamigen Sohn und Regierungsnachfolger die Gruft auf. Da war dessen nächster Bruder, Graf Ulrich VII., aus dem Domkapitel zu Magdeburg, in das man ihn schon früh aufgenommen hatte, wieder ausgeschieden, hatte die Zügel der Regierung ergriffen und sich vermählt; doch blühte ihm keine männliche Nachkommenschaft. Von den außer ihm vorhandenen jüngeren Brüdern war einer unvermählt gestorben, und die beiden andern waren in den geistlichen Stand getreten. So durfte Graf Albrecht als nächster Agnat sehr wohl den Anfall der Lande seiner Vettern in seine politische Berechnung ziehen." (v. Schmidt-Phiseldek.)

Da sie gleich der Falkensteinschen Erbschaft ihm bei ruhiger Entwickelung der Verhältnisse von selbst zufallen mußten, so suchte er sich den Frieden zu erhalten; er einigte sich mit dem Bischof wegen des Neindorfer Burgbaues und hielt sich von den Aschersleber Streitigkeiten fern. Als indes die Grafen von Wernigerode, vom Stifte Walkenried durch eine Geldsumme gewonnen, dem schwachen Ulrich VII. von der Regensteiner Linie die Vogtei von Schauen zu entziehen trachteten, leistete Albrecht seinem schwachen Vetter kräftigen Beistand.

Am 14. September starb Bischof Albrecht I., der kriegerische Anhaltiner. Seine Anhänger im Domkapitel stellten den thatkräftigen Herzog Albrecht von Braunschweig, die den ruhigen Genuß ihrer Pfründen liebenden Domherren den friedfertigen Ludwig von Neindorf auf die Wahl. Letzterer erhielt die Mehrzahl der Stimmen, aber der Erzbischof Matthies von Mainz bestätigte, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, den Herzog Albrecht und führte ihn in sein Amt ein. Dieser blieb auch im Besitze des Bistums, als jene gegen ihn ausfiel.

Fürst Bernhard der Beraubte hatte, vom Neindorfer einen friedlichen Ausgleich erwartend, den günstigen Augenblick zum Wiedergewinnen seines Erbes verstreichen lassen. Und als er nun nach Albrechts II. Einsetzung losschlug, trat dieser ihm so unerschrocken und glücklich entgegen, daß er mit ihm

einen Waffenstillstand zu schließen und dem Schiedsspruche des Grafen Heinrich von Blankenburg sich zu fügen sich bereit finden ließ. Der Spruch lautete auf Aufrechterhaltung des Besitzstandes bis zur Entscheidung des kaiserlichen Hofgerichts.

Noch während des Kampfes begann Bischof Albrecht, den Plan seines Vorgängers mit kluger Berechnung aufnehmend, die weitere Schwächung unsers Grafenhauses. Nachdem er zunächst vom Grafen Albrecht das dessen Vater verpfändete Schloß Schwanebeck eingelöst hatte, bereitete er den Abfall der Stadt Quedlinburg, in welcher jenem als dem Edelvogte des Stiftes Hoheit und Obrigkeit zustand, dadurch vor, daß er 1326 Heinrich einen Schutzvertrag „gegen jedermann“ mit dem Rate schloß und seine Städte Halberstadt und Aschersleben veranlaßte, sich mit Quedlinburg zu Schutz und Trutz zu verbinden. Dann bewog er 1332 den letzten Grafen von Falkenstein, Bernhard, Albrechts von Heimburg Schwager, der — des Regierens ungewohnt — sich nach dem Domherrnstifte in Halberstadt zurücksehnte, ihm die eigentliche Grafschaft Falkenstein gegen eine Leibrente und eine Domherrnkurie zu verkaufen und in die Burgen Falkenstein und Ermsleben sofort bischöfliche Besatzung aufzunehmen. Daß die falkensteinsche Herrschaft Arnstein in diesen Verkauf nicht eingeschlossen war, konnte den Grafen Albrecht nicht befriedigen: sie war ein magdeburgsches Lehen und wurde auch von den Grafen von Mansfeld in Anspruch genommen.

In der Stille bestimmte er diese zum Verzicht auf ihre vermeintlichen Rechte und verbündete sich mit ihnen, mit den Grafen von Honstein und Wernigerode, sowie mit dem Fürsten Bernhard dem Beraubten. Auch dessen Vettern, die Söhne des Fürsten Albrecht von Anhalt, der einst seinen Anteil an Aschersleben an Halberstadt widerrechtlich verkauft hatte, traten dem Bunde bei. Dagegen hielten sich nicht nur die Grafen von Blankenburg, sondern diesesmal auch die Regensteiner fern. Diese hatten soeben eine unglückliche Fehde mit dem Grafen von Woldenberg gehabt, Graf Heinrich XV., der kaum erst das geistliche Gewand ausgezogen hatte, um seinem kinderlosen Bruder Ulrich zur Seite zu stehen, war in Gefangenschaft geraten und hatte mit schwerem Lösegelde seine Freiheit erkaufen müssen.

Das kaiserliche Hofgericht hatte den Bischof zur Herausgabe der Ascherslebenschen Lande verurteilt. Sobald das Exekutionsmandat eintreffen würde, wollten die Verbündeten losschlagen. Aber Bischof Albrecht erhielt Kunde von der ihm drohenden Gefahr und beschloß, jenen dadurch zuvorzukommen, daß er sie zu sofortigem Angriffe reizte. Er erklärte die Grafen von Heimburg des Gerichts Gersdorf, eines anhalt-ascherslebenschen Lehens, verlustig, weil sie dieses Lehen nicht bei ihm gemutet hatten. Und als Graf Albrecht im Frühjahr 1334, wie üblich, auf der Dingstätte unweit Quedlinburg das Gericht zu halten sich anschickte, da erschien der Bischof, von zahlreichen Quedlinburger Bürgern begleitet und verbot ihm die Hegung desselben. In dem darob entstehenden heftigen Wortwechsel kamen auch des Bischofs geheime Abmachungen mit Quedlinburg zu Tage.

Nach dieser öffentlichen Beschimpfung konnte Graf Albrecht nicht länger zaudern. Auf allen Punkten begann der Kampf. Während Quedlinburg vorläufig nur eingeschlossen ward, legten sich die Verbündeten vor des Bischofs feste Schlösser. Wohl gelang ihnen die Einnahme von Arnstein und Hettstedt, aber Aschersleben, Wegeleben, Schneitlingen, Emersleben und Falkenstein wiesen jeden Angriff zurück, und einem Kampfe im offenen Felde ging der Bischof

klüglich aus dem Wege. Bei dieser die Verbündeten ermattenden, aussichtslosen Kriegführung wurde es dem Herzog Otto von Braunschweig, dem Bruder des Bischofs, nicht allzuschwer, im Sommer 1335 einen Frieden zu vermitteln, der den früheren Besitzstand wieder herstellte, das Aschersleben'sche und Falkensteinsche vorbehältlich weiterer Verfolgung des Rechtsweges dem Bischof, Gersdorf dagegen dem Grafen Albrecht beließ. Der einzige errungene Vorteil war, daß jener seinen Widerspruch gegen die Besetzung der Herrschaft Arnstein aufgab und sich von der Stadt Quedlinburg völlig lossagte.

Nun setzte Graf Albrecht alles daran, diese zum Gehorsam zu bringen. Indem ich betreffs dieser Belagerung und der sagenhaften Gefangennahme des Grafen auf „Quedlinburg" verweise, bemerke ich hier nur, daß der von wütenden Pöbelhaufen aus Halberstadt vertriebene Bischof, als er mit Besorgnis wahrnahm, daß sich die Grafen von Mansfeld und Wernigerode wieder dem Grafen Albrecht von Heimburg anschlossen, klugerweise zwischen diesem und der Stadt Quedlinburg 1338 den Frieden vermittelte. In diesem gestattete der Graf, ohne jeden direkten Verzicht auf seine Rechte, der Stadt, in Bündnis mit dem Bischof zu treten, und versprach, daß die Befestigungen in ihrem Gebiete, welche während des Krieges zerstört waren, nicht wieder aufgebaut werden sollten.

Nachdem dann der Bischof den Aufstand in seiner Hauptstadt unterdrückt hatte, ging er daran, die Freunde der Regensteiner diesen abspenstig zu machen. Den Fürsten Bernhard den Beraubten gewann er dadurch, daß er ihm die Rückgabe von Aschersleben in Aussicht stellte, den Grafen Konrad von Wernigerode dadurch, daß er ihm die Vergrößerung seines kleinen Gebiets auf Kosten der Regensteiner versprach. So blieb diesen nur Burchard von Mansfeld, der Schwiegervater des Grafen Heinrich. Nachdem der Bischof dann noch seine Stellung im westlichen Teile des Harzgaues durch Erwerbung der Burg Wülperode verstärkt hatte, fing er an, auch hier den Regensteinern die Grafenmacht zu untergraben. Er wies die Bürger von Osterwiek an, sich dem Grafengerichte zu entziehen, und reizte die Mönche von Walkenried auf, die Befugnisse der Regensteiner über Schauen von neuem zu bestreiten.

Davon wurden aber beide Linien, Regenstein und Heimburg, betroffen. Graf Heinrich, der letzte der Regensteiner, hatte bereits Derenburg und, wie es scheint, auch den Regenstein selbst, seinen demnächstigen Erben, seinen Heimburger Vettern, eingeräumt und sie in die Mitverwaltung des Grafenamts im Westen aufgenommen. Im Jahre 1343 erklärten sie den Krieg, und dieser war trotz des einzigen Bundesgenossen weniger aussichtslos als früher; in Halberstadt gärte es noch immer, und jetzt wiegelte die niedere Geistlichkeit auch das Landvolk gegen den vom Papste immer noch nicht anerkannten Bischof auf. Da nötigte plötzlich ein Mißgeschick zum raschen und ungünstigen Friedensschlusse: Graf Heinrich fiel in die Gefangenschaft des Grafen von Wernigerode und konnte nur durch Abtretung eines weiten Grafschaftsbezirkes gelöst werden. Um die S. 677 f. aufgezählten Ortschaften abtreten zu können, mußte Graf Heinrich den Mitbesitzern, seinen Heimburger Vettern, zunächst die Burg Regenstein mit allem Zubehör, namentlich dem vierten Teile des Forstes und was er sonst auf dem Harze gehabt, sowie sein gesamtes Gut innerhalb eines die Holzemme hinab bis zu ihrer Mündung und die Bode hinauf bis an den Harz laufenden Kreises samt Vasallen und Lehnsleuten abtreten.

In der Erkenntnis, daß nach jener Abtretung der Rest ihrer im Westen belegenen Besitzungen nicht auf die Dauer zu halten sei, verkauften die Regensteiner Stötterlingen, Hoppenstedt, Bühne, Rimbeck, die Vogtei des Klosters

Stötterlingenburg, sowie Schloß Hessen am Bruch, das sie erst vor kurzem ererbt hatten, den Herzögen von Braunschweig und kauften dafür zur Verstärkung und Abrundung ihres Hauptgebietes von der Linie Blankenburg Schloß Westerhausen mit dem Gerichte Warnstedt.

Da führte Bischof Albrecht gegen die Heimburger unversehens einen Schlag, der sie härter treffen mußte, als alle früheren. Mit erstaunlicher Gewandtheit wußte er den Grafen Heinrich von Regenstein, auf den die Vettern seit jener folgenschweren Gefangennahme gewiß mit einiger Verstimmung sahen, dahin zu bereden, daß er ihm den ganzen Rest seiner Besitzungen verkaufte und ihm sofort nach Abschluß des Vertrages seine Burg Schlanstedt einräumte. Die auf nur 1400 Mark vereinbarte Kaufsumme zahlte der Bischof zur Hälfte bar, für die andere Hälfte gewährte er dem Grafen Heinrich eine Leibrente und eine Wohnung in Emersleben.

Ihre guten Erbrechte mit den Waffen nachdrücklich zu vertreten, fühlten sich die Heimburger, denen nur Burchard von Mansfeld, die unmännliche Handlungsweise seines Schwiegersohnes mißbilligend, zur Seite stand, damals zu schwach. Aber noch einmal schien ihnen ein Hoffnungsstern aufzugehen. Papst Klemens VI. ernannte Albrecht von Mansfeld, Burchards Sohn, zum Bischof von Halberstadt, belegte den Bischof Albrecht II. mit dem Banne und seinen Sprengel, soweit er sich dem Mansfelder nicht fügte, mit dem Interdikte; und Kaiser Karl IV. versprach, jenen gewaltsam aus Halberstadt zu entfernen.

Es war im Frühjahr 1348. „Noch ruhten im Harzgau die Waffen: da ritt eines Tages Graf Albrecht mit nur wenigen Begleitern auf dem Wege von Derenburg nach Westerburg an Danstedt vorüber. Plötzlich stürmte eine Schar bischöflicher Ritter und Knechte, darunter Rudolf von Dorstadt, Albrecht von Bodenteich und Albert von Semmenstedt, auf ihn ein, griff ihn unversehens mit Übermacht an und erschlug ihn. — Ein Schrei der Entrüstung erscholl rings im Lande. Laut beschuldigte man den Bischof, die blutige That angestiftet zu haben. Vergebens erbot er sich, von diesem Verdachte sich durch den Eid zu reinigen: man glaubte ihm nicht; behielt er doch die Thäter nach wie vor in seinem Dienste. Er hat übrigens den Eid nicht geschworen; denn alle weiteren Erörterungen schnitt rasch der Kriegslärm ab. In dem unwiderstehlichen Verlangen, den Ermordeten zu rächen, griffen seine Söhne und Graf Bernhard, sein Bruder, ehe noch weiterer Beistand als der mansfeldische bereit war, voreilig zu den Waffen. Zu ihrem Unheile! Denn nun zeigte sich deutlich, wie sehr Graf Albrecht in der That der bedeutendste und gefürchtetste Gegner des Bischofs gewesen war. Was Bischof Albrecht nie gewagt hatte, so lange jener lebte: jetzt ging er seinerseits zu kräftigster offensiver Kriegführung über. In gewaltigem Ansturme nahm er die gräflichen Festen Lauenburg und Gersdorf, zog darauf über den Harz und verwüstete das Arnsteinsche und Mansfeldische entsetzlich; dann mußte auch das nie früher eingenommene Crottorf sich ihm ergeben. So erzwang er rasch den Frieden. Darin mußten die Regensteiner, selbstverständlich ohne von den früheren Einbußen das mindeste wieder zu erhalten, ihm überdies die drei genannten Schlösser und ihren sonstigen Besitz in der Quedlinburger Gegend abtreten; ja, sie mußten sogar die demütigende Verpflichtung übernehmen, innerhalb ihres Gebietes dafür sorgen zu wollen, daß er (Albrecht II.) von der Geistlichkeit als Bischof respektiert werde.

Damit waren sie von ihrem letzten Verbündeten, dem Grafen von Mansfeld, geschieden und in eine politisch fast nichts mehr bedeutende Stellung zurückgedrängt.“ (v. Schmidt-Phiseldeck.) —

Unter allen Grafenhäusern der Harzlande ist nicht ein zweites, welches dem Regensteiner an Fehdelust und an thatkräftigem Streben nach Erweiterung seiner Grenzen nur annähernd gleichkommt. Seine Blütezeit verfloß in diesem unablässigen Ringen, in dem es schließlich seine besten Kräfte verzehrte. Wie es dabei eine Burg nach der andern mit ihrem Gebiete einbüßte, so war ihm auch nicht das Glück beschieden, seine Herrschaft durch Heiraten, Erbschaften und Verträge dauernd zu erweitern. — Arnstein sowohl wie die Griebensche Erbschaft (Calvörde) gingen bald wieder verloren.

Trotz des kriegerischen Sinnes und der verhältnismäßig geringen Ausbreitung des Geschlechts traten nicht wenige Glieder desselben in den geistlichen Stand, von denen einige zu hohen Würden gelangten. Es sind dies Erzbischof Burchard von Magdeburg (1296—1305), Bischof Hermann von Halberstadt (1297—1303) und Bischof Siegfried von Samland (1296—1318). Dagegen gehört der berühmte Kirchenlehrer Hugo von St. Viktor, „der zweite Augustinus", der allerdings wie Poppo I. ein Neffe des Bischofs Reinhard von Halberstadt war, unserm Geschlechte nicht an. Von den Töchtern, welche in Stifter und Klöster eintraten, gelangte Gräfin Elisabeth (von 1574—1584) zu der hochangesehenen Würde einer Äbtissin des freien Stifts Quedlinburg. — Wie die meisten Regensteiner, welche in Domherrnstifter eintraten, dem 13. Jahrhundert angehören, so bethätigte sich in diesem der fromme Sinn des Geschlechts auch durch zahlreiche kirchliche und wohlthätige Stiftungen. Zu jener Zeit entstanden namentlich das Haus- und Familienkloster St. Bartholomäi unterhalb der Blankenburg, das Jungfrauenkloster des Predigerordens in Derenburg (wie ein solches auch in Halberstadt errichtet wurde), das Servitenkloster zu Hasselfelde und das Mannskloster des Franziskanerordens auf dem regensteinschen Ritterhofe in Halberstadt. In frühere Zeit fällt die Gründung des Siechenhofes vor dem Gröperthore zu Halberstadt, in den Anfang des 14. Jahrhunderts die des Georgenhospitals in der Neustadt daselbst.

Ehe wir die Geschichte des Grafenhauses weiter verfolgen, stellen wir zunächst in Fortsetzung der oben gegebenen Stammtafel die Glieder der Heimburger Linie, welche alle Zweige des Hauses beerbte, hierunter zusammen.

Ulrich IV.

- **Albrecht** III. † 1348.
  - Bernhard II. † 1362.
    - Ulrich † 1410.
      - Ulrich † 1428.
        - Ulrich der Ältere † 1489.
        - Bernhard † 1455.
          - Ulrich der Jüngere † 1524.
            - Jobst † 1529.
            - Ulrich † 1551.
              - Ernst † 1581.
              - Botho † 1594.
                - Ulrich † 1578.
                - Ernst † 1594.
                - Martin † 1597.
                  - Johann Ernst † 1599.
              - Kaspar Ulrich † 1575.
            - Bernhard.
      - Bernhard † 1421.
- Bernhard I.
  - Busso † 1388.

Auch in dieser Zeit bewahrte das Geschlecht, wie ich des Raumes halber nur an einigen Beispielen zeigen kann, seinen kriegerischen Sinn. Im Jahre 1388 zog Busso mit dem Kurfürsten Wenzel gegen die Braunschweiger. Bei Winsen an der Aller kam's zu blutiger Schlacht. Nach übermenschlichen Anstrengungen sank der Graf, vom Blutverlust ermattet, in die blühende Heide. Die Sieger nahmen ihn gefangen und verweigerten dem Todwunden den Trunk Wasser, um den er flehentlich bat, für den er tausend Mark angelobte. Er mußte elendiglich verschmachten. — Im Jahre 1419 fielen die Hildesheimer in die Grafschaft ein und trieben die Herden fort. Graf Ulrich (Ulrichs Sohn) jagte ihnen nach und holte sie am großen Bruch bei Heudeber ein. Zugleich kamen die ihm zu Hülfe herbeieilenden Halberstädter über den Hessendamm, die Wernigeroder über den Hornburger Damm. So gelang es, die Räuber zu umzingeln, ihrer viele zu fangen, die übrigen in die Oker oder über dieselbe zu jagen und die Herden znrückzuführen. Auch im folgenden Jahre, als die Hildesheimer, diese Scharte auszuwetzen, wiederkamen, ging's ihnen nicht besser. — Im Jahre 1427 unterstützte Ulrich den Fürsten Bernhard von Anhalt in einem Kriege gegen den Bischof von Merseburg und den Markgrafen von Meißen, fiel bei Zörbick in Gefangenschaft und mußte so lange im Turme zu Lützen sitzen, bis Graf Botho von Stolberg das Lösegeld von 6000 Gulden gegen Verpfändung der Schlösser Blankenburg und Stiege vorschoß. Nach der Sassenchronik fiel diese Gefangennahme schon in das Jahr 1418, und Ulrich erlangte seine Freiheit durch Entlassung des Bischofs von Merseburg aus seiner Gefangenschaft auf dem Regenstein. Da die Stadtrechnung von Braunschweig im Jahre 1425 einen Beitrag zum Lösegelde des „Grafen von Regenstein“ verrechnet, so ist Ulrich vielleicht zweimal den Feinden in die Hände gefallen.

War den Grafen früher in unglücklichen Fehden manches Besitztum entrissen, so sahen sie sich in dieser Zeit des ungeteilten Besitzes der Herrschaft genötigt, wertvolle Stücke ihres Ländchens und einträgliche Zehnten freiwillig zu veräußern. Die fast ununterbrochene Kriegführung verschlang größere Summen, als aus den naturgemäß fließenden Einnahmequellen zu gewinnen waren. Und auch sonst fehlte es nicht an außerordentlichen Ausgaben. Zog doch Ulrich mit stattlicher Begleitung 1414 sogar nach Kostnitz zum Concil!

Schon dessen Vater Ulrich, Bernhards II. Sohn, der zu Regenstein und Heimburg, und Busso (Burchard), der zu Blankenburg residierte, verkauften 1387 den regensteinschen Anteil an der falkensteinschen Erbschaft, Burg Arnstein mit 24 Ortschaften, den Grafen von Mansfeld für 7000 Gulden. Und Ulrich verpfändete eine große Anzahl seiner Zehnten.

Im Jahre 1427 trafen die Grafen, um längeren Streitigkeiten ein Ende zu machen, einen vorteilhaften Tausch mit dem Stifte Halberstadt, durch den beider Gebiete bessere Abrundung erhielten. Erstere erhielten für das Schloß Reindorf, das übrigens erst von Anhalt einzulösen war, und einige in dessen Nähe belegene Dörfer Waldbezirke im Harze und die Hütte und den Zoll zu Tanne. Auch mit den Grafen zu Stolberg-Wernigerode wurden 1483 langjährige Grenzstreitigkeiten durch Vermittelung der Grafen von Schwarzburg und Mansfeld geschlichtet.

Inbetreff des Verhältnisses der Grafen zu ihren Lehnsherren ist noch Folgendes zu erwähnen. 1426 verpflichteten sie sich, den Herzögen von Braunschweig mit ihrer Herrschaft zu ewigen Zeiten gegen jedermann zu dienen und ihnen Burgen und Lande offen zu halten, wie sie „wegen der Lehnspflicht ohnehin in alle Wege verbunden seien“. Daß der Kaiser 1446 dem Grafen

Ulrich Auftrag gab, die Stadt Braunschweig in ihren Privilegien zu schützen, war praktisch ziemlich bedeutungslos. Im Jahre 1491 beanwarteten die Herzöge den Grafen Heinrich von Stolberg für den Fall des Aussterbens des Regensteiner Hauses mit der Grafschaft und Herrschaft Blankenburg, Stadt und Schloß, den Schlössern Heimburg und Stiege, dem Flecken Hasselfelde und was sonst Graf Ulrich von ihnen zu Lehen trüge.*) — Mit ihren gandersheimschen Lehnsstücken, Derenburg u. a., wurden die Grafen 1451 an Brandenburg gewiesen. Seit dieser Zeit erhielten sie, z. B. 1525, ihre Lehnsbriefe über dieses Gebiet von Brandenburg als dessen Afterlehnsträger. — Wegen der quedlinburgschen Lehen wurden sie mehrfach von Sachsen beunruhigt. 1477 waren nämlich die Herzöge von der Äbtissin, ihrer Schwester, nachdem sie derselben die Stadt Quedlinburg mit Hülfe einer Kanone erobert hatten, mit der Vogtei und deren Zubehör, „so jetzt der Alte vom Reinstein (Ulrich der Ältere) inne hat", belehnt. Seitdem suchten sie auch Besitzungen zu diesem Lehen zu rechnen, welche nicht vom Stifte herrührten. Graf Ulrich gab deshalb 1489, kurz vor seinem Tode, vor Notar und Zeugen, die ihn schwach von langer Kränklichkeit auf einer Bank am Tische sitzend antrafen, folgende Erklärung ab: „Die Äbtissin beabsichtige, sich in einige Güter der Grafschaft Regenstein, namentlich Westerhausen, Weddersleben, Warnstedt, Thale, halb Neinstedt unter dem Vorwande einzudrängen, daß diese nur Graf Ulrich sen. persönlich zu Lehen trage, so daß sie mit seinem Tode eröffnet seien, und Ulrich jun. (der Neffe) kein Recht daran habe. Es habe aber an diese fünf Dörfer die Äbtissin überhaupt kein Recht und nie ein solches gehabt, sie hätten von alters her zur Grafschaft Reinstein gehört und wären nie quedlinburgsches Lehen gewesen; einige andere Güter habe er allerdings von Quedlinburg nach hiesigem Landesrechte und Gewohnheit zu Lehen." Dennoch sprach sie Herzog Georg von Sachsen nach Ulrichs Tode als ihm zugefallen an; Ulrich der Jüngere widersprach 1490 auf der Tagsatzung zu Zeitz, aber die Einziehung sämtlicher wirklich quedlinburgschen Lehnstücke konnte er nicht verhindern.

Schon damals waren die Vermögensverhältnisse der Regensteiner arg in Rückgang gekommen. Mußte doch Ulrich der Jüngere sogar ein „Halsgold" und sein silbernes Siegel an Hans von Schöppenstedt und andere Schmucksachen, wie aus einem Streite wegen eines Ringes (1500) hervorgeht, an Juden verpfänden. So zwang denn die Not zu weiterer Veräußerung des Grundbesitzes. Im Jahre 1504 wurde Heimburg auf Wiederkauf verkauft, 1506 Schloß Westerburg verpfändet, 1534 auf 12 Jahre verkauft und die Herrschaft Derenburg mit Genehmigung des Kurfürsten Joachim als Lehnsherrn dem Grafen Botho von Stolberg wiederkäuflich überlassen. Selbst Haushaltungsgegenstände wurden statt mit barem Gelde mit Schuldscheinen bezahlt.

Ehe wir aber die Verarmung der Grafen weiter verfolgen, müssen wir des Bauernkrieges und der Einführung der Reformation mit einigen Worten gedenken.

Als die Aufständischen vom Kloster Wiperti und dem Münzenberge vor Quedlinburg Besitz genommen hatten und nun auch das Regensteinsche bedrohten, ritten die jungen Grafen, die Söhne des im Jahre zuvor verstorbenen Ulrichs des Jüngeren, in allen ihren Dörfern umher, versammelten die Bauern und forderten sie auf, ihre Klagen vorzubringen. Da kam manche Ungerech-

*) Betreffs der vergeblichen Versuche, welche das Haus Stolberg zur Einweisung in den Besitz machte, verweise ich auf die aktenmäßige Darlegung im Hercynischen Archiv, S. 33—83.



tigkeit und mancher Bedruck zu Tage. Unschuldig Gefangene wurden freigelassen, andere, darunter der Grafen Schreiber, mußten in den Turm wandern. Allerdings plünderten die fremden Bauernhaufen das Vorwerk Westerhausen, zerstörten das Katharinenkloster in Neinstadt und die alte Wenthäuser Klosterkirche in Thale, zerschlugen auch die Kirchen zu Benzingerode und Hasselfelde, aber eine allgemeine Erhebung der Regensteiner Bauern fand nicht statt; hie und da traten sie sogar den fremden Scharen entgegen. Jedoch ganz ohne Ausschreitungen ging jenes wüste Jahr auch hier nicht vorüber. Als die Abgesandten der Quedlinburger Schar am 28. April 1525 von den Grafen in Blankenburg Waffen und vom Bürgermeister Öffnung der Thore forderten und freundlich aufgenommen, aber abgewiesen wurden, zog ein Haufe loses Volkes mit ihnen, kehrte aber nach einigen Tagen nach Blankenburg zurück. Zur Rede gestellt, schwur der Rädleinführer, der Fenstermacher Hencke, er habe den schwarzen Bauern seine gnädige Herrschaft verdientermaßen gepriesen, und der oberste derselben habe gesagt, wenn sie nach Blankenburg kämen, gälte es nur dem Rate und den Pfaffen, aber ausgefegt werden müsse der alte Sauerteig. Auf Fürbitte der Gräfinnen wurden die gefänglich eingezogenen Blankenburger der Haft entlassen. Am Mittwoch nach dem Sonntage Jubilate kam der in Aussicht gestellte Besuch zur Ausführung, doch begnügten sich die Bauern, tüchtig zu schmausen und das fast ganz verödete Bartholomäikloster zu zerstören. Ein anderer Haufe plünderte an demselben Tage das Kloster Michaelstein (s. S. 727). Um die geflohenen Mönche zu fangen, zog er auch vor die Heimburg. Da ihnen der gräfliche Hauptmann, dessen Versicherung, die Klosterbrüder seien bereits weiter geflüchtet, bei ihnen keinen Glauben fand, die Durchsuchung der Burg nicht gestatten wollte und ihre Drohung: „Der Streiter Gottes gegen euch Gezüchte sind mehr als der Bäume im Harze", höhnend beantwortete: „So werden meine gnädigen Herren immer zween von euch an einen Baum hängen!" erbrachen die Bauern die Burg und hausten übel darin. — In Westerhausen, Börnecke und Benzingerode verweigerte man den Herrendienst, der Rentmeister des Grafen ward an der Thür der Schenke zu Timmenrode erhängt, ein gräflicher Diener zwischen Wendefurt und Stiege halb tot geschlagen, ein anderer seines Pferdes und seiner Briefe beraubt, der Vogt zu Hasselfelde schwer bedroht, die Jagd verwüstet, die Hüttenwerke wurden zerstört, die Hüttenmeister ausgeplündert, die in die Dörfer als Schutz gelegten gräflichen Reisigen vertrieben oder gezwungen, den Bauern sich anzuschließen. Die Einwohner von Allrode, durch Bauern aus dem Anhaltischen aufgestachelt und verstärkt, zogen vor das Schloß Stiege. Aber die Männer von Stiege, bereit, die dort wohnende Gräfin Anna mit ihrem Leben zu schützen, warfen sich ihnen entgegen; Graf Ulrich langte noch früh genug an, um entscheidend in den Kampf einzugreifen, verfolgte die Aufständischen, die sich wütend wehrten, nach Allrode und ließ das Dorf, das die Einwohner in grimmiger Verblendung anzündeten, vollends in Flammen aufgehen. Nach der Niederlage bei Frankenhausen (s. S. 329) kehrte auch in die Grafschaft die Ruhe zurück. Die Grafen straften mit Milde, selbst den Allrodern gestatteten sie den Wiederaufbau ihres Dorfes.

Die Reformation der Regensteiner Lande vollzog sich ohne jede Vergewaltigung. Der Pastor zu Westerhausen, Henning Radecke, war der erste, der das reine Evangelium von der Kanzel erschallen ließ. Bald zog das Volk „in hellen Haufen" von nah und fern, aus Quedlinburg und Halberstadt zu ihm hinaus, so daß sein Kirchlein zu eng wurde. Er predigte nun in der

Burgruine des Regensteins oder sonst unter freiem Himmel. Daß Herzog Georg von Sachsen als Schutzherr von Quedlinburg die Wege nach Westerhausen durch Gewappnete absperren ließ, fruchtete wenig. Da wandte man sich an den Grafen Ulrich, der nach dem Tode seines Bruders, des wilden, wüsten Jobst, das Ländchen regierte, und verklagte Radecke, daß „er das Volk verführe, indem er nicht nur nach Luthers Vorbilde gegen den bisherigen Glauben predigte, sondern sogar statt der üblichen Kirchengesänge zwei Lieder Luthers eingeführt habe, Lieder voll ketzerischen Inhalts, voller Aufruhr und voll Hohn und Spott gegen den Glauben". Erzürnt gab der fromme Herr, der Luther, ohne dessen Lehre je näher kennen gelernt zu haben, für den allerärgsten Ketzer hielt, seinem Rat, dem Hauptmann Hans von Lunderstedt, den Befehl, „den Pfaffen Radecke beim Kopfe zu nehmen und gen Halberstadt zu schicken". Der Hauptmann, der bereits ein Anhänger der Reformation war, gestattete sich die Frage, welches die Lieder wären, die er zu unterdrücken ihm befehle. „Hat der Grafe gesagt, eins finge sich an: „Ein feste Burg ist unser Gott", das andere: „Es woll uns Gott genädig sein", deren könnte und wollte er keins leiden. Darauf der Hauptmann mit guter Vernunft und Bescheidenheit dem Grafen geantwortet und gesaget: Gnädiger Herr, bedenken sich wohl, was Sie da sagen. Wollten Ew. Gnaden nicht Gott Ihre feste Burg sein lassen? Wollten Sie nicht, daß man ihn dafür bekennen, rühmen und preisen solle in Ihrer Herrschaft? Wollten Sie auch nicht, daß uns Gott gnädig sei? und daß man ihn darum bitte und anrufe? Ei, wer soll uns denn gnädig sein? Fürs Teufels Gnade behüte uns Gott! Und hat darnach dem Grafen berichtet, daß nicht Dr. Luther diese Lieder gemacht, sondern daß es Psalme Davids seien, die Luther nur in Reime gefasset, daß man sie singen könne, und daß nichts darinnen, denn nur Bitten und Gebet zu Gott nebst Lehre und Trost. Und hat ihm das eine Lied: „Es woll uns Gott genädig sein" von Wort zu Wort erzählet und ihn daneben ermahnet, aus diesem einen Stück abzunehmen, was das für Gesellen sein müßten, die Sr. Gnaden von diesen beiden christlichen Psalmen die Ohren vollgeblasen und nicht mit Wahrheit umgingen, auch aus lauter Haß der Personen Luthers gute Arbeit, Schriften, Predigten und Gesänge verlästerten und verachteten. Hat also mit glimpflicher Erinnerung des Grafen Zorn gelindert und ihm Ursach gegeben, der Sachen weiter nachzudenken, auch zuweilen Lutheri Büchlein selbst zu lesen, bis er allsacht auch zur Erkenntnis der Wahrheit und bessern Religion gekommen und ihr auch in seiner Grafschaft Thor und Thür geöffnet."

Um Radecke vor den mancherlei Nachstellungen zu schützen, deren er sich in Westerhausen zu versehen hatte, berief ihn Ulrich als Stadtpfarrer nach Blankenburg. Im Jahre 1539 sagte sich der Graf gleichzeitig mit dem Grafen von Mansfeld, seinem Schwager, und der Äbtissin von Quedlinburg, seiner Frauen Schwester, von der katholischen Kirche los und berief den frommen und gelehrten Andreas David zum Superintendenten seines Ländchens und Jodokus Otto aus Einbeck zu seinem Hofprediger. Schon zwei Jahre vorher hatte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Bernhard die große Stadtschule in Blankenburg gegründet, aus welcher das jetzige Gymnasium hervorgegangen ist.

Die Schuldenlast der Grafen hatte inzwischen eine unerträgliche Höhe erreicht. Schon im Jahre 1535 beliefen sich die Forderungen, soweit sie bekannt waren, auf mehr als 160000 Gulden, die mit (6 %) etwa 10000 Gulden zu verzinsen waren. Wenn nun auch Graf Ulrich von den 12058 Gulden betragenden Einkünften der Grafschaft für seine Person nur 939 Gulden verbrauchte,

wovon sollten die Kosten der Regierung bestritten werden? Um die Erträge der Harzforsten zu steigern, hatte Ulrich nach einem 1531 mit den Grafen zu Stolberg errichteten Vertrage die Bode flößbar gemacht, zu Hasselfelde und andernorts Holzniederlagen und zu Thale eine Verkaufsstelle eingerichtet. Er trat gegen Besoldung als Stiftshauptmann in den Dienst der Äbtissin zu Quedlinburg. Aber durch diese Maßnahmen ließ sich die weitere Verpfändung der Güter nicht aufhalten; so mußten 1540 die Dörfer Börnecke, Westerhausen und Weddersleben, 1548 Schloß und Amt Stiege auf Wiederkauf veräußert werden. Den Hauptgläubigern, den Grafen von Stolberg, die auch noch das Heiratsgut der Gräfin Dorothea (s. unter Wernigerode) zu fordern hatten, wurde die Herrschaft, das Schloß und die Stadt Blankenburg verpfändet. Schließlich waren alle Güter in fremden Händen, sogar das Vorwerk Blankenburg, das doch für den gräflichen Haushalt unentbehrlich war. Der Herzog Heinrich von Braunschweig und die Grafen von Mansfeld suchten mit kaiserlicher Genehmigung zwischen den Söhnen Ulrichs und den Gläubigern zu vermitteln; aber das Ergebnis war nur ein Zerwürfnis der Regensteiner mit den Stolbergern. Kaiserliche Mandate forderten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, den Erzbischof von Magdeburg und den Bischof von Halberstadt auf, die in ihren Landen ansässigen Gläubiger der Grafen zum Verzicht auf einen Teil ihrer Forderungen zu veranlassen; aber der Erfolg kam einer völligen Untergrabung des Kredits der Regensteiner gleich. Eine Flut von Spottliedern, Schmähschriften und Schandbildern brach über diese und teilweise auch über die Bürgen derselben herein.

Ließen die Grafen diese Produkte und Beweise der Roheit jener Zeit unbeachtet, so führten sie auch mutig den aussichtslosen Kampf gegen ihren völligen finanziellen Ruin weiter. Mit mühsam zusammengebrachten Summen lösten sie die verpfändeten Eisenhütten ein und setzten sie in lebhaften Betrieb. Aber bei den niedrigen Eisenpreisen warfen diese trotz alles Eifers keinen nennenswerten Ertrag ab. Da verboten sie allen Privatwerken die Herstellung von Schmiedeeisen und einigten sich 1582 mit den Grafen von Stolberg dahin, die Hüttenfeuer für längere Zeit völlig zu löschen, um dadurch die Eisenpreise künstlich zu heben. Doch auch diese Maßregel war fruchtlos, und die Grafen gingen, nachdem auch diese letzte Hoffnung sich trügerisch erwiesen hatte, damit um, ihre ganze Grafschaft den Gläubigern abzutreten. Da nahmen sich die Landstände des Ländchens ihrer armen Landesherrschaft in rührender Opferwilligkeit nach besten Kräften an: sie legten sich eine freiwillige Landsteuer auf und lieferten jährlich mehr als 1000 Thlr. in die gräfliche Rentei. Doch Schulden ließen sich hiervon nicht abtragen, und die Not dauerte fort bis zum Erlöschen des Geschlechts im Jahre 1599. Graf Martin starb 1597, kaum 27 Jahre alt, und sein Sohn Johann Ernst folgte ihm am 4. Juli 1599 im Alter von 3½ Jahren.

„Der Grafenstamm, der lange Zeit zu den mächtigsten im Harzlande gehört, der geachtet und gefürchtet war wie kaum ein zweiter, dessen Waffen einst im fernen Norden eben so laut und siegreich erklangen, wie im fernen Süden am Grabe des Erlösers, derselbe Stamm, der Hunderte von Rittern, Klöstern und Kirchen mit reichen Besitzungen beschenkt und beliehen hatte, ging jetzt zu Grabe, still und ruhmlos, in Elend und Dürftigkeit, von niemanden beklagt, von niemanden beachtet. Nicht einmal ein Hofprediger scheint ein Wort der Klage über das Erlöschen des Geschlechts gehabt zu haben, als der letzte des Stammes in das Gewölbe eingesenkt ward, nicht einmal von einem feierlichen

Leichenbegängnis, von einem Gefolge der blankenburgschen Ritterschaft findet sich eine Spur.“ (Leibrock.)

Nachdem Bischof Heinrich Julius von Halberstadt im Jahre 1583 seinen Vater, den Herzog Julius von Braunschweig, und dessen Nachkommen mit der „Grafschaft Reinstein“ samt allem Zubehör belehnt hatte, waren die Grafen nur Afterlehnsträger gewesen. Seit 1589, dem Todesjahre seines Vaters, auch regierender Herzog, zog er 1599 Blankenburg für seine Erblande ein, und ließ sich 1600 vom Stifte Halberstadt mit Regenstein belehnen. Aus dem erneuerten Lehnsbriefe, den 1616 Bischof Christian (von Braunschweig) dem Herzog Friedrich Ulrich und den übrigen Herzögen der Linie Wolfenbüttel ausstellte, geht hervor, daß weder Lehnsherr noch Lehnsträger genau wußten, welche Teile der alten Grafschaft als (heimgefallene) braunschweigsche, welche als halberstädtsche Lehen anzusehen waren. So lange Herzoge von Braunschweig auf dem Bischofsstuhle saßen (bis 1623), war diese Frage auch ohne Bedeutung. Später aber wurde diese Unklarheit der Grund langdauernder Verwickelungen.

Als im Jahre 1628 die kaiserlichen Truppen die hiesigen Lande besetzt hielten, verlieh der Kaiser dem Max von Waldstein für 50000 rhein. Gulden die Grafschaft Reinstein, und dieser nahm auch, da Braunschweig seinem Proteste keinen Nachdruck geben konnte, die Grafschaft Blankenburg ein. Vergeblich versuchte auch das Hochstift dem neuen Käufer, der noch in demselben Jahre an Waldsteins Stelle trat, dem Grafen von Merode, Reinstein zu entreißen; erst 1631 nach der Niederlage der kaiserlichen Waffen bei Leipzig gelang es dem Herzoge, die Grafschaft gegen Erstattung jener Kaufsumme zurückzuerwerben. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich 1634 versuchte der schwedische Statthalter zu Halberstadt, Ludwig von Anhalt, sich der Burg Regenstein, der Dörfer Westerhausen, Warnstedt, Weddersleben, Thale und halb Neinstedt und der Forsten, worauf von Halberstadt Anspruch gemacht ward, zu bemächtigen, doch waren ihm die Braunschweiger zuvorgekommen: schon am 15. August hatte Herzog August von Lüneburg von der Grafschaft Reinstein-Blankenburg durch seinen Rat Linden namens des Gesamthauses Besitz ergriffen. Im folgenden Jahre kam sie an die Linie Harburg, 1642 an die Linien Celle und Wolfenbüttel, bald darauf an letztere allein. Doch kam’s in diesen Jahren zu keinem ruhigen Besitze: bald bemächtigten sich die Schweden, bald die Kaiserlichen der kleinen Landschaft.

Im Jahre 1643 belehnte der Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich als Bischof von Halberstadt seinen Oberkämmerer, den Grafen Wilhelm Leopold von Tättenbach, unbeschadet der braunschweigschen Rechte mit Regenstein. Dieser Lehnsbesitz wurde später von Kurbrandenburg, dem der westfälische Friede 1648 das Stift Halberstadt mit seinen Lehnstücken „zu ersetzlicher Kompensation gegen Vorpommern“ zusprach, anerkannt; und am 3. Juni 1651 belehnte auch Braunschweig, dem jener Friede die „Blankenburgschen Lehnstücke“ und seine Rechte an Westerburg ausdrücklich vorbehielt, den Grafen mit den oben genannten Dörfern und anderem Zubehör der Grafschaft Regenstein, sowie mit der Hälfte des Hauses Westerburg und den dazu gehörenden Dörfern und Forsten.

Die Wirren und Zerwürfnisse, welche bald darauf zwischen Braunschweig und Blankenburg entstanden, „scheinen zumeist auf der halberstädtischen (brandenburgschen) Seite durch eine irrige Anschauung über den Umfang der Appendicien der Grafschaft, welche den Grafen von Regenstein verliehen war, hervorgerufen zu sein. Die Grafschaft (die Hoheit im halberstädtischen Anteile)

forderte Halberstadt (Brandenburg) gewiß mit Recht als ein erledigtes Lehen zurück, während der Anspruch auf den Regenstein selbst, sowie viele in der Grafschaft belegene Lehngüter der Grafen nicht begründet erscheinen dürfte." (Staatsanwalt Bode.) Die älteren Lehnbücher lassen darüber kaum einen Zweifel: das Register des Grafen Siegfried von Blankenburg vom Jahre 1258 bezeichnet den Regenstein bestimmt als braunschweigsches Lehen, und im Halberstädter Register vom Jahre 1311 geschieht desselben noch keiner Erwähnung. (Vergl S. 732.)

Einstweilen war die Frage noch nicht brennend; da Graf Tättenbach von beiden Lehnsherren belehnt war; und das Erbieten der kaiserlichen Regierung, den großen Kurfürsten für Jägerndorf mit Regenstein zu entschädigen, wurde (1658) mit Rücksicht auf den „getreuen Vasallen" und auf die Herzöge von Braunschweig bald wieder zurückgezogen. Als aber 1661 der erste Tättenbach starb, kam es zu offenem Zwist. Brandenburg, welches für die Erbfolge des Neffen desselben, des Grafen Hans Erasmus, eintrat, entsandte Infanterie nach dem Regenstein, welcher bereits von Braunschweigern besetzt war. Diese wurden verjagt, doch zogen auch die Brandenburger nach Anbringung des kurfürstlichen Wappens wieder ab.

Hans Erasmus ließ sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser Leopold I. ein und wurde am 1. Dezember 1671 zu Gräz hingerichtet. Da mit seiner Verurteilung seine Lehen zurückfielen, so trafen schon während der Untersuchung beide Lehnsherren Vorkehrungen, einander im geeigneten Augenblicke in Besitznahme der Grafschaft zuvorzukommen. Am 8. April 1670 befahl der Herzog Rudolf August, der zuverlässige Nachricht erhalten hatte, daß Tättenbachs Angelegenheit schlecht stand, seinem Hofrat in Blankenburg, Fincke, die Besitzergreifung sofort vorzunehmen. Der Überbringer dieses Befehls, ein Trompeter kehrte — wie man erzählt — in der Schenke zu Hornburg (oder Zilly) ein, traf hier einige zufällig anwesende Halberstädter Bürger, prahlte diesen gegenüber mit seinem Auftrage und wurde von ihnen an Ausrichtung desselben dadurch verhindert, daß sie ihn unter den Tisch tranken. Schleunigst eilten dann die Bürger nach Halberstadt und erzählten das Gehörte dem Oberst von Fargell, der zwei Tage zuvor Befehl erhalten hatte, sich zum Einmarsch bereit zu halten. Am nämlichen Tage noch besetzte dieser den Regenstein mit 400 Mann und legte am 9. und 10. April auch in die Dörfer und Forsten brandenburgsche Soldaten. Als der braunschweigsche Hofrat am 14. dess. Mts versuchte, durch Notar und Zeugen von der Grafschaft Besitz zu nehmen, wurden seine Leute ergriffen und in Arrest gelegt. Nun griff auch der Herzog zu den Waffen; in der Nacht des 21. erstiegen die Braunschweiger den Regenstein und befreiten die Gefangenen. Und als die „delogierten" Brandenburger mit Verstärkung bald wieder zurückkehrten und die Burg wieder einnahmen, zog der Herzog 1400 Mann bei Blankenburg (unter dem Generalmajor Stauff) zusammen; die Landbevölkerung erhielt Befehl, sich wehrhaft zu machen und einige Tausend Spaten und Schaufeln zusammenzubringen; so konnte jeden Augenblick der Angriff auf den Regenstein erfolgen. (Nach dem Theatrum Europaeum sandten auch die beiden anderen Linien des Hauses Braunschweig Hülfstruppen, so daß „über 3000 zu Fuß und 400 zu Roß" bei Blankenburg standen.)

Aber der große Kurfürst war keineswegs gewillt, sich überrumpeln zu lassen. Über seine Rüstungen berichtet das Theatrum Europaeum (ohne Zweifel aber mit einiger Übertreibung): „1000 Mann zu Fuß und 200 zu Pferde haben sich auf dem Schlosse Regenstein von unsern Völkern verschanzet.

Unser gnädigster Kurfürst ist jetzt mit 6000 Mann im Marsch und bringt 10 Stück aus der Festung Spandau mit. Aus Magdeburg kommen 500 Mann, auch 6 Stück, und sind 2000 Dragoner und 3000 zu Fuß aus dem Clevischen und Stift Minden beordert, anhier zu marschieren." „Unserm Generalquartiermeister Schese (de Chieze) hat man aus allen Garnisonen von jeder Kompanie 3 Mann gegeben, davon er einen Trupp Dragoner errichten solle." „Den Unterthanen allhier im ganzen Lande ist bei Strafe angedeutet worden, sich mit Ober- und Untergewehr aufs beste zu versehen. Die Leute flüchten alles in Magdeburg, Halberstadt und Aschersleben." „Der Herr Oberst Fargell ist eifrigst dabei, den Regenstein stark zu verbauen. .... Zur Ausfindung eines guten Brunnens wird von ihm auch großer Fleiß angewendet, und ist deswegen der magdeburgsche Wallmeister dahin gefordert worden."

Da legte sich, ehe es zum Blutvergießen kam, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen ins Mittel; zu Wernigerode wurden „gütliche Traktaten gepflogen", und beide Teile einigten sich, dem Kammergericht zu Speier die Entscheidung zu übertragen. Der Spruch desselben fiel 1697 dahin aus, daß Brandenburg dem Hause Braunschweig den Reinstein, Westerburg mit Zubehör, die vorhin genannten fünf Dörfer, die Zehnten, Forsten, Lehnszinsen, Erbenzinsgüter und alle anderen Nutzungen und Zubehörungen zurückzugeben und den durch die Besetzung entstandenen Schaden samt den Kosten zu erstatten habe. Da Brandenburg sich weigerte, diesem Mandat sich zu fügen, so wurde Kursachsen mit der Exekution beauftragt. Doch wurde auch hiermit nichts erreicht, und Brandenburg brachte die Sache 1713 vor den Reichstag zu Regensburg. Ein Reichsgutachten vom 24. Juli 1716 verwies sie indes wieder vor das Reichskammergericht (zu Wetzlar), und dieses hatte bei Auflösung des deutschen Reichs 1806 noch nicht von neuem entschieden. So blieb Preußen im Besitze der Burg und der Grafschaft Regenstein. Es „wird erzählt, König Friedrich Wilhelm I. habe seinem Enkel und Paten Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig den Regenstein als Angebinde schenken wollen; dessen Vater Karl I. habe aber dieses Anerbieten abgelehnt, da er nichts geschenkt nehmen könne, was ihm von Gottes und Rechts wegen bereits gehöre". (Steinhoff.)

Nach jener Besetzung im Jahre 1670 beschloß der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, den Regenstein zu einer Festung neueren Stils umzubauen. Sehen wir deshalb vorerst, in welchem Zustande damals die alte Felsenburg, welche schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr bewohnbar war, sich befand. Schon aus der Mitte des 17. Jahrhunderts besitzen wir mehrere Beschreibungen des Regensteins. Ich lasse zunächst den alten Merian zu Worte kommen (gestatte mir aber hier und da Kürzungen): „Dieses Schloß liegt auf einem sehr harten Steinfelsen, unglaublicher Höhe, welcher an zwei Seiten so jäh, prärupt, steil oder glatt ist, als wenn er mit Menschenhänden also gehauen, und daß, so zu reden, nicht eine Katze hinaufklettern könnte. An der Seite nach Blankenburg, da der Aufgang auf das Schloß gewesen, ist es mit natürlichen, mittelmäßigen Steinfelsen, doch so verwahrt, daß nur ein Aufgang durch einen Felsen darinnen vor diesem gehauen gewesen. Wenn man nun durch diesen engen Paß kommen, so ist es noch mit einem tiefen Graben versehen gewesen; dann erhebt sich recht an der Ecken des Schlosses ein hoher, dicker, runder Turm, der den ganzen Eingang in gute Defension gesetzt (hat); von dem Turme streicht eine starke, dicke Mauer an der Seite des Felsen hinunter, gegen Abend, bis an die Ecke, da der Felsen am höchsten und jähsten ist, unter welcher Mauer sich ein sehr tiefes Thal aufthut, daß also das Schloß

an dieser Seite, da der Zugang ist, wie auch an allen anderen Orten, durch Natur und Menschenwitz dermaßen befestigt, daß diese Festung, ehe Pulver und Geschütz erfunden, unüberwindlich gewesen. — Das Schloß ist außerdem mit tiefem Graben, über welchem eine Zugbrücke und die Einfahrt gewesen, wie auch mit Kirche, Hofstuben, Küchen, Kellern, Ställen und allen andern Gemächern aus einem lautern Steinfelsen dergestalt gehauen, daß es ohne Verwunderung nicht anzusehen, sogar daß auch die Krippen in den Pferdeställen, auch in etlichen Kammern die Sponden aus ebendemselben Steine mitgehauen worden, wiewohl durch die Länge der Zeit sehr viele und große Gemächer mit Erde dergestalt beschüttet, daß man nicht mehr darein kommen, viel weniger recht urteilen kann, wie alles angelegt gewesen; so sind doch noch von 30 in 40 Gewölbe oder Gemächer offen, und ergiebt der untrügliche Augenschein annoch gegenwärtige Stunde so viel, daß zu einer gräflichen Hofhaltung Raum und Gelegenheit genug gewesen sein muß. Die Kirche oder Kapelle dabei ist ziemlicher Größe, in Form eines Gewölbes, und in der Mitte ein starker Pfeiler ausgehauen. In Summa, es sind die Strukturen dieses Schlosses von Natur und durch Menschenkunst mit unsäglicher Arbeit und Mühe also formiert, daß man sich darüber höchlich verwundern muß."

Sehr ausführlich erzählt ein Studiosus von Alvensleben einen Besuch, den er im Jahre 1656 dem Regenstein abgestattet hat. Ich citiere aus diesem Berichte nur einige Sätze: „Nach vielen länglichten heruntergehenden felsichten, durch die Natur gefertigten starken Mauern, allwo eine immer höher als die andere gewesen und das Schloß von dieser Seite unzugänglich gemacht, sind wir endlich, als wir fast $1/2$ Stunde an dem Felsen hergefahren, an den Eingang zum Schlosse gelangt, da wir abgestiegen (wiewohl zu Pferde auch hinaufzukommen) und unserm Boten in einer mit Gras und Bäumen bewachsenen Schluft, die sich anfangs allgemach, zuweilen fast jählings erhoben, gefolgt. Nach einer guten Viertelstunde haben wir das Schloß selbst angetroffen, welches außer dem etwas zerfallenen Turm in einen weißen Steinfels gebauet und gehauen. Im Hineingehen waren zur Rechten im Felsen etliche Ställe von klarem weißen Fels.... Im Schlosse waren geräumige Gemächer und Kammern, in klaren Fels gehauen.... Im Hinausgehen durch den steinfelsichten Thorweg ging man noch eine ziemliche Höhe auf lauter Felsen hinauf, also daß man oben auf dem Schlosse und dessen Dache, so der klare Fels, und als da nichts von Holzwerk zum Gebäu zu verspüren gewesen, herumging, auch sich weit und fern umsehen konnte. Zur Rechten war ein von Ziegelsteinen gemachter und stracks an das Schloß angebauter runder Turm, der aber vor wenig Jahren etwas eingefallen. Zu oberst der Höhe war eine von Erde aufgeworfene Schanze oder Bollwerk, doch nicht nach heutiger Ingenieurkunst gefertigt."

Den Schluß der Beschreibung nehme ich aus Behrens Hercynia curiosa*): „Von dieser Höhe geht man auf lauter Felsen wieder herunter und kommt auf der Seite gegen Blankenburg zu an einen ziemlich hohen felsichten Wall und Graben, und sind in den Wall Stufen gehauen, auf welchen man in den untern Schloßplatz hinuntersteigen kann. Weiter hinunter steht ein Fels ganz allein, darin eine Höhle oder Kammer ist.... Endlich sind noch tiefer hinab auf dieser Seite, wie auch nach Wernigerode zu, lauter hohe und steile

*) Es scheint fast, als ob dem Nordhäuser Physikus jene Reisebeschreibung des Studiosus von Alvensleben vorgelegen hat.



Steinfelsen vorhanden. Hieraus kann nun ein jeder ersehen, wie dieses Schloß teils von der Natur, teils von der Kunst sehr fest gemacht worden, und ist leichtlich daraus zu mutmaßen, daß solches auch eine überaus große Arbeit und unsägliche Unkosten erfordert habe."

Dem Kammerrat von Rohr hat unser Regenstein nicht sonderlich imponiert. „Was das Bergschloß anbelangt", sagt er, „so machen die ältern Scribenten ... von dessen Höhe, Unüberwindlichkeit und wunderbaren Belegung ungemein viel Wesens. Es haben auch viele von den neuern, welche diese Festung nicht selbst in Augenschein genommen, sondern nur die alten ausgeschrieben, ihre Erzählungen auf gleiche Weise wiederholt. Die meisten, die ich hiervon gelesen, gedenken, es läge auf einem Felsen fast unglaublicher Höhe; an der Seite nach Blankenburg zu, da der Aufgang auf das Schloß gewesen, wäre es mit solchen Felsen verwahret, daß man nur durch einen einzigen Weg hinaufkommen können, und an allen Seiten der Natur und Situation nach so befestigt, daß diese Festung, ehe der Gebrauch des Pulvers und des Geschützes erfunden worden, ganz unüberwindlich gewesen. Jedoch ich halte dafür, daß diejenigen, welche sich diesen Begriff davon gemacht, auf eine nicht sattsam gegründete Weise geurteilet. Ob zwar diese Festung auf der Seite nach Halberstadt und dem Städtchen Langenstein zu auf einem sehr hohen, ganz weißen Felsen liegt, so findet man doch viele Bergschlösser in Deutschland, die noch weit höher sind, und übertrifft die Höhe der Bergfestung Königstein in Sachsen die Höhe dieser Festung um ein Großes. Es steigt auch der Berg und Fels auf der Seite, wo er sich gegen das Kloster Michaelstein wendet und mehr grau als weiß aussieht, nicht so gar jäh. Da nun die natürliche Beschaffenheit dieses Felsen sich von alten Zeiten her beständig so befunden und nicht geändert, die von dieser Seite in den Fels eingehauenen Gräben auch so gar sehr tief nicht gewesen, so kann ich nicht absehen, worin die angerühmte Unüberwindlichkeit hätte bestehen sollen, zumal da man auf der Seite von Michaelstein zu sowohl zu Fuß als zu Pferde ganz bequem hinaufkommen können. Man kann sich fast gar nicht vorstellen, was Merian in seiner Topographie, Licentiat Berends in seiner Hercynia curiosa u. a. m. von dem darauf befindlichen Schlosse und den vielen in Fels eingehauenen Gemächern anführen, in dem man ihrer fast nicht drei dergleichen, die an einander wären, geschweige denn, wie diese Leute sagen, dreißig, vierzig darauf antrifft."

Der Umbau der Festung nach Fargells Plane begann im Jahre 1671 und wurde nach 50 Jahren unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. zu Ende geführt. Ich folge hier der Beschreibung Leibrocks: „Die steilen Felsen, auf denen die innere Feste, die ehemalige Burg, ruhte, wurden trotz der Sicherheit, die sie zu gewähren schienen, noch einmal rings um ihren Scheitel mit Mauerwerk umzogen und jede Lücke und Spalte sorgfältig geschützt. Der alte Turm wurde wieder hergerichtet und als Pulverturm benutzt; an ihn lehnte sich, nach der Kirche hinüberziehend, ein starkes Gebäude zur Aufbewahrung der Munition. Das Thor war sehr fest; es war ein 100 Fuß langer überwölbter Gang, der mit vier Thorflügeln und einem pallisadierten Schlagbaum versehen war. Der Weg zu ihm, so wie jeder Weg, auf den man bis unter die Mauern der Feste gelangen konnte, war durch Bastionen geschützt, welche sternförmig auf die Anhöhen hinaussprangen. Zur Linken des auf der Südseite der Burghöhe befindlichen Thores lag die in einem starken Turme mit dreifachen Mauern endigende Scharfe Ecke, zur Rechten die Friedrichsburg, beide durch eine über das Thor hinwegführende Treppe mit einander in Ver-

bindung. Auf der Ostecke der Höhe lag die Friedrich-Wilhelmsburg, zwischen ihr und der Hauptfeste, welche die nordwestliche Ecke einnahm, die Karlsburg. Zur Beherrschung des westlich die Burg begrenzenden Thales wurde fast in der Sohle desselben die Bastion Grüner Hof (oder Vogelgesang) angelegt." — „Um die obern Teile der Mauer liefen Schießscharten, die Türme hatten spitze oder runde Dächer." „Die Baracken für die Besatzung waren noch in den Felsen gehauen und mit Ziegeln zugedeckt; es waren deren acht, von denen einige auf der Nordseite der Festung über dem Vogelgesang, die andern unter der Karlsburg lagen; neben letzterer lagen auch ein mit Erker versehenes Zeughaus und in der letzten Zeit die Magazine." Ein mehr als 600 Fuß tiefer Brunnen versorgte die Besatzung mit gutem, kühlem Wasser; dreimal täglich schafften drei Mann mittels eines Tretrades, dessen Welle $3^1/_2$ Fuß Durchmesser hatte, die nötige Wassermenge herauf; „das Aufwinden des an einem starken Tau befestigten Kübels, der 40 Maß Wasser faßte, dauerte beinahe eine Viertelstunde". (Nach einer Notiz des Göttinger Professors A. G. Kästner war der Brunnen schon am Ende des vorigen Jahrhunderts durch hineingeworfene Steine gänzlich verschüttet.) Auf der Burg fehlte es nicht an einem Back- und einem Brauhause, und auf der Höhe stand eine Windmühle. Als ein Blitzstrahl, der 1756 in den Pulverturm schlug und das Munitionsgebäude und die Baracken zerstörte, auch die alte Steinkapelle beschädigte, wurde eine neue Kirche südöstlich von der Karlsburg erbaut. In ihr wurde alle 14 Tage vom Pastor aus Derenburg ein Gottesdienst gehalten.

Die Besatzung der Festung bestand nach einer Verordnung des großen Kurfürsten vom 3. September 1681 aus 150 Mann. 1687 war der Bau so weit fortgeschritten, daß 13 eiserne Geschütze aufgestellt werden konnten. Die Stärke der Besatzung war nicht immer dieselbe; von 1719—1725 bestand diese nur aus Invaliden. Die Mannschaft hatte Zeit genug, sich durch Besenbinden, Anfertigung von Holzpantoffeln, Schnitzen von hölzernen Pfeifenköpfen einen Nebenverdienst zu verschaffen.

Schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Vollendung fand die Felsenfeste wieder ihr Ende. Als das französische Heer nach der Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757) Norddeutschland überschwemmte, und Richelieu mit 80000 Mann in Halberstadt und dessen Umgegend lag, sah sich der Kommandant des Regensteins, Oberst von Ahlimb, der nur 72 Mann befehligte, genötigt, am 12. September auf die erste Aufforderung gegen freien Abzug zu kapitulieren. Prahlerisch wurde diese Einnahme als die Bezwingung einer gewaltigen Festung nach Paris gemeldet und dort als solche gefeiert. (Vergl. S. 344.) Als man aber etwas später das Te Deum sang, war der Regenstein schon wieder in den Händen der Preußen. Prinz Heinrich war im Februar 1758 in die von französischen Streifscharen viel geschädigten Harzvorlande gerückt und hatte auch gegen den Regenstein, dessen Besatzung die Gegend vielfach beunruhigte, ein Bataillon gesandt. Allerdings versuchte der französische Oberstleutnant von Stein, mit seinen 3 Offizieren und 80 Mann die Burg zu verteidigen, aber als der erste Schuß der auf den Papenköpfen beim Pfeifenkruge aufgestellten preußischen Batterie das große Brunnenrad zerschmetterte, zwang ihn der Wassermangel zur Übergabe (12. Februar). An Kriegsgerät wurden vorgefunden: 11 Kanonen (les mêmes canons qui y étaient autrefois, schreibt Prinz Heinrich dem Könige, seinem Bruder), nämlich 3 Acht-, 6 Drei- und 1 Einpfünder, 392 Gewehre, 3767 Kanonenkugeln, 85 Zentner Pulver und 5 Fässer mit Patronen; an Schlachtvieh: 10 Kühe, 2 Kälber, 1 Schwein

und 109 Schafe. (Die Tiere waren sehr abgemagert, denn beim Verkaufe kamen von den Kühen nur zwei teurer als das Schwein.)

Auf Befehl Friedrichs des Großen wurden nun die Festung, die das Land nicht zu schützen vermochte, aber in der Hand des Feindes der Umgegend mancherlei Schädigung und Beunruhigung brachte, sofort geschleift, die Mauern bis auf den Boden, die Gebäude bis auf die Grundmauern zerstört. Schon am 26. Februar war man damit zu Ende.

Seitdem bietet der Regenstein etwa wieder das Bild wie zur Zeit Merians. Wir machen an der Hand Steinhoffs einen Gang durch die Ruine. „Der Teil des Regensteins, der die Ruinen der Burg trägt, zerfällt in drei Stufen, die Kuppe, einen niedrigeren Felsabschnitt und eine Art Felsenmauer, von letzterem durch einen schmalen Grasplatz getrennt, auf welchem man besonders viel Urnen, Knochen, uralte Ziegelreste gefunden hat. Der alte Reitweg verfolgte vom jetzigen Thore, damals nur einem Felsdurchbruche, an dessen rechter Seite ein Regensteiner Wappen und eine verwischte Inschrift steht, den jetzigen Fahrweg ungefähr bis dahin, wo rechts die erste von sechs (jetzt Wirtschaftszwecken dienenden) Kasematten sich befindet. Hier wandte er sich etwas links, führte über zwei, vielleicht drei Kasematten, auf denen jetzt ein Saal, die Wohnräume des Wirts und eine Veranda erbaut sind, bis zu letzterer, von wo nach links eine Zugbrücke zur eigentlichen Burg führte. Die genannten Kasematten, deren eine als Schmiede benutzt sein soll, lagen also außerhalb des eigentlichen Burgbezirks. In Ermangelung jener Zugbrücke ersteigen wir die Höhe auf einer Treppe und treffen auf der Nordseite zuerst ein mit Fenster- und Thüröffnung versehenes Gemach, die Wachtstube; an der Rückwand derselben im Fels ein Knappe mit einer Partisane, wohl die Schöpfung eines Burgmannes in müssiger Stunde. Weiter links gelangen wir an einen Durchgang; an diesem vorbei in der Höhe sind die Reste des durch Blitz zerstörten sogen. Fräuleinzimmers. Zur linken Seite des Durchganges liegt die Kapelle, die später, bis 1840, als Tanzsaal benutzt ward; der Pfeiler in der Mitte fehlt, und die Decke zeigt Spuren der Zerstörung; zur Rechten ist die sogen. Hofstube oder der Rittersaal, welcher sein Licht durch eine natürliche Öffnung im Felsen erhält; der Sage nach ist dies jenes enge Loch, durch welches der Graf hinabgelassen ist.*) Wir wenden uns nun, um die Kirche herumgehend, zu dem aus Roggenstein erbauten, halbverfallenen Turme. Links hinter ihm erblicken wir eine runde Höhlung im Felsen, ein sogen. Burgverließ; da sie indes mit einer Thür in halber Höhe des Felsens zusammenhängt, so haben wir es wohl eher mit einem Aufstieg zur Burg zu thun; der Anfang, eine Treppe oder Leiter, konnte weggenommen werden; in der Höhlung selbst stand dann eine zweite Treppe bis zur Höhe. Jene Thür mit dem rechts davon eingehauenen preußischen Adler, einer unleserlichen Inschrift darüber und den vielzackigen Reinsteiner Hirschhörnern von 1662 (?) zu betrachten, haben wir vom Teufelsloche aus Gelegenheit; für jetzt wenden wir uns am

*) Merian erzählt aus der Zeit, da die Grafen „dieser Vestung mißbrauchet, vnd den Benachbarten weidlich auf die Haube gegriffen“, daß dieser „etliche in Bawerweiber Kleider sich an das Thor gemacht, den Belagerten etwas an Proviant, daran sie Noht gelitten, zu Kauffe angebotten, vnd sich bei solcher Gelegenheit des Thors und folgends, da der Hinterhalt nachgetrucket, des ganzen Schlosses bemächtiget. Der Grafe ist aber von dem Frawenzimmer in ein Bette genähet vnd durch ein enges Loch hinabgelassen worden, da er sich dann loß geschnitten, vnd davon kommen“. von Alvensleben und Behrens erzählen ähnlich: Die verkleideten Bewaffneten gaben vor, dem Grafen den weichen weißen Käse zu bringen, den er bestellt hatte.

Turme vorbei, wo noch Spuren der „starken dicken Mauern“ Merians zu sehen sind, zum Durchgange zurück und gehen am Fuß der Kuppe bis zu einer hölzernen Treppe. Diese führt uns auf die höchste Felsenkuppe, den sogen. Generalsitz. Der noch zum Teil vorhandene Gipsanstrich und Spuren von Mauerwerk zeigen, daß hier oben Gebäude, die eigentlichen Wohnräume der Grafen, einst standen. Mehr aber, als durch diese Zeichen der Vergangenheit, wird das Auge gefesselt durch die prachtvolle Rundsicht, die sich von hier bietet. Da sehen wir vor uns liegen Halberstadt mit seinen vielen Türmen, den Hoppelberg mit seinem Felsvorsprunge, der Naht; fern am Horizonte erscheint bei günstigem Wetter der Magdeburger Dom. Weiter nach rechts (ostwärts) erblicken wir den Hakel, das Klostergut Winningen, die Nachterstedter Kohlenwerke, die Allee zwischen Aschersleben und Staßfurt mit einer Menge Dörfer davor, und gerade im Osten erscheint der Turm der Aschersleber Stephanskirche. Mehr im Vordergrunde liegen Westerhausen, Warnstedt, Quedlinburg mit seinem stolzen Schlosse, die Gegensteine, die Konradsburg bei Ermsleben, Rieder, das freundliche Ballenstedt, Suterode und Gernrode mit dem Stubenberge, die Georgshöhe, die Lauenburg, der Hexentanzplatz und die Roßtrappe nebst der Victorshöhe. Ganz im Süden liegt die vielzackige Teufelsmauer, Blankenburg mit seinem Schlosse, der höheren Luisenburg und dem Ziegenkopfe. Hinter den vorliegenden Bergen streckt der Brocken sein Haupt herüber. Dann sehen wir einzelne Gebäude des Klosters Michaelstein, den Pavillon, der auf den Grundmauern des alten Bergfrieds der Schwesterfeste Heimburg steht und davor die roten Ziegeldächer des Dorfes selbst. Weiter folgen die Kattenäse bei Harzburg, die Lust bei Wernigerode, Silstedt, Minsleben, jenseit des Osterholzes die Derenburger Zuckerfabrik und Heudeber. Asse und Elm, Fallstein und Huy grüßen herüber; oben auf letzterem sind die Reste des Klosters sichtbar.“

„Nie,“ sagt Hoffmann, „war ich auf dieser Stelle, ohne durch den Gegensatz lebendig ergriffen zu werden, welcher sich in den halbzertrümmerten Steingewölben dieser Feste und in dem lebendigen Weben und Walten der prächtigen Schöpfung des Herrn ankündigt, die sich ewig erneuert, die ewig aus dem Tode frisches Leben hervorruft; nie war ich auf dieser Stelle, ohne daß ich mich erhoben und beruhigt gefühlt hätte; wenn es mir so recht wehe war bei dem wüsten Treiben der Menschen, so floh ich hieher, sammelte mich und ging getröstet von dannen. Der Regenstein ist ein Juwel in der Kette unserer Berge, obgleich ihn der liebe Gott etwas herausgerückt hat aus seinem stolzen Höhenkranze; aber er fällt nur um so strahlender ins Auge. Kommst du von Braunschweig herüber, oder von Magdeburg herauf, oder von Osten her; stehst du auf der schönen Terrasse vor dem Schlosse zu Ballenstedt, oder auf den einsam ragenden Gegensteinen, oder auf den Ruinen der Domburg im Hakelwalde, oder auf den Mauern des Königsschlosses zu Quedlinburg, oder auf dem Felsen des Huy bei Halberstadt — überall schaust du den Regenstein mit seinen imposanten Felsenmassen, groß, ja erhaben in seiner Isolierung!“

„Wir steigen die Treppe wieder hinab, setzen unsern Weg am Fuße der Kuppe fort und finden rechts eine wohl erhaltene große Kasematte, das sogen. Zimmer der Burgfrau; dann gelangen wir über einen schmalen Felsenkamm zu dem äußersten Felsenvorsprunge, dem verlorenen Posten. Blicken wir von hier hinab in die Sandwüste des Heerses, so halten wir es kaum für möglich, daß gerade diese Stelle öfter als Weg der Flucht von desertierenden Soldaten der Besatzung gewählt und deshalb ein Posten hieher gestellt sei; daß

einmal ein solcher Posten samt dem Schilderhause vom Sturm in die Tiefe geschleudert und dort lebend, nur ein wenig am Fuße verletzt, aufgefunden ward; daß in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts ein Jäger den Sprung in die Tiefe wagte und glücklich unten ankam. Allein mit fast noch größerem Schaudern erblicken wir, uns umwendend, fast zu unsern Füßen ein tiefes Loch im Felsen, ein zweites sogen. Burgverließ. Hier soll Waldemar II. (vergl. S. 469), hier der Bischof von Merseburg gefangen gehalten sein; hier, erzählt die Sage, hielt einst ein Burgherr ein edles Fräulein gefangen, weil sie sich seinem unedlen Ansinnen standhaft widersetzte. Aus diesem Felsengrabe zu entkommen, schien unmöglich, dennoch schwankte sie nicht, sondern vertraute auf Gott, den Retter der Unschuld, und er ließ ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden. Einst hörte sie, wie der Sturm draußen tobte, wie der Hagel gegen die Felsenwände ihres Gefängnisses schlug, und schloß daraus, daß diese nicht stark sein könnten. Mit einem kleinen Silberstückchen, dem einzigen, welches sie besaß, schabte sie so lange, bis eine Öffnung entstanden war, um sie durchzulassen, und glücklich gelangte sie an den Fuß des Felsens und zurück zu den Ihrigen, die sich sogleich aufmachten, gen Regenstein zogen und ihn belagerten. Bei dieser Belagerung nun sei die Burg durch jene von Merian erzählte List*) eingenommen. In Wirklichkeit ist jene Öffnung im Felsen ein sauber ausgearbeitetes Fenster, dessen Seitenwände freilich vom Zahn der Zeit arg benagt sind; auch sind dort verschiedene Wappen eingekritzelt, die an das der Könige von Jerusalem (Krückenkreuz umwinkelt von vier Kreuzchen) erinnern."

„In der niedrigeren Abteilung des Felsens nennen wir, ungefähr dreißig Schritte vom verlorenen Posten gerade hinunter, eine zerstörte Kasematte, über deren Eingange ein aus zwei langen Außen- und zwei recht kurzen Innenschenkeln, worüber ein Kreuz, gebildetes W steht, das Zeichen der Waldsteinschen Besitzergreifung; dann rechts von dieser Thür eine verhältnismäßig niedrige und dunkle Kasematte, die sogen. Folterkammer; eine jetzt verschüttete Höhlung im Boden wird als Oubliette (mit einer Fallthür versehene Grube für heimlich Hinzurichtende) gedeutet; ferner ein drittes Burgverließ, das infolge einer rheinischen Sage, hier läge ein Schatz, vor einigen Jahren aufgefunden ist, und endlich das Teufelsloch, eine geräumige Kasematte, in die ein längerer schmaler Gang führt. Vor ein paar Jahren ebenfalls hat ein Zufall dieses Gemach und mit ihm die lange vergeblich gesuchte, aber jetzt in doppelter Ausführung, in Majuskeln und Minuskeln, dastehende Inschrift anno 1090 die Annae entdecken lassen. Merian erzählt von ihm nur, daß das Gespenst dort fortwährend Steine breche; sonst wird hinzugefügt**), daß besonders zur Mittagszeit in ihm ein Klingen vieler Schellen oder ein Gehämmer vieler Schmiede

*) Siehe Anmerkung auf S. 751.

**) Behrens: Es ist daselbst ein Loch vorhanden, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, sondern nur in der Ebene gefunden werden, angefüllet ist, und wollten die Führer vor gewiß berichten, daß solche Steine von denen bösen Geistern hieher gebracht würden; denn wenn man dieselbe herausnehme und hinwegtrage, so kämen doch alsobald wieder andere hinein, ja auch oftmals diejenigen, welche man herausgenommen hätte." von Rohr: „Was das Loch unter der Kirche anbetrifft, in welchem nach Anzeige der alten Scribenten die bösen Geister mit den Steinen sollen rumoret und die Leute verblendet haben, so ist dasselbe jetzo nicht mehr Mode, und will man auf der ganzen Festung von dem Spuken der Poltergeister nichts wissen; es hat auch notwendig der böse Geist aus der Gegend eines solchen Ortes, wo das reine Wort Gottes gelehret und geprediget wird, und die heil. Sakramente nach Christi Einsetzung administrieret werden, weichen müssen."

vernommen werde, und das Volk verlegt hieher den Eingang in einen nach Blankenburg oder dem Kloster Michaelstein führenden unterirdischen Gang; merkwürdig sind in ihm die beiden Vertiefungen im Boden, die von Autoritäten für eine heidnische Begräbnis- und Opferstätte gedeutet sein sollen."

„Auch wenn wir den Grasplatz zwischen dieser Abteilung und der zackigen Felsenmauer betreten, finden wir an ersterer in Treppen u. a. Spuren menschlicher Arbeit im Stein. Ein Stück Mauer, das gleichsam die Fortsetzung jener Felsenwand bildet, scheint aus den Zeiten der Burg zu stammen und sich gegen den Turm hingezogen zu haben."

„Oberhalb des Teufelslochs, von welcher Stelle auch der Turm vermittels einer angelegten Leiter und einer befestigten Kette erstiegen werden kann, erblicken wir ganz isoliert den Anfang einer Felsentreppe; von dieser führte nach links über einen Graben eine Zugbrücke auf den gegenüber liegenden Felsen, in dem noch die Lücken für die Balken sichtbar sind; selbstverständlich war auch dieser Weg nur für Fußgänger bestimmt."

„Neues Leben erblühte auf den Ruinen, als in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts die Bewohner der benachbarten Ortschaften anfingen, gern und häufig auf die Burg zu ziehen; als Frau Schulze mit dem Korbe hinauswanderte, einige Erfrischungen feilbot und, als das Geschäft gut ging, hier oben sich ansiedelte; und als seit den dreißiger Jahren in der alten Kirche, seit 1843 in dem neuerbauten, jetzt mit den Wappen der bedeutenderen Harzländer und -Orte und einigen Bildern geschmückten Saale zum Tanz aufgespielt wurde."

30. Blankenburg.*)

1. Ihrem Namen entsprechend, leuchtet die Blankenburg von der Bergeshöhe weit hinaus in die Vorlande, „einer Lilie gleich im Kranze grüner Waldberge, die sie im Halbkreise umgeben". Aber ihren Namen hat sie von dem Blankensteine, dem hellen Kalkfelsen, der sie trägt.

Während die Sage die Burg schon in früheren Jahrhunderten als den Sitz mächtiger Herrscher im Sachsenlande und Grafen im Harzgau kennt, tritt sie in die Geschichte doch erst mit dem Jahre 1121 ein, in welchem Graf Poppo nach ihr benannt wird. Da wir diesen und sein Geschlecht schon unter „Regenstein" besprochen haben, so beschäftigt uns hier vorwiegend nur die Burg und ihre Geschichte.

Die älteste Blankenburg lag an der Stelle des jetzigen Westflügels auf einem steilen, nackten Felsen, der bei späterem Neubau größtenteils weggebrochen und als Baumaterial verwandt ist. Nur ein Stück Mauer im Westen und ein gefängnisartiger Raum mögen als Überreste jenes alten Baues anzusprechen sein. Die Überlieferung weist dieses Gemach dem Grafen Hermann von Winzenburg, der 1131 vom Kaiser Lothar hier verwahrt wurde, als Gefängnis zu.

Die alte Burg, deren mit hohen Mauern umgebener Burghof nicht größer gewesen sein wird, als die Grundfläche des heutigen Schlosses, fand ihren Untergang in den Kämpfen Heinrichs des Löwen und Kaiser Friedrichs I. Als die meisten Harzgrafen sich diesem nach der Bedrohung mit der Acht (vergl. S. 466) unterwarfen, und ihm des Herzogs Burgen nach kurzem Widerstande die Thore öffneten, bewahrte Blankenburg allein, wie der Mönch von Pegau rühmend hervorhebt, dem Löwen die Treue. Graf Siegfried und seine

*) Quellen unter „Regenstein".



Söhne dachten nicht anders wie ihr Dienstmann Jordanes „von Blankenburg“, des Herzogs Truchseß, der diesem 1176 zu Chiavenna, als der Kaiser flehentlich um Hülfe bat, die übermütigen Worte zugerufen haben soll: Laß immerhin die Krone zu deinen Füßen liegen; einst wird sie noch dein Haupt schmücken.

Indes dem ganzen kaiserlichen Heere vermochte Blankenburg nicht auf die Dauer Widerstand zu leisten. Die Burg ward im Sturme genommen und zerstört, Graf Siegfried mit seinen beiden Söhnen in die Gefangenschaft geführt.

Zwei Jahrhunderte später fiel die Burg zum zweiten Male in Feindes Hand: in stürmischer Nacht stieg der Graf Dietrich von Wernigerode heimlich als Landfriedensbrecher über die Mauer. (Vergl. S. 680.) Wie man sagt, bezeichnet das eingemauerte Ritterhaupt die Stelle, wo solches geschah.

Bis dahin ein einfacher Bau, erfuhr das Schloß im 15. Jahrhundert, zu jener Zeit, als es dem Grafen in dem alten Felsenneste auf dem Regenstein ungemütlich zu werden anfing, eine bedeutende Erweiterung. Wahrscheinlich wurde damals nicht nur der südliche Flügel mit den schönen Wölbungen aufgeführt, sondern auch — wie die am Giebel neben dem Treppenhause angebrachte Jahreszahl 1471 schließen läßt — der östliche Flügel begonnen. Indes geriet der Bau unter den mancherlei Verlegenheiten, mit denen die gräflichen Kassen zu kämpfen hatten, ins Stocken, denn erst unter Ulrich „dem Unglücklichen“ wurde von 1540—45 dieser Flügel (unter Benutzung der angefangenen Teile) hergestellt und jener ausgebaut.

Im Herbste 1546 war auch im Innern des neuen Baues, der fortan das „rechte Haupthaus“ sein sollte, alles vollendet, aber der Umzug der gräflichen Familie wurde mit Rücksicht auf die Gräfin, welche ihrer Entbindung entgegen sah, auf Rat der Ärzte verschoben. Da brach in der Nacht zum 19. November Feuer in dem alten Schlosse aus. (Ein durch Geld gewonnener Einheizer wird als Brandstifter bezeichnet.) Als die Bewohner erwachten, waren die hölzernen Treppen bereits vom Feuer verzehrt, und das ganze Haus stand in Flammen. In wilder Hast suchten Diener und Dienerinnen das nackte Leben zu retten: sie sprangen aus den Fenstern, von den Dächern, ließen sich an brennenden Wänden hinab. Auch die Kinder wurden, in Betten und Tücher gewickelt, glücklich aus den Fenstern gerettet. Aber für die Gräfin Magdalene ward kein Ausweg gefunden. Ihr Gemahl, der sie nicht verlassen wollte, und der Hofmeister Otto mit seiner Frau, die ihre Dienertreue mit dem Tode zu beweisen bereit waren, eilten mit ihr, Rettung suchend, aus einem Zimmer in das andere, aber überall lodernde Glut, erstickender Rauch. Da fiel sie dem Grafen zu den Knieen und bat ihn flehentlich, sie zurückzulassen und sich durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten. Doch ihr Gemahl ließ nicht ab, ihr tröstlich zuzusprechen bis zu ihrem letzen Atemzuge. Weinend legt er sie auf den Boden neben die erstickte Margarethe Otto und, ihrer Bitte gedenkend, sucht er dem Tode noch jetzt zu entfliehen. Der Saal, den er betritt, bricht unter ihm zusammen, ein kühner Sprung bringt ihn in ein heimlich Gemach, hier hängt er halb verbrannt an seinen Armen, niemand hört seinen Hülferuf. Doch jetzt entsteht auf einen Augenblick eine Pause in dem entsetzlichen Geprassel, ein Zimmermann hat ihn vernommen, mit Todesverachtung setzt er eine Leiter an, reißt brennendes Holzwerk weg, bricht Mauerwerk um, erreicht den geliebten Herrn und trägt ihn glücklich hinunter, in das Haus des Rentmeisters Buchauer. Viele kamen, ihn zu trösten. „Hier findet ihr den rechten armen Hiob!“ sagte er zu ihnen; „ich armer Mann, ich kann nicht sehen, nicht zugreifen, nicht stehen oder gehen. Gott mag sich meiner erbarmen! Ich

achte allen meinen Schaden nicht, daß ich gleich an meinem Leibe so verbrannt bin; ach hätte ich doch mein liebes Gemahl behalten mögen! Doch hoffe ich, bald bei ihr zu sein.“ Trotz der schrecklichen Brandwunden genas er und lebte noch bis Palmsonntag 1551.

Der zerstörte Flügel wurde nicht wieder hergestellt. Dafür ließ Graf Martin 1595 den nördlichen Flügel ausbauen, der bis dahin aus Stallungen und einzelnen Wohnungen bestanden hatte. Kaum war der Bau beendet, so erlosch das Grafenhaus, und das Schloß wurde nun Wohnsitz des braunschweigischen Hauptmanns, der an des Herzogs Statt das Ländchen regierte.

2. Die Stadt Blankenburg ist nach dem Schlosse benannt und darum jünger als dieses. Wann sie Stadtgerechtsame erhielt, ist nicht nachweisbar, die ältesten Teile des Rathauses stammen schon aus dem Jahre 1233. Im wesentlichen galt in ihr das Goslarsche Recht. In älterer Zeit, noch um 1436, bestand der Rat aus einem Bürgermeister und zwei Ratmännern. Später finden sich zwei Bürgermeister, welche jährlich im Regimente wechselten, zwei Ratmänner („Kämmerer“), ein Stadtschreiber und ein Syndikus. Die Bürgerschaft wurde durch vier Gemeindemeister vertreten. Neben ihnen gab es zwei Brauvorsteher und zwei Feuerherren. Die Bürgermeister bezogen noch im Jahre 1679 nur 20 Thlr. Gehalt. Die Wahl, welche am Sonntage Trinitatis stattfand und bis zum Jahre 1679, wo ein Verbot erfolgte, mit einem großen Gelage gefeiert wurde, lag allein in den Händen der abtretenden Ratsmitglieder. Dem Rate stand die niedere Gerichtsbarkeit in Zivil- und Kriminalsachen zu. Das älteste vorhandene Privileg ist erst aus dem Jahre 1566. Die Rathandelsbücher reichen bis 1621 zurück. Das älteste führt folgendes Motto:

Wir machen's, wie wir sollen,
So gut, als wir auch wollen,
Und wär' die Sache noch so schlecht,
So machen's wir doch keinem recht.
Ach Gott, nach deiner Barmherzigkeit
Bessere der Menschen Hartnäckigkeit,
Und sollten wir geirret han,
Inmaßen oft der Klügste kann,
So ersetze durch deiner Gnaden Fluß,
Was wir geirret und gieb uns Buß!
Amen!

Die Befestigung der Stadt bestand aus einem Wassergraben und einer durch 42 Türme verstärkten Mauer.

Das älteste Gotteshaus wird die nicht mehr vorhandene Katharinenkirche sein. Doch reichen auch die ältesten, romanischen Teile der Batholomäuskirche in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück. Wahrscheinlich ist sie angefangen, als Graf Siegfried II. (1186—1245) ein Cisterzienser-Nonnenkloster in Blankenburg gründete, und vorläufig unvollendet geblieben, als dieses erst in den Anfängen vorhandene Kloster um der Kriegsunruhen willen zwischen 1193 und 1199 nach Halberstadt verlegt wurde. Wieder aufgenommen wurde ihr Bau um 1250: denn im Jahre 1269 bestand das Bartholomäuskloster wieder in Blankenburg. Außer diesen beiden Kirchen waren im Mittelalter noch drei Kapellen vorhanden.

Über die Einwohnerzahl der Stadt in der Zeit vor dem 30jährigen Kriege fehlt es an jeder Nachricht.

3. In diesem Kriege hat Blankenburg schwer gelitten.*) Das Fürstentum mit seinen Einkünften bildete die Apanage des Herzogs Christian, der zugleich Abt von Michaelstein und Bischof von Halberstadt war. Die ersten seiner Truppen, die auch in Freundesland vielfach plünderten und raubten, sah die Stadt im Februar 1623 in ihren Mauern. Dauernde Einquartierung erhielt sie am 13. März. Diese 400 Reiter „trieben viel Frevel, schonten auch des Schlosses nicht, sondern brachten sogar ihre Pferde in die Zimmer desselben". Sie wurden bald durch 400 Mann Infanterie abgelöst, die indes gleich darauf durch 2 Kornet Reiter verstärkt wurden. „Diese Reiterei sowohl als das Fußvolk verstärkte sich täglich, indem Herzog Christians Werber im Harze und im Eichsfelde sehr thätig waren und die Neuangeworbenen nach Blankenburg führten, wo sie im Schlosse Montur und Gewehre bekamen. So währte es drei Monate lang, bis Herzog Christian alle die herumziehenden und umherlagernden Corps zusammenzog, um ins Feld zu rücken."

Als er bei Stadtloon geschlagen war, fürchtete er, daß seine Lande um seinetwillen leiden müßten, und er verzichtete deshalb in einer zu Haag am 9. Juni 1624 ausgestellten Urkunde auf seine Würden als Bischof und Abt und auf die Einkünfte von Blankenburg.

Fast zwei Jahre lang blieb die Stadt vom Kriege verschont, so daß selbst die verwitwete Herzogin, mit Schutzbriefen von Tilly und Wallenstein und vom Kaiser selbst versehen, auf dem Schlosse Ruhe vor dem Kriegsgetümmel suchte. Doch fand sie diese nur für kurze Zeit, denn im Anfange des Oktobers 1625 meldeten Flüchtlinge den Anmarsch des Wallensteinschen Heeres. Am 9. Oktober — die Herzogin war inzwischen nach Schloß Hessen zurückgekehrt — rückte denn auch das Corps des Obristen Colalto (6 Kornet Reiter und 4 Fahnen Fußvolk), dem später noch das Regiment Zereboni folgte, in die Stadt ein. Ein Kornet Panzerreiter und 1 Fähnlein besetzten das Schloß, die übrigen Reiter, sowie zwei Fähnlein suchten sich selbst Quartiere; ein Fähnlein sollte der zweite Bürgermeister Schweizer, der an Stelle des ersten, vor Schreck erkrankten Bürgermeisters Weitze die Truppen am Thore begrüßte, in Quartier nehmen. Doch fand in seinem kleinen Hause nur ein Leutnant Raum, deshalb wurden Weitze, dem die mangelhaften Vorkehrungen allein zur Last fielen, 30 Mann zugewiesen und die übrigen in das Rathaus gelegt. Der Oberst bezog das Schloß und befahl der Bürgerschaft sofortige Ablieferung aller Waffen.

„Inzwischen tobten die Reiter durch alle Straßen und konnten die Pferde nicht unterbringen, denn zu den kleinen Häusern wollten sie sich anfangs nicht bequemen. Vom Mittag bis in die Nacht dauerte das Getümmel in den Straßen, in denen sich die Einwohner nicht zu zeigen wagten. Zum Unglück war ein Teil der Bürger beim ersten wilden Eindringen der Soldaten geflohen, und diese zertrümmerten nun, was sie fanden und nicht selbst gebrauchen könnten." Der alte, umsichtige Bürgermeister Schweizer bot alles auf, die Feinde zufriedenzustellen: von einer Sauvegarde begleitet, ging er in alle Häuser, ermahnte die Bürger zu Geduld und Gottvertrauen und verlegte die Soldaten aus überfüllten Quartieren in andere. Das Getümmel auf den Straßen ward noch dadurch vergrößert, daß viele Bewohner der umliegenden Dörfer in der Stadt Schutz vor ihren Peinigern suchten: es blieb ihnen indes nichts übrig, als draußen vor der Stadt im freien Felde zu lagern. Kaum war nach Mitter-

*) Ich folge hier Leibrock.

nacht einige Ruhe eingekehrt, so schreckte Feuerlärm die Einwohner von ihren Lagern auf, — und ringsum war der Himmel gerötet, denn überall standen Dörfer und Mühlen in Flammen. Glücklicherweise beschränkte sich der Brand auf ein Haus in der Katharinenstraße. Allerdings verbot ein Obrist aus Halberstadt am folgenden Tage alles Sengen und Brennen bei Todesstrafe, aber wie sollte die Stadt die 10000 Thlr. binnen einer Woche schaffen, die jener forderte! Alles, was der Rat durch seine eindringlichen Vorstellungen erreichen konnte, war die Befristung mit der Hälfte jener Summe um einen Monat und die Vergünstigung, daß statt der andern Hälfte Ochsen und Schweine geliefert werden sollten. (Jene Bezahlung scheint nachher ins Vergessen gekommen zu sein.)

Die Feinde bemächtigten sich nicht nur der Getreidevorräte, welche im letzten Jahre auf Befehl der herzoglichen Regierung in Blankenburg aufgespeichert waren, sondern forderte auch von sämtlichen Domänen und Ackerhöfen der Grafschaft ungesäumte Anfuhr ihres Getreides. In den Forsten erlegten die Soldaten das Wild, in den Häusern suchten sie nach versteckten Wertgegenständen.

Wallenstein; der von Liebenburg, von Wiedelah und mehrfach von Halberstadt nach Blankenburg kam, hatte die Absicht, das Schloß durch Schanzen oder Pallisaden zu befestigen. Doch kam der Plan nicht zur Ausführung, da Wallenstein bald dem Grafen Tilly die Fortführung des niedersächsisch-dänischen Kriegs allein überließ.

Hatte die Stadt unter der steten Einquartierung, unter der Teuerung und der Pest (vergl. S. 300) schwer zu leiden, so wurde sie im Jahre 1627 sogar hart beschossen und dadurch zum Teil zerstört. Eine Schar Dänen warf sich, von Tillyschen verfolgt, in die Stadt und suchte sich hier zu halten. Es gelang ihnen auch, mehrere Angriffe der sie eng einschließenden Kaiserlichen zurückzuschlagen. Als diese aber Verstärkung heranzogen und schweres Geschütz aufstellten, vermochten Stadt und Schloß nicht zu widerstehen. Bald waren die Thore zersplittert und die Stadtmauer an verschiedenen Punkten zusammengebrochen, und nur durch die verwegene That eines „Harzschützen" (s. S. 299 ff), der das Lager vor der Stadt in Brand steckte und dadurch Verwirrung anrichtete, gelang es den Dänen, in die Wälder zu entkommen. „Das arme Stättlein aber war zum Erbarmen elendiglichen ruiniert und insonderheit die wohleingerichteten Brawhäuser also verwüstet und eingerissen, daß einem jeden, der es ansah, die Augen übergingen;" die acht eingemauerten Kanonenkugeln am Rathause erzählen noch heute von jenem Schreckenstage.

In der Woche vor Weihnachten 1627 erhielt Blankenburg seine schlimmsten Gäste, Kroaten vom Regimente Hrastowasky. Sie plünderten in so beispielloser Weise, daß den Einwohnern nach acht Tagen kaum mehr als das nackte Leben geblieben war; sie mißhandelten dieselben ohne alle Ursach und erschlugen mehrere Bürger; sie zerrissen und zertraten die Briefschaften auf dem Rathause und „hausten ärger denn Türken und Barbaren". Der Rittmeister von Thal und mehrere Mitglieder der Landschaft eilten nach Halberstadt, um den Oberst Becker um Abhülfe zu bitten. Aber dieser erklärte ihnen, daß er die Kroaten weder entfernen noch zügeln könne, da sie nicht unter seinem Kommando ständen; daß er aber Blankenburg mit Einziehung der wöchentlich zu entrichtenden Kontribution einstweilen verschonen, auch die Besatzung des Schlosses (die zu seinem Regimente gehörte) auf sieben Mann ermäßigen wolle. Vergeblich waren auch eindringliche Vorstellungen bei Altringer

und bei Wallenstein selbst; nutzlos, daß die Harzschützen, um dem Feinde jeden Vorwand zu nehmen, die Waffen (auf einige Zeit) aus der Hand legten; vergebens auch klagte der Herzog, „daß ganz unmöglich das geringe Stättlein diese Last tragen könne, da die Leute mit leerer Hand davon gehen und die Hütten stehen und den Acker liegen lassen“.

Mit dem Übergange der Grafschaft an den Grafen von Wallenstein, den Vetter des Herzogs von Friedland, und dann an Merode (s. S. 745) trat keine Besserung ein. Merode hatte es im Aussaugen und Erpressen bis zur höchsten Meisterschaft gebracht. Als die Bürger klagten, sie könnten die hohen Abgaben nicht mehr erschwingen, ließ er regelmäßige Haussuchungen vornehmen; wo seine Soldaten dabei wirklich weder Geld noch Schmucksachen aufzuspüren vermochten, nahmen sie den Bürgern die Kleidung und das Hausgerät, und diese boten nun alles auf, so viel Geld herbeizuschaffen, daß sie ihr unentbehrlichstes Eigentum wieder einlösen konnten. Aber sich selbst vergaßen die Merodeschen auch nicht: sogar auf dem Kirchgange überfielen sie Frauen und Jungfrauen und rissen ihnen das Geschmeide vom Halse und den Schmuck vom Kleide. „Sr. Fürstl. Gnaden Lande und Leute“, klagt Herzog Friedrich Ulrich in dem ‚Wahrhaften Bericht, was es umb die Grafschaft Regenstein und Blankenburg für eine eigentliche Bewandtniß hat‘, „sind gleichsam zum Raube dahingegeben und aufgesetzet, daß sie zu einer Wüsten und Einöden geworden, und an den meisten Orten nichts mehr als die bloße Erde und wenige Hütten übrig sein“. Schwerer noch als jeder andere Bedruck wurde es von den Einwohnern empfunden, daß unter Merode Dominikaner-Mönche ihren Einzug hielten und sich der Kirche und des Bartholomäusklosters bemächtigten. Die wolfenbüttelsche Regierung, den kaiserlichen Truppen gegenüber machtlos, konnte den Blankenburgern nur befehlen, sich jenen Anordnungen unter Berufung auf den Passauer Vertrag und den Nürnberger Religionsfrieden zu widersetzen, und wirklich erreichten sie mit ihrem entschiedenen Widerspruche so viel, daß ihnen wenigstens die Stadtkirche wieder zurückgegeben wurde. Nicht wenig trug zur Stärkung ihres Glaubensmutes und ihrer Hoffnung auf bessere Zeiten die Jubelfeier der Übergabe der Augsburgschen Konfession bei, welche in Stadt und Land überall festlich begangen wurde.

Nach der Zerstörung der evangelischen Stadt Magdeburg wurden Hunderte von hülflosen Kindern, welche jene zu Waisen gemacht hatte, in Blankenburg ausgeboten, und auch hier fanden sich trotz der eigenen Not mitleidige Herzen, welche einige von ihnen um Gotteswillen an Kindesstatt annahmen. „Es sind der Kindlein“, welche auf Karren- und Kriegswagen in kläglicher Weise im Lande herumgeschleppt wurden, „sechs in Blankenburg blieben und wohl eine gleiche Zahl auf dem Lande. Wir hätten sie vor Jammer gern alle hier behalten, müssen aber für den eigenen Gottessegen das Brot schon klein genug schneiden. Gott sehe darein und möge die armen hungrigen Würmer speisen, wir können es nicht.“

Mußte die Nachricht von dem Siege des Schwedenkönigs bei Leipzig, die am 10. September von den flüchtenden Tillyschen überbracht wurde, von der in ihrem evangelischen Bekenntnisse schwer bedrohten Stadt mit Dank gegen Gott aufgenommen werden, so war sie doch zugleich der Anlaß eines Tages des Schreckens: Merode ließ vor seinem Abzuge die Stadt an allen Orten anzünden, um sie völlig in Asche zu legen. 24 Stunden schon wütete das gierige Element, da gelang es dem (späteren) Hofrat Finke und dem Hof-

prediger Johannes Herweg, die den Mut hatten, Merode persönlich zur Schonung anzurufen*), Pardon für das fast verwüstete Städtlein zu erlangen.

Wenn auch in den folgenden Jahren ohne stehende kaiserliche Besatzung, so war Blankenburg doch nicht im stande, sich nur einigermaßen zu erholen. Der kleine Krieg, wie ihn kaiserliche oder schwedische Heeresabteilungen, die es einander im Plündern zuvorzuthun suchten, in unsern Gegenden führten, konnte den Jammer nur vergrößern. „Fast alle bürgerliche Ordnung war aufgelöst. Recht und Gesetz und Obrigkeit wurde nicht mehr geachtet. Vergebens ermahnten Bürgermeister und Rat die Einwohner, die eingeäscherten Gebäude wieder aufzurichten; nur rohe Hütten und Köten, kaum zureichend, ein sicheres Obdach gegen Wind und Wetter zu gewähren, erstanden auf den ‚mannigfachen Brandplätzen‘ der Stadt. Vergebens ermahnten sie zum sorgfältigen Betriebe der Gewerbe; niemand hatte mehr Lust, durch Arbeit und Fleiß etwas zu erwerben, um es sich dann von den rohen Kriegsgesellen unter Mißhandlungen entreißen zu lassen; nur für den täglichen Bedarf, für den augenblicklichen Hunger arbeitete ein jeder; „sie nähren sich nicht vom Handwerk, sie liegen im Dreck umher und lauern, ob sie nicht betteln oder stehlen können; weil es aber nichts zu betteln und zu stehlen giebt, lassen sie sich von dem ernähren, was ihre Frauen und Töchter von den Kriegsleuten erlangen!“ „Auch der Ackerbau geriet total ins Stocken. So lange die Kaiserlichen hier dauernd ihr Quartier gehabt hatten, konnte der Landmann immer noch sein Feld bauen, obwohl er sehr oft nicht die Frucht seiner Arbeit genoß, sondern sie zertreten oder räuberisch hinwegführen sehen mußte; seit aber beide Parteien sich in unserer Grafschaft herumjagten, heute die eine, morgen die andere aus derselben gedrängt wurde, und unablässig die eine der andern alle Hülfsmittel abzuschneiden suchte, da wurden auch die Gefahren für den Landmann so arg, daß der Ackerbau ganz aufhörte. Die streifenden Trupps spannten dem Bauer Pferde und Ochsen vom Pfluge, und es fehlte den meisten an Mitteln, den Verlust zu ersetzen. Einem einzigen Müller wurden nach und nach 74 Pferde, einem andern in einem Jahre 36 Pferde ohne das andere Vieh geraubt.“ (Leibrock.)

Auch die nächsten Jahre brachten wohl vielen und oft raschen Wechsel in der Besatzung der Stadt, aber keine Besserung der Verhältnisse. Ich beschränke mich darauf, nur noch einiges zu erwähnen. Im Anfange des Jahres 1636 entging die Stadt nur dadurch den Schrecken einer Belagerung, daß die Bürger den nicht geflohenen Teil der schwedischen Besatzung (vom Liefländischen Regimente) zwangen, sich den Sachsen zu ergeben. Bald darauf stellten sich mit den Kroaten zwei nicht weniger gefürchtete Gäste, Pest und Hungersnot, ein. Im Jahre 1637 belagerte der kaiserliche General Hatzfeld die schwedischen Parteien und Harzschützen, welche sich in Blankenburg festgesetzt hatten. Vor dem bereits vorbereiteten Sturme wurde die Stadt aber dadurch geschützt, daß in der Nacht das Lager der Kaiserlichen in Brand geriet, so daß es den Belagerten während der darob entstehenden Verwirrung gelang, sich in das Gebirge zu flüchten. Wohl auf den Rat des mutigen Hofrats Finke beschloß die Bürgerschaft, fortan nur regelmäßigen Truppen die Thore zu öffnen, gegen Parteien aber, die ohne Ordre kämen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Nun fielen an einem nicht bezeichneten Tage des Jahres 1641 die beiden kaiserlichen Reiterregimenter Wolff und Cato in der Morgendämmerung in die

*) Die Erzählung von der Prozession unter Führung Herwegs, wie sie Stübner und nach ihm andere mitteilen, ist nach Leibrocks Untersuchungen nichts als Fabel.

Stadt ein; sie schossen die Thorwache nieder, schlugen die Thore ein und begannen zu plündern und niederzumachen, was sie in der Eile antrafen. Daß sie Ordre hatten, nur die schwache lüneburgsche Besatzung des Schlosses aufzuheben, der Bürger aber bei dieser Überrumpelung möglichst zu schonen, konnten diese danach nicht annehmen. Eingedenk ihres Versprechens griffen sie zu den Waffen, warfen sich den beiden Regimentern entgegen und schlugen sie in blutigem Kampfe, in welchem 15 Reiter den Tod fanden, wieder zur Stadt hinaus. Der Hofrat Finke fiel dabei leider in die Hände der Feinde, wurde jedoch nach einiger Zeit gegen das Urteil des Kriegsgerichts auf besondern Befehl des Erzherzogs (s. S. 745), dem angesehene Freunde Finkes den Sachverhalt erklärten, gegen Zahlung von 400 Thlr. wieder auf freien Fuß gesetzt.

4. Von den Schlägen des 30jährigen Krieges erholte sich Blankenburg nur langsam. Viele Brandstätten sind niemals wieder bebaut; manche Häuser standen leer, da ihre geflüchteten Eigentümer nicht wieder zurückkehrten; die meisten Häuser waren nur elende, mit Stroh bedeckte Hütten; statt des Straßenpflasters trennten tiefe Hohlwege die lückenhaft besetzten Häuserreihen. „Unter den Herzögen Rudolf August und Anton Ulrich entwickelte sich der erste Keim eines kräftigen Aufschwunges, und unter Ludwig Rudolfs und Luise Christinens segensreicher Regierung erreichte die Stadt ihre höchste Blüte und ihre jetzige Form.“ (Brederlow.)

Rudolf August, dem die Stadt das Gymnasium verdankt, baute das Schloß aus und verweilte oft in demselben. Das „goldene Zeitalter Blankenburgs“ begann aber, als 1690 Ludwig Rudolf, dem sein Vater Anton Ulrich die Grafschaft als Apanage überwies, in dem verschönerten Schlosse seine ständige Residenz aufschlug. Das Gedächtnis dieses ausgezeichneten Herrn, der allen Zweigen der Verwaltung seines Ländchens sein Interesse und sein Wohlwollen zuwandte — erbaute er doch allein außer der Schloßkirche sechs Kirchen — lebt noch heute bei den Bewohnern fort. Er war „ein Bürger- und Bauernfreund und verstand's auch unter seinem Fürstenhute, recht herzlich und ehrlich mit den Unterthanen zu verkehren. Am glänzendsten war's in Blankenburg zur Zeit des Karnevals, wo öffentliche Vogel- und Scheibenschießen, Komödien, Jagden, Feuerwerke und feine Schäferspiele nach Art der Pegnitzer und adlige Bauernhochzeiten vor aller Welt Augen auf dem Thie, im Tiergarten, auf dem Vogelherde aufgeführt wurden. Auf gewöhnlichen Leiterwagen fuhr der Herzog mit seinen Gästen durch die Stadt, man aß von hölzernen Tellern, sprach platt, trank aus großen Kannen und Paßgläsern; auch wurden wirklch immer einige Brautpaare von benachbarten Dörfern getraut und die Bauern als Gäste fürstlich bewirtet. Interessant ist in dieser Beziehung die Geschichte des bei einer solchen fürstlichen Bauernhochzeit gegenwärtigen Bauernsohnes Söllig aus Ströbeck, der durch sein dreistbescheidenes und freundliches Wesen, besonders durch seine Geschicklichkeit im Schachspiel, dem Ludwig Rudolf so gefiel, daß er den Jungen bei sich behielt und studieren ließ; in der Folge wurde dieser Söllig Hofprediger.“ (Brederlow.)

„Die Feste mehrten sich und wurden bedeutungsvoller, als des Herzogs Töchter heranwuchsen und sämtlich ebenso durch hohe Schönheit, als durch Herzensgüte und Anmut entzückten. Da verbreitete sich über den kleinen Hof zu Blankenburg ein Glanz, um den ihn manches mächtigere Fürstenhaus beneiden mochte. Noch bedeutender wurde derselbe, als die älteste, erst dreizehnjährige Prinzessin Elisabeth Christine vom Kaiser Leopold zur Gemahlin seines

Sohnes Karl (Karl III. als König von Spanien, Karl VI. als deutscher Kaiser) ausersehen wurde. Zwar machte es dem frommen Ludwig Rudolf nicht geringen Kummer, daß, um diese hohe Verbindung möglich zu machen, die Prinzessin zur katholischen Kirche übertreten mußte; als indes die meisten Theologen des Landes, die er zu Rate zog, seine Gewissensbedenken durch die Erklärung beschwichtigten, daß in dem Übertritt durchaus nichts Verwerfliches und dem Seelenheil Nachteiliges liege, beruhigte er sich vollständig. Die Prinzessin legte am 1. Mai 1707 zu Bamberg das katholische Glaubensbekenntnis ab und reiste dann nach Spanien, wo sie dem Könige Karl am 1. August 1708 zu Barcelona angetraut ward; letzterer wurde 1711 durch den Tod seines Bruders Joseph I. auf den Kaiserthron erhoben, denselben Thron, den nachher die Tochter, welche Elisabeth Christine ihm schenkte, Maria Theresia, so ruhmvoll inne hatte."

„Es stand wohl im Zusammenhange mit dieser Verwandtschaft, daß Kaiser Joseph I. am 1. November 1707 die bisherige Grafschaft Blankenburg zum Fürstentum erklärte. Das hatte abermals Freudenfeste aller Art, besonders aber auch eine luxuriösere Hofhaltung zur Folge. Selbst Gesandte mächtiger fremder Staaten suchten von nun an bisweilen das hiesige Hoflager auf, und es haben sich Beweise gefunden, daß hier Pläne von außerordentlicher Tragweite angesponnen wurden, die erst lange nachher zur Ausführung gelangten."

„Der Glanz steigerte sich noch, als die zweite Tochter Ludwig Rudolfs ausersehen wurde, die Gemahlin des russischen Thronfolgers Alexei, des Sohnes Peters des Großen, zu werden. Peter der Große selbst soll hier eine Zeitlang anwesend gewesen sein. Sein Sohn Alexei war u. a. zugegen, als die Kirche zu Stiege 1711 eingeweiht wurde. Bald darauf, am 25. Oktober 1711, fand die Vermählung mit großer Pracht im Riesensaale zu Torgau statt. Leider war, wie bekannt, das scheinbar so große Glück für die Prinzessin eine Kette unsäglichen Elends; ihr war ein sehr tragisches Los beschieden." (Leibrock.)

„Der wilde und gemeine Prinz*) hatte seinen von Natur unbändigen Charakter durch die niederträchtigsten Ausschweifungen noch mehr verschlimmert; eine unbesiegbare Abneigung gegen die sanfte, hochgebildete Gemahlin brachte ihn sogar zu dem entsetzlichen Entschlusse, die unglückliche Prinzessin zu vergiften; dreimal vereitelte schnelle ärztliche Hülfe das schändliche Unternehmen, die unmenschliche Begegnung nahm täglich zu; keiner wagte der Fürstin beizustehen. Eines Tages, als der Kaiser und die Zarin Katharine auf weiter Reise im Lande begriffen waren, taumelte Alexei wild in ihr Zimmer, stellte brutale Forderungen, schlug, als diese abgewiesen wurden, die unglückliche Frau mit Fäusten zu Boden, trat sie mit Füßen und ließ dann die Bewußtlose auf harter Erde liegen. Unmittelbar nach diesem Auftritte verreiste der Wüterich, ohne sich um die Folgen seiner Grausamkeit zu bekümmern. Diese zeigten sich auch bald in einer unzeitigen Entbindung der bedauernswürdigen Fürstin. Jetzt endlich vereinigten sich Charlotte Sophiens Vertraute zur schleunigsten Hülfe; die Gelegenheit war zu günstig, gerade diesen Vorfall zu benutzen, um die Prinzessin in völlige Sicherheit zu bringen. Es ward ein Kurier mit der Nachricht ihres erfolgten Todes an den weit entfernten

---

*) Ich erzähle im folgenden mit den Worten Brederlows, der sich auf das „vaterländische Achiv" stützt. (Leibrock hat die Erzählung wortgetreu aus Brederlows Führer aufgenommen.)

Kaiser und an den Prinzen Alexei abgefertigt. Aus Furcht vor dem mächtigen Zorne seines Vaters befahl dieser sofort die schnellste und heimlichste Beerdigung, in der Hoffnung, dadurch die Spuren eines Todesfalles zu verwischen, als dessen Urheber er sich mit Recht betrachten mußte. Das Leichenbegängnis erfolgte wie befohlen war; allein der Sarg enthielt nur eine Puppe von Holz. Während an allen Höfen Europas das tragische Ende dieser schönen und tief beklagten Prinzessin betrauert wurde, und der betrübte Vater Herzog Ludwig Rudolf auf den Tod seines unglücklichen Kindes 1715 eine Denkmünze schlagen ließ, war Charlotte Sophie mit Hülfe vertrauter Freunde, namentlich der berühmten und schönen Aurora von Königsmark, zwar schwach, aber lebend aus ihrem Palaste entflohen. Mit Gold und Juwelen und so vielem Gelde, als man habhaft werden konnte, versehen, verließ die Fürstin mit einer Kammerfrau und einem alten treuen Diener das verhängnisvolle Petersburg, gelangte unerkannt nach Paris, von dort nach einem französischen Seehafen, wo ein bereit liegendes Schiff die Flüchtigen glücklich nach Louisiana überführte. Die Ankunft einer so jungen, schönen Fremden in einem damals fast noch wilden Lande erregte allgemeines Aufsehen. Ungefähr zu gleicher Zeit langte auch ein Chevalier d'Aubert (d'Auban) dort an, ein Mann von ebenso gediegener Bildung als sittlichem Werte, welcher früher in Petersburg gewesen war, vergeblich dort am Hofe seine Dienste angeboten und bei dieser Gelegenheit die Prinzessin kennen gelernt hatte. Der Chevalier erkannte sogleich die Fürstin, unterdrückte jedoch sein Geheimnis, bis er das Zutrauen des alten, erprobten Dieners gewonnen und seiner Sache ganz gewiß war. Eines Tages, als d'Aubert mit der Prinzessin sich allein befand, warf er sich ihr zu Füßen und gestand, daß er genau bekannt mit ihrem Schicksal wäre. Die Prinzessin nahm ihm das heiligste Versprechen des tiefsten Schweigens ab. Nicht lange darauf brachten die Zeitungen aus Europa die Nachricht von dem tragischen Ende der russischen Kronprinzessin; aber auch von der vermuteten Enthauptung oder Vergiftung Alexeis. Charlotte Sophie (Luise) schien nicht geneigt, die Augen der Welt noch einmal auf sich zu ziehen; sie war für Europa tot, und das genügte der schwer Geprüften. Der Tod des alten, treuen und bewährten Dieners, der mit wunderbarer Klugheit und Aufopferung, mit unermüdlicher Geduld und männlichem Mute seiner Gebieterin in Freud und Leid, in Gefahr und Not wie ein Engel des Himmels zur Seite gestanden hatte, betrübte die Prinzessin aufs innigste; ein zweiter Vater war in diesem seltenen Manne ihr verloren gegangen. Viel Trost fand die weinende Fürstin jetzt in dem Eifer und der zarten Aufmerksamkeit, welche d'Aubert ihr täglich widmete; er war in dieser fremden Welt ihre einzige Stütze, und dabei wußte er mit aller Rücksicht für ihre hohe Geburt ihr dennoch den Druck des Schicksals so ganz vergessen zu machen, daß sein Umgang ihr zuletzt eine süße Gewohnheit wurde, ja daß sie selbst Neigung zu dem liebenswürdigen Manne faßte und ihm endlich ihre Hand zur Belohnung bot. Durch eine fast unerhörte Wendung des Geschicks wurde also die fürstliche Witwe des Thronerben des größten europäischen Reichs und die Schwester einer römischen Kaiserin, Ludwig Rudolfs totgeglaubte Tochter, die Gemahlin eines gewöhnlichen Infanterie-Hauptmanns, fern von ihrem Throne in einem fremden Weltteile. Jahrelang lebten beide Gatten als fleißige Kolonisten unter Arbeit und Entbehrung, sehr glücklich in der Erziehnng einer einzigen Tochter. Aber Chevalier d'Aubert konnte nicht länger das feuchtwarme Klima ertragen, er fing an zu kränkeln; auf ärztlichen Rat wurden die Plantagen verkauft, und die Familie zog nach Paris.

Madame d'Aubert war unermüdlich in der Sorge für ihren Gatten; die Genesung desselben war ihr Lohn; inzwischen unternahm man häufige Spaziergänge in den Gärten der Tuilerien. Bei solcher Gelegenheit, wie die Familie sich gerade in deutscher Sprache unterhielt, wollte eines Tages der Zufall, daß der berühmte Marschall von Sachsen an ihnen vorüberging. Verwundert, seine Muttersprache so rein und schön aus dem Munde dieser amerikanischen Fremdlinge zu vernehmen, nahete er sich ihnen, redete die ältere Dame an, stutzte und erkannte in ihr augenblicklich die höchst markierten Züge der Prinzessin von Blankenburg und von Rußland, die er längst unter die Toten gerechnet hatte. Madame d'Aubert beschwor ihn, ihr Geheimnis nicht zu verraten, erzählte dem Prinzen Moritz ihr Schicksal, entdeckte ihm, daß sie vor allen seiner Mutter (Aurora von Königsmark) ihre glückliche Flucht aus Rußland zu danken habe, und bat zugleich inständigst, sie in Paris nicht etwa aufsuchen zu wollen. Entzückt über solche Entdeckung, versprach der Marschall mit seinem ritterlichen Worte, das Geheimnis vor jedem zu wahren, außer vor dem König Ludwig XV., dem er die Mitteilung dieses außerordentlichen Ereignisses glaube schuldig zu sein. Die Prinzessin bat ihn, wenigstens noch drei Monate zu schweigen. Als ihr Gemahl inzwischen ganz genesen war, schiffte er sich mit seiner Familie nach der Insel Bourbon ein. Nach Ablauf dreier Monate offenbarte der Marschall dem Könige das märchenhafte Ereignis; der Gouverneur von Bourbon bekam sofort Befehl, Madame d'Aubert mit aller Auszeichnung ihrer hohen Geburt zu begegnen; Ludwig schrieb auch an die Kaiserin Maria Theresia und setzte sie von dem fabelhaften Schicksale ihrer noch lebenden Tante in Kenntnis. Maria Theresia wandte sich augenblicklich an Madame d'Aubert, bat herzlichst, ihren Gemahl und ihre Tochter, für welche der König von Frankreich fürstlich sorgen werde, zu verlassen und sich zu ihr nach Wien zu begeben. Die Prinzessin lehnte solches Anerbieten entschieden ab und blieb bis 1754 auf ihrer Insel. Nachdem ihr Gatte und ihre Tochter gestorben waren, kehrte sie nach Paris zurück, ordnete die Angelegenheiten ihres Gatten und zog nach Brüssel, wo sie angeblich von Maria Theresia jährlich 20000 Gulden, von Braunschweig 600 Gulden Pension genoß. Die Fürstin lebte als Madame d'Aubert eingezogen, fromm, von der Armut als helfender Schutzgeist verehrt; außer ihrer hochbetagten Kammerfrau wußte niemand, wer sie war, und doch weilte in jener Stadt keine zweite Frau, die sich so hoher Abkunft hätte rühmen können, keine zweite, die in das Leben mit solchen glänzenden Aussichten getreten wäre und doch wieder mit solchen Schlägen des Schicksals zu kämpfen gehabt hätte. — Sie starb 1770. Das im Billardzimmer des Blankenburger Schlosses befindliche Bild ist das getroffenste." — „Ob und wieviel Wahrheit dieser Erzählung (welche Zschokke den Stoff zu seiner ‚Prinzessin von Wolfenbüttel' gegeben hat) zu Grunde liegen mag, lassen wir ununtersucht" (setzt Leibrock hinzu).

Nach dem Tode 1714 gelangte Ludwig Rudolf in den wirklichen Besitz des Fürstentums, und im folgenden Jahre wurde sein Gesandter auch in das Reichstagskollegium eingeführt. Mit dem Tode seines älteren Bruders August Wilhelm fiel ihm 1731 auch das Herzogtum Braunschweig zu. Damit war für Blankenburg indes die Zeit des Glanzes vorüber, denn der Herzog konnte nicht anders, als seine Residenz nach Braunschweig verlegen. Nach Ludwig Rudolfs Tode kehrte jedoch die Herzogin Christine Luise nach ihrem geliebten Blankenburg zurück und verlebte hier ihre letzten Lebensjahre (sie starb 1747) in friedlicher Stille. Seitdem verwilderte der schöne Park, und das Schloß

stand leer. Nur Karl Wilhelm Ferdinand kam hin und wieder von Halberstadt aus auf Stunden auf seine Blankenburg.

Im siebenjährigen Kriege hat Blankenburg weniger zu leiden gehabt als irgend eine Harzstadt. Man behauptet, und wohl nicht ohne Grund, daß die kaiserlichen Truppen den strengen Befehl gehabt hätten, die Geburtsstadt der Mutter der Kaiserin Maria Theresia zu verschonen.

Im Jahre 1796 wurde Blankenburg die Zufluchtsstätte eines unglücklichen Fürsten: der Bruder des guillotinierten französischen Königs, der spätere König Ludwig XVIII., weilte hier am 24. August jenes Jahres bis zum 10. Februar 1798 unter dem Namen eines Grafen von Lille. Die Bürgerhäuser waren kaum im stande, sein Gefolge von 40 Personen (darunter die Herzöge von Angouleme und von Berry, des Königs Neffen), mit einer Dienerschaft von 60 Personen, sowie die große Anzahl (mindestens 100) vornehmer Emigranten, welche dem rechtmäßigen Erben der Krone Frankreichs folgten, aufzunehmen: „Grafen wohnten auf Dachkammern, und oft wohnten zwei bis drei Familien in einem Hause, deren jeder in ihrer Heimat vielleicht ein Schloß nicht geräumig genug gedünkt hatte.“

Die ersten feindlichen Franzosen, den flüchtenden Preußen auf dem Fuße folgend, sah Blankenburg am 19. Oktober 1806 nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Plündernd fielen Murats und Soults Truppen in die Häuser ein, bis die Offiziere ihnen, nachdem der Bürgermeister 100 Louisdor angeschafft hatte, Einhalt geboten. Als im folgenden Monate das eroberte Land für den Franzosenkaiser in Besitz genommen ward, wurden die der Plünderung Betroffenen aufgefordert, ihre Schadenrechnungen einzureichen, doch scheint man die Auszahlung der Entschädigungssummen vergessen zu haben.

Während der westfälischen Fremdherrschaft war Blankenburg der Sitz eines Unterpräfekten, dessen zum Saaledepartement gehörender Distrikt die Kantons Hasselfelde, Blankenburg, Elbingerode, Wernigerode Stadt, Wernigerode Land, Ilsenburg, Derenburg, Quedlinburg, Westerhausen, Ermsleben und Meisdorf umfaßte.

Als der König Hieronymus von Bonapartes Gnaden am 21. Mai 1808 Blankenburg besuchte, wurde er hier — wie überall — mit lobhudelnder Ansprache, mit Blumenspende und Lorbeerkranz gefeiert; aber das Lebehoch, zu dem die Bürgerschaft nach dem Schloßhofe beschieden war, muß doch nur recht matt ausgefallen sein, denn der Präfekt hielt es für nötig, in einem Berichte entschuldigend hervorzuheben, daß die Leute teils zu blöde gewesen seien, teils auch nicht wüßten, was sich schicke. Hatte doch auch wenige Tage zuvor, am 8. August, als Schillsche Husaren flüchtig die Stadt besuchten, nicht viel daran gefehlt, daß sich die Bürger in der Meinung, die Zeit der Erlösung sei gekommen, zum Aufstande bewaffneten. Und als im folgenden Jahre Husaren des Heldenherzogs Friedrich Wilhelm von Quedlinburg bis vor die Thore streiften, da eilten die Bürger, die dem unglücklichen Vater desselben, den sie am 17. Oktober 1806 als todwunden Flüchtling, gehetzt vom erbarmungslosen Korsen, in ihrem Schlosse gesehen hatten, nachtrauerten wie verwaiste Kinder ihrem Vater, voller Freude hinaus, um sie mit Speise und Trank zu erquicken, und die jungen Männer nahmen im Fluge Abschied von ihren Eltern, um sich ihrem Herzoge in Halberstadt zur Verfügung zu stellen.

Und als, anfangs unglaublich klingend, die Kunde von dem Untergange der großen Armee in Rußlands Schneegefilden bis an den Harzrand drang, wie mochten da die Herzen höher schlagen in freudiger Hoffnung, daß der Tag

der Befreiung endlich herannahe! Und wer etwa noch zweifelte aus Furcht vor bitterer Enttäuschung, der konnte bald mit seinen Augen die Wahrheit jener wie mit Windesflügeln durch die deutschen Gauen eilenden frohen Mär erschauen. „Auf der Heerstraße von Quedlinburg unter dem Regenstein hin zog eines Tages, wie eine beraubte Karawane in der Wüste, in dünnen, oft unterbrochenen Reihen, lahm und traurig, in Lumpen gehüllt, der Rest von 12 Reiterregimentern", aus denen nur mit Mühe ein schwaches Husarenregiment in Blankenburg sich bilden ließ. Noch einmal zogen dieses Regiment, eine auf 4000 Mann zusammengeschmolzene Division Infanterie und andere französische Truppen gen Osten, um den Vormarsch der Verbündeten aufhalten zu helfen; doch nicht lange, so brachten flüchtende Franzosen, die nur mit Mühe noch sich aufrecht hielten — viele lagen tot oder völlig erschöpft auf den Wegen — die Nachricht von ihrer Niederlage bei Dennewitz; ein ganzes Regiment fand Raum in einem Bürgerhause. Als die Kosaken bis Halberstadt streiften, rissen die Bürger die westfälischen Wappen ab und durchzogen jubelnd die Straßen. —

Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich im letzten Jahrhundert mehr als verdoppelt. Im Jahre 1788 betrug sie einschließlich der kleinen Invalidenbesatzung 2526, im Jahre 1807 2635, 1871: 3911, 1885: 6024.

5. Obwohl die zahlreichen Brände in älterer und neuerer Zeit der Stadt das altertümliche Gepräge nach und nach genommen haben, so bietet ein Gang durch dieselbe doch des Interessanten genug. Das älteste Gebäude ist ohne Zweifel das bereits erwähnte Rathaus; das obere Stockwerk ist im Jahre 1584 aufgeführt, der rechts von der Eingangsthür liegende Teil 1735 erneuert. Jenes trägt im Innern über der Thür des Vorsaales die wunderliche Inschrift:

Die Bauherren haben davon
Bekommen geringen Lohn,
Denn wer dient jungen Kindern und einer ganzen Gemein,
Desselben wird sein Dank und Lohn viel zu klein.

Vermutlich sind mit den Kindern die arg verschuldeten jungen Grafen gemeint, auf deren Veranlassung und Kosten der Aufbau erfolgte, damit die gräfliche Kanzlei mit im Rathause untergebracht werden konnte. Vom hochgelegenen Marktplatze steigt man auf 76 Stufen zur Bartholomäuskirche hinauf, von welcher ehemals statt des jetzigen steilen Weges eine Treppe von 266 Stufen zur Schloßrampe hinaufführte. „In dieser steilen, terrassenförmigen Lage gruppieren sich auf waldigem Hintergrunde Schloß, Kirche und Rathaus mit einigen altertümlichen Gebäuden des Marktplatzes zu einem Bilde von überraschend malerischer Schönheit." (Brinckmann.*) Ihrer ersten Anlage nach eine vollständig gewölbte dreischiffige romanische Basilika (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts), ist diese ehemalige Klosterkirche, deren frühgotische Teile, namentlich die polygonale Apsis und die Wölbung des Unterchors, sowie der Oberbau des Turmes, spätestens aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen, bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in eine gotische Hallenkirche umgewandelt. Den 1712 errichteten Altar macht „die reiche und mit Geschick ausgeführte Schnitzarbeit und Komposition" zu einem „charakteristischen Kunstwerk des 18. Jahrhunderts". Auch von den zahlreichen Grabplatten und Epita-

*) Ich mache auf den interessanten, durch schöne Zeichnungen erläuterten Aufsatz von Steinhoff und Brinckmann „Das Bartholomäuskloster und die Bartholomäuskirche" in Zeitschr. des Harzvereins 1885 und 1886 aufmerksam.



phien der gräflichen Familie und gräflicher Beamten haben einige hohen künstlerischen Wert.

Das 337 m über dem Meere, 100 m über der Stadt belegene Schloß hat schon dem alten Stadtphysikus Behrens gefallen: „Ob es schon kein Residenzschloß ist, so verdient es doch wohl mit dem dabei befindlichen Tiergarten besehen zu werden, maßen man darauf eines und das andere antrifft, so eine recht curieuse Person vergnügen kann; unter andern aber siehet man daselbst allerhand rare Hirschgeweihe, darunter etliche von verwunderlicher Größe sind. Nebst solchen ist auch daselbst eine künstliche Schnecke oder Wendeltreppe anzutreffen, daran die Enden der Wendelsteine so artig auf einander gefüget sind, daß sie in der Mitte ein rundes Loch mit Verwunderung darstellen, dadurch man von oben herab auf den Boden sehen und einen Stein oder sonst was Schweres ohne einigen Anstoß fallen lassen kann." Man sollte denken, wenigstens der (jetzt außer Gebrauch gesetzte) 68 m tiefe Schloßbrunnen, zu dessen klarem Wasser 145 Felsstufen hinunter führen, hätte ihn neben Hirschgeweihen und Wendelsteinen angezogen. Aber das Mitgeteilte ist alles, was er vom Schlosse zu sagen weiß.

Seine jetzige Gestalt und Einrichtung verdankt das Schloß dem Herzog Wilhelm, der häufig hier seine Residenz nahm. Zur Jagdzeit weilten in ihm auch mehrfach unser Kaiser Wilhelm und andere hohe Gäste.

Wenn ich auch von einer Beschreibung der schönsten der 200 Zimmer absehen muß, so darf ich nicht versäumen, wenigstens einige der Kunstschätze zu erwähnen. Von hohem Werte sind namentlich ein von Michel Angelo aus Elfenbein geschnitztes Kruzifix, Gemälde von Quintyn Messis (der Wucherer), Albrecht Dürer (der Zinsgroschen), Lukas Cranach (Ernst der Bekenner), von Tenier, Wouwermann und anderen Meistern. Auch die Porträts der Großfürstin Sophie Luise, der Kaiserin Maria Theresia, der Aurora von Königsmark und Egmonts fesseln den Besucher des lieblichen Fürstensitzes. „Doch gern verläßt man die Pracht- und Prunkgemächer, wenn durch die Fenster die unvergängliche Schönheit der Natur hereinleuchtet und uns hinausruft in die waldumkränzten Berge, in die reichgeschmückten Thäler, zu den rauschenden Wasserbächen und schattigen Buchenhainen." (Spieker.)

Der in drei Terrassen vom Schloßberge abfallende Lustgarten ist im Jahre 1725 angelegt. Daran schließt sich der Tiergarten mit der 1728 erbauten Luisenburg, einem verfallenen Jagdschlößchen auf dem Gipfel des Calvinusberges.

31. Die Roßtrappe.

Höher und höher schlingt sich der Pfad den Granitfelsen hinan. Staunend sieht das Auge, wie jede Windung neue Wunder erschließt. Dort unten, tief zu unsern Füßen schwingt unverdrossenes Spieles der majestätische Buchenwald seine dichtbelaubten Wipfel im flimmernden Scheine der aufsteigenden Sonne; hier steigt die dunkle Fichte terrassenförmig die Berglehne hinan und schaut sogar, fest an das zerklüftete Gestein sich anklammernd, kühn in die Tiefe hinunter. Wilder noch wird das Klippengewirr, schauerlicher werden die Abgründe, schroffer die Felswände, zerrissener die Berge. Hier erheben sich schmale Felszacken, als wollten sie dem Adler zum Horste sich anbieten, dort schmiegen sich die Granitblöcke zu einer Riesenmauer zusammen, als möchten sie dem Menschen den Eintritt in dieses Heiligtum wehren. Und in der Tiefe schäumt unverdrossen die alte Bode, nur zuweilen dringt wie leises Gemurmel ihr

Rauschen und Brausen zu uns herauf. Wer vermöchte es, wenn anders ihm Auge und Ohr noch nicht erstorben sind, dem ergreifenden Eindrucke dieser Naturschönheit sich zu entziehen! wer, dieser eindringlichen Sprache sein Herz zu verschließen!

Und jetzt stehen wir plötzlich auf dem von keines Menschen Hand erbauten Turme des Felsenthores, durch welches das wilde Harzkind in das Land hinaustritt. Kaum 2 m breit, aber auf sichern Pfeilern ruhend, schiebt sich seine Plattform aus dem Granitwalle näher an den Fluß heran, so daß das Auge unbehindert aufwärts und niederwärts in die Felsenwelt eindringen und 200 m tief in die Thalschlucht sich senken kann. Und siehe hier auf höchster Zinne die Trappe, welche einst der Huf des Riesenpferdes in die harte Granitplatte eingegraben hat.

Der Kammerrat von Rohr meint freilich: „Es lohnt sich nicht der Mühe, daß sich ein Fremder die Mühe giebt, so hoch nach diesem eingebildeten Roßhuf zu klettern, sondern er thut besser, wenn er sich davor in dieser Gegend mit der Betrachtung des angenehmen Thales, durch welches die Bude hinwischet, der mit Bäumen besetzten Berge und der zwischen den Bäumen hervorragenden Felsen divertieret.“ Aber trotz dieser Abmahnung wollen wir uns das wunderbare Naturspiel und seine Sage etwas näher ansehen.

Die Frage nach der Entstehung der Trappe beantwortet Klopstock:

„Druiden haben und Barden, mit erobertem
Eisen, in den Felsen gehauen das einzige Mal
Der Urjahrhunderte Deutschlands,
Den Huf des heiligen weißen Rosses.“ . . .
„Der begeisterte Barde trat in den Umkreis
Des nachgebildeten Hufes, und so durch die Weihe
Der Götter geweiht, weissagt er, aus des stürzenden Baches
Mannigfalten Welle, die Wechsel der fernen Tage.“

Nun weist allerdings der ganze Berg, welcher den Roßtrappefelsen trägt, und dieser selbst die Reste vorgeschichtlicher Befestigung auf und ist durch zahlreiche Gräber- und andere Funde aus der Heidenzeit unsers Volkes ausgezeichnet (siehe S. 13. 27. 31.); aber es folgt daraus noch keineswegs, daß die Trappe von Priestern eingehauen ist, noch nicht einmal, daß sie eine gottesdienstliche, dem Gotte Wuotan geweihte Stätte war.

Die Sage weiß jene Frage anders zu beantworten. Zu der Zeit, so erzählt sie, als noch Riesen und Zwerge den Harz bewohnten, besaß ein König der Riesen eine Tochter namens (Emma oder) Brunhilde. In diese verliebte sich Bodo, der wilde Böhmenkönig, den ein Krieg in diese Gegend führte. Aber die Königstochter wies den Unhold mit seiner Werbung ab. Da beschloß er, sich gewaltsam ihrer zu bemächtigen. Flüchtend vor ihm durchraste sie auf ihrem Riesenpferde den Harzwald. Plötzlich aber ward ihrem eiligen Ritt Halt geboten. Sie hielt inmitten der tanzenden Hexen auf hoher, jäher Granitplatte; vor ihr gähnte der Abgrund, durch den die Bode dahineilt, näher und näher kam hohnlachend der Wüterich. Da wagte sie den gräßlichen Sprung hinüber über den breiten Gebirgsspalt auf die gegenüberliegende Platte. Wohl entfiel ihr die goldene Krone und versank im Kronthal, aber sie selbst kam glücklich hinüber. So gewaltig war der Aufschlag der Hufe ihres Renners, daß von einem derselben eine tiefe Spur im Felsen zurückblieb. Auch ihr Verfolger setzte zu gleichem Sprunge an, aber sein Roß vermochte nicht Fuß zu fassen, er stürzte hinunter in den tobenden Bodekessel und bewacht in der Tiefe desselben als schwarzer Hund die Krone der Königstochter.

So oder ähnlich erzählen die Sagensammlungen heutiger Zeit. Bald machen sie die Verfolgte zur Tochter des Königs vom Riesengebirge, die vom böhmischen Riesen Bodo von der Schneekoppe bis in den Harz verfolgt wird, und ziehen durch diese Erweiterung das Rübezahlgebiet in die Harzsage herein; bald lassen sie dieselbe mit ihrem Geliebten auf dem Rosse des Böhmenkönigs entfliehen, als dieser bei ihrem Vater gerade um sie wirbt, und den Sprung von der Roßtrappe nach dem Hexentanzplatze machen; bald ist sie Tochter eines Königs auf „einem der herumgelegenen Schlösser", oder eines „von Bären"; bald wird sie von sieben Brüdern verfolgt, deren ältester, „der große Christoph", jetzt versteinert im Propstſtuhle unter der Roßtrappe, oder mit jenen zusammen über dem Kronensumpfe sitzt. Bringen doch schon die Brüder Grimm die Sage in fünf verschiedenen Fassungen, und es giebt wohl kaum eine zweite Lokalsage, „die in so mannigfacher Gestalt zur Erscheinung gekommen ist". (Dr. Palm.)

Um die späteren ungehörigen Zuthaten und Ausschmückungen zu erkennen, verfolgen wir die Sage einige Jahrhunderte zurück.

Zu den älteren Fassungen gehört folgende in der Grimmschen Sammlung*): „Eine Königstochter wohnte am Harz und hatte wider den Willen ihres Vaters eine geheime Liebschaft. Um sich vor seinem Zorn zu retten, floh sie, nahm die Königskrone mit und wollte sich in den Felsen bergen. Auf dem Felsen jenseits, gegenüber dem Roßtrapp, sollen noch die Radnägel ihres Fuhrwerks eingedrückt sein. Sie wurde verfolgt und umringt. Es war keine Rettung übrig, als einen Sprung an das andere Ufer zu wagen. Die Jungfrau sah das, da tanzte sie noch einmal zu guterletzt, als wäre es ihr Hochzeitstag, und davon bekam der Fels den Namen Tanzplatz. Dann that sie glücklich den großen Sprung; wo ihr Roß den ersten Fuß hinsetzte, drückte sich sein Huf ein, fortan hieß dieser Felsen der Roßtrapp. In der Luft war ihr aber die unschätzbare Krone vom Haupt gefallen, in einen tiefen Strudel der Bode, davon das Kronenloch genannt. Da liegt sie noch auf den heutigen Tag."

Dem Kammerrat von Rohr erzählte man (Merkw. des Unterh. vom Jahre 1736, S. 47), „daß in den alten Zeiten eines Königs Tochter aus Liebe vor (zu) ihrem Galan, der sich auf der andern Seite des Felsen aufgehalten, mit einem Pferd über die abscheulich tief dazwischen liegende Kluft gesetzet, da denn das Pferd bei dem starken Ausholen und scharfen Zutreten diese große Trappe hinter sich gelassen". Der Nordhäuser Stadtphysikus Behrens berichtet in seiner Hercynia curiosa (1. Aufl.) vom Jahre 1703, S. 130: „Woher dieses Hufeisenzeichen entstanden, sind zweierlei Meinungen. Denn einige vermeinen, daß solches ein natürliches Werk sei. Andere aber halten es mit den gemeinen Leuten dieser Orten, als welche davon erzählen: wie vor alters ein König auf einem der da herum gelegenen alten Schlösser gewohnet, der eine sehr schöne Tochter gehabt, welche einstmals ein Verliebter durch Hülfe der schwarzen Kunst auf einem Pferde entführen wollen, wobei es sich zugetragen, daß das Pferd mit einem Fuße auf diesen Felsen gesprungen und mit dem Hufeisen dieses Wahrzeichen eingeschlagen habe." Getrennt davon erzählt er S. 121 vom Kreetpfuhl (Krötenpfuhl, Teufelsloch), „wie vormals eines Hünenkönigs Tochter eine Wette angestellt habe, mit ihrem Pferde an gedachtem Orte von einem Felsen zum andern zu springen, was sie zweimal glücklich

*) Deutsche Sagen (Berlin 1865), Band I, S. 364.

verrichtet hätte, zum drittenmal aber sei das Roß rückwärts übergeschlagen und mit ihr in den Creful gestürzt, worin sie sich auch noch befinde, maßen solche einstmals von einem Taucher einigen zu Gefallen um ein Trinkgeld so weit außer Wasser gebracht worden, daß man etwas von der Krone sehen können; als aber derselbe solches zum drittenmal thun sollen, hätte er anfänglich nicht daran gewollt, endlich aber dasselbe gewagt und dabei vermeldet, daß, wenn aus dem Wasser ein Blutstrahl aufstiege, er alsdann von der Jungfer umgebracht sein würde, und die Zuschauer geschwinde davoneilen möchten, sonst sie ebenfalls in Lebensgefahr kämen; was alles dann vorbesagtermaßen erfolgt sei".

Eine im Archiv der Familie von Alvensleben vorhandene Reisebeschreibung aus dem Jahre 1656 (mitgeteilt von Dr. Palm) berichtet: „Die Fabula ist, daß einer eine Königstochter entführen wollen, welcher von diesem Felsen (der Roßtrappe) auf einen andern, so dem Augenmaß nach wohl 300 Schritt davon gelegen, mit seinem Pferd gesprengt, und das Roß sich so fest in die Felsen mit seinem Hufeisen eingeschlagen, daß etwa dieses Merkzeichen übriggeblieben .... Auf der andern Seite des Felsen, da das Roß nach dem Übersprung gehaftet habe, soll dem Bericht nach kein Wahrzeichen eines andern Hufeisens sich finden. Wir sind auch Zeit und Distanz halber nicht hinüber kommen .... An der unteren Felsspitzen soll ein unergründliches Loch sein, der Creful genannt, in welches die Königstochter eine Krone im Springen habe fallen lassen, die noch nicht wieder gefunden sei."

Zeiler-Merian erzählt in seiner 1653 zu Frankfurt gedruckten Topographia Saxoniae Inferioris, S. 226: „Auf dem einen Felsen, welcher überaus hoch, scharf und spitzig, und man wie auf einer Dachfirste fast nicht ohne Gefahr hinzu kommen kann, sieht man eigentlich zwei natürliche, sehr große Roßtrappen, welche stets voll Wasser sein, und bescheidenlich zu erkennen, daß es nicht aus Kunst oder sonst ausgehauen sei, und berichten die Leute herum, daß auf dem andern Felsen gegenüber auch zwei Roßtrappen, gleich als wenn das Pferd mit den zwei Vorderbeinen daran gehaftet habe, zu sehen, und erzählen eine Geschichte oder Fabel, wie einer seine Liebste durch Hilfe der schwarzen Kunst auf einem Pferde in einem Sprung hinüber geführt, und sei der Braut eine ganz güldene Krone ab- und in die Bode gefallen, darin sie noch liege."

Die älteste Nachricht von der Roßtrappe giebt eine Beschreibung der Gräflich Regensteinschen Forsten vom Jahre 1644 (mitgeteilt von Dr. Palm). In dieser erzählt der Oberförster Christoph Schröder: „Von Zieglers Hai gehet eine Steinklippe an die Bude, wird die Roßtrapfe genannt; hiervon die Einwohner der Örter, welches sie von ihren Vorfahren berichtet, dieses halten, daß vor Zeiten eine königliche Jungfrau, so ihren Eltern die königliche Krone nebst einem königlichen Schatz entwendet, durch die magiam solch ein geschwindes Pferd geritten haben soll, daß sie an diesem Orte auf der Nachjagd von einem Berge zum andern gesprungen. Weil aber das Pferd des Springens etwas gefehlet und die Felsen mit den vorderen Füßen allein erreichet, wäre es zurück in den Abgrund gefallen und im Wasser zu Grunde gegangen, wobei heutiges Tages noch viel Gespenster gesehen werden, auch vor dieser Zeit ein Wassertaucher solche Krone und Schatz herauszulangen von einem bekannten Fürsten dazu vermocht, aber von den bösen Geistern getötet und also wieder herausgebracht sein solle."

„In dieser Gestalt," sagt Dr. Palm, „klingt die Sage allerdings weniger anziehend; statt der von einem Riesen verfolgten Königstochter, wie wir sie

neuerdings kennen, besteht eine flüchtig gewordene, des Diebstahls schuldige Hexe das gefährliche Abenteuer. Eben diese prosaische Fassung bürgt uns aber für ihre Unverfälschtheit. Ärmer als andere an dichterischer Phantasie war das Zeitalter, dem der Erzähler angehörte; was wäre nicht von einem mit einiger Einbildungskraft begabten Manne aus solchen zu Grunde liegenden Momenten durch eine kleine Wendung und Verrückung des Schwerpunktes zu machen gewesen. Unser Forstmann weiß nichts, wie es etwa ein mehr von der Kenntnis des Altertums berührter Erzähler jener Zeit gethan haben würde, von einer verfolgten Medea; zweimal betont er so ernsthaft das Entwenden des Schatzes und die Nachjagd, daß man kaum annehmen kann, es liege hier nur eine ungeschickte Ausdrucksweise vor, die vielleicht einer anziehenderen Wendung ein unglückliches Aussehen gab. Nüchtern wie sein Jahrhundert erzählt er offenbar ohne Zusatz und jedenfalls ohne Verschönerung, was er von ebenso phantasielosen Gewährsmännern erfahren."

Sämtliche alte Fassungen der Sage bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts kennen also den Riesen- oder Böhmenkönig, der seitdem die Jungfrau verfolgt, noch nicht; sie lassen die mit ihres Vaters Schätzen oder mit ihrem Geliebten Fliehende von ihren eigenen Angehörigen verfolgt werden. Auch knüpfen sie die Sage nur an zwei Orte, den Roßtrapp und das Kronenloch; der Tanzplatz ist erst später hineingetragen. Ja, bei Behrens hat der Kronpfuhl sogar eine besondere, mit der Hauptsage nicht zusammenfließende.

Da eine Fassung den Vater der Brunhilde „den von Bären" nennt, und der am Bodekessel versteinert gedachte wilde Jäger — wie Grimm aus dem Munde eines Knaben hörte — Bernhard genannt wird, auch ein Dorf Bärensdorf bei Thale eingegangen sein soll, so hat man bei jenem wohl an Dietrich von Bern gedacht und auf diese Weise die Roßtrappsage in Beziehung zur Heldensage gesetzt. Andere wollen aus dem Zuge von dem im Bodekessel ruhenden Schatze (Krone) Anklänge an den Nibelungenhort heraushören. Indes läßt sich die Sage, da diese verbindenden Fäden einstweilen noch schwach sind, recht wohl aus der Natur hervorgegangen denken; eine Auffassung, für welche meines Wissens zuerst Dr. Palm eingetreten ist. (Zeitschr. des Harzvereins 1875, S. 495 ff.) Ich gebe in Nachfolgendem seine Ausführung unverkürzt wieder.

„Es giebt Orte, die durch ihre natürliche Beschaffenheit die Sage geradezu herausfordern; solche sind der Bodekessel, der Hexentanzplatz, der Roßtrappenfels, eine romantische Gegend ohnegleichen. Die jähe, schwindelnde Höhe, die schroffen Klippen, die ungeheure Kluft, wie das in der Tiefe rauschende Wasser erzeugen neben staunender Bewunderung das Gefühl des Schauderns und den Gedanken an die Schrecken eines Sturzes in den Abgrund. Keine Möglichkeit zeigt sich, von dem Rande der Felswände aus weiter zu gelangen, keine Kraft eines Menschen oder eines Tieres trägt über die Tiefe, nur überirdische Gewalten können einen Sprung ans Jenseits gelingen lassen. Aber mit Hilfe solcher Mächte ist in grauer Vorzeit das Wagnis unternommen worden, ein Riesenpferd, ein Zauberroß hat einst über den mächtigen Abgrund hinüber gesetzt, von dem ungeheuren Kraftaufwand zeugt noch heute der Abdruck im Felsgestein.

Mit diesem ersten Bestandteile der Sage tritt in Verbindung der im Bodekessel verborgene Schatz. Gar nicht unter, sondern oberhalb des Roßtrappfelsens gelegen, scheint mir der Bodekessel mit einer eigenen Sage gerade so herangezogen, wie in späteren Fassungen der Tanzplatz.

Vielfach begegnen uns in Sage und Märchen die Geheimnisse des Wassers. Sie haben wohl ihren Grund in der zauberischen Gewalt, welche die ewig wechselnden Fluten auf das menschliche Gemüt ausüben. Der Einbildung belebt sich, wie das Goethe im Fischer veranschaulicht, die geheimnisvolle Tiefe, ihre Bewohner suchen den Menschen zu sich hinunterzulocken, der Kraft ihrer Verführung wird jene unwiderstehliche Lust, in die Flut hinabzutauchen, schuld gegeben, die doch durch das bald ruhige oder schaukelnde, bald schäumende, bald zum Sinnen, bald zu lebhafteren Bildern anregende Wasser hervorgerufen wird. Ähnlich durchzuckt wohl den an schwindelndem Abgrund stehenden Wanderer, von dämonischen Mächten eingegeben, der Gedanke, einen Sprung in die jähe Tiefe zu thun.

Wie die Einbildungskraft die Tiefe des Wassers mit Geistern belebte, so suchte sie auch Paläste, Reichtümer und Schätze dort unten, bewacht von den gespenstischen Bewohnern des kühlen Grundes. Unabhängig von unserer Sage hatte vielleicht der Bodekessel schon seinen besonderen Spuk; Kreetpfuhl, Kreesoole: Teufelspfuhl nennt ihn das Volk, möglicherweise ein Hinweis darauf, daß jedem — wie dieses Verhängnis mit manchen Gewässern verknüpft wird — ein unvermeidliches Verderben ereile, der bethört wird, sich der grundlosen Flut anzuvertrauen.

Beide Stätten, Bodekessel und Roßtrappe, bringt die Sage in Beziehungen zu einander, sie weiß nichts von natürlichen Schranken, gleich dem Sprung über den Abgrund ist ihr auch ein Sturz von der Roßtrappe in den Bodekessel nichts Unmögliches; die Verbindung scheinen Königstochter und Krone herbeizuführen.

Keinen würdigeren Helden weiß sich das Märchen zu erwählen, als ein Königskind. War der Schatz in der Tiefe bereits vorhanden, so verwandelte er sich nun in eine Krone, denn unzertrennlich von ihr sind im Märchen König und Königstochter. Leicht ersah sich aber auch die Dichtung, falls sie keinen Schatz im Bodekessel vorfand, das Kleinod als Attribut der dem Abenteuer einzig angemessenen Heldin. Wie der verfolgende Riese und der Hexentanzplatz erst später Bedeutung erlangten oder neu hinzutraten, zeigen die Wandlungen der Sage, in deren ursprüngliche Momente ich bei dem Versuch, sie als Ergebnis von Einwirkungen der Natur auf das menschliche Gemüt zu deuten, nichts Künstliches hineingetragen haben möchte.

Daß unsere Sage so reiche Blüten trieb, sie vor andern zu einer Lieblingssage wurde, erklärt sich eben auch aus ihrem unvergleichlich erhabenen Schauplatze, dem würdigen Hintergrunde des heldenhaften Abenteuers, das mit seiner vermessenen Kühnheit uns allerdings wie ein Stück Heldensage anmutet.

Noch jetzt hat jene Gegend nichts von ihrer Wirkungskraft verloren; wie ehedem drängen sich dieselben zur Bildung einer Sage geeignete Momente auf: wäre sie nicht, man müßte sie noch heute erfinden. Sagen lassen sich nämlich wie vordem auch heute noch erfinden und mit mehr Erfolg, als die Idee im ersten Augenblick zu versprechen scheint. Wenn Natur und dichterische Schöpfung sich glücklich mit der Stimmung des Volkes zusammenfinden, wird ihm eine neu ersonnene Sage, das sehen wir an der Loreley, ein ebenso liebes Eigentum wie seine alten, deren Dichter unter dem Namen der Volksdichtung verborgen sind.“

32. Quedlinburg.

1. Auf einem steil aufsteigenden Felsen oberhalb des in der Ebene am Flusse Bode belegenen alten Königshofes Quitilinga, dessen Wigbertikirche wir bereits S. 125 erwähnt haben, erbaute König Heinrich I., um die Harzvorlande gegen die Einfälle der Ungarn und Slaven zu schützen, die Feste Quitilingaburg. Zum ersten Male wird diese in einer Urkunde vom 22. April 922 erwähnt, als Heinrich hier dem Stifte Corvey alle Verleihungen seiner Vorgänger bestätigte. „Hier in und bei Quedlinburg im Harzgau, unweit der Grenze des Schwabengaues, waren die Ludolfinger, wie die späteren Schenkungen der Ottonen an das Stift beweisen, reich begütert. Die jagdreichen Berge des Harzes, die ertragsfähige Ebene, welche sich an seinem Nordostabhange vorlagert, vor allem aber militärische Gründe mögen zur Befestigung des Ortes Veranlassung gegeben haben.“ *)

„Diesen Ort Quedlinburg nun nebst Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt samt deren Burgen verschrieb König Heinrich am 16. September 929 bald nach der Verheiratung seines Sohnes Otto mit der englischen Königstochter Edgitha seiner Gemahlin Mathilde als Wittum: nach seinem Tode sollte sie in den Genuß der Schenkung mit ihrem ganzen Ertrage treten.“

Auf seinem letzten Reichstage beschloß König Heinrich, in Quedlinburg (also nicht auf dem alten Königshofe Quitilinga) ein hohes Frauenstift zu gründen: er versetzte hierher die Nonnen des Klosters Wendhausen (Thale) und begann den Bau einer Kirche. Doch bald schon fand der König, ehe er jenen Plan völlig hatte ins Werk setzen können, in dem im Bau begriffenen Gotteshause seine letzte Ruhestätte; der Tod hatte ihn am 2. Juli 936 in Memleben ereilt. Sein Sohn Otto der Große ließ sich die Fortführung des Werkes eifrig angelegen sein, schon am 13. September desselben Jahres stattete er das erst in den Anfängen vorhandene Stift zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil mit reichen Schenkungen aus, welche seine Mutter aus den ihr zustehenden Gütern noch bedeutend vermehrte, und stellte es unter den unmittelbaren Schutz des Königs, so lange dieser aus seinem Geschlechte gewählt werde, andernfalls unter den des Mächtigsten aus demselben. „Die Verstimmung der Nonnen zu Wendhausen und ihrer Äbtissen Diemot über ihre gewaltsame Versetzung verhinderte indes noch lange Zeit hindurch die völlige Einrichtung der neuen Stiftung. Erst 966 wurde die neue Äbtissin geweiht; es war Mathilde, die Tochter Ottos des Großen.“ **) Während ihrer langen und glänzenden Regierung wurden dem Stifte reiche Schenkungen ihres Vaters, ihres Bruders und ihres Neffen zu teil. Noch länger, vom 29. September 999 bis 14. Januar 1045, führte den Stab in diesem vornehmsten deutschen Stifte ihre Nichte Adelheid I., Ottos II. Tochter, seit 1014 auch Äbtissin von Gernrode und von Vreden im Münsterlande, und seit 1039 auch Äbtissin von Gandersheim. ***) Hatte schon Mathilde einen Umbau der von ihrem Großvater errichteten Kirche, welche in ihren beschränkten Dimensionen dem steigenden Ansehen des Stiftes nicht mehr entsprach und die Menge des zuströmenden Volkes nicht zu fassen vermochte, nach einem größeren Plane begonnen und den fertiggestellten Teil am 10. März 997 vorläufig — wie es zu jener Zeit vielfach geschah — einweihen lassen, so führte Adelheid den

*) Karl Janicke, Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg (Halle 1882), 2, VIII.
**) F. v. Quast, Die Gräber der Äbtissinnen, 6.
***) Weiland, Chronologie der Äbtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim.

herrlichen Bau zu Ende, und am 24. September 1021 konnte er in Gegenwart des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde mit seinen fünf Altären vor ebensoviel Bischöfen und Erzbischöfen feierlichst eingeweiht werden.

Es vereinigte sich damals alles, um die glänzend ausgestattete junge Stiftung schon in ihrem ersten Jahrhundert über alle ihre älteren Schwestern zu erheben. Legte doch Kaiser Otto III., als er 997 nach Italien ging, sogar die Reichsregierung in die Hände der Äbtissin Mathilde, und verdiente doch Quedlinburg zur Zeit der Ludolfinger mehr als irgend eine andere Stadt den Namen einer kaiserlichen Residenz. Nach den bekannten Urkunden hielt sich Heinrich I. im April 923, im September 929 und im April 931 in Quedlinburg auf; Otto I. im September 936, im Juli und Dezember 937, im Februar und April 940, im April 948, im Juli 949, im April und September 950, im April 953, im August 956, im April 959, im Juli 961, im April 966, im März 973 und im Oktober 979; Otto II. im August 966, im April und Mai 974; Otto III. im April 989 (?), im Oktober 995 und im April 1000; Heinrich II. im April 1003 und im September 1021.*) Als Wohnung diente den Königen noch immer der alte Königshof Quitelingen am Ufer der Bode. — Zum Osterfeste 984 versammelte der Thronbewerber Heinrich der Zänker von Bayern seine Anhänger in Quedlinburg. (Siehe S. 391.)

„Bald wurde das vornehme Stift auch ein Mittelpunkt geistigen Lebens. Hier sind die Quedlinburger Annalen entstanden, welche eine hervorragende Geschichtsquelle für die Zeit um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts bilden; hier hat Widukind, der Verherrlicher seines sächsischen Stammes und Herrschergeschlechts, eine Zeit lang gelebt und wichtigen Stoff zu seinem Werke empfangen; hier hat ein anderer Geschichtschreiber jener Zeit, der Bischof Thietmar von Merseburg, seine erste Bildung erhalten." (Janicke.)

Nach dem Erlöschen des glorreichen Hauses der Ludolfinger nahmen die Töchter und Enkelinnen der salischen Kaiser den Stuhl zu Quedlinburg ein. Die Äbtissinnen Beatrix I. (1046—1062) und Adelheid II. (1063—1095), beide zugleich Äbtissinnen von Gandersheim, waren Töchter des mächtigen Kaisers Heinrich III., jene aus seiner ersten Ehe mit Gunhild, der lieblichen Tochter des Dänenkönigs Kanut des Großen, diese aus seiner Ehe mit Agnes von Poitou. Ihnen folgte in beiden Stiftern ihre Nichte Agnes I., die Tochter des Herzogs Wladislaw I. von Polen und Kaiser Heinrichs III. Tochter Judith. Auch die folgenden Äbtissinnen gehörten, soweit man ihre Abstammung kennt, dem vornehmsten Adel an. Auf eine Gerburg folgte (1138 bis 1160) Beatrix II., eine Schwester Sophiens, Albrechts des Bären Gemahlin, und höchstwahrscheinlich Tochter des angesehenen Grafen Hermann I. von Winzenburg, und nach einer (sonst unbekannten) Meregart (1160—1161) regierten in Quedlinburg Adelheid III. (1161—84), schon seit 1152 Äbtissin von Gandersheim, eine Tochter des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich II. von Sommerschenburg, und Agnes II., eine Tochter des Markgrafen Konrad I. von Meißen.

War Quedlinburg mit der Erbauung des Kaiserhauses (s. S. 423) auch hinter Goslar als Residenz zurückgetreten, so sah die alte Königsburg an der Bode doch auch in den folgenden Zeiten noch hin und wieder die Herrscher des Reichs in ihren Mauern; so den Gegenkönig Rudolf am 25. März 1079, den Kaiser Lothar am 25. April 1134. Zu Lichtmeß 1139 hielt Konrad III.

*) Janicke, Urkunden I, 1.

in Quedlinburg eine Fürstenversammlung, doch war die Zahl der sächsischen Fürsten, welche hier erschienen und dadurch Heinrich den Stolzen, Lothars Schwiegersohn und Erben, fallen ließen, nur gering; von den Grafen waren anscheinend nur Ludolf I. von Wöltingerode und Poppo I. von Blankenburg anwesend.

2. Der Ort, welcher sich unter dem Schutze der von Heinrich I. erbauten Burg nördlich von dieser schon früh bildete, und dessen Entwickelung die oben geschilderten Verhältnisse in hohem Maße zu gute kamen, erhielt schon vor dem Jahre 1000 städtische Gerechtsame: am 23. November 994 verlieh Kaiser Otto III. der Äbtissin für denselben Münze, Zoll und Marktgerechtigkeit in gleichem Umfange, wie die Städte Köln, Mainz und Magdeburg dieselben besaßen. Um dem neuen Markte ein weites Handelsgebiet zu sichern, bestimmte er, daß von der Saale im Osten bis zur Oker im Westen und von der Unstrut und Helme im Süden bis zur Bode und zum Oschersleber Bruch außer den innerhalb dieser Grenzen bereits bestehenden Märkten zu Eisleben, Wallhausen, Rottleberode, Harzgerode, Halberstadt und Osterwiek kein neuer errichtet werden dürfe. In einer (der Form nach unechten) Urkunde von 1038 verlieh dann Kaiser Konrad II. den Kaufleuten zu Quedlinburg das Recht, gleich denen von Goslar und Magdeburg auf allen Märkten des Reichs (mit Ausnahme nur von Köln, Thiel an der Waal in Geldern und Bardowiek) zollfrei Handel zu treiben, ein Privilegium, welches Heinrich III. 1042 und Lothar 1134 erneuerten bezw. erweiterten. Aus der letztgenannten Urkunde geht u. a. hervor, daß die Innung der Kaufleute, zu welcher nicht nur die Großhändler, sondern alle Gewerbtreibenden mit ausgedehnterem Handel gehörten, Verkaufsstellen auf dem städtischen Markte besaß: Kaiser Lothar befreit die Gewandschneider und Kürschner von der Abgabe, welche von diesen Marktständen an die Äbtissin zu entrichten war. Streitigkeiten über Viktualien dürfen die Kaufleute unter sich entscheiden, nur gebührt dem Stadtrichter ein Viertel der zu zahlenden Strafen. Beamten, welche die Innung in ihren Rechten beeinträchtigen würden, wird eine Strafe von 100 Pfd. Gold angedroht; diese soll je zur Hälfte der kaiserlichen Kammer und den Kaufleuten zufallen. Daß den Haupterwerb der Bürger die Landwirtschaft bildete, kann aus einer Bestimmung der Urkunde von 1134 geschlossen werden: den Kaufleuten wird ihr altes Weiderecht auf dem rechten Bodeufer gegen eine Jahresabgabe von einem Pfunde bestätigt.

Im Jahre 1163 wird zum erstenmal die Altstadt erwähnt, es hatte sich also außerhalb der ursprünglichen Stadtbefestigung bereits eine Neustadt gebildet. Von den Kirchen wird zuerst die Ägidienkirche im Jahre 1179 mit Namen genannt. Da indes die Entwickelung der Stadt von Südwesten, wo das Stift, der Königshof und das Wipertikloster lagen, allmählich nach Nordosten fortgeschritten ist, so wird die Blasiikirche, zumal für diese schon 1267 ein Neubau erforderlich war, die älteste sein. Später wurde sie von der Benediktikirche, welche 1233 Marktkirche heißt, also schon damals den Mittelpunkt des städtischen Lebens bildete, überholt. Die Ägidienkirche kann, abgesehen von der Nikolaikirche in der Neustadt, erst später entstanden sein.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts erfuhr die Befestigung der Stadt eine Verstärkung: in einem Schiedsspruche wurde 1225 vereinbart, daß die Äbtissin die von den Bürgern errichteten Mauern nicht zerstören, noch sie in Errichtung anderweitiger Befestigungen hindern solle. Wie Quedlinburg damals vom Zolle in Aschersleben befreit wurde, so zeigt eine Urkunde von 1267 oder 1268, daß seine Kaufleute an dem Handel der niedersächsischen Städte nach den Niederlanden teilnahmen.

Der Rat wird zuerst 1265, das Stadtsiegel 1281 erwähnt. Die älteste vorhandene Ratsurkunde ist von 1277, eine andere von 1284, die erste, welche das Siegel trägt, zeigt den Rat in seiner Zusammensetzung. Danach bestand dieser aus dem Richter, zwei Bürgermeistern und 11 Ratsmannen. Eine dritte von 1289 nennt einschließlich der beiden Bürgermeister 16 Ratsmitglieder. Neben dem Rate nahmen schon damals die Vertreter der Gemeinheit, die der Kaufleute und die der übrigen Innungen am Stadtregimente teil. Nach Vereinigung der Neu- mit der Altstadt bestand der Rat aus 2 Bürgermeistern und 12, im 15. Jahrhundert bis 1477 aus 4 Bürgermeistern und 8 Ratsmännern.

Ehe wir indes die Entwickelung der Stadt weiter verfolgen, ist es nötig, einen Blick auf das Stift und seine Schirmherren und Vögte zu werfen.

3. Kaiser Otto I. hatte in seiner Stiftungsurkunde von 937 (s. S. 773) bestimmt, daß einem Könige, der seinem Geschlechte nicht angehöre, nur die königliche Herrschaft über das Stift zustehen, die Schutzvogtei dagegen auf den mächtigsten Kognaten des Stiftes übergehen solle. Diese Bestimmung änderte Kaiser Otto III. in der Urkunde von 994, in welcher er der Äbtissin für die Stadt Quedlinburg Münz-, Markt- und Zollrecht verlieh, dahin ab, daß in Quedlinburg weder Herzog, noch Graf, noch eine andere richterliche Person, sei es hoch, sei es niedrig, sondern nur der vom Stifte erwählte Vogt zu befehlen habe. Von diesem freien Wahlrechte machten die Äbtissinnen keinen Gebrauch, so lange sie selbst aus königlichem Stamme waren; ihr nahes Verhältnis zu dem regierenden Könige oder zu einem seiner Vorgänger sicherte ihnen den königlichen Schutz hinreichend. Nur von der Äbtissin Adelheid II., einer Schwester Heinrichs IV., ist bekannt, daß sie eine weit entfernte Besitzung, das (damalige) Dorf Soltau im Lüneburgschen, dem Schutze des Billingers Magnus, Herzogs von Sachsen, anvertraute. Aber Schirmvögte des Stiftes selbst finden sich erst im 12. Jahrhundert (1133). Die ersten waren Friedrich von Sommerschenburg, Pfalzgraf in Sachsen, und dessen Sohn Albrecht, mit welchem dieses Haus 1179 ausstarb. Ihnen folgten die Grafen von Falkenstein (vergl. Nr. 34 „Lauenburg“), von denen sie 1237 die Grafen von Blankenburg erwarben. Doch besaßen diese das angesehene Amt nur einige Jahrzehnte, Graf Siegfried verkaufte die Vogtei für 4000 Mk. r. S. dem Markgrafen Otto von Brandenburg († 1267). Die Söhne desselben, die Markgrafen Otto der Lange und Albert, verkauften 1273 die Vogtei allerdings wieder an die Grafen Ulrich und Albert von Regenstein, doch nur in der Weise, daß sie dieselben damit auf immer belehnten. Seit diesem Jahre sind also zweierlei Vögte zu unterscheiden, Oberschirmvögte, von der Äbtissin unmittelbar belehnt, und als deren Lehnsträger die Untervögte aus dem Hause der Grafen von Regenstein. Die Oberschirmvogtei ging nach dem kinderlosen Ableben des Markgrafen Waldemar von Brandenburg 1319 auf das Haus Sachsen-Wittenberg anhaltischen Stammes über.*)

4. Gleich der Villa Soltau war auch eine andere abgelegene Besitzung, die Landschaft Gera, welche Kaiser Otto III. am 26. April 999 seiner Schwester Adelheid zu freier Verfügung geschenkt hatte und welche diese dem Stifte übereignet haben muß, einem besondern Vogte unterstellt. Der erste, der als solcher sicher erwiesen werden kann, ist Heinrich II. von Weida, der Ahnherr des noch blühenden fürstlichen Hauses Reuß. Anfänglich Dienstmann Heinrichs

---

*) von Arnstedt, „Schirmvogtei über das Stift und die Stadt Quedlinburg“, in Z. d. H. V. 1871, 169—208.

des Löwen, ging er nach dessen Ächtung im Jahre 1180 zur Reichsdienstmannschaft über. Quedlinburgscher Vogt wird er zwischen diesem Jahre und 1184 geworden sein. Als solcher bezog er ein Drittel aller Einnahmen aus der Gerichtsbarkeit und war mit der Münze belehnt, welche das Stift in Gera besaß. Über die sonstigen Einnahmen des Vogts wissen wir nichts, doch wird er, da die Äbtissin aus jener Landschaft u. a. 60 Mark Freiberger Silber, eine Abgabe vom Ertrage der Honigernte, je 3 Scheffel Mohn, Hirse und Erbsen und 20 Scheffel Hopfen bezog, auch ähnliche Geld- und Naturalbezüge gehabt haben. Während der unruhigen Regierung der Äbtissin Sophie von Brene († 9. Mai 1226) und der kurzen Regierung ihrer drei Nachfolgerinnen Bertradis, Kunigunde und Osterlind konnte der Vogt ungestraft seine Befugnisse überschreiten. Als sich die Äbtissin Gertrudis (1232—70) persönlich zur Prüfung dieser Verhältnisse nach Gera begab, stellte sich heraus, daß der Vogt, damals Heinrich IV. von Weida, die gesamten Einkünfte von der Gerichtsbarkeit für sich in Anspruch nahm, ja sogar „ohne Gewissensbisse“ behauptete, daß schon seine Vorfahren auch jene der Äbtissin gebührenden zwei Drittel in Ruhe besessen hätten. Indes verstand er sich in einem Vertrage vom 25. Oktober 1237 zu einem Schadenersatze von 70 Mark Silber, wogegen ihn die Äbtissin außer mit der Münze auch mit den streitigen zwei Dritteilen belehnte. Inbetreff seiner Befugnisse ward festgesetzt, daß für alle geringeren Verschuldungen der von der Äbtissin eingesetzte Schultheiß in Gera zuständig sein solle, und daß bei allen Vergehen gegen die Äbtissin oder die Ihrigen erst dieser Genugthuung zu leisten sei.

Von den Söhnen Heinrichs IV., der bald darauf in den deutschen Orden eintritt, stiftete der dritte die Linie Gera; aber auch die Nachkommen seiner Brüder „von Weida“ und „von Plauen“ schrieben sich, wenn auch ohne Berechtigung, Vögte, und man gewöhnte sich allmählich, das ganze Gebiet der Reuße, nicht nur die von Quedlinburg abhängige Geraer Landschaft, als Vogtland zu bezeichnen.

Unter der verschwenderischen Äbtissin Bertradis II. (1270—1308) gelang es den Vögten von Gera, ihre Abhängigkeit vom Stifte bedeutend zu lockern. „Aus drängender Not, um unsere gegenwärtige Schuldenmasse zu erleichtern“ (heißt es in dem Vertrage), verkaufte sie das Schulzenamt mit allen gerichtlichen Einnahmen in Gera, Grundbesitz, Fischteiche und Jagdgründe in Stadt und Landschaft, das Kirchenpatronat, alle Leistungen und Steuern für 750 Mark Freiberger Silber „dem edlen und berühmten Herrn Heinrich von Gera und seinen Erben als ein rechtes Lehn für ewige Zeiten“, und übertrug ihm auch Schloß und Stadt Gera und all sein Lehngut. Daß Stadt und Schloß zuletzt genannt werden, findet darin seine Erklärung, daß der Vogt Heinrich diese Stücke zuvor (1303) von dem Landgrafen Albrecht von Thüringen, der vom Stifte damit mindestens drei Jahre vorher belehnt war, hatte käuflich erwerben müssen. — So waren die Vögte aus Stiftsbeamten Eigentümer der Landschaft geworden.

Im Jahre 1358 belehnte das Stift Friedrich den Strengen von Thüringen und Meißen mit Gera; seitdem — bis 1539 — empfingen die Vögte von Gera, welche sich bald Herren von Gera nannten, ihre Belehnung von den Wettinern. Der Lehensoberhoheit des Stifts wird zum letzten Male 1446 unter der Äbtissin Anna von Plauen, welche dem Geschlechte der Vögte von Weida angehörte, Erwähnung gethan.*)

*) Cohn, „Stift Quedlinburg und das Vogtland“ in Z. d. H. V. 1870, 176—190.

5. Um sich von der erdrückenden Schuldenlast zu befreien, verkaufte die obengenannte Äbtissin Bertradis im Jahre 1300 auch die Neustadt Quedlinburg um 1000 Mark dem Grafen Ulrich von Regenstein als rechtes Lehen. Sie behielt sich nur den s. g. Kleers (7 Hufen Landes) und das Patronat der Nikolaikirche vor und verbot dem Grafen, in der Stadt Zoll und Münze zu errichten und Klöster und Befestigungen anzulegen. Der Rat der Neustadt — zwei Bürgermeister, der Richter und zehn Ratmänner — wird zuerst 1306 genannt.

In einem Vertrage von 1316 verpflichtete sich Graf Ulrich der Altstadt gegenüber, über welche ihm seit jenem Kaufe von 1273 (s. S. 776) die Vogtei zustand, innerhalb einer Meile keine Befestigungen anzulegen, den Vorsitz im Gerichte in Person zu führen und zu demselben einen Ratmann zuzuziehen, Klagen gegen Bürger nur beim Rate oder beim Gerichte anhängig zu machen.

In den Kämpfen, welche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwischen den Bischöfen von Halberstadt und den Grafen von Regenstein um die Herrschaft im Harzgau entbrannten, gelang es der Stadt, ihre Gerechtsame bedeutend zu erweitern. Indem ich in betreff dieser verheerenden Fehde auf den Abschnitt „Regenstein" (S. 735—38) verweise, bleibt zur Ergänzung hier nur noch wenig zu erzählen. In der Osterwoche 1326 eroberten die Bischöflichen die Güntekenburg, welche zwischen dem Schloßberge und dem Wipertikloster, also wohl an Stelle des alten Königshofes lag, und nahmen die ganze Besatzung, Ritter und Knechte, gefangen. Dadurch wurden die Grafen genötigt, dem Bischof Albrecht (Herzog von Braunschweig) die Vogtei über die Altstadt abzutreten und die Gefangenen mit 300 Mark zu lösen, wogegen sich der Bischof verpflichtete, die Burg dem Erdboden gleichzumachen. Der Bischof erweiterte die Privilegien der Stadt, versprach ihr u. a. Sicherheit der Straßen, gewährte ihr die Zollbefreiungen der Stadt Halberstadt und verpflichtete sich, einen geistlichen Richter in Quedlinburg einzusetzen, so daß kein Bürger nach Halberstadt geladen zu werden brauche. Wohl auf Anregung des Bischofs schlossen die Städte Halberstadt und Aschersleben damals ein Bündnis mit Quedlinburg, welches sie verpflichtete, der in ihren Rechten benachteiligten mit ganzer Macht auf eigene Kosten und Gefahr zu helfen.

Im folgenden Jahre gelang es der Stadt, auch nach außen hin sich bedeutend zu erweitern: die Grafen von Regenstein belehnten sie mit der Neustadt, wozu die Äbtissin in einer Lehnsurkunde von 1330, welche dieselben Vorbehalte macht, wie jene von 1300, ihre Zustimmung gab.

Die durch diese Einung erstarkte und mit ihren Nachbarstädten eng verbundene Stadt war wohl im stande, in die Fehde zwischen Graf und Bischof entscheidend einzugreifen. Der Schiedsspruch des Herzogs Otto des Milden (s. S. 737), daß dem Bischof, seinem Bruder, kein Recht auf die Schutzherrlichkeit über die Stadt zustehe, scheint dieser nicht gefallen zu haben, denn die Grafen, denen sie damit (samt der Stelle, auf der die Güntekenburg gelegen hatte, falls der Bischof sein Recht auf dieselbe nicht beweisen könne) zugesprochen war, nahmen Ursache, ohne Fehdeankündigung feindlich gegen sie aufzutreten. Sie nahmen ihnen die Kuhherden und mehr als hundert Pferde weg, auch das Gesinde wurde dabei von den Gräflichen mißhandelt, und Bürger wurden gefangen genommen. Aber der Bischof und die Stadt Quedlinburg, die samt ihren Schwesterstädten seit 1335 auch mit Goslar und Braunschweig im Bunde war, gingen aus dem zweijährigen Kampfe als Sieger hervor. (Siehe S. 737.)

„Spätere Chronisten haben die Erfolge Quedlinburgs mit mancherlei Sagen ausgestattet. Der Graf von Reinstein habe vom Wipertikloster, von der Altenburg und von Gersdorf aus viele Bürger gefangen genommen, die er aber infolge glücklicher Gefechte seitens der Stadt wieder herausgeben mußte. Dann kam es — so wird weiter erzählt — zu einer förmlichen Belagerung der Altstadt, der Graf Albert hielt die Neustadt und das Wipertikloster besetzt. Die Quedlinburger vertrieben den Grafen aus der Neustadt, bei Gersdorf kam es zu einem Treffen, in welchem der Graf gefangen wurde. Im Triumphe wurde er in die Stadt geführt, und in einen noch jetzt auf dem Boden des Rathauses vorhandenen großen hölzernen Kasten gesetzt. Über ein Jahr verblieb er in dieser Gefangenschaft. Währenddessen wurde ihm der Prozeß gemacht. Die Hansestädte erklärten, daß der Graf verdiene, hingerichtet zu werden, und der Kaiser bestätigte dies Urteil. Die Stunde der Exekution war bereits festgesetzt; diese selbst erfolgte aber nicht, weil der Graf endlich auf die Forderungen der Bürger einging. Das Tuch, auf dem die Hinrichtung stattfinden sollte, wurde den Armen geschenkt. Jetzt erst erhielt der Graf seine Freiheit wieder. Auch geben die Chronisten an, daß er sieben neue Türme an der Stadtmauer habe bauen müssen."

„Alle diese späteren, mit großer Ausführlichkeit und einer gewissen dramatischen Lebendigkeit vorgetragenen Nachrichten werden von den gleichzeitigen Urkunden in keiner Weise beglaubigt. Die Gefangennahme des Grafen ist nicht sicher bezeugt (eine aus neuerer Zeit herrührende Tafel auf dem Rathause hat nicht genügende Beweiskraft), und seine lange Einsperrung in den Kasten — Ähnliches wird bekanntlich auch aus anderen Städten berichtet — darf trotz dessen hohen Alters in Zweifel gezogen werden. Von einem Schiedsspruche der Hansa und dessen Bestätigung durch den Kaiser ist nichts bekannt, und die zwischen den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein mit dem Bischofe und der Stadt abgeschlossenen Verträge enthalten auch nicht das Geringste, was jene späteren Chronisten mit so großer Zuversichtlichkeit zu erzählen wissen. Mit voller Bestimmtheit wissen wir nur, daß Kämpfe zwischen den Grafen einer- und dem Bischofe und der Stadt Quedlinburg andererseits stattgefunden haben, die schließlich für die ersteren keinen günstigen Ausgang nahmen." (Janicke, Urk. d. St. Quedl. II, 24.)

Die Grafen konnten den Rückgang ihrer Macht und ihres Einflusses in Quedlinburg nicht so leicht verschmerzen; sie müssen unmittelbar nach Abschluß jener Verträge wieder zu den Waffen gegriffen haben, denn am 22. März 1339 war schon eine neue Sühne nötig. In dieser bestätigten sie der Stadt die früheren Zugeständnisse, willigten ein, daß diese sich an die von Herzog Otto getroffene Entscheidung nicht gebunden erachte, und versprachen — wie aus anderen Urkunden hervorgeht — der Stadt 400 Mark innerhalb zweier Jahre zu zahlen.

Doch noch einmal kam's zu Verwickelungen, denn 1349 schloß Quedlinburg mit Halberstadt und Aschersleben einen Bund gegen die Grafen von Regenstein und Mansfeld. An demselben Tage (1351), an dem der Schiedsspruch der Grafen von Wernigerode, Stolberg und Honstein dem Bischofe die Vogtei in der Stadt Quedlinburg zusprach (s. S. 738), verlieh dieser den Bürgern zur Belohnung der Dienste, welche sie ihm bei der Eroberung der Lauenburg geleistet hatten, mancherlei Vergünstigungen in betreff der Weide, der Befestigungen u. a.

Größer noch wurde die Selbständigkeit der Stadt, als ihr der Bischof 1396 die Vogtei für 240 Mk. in Pfandbesitz gab (die Äbtissin stimmte 1432 zu). Im Anfange des 15. Jahrhunderts erlangte sie von Papst und Bischof mancherlei wertvolle Privilegien und erweiterte ihre Besitzungen innerhalb und außerhalb der Mauer durch Kauf und Erpfändung — so kam sie 1410 in den Pfandbesitz der Steinmühle, 1434 sogar in den des Schlosses Hoym — so daß jene Zeit als die ihres größten Wohlstandes und ihrer höchsten Blüte angesehen werden kann.

Der Einfluß der Äbtissin auf die Stadt war damals gering. Mußte sie doch z. B. erst die Vermittelung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg 1444 anrufen, um den Rat zu vermögen, die verschließende Kette von der auf den Kleers führenden Pforte zu nehmen und den Bürgern wieder zu gestatten, ihr Korn auch auf den Mühlen des Stifts und des Wipertiklosters mahlen zu lassen.

Nachdem sich Quedlinburg mit seinen beiden verschwisterten Städten schon 1389 einmal — wodurch? ist nicht bekannt — die Reichsacht zugezogen hatte, erklärte es der Kaiser Friedrich III. 1445 auf Klage der Brüder von Reden in die Acht, doch wurde diese nach Jahresfrist aufgehoben und die Klage 1453 zurückgewiesen.

Mit der Äbtissin dauerten die Zerwürfnisse über die Pforte am Kleers und den Mahlzwang fort, und neue mancherlei Art (über das stiftische Westendorf, die Schule u. s. w.) kamen hinzu, und ein Schiedsspruch des Bischofs Burchard von 1452 fand wenig Beachtung; erst drei Jahre später gelang es diesem und den „edlen Herren“ Heinrich dem Älteren und Heinrich dem Jüngeren von Reuß, jene und noch andere aufgetauchte Streitigkeiten vorläufig beizulegen. Ein Streit der Gerber und Lakenmacher über die Anfertigung und den Verkauf der verschiedenen Wollsorten wurde 1456 durch Äbtissin und Rat unter Zuziehung der Innungsmeister geschlichtet.

Im folgenden Jahre bestätigte der Kurfürst von Sachsen namens des Kaisers der Stadt das wichtige Recht, daß ihre Bürger und Untersassen vor kein anderes Gericht als das der Äbtissin geladen werden dürften.

„So lange der Stadt, gedeckt durch den Bischof von Halberstadt und oft wiederholte Bündnisse mit den benachbarten Städten Niedersachsens, Äbtissinnen gegenüber standen, die über keine anderen Mittel verfügten, als die, welche ihr kleines Territorium ihnen darbot, konnten sich die städtischen Dinge im wesentlichen ungehindert weiter entwickeln. Aber die Sachlage änderte sich, als nach dem Tode der Äbtissin Anna im Jahre 1458 Hedwig, die dreizehnjährige Tochter des Kurfürsten Friedrichs des Sanftmütigen von Sachsen, zu deren Nachfolgerin erwählt wurde.“ (Dr. Janicke.) Sie so wenig wie ihr Vater, der mit päpstlicher Bewilligung ihr in weltlichen Dingen zur Seite stand, war willens, die Eingriffe des Rats und des Bischofs in die Befugnisse der Stiftsherrschaft sich länger gefallen zu lassen. Verhandlungen mancherlei Art, anscheinend ziemlich resultatlos, fanden statt; endlich wandten sich der Äbtissin Brüder und ihr Oheim, Landgraf Wilhelm, beschwerend an den Kaiser. Dieser gab 1475 dem Bischof Rückgabe der Vogtei und des Dorfes Ditfurt binnen 15 Tagen auf, der Bischof appellierte an den Papst, die Stadt schloß ein Bündnis mit dem fehdelustigen Herzog Friedrich dem Jüngeren von Braunschweig und weigerte sich, der Äbtissin den schuldigen Zins zu zahlen. Herzog Albrecht, der Äbtissin Bruder, kam nach Quedlinburg, um den letzten Versuch zu gütlicher Beilegung der Irrungen zu machen; die Stadt rüstete und brach



die Vorstädte ab, der Bischof erbat sich seine Mannschaft zurück, welche er dem Markgrafen Johann von Brandenburg, welcher in Schlesien stand, geliehen hatte, dieser gewann die Herzöge von Braunschweig für den Bischof, und schon waren 400 Schützen des Herzogs Wilhelm auf dem Marsche.

Da säumten die Herzoge von Sachsen, obwohl ihnen der Kaiser 1477 aufgegeben hatte, nicht mit „gewaltsamer That“ vorzugehen, nicht länger: am 23. Juli brachen 400 Mann zu Roß und 200 zu Fuß von Querfurt nach Quedlinburg auf, erstritten sich (24. Juli) den Zugang zum Schlosse, wobei 40 Bürger fielen und der Stadthauptmann Asmus von Schwiecheldt tödlich verwundet wurde, versahen dieses mit Proviant und besetzten es mit je 125 Reisigen und Fußknechten. Schon am folgenden Tage unterwarf sich die Stadt bedingungslos, lieferte die Schlüssel zum Thore am Schlosse aus; und die Sachsen besetzten zwei Stadttürme und zertrümmerten den Roland.

Inzwischen rüstete Sachsen eifrig gegen den Bischof und dessen Bundesgenossen. Dieser eilte zu den Herzögen nach Leipzig, konnte aber nur das Zugeständnis erreichen, daß er vor dem 9. August nicht angegriffen werden solle. Bald war das Heer an der Bode vor Quedlinburg angelangt. Im Zelte berieten die Herzöge mit ihren Räten und den Grafen von Henneberg, Querfurt und Honstein, welche Bedingungen man Quedlinburg und Halberstadt auferlegen wolle. „Es wurde beschlossen, daß die Stadt auf alle Bündnisse, sei es mit dem Bischof von Halberstadt, sei es mit anderen Fürsten, sei es mit Städten, verzichten und sich ewig zur Äbtissin halten sollte. Ferner solle sie die Herzöge von Sachsen als ihre Vögte anerkennen, alle Mühlen in und vor der Stadt abtreten, auch einige Wiesen und Teiche; außerdem weil sie sich unterstanden, die Äbtissin von der Burg zu vertreiben und weil sie das Dach davon zerschossen, in den nächsten drei Jahren je 1000 Gulden zahlen, die am Schlosse verbaut werden sollten, endlich noch jährlich 500 Gulden auf ewige Zeiten. Die Stadt darf künftig nicht befestigt, die neu zu wählenden Ratsmitglieder müssen erst der Äbtissin bezeichnet werden; sind ihr diese nicht genehm, so hat sie das Recht, andere an deren Stelle zu setzen, welche den Eid der Treue zu leisten haben.“ (Janicke.) Am 9. August (1477) unterwarf sich die Stadt, und am folgenden Tage vertrug sich, nachdem Herzog Wilhelm von Braunschweig am 7. August in Ditfurt mit den Wettinern dieserhalb verhandelt hatte, auch der Bischof mit den Herzögen. Er versprach, ihnen jährlich 750 Gulden zu zahlen, und entsagte der Vogtei in Quedlinburg und Ditfurt.

So verlor Quedlinburg seine „mühsam errungene und lange behauptete selbständige Stellung“ wieder, und seine Geschichte bietet von da an wenig Interesse mehr.

6. Als die sächsischen Lande 1485 geteilt wurden, kam die Schirmvogtei an die Albertinische Linie. Bald nachher jedoch wurde sie mit allem ihrem Zubehör vom Bischof Ernst von Halberstadt (dem Sohne des Stifters der Albertinischen Linie) in Anspruch genommen, und das Erkenntnis des von ihm angerufenen Papstes Lucius II. fiel 1511 zu seinen Gunsten aus. Indes fuhren die Äbtissinnen fort, die Herzöge von Sachsen zu belehnen, und mindestens von 1516 an wurde dem Herzoge auch von Rat und Bürgerschaft als dem Erbvogte gehuldigt. Seit 1547 hatten dieselben trotz des Widerspruchs der Äbtissin den Erbvögten auch als ihren „Landesherren“ Unterthanentreue eidlich zu geloben.

Auf jenes päpstliche Erkenntnis griff Kurbrandenburg zurück, als ihm im westfälischen Frieden u. a. das Bistum Halberstadt überlassen wurde. Die

daraus entstehenden Irrungen beendete indes erst ein im Dezember 1697 zwischen dem Könige Friedrich August von Polen als Kurfürsten von Sachsen mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg abgeschlossener Vergleich, wonach jener diesem die Vogtei in- und außerhalb der Stadt Quedlinburg mit den Ämtern Lauenburg, Sevekenburg und Gersdorf samt allen Gütern und Rechten (und die Reichsvogtei und das Reichsschultheißenamt in Nordhausen) erb- und eigentümlich gegen Zahlung von 300000 Thlrn. abtrat. Vergebens protestierte die hierbei nicht zugezogene Äbtissin, welche der Ernstinischen Linie des Hauses Sachsen angehörte. In aller Stille rückte am Sonntag, den 30. Janaur 1698 zwischen 3 und 4 Uhr morgens der Graf Dönhof mit zwei Kompanieen, denen ein Postwagen voranfuhr, vor das Öringer Thor; und als dieses auf das Signal des Postillons sich öffnete, drangen die Soldaten mit ein und besetzten Thor und Rathaus. Doch erst am 8. September ließen sich Rat und Bürgerschaft zur Ableistung des Huldigungseides bereit finden. Sie hatten in demselben zu schwören, daß sie dem Kurfürsten Friedrich, „ihrem gnädigen Herrn, und dessen männlichen Leibes-Lehnserben als Landesfürsten und Erbvögten zu Quedlinburg getreu, hold, gewärtig und gehorsam sein, dessen Ehre und Nutzen nach ihrem besten Vermögen befördern, Schaden warnen und vorkommen lassen wollten". Die Äbtissin starb darob — wie man sagt — 1704 aus Gram. Während der nun folgenden 14jährigen Vakanz regierte ein Kapitel unter dem Vorsitze der 1700 zur Pröpstin gewählten Gräfin Aurora von Königsmark. (Diese starb in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728.)

Die letzte Äbtissin war Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden. Als der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 das Stift, nun „Fürstentum" Quedlinburg dem bisherigen Schirmvogte, Könige Friedrich Wilhelm III., als Entschädigung für die an Frankreich verlorenen Länder überwies, kehrte Sophie Amalie im September 1803 nach Schweden zurück. Im Jahre 1807 dem Königreiche Westfalen zugeteilt, fiel das $1^{19}/_{22}$ Quadratmeilen große Gebiet (dessen Einwohnerzahl 1803 = 13286 betrug) 1813 wieder an Preußen.

7. Wenn dem Stifte die Reichsstandschaft und seiner Äbtissin der Reichsfürstenstand auch bis an sein Ende blieb, so verloren doch die großen, ihm von Kaiser und Päpsten verliehenen Vorrechte*), durch welche es sich von Jungfrauenstiftern gleiches Ranges unterschied, nach und nach ihren ursprünglichen Wert und ihre beabsichtigte Bedeutung. Dem Namen nach war das Stift noch immer dem Kaiser unmittelbar unterworfen, und noch im Jahre 1793 wurde es von neuem mit dem Königsbann und den Regalien, wozu auch das Münzrecht und der Blutbann (das Recht über Leben und Tod) gehörten, vom Kaiser aufs neue belehnt; aber der größte Teil der hieraus fließenden Befugnisse war in der Hand des mächtigen Erbvogts, der sich von einem Landesherrn kaum noch unterschied. Gestattete doch König Friedrich II. der Äbtissin Anna Amalie, seiner Schwester, im Jahre 1759 nicht einmal, das seit 1704 ruhende Münzrecht wieder auszuüben. Und wie sehr die Macht des Erbvogts die bischöflichen Rechte der Äbtissin beschränkte, zeigt die Geschichte der Reformation: erst nach Herzog Georgs Tode konnte Anna II. die Einführung derselben wagen.

Dem Namen nach stand das Stift mit allen ihm gehörenden Klöstern und Kirchen unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle, aber schon bald konnte

*) v. Mülverstedt, Hierographia Quedlinburgensis in Z. d. H.-V. IIb, 78 ff.

es sich dem Einflusse des Bischofs von Halberstadt, der das exemte Gebiet mit seiner Diözese umspannte, nicht entziehen: schon im Anfange des 13. Jahrhunderts mußte es sich dazu verstehen, das Amt des Archidiakons für den Bann Quedlinburg ständig einem Halberstädter Domherrn zu übertragen und diesen dem Dompropste zu benennen. Und weitere von den Bischöfen erzwungene Konzessionen führten im 15. Jahrhundert zu einer gewissen Abhängigkeit, die auch in Zahlung eines geistlichen Schutzgeldes ihren Ausdruck fand. Daneben mußte der nicht unbedeutende Tribut in die päpstliche Kasse selbstverständlich fortgezahlt werden.

Als Konventualinnen wurden mit ganz geringen Ausnahmen nur Töchter regierender oder dynastischer Familien aufgenommen. Sie durften, jede für sich, in besonderen Kurien (Höfen) wohnen und hatten alle Freiheiten der Stifts- und Domherren, legten also u. a. nicht die Gelübde der Armut und der Ehelosigkeit ab (konnten demnach austreten, um sich zu verheiraten) und waren nicht zur Abhaltung der klösterlichen Horen (des gemeinsamen Gottesdienstes an bestimmten Stunden jedes Tages) verpflichtet. Sie hatten das Recht der freien Wahl ihrer Äbtissinnen und der übrigen Würdenträgerinnen. Letztere waren zur Zeit der Blüte des Stifts die Pröpstin, Dechantin, Kustodin, Scholastica, Kameraria und Sangmeisterin. Quedlinburg ist wohl das einzige Stift Deutschlands, dessen Präbenden nur Töchtern regierender Häuser und des Herrenstandes verliehen wurden. Schon im 12. Jahrhundert war mit dem Stift auch ein Mannskonvent verbunden, dessen Mitglieder Canonici hießen.

Die hohe weltliche und geistliche Stellung der Äbtissin fand auch darin ihren Ausdruck, daß Quedlinburg, wie andere freiweltliche Stifter, besondere Erbämter hatte. Doch lassen sich die bekannten vier Hofämter des Marschalls, Schenken, Truchsessen und Kämmerers nicht dauernd und für alle Zeiten nachweisen. Das Erbmarschallamt hatten seit ältester Zeit die Ministerialen von Ditfurt. Eine Urkunde von 1233 nennt den Schenken und den Truchseß, eine von 1327 einen Knappen Günther „Schenken von Quedlinburg". Im 15. Jahrhundert erwarb die Stadt das Schenkenamt durch Kauf. Bei der Aufhebung des Stifts waren die Erbämter sämtlich nicht mehr vorhanden.

Unter der ansehnlichen Ritterschaft (den Dienstmannen) des Stifts waren die Familien von Hoym und von Ditfurt die angesehensten. Zu den Lehnsmannen gehörten auch fürstliche und dynastische Familien, wie die Markgrafen von Brandenburg (Könige von Preußen), die Kurfürsten von Sachsen, die Herzöge von Grubenhagen (Duderstadt), die Grafen von Lindow, Herren zu Ruppin (Herrschaft Möckern und Stammgrafschaft Lindow), die Grafen von Regenstein, Blankenburg, Stolberg, Mansfeld, Falkenstein, die Edlen von Barby, Arnstein, Hadmersleben u. a.

Von dem Land- und Grundbesitz des Stifts machte das jetzige Fürstentum Quedlinburg nur den kleineren Teil aus. Viele Distrikte, Güter- und Grundstücke lagen aber weitab und zusammenhanglos; so das erwähnte Vogtland (Gera), Dörfer im Havellande, die Grafschaft Lindow im Anhaltschen, die Herrschaft Möckern und mancherlei Güter im Magdeburgschen, auch Duderstadt, Walter-Nienburg und Barby. So war es nicht zu verhindern, daß ein Teil derselben ihm nach und nach entfremdet wurde; andere mußten in Zeiten der Not verkauft werden. Nach der Reformation erlitt das Stift noch größere Einbußen in seinen Einnahmen, und schon im 17. Jahrhundert begann es, der Verarmung entgegen zu gehen.

An Klöstern besaß das Stift außer den bereits erwähnten Mannsklöstern St. Wiperti und Michaelstein und dem Jungfrauenkloster Wenthausen (Thale) noch das um 990 von ihm gestiftete Jungfrauenkloster Walbeck in der Grafschaft Mansfeld, das Kloster Brena, welches Graf Friedrich von Brena samt der Vogtei dem Stifte zur Zeit der Äbtissin Sophie, seiner Tochter, schenkte, und das Jungfrauenkloster Münzenberg vor der Stadt. Daneben hatte das Stift eine große Anzahl von Kirchenpatronaten innerhalb und außerhalb des Stiftsgebiets.

8. Zur Zeit der Selbständigkeit des Stifts stand an der Spitze der Verwaltung desselben der Stiftshauptmann. Vom Erbvogte ernannt, stand er doch auch der Äbtissin gegenüber in Eid und Pflicht. Als dem Vertreter des Vogts lag ihm der militärische Schutz des Stifts und seiner Unterthanen — seit 1477 durfte die Stadt keine besondern Hauptleute mehr bestellen — aber auch eine Reihe civiler Funktionen ob. Namentlich hatte er die Oberleitung des Steuerwesens, weshalb er zur Zeit der preußischen Schutzherrlichkeit auch den Titel Obersteuerdirektor führte. In Civilsachen bildete er die zweite, für viele Kriminalfälle die erste Instanz. Der Eid, welchen er der Fürstin-Äbtissin leistete, verpflichtete ihn zum Schutze der Stiftsgüter, des Stiftskapitels und der Rechte und Privilegien des Stifts. Seine Dienstwohnung war das s. g. Stiftshaus.

Das Protokoll*) über die Einführung des Stiftshauptmanns Geheimen Rats von Berg, mit welchen der Staatsminister von Gaudi beauftragt war, führt uns ein treffliches Bild dessen vor, was vor einhundert Jahren an diesem kleinen Fürstenhofe Brauch und Sitte war, und ich darf auf die Zustimmung der Leser rechnen, wenn ich dasselbe in kurzem Auszuge mitteile.

Nachdem des Königs Majestät an Stelle des auf sein Ansuchen in Gnaden entlassenen Geheimen Rats Freiherrn von Schellersheim den bisherigen Kriegs- und Domänenrat zu Minden von Berg unter dem 19. November 1773 zum Stiftshauptmann ernannt hatte, setzte die Frau Äbtissin Königl. Hoheit (Prinzessin Anna Amalie, Friedrichs des Großen Schwester) die Einführung auf den 24. Januar 1774 an und beauftragte die Frau Pröpstin, Prinzessin von Holstein-Beck Hochfürstliche Durchlaucht mit ihrer Vertretung.

Am Tage vorher nachmittags 2 Uhr fuhr der Minister mit dem Ernannten von Halberstadt nach Quedlinburg. Auf der Hälfte des Wegs kamen ihnen die beiden Ratsausreuter „in völliger Montur" entgegen und geleiteten sie in die Ratsapotheke. Im Thor trat die Wache von der königl. Garnison ins Gewehr; vor der Hausthür des Quartiers und auf dem Vorsaale standen je zwei „rangierte" Bürger mit Hellebarden. Beim Aussteigen aus dem Wagen empfingen den Minister die beiden Bürgermeister und der Syndikus und geleiteten ihn in sein Zimmer, wo letzterer ihn bewillkommnete und ihm den gewöhnlichen Ehrenwein und Hafer „offerierte". Dann bat der regierende Bürgermeister dringend um Verlegung der Einführung des Stiftshauptmanns beim Magistrat vom 25. auf den 26., da im Rathaussaale am 24. der Geburtstag Sr. Majestät gefeiert werde, und deshalb die Zimmer auf den folgenden Tag nicht in gehörigen Stand gesetzt werden könnten. Der Minister willfahrte dieser Bitte, und sandte nach Beurlaubung des Magistrats den Sekretär der Stiftshauptmannei Nordmann zum Herrn von Fircks, welcher den abwesenden Hofmarschall von Medem als Stiftshofmeister vertrat, damit

*) v. Mülverstedt in Z. d. H.-V. 1882, 105—115.



derselbe seine Ankunft der Frau Pröpstin unter Überreichung einer Abschrift des allergnädigsten Beglaubigungsschreibens melde. Bald darauf beglückwünschte der Stiftssekretär Madeburg den Minister und den Ernannten im Auftrage der Pröpstin zur Ankunft und meldete, daß am folgenden Tage die verabredete Audienz vor sich gehen könne. Eine Einladung des Magistrats zum Abendessen mußten sie ablehnen, da sie bereits „bei dem Geheimen Rat von Schellersheim dazu engagieret“ waren.

Am andern Morgen 9 Uhr erkundigte sich der Stadtsyndikus namens des Magistrats, wie der Minister geschlafen habe. Auch der Stiftshofmeister ließ sich bald darauf danach erkundigen und seinen Besuch anmelden. Zwischen 10 und 11 Uhr fuhr er in einer mit zwei Pferden bespannten fürstlichen Kutsche vor. Minister und Stiftshauptmann empfingen ihn auf dem Saale vor des ersteren Zimmer. Nach „gegenseitig abgestatteten Komplimenten von und an die Frau Pröpstin“ brachte Herr von Fircks verschiedene bei der Einführung und bei der Tafel übliche Ceremonieen zur Sprache, namentlich machte er darauf aufmerksam, daß die Pröpstin bei Tafel den ersten Platz einnehmen, und ihr die Speisen zuerst gereicht werden würden. Dagegen aber protestierte der Minister nachdrücklich, da er dem Könige, seinem Herrn, „darunter nichts vergeben könnte“. Als sich der Hofmeister nach Berufung auf seine Instruktion verabschiedete, begleitete ihn der Minister bis an die Saalthür.

Gegen 12 Uhr holte dann Herr von Fircks den Minister und den Ernannten in einer mit sechs fürstlichen Pferden bespannten Kutsche zur Audienz ab. Beim Verlassen des Quartiers ging der Minister zuerst aus der Thür und nahm mit dem Stiftshauptmann den Vordersitz im Wagen ein. Als sie durch das Schloßthor fuhren, machte die königliche Wache „die gewöhnlichen Honneurs“. An der Treppe des innern Schloßplatzes, wo sie ausstiegen, standen sämtliche fürstliche Stiftsräte; diese führten sie zwei Treppen hinauf in das s. g. Gotische Zimmer. Der Hofmeister begab sich zur Pröpstin, und diese ließ den Minister nur eine Viertelstunde warten. Unter Vorantritt der Stiftsräte führte nun der Hofmeister die Genannten durch mehrere Zimmer in das Audienzgemach. Vor der Thür desselben kamen ihnen die Stiftsdamen entgegen, bewillkommneten den Minister und ließen ihn voran eintreten. Die Pröpstin stand allein vor einem Lehnstuhl unter einem Spiegel. Jener überreichte ihr „nach einigen durch Verbeugungen gemachten Komplimenten“ sein Beglaubigungsschreiben im Original, und die Frau Pröpstin hörte seinen Vortrag stehend an. Darin hob er besonders hervor, daß des Königs Majestät den von der Äbtissin angesetzten Einführungstag ohne Konsequenz für die Zukunft angenommen habe. Als sich die Pröpstin während der Gegenrede des fürstlichen Hofrats Schacht auf ihren Lehnstuhl niederließ, ließ der Minister dieses „in Betracht deroselben bereits ziemlich hoch avancierten Alters“ zwar geschehen, eröffnete aber den Hofmeister, daß es ihr obgelegen habe, während der ganzen Handlung zu stehen. Zum Schluß hielt der neue Hauptmann eine kurze Rede und gab der Pröpstin, welche wieder aufgestanden war, den üblichen Handschlag. Dann ging der Zug mit denselben Ceremonieen wieder in das Gotische Zimmer zurück.

Nach einer Viertelstunde führte sie der Hofmeister in derselben Ordnung zur Tafel; der Minister und die Pröpstin traten gleichzeitig durch verschiedene Thüren in den Saal. Jener hatte den ersten Platz zur Rechten der Prinzessin, neben ihm saß der Stiftshauptmann, dann folgten die Stiftsbeamten und die beiden Bürgermeister. Zur Linken der Pröpstin saßen Frau von

Schellersheim und die Stiftsdamen. Die Speisen wurden dem Minister zuerst gereicht, doch präsentierte er dieselben abwechselnd der Pröpstin, welche sie indes nur nach verschiedenen Komplimenten annahm. Die Tafel war gut besetzt. Getrunken wurden vier Deckelgläser, nämlich auf das Wohl Sr. Majestät des Königs, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Äbtissin, auf das fortdauernde Wohl des königl. Hauses und auf die beständige Wohlfahrt des hochfürstlichen Stifts.

Nach aufgehobener Tafel führte der Minister die Pröpstin nach dem Audienzzimmer zurück, wo der Kaffee eingenommen wurde. Nachdem der Hofmeister jenem die von der Äbtissin für die Pröpstin ausgestellte Originalvollmacht ausgehändigt hatte, wurde der Minister nach kurzer Abschiedsaudienz unter Vorantritt sämtlicher Stiftsbeamten und der Bürgermeister wieder zum Schlosse hinausgeführt. Beim großen Portal verabschiedeten sich dieselben, und der Stiftshofmeister führte den Minister und den Stiftshauptmann zu Fuß nach der Stiftshauptmannei, übergab dem Sekretär Rauschart die Schlüssel mit dem Befehl, zu öffnen, wies den Stiftshauptmann in die schon ziemlich baufällige Dienstwohnung ein und gab den versammelten Beamten desselben unter Erinnerung an ihre Pflichten auf, jenem den Handschlag abzustatten. Nachdem somit alle Formalitäten erledigt waren, führte der Hofmeister die beiden Herren mit dem Sechsgespann und drei Lakaien nach der Ratsapotheke zurück.

Eine Einladung des Bürgermeisters Götze zum Abendessen lehnte der Minister mit der Entschuldigung ab, daß er „des Abends zu speisen nicht gewohnt sei", verzehrte aber in seiner und von Bergs Gesellschaft die „Butterbröte nebst kaltem Braten und Wein", welche Götze auf sein Zimmer bringen ließ.

Am 25. früh morgens ließ der Magistrat den Minister durch zwei Kämmerer auf den folgenden Tag zum Mittagessen einladen. Zu Mittag waren beide Herren die Gäste des Bürgermeisters, und nach „Ablegung einiger Visiten soupierte" der Minister „bei der Frau Pröpstin Durchlaucht an einer figurierten und sehr magnifique besetzten Tafel".

Nachdem am 26. der Hofrat Schacht im Auftrage der Pröpstin das Recreditif überreicht hatte, ging die Einführung des Stifthauptmanns beim Magistrat vor sich. Um 10 Uhr ließ dieser zunächst anfragen, welche Stunde dem ersteren dazu genehm sei, und ihn seiner Bestimmung nach um 11 Uhr in einem zweispännigen Wagen, dem zwei Kämmerer voranschritten, abholen. Am Eingange bewillkommnete ihn der Magistrat und führte ihn in einen großen Saal. Der Minister und der Hauptmann setzten sich, der Magistrat stellte sich im Kreise auf und leistete nach Reden des Ministers (der sich dabei nicht erhob), des Syndikus und des Hauptmanns diesem den Handschlag. Dann wurden die Herren in einem angrenzenden Zimmer „mit überflüssigem Essen und Trinken nebst einer Vokal- und Instrumentalmusik bewirtet" und von dem Magistrat bis an den Wagen und von den Kämmerern in das Quartier begleitet. Hierauf machte der Minister der Pröpstin den Abschiedsbesuch, empfing in seiner Wohnung, da er sich beim Magistrat das Abendessen verbeten hatte, den Bürgermeister Götze, und zum Schluß ließ ihm die Pröpstin glückliche Reise wünschen. Am 27. kamen der Bürgermeister und der Syndikus zur Verabschiedung, händigten dem Minister „das in 48 Himten Hafer und 6 Kannen Wein bestehende gewöhnliche Präsent mit 30 Thlrn." ein und geleiteten ihn bis an den Wagen. Den Ratsausreiter schickte er an der Grenze zurück. —

9. Die Reformation*) fand in Quedlinburg schon früh Anhänger und Verkündiger. Der erste, der den Mut hatte, „aus Lutheri Schriften“ zu predigen, war ein Mönch des Augustinerklosters in der Neustadt, namens Vincentius. Bald schloß sich ihm der Pfarrer Bethmann in der Neustadt an, und in großen Scharen strömte das Volk zu seiner Kirche. Der Herzog Georg von Sachsen aber, der Erbvogt des Stifts, war nicht gewillt, diesen „Abfall“ von der katholischen Kirche ungeahndet zu lassen. Bei seiner Anwesenheit in Quedlinburg forderte er Bethmann vor sich und fragte ihn, als seine Verkläger ausblieben, „warum er so viele Menschen durch die Lutherische Lehre zur Hölle stürze und seinen Eid bräche, den er der Kirche geschworen habe!“ Darauf antwortete der Pfarrer demütig, aber getrostes Herzens, „er habe auf die heilige Schrift geschworen, und in dieser stände, daß wir allein durch Christi Verdienst selig würden; könne man ihn aus der Bibel des Irrtums überführen, so wolle er gern widerrufen und seine Strafe leiden; vor Gott erkenne er sich als armen Sünder, und seinem gnädigen Herzog wolle er in allen billigen Dingen gehorsam sein.“ Da schwieg der Herzog eine lange Zeit, ermahnte ihn dann, seinen Irrtum zu erkennen, und ließ ihn gehen. Bald darauf wurde Bethmann, der schon mehrfach schwer bedroht war, meuchlings überfallen, und der Schrecken warf ihn auf das Sterbelager. Damit verstummte vorerst die evangelische Predigt, denn jener Augustiner war schon vor ihm gestorben. Das Volk zog nun Sonntags hinaus nach Westerhausen und auf den Regenstein. (Siehe S. 742.) Da ließ der Herzog die Wege durch Bewaffnete sperren, er befahl, alle evangelisch gesinnten Bürger gefangen zu setzen, keinen Evangelischen als Bürger aufzunehmen und die „Martinische Lehre“ auszurotten; aber diese und andere Gewaltmaßregeln hatten wenig Erfolg. Und bald erstand in dem alten, blinden Prediger Kirchhof auf dem Johannishofe außerhalb der Stadt ein neuer Bote des Evangeliums. Er hatte sich Luthers Schriften vorlesen lassen und „mit den Augen des Gemüts das Licht des Evangelii gesehen“ und predigte nun freudig, was er als Wahrheit erkannt hatte. Die Menge der Zuhörer aus Quedlinburg, Halberstadt und den Dörfern ward bald so groß, daß er seine Predigt aus seinem Kirchlein auf den Kirchhof und von diesem in das freie Feld verlegen mußte. Vergeblich ritt der Stiftshauptmann von Meisenbueg mit seinen Dragonern um die Stadt, um dem Zulaufe des Volks zu wehren. Die Bewegung ward immer größer. Jetzt predigte auch der Pastor Johann Sturcke in St. Blasii gegen die römische Irrlehre und teilte sogar am Palmsonntage 1534 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Der Stiftshauptmann ließ ihn freilich vom Altar hinweg gefangen auf das Schloß führen, aber die ganze Gemeinde, bereit, mit ihrem Prediger zu sterben, zog mit ihm, und Meisenbueg mußte ihn wieder frei geben. Bald standen auf allen Kanzeln, nur nicht in den Kirchen S. Servatii und S. Wiperti, Anhänger Luthers, und als Herzog Georg, dieser eifrige Gegner der Reformation, 1539 verstarb, bekannte sich auch die Äbtissin Anna gleich ihrem Schwager Grafen Ulrich von Regenstein, dem damaligen Stiftshauptmann, zum evangelischen Glauben und reformierte mit Hülfe des Stolbergschen Superintendenten Tilemann Plathner, den ihr Vater Graf Botho ihr zusandte, die Kirchen des Stiftsgebiets. In dem aufgehobenen

*) Kettner, Kirchen- und Reformationshistorie des Käyserl. Freyen Weltlichen Stiffts Qvedlinburg (Quedl. 1710), S. 121 ff. — Kettner, Antiquitates Qvedlinburgenses (Leipzig 1712), S. 659 f.

Franziskanerkloster richtete sie eine Schule ein, aus der das heutige Gymnasium hervorgegangen ist. —

10. Aus der späteren Geschichte der Stadt kann ich nur noch einiges berühren.*) Im Jahre 1553 litt sie „große Überlast" von den Truppen des Herzogs Heinrich von Braunschweig, welche auf ihrem Zuge nach Schweinfurt, 29 Geschwader Reiter und 27 Fähnlein Landsknechte stark, hier etwa eine Woche Quartier nahmen. „An allen Orten war Volk, auf dem Neuenwege, in Westendorf, in der Alt- und Neustadt. Unter den Leuten war groß Übermut, hausten sehr übel, daß mancher zum armen Manne wurde; doch ließen auch manche ihren Wirten Geld zum Bewahren und kamen nicht wieder." (Z. d. H.-V. I, 148.)

Von dem dreißigjährigen Kriege wurde Quedlinburg, wo von 1617—45 die Äbtissin Dorothea Sophie von Sachsen regierte, hart mitgenommen. Besonders ließ sie General Königsmark im Jahre 1642 sechs Stunden lang plündern. Der Bürgermeister und der Kämmerer, die er als Geiseln mit nach Braunschweig nahm, mußten mit 2000 Thlr. gelöst werden.

Im 16. und auch wohl im 17. Jahrhundert beteiligte sich Quedlinburg in hervorragender Weise an der Verbrennung der Hexen. Nach den Auszügen, welche Voigt im Jahre 1792 aus dortigen Hexenakten machte, sind allein zwischen 1569 und 1598 mehr als dreißig Hexen und Zauberer hier dem Feuer übergeben. Da aber die Akten, welche ihm vorgelegen haben, nachweislich höchst unvollständig sind, so ist die Zahl der zum Feuertode Verurteilten mindestens auf das Doppelte anzusetzen; es kommen also auf das Jahr in jener Zeit durchschnittlich mehr als zwei Hexenverbrennungen. Im Jahre 1663 mußte man sich damit begnügen, die der Zauberei angeklagte 77jährige Witwe Amelang unter dem Galgen zu verscharren, da sie sich aus Furcht vor der Folterqual im Gefängnisse erdrosselt hatte. Noch im Jahre 1750 wurde eine Frau als Hexe erwürgt und danach verbrannt. (Z. d. H.-V. III, 800. 824. 827.)

„Im Jahre 1691 war ein großer Alarm in dieser Stadt, als eine gewisse Weibsperson mit Namen Magdalene Schulze vorgab, daß sie begeistert wäre, und sich mancher Offenbarungen und Entzückungen rühmte. Sie zog nicht allein einige von den gemeinen Leuten, sondern auch von den Priestern an sich, die ihr entweder beinahe beipflichten wollten, oder sich doch nicht in diesen Handel zu schicken wußten. Nicht weniger hat der bekannte Schwärmer Heinrich Kratzenstein, ein hiesiger Bürger und Goldschmied, mancherlei Unruhe erregt. In den folgenden Jahren hat der Separatismus und verdächtige Pietismus manchen geistlichen und weltlichen Personen dieser Stadt viel zu schaffen gemacht." (v. Rohr 198.) —

11. Unsern **Rundgang durch die Stadt** beginnen wir am Ufer der eilfertigen Bode auf dem einem lieblichen Blumengarten gleichenden Gottesacker der Servatius- oder Schloßgemeinde. Hier lag der alte Königshof Quitilinga, von dem die Ottonen so oft das Reich regierten; hier erbaute Bischof Haimo von Halberstadt schon vor der Mitte des 9. Jahrhunderts an der alten dem heil. Wipert, dem Gehülfen und Schüler Winfriths, geweihten Kirche das erste Kloster dieser Gegend. Durch mancherlei Schenkungen zu Reichtum gelangt — besaß es doch an 70 Hufen Acker und u. a. den Zehnten von ganz Quedlinburg — ergaben sich seine Bewohner, welche zuerst Benediktiner, seit 1148

*) Über einen Zug der Bürger gegen die Brüder von Hoym s. Steckelnberg.



Prämonstratenser (vergl. S. 347) waren, einem ungeistlichen Leben, so daß 1277 ernstlich dagegen eingeschritten werden mußte. Im folgenden Jahrhundert gesellte sich zu dem fortdauernden innern der äußere Verfall: als Graf Regenstein die Stadt vom Kloster aus bedrängte, überfielen es die Bürger und zerstörten es zum großen Teile im Jahre 1336. Allerdings mußte die Stadt Schadenersatz zahlen, die Klostergebäude wieder aufbauen und die Kirche restaurieren, aber die Stiftung konnte ihr altes Ansehen nicht wieder gewinnen. Seinen Untergang fand das Kloster, in dem die Reformation bereits heimliche Anhänger zählte, 1525 im Bauernkriege (s. S. 741). Die wenigen Mönche, welche zurückkehrten, verließen es bald wieder und bekannten sich gleich ihrem Propste, der sich verheiratete, offen als Anhänger Luthers. Die Äbtissin Anna zog es nun ein und verwandelte es in ein Vorwerk. Die ehrwürdige Klosterkirche, welche bis auf die frühere, dem 10. Jahrhundert angehörende Krypta den romanischen Stil des 12. Jahrhunderts aufweist und einst sieben Altäre und zwei Nebenkapellen enthielt, diente dem Westendorfe und den angrenzenden Stadtteilen noch bis 1813 als Pfarrkirche. Im Jahre 1816 wurde sie von dem Domänenfiskus dem Besitzer des Wipertivorwerks verkauft und von diesem zu einer Scheue erniedrigt.

Schlagen wir von hier den Weg zum Schlosse ein, so haben wir zur Linken den dicht mit Häusern und Häuschen besetzten Münzenberg (Monzingenberg, im Mönchslatein mons Sion). Hier gründete die Äbtissin Mathilde, Ottos II. Schwester, im Jahre 986 der Jungfrau Maria ein Kloster, dessen Kirche schon 1015 durch Feuer zerstört wurde, aber sofort schöner und größer wieder erstand. (Im 11. Jahrhundert gab die hiesige Nonne Pia die Veranlassung zur Gründung des Klosters Huysburg: sie sehnte sich nach völliger Einsamkeit, deshalb erbaute ihr der Bischof Burchard II. auf der Waldhöhe des Huyberges 1070 eine Klause neben der dort 42 Jahre zuvor errichteten Sixtikapelle.) Zur Zeit seiner Blüte hatte das Kloster, von dessen Reichtum schon die großartigen Gebäude zeugten, außer einem Vorwerke am Fuße des Berges, von dem die in der Nähe belegenen ansehnlichen Ländereien bewirtschaftet wurden, bedeutenden Grundbesitz, selbst in ziemlicher Ferne, wie im Halberstädtischen, Magdeburgschen und Mansfeldschen. Litten dieselben wiederholt unter den Fehden der Grafen von Regenstein, seiner Schirmvögte, so verschlimmerten sich die Vermögensverhältnisse des Klosters infolge seiner Zerstörung durch die aufrührerischen Bauern 1525 aufs äußerste. 1539 wurde es von der Äbtissin Anna eingezogen. Unter der Äbtissin Elisabeth von Regenstein (1574—1584) siedelten sich mehrere Personen in den verfallenen Gebäuden an, denen sich bald andere anschlossen, und jetzt ist nichts mehr von dem reichen Kloster vorhanden, als einige Spuren in den seine Stätte einnehmenden Wohnhäusern. — Außer drei Kapellen besaß das Kloster im Westendorfe (am Finkenherde) seit 1174 das Johannishospital mit Kirche und Zubehör.

Auf scharf von der Bode aufsteigendem Sandsteinfelsen erheben sich an der Stelle der königlichen Burg die Gebäude des fürstlichen Schlosses. Doch nicht ihm, sondern der herrlichen Schloßkirche*), diesem lange vernachlässigten und erst in neuester Zeit wieder zu Ehren gekommenen hervorragenden Denkmal der Frühzeit deutscher Baukunst, gilt unser erster Besuch. Vergegenwärtigt

---

*) v. Mülverstedt, Hierographia Quedlinburgensis. (Z. d. H.-V. IIc., 78 ff.) Hase, Das Kaiser-Heinrichs-Grab (Z. d. H.-V. IX. Erg.-Heft 1 ff.) v. Quast, Die Gräber der Äbtissinnen (Z. d. H.-V. IX. Erg.-Heft 5 ff.). v. Mülverstedt, Der Kirchenschatz des Stifts Quedlinburg (Z. d. H.-V. VII, 210 ff.).

uns doch dieses großartige, im Angesichte des Harzes auf steiler Felskuppe thronende Gotteshaus jene Zeiten, „wo die Kaiser gern hier weilten und die hohen Feste in Andacht hier zu feiern pflegten“.

„Wer diese ehrwürdige Stiftskirche, welche im Jahre 1813 der früheren Wipertigemeinde als Pfarrkirche eingeräumt wurde, noch vor drei Jahrzehnten sah, mußte gestehen, daß kein Gotteshaus von solcher Bedeutung derartige Veränderungen, Entstellungen und Verunglimpfungen erfahren hatte, als dieses. Namentlich hatte der puritanische Eifer mehrerer im 17. Jahrhundert regierender Äbtissinnen (Dorothea † 1617, Dorothea Sophie † 1645, Anna Sophia † 1680 und deren Nachfolgerin gleiches Namens † 1683) es alles innern Schmuckes dergestalt entkleidet, daß nur die nackten, weißgetünchten Wände übrig geblieben waren von der Pracht und Herrlichkeit, die einst hier zu schauen war. Keine bunten Glasfenster, keine farbenreichen Gemälde al fresco hatten sich behaupten können (die früheren herrlichen Fresken waren mit schnöder weißer Tünche überstrichen); keine Heiligenbilder von Stein unter kunstreichen Baldachinen schmückten mehr den Chor oder eine andere Stelle. Die Grabsteine der ältesten Äbtissinnen lagen überdeckt und unsichtbar, nur aus der späteren Zeit zeigte sich an einer Wand der unsauber gehaltene Leichenstein einer Oberin des Stifts aus dem erlauchten Stolberger Geschlechte, während eine andere Grabtafel in die Wand eines profanierten unmittelbar an die Stiftskirche stoßenden Raumes (eines Holzstalles) eingelassen war.“ (v. Mülverstedt.)

Nachdem zuerst in den dreißiger Jahren die Bedeutsamkeit der Kirche erkannt wurde, ist sie durch eine 1862 begonnene Restauration von den Verstümmelungen früherer Jahrhunderte wieder zu altem Glanze erneuert.

Konnte man bis dahin zweifelhaft sein, ob wir in dem majestätischen romanischen Bau die im Jahre 1021 (in ihren Anfängen schon 997) geweihte, oder die nach dem Brande von 1070 erneuerte und erst 1129 vollendete Kirche vor uns haben, so hat die Wiederherstellung diese Frage befriedigend beantwortet. Es zeigte sich nämlich, „daß die Außenseiten der Basen und Schafte der Säulen des Langhauses, namentlich der östlichen, nicht von Stein, sondern aus Stuck angefertigt waren, unter denen ältere Basen und Schafte aus Stein sich vorfanden, die offenbar durch Feuer sehr zerstört waren“. Diese mit Stuck überzogenen älteren Säulen und Basen gehören danach, wie einige andere Reste, der 1070 abgebrannten Kirche, der ganze übrige Oberbau aber der späteren Bauperiode an.

Die Krypta ist anscheinend von jener Feuersbrunst teilweise verschont worden. Zwei der Säulen nämlich, welche im westlichen Teile derselben das Gewölbe tragen, waren — jedenfalls, um die im Anfange des 18. Jahrhunderts darüber angebrachte Kanzel besser zu stützen — zu viereckigen Pfeilern ummantelt, und diese Säulen gleichen einschließlich ihrer Kapitäle völlig derjenigen unter der benachbarten Arkade. Zugleich aber stimmt diese Kapitälform mit denen des Langhauses in der Krypta der Wipertikirche überein, so daß beide derselben Bauzeit zuzuweisen sind. — Aus diesen und anderen Wahrnehmungen darf gefolgert werden, daß die 1021 und 1129 geweihten Kirchen in Gesamtanlage und Maßen übereinstimmen, so daß die bei der Feuersbrunst von 1070 ganz oder teilweise verschonten Teile dem Neubau einverleibt werden konnten.

Die Krypta ist aus der von Heinrich I. erbauten Kirche hervorgegangen und nach dem Vorbilde der Wipertikirche, doch in größeren Dimensionen, erbaut. (Diese ist 6 m, die Krypta der Schloßkirche 9 m weit.) In dem 1021 geweihten Bau lag die alte Heinrichskirche halb unter dem Chore der großen

Kirche, zur andern Hälfte noch im Freien. Bei dem Wiederaufbau nach 1070 wurde dann jene kleine völlig zur Krypta der großen Kirche. (Hase.) Während die Krypta nur romanische Teile aufweist, ist der Chorschluß (der Oberkirche) in gotischem Stile umgebaut. Nach einer Inschrift an dem Portal, welches von der Nordseite des Chors in die Krypta führt, geschah dieses im Jahre 1320.

Eine eigentümliche Anlage wurde in der östlichen Apsis der Krypta bei der Restauration im Jahre 1869 entdeckt. „Nach Beseitigung des hier befindlichen Altars fand man innerhalb des Fußbodens vertieft eine kleine halbkreisförmige Abside, welche gegen Osten fast die Wand der jetzigen Apsis berührt, aber wenig mehr als halb so breit ist wie letztere und gegen Westen am Beginne der Altarnische geradlinig abgeschlossen ist. Der ganze Einbau liegt etwa 5 Fuß im Erdboden eingesenkt und ist rund herum mit kleinen im Grundrisse rechteckigen, nach oben rundbogigen Nischen umgeben.“ Es kann weder ein Mann in dem niedrigen Raume stehen, noch ist ein Eingang von den Seiten möglich gewesen, da die 2½ Fuß hohen Nischen den rohen Felsen zum Hintergrunde haben. Dieser eigentümliche Bau, vor dessen Westwand die Gräber Heinrichs I. und seiner Gemahlin mit ihrem Fußende sich unmittelbar befanden, konnte nur mittels Einsteigens von oben betreten werden. Jedenfalls hat an der rauhen Wand nördlich von den Nischen (welche wohl mit Reliquien von Heiligen angefüllt waren) eine kleine Treppe hinuntergeführt. „Hier wird die Königin Mathilde hinabgestiegen sein und im Angesichte des Sarges für das ewige Heil ihres Gemahls gebetet haben, wie sie — wie mitgeteilt wird — zu allen Zeiten, namentlich auch nachts, in die Kirche eilte, um hier ihre Andacht zu verrichten; und nach ihr werden es ihre Kinder und Enkel und namentlich die Äbtissinnen, welche ihrem Blute entstammten, mit ihren Nonnen gethan haben. . . . Als später das persönliche Verhältnis zu den Stiftern der Kirche und des Klosters aufgehört hatte, erschien diese so eigenartige Anordnung unnütz, und nun wurde das Ganze verschüttet und ein Altar darüber erbaut.“ (v. Quast.)

So ansprechend diese Deutung ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß gleichfalls von sachverständiger Seite auch Bedenken dagegen erhoben worden sind. Hase, eine Autorität auf dem Gebiete des Kirchenbaues, hält sie für entschieden falsch, weil sich die kryptenartige Vertiefung vor dem Hauptaltare der Kirche, dem des Petrus, befindet. Es konnten hier, meint er, nur die Särge von Heiligen aufgestellt sein, durch die der Altar seine Weihe erhielt, und zwar muß hier — so schließt er weiter — da der Altar, vor dem König Heinrich begraben wurde, von allen Schriftstellern jener Zeit der des Apostels Petrus, später erst der des Petrus und Servatius genannt wird, der Leichnam dieses Heiligen gestanden haben; die Krypta wird also namentlich zu Ehren des heil. Servatius, und zwar in den sechziger Jahren des 10. Jahrhunderts angelegt sein. Damals nämlich wurde der Körper dieses Heiligen aus den Niederlanden, dem ehemaligen Bischofssitze desselben, auf Wunsch der Königin Mathilde nach Quedlinburg geholt, von den Niederländern aber einige Jahre später wieder geraubt und in seine Heimat zurückgeführt.

Der Hergang wird von Jocundus (der nur etwa 100 Jahre später schrieb) eingehend erzählt: „Mathilde geht ihren Sohn Otto bei seinem Abgange nach Italien an, er möge veranlassen, daß der Körper des heil. Servatius von Mastricht nach Sachsen in die von seinem Vater zu dessen Ehren erbaute und reich ausgestattete Kirche gebracht werden möge. Otto willigt ein; und

es folgt nun die Beschreibung, wie die Mastrichter anfangs darüber entsetzt sind, sich endlich aber den Befehlen der königlichen Majestät fügend, den Leichnam mit großem Gepränge nach Sachsen überführen. Bis an den Rhein ziehen vom Sachsenlande ihm große Deputationen entgegen. Der Sarg wird in der Kirche auf dem Berge mit großer paradiesischer Pracht untergebracht. Ganz Sachsenland staunt und betet den Heiligen an. Serische Gewänder, Gold, Gemmen, Edelsteine, strömen zur Zierde seines Sitzes herbei. Zu dieser Zeit (964) kehrt Kaiser Otto von Italien zurück, ist hocherfreut über die Erwerbung des kostbaren Gutes, beschenkt ebenfalls die Kirche und betont, daß man den heiligen Leichnam gut verwahren möge. — Drei Jahre vergehen; da erscheinen Gesandte von Mastricht, die sich nach dem Heiligen erkundigen und den Wunsch aussprechen, ihn wieder mit sich zurückzuführen. Man zeigt ihnen die Herrlichkeit, in welcher er aufgehoben, die große Verehrung, die er genießt, und bittet, von ihrem Wunsche abzustehen. Es war gerade ein großes Kirchenfest; Tag und Nacht erschallen in dem von Gold und Edelsteinen glänzenden Tempel die Gebete der Andächtigen. Von dem Feste ermattet, liegt in der folgenden Nacht alles in tiefer Ruhe. Da schleichen die Fremdlinge durch die schlafenden Wächter, dringen in das Heiligtum ein, heben sorgfältig ihren Heiligen auf, und nachdem sie die Glockenstränge abgeschnitten, die Thüren verschlossen und die Schlüssel fortgebracht haben, legen sie jenen auf ihre Pferde und machen sich eiligst von dannen." (Hase.)

Beim Herstellungsbau der Kirche machte man noch eine andere wichtige Entdeckung: als man Gestühle und Fußboden wegnahm, fand man in der Mitte des Langhauses die Grabsteine von acht Äbtissinnen. Da der ganze untere Raum der Kirche nicht wieder mit Gestühl verbaut, sondern mit losen Bänken in stilgemäßen Formbildungen besetzt ward — wodurch nun auch die Basen der Säulen und Pfeiler zu beiden Seiten des Schiffs zur Geltung kommen — so konnte man diese Gräbergruppe, welche man durch einen bis dahin an anderer Stelle angebrachten Denkstein ergänzte, in ihrer Anordnung und Zusammengehörigkeit belassen. Die hier ruhenden Äbtissinnen sind Adelheid I. († 1044), Beatrix I. († 1062), Adelheid II. († 1095), Sophie von Brena († 1230), Gertrud von Amfurt († 1270), Anna I. von Plauen († 1458) und Adelheid IV. von Isenburg († 1441); der hinzugefügte Grabstein ist der der Äbtissin Agnes II. von Meißen († 1203); ein ganz zertretener ist nicht zu bestimmen. — An anderen Stellen der Kirche finden sich noch die Grabsteine der Äbtissinnen Hedwig von Sachsen († 1511), Maria von Sachsen († 1610), Dorothea Sophie von Sachsen († 1645) und der Pröpstin Anna von Braunschweig († 1643). — Die Äbtissin Mathilde († 999) ruht in der Krypta zu Häupten ihrer königlichen Großeltern.

Die — mit der Krypta nicht zu verwechselnden — in den Sandsteinfelsen eingehauenen Grabgewölbe unter der Kirche haben die Eigentümlichkeit, die hier beigesetzten Leichen unverweslich zu erhalten. Hier ruht auch die wegen ihrer Schönheit einst hochgefeierte Gräfin Aurora von Königsmark. „Der mumienartig eingetrocknete, von Würmern durchfressene Leib hat in den Gesichtszügen noch Ähnlichkeit mit dem Bilde, das von ihr im Schlosse gezeigt wird", sagt Spieker 1857. Jetzt darf der Sarg nicht mehr geöffnet werden.

Von der ehemaligen Pracht des Münsters vermag die mit so viel Sorgfalt und großem Verständnis ausgeführte Restauration, welche die alte schöne Architektur möglichst wieder zur Geltung gebracht hat, doch kaum eine Vorstellung zu geben. Besaß doch schon die Basilika von 1017, abgesehen von

den Nebenkapellen, zuletzt mindestens sechs Altäre, die sämtlich die Reliquien von zahlreichen — der Hochaltar von mindestens 25 — Heiligen enthielten. Letzteren weihte Bischof Arnulf von Halberstadt am 21. September 1021 in Gegenwart des Kaisers Heinrich II., der Gemahlin desselben und vieler Bischöfe; den Kreuzaltar in der Mitte des Hauptschiffes der Erzbischof Georg im Jahre 1017, den südlichen Altar daselbst Bischof Meinwerk von Paderborn und den nördlichen Bischof Eilward von Meißen zur selben Zeit; zwei andere Altäre lagen im westlichen Teile der Kirche einander gegenüber. Ein Verzeichnis aus dem 16. Jahrhundert zählt 22 Altäre auf, von denen je einer „auf der Burg", „in der Vorburg" und „auf dem Mushause" (dem Residenzhause der Äbtissin) lagen. Außer diesen sind noch vier aus Urkunden bekannt.

Wie die Menge der Altäre verschwunden ist, so läßt auch die herrliche Kirche nicht mehr die reiche Ausschmückung ahnen, die einst die Wände, die Säulengänge, den Chor und die zahlreichen Altäre im Haupt- und in den Nebenschiffen zierten. „Neben Statuen, Epitaphien der verschiedensten Art, Gedenktafeln, Trauerfahnen schmückten Gemälde, Tafeln von kostbaren Metallen mit Heiligenbildern in getriebener Arbeit die Wände und Pfeiler der Kirchenschiffe, kostbare Tabernakel den Hauptaltar, der mit kunstvollen Geweben bedeckt oder von solchen umgeben war; und die bunten Gold- und Silberfarben der Altarschreine, der Glanz der Kerzen und Kronleuchter blendeten die Augen der andächtigen Menge. Auf den Nebenaltären prangten Statuetten ihrer Schutzheiligen oder Aufsätze mannigfaltiger Art, Reliefarbeit von Elfenbein, Silber oder vergoldetem Kupfer, Vasen und andere Gefäße, oder Gemälde; nur die eigentlichen Reliquien der Heiligen, eingeschlossen in kostbare Metalle oder Krystalle mit Edelsteinen besetzt oder vergoldet, lagen wohlverwahrt in den Truhen der Cither oder in gemauerten Behältern der Altäre. Endlich ruhten prächtig geschriebene und mit farbenreichen Initialen und vergoldeten Bildern gezierte Bibeln und Meßbücher auf den Altären, zum Teil in kostbaren, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Einbänden." (v. Mülverstedt.) Welche Pracht entfaltete sich bei Hochamt und Messe in den Gewändern der Priester und der Kleidung der Äbtissinnen! Und welchen Schatz von heiligen Gefäßen mußte das Lieblingsstift der deutschen Kaiser sein nennen!

Was die Cither*) heute davon umschließt, ist nur ein geringes Bruchstück. Und doch sind der Gegenstände so viele, daß ich nur die interessantesten davon kurz besprechen kann. Da ist zunächst ein orientalisches Gefäß (nur noch mit einem Henkel), das man als einen Krug von der Hochzeit zu Kana bezeichnet; er soll der Kirche von der griechischen Kaisertochter Theophano, Ottos II. Gemahlin, geschenkt sein; sodann ein etwas beschädigter Kamm von Elfenbein mit einem mit Gold eingefaßten, mit grünen, roten und violetten Edelsteinen und silbernen Kügelchen besetzten Handgriffe — jetzt heißt er der Bartkamm, früher der Haarkamm König Heinrichs I., er wird zur Befestigung des nach hinten zurückgekämmten, lang herabwallenden Haares gedient haben. Wertvoller noch ist ein der Tradition nach von demselben Könige herrührendes Reliquienkästchen samt Deckel von Holz und vergoldetem Silber, mit echten Perlen, Edelsteinen und anderen bunten Steinen besetzt, mit erhabenen Verzierungen beschlagen und fächerweise mit Elfenbeintafeln ausgelegt, auf denen

*) Cither heißt vielfach ein zur Aufbewahrung der Kirchenschätze bestimmter Raum neben der Sakristei. Die Cither der Schloßkirche, einstmals als Kapelle eingerichtet, dient jetzt zugleich als Sakristei. Auch im Schlosse der Äbtissin war eine Cither.

Scenen aus der Geschichte Christi en haut-relief in äußerst ungefüger und plumper Arbeit dargestellt sind. Ein aus einem Straußenei gefertigter Reliquienbehälter stammt aus dem Wipertikloster; — die Kunstschätze dieses und des Klosters auf dem Münzenberge sind mit denen der Schloßkirche vereinigt. Von den Evangelienbüchern ist wohl der in vergoldetes, mit Edelsteinen verziertes Silber gebundene sogen. codex aureus — der Text ist sehr schön mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben — das wertvollste; nach der Schlußschrift ist er dem Papste Damasus II. ($10^{47}/_{48}$) dediciert. Von hohem Kunstwerte sind die im 13. Jahrhundert von Quedlinburger Stiftsdamen angefertigten „Teppiche der Äbtissin Agnes", welche die allegorische Vermählungsgeschichte Merkurs mit der Philologie (nach einer Schrift des spätrömischen Grammatikers Märcianus Capella) darstellen.*)

Gar dürftig nimmt sich das heutige, 32 Nummern zählende Inventar gegen ein „Verzeichnis der Kleinot" aus dem Jahre 1520 und ein zweites aus dem Jahre 1550 aus. Wo sind namentlich die vielen Kelche (die Schloßkirche besaß 22, Münzenberg 15, Wiperti 9), die Monstranzen und Rauchfässer aus edlem Metall, die Hand „von lauter gutem Golde", die mit Steinen besetzte Kaiserkrone (vom Münzenberge) und ähnliche Wertstücke geblieben? Es ist kaum anders möglich, als daß das Stift zur Zeit seines Vermögensverfalles manche Kostbarkeiten seiner Schatzkammer zur Stillung augenblicklicher Not verwandt hat. Ging doch die Äbtissin Anna Sophie, eine Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld, im Jahre 1668 alles Ernstes damit um, den ganzen Schatz zu veräußern, und ließ sich kaum durch ein Gutachten der Juristenfakultät in Wittenberg umstimmen. Aber auch dem Unverstande sind wertvolle Stücke zum Opfer gefallen. So entdeckte man 1865 in dem Umschlage einer Stiftsrechnung von $16^{17}/_{18}$ und vier Jahre später in dem eines Polizeiedikts von 1634 Fragmente einer höchst kunstvollen Handschrift der Itala aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, der ältesten lateinischen Bibelübersetzung, der Vorläuferin der Vulgata. Die inneren Seiten der beiden Bogen sind durchweg mit prächtigen byzantinischen Miniaturen bedeckt, unter deren Farben in feinster und kleinster Form longobardische Schriftzeichen (Notizen des Schreibers für den Maler) zum Vorschein kommen. Die Malerei, welche in Wasserfarben, untermischt mit Gold- und Silbertinktur, gefertigt ist, kann nach der charakteristischen Zeichnung der Köpfe, den guten Proportionen und der lebenswahren Darstellung nur von einem Künstler ausgeführt sein. Welchen Wert muß das Buch gehabt haben, wenn schon diese beiden Bogen den Sachverständigen als „eine der größten Kostbarkeiten" gelten!

Auch im Anfange dieses Jahrhunderts ist noch manches abhanden gekommen. Nachdem die westfälische Regierung im Jahre 1810 mit den Stiftsgütern auch die Kleinodien des Stifts dem Kronfideicommißfonds, sowie dem „Orden der Krone" überwiesen hatte, befahl sie zwei Jahre später, den Kirchenschatz in das Museum zu Kassel abzuliefern. Als derselbe im Jahre 1813 zurückgegeben und vorerst nach Halberstadt gesandt wurde, fehlten namentlich vier große silberne Altarleuchter, eine Abendmahlskanne, vier Kelche, vier Patenen, eine Oblatenschachtel, ein Löffelchen, sämtlich aus vergoldetem Silber. Erst im Jahre 1820 erreichte Quedlinburg nach den energischsten Anstrengungen die

*) Der Kammerrat von Rohr sah in der Cither u. a. auch „ein Stück von der Säule, daran Christus gebunden gewesen, etwas Erde vom Jordan, darin er getauft, einen Finger Johannis, damit er auf Christum gewiesen, etwas von den Haaren der Maria Magdalena, damit sie dem Heiland die Füße getrocknet".

Rückgabe der in Gewahrsam der Domkirche zu Halberstadt genommenen Schätze. Nach dem Übergabeverzeichnisse (das die Teppiche nicht enthält, weil dieselben nicht nach Kassel gekommen waren) müßte aber das jetzige Inventar 45 statt 32 Nummern haben.

Das verödete Schloß, welches aus mehreren unregelmäßig gebauten und anscheinend aus verschiedenen Zeiten stammenden Teilen besteht, ist bei weitem weniger beachtenswert als die Kirche. Einige Zimmer haben noch die alte Einrichtung, und an den Gemälden der Äbtissinnen kann man die Trachten der beiden vorigen Jahrhunderte studieren. Aus seinen Fenstern, doch auch vom Schloßhofe neben der Kirche, „übersieht man hinter grünen Auen und wellenartigen Bergen die ganze Nordseite des Unterharzes; rechts und links die Städte Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Ballenstedt und Aschersleben und unter den zahllosen Dörfern das schöne Thale". (Spieker.)

Über Heinrichs I. „Finkenherd" in die Altstadt gelangend, besuchen wir auch hier zunächst die Kirchen. Während die Blasiikirche 1712 einen totalen Umbau erfahren hat, so daß von dem 1268 aufgeführten Bau nur noch die Türme vorhanden sind, stammen die Hauptteile der dem heil. Benedikt geweihten doppeltürmigen Marktkirche, das Hauptschiff mit den Seitenschiffen aus Quadern, aus der Zeit des Übergangsstiles; doch finden sich auch noch Teile des älteren Baues; so zeigte sich in der östlichen Schlußwand des südlichen Seitenschiffes beim Abbruch einer Nebenkapelle ein vermauertes romanisches Fenster; auch die Türme haben romanische Fenster. Einer dritten Bauperiode, dem 14. Jahrhundert, gehört der spätgotische sehr hohe und lange Chor an. Die reich mit Holzschnitzwerk gezierte Kanzel stammt aus dem Jahre 1595; der schöne Taufstein aus späterer Zeit. An dieser Kirche bestand ein Kaland.

Die Ägidienkirche (im Volksmunde Süntigenkirche), von deren Doppeltürmen der nördliche im 17. Jahrhundert durch einen Blitzstrahl zerstört ist, hat spätgotische Formen. In der südlichen Vorhalle befindet sich ein interessantes Gemälde auf Goldgrund aus dem 13. Jahrhundert. Die Nikolaikirche in der Neustadt, in deren Nähe ein Augustiner Eremitenkloster lag, ist die zweite Hauptkirche der Stadt; sie besaß einst sieben Altäre. Der Westbau ist früh-, das übrige spätgotisch. Inbetreff ihrer ehemaligen Kleinodien berichtet eine Urkunde von 1545, daß der Rat ihr gehörende zwei vergoldete und zwei kleine „weiße" Monstranzen, sowie drei kleine (wohl in Gold) gefaßte Steine zusammen für 308 Thlr. „zur Notdurft" der Stadt verkauft und sich verpflichtet habe, diese Summe dem Gotteskasten mit 4 % zu verzinsen. (Schon 1541 waren aus allen vier Pfarrkirchen „etzliche kleinode" zu Gunsten des Gotteskastens verkauft.)

Etwa 2 km von den älteren Stadtteilen entfernt, doch in neuerer Zeit durch die Vorstadt Süderstadt mit ihnen verbunden, liegt das Johannisstift, eine aus Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und einer Kirche bestehende, mit Acker- und Waldbesitz ausgestattete milde Stiftung. Urkundlich zuerst 1229 als Leprosenhaus erwähnt, wird dasselbe im Anfange des 12. Jahrhunderts, zu jener Zeit, als die über ganz Europa verbreitete ansteckende Hautkrankheit des s. g. heiligen oder St. Antoniusfeuers die Errichtung zahlreicher Krankenhäuser veranlaßte, entstanden sein, „und zwar in Anlehnung an den am Bleicheberge entspringenden Quell, dem man gegen jene Krankheit Heilkräfte zuschrieb". Nach dem Erlöschen dieser Krankheit wurde das Aussätzigen- zum Siechenhause. Zur Zeit der Reformation bildete die Anstalt bereits eine besondere

Parochie: der hochbetagte, blinde Hospitalpfarrer Benedikt Kirchhof verkündigte schon 1534 und 1535 (s. oben S. 787) Luthers Lehre. (Gustav Brecht in Z. d. H.-V. V, 75.)

Außer den Kirchen verdient namentlich noch das „feine, ansehnliche" Rathaus der Erwähnung. Schon früher wurden hier mancherlei Sehenswürdigkeiten — nicht bloß der hölzerne Kasten, „so beinahe einem Saukoben ähnlichet" (v. Rohr), das angebliche Gefängnis des Grafen von Regenstein — verwahrt, aber unter der Pflege des Magistrats und des regsamen Quedlinburger Geschichtsvereins hat sich die Sammlung zu einem wertvollen Museum entwickelt.

„Die Gebäude in der Stadt", schreibt v. Rohr im Jahre 1736, „sind zwar nicht so proper gebaut wie in den großen obersächsischen Städten, sintemal gar wenig steinerne Häuser hier anzutreffen und die meisten nach der niedersächsischen Weise von Holz errichtet und mit Mauersteinen ausgesetzt; jedoch sind ihrer viele davon groß, hoch und wohlgebauet, auch inwendig fein ausmöbliert." Und Spieker sagt 1856: „Die Stadt ist winkelig gebaut, hat enge Straßen, winkelige Seitenstiegen, holpriges Steinpflaster, wenig öffentliche Plätze und ein düstres Ansehen."

Allerdings hat Quedlinburg in den älteren Stadtteilen den altertümlichen Charakter ziemlich bewahrt, und es findet sich noch manches interessante alte Bürgerhaus; aber in dem Maße, in welchem die Einwohnerzahl von 10023 im Jahre 1807 (1817: 10700, 1875: 17035) auf 19324 im Jahre 1885 gestiegen ist (sie hat sich also seit dem Anfange dieses Jahrhunderts verdoppelt), hat sich auch die Stadt nach außen erweitert und schon durch diese Neuanlagen, die besonders schmuck im Süden und Osten auftreten, ein von jenem Bilde völlig abweichendes freundlicheres Aussehen erhalten. Die vielgetürmte Innenstadt mit den Resten der alten Befestigung — einst schmückten 27, zu Anfang des Jahrhunderts noch 13 Türme die Mauer — das aus dem „Westendorfe" weit hinausschauende Schloß, die neuen Vorstädte mit ihren großen Fabriken und villenartigen Häusern vereinigen sich mit dem Kranze blühender Fluren, dem unmittelbar angrenzenden Lustwäldchen des Brühls (in dem den beiden größten Quedlinburgern, dem Sänger Klopstock und dem Geographen Karl Ritter Denkmäler errichtet sind), mit den mittelalterlichen Warten rings auf den Höhen und der Felsreihe der Teufelsmauer und den dunklen Harzbergen im Hintergrunde zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit.

Während im vorigen Jahrhundert der Getreidehandel, die Branntweinbrennerei und der Gemüsebau die Hauptnahrungszweige waren, denen später die Wollenmanufaktur mit gleicher Bedeutung an die Seite trat, nimmt heute die Gärtnerei unbestritten den ersten Platz ein. Dieselbe beschäftigt sich — ich nenne nur die Firmen Dippe, Mette und Grashoff — vorzugsweise mit der Samenzucht, doch giebt es daneben auch Firmen, welche besonders Pflanzen versenden. Es ist kaum möglich, sich von diesen großartigen Einrichtungen ohne Augenschein auch nur annähernd eine zutreffende Vorstellung zu machen; doch will ich wenigstens mit einigen Zahlen auf dieselben hinweisen. Das Dippesche Geschäft, welches allein 8400 Morgen Acker bewirtschaftet, beschäftigt durchschnittlich 130 Gärtnergehülfen, 30 Lehrlinge und 1600—1800 Arbeiter und Arbeiterinnen. Dazu kommt eine eigene Schmiede mit Meister und Gesellen, Tischlerei, Glaserei; ein Zimmerpolier mit 9, ein Maurerpolier mit 18—20 Gesellen. An Zugvieh werden 160—180 Pferde und 200—220 Ochsen gehalten und des Düngers wegen jährlich etwa 6000 Hammel gemästet. Die

Gebäude ohne Inhalt sind mit einer Million Mark versichert. Sommer- und Winterlevkojen, Goldlack, Cinerarien und Calceolarien werden zur Samengewinnung in 320000 Töpfen gezogen. Allein an Gurkenkernen wurden im vorigen Jahre etwa 200 Centner geerntet; und an einem Tage wurden 43 Doppelwagen Rübenkerne mit der Bahn versandt.

Nach der Gärtnerei sind besonders die Zucker- und Tuchfabriken, die Papier-, Stärke- und Farbewarenfabriken, die Leinen- und Damastweberei, die Tischlerindustrie, die Schuhmacherei mit über 400 Werkstätten, die Kalkbrennerei und der wichtige Kornhandel zu nennen.

* * *

Die Gründung der Neustadt und der älteren Vorstädte kann nur durch starken Zuzug von außen erfolgt sein; so lassen sich denn auch in den Feldmarken von Quedlinburg und Ditfurt nicht weniger als 13 Wüstungen nachweisen. Eine dieser eingegangenen Ortschaften, Groß Orden, ist wahrscheinlich die Urheimat der Billunger.

„Zu Karls des Großen Zeiten*) sah sich Amalung, ein Sachse, genötigt, aus seinem Geburtsorte zu weichen, weil er nicht wie seine Landsleute in das eben abgeschworene Heidentum zurückfallen mochte. Er ging nach Wolfsanger bei Kassel, welches von Sachsen und Franken zugleich bewohnt war. Da er sich indes auch dort nicht halten konnte, wanderte er weiter in den fränkischen Hessengau hinein und gründete sich durch Urbarmachung eines Teiles vom Buchenwalde zu Waldisbecchi zwischen Werra und Fulda eine neue Heimat. Hier lebte und starb er in Abgeschiedenheit, beerbt von seinen drei Söhnen Bennith, Billung und Rudhard. Aber sein Fleiß und seine Treue lohnten sich an seinem Hause, dessen Stern hell aufging, zum Glanze des Sachsenstammes mächtig beitrug und noch heute leuchtet. Karl der Große bestätigte den Söhnen den Besitz der Schöpfung ihres Vaters im Buchenwalde. Bennith ward Sachsengraf. Die nächste Geschlechtsfolge bringt zwei Verschwägerungen mit der Ludolfschen Familie, die folgende zeigt Äbtissinnen, Herzöge und eine Königin. Amalung ist, wie O. von Heinemann nachgewiesen hat, der Stammvater der Billunger, ein Ahnherr der Ludolfinger, Welfen, Askanier und der meisten noch blühenden europäischen Fürstenhäuser“ (auch unsers kaiserlichen Hauses und der Frau Kronprinzessin).

„Woher nun wohl, so drängt sich uns auf zu fragen, mag dieser willensstarke Sachse gezogen, von wo mag er vertrieben sein, da er unter dem Namen seiner Bekehrer Schutz suchte? Findet sich in keinem Sachsenorte die Spur seiner Besitzung, welche nach der Rechtsanschauung unserer Vorfahren den Markgenossen geweiht blieb durch die Gewere (den Besitz) ihres Eigentümers, auch wenn dieser fern war. In der That, sie findet sich.

Wir haben zwei Nachrichten über Schenkungen, welche die Söhne Amalungs an die ihnen benachbarte Abtei des heil. Bonifacius zu Fulda gemacht haben. Nach einer Urkunde Karls des Großen von 811 überwies ihr Bennith als Haupterbe einen Teil der Erwerbung zu Waldisbecchi, und nach den Fuldaer Traditionen schenkte er ihr in Gemeinschaft mit Billung zum Seelenheile des verstorbenen Bruders Rudhard die Güter, welche sie im Dorfe Orda des Harzgaues besaßen.

---

*) Ich erzähle hier mit den Worten des um die heimatliche Geschichte hochverdienten Bürgermeisters Dr. Gustav Brecht.



Es ist kein Ort in diesem bekannt, auf den der Name Orda besser paßte, als auf unser Groß-Orden (Orthan). Anderseits ist auch außer der zu Orda im Sachsenlande keine weitere Besitzung der Familie Amalungs bekannt, deren Macht vielmehr erst aus dem Erwerbe von Waldisbechi entsprungen ist.

Hiernach dürfen wir vielleicht für unser Groß-Orden den Ruhm in Anspruch nehmen, der Stammsitz desjenigen Geschlechtes vom östlichen Sachsenlande zu sein, das in der Geschichte die frühesten Spuren hinterlassen hat, desselben Geschlechtes, dessen bedeutendster Sproß, der Sachsenherzog Hermann Billung, sein thatenreiches Leben am 27. März 973 in Quedlinburg abschloß, das später mit dem Ursitze seiner Ahnen verschmolzen werden sollte.

Offenbar ist es derselbe Geist, aus dem die beiden Schenkungen hervorgingen. Der heil. Bonifacius hatte den Sachsen den neuen Glauben gebracht, der dem Amalung mehr wert geworden war als die Heimat. Aber unter dem Schutze des Glaubensboten hatte sich ihm und den Seinen die Verbannung nicht als „Elend“ (s. S. 134) erwiesen. Dem Heiligen zu danken und seinen Segen an ihr Haus zu fesseln, gaben sie ihm von ihrem besten Besitze: einen ansehnlichen Teil (4 Geviertmeilen) der neuen Schöpfung des Vaters und nach erneuter Mahnung durch den Tod des Bruders nichts Geringeres als ihr Stammgut im Sachsenlande.“

33. Die Stecklenburg.

Wie das unter ihrem Schutze entstandene und nach ihr benannte Dorf, so hieß auch die Burg in älterer Zeit Steckelenberg; und „stickel“ (d. i. steil) genug erhebt sich auch der Bergkegel aus dem schönen Wurmthale; und wenn auch die Dorfgärten fast bis an die Ruine heranreichen, und auf diese die höhere Lauenburg stolz heruntersieht, so ist die Höhe des Bergvorsprungs doch immerhin beträchtlich. Dagegen ist die Abplattung nur von geringem Umfange, und die Gebäude, welche sich rings an die hohe, starke Ringmauer lehnten, ließen in der Mitte einen nur kleinen Burghof.

Das Burgthor befand sich da, wo der Burgberg durch einen schmalen Höhenrücken mit dem Berge verbunden ist, der die Lauenburg trägt. Hier führte eine Zugbrücke über den ziemlich breiten und tiefen Graben, der die Burg auf allen Seiten schützte, und ein wenig davon nach Osten erhob sich der 20 m hohe viereckige Bergfried.

Die Burg Stecklenberg wird vor dem 13. Jahrhundert nicht genannt. Ihr Besitzer war ein Lehns- oder Dienstmann des freien Stifts Quedlinburg, dessen Besitzungen sich hier bis auf den Ramberg erstreckten. Einer dieser Burgherren, so erzählt die Sage, verweigerte der Äbtissin im Jahre 1221 Dienst und Zins. Darob belegte ihn der vom Stifte um Hülfe angegangene Bischof von Halberstadt mit dem Banne. Doch hohnlachend erwiederte der Ritter dem Boten: „Ihr könnt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe entzwei bannt.“ Anders aber dachte die fromme Burgfrau, und sie beauftragte den Burgkaplan, den harten Sinn ihres trotzigen Gemahls zu brechen. Jener benutzte die Gelegenheit, als er mit dem Ritter bei fröhlichem Mahle saß. Doch vergebens hielt er ihm die Strafen der Hölle vor, die ihn unfehlbar treffen würden, wenn er den erzürnten Kirchenfürsten nicht versöhne. Spottend und die Kirche samt ihren Dienern lästernd, leerte der Ritter einen vollen Humpen auf des Bischofs Gesundheit. Da strafte Gott selber den Übermütigen, kaum hatte er den letzten Zug gethan, so sank er, vom Schlage getroffen, entseelt zu Boden.

„Die von dem Steckelenberge“ gehörten auch zu den Lehnsmannen des Stifts Gernrode.*) Da noch eine Urkunde vom 24. Juni 1382**), zu welcher Zeit der Stecklenberg der Familie von Hoym gehörte, unter den 25 Knappen, welche sich nebst den Rittern Hans von Hoym und Heinrich von Hasserode einen Tiderick Steckelenberch nennt, so waren jene ein Zweig der Familie von Hoym. Diese besaß die Burg nachweislich schon 1287, auch noch 1306. Dagegen erscheinen 1364 die Herren von Hadmersleben als Inhaber derselben, vielleicht als Lehnsmannen der Fürsten Bernhard V. und Otto III. von Anhalt, welche damals — auf welche Weise, ist mir nicht bekannt — den Stecklenberg erworben haben sollen. Da die Hadmersleben die Gegend, besonders Quedlinburg viel belästigten, so vereinigten sich die Bürger von Halberstadt und Quedlinburg mit dem Erzbischof von Dietrich von Magdeburg zur Belagerung der Burg und eroberten und zerstörten sie.

Bald nachher (vor 1382) wurde sie jedoch von den von Hoym wieder aufgebaut. Damals standen die Burgleute mit der Stadt Quedlinburg in gutem Einvernehmen: der Rat der Stadt, so erzählt man, gestattete ihnen, aus den Waldungen am Ramberge so viel Holz zu holen, wie ein Esel tragen könne. Doch wie wußte der Burgherr diese Vergünstigung auszunutzen! Täglich war, Jahr aus, Jahr ein, ein Esel unterwegs, um Holz in die Burg zu schleppen. Um der Waldverwüstung Einhalt zu thun, mußte sich der Rat dazu verstehen, den Junkern von der Stecklenburg jenes unbedachtsam eingeräumte Recht für eine Jahresgülte von 240 Thlrn. wieder abzukaufen.

Im allgemeinen hielten Quedlinburg und Stecklenburg keine gute Nachbarschaft. Hören wir nur einmal, was eine alte Handschrift***) erzählt. „Anno 1590 den 13. November hat es sich zugetragen für den Ramberg an der roden Steiger, daß die Junker von der Stecklenburg, sonst die von Heimen (Hoym) genannt, der Bürger Hunde, so bei den Holzwagen gelaufen, etzliche erschossen. Des folgenden Dages, alß war der 14. Novembris, hatt man in der Stadt Quedlinburgk die Bürger mit ihrer besten Rüstung aufgekündigt, und sind fast bei 300 Bürger zur Stadt ausgezogen, als wollten sie in den Ramberg ziehen. Es ist aber unser gestrenger Herr Haubtmann Balthasarus Worm schon bereit für den Bürgern hingeritten, die Bürger konnten ihm so geschwinde nicht folgen. Hat der Herr Haubtmann die Junkern angetroffen und sie verwarnet: Was sie dar zu schaffen hätten, es wäre ihnen viel- und oftmals zugeschrieben, sie sollten sich der Jagd enthalten; sollten sich gefangen geben. Aber die Junker von der Stecklenburg waren trotzig, hatten ihre Röhre gespannt und haben freck auf den Haubtmann B. Worm geschossen, welches den Junkern von der Stecklenburg nicht wohl bekommen. Es ist auch dem Hauptmann B. Worm sein Gaul, den er geritten, alsbald gestorben, aber unser Haubtmann und die Seinen haben den Junkern wiederumb nicht gefeillet, sondern haben ihrer drei so verletzt, daß es ihr Lebtag nicht wieder abzuwischen. Der eine mit Namen Adeloff ist in den Kobff geschossen, lag aufm Berge und schnarkete wie ein Gaul, konnte nicht mehr leben, ist auch den folgenden Tag gestorben, welches war der 15. Novembris. Der andere, mit Namen Johann Heinrich von Heime, ist in die Lenden geschossen, lag unter dem Berge am Hange und thäte fleißig bitten (mit den Worten „ihr lieben Bürger, ich bitte euch umb das bittere Leiden Christi“), daß sie ihn hinwegbringen möchten, ist

*) v. Heinemann in Zeitschr. d. H.-V. X, 11.
**) Schmidt, Urk. d. Stadt Halberstadt, 603.
***) Z. d. H.-V. I, 149.

aber auch den andern Tag gestorben. Der dritte, Sievert von Heime, ist in den Arm geschossen, da er auch eine Weile an zu klauben hatte. Dieses zum Gedächtnis und Memorahl, daß ihre Hunde ihr eigen Blut leckten und fraßen."

Die Hoyms, welche auf dem Stecklenberge wohnten, gehörten zu der Hauptlinie des reichbegüterten und weitverzweigten Geschlechts, aus dem zwei Bischöfe von Halberstadt, ein Bischof von Merseburg und ein Erzbischof von Magdeburg hervorgegangen sind. In einer im Jahre 1610 aufgestellten Stammtafel werden ausdrücklich als „zu Steckelberg" wohnhaft aufgeführt: ein Gebhard, der in erster Ehe mit einer von Hagen, in zweiter mit einer von Leipzig verheiratet war und im Jahre 1543 starb; und dessen Enkel, Hans Gebhard, verheiratet mit Anna Bock, welcher 1590 verstarb. Da sein Sohn Siegfried vor ihm verstorben war, so fielen seine Güter an die Enkel Heinrichs „zu Wegeleben", des Bruders des erstgenannten Gebhard. Zu diesen Erben, sieben Brüdern, gehören die drei vorhin Genannten, Adolf (in der Stammtafel Albrecht genannt), Johann Heinrich und Siegfried. Letzterer, der in erster Ehe mit einer von Eckstädt, in zweiter mit Katharine von Wrampe verheiratet war, setzte das Geschlecht fort.

Im Jahre 1608 befand sich dieses noch im Besitze der Burg. 1677 aber war ein Oberstleutnant Wolldeck von Arneburg Pfandinhaber derselben und mutete als solcher die zu ihr gehörenden Quedlinburgschen Lehen. In welchem Jahre sie an Halberstadt fiel, ist bislang nicht nachgewiesen. Die vier Linien der Herren von Hoym waren nicht mit allen Gütern zu gesamter Hand belehnt; so hatte Halberstadt schon 1572 die Besitzungen des „Hauses Neindorf" und etwa zur selben Zeit die des Hauses Crestorf I. eingezogen. Wenn die Grafen von Hoym, denen die Stecklenburg nicht mehr gehört hat, aus dem Hause Crestorf II. stammen, so wird die Einziehung derselben und die Verwandlung des Zubehörs in eine landesherrliche Domäne beim Erlöschen der Hauptlinie erfolgt sein.

Als der Kammerrat von Rohr um 1736 den Harz bereiste, war die Burg (die er Stappelburg nennt) schon seit längerer Zeit unbewohnt und im Verfall begriffen, doch fand er noch einige Zimmer bewohnbar. „Im übrigen ist es", sagt er S. 105 f., ein ganz wohl gebautes, massiv- und steinernes Gebäude, und erkennet man wohl, daß ehedem mehr Gebäude hier müssen gestanden haben, die aber endlich eingegangen, und vermutlich eine Hofhaltung hier müsse gewesen sein, inmaßen gleich hinter diesem Schlosse, wie man noch ziemlich eigentlich erkennen kann, ein Obstgarten angelegt gewesen, der aber jetzo trefflich wilde aussieht. Auf diesem Schlosse siehet man die Kirche, welche noch von den römisch-katholischen Zeiten her ist, und wird in selbiger des Sonntags Nachmittags Gottesdienst gehalten, sie fängt aber auch allbereits an, sich ihrem Untergang zu nähern. In dieser Kirche habe ich von Antiquitäten nichts wahrnehmen können, als ganz saubere Gemälde von allerhand biblischen Geschichten, welche man hin und wieder antrifft. Weil ihr Raum ziemlich enge, so scheint sie wohl in den alten Zeiten bloß eine Schloßkapelle gewesen zu sein, in welcher die auf diesem Schlosse befindliche Gemeinde den Gottesdienst abgewartet."

Im Jahre 1750 brach man die Kirche ab und baute sie unten im Dorfe wieder auf. Dann benutzte man die Ruine in der Weise als Steinbruch, daß man aus dem Steinmaterial, welches man durch Abbruch der Mauern gewann, einige Gebäude auf der Domäne Stecklenburg und eine Gartenmauer in Neinstedt aufführte. Nur den Turm, in dem sich damals schon Risse und Spalten

zu bilden anfingen, ließ man unberührt. Bis ums Jahr 1834 trug er sein hohes Schieferdach. Als dieses aber von einem heftigen Sturme heruntergeworfen wurde, stürzte auch der obere Teil der westlichen Mauer ein und füllte hier den Graben aus. Ein langes Stück Mauer mit gewölbten Fensteröffnungen, welches sich im Osten an den Turm anschließt, bezeichnet die Burgkapelle. Sonst beschränken sich die Ruinen auf einige Mauerstücke an verschiedenen Stellen, zwei nach Nordosten parallel verlaufende Grundmauern und eine Giebelwand im Norden. Der Graben ist noch überall erkennbar.

Wie die über die grünen Baumwipfel hinausschauenden Trümmer der Landschaft einen ausdrucksvollen Schmuck gewähren, so gestattet auch die Höhe einen lieblichen, wenngleich beschränkten Blick in das Vorland. An den Fuß des Berges schmiegt sich eng das Dorf Stecklenberg, hinter Neinstedt an der Thalmündung steigen die Felsenwand der Teufelsmauer, die Türme Quedlinburgs, sein Schloß und Münzenberg auf, und der Regenstein schließt mit den Domtürmen Halberstadts den Hintergrund.

34. Die Lauenburg.

Die Lauenburg, welche sich 348 m über M., 175 m über Suterode, von wo sie in einer Stunde erstiegen werden kann, auf einem mit dem Stecklenberge verbundenen Kegel erhebt, diese ältere und höher ragende Schwester der Stecklenburg, ist spätestens um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut, denn schon am 8. März 1164 stellte der Pfalzgraf Albrecht von Sommerschenburg auf diesem seinem Schlosse Lewenberch eine Urkunde (für das Kloster Marienthal bei Helmstedt) aus. Ohne Zweifel ist schon dessen Vater, der Pfalzgraf Friedrich, der am 19. Mai 1162 verstarb, ihr Erbauer. In ihrer gesicherten Lage war sie trefflich geeignet, diesen Schirmvögten des freien Stifts Quedlinburg als Stützpunkt ihrer Macht in den östlichen Harzlanden zu dienen. Indes mußte sich Albrecht, mit welchem 1179 die Pfalzgrafen von Sachsen aus dem Hause Sommerschenburg ausstarben, schon 1165 dazu verstehen, sie dem Herzog Heinrich dem Löwen abzutreten. In dem Streite, welcher damals zwischen diesem und seinem Vetter, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, spielte, stand der Pfalzgraf Albrecht auf des letzteren Seite, wurde von diesem im Stich gelassen und mußte sich nun mit der Burg Lewenberg und seinen halberstädtischen Lehen den Frieden erkaufen. Die Burgmannen, welche Heinrich hierher setzte, erwiesen sich in seinem Unglück nicht treu; als Kaiser Friedrich 1180 gegen ihn heranzog, überlieferten sie diesem ohne Verteidigung die „sehr feste“ Burg (wie sie Arnolds Chronik der Slaven bei dieser Veranlassung nennt). Doch findet sie sich später wieder in seinem Besitz und wird u. a. unter dem Lauenburg zu verstehen sein, welches sein (übrigens als echt nicht erwiesenes) Testament im Jahre 1195 in das Erbteil seines Sohnes Wilhelm legt. Jedenfalls fiel sie diesem, wie die Aufzählung nach der geographischen Lage „Leuwenberch, Blankenburg, Regenstein, Heymenburg, Hedesackere, Dalenburch, Berge, Lüchow“ u. s. w. beweist, bei der Erbteilung im Jahre 1203 zu. Später — schon 1209 — hält sie Kaiser Otto IV. mit seinen Mannen besetzt, doch bestimmte er 1218 in seinem Testamente, daß die Lewenburg seinem Neffen Otto von Lüneburg (Wilhelms Sohne) zurückgegeben werden solle, weil sie dessen väterliches Erbe sei.

Nach Heinrichs des Löwen Sturze war die Burg bis zu seiner Aussöhnung mit dem Kaiser vorübergehend im Besitze der Grafen von Falkenstein,

welchen nach dem Erlöschen der Sommerschenburger die Oberschirmvogtei des Stiftes Quedlinburg zustand: in einer Urkunde vom 2. Juli 1183 heißt Hoyer „Graf von Liewenberg", und am Gründonnerstage des folgenden Jahres nahm „Graf Hoyer von Leuenbergk" an der Halberstädter Synode zu Aschersleben teil.*)

Zur Zeit des Kaisers Otto IV. wird einer seiner Dienstmannen namens Cesarius auf der Lauenburg gewohnt haben; denn nicht nur heißt dieser im Jahre 1215 Vogt von Quedlinburg — die Grafen von Falkenstein konnten damals als Anhänger der Staufen die Vogtei über die im Besitze des Kaisers befindliche Stadt Quedlinburg nicht ausüben — sondern seine Nachkommen (1248 Jordan und sein Bruder Jusarius, 1276 Heithenricus)**) schrieben sich auch „von Lewenberge".

Von Jordan von Gerstorf, welcher mit dem oben genannten Jordan von Lauenburg identisch ist, kaufte Markgraf Otto III. von Brandenburg († 1267), auf den die Schirmvogtei übergegangen war, die kleine Burg Lewenberch, welche hier zum erstenmale erwähnt wird. Die große Lauenburg wird er, ohne daß sie besonders genannt wird, zugleich mit jener Vogtei von dem Grafen Siegfried von Blankenburg, dem diese 1237 von der Äbtissin übertragen war, käuflich erworben haben. Unklar bleibt aber einstweilen, wie die welfische Lehnshoheit über die Burg, wie es scheint, völlig vergessen sein konnte.

Im Jahre 1273 belehnten die Markgrafen Otto IV. und Albrecht von Brandenburg, Ottos III. Söhne, die Grafen Ulrich und Albrecht von Regenstein, wie mit der Quedlinburger Vogtei, so auch mit der Lauenburg, und seitdem wird diese bis zur Säkularisation des Stiftes als ein Zubehör der Vogtei angesehen.***)

In der großen Fehde, welche die Grafen von Regenstein gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Bischof Albrecht von Halberstadt führten, eroberte dieser im Jahre 1349 „in gewaltigem Ansturm"†) auch die Lauenburg, und die Grafen sahen sich genötigt, sie am 25. Juli 1351 samt andern Besitzungen — es geschah das widerrechtlich, hinter dem Rücken der rechtmäßigen Lehnsherrschaft — ihm zu Lehen aufzutragen. An dieser Eroberung nahmen auch die Bürger von Quedlinburg teil, denn in einer an demselben Tage ausgestellten Urkunde spricht der Bischof von den Diensten, welche ihm „seine lieben, getreuen Bürger" „an dem Huse to dem Lovvenberge" gethan haben. Daß die Burg bei jener Erstürmung stark beschädigt, oder von dem Bischof nach derselben völlig zerstört ist, geht u. a. aus einer Urkunde des Bischofs von 1363 hervor, in welcher er der Geldbeihülfe des Domkapitels, des Rats und der Gemeinde zum Wiederaufbau der Lowenborg gedenkt.

Als der Herzog Ernst von Sachsen im Jahre 1477, um einer kaiserlichen Entscheidung vom Jahre zuvor Nachdruck zu geben, dem Bischof von Halberdie angemaßte Hoheit über Quedlinburg mit Waffengewalt entrissen, und dieser am 9. August auf Vogtei und Zubehör verzichtet hatte, belehnte das Stift die Herzöge zu Sachsen am 16. März 1479 auch „mit der Vogtei Lauenburg und allen andern Schlössern". 1697 ging dieser Besitz an Brandenburg über, und noch am 17. Oktober 1787 belehnte die Äbtissin den König Friedrich

*) Z. d. H.-V. I, 276.

**) v. Ledebur, Die Grafen von Falkenstein, S. 27.

***) Die Angaben, daß Lauenburg 1208 an Otto von Wittelsbach gekommen und vom Könige Rudolf von Habsburg 1290 als ein Raubnest zerstört sei, übergehe ich.

†) v. Schmidt-Phiseldek in Z. d. H.-V. 1874.

Wilhelm II. mit der Erbvogtei zu Quedlinburg und dem „Schlosse" Lauenburg.*)

Wann dieses dem Verfall überlassen wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht ist es 1479 vom Herzog Ernst, der Quedlinburg eroberte und plündern ließ, zerstört worden. Der Kammerrat von Rohr schreibt 1736: „Von dem alten Lauburg siehet man jetzo nichts mehr als einige alte Stücke Mauern, die auf einem hohen, mit lauter Holz bewachsenen Berge liegen."

Noch vor einem halben Jahrhundert, als die Stecklenburg bereits seit langer Zeit das beliebte Ziel für Ausflüge war, lag die Ruine der Lauenburg, durch undurchdringliches Dornengestrüpp verschanzt, unbesucht. Da unternahm es der Invalide Schmidt aus Thale, dieselbe zugänglich zu machen: er bahnte Wege, entfernte die Dornen, räumte Schutt hinweg und erbaute sich in den Trümmern ein einfaches, einladendes Häuschen. Seitdem hat sich der Besuch der Burg von Jahr zu Jahr gesteigert. Später erbaute der Magistrat von Quedlinburg ein gastliches Forsthaus, das auch acht Logierzimmer enthält.

Die Ruine verteilt sich auf zwei, durch einen tiefen Graben von einander getrennte Bergkuppen; auf der südwestlichen liegt die große, auf der östlichen die kleine Lauenburg. Erstere war, wie die Trümmer und Mauerreste beweisen, die Hauptburg. Der mächtige, schon arg beschädigte Turm ist durch einen Balkenausbau vor weiterem Verfall bewahrt und bietet auf seiner Plattform eine entzückende Aussicht dar. Das Bild der Landschaft ist dasselbe wie vom Stecklenberge, aber umfassender und wird im Gebirge durch den waldgrünen Ramberg und den fernen Brocken geschlossen. Auf der 7 m tiefer gegelegenen kleinen Lauenburg, welche eine Vorburg gewesen sein wird, sind noch Reste eines Turmes und einiger Gebäude, sowie ein gut erhaltenes Gewölbe vorhanden. Eine in den Felsen gehauene, verschüttete Wölbung unterhalb derselben wird als der Anfang eines unterirdischen Ganges angesehen, der entweder die beiden Burgen mit einander oder mit der Stecklenburg verband.

Doch ehe wir von der so viel des Anziehenden uns bietenden Höhe scheiden, erinnern wir uns noch eines Gedichtes von Tiedge**): „Die Blume der Lauenburg" und der diesem zu Grunde liegenden Sage. Die Ballade ist zu lang, als daß ich sie hierher setzen dürfte, ich beschränke mich deshalb auf Mitteilung nur der ersten und letzten Strophe.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildnis geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Seht hin, wo einst die Feste stand
Mit ihren stolzen Türmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen:
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

---

*) Ich bin bei dieser Darstellung namentlich einem Aufsatze v. Arnstedts: „Die Schirmvogtei über das Stift und die Stadt Quedlinburg" (Zeitschr. d. H.-V. 1871, 169 ff), gefolgt.

**) Dasselbe stammt aus der Zeit, in welcher sich Tiedge bei Frau von Stedern auf dem Lindenhofe in Neinstedt aufhielt. Siehe Pröhle, „Harz und Kyffhäuser in Gedichten ꝛc."

51*

Die Sage lasse ich Brederlow erzählen: Im Wurmthale stand zu der Zeit, wo Ritter Albrecht droben hauste, eine Hütte, drin lebte eine arme Müllerswitwe mit ihrem zarten, rosigen Töchterlein. Da stieg einst der wilde Junker von der Lauenburg und begehrte brünstig nach der Maid. Um sich zu schützen vor solchen Nachstellungen, brachte die Mutter in heimlicher Nacht ihr Kind zum nahen Kloster nach Quedlinburg; aber der Junker sprengte gewaltsam die Klosterpforten, riß die Jungfrau freventlich von dem geweihten Orte und schleppte sie zu Roß um Mitternacht zu seiner Burg. Als sie im Wurmthale angekommen waren, da bat die Jungfrau den Ritter, bevor sie das Schloß beträte, noch um die Gunst, hier im stillen Thale, wo sie bisher gewohnt, noch einmal auf ihren Knieen beten zu dürfen. Der Ritter hob sie behende von dem Zelter; sie knieete nieder und rief mit lauter inbrünstiger Stimme die Himmelskönigin zu ihrem Schutze, zu ihrer Rettung an. Und alsbald leuchtete der Himmel von wunderbarem Glanze, — aber das Mädchen lag tot zu den Füßen des vor Schreck betäubten Ritters. Da wo die keusche Jungfrau die Augen geschlossen hatte, schossen alsbald lichthelle, glänzende Blumen auf; und diese himmlischen Blüten, die Blumen der Lauenburg, entkeimen auch jetzt noch dem Boden, aber nur einmal im Jahre, und zwar um Mitternacht; wer sie pflückt, hat eine sichere Schutzwehr gegen jegliche Versuchung; darum wird sie von Mädchen viel gesucht und heilig aufbewahrt.

35. Gernrode.*)

1. „Als vor neunhundert Jahren am Nordsaume des Harzes, eine Wegstunde östlich von dem Punkte, wo durch zertrümmerte Felsmassen hindurch die Bode sich ihren Weg in die Ebene bahnt, die ersten Werksteine zu dem Bau der Klosterkirche von Gernrode in die Erde gesenkt wurden, bot das umliegende Land den Anblick einer erst in ihren Anfängen stehenden Kultur dar. Noch bedeckte wilder Urwald nicht nur die Thalschluchten und Berghöhen, sondern breitete sich auch über die gesegneten Fluren aus, welche dem Gebirge vorgelagert sind, und in welche sich damals die von verschiedenen deutschen Stämmen bewohnten Gaue Suevon und Harthagau teilten. Nur am Rande desselben hatte die Axt des Menschen das Dickicht gelichtet, die Baumriesen gefällt und Raum für die Anlage von Dörfern, Gehöften und Weilern geschaffen, welche ungleich zahlreicher, obgleich weniger ausgedehnt als jetzt, den Waldboden in ertragfähiges Ackerland umzuwandeln bemüht waren. Hie und da erhob sich im dunklen Forste ein kaiserliches Jagdhaus, wie das bekannte Bodfeld bei Elbingerode (s. S. 504), wo ein Jahrhundert später der dritte Heinrich einem frühzeitigen Tode erlag, und im östlichen Harze, auf jetzt anhaltischem Grund und Boden, Siptenfelde und Selkenfelde. (S. S. 52. 54.) Denn der Wald ringsum mit seinem Waldreichtum war noch größtenteils Domanium des Reichs."

„Aber nicht die Waidmannslust allein war hier die Führerin des Menschen gewesen: schon hatte auch die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach

*) Andreas Popperod, Annales Gernrodensium in Beckmanns „Accessiones historiae Anhaltinae" (Zerbst 1716), S. 27—82. — Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt (Zerbst 1710) Band I, S. 166—186. — von Rohr, Merkwürdigkeiten des Unterharzes, S. 403 ff. — Besonders: O. v. Heinemann, Geschichte und Beschreibung der Stiftskirche zu Gernrode. Mit 6 Kunstbeilagen. (Z. d. H.-V. X, 1—68.) — Ich glaube den Lesern einen Genuß zu bereiten, wenn ich die Gründung und älteste Geschichte des Stifts unverkürzt mit den Worten des Herrn Oberbibliothekars Prof. Dr. v. Heinemann erzähle.



Abgeschiedenheit und Weltentsagung den Weg gefunden in die verschlossenen Thäler und in die schweigende Einsamkeit des Waldes. Gerade an den rauhesten und wildesten Orten entstanden die ersten klösterlichen Stiftungen: so Wenthausen (Winethahusun) an dem düstern Eingange in das Thal der Roßtrappe, wo noch heute, da Menschenhand längst den Weg geebnet und den Wald gelichtet hat, die Schauer einer übergewaltigen Natur den Besucher beschleichen; so in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts Thankmarsfelde (s. S. 53), welches, wie Wendhausen nach Quedlinburg, so von seinen Gründern wegen Rauheit der Luft nach Nienburg a. d. Saale verlegt werden mußte. Schon auch hatte der erste König aus dem sächsischen Hause den Berg, der seine Lieblingspfalz Quedlinburg überragte, befestigt und hier weithin sichtbar jene Kirche gegründet, die er für sich und seine fromme Gemahlin zur Grabstätte bestimmte. Weiter nach Norden erhob das bischöfliche Halberstadt, dessen Sprengel die ganze umliegende Gegend umfaßte, seine damals noch dürftigen und wenig großartigen Gotteshäuser. In weltlicher Hinsicht stand das Land unter der Oberaufsicht des Markgrafen Gero, welcher hier an der Stelle des Königs die Verteidigung der Grenze gegen die Wenden jenseit der Saale und Elbe leitete und in einem nicht unbedeutenden Teile der Halberstädter Diözese das Grafenamt verwaltete, während zahlreiche Eigengüter, die er entweder ererbt hatte oder der Gnade des Königs verdankte, ringsum im Land zerstreut lagen."

„Gero eben war es, der gegen das Ende seiner ruhmreichen Kriegerlaufbahn auf einer seiner Besitzungen am Harze das Kloster Gernrode erstehen ließ. Ein langes, unter endlosen Kämpfen verbrachtes Leben lag hinter ihm. Die wendischen Stämme, welche so oft die Schärfe seines Schwertes und die eiserne Strenge seines Willens gefühlt hatten, gehorchten bis gegen die Oder hin der deutschen Herrschaft, aber dem alternden Markgrafen, der schon früher die beiden hoffnungsvollen Söhne begraben hatte, war in der großen Schlacht, welche die Lausitzer der deutschen Herrschaft endgültig unterwarf, der letzte Blutsverwandte gefallen, an dem er mit väterlicher Zuneigung gehangen hatte. Jetzt stand der Überwinder der Ungarn und Slaven am Rande des Grabes, und da bemächtigte sich seiner jene Sehnsucht nach dem Überirdischen, welche wir in starken Naturen jener eisernen Zeit so oft erwachen sehen, und welche nicht selten als der Ausdruck tiefer Zerknirschung über früher begangene schwere Thaten erscheint. So mag es auch mit Gero gewesen sein. Wir wissen von seinem Leben zu wenig, als daß wir dergleichen mit Bestimmtheit behaupten könnten, aber die eine Thatsache, daß er einst dreißig Fürsten der Wenden zu sich laden und dann in einem gräßlichen Blutbade umbringen ließ, genügt, um einer solchen Annahme einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Mochte die damalige Zeit auch noch so verächtlich von jenen „ungläubigen Hunden" denken, mochte man ihnen gegenüber sich auch noch so sehr als die Streiter Christi und der Heiligen fühlen, es ist doch kaum anders möglich, als daß die Erinnerung an eine so blutige That, die man im Drange des Kampfes und der Verwirrung immerhin mit der Not des Augenblicks entschuldigen zu dürfen glaubte, bei späterer ruhiger Überlegung nicht das verdunkelte Gewissen sollte wachgerufen haben. Allein für dergleichen Gewissensregungen wußte die Kirche trefflichen Rat. Eine Pilgerfahrt zu den Schwellen der Apostel, die Gründung eines Klosters und dessen reichliche Ausstattung mußten unfehlbar die Fürsprache der Heiligen gewinnen und selbst dem unbarmherzigen Vertilger so vieler vertrauender Menschen den Weg zu den lichten Wohnungen des Himmels erschließen."

„Aber noch andere Erwägungen bestimmten Gero zu der Gründung des Klosters zu Gernrode. Sein Sohn Siegfried hatte eine junge, kaum zwanzigjährige Witwe hinterlassen, aus vornehmem sächsischen Hause, eine Nichte der Königin Mathilde. Sie zu versorgen und ihr eine gesicherte, ruhige Lebensstellung zu gründen, gab es nach den Begriffen der damaligen Zeit, zumal sie nach ihres Gemahls Tode den Schleier genommen hatte, kein besseres Mittel, als die Errichtung eines Frauenklosters, dessen Leitung in ihre Hände gelegt würde."

„Endlich kam für den Markgrafen noch ein dritter Beweggrund hinzu. Längst schon war es unter den Fürsten und Großen christliche Sitte geworden, sich und den Ihrigen ein eigenes Familiengrab zu stiften und durch eine damit verbundene Kongregation für Memorien und Anniversarien ausgiebig zu sorgen. Gewöhnlich waren das sogen. Chorherrenstifter, es kommen jedoch auch zahlreiche Beispiele vor, daß Klöster und namentlich Frauenklöster zu diesem Zwecke errichtet wurden. Gerade diejenigen Stiftungen in den sächsischen Harzgegenden, welche dem Markgrafen Gero bei seiner Gründung zum Muster gedient zu haben scheinen, und welchen in den kaiserlichen Urkunden Gernrode ausdrücklich gleichgestellt wird, sind auf diese Weise entstanden: Gandersheim, wo Herzog Ludolf von Sachsen sich und seine Gemahlin die Grabstätte bereiten ließ, und wo drei seiner Töchter nach einander die Stelle der Äbtissin bekleideten, und Quedlinburg, wo sich König Heinrich I. die Gruft baute, und wo seine geliebte Mathilde später an seiner Seite begraben ward. In ähnlicher Weise sollte die Kirche, welche Gero, der letzte seines Geschlechts, jetzt zu gründen im Begriff stand, die Stätte seiner irdischen Ruhe werden."

„Nachdem er zu diesem Zwecke die nötigen königlichen Bestätigungsbriefe erlangt hatte, ging Gero in den letzten Monaten des Jahres 963 über die Alpen und pilgerte nach Rom. Am Grabe des heil. Petrus legte er zum Zeichen, daß er von nun an allem irdischen Treiben und allen Plänen weltlichen Ehrgeizes entsage, seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und seine ganze Habe dem Dienste Gottes. Mit kostbaren Reliquien, unter denen sich besonders der Arm des heil. Cyriacus, seines persönlichen Schutzpatrons, befand, kehrte er in die Heimat zurück, wo er das früher von ihm gegründete Mönchskloster Frose alsbald in ein Frauenstift verwandelte und mit Gernrode in der Weise verband, daß beide Anstalten fortan unter einer Leitung, derjenigen der Äbtissin von Gernrode, stehen sollten. Der neuen Stiftung wurden nicht allein die Güter zugewiesen, welche schon Geros Sohn Siegfried, wahrscheinlich auf seinem Totenbette, für dieselbe bestimmt hatte, sondern Gero stattete sie außerdem in überreicher Weise aus, indem er ihr sein gesamtes Eigentum — nicht weniger als 23 ganze Ortschaften und 388 Hufen Landes in 43 anderen Dörfern mit allen ihren Nutzungen und einem bedeutenden Teile des Hackelwaldes — zu ewigem Besitze übergab. Als er dann am 20. Mai 965 aus dem Leben schied, ward er seiner Bestimmung gemäß in der von ihm gegrüudeten Kirche zu Gernrode bestattet."

„Die Geschichte des so entstandenen Klosters bietet, so weit man sie aus den dürftigen annalistischen Aufzeichnungen mit Zuhülfenahme der noch vorhandenen Urkunden zusammenstellen kann, ein Bild langsamer Verkümmerung dar, wie es die ähnlichen Stiftungen während des Mittelalters fast ausnahmslos zeigen. Seine Blütezeit fällt in das erste Jahrhundert seines Bestehens. Während der Regierung der sächsischen Kaiser, die so gern in dem nahen Quedlinburg verweilten, ward auch Gernrode nicht selten von dem kaiserlichen

Hofe besucht, und man kann sagen, daß ein Abglanz des Ruhmes, welcher damals die von Otto I. gegründete Abtei umstrahlte, wo die Prinzessinnen des Herrscherhauses ein frommes, gottgeweihtes Leben führten, aber auch zu Zeiten in die Verwaltung des Reiches thätig eingriffen, auf das bescheidene Gernrode zurückfiel. Vornehme Frauen aus den edelsten Geschlechtern Sachsens bildeten in dieser Zeit den Konvent des Klosters, und namentlich wurden die Äbtissinnen nur aus den erlauchtesten Familien des Landes genommen, wie denn von den beiden ersten die eine dem Ottonischen Kaiserhause nahe verwandt war, die andere aber ihm selbst angehörte. Zur Zeit der ersten Äbtissin lebte unter andern zu Gernrode Mathilde, die Tochter des Herzogs Bernhard I. von Sachsen und Hildegards von Stade, eine Base des als Geschichtschreiber bekannten Bischofs Thietmar von Merseburg. Wegen ihrer Verwandtschaft mit der Äbtissin Hedwig ward sie von dieser erzogen, und ihre Frömmigkeit, sowie ihre übrigen trefflichen Eigenschaften bewogen die ehrwürdige Matrone, sie vor allen übrigen Nonnen zu ihrer Nachfolgerin zu wünschen; sie starb indes, wenige Monate vor jener, am 28. April 1014. Im Jahre 1004 besuchte Heinrichs II. Gemahlin, die Königin Kunigunde, in Begleituug des Erzbischofs Tagino von Magdeburg und des erwähnten Bischofs Thietmar Gernrode und beging dort feierlich den Palmsonntag (9. April). Bei dem Feste, welches im Jahre 1013 zu Ehren des heil. Cyriacus in Gernrode gefeiert wurde, war außer dem Bischof Arnulf von Halberstadt auch der mächtige Markgraf Gero der Jüngere mit zahlreichem Gefolge anwesend."

„So herrschte ähnlich wie zu Quedlinburg, in dieser Zeit ein reges, mitunter buntes und glänzendes Leben in den stillen Klostermauern von Gernrode. Später scheint das nachgelassen zu haben. Die fränkischen Kaiser kamen nicht so häufig nach Sachsen: an den Stiftungen zu Gandersheim und Quedlinburg, sowie an der damit verwandten zu Gernrode nahmen sie geringeren Anteil als die Ludolfinger. Ihr Lieblingsaufenthalt war Goslar, und sie gaben dem rauhen Oberharze den Vorzug vor dem milderen, lieblichen Unterharze. Nur von Heinrich V. wissen wir, daß er im Jahre 1105 zu Gernrode den Gründonnerstag (6. April) feierte: am folgenden Tage pilgerte er in Erinnerung an das Leiden des Heilandes mit bloßen Füßen von da nach Quedlinburg. Von den späteren Kaisern ist, soviel bekannt, in friedlicher Absicht nur Friedrich I. einmal in Gernrode gewesen, in seiner Begleitung der Herzog Bernhard von Sachsen, Albrechts des Bären Sohn, und eine Anzahl Bischöfe und Grafen. Sein Enkel Friedrich II. sammelte um die Mitte Septembers 1215 bei Gernrode das Heer, welches er dann gegen Quedlinburg und die Verbündeten seines Gegners Otto IV., namentlich auch gegen den Fürsten Heinrich I. von Anhalt, führte."

Da Gero für seine Stiftung die Befreiung von der geistlichen und weltlichen Jurisdiktion der nächstzuständigen Behörden erlangt hatte, so stand Gernrode, wie Quedlinburg, Gandersheim und Essen, unmittelbar unter der Aufsicht des päpstlichen Stuhles und dem Schutze des deutschen Kaisers. Seine den Kaiser vertretenden Schirmvögte durfte es sich, da Geros Geschlecht mit ihm im Mannsstamme erlosch, nach eigenem Gutdünken wählen. Diese Wahl scheint zunächst auf die Markgrafen der Ostmark, welche von Geros Schwester Hidda abstammten, gefallen zu sein. „Im Jahre 1013 entstand nämlich — wie die Quedlinburger Annalen kurz, Thietmar von Merseburg ausführlicher berichten — zu Gernrode ein heftiger Streit zwischen dem Bischof Arnulf von Halberstadt und dem Enkel jener Hidda, dem Markgrafen Gero

dem Jüngeren von der Ostmark-Lausitz. Man feierte im Stifte das Fest seines Schutzheiligen, des Märtyrers Cyriacus. Bischof Arnulf, von der Äbtissin Hedwig dazu eingeladen, erging sich nach der Messe*) im Freien, als er einen Geistlichen des Stifts bemerkte, der einen Falken auf der Hand trug, also wohl jagen wollte. Da es den Geistlichen schon seit Karls des Großen Zeiten verboten war, Waffen zu tragen, mit Hunden durch den Wald zu streifen oder einen Stoßvogel zu halten, so ergriff der Bischof, von heiligem Eifer hingerissen, den Frevler mit eigener Hand und führte ihn fort. Darüber ergrimmten die Lehnsleute des Markgrafen und setzten, vor allen ein gewisser Hugal, den Bischof zur Rede, wie er ihrem Herrn einen solchen Schimpf anthun könne; sie verlangten von ihm, er solle sich entweder durch einen Eid von aller Schuld reinigen oder ihnen und ihrem Herrn Genugthuung leisten. Als er sich dessen weigerte, da die Heiligkeit des Festes den Eid zu leisten und zu empfangen verbiete, rotteten sich jene zusammen und zogen vor das Haus, wo sich der Bischof eben zur Tafel setzen wollte. Vergebens durchsuchten sie das ganze Kloster und zuletzt noch die Kirche nach ihm, denn er hielt sich wohlweislich versteckt. Erst nachdem sie das Hospiz durchstöbert hatten, zogen sie davon, da sich ihr Unwille inzwischen gelegt hatte. Der Bischof aber begab sich am andern Tage unter dem Schutze seiner herbeigeeilten Vasallen nach Halberstadt, indem er die heftig weinende Äbtissin tröstete. Die Sache, bei welcher einige Diener des Bischofs von den aufgeregten Rittern arg mißhandelt worden waren, kam dann vor den König; nur durch die Vermittelung einflußreicher Personen vermochte Markgraf Gero den Zorn des letzteren zu besänftigen. Doch mußten die Mittelspersonen 300 Pfund Silber an die bischöfliche Kammer zahlen, und die bei dem Handel Beteiligten sich entweder durch den Eidschwur von elf Freunden rechtfertigen, oder nach kanonischem Recht Genugthuung leisten. Nach Ostern wurde im Dome zu Halberstadt die Angelegenheit endgültig beigelegt. Thietmar von Merseburg war selbst zugegen, als der Markgraf hier auf dem hohen Chore, vor dem bischöflichen Stuhle, sich durch einen Eid von aller Schuld reinigte, die Übrigen aber mit den herkömmlichen Kirchenstrafen belegt wurden."

Da die Vasallen des Markgrafen die Bestrafung eines Geistlichen des Stifts durch den Bischof als einen Eingriff in ihres Herrn Rechte ansahen, so muß dieser eine einflußreiche Stellung zum Stifte eingenommen haben, also doch wohl Vogt desselben gewesen sein.

Nach dem Erlöschen des Geschlechts dieses Gero von der Ostmark im Jahre 1034 ist die Vogtei vielleicht für kurze Zeit auf die Wettiner übergegangen. Aber schon der Askanier Albrecht der Bär erscheint urkundlich als Schirmherr von Gernrode, und bei seinen Nachkommen, und zwar bei den Fürsten von Anhalt, ist dann die Vogtei bis zur Aufhebung des Klosters geblieben. Mit dieser Schirmherrschaft ist selbstverständlich die niedere Vogtei über einzelne Güter nicht zu verwechseln, mit welcher das Stift einzelne seiner Dienstmannen belehnte; so trugen u. a. die von Gatersleben die Vogtei über die Dörfer Frose, Nachterstedt und Badeborn zu Lehen, weshalb sie sich auch von Frose schrieben.

Für den Haushalt des Stifts sorgten zahlreiche Dienstmannen. Teils als solche, teils als Lehnsmannen erscheinen die Familien von Berg, von

*) Nicht „nach Tische", wie Z. d. H.-V. X, 8 durch ein Versehen gedruckt ist; denn Thietmar schreibt wörtlich: „Die ehrwürdige Äbtissin Hathuvi hatte ihn (Arnulf) hierher auf das Fest des heil. Märtyrers Cyriacus zu einem Gastmahle eingeladen. Als er an diesem heiligen Tage nach der Messe aus der Kirche spazieren ging" u. s. w.

Bodenteich, von Hoym und Stecklenberg, von Gatersleben, von Gersdorf, von Ammendorf, von Spiegel, von Alsleben u. a. Den größten Güterkomplex, nämlich außer den Dörfern Groß- und Klein-Alsleben und der Wüstung Hatebere 124 Hufen Landes, den Getreidezins vom Schlosse Wegeleben und anderes, trugen die Edelherren von Hadmersleben zu Lehen. Nach deren Aussterben im Jahre 1367 machte der Erzbischof von Magdeburg diese Güter dem Stifte streitig, doch siegte dieses in dem darob angestrengten Rechtsstreite 1390 der Hauptsache nach.

Auch die Grafen von Regenstein (1402 Vogtei zu Frose und Nachterstedt) und die Herzöge von Sachsen-Wittenberg standen mit Gernrode im Lehnsverbande. Letztere trugen namentlich Schloß Plötzkau, mit dem die Herren von Dorstadt, und Güter, mit denen die von der Asseburg beafterlehnt waren, vom Stifte zu Lehen. Nach ihrem Erlöschen belehnte die Äbtissin Bertradis damit die Fürsten von Anhalt.

Die Herren von Gernrode verwalteten (bis zu ihrem Verzicht im Jahre 1220) das Truchseßamt, die von Schenk das Schenkenamt. Die übrigen Hofämter waren die des Marschalls, des Kämmerers, das Küchenamt, das Amt eines Oberaufsehers über das Fuhrwesen und das des Schreibers (Amtmanns).

Die Zahl der Klosterfrauen, welche in älterer Zeit wohl sämtlich dem hohen Adel angehörten, und deren jede ihre eigene Präbende genoß, war anfangs 24, betrug aber 1370 nur noch 12. Außer der Äbtissin kommen als Würdenträgerinnen Pröpstin, Dechantin, Kellnerin, Sangmeisterin, Schatzmeisterin, Küsterin, Schließerin und Pförtnerin vor. Das Kloster Frose stand unter Leitung einer besonderen Pröpstin. — Zu dem Konvent des Stiftes gehörte auch ein Konvent der Chorherren, deren Präbenden meistens mit den einzelnen Altären der Stiftskirche verbunden waren. Außer ihnen standen an dieser auch einfache Priester.

Die Äbtissin wurde in Gegenwart des Schutzvogts, der Chorherren und Ministerialen von den Klosterfrauen in Gernrode und Frose gemeinschaftlich gewählt. In Mißachtung dieses Wahlrechts ernannte König Heinrich II. nach dem Tode der ersten Äbtissin Hedwig (Hathuui), der Tochter des Billungers Wiegmanns II. und Witwe Siegfrieds, im Jahre 1014 die Äbtissin Adelheid von Quedlinburg (s. S. 773) auch zur Äbtissin von Gernrode.

Auch ihre nächsten Nachfolgerinnen gehörten hochangesehenen Geschlechtern an. Hazecha, 1044 und 46 genannt, soll eine Schwester des Grafen Esiko von Ballenstedt, Hedwig II. eine Tochter des Grafen Heinrich von Stade gewesen sein. Hedwig III., 1118 gewählt, war eine Tochter des Grafen Wichmann von Seeburg und dessen Gemahlin Bertha, einer Tochter des Herzogs Otto von Schwaben.

Nach ihrem Tode geriet das Stift derart in Verfall, daß Papst Hadrian IV. im Jahre 1156 eine Visitation des Klosters anordnete und die widerspenstige Äbtissin mit der Absetzung bedrohte. Die Namen der Oberinnen des Stiftes kennt man in dieser Zeit der Verwirrung nicht. Erst 1205 wird eine sonst unbekannte Rikinza genannt. Ihr folgte Adelheid II. von Burne*) († 1221), die einen Streit mit den Stiftsministerialen „von Gernrode“ wegen des Truchsessenamtes auszufechten hatte. Sophie von Sachsen aus dem Hause Anhalt

*) Über die Edelherren von Bornum s. meinen Ambergau S. 445 ff. Worauf sich Popperods Angabe: „Adelheidis ex generosa familia Burnensi nata“ stützt, geht aus dem, was er Acc. S. 45 ff. und Histor. Bd. I, 176 mitteilt, nicht hervor.

(1221—45) veräußerte den Kirchenschatz, um ihn vor Diebstahl und Veruntreuung zu schützen, und kaufte aus dem Erlöse Güter zu Rieder. Auf Irmingardis I., Oda und Gertrud I. von Anhalt, die nur kurze Zeit regierten, folgte Mathilde I., Tochter des Herzogs Otto des Kindes und Witwe des Fürsten Heinrichs II. von Anhalt, welche in langjährige Zwistigkeiten mit den Edelherren von Hadmersleben geriet. Es war damals die Zeit der wachsenden Auflösung des Reichs und der Lockerung aller Rechtsverhältnisse, wo die Klöster allgemein über Bedrückung und Beraubung zu klagen hatten. Ihre Nachfolgerin Irmingardis II., welche Schulden machen mußte, um die Kosten der kaiserlichen Belehnung und der päpstlichen Konfirmation bezahlen zu können, war eifrig bemüht, die entfremdeten Güter wieder zu gewinnen und neu zu erwerben. Hedwig IV. (1311) scheint in ihre Fußtapfen getreten zu sein, denn sie bemühte sich, den versetzten Kirchenschmuck wieder einzulösen. Unter Gertrud II. von Bovenden († 1324) erreichten die Bedrückungen einen so hohen Grad, daß das Stift den Zins an die päpstliche Kammer (2½ Mark Silber statt anfangs 1 Mark) nicht zahlen konnte, und daß die Fürsten von Anhalt sich genötigt sahen, das Stift zu befestigen. Ein großer Teil der beweglichen und unbeweglichen Güter war entfremdet, das Archiv beraubt, ein großer Teil des Kirchen- und Reliquienschatzes verloren gegangen, überall Verwirrung und Not.

Auf Jutta von Osden, Hildeburg von Wunstorf, Gertrud III. von Eberstein und Gertrud IV. von Hesnem, welche zusammen nur 24 Jahre regierten, folgten zwei treffliche Verwalterinnen. Adelheid III. (1348—1373) erlangte nicht nur vom Papste neue Schutzbriefe und vom Kaiser Karl IV. die Bestätigung der alten Freiheiten, welche seit Heinrichs IV. Zeit nicht mehr erfolgt war, sondern sie half auch dem finanziell heruntergekommenen Stifte unermüdlich und umsichtig wieder auf: sie kaufte einen großen Teil der Lehen zurück und wußte manche Schenkung von Fürsten und Privatpersonen zu vermitteln. So konnte sie die Kirche mit ihren Kapellen und Altären neu ausstatten, die verfallenen Klostergebäude wiederherstellen und sogar neue (namentlich ein Sommerschlafhaus) errichten. Adelheid IV. von Walde (1373—1401) setzte diese Bestrebungen fort und vermehrte die Einnahmen durch Erlangung neuer Ablaßbriefe; mit großer Energie verfocht sie die Rechte ihres Stiftes auf die Hadmerslebenschen Lehen vor drei Inhabern des päpstlichen Stuhles, bis sich der Erzbischof 1389 zu einem Vergleiche verstehen mußte.

Bertradis von Snaudit (1401—25) ergriff, um den halb verödeten Klosterdörfern neuen Zuzug zuzuführen, eine sehr verständige Maßregel: sie verzichtete auf ihr Recht, beim Tode eines Bauern die Hälfte seiner fahrenden Habe für sich zu nehmen, und begnügte sich mit dem zweiten Besthaupt vom Vieh.

Unter Agnes Schenkin von Sydow (1425—1445), welche die Güter und Einkünfte des Stiftes verschleuderte, so daß die Klagen des Konvents dem Bischof Johann von Halberstadt eine erwünschte Gelegenheit gaben, seine Oberaufsichtsrechte auf Gernrode auszudehnen, ward durch diese innere Spaltung die Ordnung im Stifte derart erschüttert, daß sogar der Gottesdienst fast ganz aufhörte. Das Konzil zu Basel nahm sich 1434 der bedrohten Unmittelbarkeit des Stiftes an, beauftragte aber 1438, als die Äbtissin trotz eines Abmahnungsschreibens des Kardinals Julian fortfuhr, sogar die zum Mariendienste in der Kirche bestimmten Gelder für ihre eigenen Bedürfnisse zu verwenden, den Bischof, der Entfremdung der Stiftsgüter seitens der Äbtissin zu steuern. Das sich nun aus dem Bischof Burchard, dem Fürsten Bernhard von Anhalt und den

Räten des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zusammensetzende Schiedsgericht nahm Privilegien und Siegel in Verwahrung und zwang 1445 durch einen Schiedsspruch die Äbtissin, von ihren Übergriffen abzustehen. Diese wurde fern von den übrigen Äbtissinnen vor dem Kreuzgange beerdigt.

Nachdem sich das Stift unter Mathilde II. von Anhalt und Margarethe von Marwitz etwas zu erholen angefangen hatte, stellte die fromme und verständige Äbtissin Scholastika von Anhalt (1469—1504) die Zucht unter den Chorherren wie unter den Klosterfrauen wieder her, unterzog die teilweise verfallenen Gebäude einer gründlichen Reparatur und erlangte 1488 vom Kaiser Friedrich III. die Bestätigung der Freiheiten und Immunitäten des Stifts. Im folgenden Jahre feierte sie mit päpstlicher und erzbischöflicher Genehmigung vom 21. Juli bis 10. August ein großes Jubiläum, zu dem das Volk aus dem Harze in großen Scharen herzuströmte. Durch ihre Liebesthätigkeit gewann sie aller Herzen: sie speiste Arme und Krüppel an ihrer Tafel, unterrichtete eine Taubstumme durch die Zeichensprache mit Erfolg im Christentum und weigerte sich beim Umsichgreifen einer ansteckenden Krankheit, ihre „Schäflein" zu verlassen. Sie las fleißig die heil. Schrift und die Kirchenväter und klagte, daß die Kirchengebräuche damit vielfach nicht übereinstimmten. Daß auch zu ihrer Zeit das Stift in mancherlei verdrießliche Händel verwickelt wurde, konnte sie nicht verhindern. So mußte sie sich in einem Vergleiche dazu verstehen, den Fürsten von Anhalt, die mit der Schutzherrschaft alle Regalien und Obrigkeiten in Anspruch nahmen, die Hälfte der Einnahmen und des Zehnten von allen Bergwerken des Stifts zuzugestehen. Zu ihrer Zeit, mit dem Jahre 1446 beginnend, legten die Bischöfe von Halberstadt und der Rat von Aschersleben durch Aufwerfung eines Dammes bei Gatersleben und Ableitung der Selke den zwei Meilen langen Ascherslebener See an und ertränkten dadurch die Wiesen und Äcker der Klosterdörfer Frose und Nachterstedt. Obwohl ihre Brüder sie mit Tragung der Kosten im Stich ließen, so hielt Scholastika es doch für ihre Pflicht, die Prozesse, welche sie in Rom gegen den Bischof und vor den weltlichen Gerichten gegen die Stadt seit 1484 führte und welche das Stift in seinen Vermögensverhältnissen bis zur Erschöpfung brachten, eifrig fortzuführen.

Ihre Nachfolgerin Elisabeth von Weida (1504—1532) kam dem Stifte in diesem Prozesse mit eigenen Mitteln zu Hülfe. Da aber die günstigen Erkenntnisse keine Aussicht auf Vollstreckung hatten, so beendigte sie die hoffnungslose Sache am 20. Dezember 1510 durch einen Vergleich, in welchem sie die Anlage des Seees nach Empfang von 3000 rhein. G. und unter dem Beding der Lieferung von jährlich 2 Zentnern Hechte gut hieß. Das Kloster in Frose ließ sie eingehen, indem sie die beiden letzten Nonnen nach Gernrode nahm. — Auf dem Reichstage zu Worms ließ sie sich durch einen besondern Bevollmächtigten vertreten und erlangte 1521 vom Kaiser Karl V. die Bestätigung der Privilegien. In demselben Jahre noch trat sie als die erste aller reichsunmittelbaren Äbtissinnen, ohne sich durch die Abmahnungen und Drohungen der benachbarten Bischöfe und Fürsten irre machen zu lassen, zur Lutherischen Lehre über. „Mit seltener Entschlossenheit und bewunderungswürdiger Ausdauer führte sie die schwierige Aufgabe durch, das Stift zu reformieren, berief Stephan Molitor zu diesem Zwecke nach Gernrode und verwandte einen großen Teil der Stiftseinkünfte auf die Errichtung von Schulen und eines evangelischen Krankenhauses. Dieselben Eigenschaften bethätigte sie auch, als im Jahre 1525 der große Bauernaufstand von Thüringen her sich

nach den Harzgegenden verbreitete und die Gründung Geros mit Vernichtung bedrohte. Unerschrocken und im Bewußtsein geistiger Überlegenheit trat sie an der Spitze der Klosterfrauen den Tumultuanten entgegen und brachte sie durch verständige Vorstellungen zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit zurück. Aber ebenso wehrte sie auch dem Eifer ihres Bruders Heinrich von Weida, als dieser nachträglich noch an den Aufrührern Rache nehmen wollte. Das Stift hob sich unter ihrer Verwaltung allmählich aus dem Zustande der Verarmung und Verkümmerung, in welche die häufigen und kostspieligen Prozesse dasselbe gestürzt hatten. Die Differenz, welche sich wegen der Vogtei zu Gernrode zwischen ihr und den Fürsten von Anhalt erhob, ward kurze Zeit vor dem Tode der Äbtissin in Güte verglichen (1531). Elisabeth starb im 52. Lebensjahre am 11. April 1532 und wurde zwei Tage darauf im nördlichen Seitenschiffe der Kirche hart neben dem Mittelpfeiler bestattet, wo ihr Grabstein noch heute vorhanden ist. Ihre treffliche Verwaltung ward noch lange nachher in Gernrode gesegnet, und das Andenken an ihre milde, mutige und fromme Persönlichkeit, obschon nicht mehr durch Memorien und Anniversarien gefeiert, erhielt sich desto lebhafter in den dankbaren Herzen der Menschen." (v. Heinemann.)

Von den nächsten Äbtissinnen nenne ich nur Anna von Plauen († 1548), welche ihren um seines Glaubens willen von Land und Leuten vertriebenen und geächteten Mutterbruder Fürst Wolfgang von Anhalt in Gernrode schützend aufnahm, bis er, von seinen Verfolgern aufgespürt, weiter fliehen mußte.

Von 1564 an waren sieben Fürstinnen von Anhalt nach einander Äbtissinnen von Gernrode. Da sie fast alle schon im zartesten Kindesalter diese Würde erhielten, so führten die Fürsten an ihrer Statt die Verwaltung, vertraten sie auf Reichs- und Kreistagen, führten dort ihre Stimme, entrichteten die Reichsabgaben und „säkularisierten" auf diese Weise das früher reichsunmittelbare Stift schon vor dem dreißigjährigen Kriege. Die Würde der Äbtissin erlosch bereits 1614, und Anhalt blieb, nachdem der westfälische Friede den Fürsten alle vor dem Normaljahre 1624 eingezogenen geistlichen Güter zugesprochen hatte, dauernd und rechtlich im Besitze der Stiftsgüter. Ein 1630 mit Waffengewalt eingeführter katholischer Pater mußte schon im folgenden Jahre wieder weichen. Bei einer Teilung im Jahre 1669 kamen einzelne Güter an die Linien Bernburg und Dessau, Gernrode selbst aber an den Fürsten Friedrich zu Harzgerode.

Das „Schloß" der Äbtissin, an dem Fürst Wilhelm († 1709) eine bauliche Veränderung vornahm, diente noch hin und wieder Gliedern des fürstlichen Hauses als Residenz. Kammerrat von Rohr schreibt von ihm im Jahre 1736 (S. 403): „Das Schloß, welches der Frau Gräfin von Ballenstedt als des letzthin verstorbenen Fürsten zu Bernburg Karl Friedrichs hinterlassenen Witwe zu ihrem Sitz angewiesen ..., hat von außen zwar kein sonderlich Ansehen, und die Bauart ist trefflich nach der alten Façon; inzwischen sind doch die zu einer Hofhaltung nötigen Gemächer darinnen anzutreffen." Später wurde das Klostergut als Domäne verpachtet und 1832 dem letzten Pächter, Amtmann Henneburg, mit allen Gebäuden einschließlich der Kirche käuflich abgetreten.

*

2. Die Stiftskirche ist ein romanischer Bau aus dem 10. Jahrhundert, wie es in dieser Vollständigkeit in ganz Deutschland keinen zweiten giebt, und deshalb „für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst von allerhöchster Bedeutung". Wahrscheinlich hat ihn Gero zwischen 959 und 963 begonnen, vollendet hat ihn erst, da jener schon 965 starb, die erste Äbtissin. Ursprünglich

der heil. Jungfrau und dem Apostel Petrus geweiht, wurde diesen nach Geros Rückkehr der heil. Cyriacus zugesellt, der die beiden Mitpatrone bald in den Hintergrund drängte.

Als in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Kirche auch ein Chor im Westen angehängt wurde, fand allerdings infolge dessen ein völliger Umbau statt. Aber wenn auch teilweise entstellt und umgebaut, so waren doch alle Hauptteile, Chor, Schiffe, Queranlage und Türme, im ganzen unverletzt erhalten, ein glücklicher Umstand, der eben dieser Kirche vor manchen gleichzeitig entstandenen und selbst älteren ein so hohes Interesse giebt.

Verunstaltungen und Veränderungen im einzelnen hat die Kirche allerdings namentlich nach der Reformation reichlich erfahren. Das Holzwerk der Kirchenstühle, Emporen u. s. w. verhüllte die Pfeiler und Säulen zwischen den Schiffen völlig, so daß man den eigentümlichen Plan der Basilika nicht mehr erkennen konnte; Bogenstellungen waren vermauert, Kapellen versperrt, Nischen abgebrochen, die Wandgemälde übertüncht. „Ärgere Unbilden dem altertümlichen Gotteshause zuzufügen, blieb unserm gepriesenen Jahrhundert vorbehalten. Bei einer sogen. Restauration der Kirche im Beginn der dreißiger Jahre desselben wurden die meisten noch erhaltenen Grabsteine zerschlagen und zu den Stufen, welche zum Hochaltare hinaufführen, verwendet. Seit der Versteigerung des Klosterguts aber wurde der Raum über der flachen Decke des südlichen Seitenschiffs zum Getreideboden, die Krypta zum Kartoffelkeller, der Rest der Kreuzgänge zu Viehställen entweiht. So hat auch hier nicht Feuersgefahr oder Feindesgewalt, nicht die rohe Wut des Volkes, oder blinder Fanatismus zerstört, was von dieser frommen Stiftung des berühmten Markgrafen verloren gegangen ist, sondern der Unverstand und die Gleichgültigkeit derjenigen, welche von Rechts wegen ihre Erhalter und Beschützer hätten sein sollen.“ (v. Heinemann.) Sollte etwas geschehen, um das ehrwürdige Gotteshaus vor dem drohenden Untergange zu bewahren, so war es die höchste Zeit.

Der Dank für die Erhaltung und Wiederherstellung der Stiftskirche gebührt dem edlen Fürstenhause Anhalt, das dem Harze durch seine Stammburg näher angehört, als jedes andere. Alexander Karl, der letzte Herzog zu Bernburg, kaufte das Klostergut zurück und beauftragte den damaligen Konservator der Kunstdenkmäler in Preußen, von Quast, mit der Ausarbeitung des Planes zur Restauration. Diese begann 1859 und wurde unter dem Herzog Leopold Friedrich zu Dessau fortgesetzt und unter dem jetzt regierenden Herzoge Friedrich von Anhalt zu Ende geführt. (Die Kosten beliefen sich auf 400000 Mark.)

Von einer eingehenden Beschreibung des herrlich wiedererstandenen Gotteshauses muß ich leider absehen und mich auf ganz kurze Auszüge aus dem eingangs genannten Aufsatze beschränken.

Eine Basilika mit Querschiff und westlichem Turmbau, zeigt die Kirche die Eigentümlichkeiten, welche die christliche Architektur im 10. Jahrhundert „auf dem damals noch völlig von der Kultur unberührten Boden des östlichen Sachsens annahm“. „Sie ist in der That in ihren Formbildungen gewissermaßen ein Spiegel der Roheit, aber auch der Solidität jenes kräftigen Volksstammes, der damals Deutschland beherrschte.“ Das Baumaterial des Mauerwerks ist ein Kalkstein, welcher zwischen Quader und Bruchstein die Mitte hält.

„Dem Querhause legt sich, von einer Krypta unterwölbt, gegen Osten ein Chorquadrat vor, das in einer großen Altarnische endet“ und auf jeder Seite eine Nebenapside hat. Die Pfeiler auf den Ecken des Kreuzes sind durch hochgespannte Rundbögen verbunden. Das flachgedeckte Langhaus wird

durch je drei viereckige Pfeiler und zwei Rundsäulen, die durch Rundbögen verbunden sind, in ein höher aufstrebendes Mittel- und zwei Seitenschiffe, über denen flach eingedeckte Emporen sich befinden, getrennt.

Die Krypta unter dem Chore ruht auf vier kurzen Pfeilern, welche das Kreuzgewölbe ohne alle Gurtungen tragen und als Tonnengewölbe unmittelbar aus den Umfassungsmauern hervortreten, „eine hochaltertümliche Anordnung, wie wir sie auch in der aus dem 8. Jahrhundert stammenden Krypta der Peterskirche bei Fulda wiederfinden". Auf dem Chore, zu welchem neun Stufen hinaufführen, stand in der Apside der Hochaltar des heil. Cyriacus, vor welchem nicht nur täglich feierliche Hochmessen gehalten, sondern auch alle weltlichen Handlungen von Wichtigkeit (z. B. Übergabe von Gütern) vollzogen wurden. — In der Vierung (dem Quadrat, welches Lang- und Querhaus mit einander gemein haben) stand vor dem Altar des heiligen Kreuzes, dessen Kruzifix einen Dorn aus der Märtyrerkrone des Heilandes als wertvolle Reliquie trug, ursprünglich das Grab des Markgrafen Gero. Auf jeder Seite der Vierung liegt in den Kreuzarmen eine Kapelle.

Das Mittelschiff des Langhauses, doppelt so lang wie breit, empfängt sein Licht durch eine Reihe kleiner Rundbogenfenster, welche oben unter der flachen Decke an beiden Seiten angebracht sind. Da dem südlichen Nebenschiff der Kreuzgang vorgelegt ist, so hat es keine Fenster. „Eine flache Holzdecke, welche in früherer Zeit in den mannigfachsten Farben strahlen mochte, und welche die jüngste Restauration in reichster Weise erneuert hat, überdeckt nicht nur das Langschiff, sondern auch die Vierung und den hohen Chor bis zur Nische desselben." Von den Altären sind elf mit Namen bekannt.

Die Westapside am Turmbau enthielt die Kapelle des heil. Metronus, des später hinzugekommenen zweiten Hauptpatrons der Kirche. Sie diente, wie üblich, vorzugsweise zur Abhaltung des Abend- und Nachtgottesdienstes. „Da dieser Bau in der Zeit entstanden ist, als Albrecht der Bär die Schutzherrschaft über das Kloster führte, so schien es angemessen zu sein, ihm und seinem Geschlechte hier ein ähnliches Ehrenmal zu stiften, wie seinem Vorgänger in der Verwaltung der Markgrafschaft gegen die Wenden in der östlichen Nische der Kirche." Dies ist dadurch geschehen, daß in 11 Nischen hervorragende Mitglieder des Ballenstedter Geschlechtes in ganzer Figur auf dunkelrotem Grunde dargestellt sind. — Auch unter diesem Westchore befindet sich eine Krypta oder Gruftkirche.

Die östliche Hälfte des südlichen Seitenschiffes nimmt die Kapelle des heil. Grabes, ein Einbau von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung, ein.

Die Grabstätte Geros befindet sich, wie bereits erwähnt wurde, vor dem Laienaltar (dem Kreuzaltar) im Mittelschiffe. 1519 ließ die Äbtissin Elisabeth von Weida statt des alten Grabsteins ein Denkmal in Sarkophagenform durch einen Künstler der Nürnberger Schule anfertigen. „Obenauf liegt, in starkem Relief gearbeitet, die Gestalt des Markgrafen in eiserner Rüstung, doch mit unbedecktem Haupte, in der Rechten das herabgesenkte bloße Schwert, in der Linken eine Fahne, die Füße auf einen ruhenden Löwen gestützt, welcher in seinem Maule und mit der einen Tatze einen kleinen Wappenschild hält, der zwei aufgerichtete, mit den Rücken einander zugekehrte gekrönte Löwen mit verschlungenen Schweifen zeigt. Das reiche Haupthaar und der volle Bart fallen lang und dicht auf den Panzer herab."

Von den Grabsteinen der Äbtissinnen haben sich nur zwei erhalten, der Doppelgrabstein der Äbtissinnen Adelheid IV. von Walde und Bertradis von Snaudit und der der Äbtissin Elisabeth von Weida.

„Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß, wie die altehrwürdige Stiftskirche ehemals dem Beschauer entgegentrat, als sie noch keine der vielfachen späteren Verunstaltungen erlitten hatte, so wird sich uns ein Bild von großartiger Pracht und hoher Bedeutsamkeit darstellen: in der dunklen, von außen nur spärlich erleuchteten, inwendig aber von dem Glanze zahlreicher Kerzen erhellten Ost-Krypta der Altar der 11000 Jungfrauen, der christlichen Vorbilder jener Nonnen, welche hier eingetreten waren, um ein frommes, gottgeweihtes Leben zu führen; darüber, umschlossen von der weitgewölbten Nische des hohen Chores, der Hochaltar des heil. Cyriacus mit dem gnadenreichen Reliquienschatze, namentlich dem kostbaren, von Gero selbst erworbenen Arme jenes Hauptpatrons der Kirche, längs den Wänden, die in ihrer untern Hälfte wohl mit bunten Teppichen behangen waren, die schön geschnitzten Chorstühle der Chorherren; der ganze Chor in farbigem Bilderschmuck strahlend, im Hintergrunde der Nische der von Engeln umgebene Erlöser mit segnend erhobener Hand, an dem Aufgange zum Chor und weiterhin an den Seitenwänden vielleicht eine weitere Reihe bildlicher Darstellungen aus dem Leben der Schutzpatrone der Kirche und ihrem Martyrium. Dann unten der Kreuzbau mit den zierlichen Seitenkapellen der heiligen Jungfrau und des Apostels Petrus, weiterhin die dreifache Halle des Schiffes mit dem in schweigender Erhabenheit daliegenden Grabmale des Helden, der hier nach sturmbewegter Fahrt den ersehnten Hafen der Ruhe gefunden, überragt von dem kolossalen Kruzifixe, welches den Altar des heil. Kreuzes zierte; das südliche Nebenschiff größtenteils ausgefüllt durch die dem heil. Ägidius geweihte Kapelle und diejenige des heil. Grabes, deren reicher architektonischer Schmuck nicht wenig zur Erhöhung des großartigen Eindrucks beitragen mochte; dann die Westseite mit ihrer Vorhalle und darüber die Empore des Nonnenchors bis zu der Zeit, da im Hintergrunde die westliche Chornische mit dem Altar des heil. Metronus errichtet wurde; endlich unter der letzteren eine zweite reich ausgestattete Gruftkirche, die gleichfalls gottesdienstlichen Zwecken diente. Nehmen wir hinzu die Menge der andern, jetzt verschwundenen Altäre, die strahlenden Lichter, den übrigen Bilderschmuck an Decke und Wänden, überhaupt die feierliche Pracht, welche der katholische Gottesdienst in allem und jedem zu entfalten liebt, die reichen Gewänder, die kostbaren Gefäße, den vielstimmigen Gesang, so tritt uns die tiefsinnige Symbolik der alten Zeit in überwältigender Weise entgegen und zeigt uns auch in der Gernroder Kirche ein Kunstwerk, welches wohl geeignet ist, die landläufigen Vorstellungen von der Roheit und Barbarei jener fernen Zeit zu berichtigen. Es ist selbstverständlich, daß die jüngste Restauration dieses Werk längst entschwundener Jahrhunderte in seinem ganzen Umfange nicht hat wiederherstellen können, schon deshalb nicht, weil es sich dabei um eine evangelische und nicht um eine römisch-katholische Kirche handelte, aber sie hat gethan, was unter den gegebenen Verhältnissen als möglich und ausführbar erschien: sie hat das älteste kirchliche Bauwerk am ganzen Harz nicht nur vor völligem Untergange gerettet, sondern ihm auch, soweit das thunlich, seine ursprüngliche altertümliche Gestalt zurückgegeben.“ (v. Heinemann.)

*

Die Stadt Gernrode (2533 Einw.) war lange nur Flecken. 1539 bekam der Rat ein Siegel und erst 1681 der Ort Marktgerechtigkeit. Der Rat bestand aus drei Bürgermeistern und drei Kämmerern.

36. Ballenstedt.

Wenn Beckmann, Leuckfeld, von Rohr, Schönichen u. a., um die „Balken“ im Wappen der Anhaltiner zu erklären, den Namen dieser freundlichen, stillen Harzstadt auf die Form Balkenstedt zurückzuführen versuchen und die Vermutung aussprechen, daß hier zuerst nur ein aus Balken zusammengefügtes Blockhaus gestanden habe, so bedarf es zur Erklärung jenes Namens solch gewaltsamer Kombinationen nicht. Die ältesten bekannten Formen desselben sind Ballenstät (z. B. 1046 und 1073) und Ballenstad (1106), so daß dabei nur an „eine von einem Manne namens Ballo angelegte oder bewohnte Stätte“ (Dr. K. Schulz in Z. d. H.-V. 1887, 159) gedacht werden kann. Läßt sich der Personenname Ballo (d. i. der Verderben Bereitende) im 8. Jahrhundert nachweisen, so wird doch der Ort um seiner Endung „stedt“ willen zu denjenigen zu rechnen sein, welche von den Thüringern vor dem Jahre 530 am Ostharze angelegt sind. (Vgl. S. 33.)

Schon früher muß sich in Ballenstedt eine Burg der Askanier, welche nach dem Zeugnisse des Sachsenspiegels schwäbischen Ursprungs waren, befunden haben, denn im Anfange des 11. Jahrhunderts nannte sich Esiko, welcher ein Grafenamt im Schwabengau verwaltete, Graf von Ballenstedt. Diese Burg ist demnach als einer der Stammsitze des Hauses anzusehen, welches sich später nach der Burg Anhalt benannte.

Adalbert, Esikos Sohn, ein Gegner des Kaisers Heinrich IV., wurde von Egeno von Konradsburg (s. „Falkenstein“) zwischen 1076 und 1083 auf dem Wege nach Aschersleben ermordet. Zu seinem Seelenheil verwandelten seine Nachkommen ihren Stammsitz Ballenstedt in ein Benediktinerkloster. Wenn auch schon Adalberts Sohn Otto der Reiche den dazu erforderlichen Umbau, wie den Neubau der Burg Anhalt begonnen haben wird, so wurde beides doch erst von seinem Sohne Albrecht dem Bären vollendet. Andernfalls wäre es auffallend, daß sich Otto, der 1112 vom Kaiser Konrad III. gegen Heinrich den Stolzen zum Herzog von Sachsen ernannt wurde, nur noch nach Ballenstedt, niemals schon nach Anhalt schreibt. Auch Albrecht heißt meistens Graf von Ballenstedt, wie denn diese Bezeichnung vorerst der Geschlechtsname blieb; doch nennt er sich auf einer Münze Markgraf von Anhalt, ein Beweis, daß er damals seinen Wohnsitz von dem alten Stammsitze auf die neue Burg im Selkethale verlegt hatte.

Ein Abt (Johannes I.) von Ballenstedt wird anscheinend zuerst 1133 namhaft gemacht. (Z. d. H.-V. I, 255); er nahm am 25. Mai dieses Jahres zu Gatersleben an der Synode des Bischofs von Halberstadt teil. Während dieser aus dem Kloster Berge bei Magdeburg berufen sein soll, standen später dem Kloster mehrfach frühere Huysburger Mönche vor. Eine Zeitlang soll es in Verbindung mit dem älteren Kloster in Nienburg gestanden haben. Der Konvent hatte nach den Schutzbriefen der Päpste Honorius II. und Lucius II. das Recht der freien Wahl des Abtes. Die Schirmvogtei blieb dauernd bei den Nachkommen der Stifter.

Von diesen reichlich ausgestattet, vermehrte es durch Schenkungen und Kauf seinen Besitz bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. Der wendischen Dörfer, welche es am rechten Muldeufer besaß, entäußerte es sich schon bald nach 1150 und erwarb für den Erlös günstiger belegene Güter. Im 14. Jahrhundert kam es, wie alle Klöster, gänzlich in Verfall, und auch im folgenden, in welchem es der Bursfelder Union beitrat, fanden die äußeren und inneren

Schäden keine völlige Heilung, so daß sich Fürst Georg II. 1485 genötigt sah, es gründlich zu reformieren und teilweise neu auszustatten.

Sein Ende fand es 1525 im Bauernkriege. Seine vor den aufständischen Haufen geflohenen Insassen sahen keine Möglichkeit, aus den Klostermitteln die arg beschädigten Gebäude wieder aufzuführen. Zudem war die Stimme des kühnen Mönches in Wittenberg auch längst in ihre Zellen gedrungen und hatte ihnen über die vermeintliche Heiligkeit des Klosterlebens die Augen geöffnet. So mochte nicht viel Überwindung dazu gehören, daß sie, Abt Mathias Ribike und der ganze Konvent, noch in demselben Jahre das Kloster dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, ihrem Erbschutzherrn, der ihnen seinerseits Unterhalt und Fortkommen zusicherte, mittels eines förmlichen Reverses übergaben. Der Prior Heinrich Bosse verheiratete sich und wurde mit 100 Gulden Besoldung fürstlicher Vogt (Amtmann) im anhaltischen Harze.

Wenn auch für das Kloster, schon weil es die Fürsten hin und wieder, namentlich zur Zeit der Jagden, als Absteigequartier benutzten, in baulicher Hinsicht ferner das Nötige geschehen sein wird, so ging doch die Kirche mehr und mehr dem Verfall entgegen. Dennoch hielt sie sich verhältnismäßig lange: noch im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Beckmann seine Chronik schrieb, war sie in ihren Hauptteilen unversehrt, und selbst noch im Jahre 1714 war sie nach Leuckfeld (Ant. Halb., 185) „in gutem Stande“, und 1736 fand von Rohr wohl „das inwendige Eingebäude“ größtenteils zerstört, die Mauern aber gleichfalls noch „in gutem Stande“. Nur die Doppeltürme im Westen, aus großen und kleinen Quadern aufgeführt, hatten schon zu Beckmanns Zeit statt der frühern Spitzen „ein Dach mit drei Frontispizen“. Die Kirche, welche zum Hauptpatron den heil. Pancratius hatte, war eine Basilika mit Lang- und Querhaus und einer Krypta unter dem Chor, welche dem heil. Nikolaus geweiht war. Da sie von zwölf Pfeilern, angeblich zehn runden und zwei eckigen, getragen wurde, so muß sie von ansehnlicher Größe gewesen sein. Das Material zu den Pfeilern, von denen einige aus einem Stück bestanden, hatten die benachbarten Steinbrüche geliefert, wie das Geäder deutlich zeigte. Über der Vierung erhob sich ein Glockentürmchen. — Im Jahre 1748 wurde die Kirche niedergerissen, „weil das Innere größtenteils zerstört und eine Reparatur schwer ausführbar war“.

In der Gruftkirche fand **Albrecht der Bär**, der Begründer des Hauses Anhalt und Markgraf von Brandenburg, der nach völliger Niederwerfung der Wenden die verödeten Gegenden an der Elbe, Havel und Spree mit niederländischen und rheinischen Kolonisten neu besiedelte und den Rest der Wenden durch Einführung des Christentums, deutscher Sprache und deutscher Gesetze germanisierte, an der Seite seines Vaters Otto und seiner Mutter Eileke, der reichen Tochter des letzten Billungers, nach langen Jahren aufreibenden Kampfes seine letzte Ruhestatt.*) Zwei Jahre vor seinem Ende hatte er lebenssatt die Regierung seinem Sohne Otto übergeben und sich auf sein „väterliches Erbschloß und Stift“ am Harze zurückgezogen. Hier, in Ballenstedt, wo er 1106 das Licht der Welt erblickt hatte, verschied er auch am 18. November 1170. Kein Ehrenmal bezeichnet heute sein Grab.

*) An dem Zeugnisse des Ballenstedter Priors Heinrich Basse, mit dem andere zuverlässige Chroniken und die Tradition im fürstlichen Hause Anhalt übereinstimmen, ist umsoweniger zu zweifeln, als der Dom zu Brandenburg, wohin einige Albrechts Grab verlegen, im Jahre 1170 erst im Bau begriffen war. v. Heinemann. (Hoffmann in Z. d. H.-V., III, 998 ff.)

Im ganzen sollen in Kirche und Kreuzgang fünfzehn männliche und weibliche Glieder des Hauses beigesetzt sein. Die letzten derselben sind Fürst Georg II. († 1509) mit seiner Gemahlin. Die Leichen sind, wie eine auf Befehl des Fürsten Joachim Ernst im Jahre 1577 vorgenommene Untersuchung ergeben hat, nicht in bewegliche Särge, sondern in sargähnliche Höhlungen gelegt, welche in den Eisenstein eingehauen und mit einem Deckel aus Eisenstein verschlossen sind. Es sind dies die von den Alten erwähnten „eisernen Särge". Die Grabstätten waren schon vor mehreren Jahrhunderten durch das Steinpflaster bedeckt; in der jetzigen 1748 erbauten Schloßkirche, welche nur einen Teil der Stiftskirche einnimmt, kennt man nicht eine derselben mehr; einige liegen unter der im Kreuzgange hergestellten Küche. —

Da die auf stedt endigenden Namen zunächst Benennungen eines Ortes, nicht einer einzeln gelegenen Burg sind (s. S. 49), so ist das Dorf Ballenstedt nicht erst unter dem Schutze des gleichnamigen alten Schlosses entstanden, sondern älter als dieses. Im Jahre 1073 wird es als Kirchdorf erwähnt; seine Entwickelung ging sehr langsam vor sich, denn 1531 heißt es erst Flecken. Auch als die Befestigung längst vollendet war, blieb jene Benennung noch lange im Gebrauch. 1638 nennt der fürstliche Amtmann Ballenstedt Städtlein, der Fürst bald Flecken (1637), bald Städtlein (1638). Doch war im letztgenannten Jahre auch schon eine „Neustadt" (1637 Vorstadt) vorhanden; und die Nachricht, daß Fürst Wolfgang dem Orte, nachdem dieser sich aus der Asche einer verheerenden Feuersbrunst vor 1498 wieder erhoben, mit Mauern und städtischen Gerechtsamen beschenkt habe, wird als richtig anzusehen sein.

Die drei Rittergüter in Ballenstedt sind ohne Zweifel aus ehemaligen Burglehen hervorgegangen. Der von Stammersche Hof östlich vom Marktplatze hieß zu Beckmanns Zeit die alte Burg, doch wird sich, wie üblich, die Befestigung auf Wall und Graben beschränkt haben, da die von jenem erwähnten Sandsteinmauern im Küchengarten, unter denen sich ein Keller befand, wohl von einem Wohnhause herrührten. Im Jahre 1500 bauten die Herren von Stammer in Gemeinschaft mit denen von Heiden die 1498 vom Feuer zerstörte St. Nikolaikirche aus ihren Mitteln wieder auf.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges regierte in Bernburg Fürst Christian I., der als Feldherr des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des böhmischen Winterkönigs, 1620 die Schlacht bei Prag verlor und, in die Acht erklärt, erst 1624 beim Kaiser wieder zu Gnaden gelangte. Sein Sohn Christian II., der in jener Schlacht in Gefangenschaft geriet, galt später viel beim Kaiser, vermochte aber trotz des Schutzbriefes desselben seine Lande vor den Kaiserlichen nicht zu schützen. Am 4. August 1626 wurde Ballenstedt von dem Colloredoschen, de la Tourschen und Friedländischen Kroaten-Regimente rein ausgeplündert. (Schönichen.)

Als Prinz Christian II. 1627 von einer Reise durch die Niederlande und Frankreich zurückkehrte, richtete er seine Hofhaltung auf dem Schlosse zu Ballenstedt ein, verlegte aber 1630 nach seines Vaters Tode seine Residenz nach Bernburg.

In den folgenden Jahren wurde Ballenstedt mehrfach von kaiserlichen und schwedischen Parteigängern heimgesucht. Auch das Schloß wurde von solchen „Parteien etzlich mahl spoliirt und ausgeplündert". Zur „Reinhaltung der Straßen, Verhütung von Räuberei, Streif, Abnahme Pferd und Viehes" verbanden sich deshalb die gesamten Fürsten von Anhalt am 23. Juni 1637. Im September dieses Jahres waren auch regelmäßige Truppen im Anmarsche;

der Fürst befahl deshalb seinem Amtmann, denselben entgegenzureiten, sie unter Berufung auf den kaiserlichen Schutzbrief um Verschonung von Einquartierung zu bitten, jedoch ihnen Brot zu bewilligen. Falls sie aber mit Gewalt Quartier nehmen, die Thore aufhauen oder die Mauern ersteigen wollten, solle man Gewalt mit Gewalt vertreiben. Zu dem Ende wurde alle Mannschaft des „Fleckens“ bewaffnet und bestimmten Offizieren zugeteilt, auch die junge auserlesene Mannschaft der „Vorstadt“ Ballenstedt und der benachbarten Dörfer Rieder und Radisleben mit „tüchtigem Gewehr“ versehen und zur Verteidigung des Schlosses herangezogen. Ballenstedt stellte „100 beschossener Mannschaft“ (mit einem Rohr oder einer Muskete Bewaffnete) in drei Korporalschaften und 11 Berittene, Rieder 56, Radisleben 35, Badeborn 73 Mann. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln nahmen im März 1638 die Obristen Seneschal und Weiher mit Stab und drei Kompanieen im Städtlein Quartier. Der Fürst befahl deshalb seinem Amtmann, sich mit den halberstädtischen Beamten ins Benehmen zu setzen und Musketiere von Aschersleben auf das Schloß zu nehmen.

In große Gefahr kam Ballenstedt am 6. August 1638. Früh morgens um 6 Uhr erschienen 60—70 Reiter von den kaiserlichen Regimentern Craft und Kraigkberg vor dem Niederthore und begehrten von der Bürgerschaft, welche auf der Mauer stand, Öffnung desselben, da sie für 13 Kompanieen zu Roß und drei Kompanieen Dragoner Quartier zu machen Auftrag hätten. Der Gefreite erwiderte, Ballenstedt kontribuiere der Magdeburgschen Garnison, und er habe von seinem Obristen Trandorf Befehl, allhier niemand Quartier zu verstatten. „Darauf die Reuter wieder geantwortet, der Obrist zu Magdeburg habe genugsam zu fressen, sie müßten auch was haben; und da man in der Güte ihnen nicht wollte aufmachen, solle ihnen der Wille bald gemacht werden.“ Während sie sich nun teilten und um die Mauer ritten, rückten die beiden Regimenter „in größter Eile und Furie“ heran, stellten sich auf dem Acker zwischen beiden Thoren auf, ein Obristwachtmeister ritt mit einigen Reutern an die Mauer heran und forderte Öffnung des Thores, worauf ihm der Gefreite dieselbe Antwort gab wie vorher den Quartiermachern. Da rief der Offizier, „sie müßten Quartier nehmen, wo noch was zu leben wäre! auf den Dörfern wäre nicht ein Bund Stroh mehr zu bekommen, was sie da machen sollten!“ Der Gefreite entgegnete, „allhier wäre kein Unterhalt für so viel Völker; zudem wäre dieser Ort von Kaiserlicher Majestät hoch salva guartiret, und hätte Feldmarschall Graf Gallas Exzellenz eine Manutenenz-Ordre, wie auch Kurfürstliche Durchlaucht von Sachsen eine lebendige Salva Guardia auf diesen Ort erteilt; man wolle hoffen, sie würden gegen diese hochansehnlichen S. Guardien nichts Feindliches tentiren; auch wäre es noch früh morgens um 7 Uhr, sie sollten weiter marschieren, es wäre nicht Brauch, so zeitig in die Quartiere zu rücken“. Damit reichte er dem Obristwachtmeister den kaiserlichen Schutzbrief von der Mauer hinunter, dieser ritt damit zu den Obristen, brachte ihn aber bald zurück und sagte: „Wir sind des Kaisers Soldaten, wir können von den S. Guardien nicht fressen. Erklärt euch mit Ja oder Nein, ob ihr aufmachen wollt oder nicht!“ Damit gab er drei Abteilungen von 200 Mann das Zeichen zum Angriff. Vom Obristwachtmeister angefeuert, stürmten diese im vollen Rennen und unter großem Geschrei gegen das Oberthor an, erstiegen das Vorderstaket, schlugen das Schloß ab, durchhieben das unterste Thor und feuerten mit großer Wut unter die dort aufgestellten Bürger. · „Als aber die arme Bürgerschaft diese Feindseligkeiten ge-

sehen, und daß nichts anders denn eine Totalplünderung aus diesem Handel werden wollte, auch daß, wenn sie hineinkämen, ihnen ihre Weiber und Kinder geschändet, teils gar niedergehauen würden, haben groß und klein, Mann, Weib, Kind, Magd, Knecht zur Gegenwehr gegriffen und diese Raubvögel mit Hülfe und Beistand des allgewaltigen Gottes mit Schießen und Steinen aus den Thoren repoussieret und in Eile Staket und Thor wieder zugeschlagen; inzwischen wurde auch aus einem Rundell nahe am Thor mit einem Doppelhaken, mit Musketen und Feuerrohren unter die Truppe stark Feuer gegeben. Und (sind die Feinde) darauf vom Thore weggeflogen, wie (wenn) sie der Wind weggeweht hätte, und darauf in großer Konfusion um die Neustadt herum wieder zu ihren Regimentern geritten." Da man nachher sieben Pferde tot im Felde fand, so müssen „dieser Vögel ziemlich viel" verwundet worden sein.*)

„Ballenstedt", schreibt der Kammerrat von Rohr, „ist vor langer Zeit mit sieben Türmen geziert gewesen, von denen noch sechs vorhanden sind. Der erste ist am Ober-, der zweite, welcher 1686 mit einer neuen Spitze repariert worden, am Unterthor; der dritte, jetzo nur mit einem schlechten Ziegeldache versehen, auf dem Stammerschen Unterhofe, der vierte ist der Kirchturm, der fünfte der Marktturm, den man anno 1706 ausgebessert, der sechste der Kißlebische, auf welchem jetzt eine stumpfe Spitze steht, der siebente hat auf dem Ober-Stammerschen Hofe gestanden, ist aber durch die Kriegsflamme ruiniert worden. Fünf derselben sind also gesetzt, daß sich der Kirchturm allezeit in der Mitte findet, und gleichsam ein Kreuz formiert, die Ecken derselben gehen auf einander, und mag auch wohl der Vermutung nach mit allem Fleiß geschehen sein."

Fürst Christian II. verschrieb Ballenstedt seiner Gemahlin als Wittum; nach seinem Tode bewohnte sie das Schloß bis zu ihrem Ende im J. 1675. Im August 1682, als die Pest sich dem Harze näherte (s. S. 700), bezog Fürst Viktor Amadäus dasselbe mit seinem Hofe und verließ den Harz erst wieder am 12. Juni 1683. Da sich das Schloß für diesen längeren Aufenthalt als nicht ganz ausreichend gezeigt hatte, so fügte der Fürst im Jahre 1704 einen nördlichen Flügel hinzu. Diesen erweiterte Karl Friedrich in den Jahren 1719 und 1720 um die Hälfte, traf manche vorteilhafte Änderung im Innern und richtete das Schloß vollständig zur Sommerresidenz ein. Von hieraus unternahm er auch die mit dem Sommer 1728 beginnenden Parforcejagden. Fürst Viktor Friedrich bestimmte Ballenstedt seiner Gemahlin zum Witwensitze und erbaute am Fuße des Schloßberges ein Zeug- und Jagdhaus.

Seine jetzige Gestalt erhielt das Schloß durch den Fürsten Friedrich Albrecht, der 1765 dauernd seine Residenz hier nahm: besonders baute er 1766 und 1773 den südlichen Flügel, dessen Mauern noch aus der Klosterzeit stammen, unter Verlängerung derselben in der Weise um, daß er statt der Ställe im unteren Stock Zimmer einrichtete und die von Viktor Amadäus in den oberen Etagen angelegten schlechten Zimmer durch bessere ersetzte. Im Jahre 1787 erbaute er ein Reithaus — das alte wurde zum Gasthause — und 1788 ein Schauspielhaus. Als 1810 im nördlichen Flügel des Schlosses, in dem sich der Marstall befand, ein Gewölbe einstürzte, erbaute Herzog Alexius einen besonderen Marstall am Fuße des Berges.

*) Oberprediger Dr. Hoffmann in Z. d. H.-V. IId. 122 ff.



Nach diesen verschönernden Bauten, welche dem Schlosse, dessen schönster Schmuck die edle, geschmackvolle Einfachheit ist, ein wahrhaft fürstliches Ansehen gegeben haben, ist von dem Kloster nicht viel mehr geblieben. Die einzigen wenig veränderten Teile sind der Turm und die Küche mit den über dieser gelegenen Zimmern. (Schönichen.)

Auch auf die Umgebung hat sich die Verschönerung erstreckt, die dem Schlosse zu teil wurde. Im Jahre 1712 wurde dieses mit der Stadt durch eine Lindenallee verbunden, welche 1803 in eine Kastanienallee umgewandelt ist, und 1765 der bis dahin kahle Schloßberg mit ausländischen Bäumen und Sträuchern bepflanzt. Von hervorragender Schönheit ist namentlich die Terrasse auf der Nordseite.

Mit dem Erlöschen der Linie Bernburg im Jahre 1863 hörte Ballenstedt auf, landesherrliche Residenz zu sein; doch nahm hier die Herzogin Friederike Karoline, des letzten Herzogs Alexander Gemahlin, ihren Witwensitz.

Die Bildergallerie enthält eine große Anzahl wertvoller Gemälde älterer Meister (Rembrandt, van Lys, Steenwyk, Backhuysen u. a.). — „Was aber dem Schlosse den größten Reiz giebt, das sind die weiten herrlichen Aussichten, die sich aus allen Fenstern dem sinnenden Auge darbieten. Und wie großartig ist der Blick von der Terrasse im herzoglichen Garten! Aus der weiten, lebensvollen Landschaft, mit Dörfern und Pachthöfen erfüllt, ragen zwei mächtige Felsmassen, die Gegensteine, hervor; Quedlinburg und dahinter Halberstadt begrenzen den fernen Horizont; links sehen wir Blankenburg mit seinem hochragenden Schlosse und den Regenstein mit seinen verfallenen Mauern und Türmen, rechts Hoym, Ermsleben und das Schloß Bernburgs; hinterwärts lagert sich das aufsteigende Gebirge mit seinen Waldungen, Berggipfeln und Schluchten, über alles hervorragend im Westen die Kuppe des Brockens, — bei voller Beleuchtung ein köstlicher Anblick!" (Spieker.)

Für die Entwickelung der Stadt ist das Jahr 1765 entscheidend gewesen. Bis dahin „arm und unbedeutend", hat ihr das Jahrhundert der Residenz „Anmut und Wert" verliehen. Mehr als 300 Häuser sind während desselben neu aufgeführt, und die von der krummen Getel, welche man scherzend den anhaltinischen Mäander nennt, durchflossene und von blumengeschmückten Gärten und einträglichen Obstplantagen umgebene Stadt gewährt trotz ihrer Unregelmäßigkeit ein anmutendes Bild.

Die Einwohnerzahl hat sich von 2000 am Ende des vorigen Jahrhunderts (Gilbert 804) und von 3000 im Jahre 1817 (Gottschalck 85) auf 4613 bei letzter Zählung gehoben.

37. Die Burg Anhalt.*)

Die Raubburgen des Harzes, welche der verwilderte niedere Adel im 13. Jahrhundert, als der Handel auch der norddeutschen Städte jenen gewaltigen Aufschwung nahm, welcher zur Bildung des Hansabundes führte, an den alten Gebirgsstraßen erbaute, sind bis auf kümmerliche Mauerreste wieder verschwunden, und die Geschichte weiß von ihnen wenig mehr als den Namen. Auch die Stammsitze der mächtigen Grafengeschlechter von Mansfeld, Scharzfeld, Honstein, Regenstein und Woldenberg u. a. liegen seit Jahrhunderten in

*) Dieser Aufsatz schließt sich eng an die Arbeit des Herrn Oberbibliothekars Prof. Dr. von Heinemann: „Die Burg Anhalt mit ihrem Zubehör." (Z. d. H.-V. III, 139 ff.) Wo nicht anderes bemerkt ist, sind derselben auch die Citate entnommen.



Trümmern, aber von ihnen und den längst erloschenen Geschlechtern, welche von hier die Herrschaft übten über Gebirge und Land, hat die Geschichte des Interessanten gar viel zu erzählen, kaum weniger oft aus alter Zeit, als von den stolzen Schlössern erlauchter Harzgrafen, die noch heute den Scheitel unserer Berge krönen.

Die bedeutendste der unterharzischen Burgen, die Wiege des einzigen Fürstenhauses, das den Harzbergen entstammt, teilt auffallenderweise das Schicksal jener kleinen Raubnester. Nachdem der Anhalt seit fast einem halben Jahrtausend in Trümmern gelegen, bezeichnen nur noch spärliche Überbleibsel, Aufwühlungen, Schutthaufen und Mauerreste die Stätte, wo er gestanden hat. Und dürftiger noch und spärlicher als diese Reste sind die geschichtlichen Nachrichten, welche sich von dieser Burg erhalten haben. „Von ihrer äußeren Gestalt, ihrem Zubehör, ihren Schicksalen schweigt fast jegliche Kunde. Keinem feindlichen Angriffe sind ihre Mauern erlegen, laut- und ruhmlos sind sie der allgewaltigen, geräuschlos wirkenden Zeit zum Opfer gefallen. Vielleicht erklärt eben die große Ausbreitung des anhaltischen Fürstenhauses, sein eroberndes Vordringen nach Osten, die hohe politische Mission, welche es hier zu erfüllen hatte, daß die Stammburg so früh verlassen und ihrem Schicksale preisgegeben wurde."

Der Name der Burg, welcher früher Anehald und Anahalt lautete, ist wohl in oberflächlicher Weise als „ohne Holt", holzlos*) gedeutet. Anderseits hat man (F. Kindscher) ihn als eine Zusammensetzung des Vorworts ana mit dem Stamm des Zeitworts haldên, sich neigen (den auch die neuhochdeutschen Wörter hold, Huld, Halde bezeichnen) angesehen, wonach Anhalt so viel als „der abhängige, sanft ansteigende Berg" bedeuten soll. Aber diese Eigenschaft haben Tausende von Bergen, und den Namen Anhalt „führt nur die Burg, nicht der Berg, den sie krönt", und außerdem würde bei dieser Ableitung Anhalt doch nur „der einem andern sich zuneigende Berg" bedeuten. Eher kann man Dr. K. Schulze (Z. d. H.-V. 1887, 215) zustimmen, der darauf aufmerksam macht, daß das Schloß nach Beckmann in kaiserlichen Lehnbriefen „der alte Anhalt" heißt, und die Erklärung „Haus, welches durch seine Lage und Festigkeit Anhalt, Schutz gewährt", für unbedenklich hält.

Auf dem großen Haus- (d. i. Burg-) berge am rechten Ufer der Selke, etwa in der Mitte des Gebirgslaufes dieses Flusses, liegen, im Walde versteckt, die kaum bemerkbaren Reste der Burg. Eine Holztafel, welche an einer alten Eiche angebracht ist, berichtet, daß Burg Anhalt von Esiko IV. (oder VI.), Grafen von Askanien und Anhalt, um das Jahr 940 erbaut sei. Aber diese Nachricht entbehrt jeder Begründung um so mehr, als die ganze Ahnenreihe vor dem Grafen Adalbert (s. „Ballenstedt") „ein Phantasiegemälde späterer Skribenten" ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach verdankt die Burg der Ermordung des Grafen Adalbert von Ballenstedt, welche in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts fällt, ihre Entstehung. (Siehe „Ballenstedt" und „Falkenstein".)

---

*) Melchior Nehel sagt S. 320 ff. also: „Anhalt ist ein alter Burgstalle, von einem Schlosse am Hartz, welches die Grafen von Ascanien und Ballenstädt, meistenteils in selbständigen Steinfelsen, gleichsam ohne Holtz .... erbauet." Zeiler-Merian, Topographia Superioris Saxoniae etc. (Frankfurt 1650), S. 17. Noch Daniel (Deutschland, S. 1187) hält diese Deutung für die richtige. Beckmann erklärt Bd. I, S. 11 „Haus am Holze, am Walde".

Zur Sühnung dieser Bluthat verwandelten nicht nur die edlen Herren von Konradsburg, die Nachkommen des Mörders, ihren Stammsitz in ein Benediktinerkloster, sondern auch die Ballenstedter richteten zum Seelenheil des Erschlagenen ihre Stammburg zu einem Mönchskloster ein. Und wie die Konradsburger sich zum Ersatze am Ausgange des Selkethales den Falkenstein erbauten, nach welchem sie sich von da an Herren von Falkenstein nannten, so schufen sich die Grafen von Ballenstedt weiter aufwärts am Flusse auf hohem, schwer zugänglichem Berge eine neue Residenz, den Anhalt. Da der älteste Sohn des ermordeten Adalbert, Graf Otto der Reiche von Ballenstedt, den Umbau des Schlosses zu Ballenstedt behuf der Einrichtung desselben zum Kloster begann, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch der Bau der Burg Anhalt von ihm bereits in Angriff genommen ist. Zu Ende geführt hat er ihn indes nicht, denn erst sein Sohn Albrecht der Bär, der auch den Umbau der Burg Ballenstedt beendete, nennt sich „Markgraf von Anhalt“ (Marchio Anehaldensi).

„Die Burg Anhalt hatte nicht lange von dem Gipfel des Berges in das grüne Waldmeer des Selkethals geblickt, als sie bereits von einem jener vernichtenden Kriegsstürme betroffen wurde, welche damals so häufig über die deutschen Gaue dahinfuhren. Albrecht der Bär, ihr Erbauer oder vielmehr Vollender, sollte sie auch in Trümmer sinken sehen. Als nach dem plötzlichen Tode Heinrichs des Stolzen (20. Okt. 1139) der Markgraf abermals versuchte, sich des Herzogtums in Sachsen, welches Konrad der Dritte jenem ab- und ihm zugesprochen hatte, zu bemächtigen, traf er auf den entschiedensten Widerspruch des sächsischen Volkes und seiner Fürsten. Von Bremen aus, wo Albrecht durch Abhaltung eines herzoglichen Botdings von der Gewalt im Lande Besitz zu nehmen glaubte, verbreitete sich durch ganz Sachsen eine Bewegung, welche ihn bald nötigte, abermals Norddeutschland als Flüchtling zu verlassen. Seine und seiner Vasallen Burgen mußten die ganze Wut der gegen ihn entfesselten Volksleidenschaft erfahren. Außer Gröningen, Wittekke, Jabilince ward damals auch der Anhalt von Albrechts sächsischen Gegnern erobert und gebrochen.“

Die Jahrbücher von Pöhlde*) erzählen zum Jahre 1140: „Pfalzgraf Friedrich belagerte die nicht wenig befestigte Stadt Gröningen (an der Bode bei Halberstadt), nahm sie in sieben Tagen ein und zerstörte sie. Der (Magdeburger) Erzbischof Konrad griff an Jabilince (Belzig), ... und machte sie nach der Eroberung dem Boden gleich. Hiermit noch nicht zufrieden, haben die oben genannten Fürsten den Markgrafen aus seiner Heimat vertrieben, indem sie seine Stadt Anahald (Burg Anhalt) anzündeten.“

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Albrecht der Bär, als er nach dem Frankfurter Frieden aus fünfjähriger Verbannung in seine Lande zurückkehrte, die bis auf den Grund zerstörte Burg wieder aufbaute. Sämtliche noch vorhandene Trümmer bestehen nämlich nicht aus Bruchsteinen, sondern aus gebrannten Ziegeln und Backsteinen. Da der Backsteinbau erst mit den Niederländern, die Albrecht der Bär in seinen Landen und in der Mark ansiedelte, nach Norddeutschland kam, so ist demnach von der ersten Burg keine Spur mehr vorhanden.**)

---

*) Übersetzung von Winkelmann, S. 53.

**) Nach Schulze (Z. d. H.-V. 1879, 179) müßte auch die 1140 zerstörte Burg schon ein reiner Backsteinbau gewesen sein: „Am Fuße des Großen Hausberges und an der Südwestseite des demselben gegenüberliegenden Außberges befindet sich nach der geologischen

Ob der Anhalt bei der Teilung zwischen Heinrichs I. Söhnen, wie bei späteren Teilungen, Gemeingut der fürstlichen Linie blieb, oder ob er einem derselben zufiel, ist nicht bekannt. Daß die Burg noch im Anfange des 14. Jahrhunderts wenigstens zeitweilig als fürstliche Residenz diente, geht daraus hervor, daß Fürst Otto aus der Aschersleber Linie auf dem „Anahalt“ am 14. Oktober 1300 eine Urkunde für das Kloster Ballenstedt und am 26. Mai 1305 eine andere für den Edelherrn Werner von Friedeburg (Hadmersleben) ausgestellt hat. Dagegen soll sie im 15. Jahrhundert bereits verfallen gewesen sein, in der Mitte des 16. Jahrhunderts jedoch dem nach unglücklichem Verlaufe des schmalkaldischen Krieges aus Bernburg vertriebenen Fürsten Wolfgang als letzte Zufluchtsstätte gedient haben, als er in der Selkemühle vor den spanischen Häschern nicht mehr sicher war.

Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts war die Ruine nur noch sehr unbedeutend. Ich lasse sie den alten Kammerrat von Rohr (1736) beschreiben, der zugleich Beckmanns Nachrichten (1710) mit verwertet: „An manchen Orten kann man bei dem verfallenen Schuttwerke noch gar eigentlich erkennen, wie der Wall und Graben um das Schloß angelegt gewesen. Einige Büchsenschüsse von dem Hauptgebäude sieht man auf einem Platze einige Überbleibsel eines andern Gebäudes; Beckmann nennt es Rudera einer alten Kapelle, und wollen ihrer viele auch noch jetzo vorgeben, daß an diesem Orte die ehemals zu dem Schlosse gehörige Kirche angelegt gewesen. Von dem Mauerwerk ist wenig mehr zu spüren, sondern man entdeckt nur noch gewisse Linien, hin und wieder einige große, mit Erdreich bedeckte und teils mit Gras bewachsene Steine, die von dem Grund und Boden dieses Berges einigermaßen erhöhet. Wo dieses Gebäude eine Kirche gewesen, so hat sie eine ziemliche Länge und Breite gehabt, und sollte man fast nicht vermuten, daß eine so große Gemeinde auf diesem Schlosse sollte zusammengekommen sein.“

„Hinter diesem Platze soll der Kirchhof sein angelegt gewesen, und sieht man noch daselbst eine sehr alte und hohe Linde, die ihrem Untergang gar nahe und der Vermutung nach einige hundert Jahre mag gestanden haben. Einige alte Leute wollen vorgeben, wie sie beständighin von ihren Vorfahren gehört, daß diese Linde an dem Ende des Gottesackers gepflanzt gewesen. Der sel. Beckmann erwähnt eines großen Baumes, der in dieser Gegend stehen sollte, in welchen viel fürstliche Namen eingeschnitten gewesen. Man sollte wohl meinen, daß es diese alte Linde sein müsse, der man ehedessen diese Ehre angethan; ich habe aber nichts daran wahrnehmen können, auch von keinem andern Baume, in welchen fürstliche Namen eingeschnitten, etwas vernommen.“

Karte von K. Lossen ein bedeutendes Lehmlager, nach welchem die Leimufermühle und die Leimuferstraße benannt sind. Ihm entstammen unzweifelhaft die gebrannten Steine, mit denen die Burg Anhalt erbaut und der in ihr befindliche tiefe Brunnen ausgemauert wurde. Dasselbe wird überhaupt die Veranlassung dazu gegeben haben, daß gerade der Gr. Hausberg zur Baustelle genommen ward. Aus dem in dortiger Gegend nur aus Schiefer bestehenden Gebirge konnte kein Baumaterial gewonnen werden.“ Indes fehlt es nicht an Beispielen, daß man auf geeigneten Höhen selbst dann Burgen erbaute, wenn man das Baumaterial aus nicht unbeträchtlicher Entfernung herbeischaffen mußte. (Betreffs der Pfalz Königsdahlum verweise ich auf meinen „Ambergau“, S. 375.) Vielleicht erklärt sich auch aus der Verwendung des in der Nähe des Anhalts anstehenden Grauwackeschiefers die geringe Mühe, welche die Zerstörung der Burg anscheinend verursachte. Spangenberg schreibt: „Mit dem Schlosse oder Hause Anhalt ist also gar grimmig und unbarmherzlich umgangen, daß kein Mensch zu derselben Zeit gehört oder erfahren, daß man ein Haus gänzlich auszutilgen, solche Geschwindigkeit hätte gebrauchet.“

„Zu der Zeit, da der angeführte anhältische Historicus (Beckmann) diese Gegend besichtigt, hat noch ein runder Turm hier gestanden, wie man aus seiner Beschreibung ersehen kann; jetzo aber sieht man nichts mehr davon, als das Fundament oder Stück eines Gewölbes, daraus man erkennt, daß ehedem eine runder Turm hierüber gebaut gewesen sein müsse. Da ich mich nebst meinem Diener in dieses unterirdische Gewölbe begeben, haben wir sehr viele Knochen von Menschen darin angetroffen, welche daselbst ihren Tod oder doch Begräbnis gefunden. In einiges unterirdisches Mauerwerk kann man noch mit Mühe und Not gehen, meistenteils aber muß man nur durch die Öffnungen der Mauern kriechen, und weiß man fast nicht, für was man diese Öffnungen ansehen soll, ob es Fenster oder Thüren ehedem gewesen."

„Eine ziemliche Ecke von dem Schloßgebäude und sonst unten am Berge entdeckt man einen sehr tiefen Brunnen, von dem die Geschichtschreiber vorgeben, daß er ein sehr helles und gesundes Wasser bei sich führen soll. Bei der jetzigen Zeit kann man von der Beschaffenheit des Wassers nicht urteilen, indem der Brunnen größtenteils verfallen und zum Teil mit Holz und Steinen überdeckt sein muß. Wenn man auch gleich große Steine hinunterwirft, so vernimmt man doch nicht, daß sie auf das Wasser anschlagen, sondern man hört vielmehr ganz deutlich, daß sie eine gute Weile hernach, wenn man sie hinunter geworfen, auf Holz anschlagen und daselbst liegen bleiben."

„Der gemeine Mann erzählt hin und wieder von diesem Brunnen, es wäre ein Kessel mit vielem Gelde darin verborgen. Ich habe mir auch für gewiß sagen lassen, daß vor nicht so gar vielen Jahren einige Bergleute sich vereinigt und den Entschluß gefaßt, diesen Schatz aus dem Brunnen heraus zu holen; es wäre auch ein zu dem Ende hinunter gelassener Bergmann dem Gelde allbereits so nahe gewesen, daß er es mit den Händen hätte ergreifen können. Sobald er aber die Hand darnach ausgestreckt und mit dem Einsacken den Anfang machen wollen, wäre der Kessel wieder hinunter gesunken, und dieses hätte so lange gewährt, bis endlich die Schatzgräber solches überdrüssig worden und des Teufels Blendwerk erkannt." (Merkw. des Unterharzes, S. 368 ff.)

Nachdem die Ruine, trotzdem ihren Namen Fürsten und Lande führten, seit Jahrhunderten unbeachtet geblieben und von Schatzgräbern und Kurgängern arg verwüstet war, nahm sich Herzog Alexius im Jahre 1822 dieser Burg seiner Ahnen an, und durch die Aufräumung, die er damals vornehmen ließ, ist ein schwacher Rest von dem vorhin erwähnten runden Turme und der Eingang in ein halb verschüttetes Gewölbe bloßgelegt. Im übrigen fand man unter dem Schutte nur Gräber und zerfallenes und halb zerbröckeltes Mauerwerk aus roten Backsteinen. Besondere Mühe verursachte die Auffindung des Brunnens. „Niemand", erzählt Schönichen (Harz und Th. VIII, 495), kannte seine Stätte. Nur ein greises Mütterchen wollte aus frühester Jugend sich des Platzes noch entsinnen, und als man an der angedeuteten Stelle einschlug, fand man am östlichen Abhange des Berges, 150 Fuß unter seinem Scheitel und etwa 30 Fuß über der jetzigen Sohle des Wallgrabens die gesuchte Öffnung. Nach Wegräumung von Erde und Schutt entdeckte man nun einen mit keilförmig gestalteten sehr schön gebrannten, teils fast verglasten roten Backsteinen, 173 Fuß tief ausgemauerten Brunnen. Die Mauerung war vortrefflich, und nur die Spuren der auf- und abgehenden Eimer hatten sich derselben eingegraben. Es fanden sich mehrere Fähren von Wildbret und großen Raubtieren in die Steine eingedrückt, ein Beweis, daß sie im Freien getrocknet

waren. Aber das war noch nicht die ganze Tiefe. Etwa 100 Fuß war er noch durch sehr festen Grauwackenschiefer und kohligen Thonschiefer niedergebracht. Unendlicher Schutt ward herausgeholt, und in einer Tiefe von 150 Fuß stieß man auf eine starke Schicht vermoderten Strohes, in der sich ein mit den Füßen nach oben gekehrtes zerfallenes Menschengerippe, auch Reste von Bekleidung vorfanden. In einer Tiefe von 230 bis 240 Fuß fand sich noch gut erhaltenes Malter- und Nutzholz und noch tiefer u. a. ein Stück Brot, im Äußern noch völlig erhalten, nur etwas verschimmelt. Der tiefste Punkt war kesselförmig zugerundet und trug noch die Spuren der Bergeisen. Wasser quoll den Arbeitern nur spärlich (in 24 Stunden 6 Eimer) entgegen, aber es war ein sehr trockenes Jahr. Nach vollständiger Reinigung ward er mit einem wohlverzimmerten Viereck bedeckt."

Die Sage bemüht sich, dieses fürstliche Stammhaus vor andern Burgen auszuzeichnen: sie giebt ihr einen Jaspisgrund und behauptet, daß auf dem Hausberge alle Arten von Bäumen und Gesträuchen wachsen, welche irgend in der Gegend vorkommen.

„Es ist wohl nie erhört, daß eines Königs Haus
Auf solchen Grund gebaut, den Anhalt übertrifft.
Das graue Altertum in Anhalt weist es aus,
Daß dessen Stammhaus ist auf Jaspisgrund gestift't.
Die Deutung soll wohl sein: GOTT lasse es geschehen,
Daß dieses hohe Haus nie werde untergehen."
(v. Rohr 372 nach Brückmann.)

*

Am Fuße des Hausberges lag ehemals das Dorf Anhalt mit einer Kirche. Diese hatte noch 1376 einen besonderen Pfarrer, dem auch die noch in Trümmern vorhandene Filialkirche des seit Jahrhunderten ausgegangenen Dorfes Volkmannsrode zustand.

Nur die „Mühle zum Anhalt", mit welcher Fürst Bernhard III. am 9. Februar 1331 den Konrad von Reinstedt belehnte, ist als Leimufer- oder Selkemühle noch heute vorhanden. Hier lebte Fürst Wolfgang längere Zeit als Mühlknappe in Verborgenheit.

Wahrscheinlich knüpft sich an die Selkemühle noch eine bedeutsame geschichtliche Thatsache. Am Weihnachtstage 1088 schlug der letzte Brunone, Markgraf Ekkert II. von Meißen, der nach dem Tode des Gegenkönigs Hermann von Luxemburg die Hand nach der Krone ausstreckte, den Kaiser Heinrich IV. von der Burg Gleichen zurück und wandte sich von da zur Belagerung einer sächsischen, dem Kaiser ergebenen Stadt (wahrscheinlich Quedlinburg). „Auf dem Wege dahin, der ihn von der großen Heerstraße abwärts auf einem engen Waldpfade an die Selke geführt hatte, rastete er mittags in einer einsamen Mühle und schickte den Eigentümer derselben nach einem benachbarten Dorfe, um für sich und seine von der Hitze des Tages ermüdeten Begleiter einen Labetrunk zu holen. Der Müller traf bei dieser Gelegenheit auf einen Trupp Bewaffneter, welche ihn über den Zweck seiner Eile ausforschten. Als diese, welche heimlich dem Kaiser ergeben waren, von dem Manne erfuhren, wer ihn ausgesandt habe, eilten sie, so schnell ihre Pferde sie tragen konnten, zu der Waldmühle, überraschten dort den ermüdeten Markgrafen und erschlugen nach hartem Kampf des Kaisers grimmigsten Feind."

Man hat bei der Umschau nach dem Orte, wo der unruhige Markgraf diesen tragischen Ausgang nahm, an die nicht mehr vorhandene Ratsmühle*)

zwischen Straßberg und Alexisbad gedacht; aber mehr noch, als auf diese, weisen die wenigen gegebenen Kennzeichen auf die Selkemühle. Das Dorf, woher der Müller Wein holen wollte, ist wohl, da das Dorf Anhalt erst der nach dieser Begebenheit erbauten gleichnamigen Burg seine Entstehung verdankt, das schon im Jahre 1043 urkundlich erwähnte Volkmannsrode.

Bei den Trümmern der Kirche dieses vielleicht schon seit einem halben Jahrtausend wüsten Dorfes Volkmannsrode wurde noch vor zwei Jahrzehnten, wie vor alters, unter weitschattenden Linden zweimal im Jahre das uralte Rügegericht*) gehegt, ein „aus verflossenen Jahrhunderten in unsere nüchterne Gegenwart fremdartig hineinreichender Rest des alten germanischen Gerichtsverfahrens". Gewährte ihm das stille, verschwiegene Harzthal selbst da noch eine Zufluchtsstätte vor dem alles gleichmachenden Zuge unserer Zeit, als das Dreidingsgericht in Breslau und was sich sonst Ähnliches bis in die Neuzeit erhalten, dem neuen Gerichtsverfahren hatte weichen müssen, so hat auch ihm doch nun die neue Ordnung keinen Platz mehr gewähren können. Aber der alten Gerichtsstätte wird alle mögliche Pietät erwiesen. Das herzogliche Staatsministerium hat sie 1873 in das Eigentum des Landesfiskus übernommen, die Linden von der Holznutzung ausgeschlossen und die Erhaltung der Gerichtslaube und der Kirchenruine angeordnet.

38. Die Magdtrappe.

Wer kennt nicht, auch wenn er unsern Harz bisher nur von fern, an der Grenze des Horizontes gesehen hat, den Hüttenort Mägdesprung, die Geburtsstätte der schönen, beliebten Kunstgußwaren, die mit den Ilsenburger um den Preis zu ringen in edlem Wetteifer sich bestreben! Und wer zum erstenmale das lieblich bescheidene Selkethal von oben her durchwanderte und anfangs mit einiger Enttäuschung nach imponierenden Höhen und klarem Gewässer sich umschaute, bis zuerst allmählich und dann wie auf einen Zauberschlag das nun sammetgrüne, zwischen die waldigen Höhen sich tiefer eingrabende Thal ihm seine Wunder erschloß und das Herz ihm öffnete: wie zwingt es ihn plötzlich bei neuer Wendung der dem Flüßchen sich anschmiegenden Straße, in freudigem Staunen seinen Schritt zu hemmen und bewundernd zu der mit mächtigem Eisenkreuze geschmückten Höhe hinaufzublicken!

Dort oben ist die Magdtrappe dem Felsen eingedrückt, erkennbar jedem als Fußstapfe einer Riesenjungfrau, der seiner Phantasie nicht durch das Auge gebieten läßt.

Doch lassen wir die Sage für sich selber reden.

„Ein Riesenmädchen diente auf der Klostermühle. Ein wilder Revierjäger strebte ihr nach und trat hinter dem Busche her gegen sie vor. Sie nahm die Flucht nach dem Felde zu. Da trat ihr ein Pflüger entgegen und wollte sie aufhalten. Sie aber nahm Pferde und Pflug in die Schürze und sprang damit nach der Schalkenburg zu über das Selkethal weg." So erzählt Heinrich Pröhle in seinen Harzsagen, S. 251.

Anders lautet die Sage bei den Gebrüdern Grimm (Deutsche Sagen Nr. 320, Band I, S. 320)**): „Eine Hünin oder Riesentochter erging sich einst auf dem Rücken des Harzes, von dem Petersberge kommend. Als sie die

*) Böttger, Brunonen (Hannover 1865), S. 718.
**) Eingehend von Herrn Prof. v. Heinemann in Z. d. H.-V. 1870, S. 146 bis 159 geschildert.

Felsen erreicht hatte, die jetzt über den Hüttenwerken stehen, erblickte sie ihre Gespielin, die ihr winkte, auf der Spitze des Ramberges. Lange stand sie zögernd, denn ihren Standpunkt und den Ramberg trennte das breite und tiefe Selkethal. Wie sie so stand, drückte sich ihr Fuß ellentief in den Felsen, wovon heutzutage freilich nur die schwachen Spuren zu sehen sind. Ihres Zagens spottete höhnisch ein Bauer, der in der Nähe, bei Harzgerode, pflügte; aber schnell mußte er seinen Spott büßen, denn die Hünin, die es gemerkt hatte, streckte ihre Hand aus, hob den Bauer samt Pflug und Pferden in ihre Schürze und sprang mit ihnen in einem Sprunge über das Thal zu ihrer Freundin hinüber. Im Felsen ließ sie die gewaltigen Fußspuren zurück, die dort noch zu sehen sind; der Bauer aber entwand sich nun glücklich den Falten ihrer Schürze und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren.

Wohl dieselbe Sage hat Gottschalk (S. 219) im Sinne, wenn er erzählt, daß einst auf dem Berge bei der Mägdetrappe „eine Riesin umherwandelte und, da sie von einer ihrer Gespielinnen auf dem eine Stunde entfernten Ramberg durch Winken geladen wurde, zu ihr zu kommen, über das Thal hinwegsprang und dabei so stark auftrat, daß sich ihr Fuß in den Felsen eindrückte."

Verfolgen wir die Sage in das vorige Jahrhundert zurück, so verschwinden „Revierjäger" und Gespielin, Pflüger und Gespann. Kammerrat von Rohr erzählt 1737*): Vor alten Zeiten hätte eine junge Bauerdirne, die an dieser Seite gestanden, ihren Liebhaber, so ein junger Schäfer gewesen, auf dem andern Felsen gegenüber erblickt. Weil nun sowohl die Jähigkeit dieses Felsen, als die dazwischen strömende Selke beiden Verliebten den Zutritt zu einander fast unmöglich gemacht, so hätte sich die Weibsperson endlich gewagt und wäre von diesem Felsen über das Thal und die Selke weg zu ihm hinüber gesprungen. Der Antritt wäre auch so heftig gewesen, daß davon noch die Zeichen der Fußstapfen in dem Felsen geblieben. Auf dem andern Felsen gegenüber sollen eben dergleichen Merkmale angetroffen werden, die ich aber nicht gesehen."

Damit stimmt Beckmann (1710) überein. (Siehe auch Schönichen in „Thüringen und der Harz" I, 167 und Spieker 123, die beide unter ausdrücklichem Hinweis auf Beckmann diese ältere Sage bringen.) Ich erzähle die von ihm mitgeteilte Sage in der von Prof. Dr. Größler (Sagen der Grafschaft Mansfeld rc., S. 103) gekürzten Fassung Schönichens: „Eine Hünentochter stand einst auf dem Felsen, der jetzt Mägdesprung heißt, als die Selke noch breiter als jetzt, und wilder schäumend das Thal durchrauschte. Da gewahrte sie drüben ihren Geliebten, einen jungen Hirten, der mit den schmelzenden Tönen seiner Waldflöte ihre Trennung beklagte. Da erfaßte eine tiefe und mächtige Sehnsucht das Mädchen. Sie setzte gewaltig an, der Sprung gelang, und drüben umschlossen sie entgegenkommend die riesigen Arme ihres Geliebten. Diesseits und jenseits aber hatte sie den Abdruck ihrer Füße im Felsen zurückgelassen. (Übrigens soll auch ein Ziegenbock dabei mit im Spiel gewesen sein.)

---

*) Wir treffen die unverfälschte Sage schon, sowie wir über das Jahr 1800 zurückgehen. So schreibt Gilbert (in seinem Handbuch für Reisende III, S. 835) im Jahre 1795: „Auf den Gipfeln wird man vier (!) Vertiefungen gewahr, welche riesenmäßige Fußstapfen gleichen. Obgleich beide Felsen über 200 Schritt von einander entfernt sind, so giebt doch die Legende dieses Naturspiel für Fußstapfen aus, die bei dem Sprunge eines Mädchens von einem hohen Felsen zum andern, auf welchem sie ihren Liebhaber erblickte, entstanden sind." Vergl. auch Hagers Geographie, Teil II, S. 836.

Dr. Behrens (Hercynia curiosa, S. 131) schreibt im Jahre 1703 „von dem Steinfelsen, der Mägdesprung genannt": „Auf diesem Felsenstein sieht man einen Fußstapfen eines Menschen, welcher ebenermaßen als der Roßtrapp ein lusus naturae oder Spiel der Natur ist, obschon die Einwohner da herum auch eine Fabel von einem Schäfer, einer Bauernmagd und einem Ziegenbock erzählen und vorgeben, daß dieser Fußtritt von dem Sprung gedachter Magd entstanden sei."

Behrens stützt sich dabei wohl auf Merian, denn dieser sagt in seiner 1653 gedruckten Saxonia inf. S. 226, nachdem er die Roßtrappe beschrieben hat: „Fast eben dergleichen Übersprung oder Felsen, wiewohl mit Gehölz sehr zugewachsen, siehet man vom Fußsteige, wenn man von Harzgerode nach Quedlinburg zeucht, zu beiden Seiten der Salcken oder Selcken, eines bekannten Wassers. Die Historie aber daselbst wird von einem Schäfer und einer Bauernmagd samt einem Ziegenbock erzählet, sein auch die Trappen nicht so eigentlich, als jene zu erkennen: und wird selbiger Ort der Mägdesprung genannt."

Die unverfälschte, noch nicht durch Hineintragung fremder, aus andern Sagen entlehnter Züge entstellte Sage kennt also nur die Bauernmagd, den Schäfer und den Ziegenbock. Leider spricht sie sich nicht darüber aus, welche Rolle dieser letztere bei dem Sprunge gespielt hat: Doch ist dies unschwer zu erkennen. Der Ziegenbock ist das Tier des Teufels (s. S. 92), nur mit Hülfe des Teufels vermochte die Magd den Menschen unmöglichen Sprung auszuführen. Sobald darum die Bauernmagd zur Hünentochter wird und aus eigener Riesenkraft den Sprung vollführt, muß der Ziegenbock aus der Sage verschwinden.

Für diese Auffassung spricht auch eine ganz ähnliche Sage. „Bei Wiehe unweit der Unstrut wird noch ein Stein gezeigt, in welchem eine Riesenjungfrau den Abdruck ihres Fußes nach vollbrachtem Sprunge zurückgelassen haben soll. Und zwar soll der Teufel infolge einer Wette mit dem Mädchen vom Wendelsteine nördlich der Unstrut über den Fluß hinweg bis nach Wiehe gesprungen sein." (Prof. Dr. Größler in Z. d. H.-V. 1887, 317.)

So alt unsere Sage auch sein mag — schon 1576 heißt ein Ort zwischen Harzgerode und der Heinrichsburg, aber auffallenderweise nicht der Felsen, sondern „das Wasser im Grunde", also die Selke, der Maidesprung (Prof. Dr. Größler l. c.), so glaube ich doch nicht, daß sie irgend eine Beziehung zur heidnisch-germanischen Mythe hat. Vielmehr wird sie, wie die Roßtrappensage (S. 771), in Anknüpfung an das Naturgebilde der Trappe entstanden sein.

Die Erklärung von Mägdesprung als eines „vorspringenden Mägdeberges", d. h. eines Berges, auf welchem die Holznutzung dienenden Mägden überlassen ist, oder als des „vorspringenden Mägdegehölzberges", d. h. eines Berges, auf welchen sich das Mägdegehölz befindet, wornach also der Name, nicht die Fußspur Veranlassung zur Bildung der Sage gegeben haben würde (Dr. Karl Schulze in Z. d. H.-V. 1887, 188), halte ich mit Prof. Größler für bedenklich.

*

Die Höhe, auf welcher sich die Trappe befindet, ist unstreitig der schönste Aussichtspunkt am Oberlaufe der Selke und verdient schon um deswillen einen Besuch. Machen wir ihn an der Hand Spiekers, dieses gemütvollen Beobachters und Freundes unsers Harzes. „Wie mühsam", erzählt er im Jahre 1857, „mußte ich mich vor fünfzig Jahren durch dichtes Gebüsch und scharfes Gestein auf steilem Pfade zum Mädchensprung hinaufarbeiten,

und wie bequem ist es jetzt den Reisenden gemacht! Wer auch nicht die Harzgeroder Chaussee, die vor dem berühmten Felsstein vorüberführt, benutzen will, findet einen nicht gar steilen Fußpfad durch schattige Waldung. Oben angekommen wird die Brust mächtig gehoben durch den reichen Schmuck einer hochromantischen Natur. Die weite Gegend ist bis zu allen Seiten des Horizonts ausgefüllt mit dichter Waldung von Laub- und Nadelholz. Der Wellenschlag der vom Winde bewegten Wipfel der Bäume verbreitet ein mystisches Rauschen und Brausen durch die Luft. Der kräftige, saftreiche Baumschlag, der allen Landschaften des Harzes einen besondern Reiz giebt, das frische Grün, kaum anderthalb Fuß über nacktem Fels, die tiefe, heilige Waldeinsamkeit, ausgestattet mit dem Reiz einer altertümlichen Legende, dann unten das friedliche Thal mit den Werkstätten menschlichen Kunstfleißes — alles vereint sich, um diesen Platz zu einer traulichen Wohnstätte für solche zu machen, die über die Selbstbetrachtung das Leben und über die Natur die Gesellschaft vergessen können."

„Was den Gedanken noch mehr diese höhere Richtung giebt, ist ein mächtiges zehn Fuß (3 m) hohes eisernes Kreuz (mit goldener Inschrift), das in der Nähe des Wundersteins aufgerichtet ist. Der Prinz Friedrich von Preußen und seine Gemahlin (Luise von Anhalt-Bernburg) stellten das in Berlin gegossene Kreuz 1819 dem teuren Vater (Herzog Alexis) zu Ehren auf. Ob vom Thale aus gesehen, oder oben betrachtet, weckt dieses gnadenreiche, heilige Zeichen ernste Gedanken und wundersame Gefühle. Die Natur, wie erhaben, herrlich und gewaltig, sie sagt mir nichts von der ewigen Barmherzigkeit Gottes, von der heiligen welterlösenden Liebe, von der hohen Bestimmung des menschlichen Geschlechts. Sehe ich aber die Schöpfung mit erleuchteten Augen, mit gläubigem Herzen, mit der Freude eines Erlöseten an, dann legt sich eine Himmelsglorie um die Natur, und des Kreuzes Strahlen leuchten über Tod und Grab hinüber zu der unvergänglichen Schönheit zukünftiger Herrlichkeit."

39. Falkenstein.*)

1. Unmittelbar über dem Städtchen Ermsleben erhebt sich auf einem „nur von der östlichen, schmalen Feldseite zugänglichen, sonst ringsum abschüssigen Berge" das Gut Konradsburg. Erzählt die im romanischen Stile aufgeführte Kirche mit ihrer Krypta, daß einstmals hier die Benediktiner ihre Wohnstatt aufgeschlagen hatten, so weisen uns doch der Name und die Reste einer mächtigen Ringmauer noch über das Kloster hinaus in jene Zeit zurück, wo hier die Edlen von Konradsburg, die Vorfahren der Grafen von Falkenstein, hausten.

Der erste dieses Geschlechts, der mit dem Zunamen „von Konradsburg" von den Chronisten erwähnt wird, Egeno, ist durch eine blutige That bekannt. Er stand dem Grafen Albert von Ballenstedt nach dem Leben und legte ihm einen Hinterhalt. Als nun Albert eines Tages mit wenigen Begleitern gen Aschersleben ritt, stürmte Egeno, durch das verabredete Zeichen mit der Glocke herbeigerufen, heran und erschlug ihn. Das steinerne Kreuz am Wege bei Welbsleben soll die Stelle bezeichnen, wo diese Mordthat geschah. Sie fällt in die Jahre zwischen 1076 und 1083. Wohl zur Sühne

*) Niemeyer, Falkenstein (Halberstadt 1840). — Schaumann, Gesch. der Gr. von Valkenstein (Berlin 1847). — von Ledebur, Die Grafen von Valkenstein (Berlin 1847). — Verschiedene Aufsätze in der Z. d. H.-V. u. a.

verwandelten die Söhne Egenos ihre Stammburg in ein Kloster. (Im Jahre 1120 war der Halberstädter Vizedominus Rudolf Propst von Konradsburg; 1133 wird der Abt Adalbert genannt.)

Im Jahre 1070 beschuldigte ein Egeno den Baiernherzog Otto von Northeim, er habe den Versuch gemacht, ihn zur Ermordung des Königs Heinrich IV. zu dingen, und erbot sich, als jener leugnete, die Wahrheit seiner Behauptung im Zweikampfe zu Goslar zu beweisen. „Trotz der Abmahnung vieler Fürsten, die den Zweikampf mit einem so übel berüchtigten Gegner, dem alle nur möglichen Schandthaten zur Last gelegt wurden, für unzulässig erklärten, war der Herzog bereit, dem Gottesurteile sich zu unterziehen; zu diesem Ende begab er sich in die Nähe von Goslar (nach Gittelde?), und nur das von dem Könige mit harten Worten ihm verweigerte sichere Geleit hielt ihn ab, sich an Ort und Stelle einzufinden.“ (v. Ledebur.) Dieser Egeno kann kein anderer sein als der Mörder des Grafen Albert; daß jener trotz seiner Verbrechen dem Stande der Edlen angehörte, erwähnt Lambert von Aschaffenburg, der Chronist jener Zeit, ausdrücklich.*) Auch erzählt er, daß Egeno später bei einer Räuberei vom Volke ergriffen und geblendet sei und sein Leben durch Betteln habe fristen müssen.

Finden wir hier Egeno auf der Seite des Königs, so ist von Albert von Ballenstedt bekannt, daß er zu dessen Gegnern gehörte. Vielleicht war aber bei jener Ermordung auch persönlicher Haß mitbestimmend.

Nach dem sächsischen Annalisten hieß Egenos Vater Burchard und dessen Vater Egeno. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht eine Urkunde des Kaisers Heinrich II. vom Jahre 1021, wonach ihm ein edler Mann, namens Egeno, Erbgüter zu Pliozuvuzi (wüst bei Mühlingen) und Arrikesleva (wüst Nieder-Erxleben am linken Ufer der Bode, Hohen-Erxleben gegenüber) im Gau Nordthüringen und in der Grafschaft des Markgrafen Dietmar zu Gunsten des Stifts Quedlinburg übergab. Da der seltene Name Egeno in jenen Zeiten bei keinem andern edlen Geschlechte der Harzlande vorkommt, so haben wir in diesem Egeno der Urkunde von 1021 um so sicherer den Großvater Eginos von Konradsburg, als damals der erstgeborene Enkel den Namen des Großvaters väterlicherseits zu führen pflegte.

Der wohlunterrichtete sächsische Annalist giebt indes noch weitere Fingerzeige für die Forschung nach den Vorfahren der Falkensteiner. Er nennt nämlich Egeno (II.) von Konradsburg und Alverich von Kakelingen, den Stammvater der Grafen von Plötzke, ausdrücklich Brudersöhne (patrueles). Ihr Großvater müßte also gleichfalls Egeno geheißen haben. Und in Wahrheit trug im Jahre 944 ein Agino (gleichbedeutend mit Egino) vom Könige Otto ein Gut in Kinlinga (d. i. Kaclinga, jetzt Hecklingen bei Staßfurt in der Nähe der Bode) zu Lehen.

Ohne den genealogischen Untersuchungen weiter zu folgen, bemerke ich nur noch, daß außer den Grafen von Hecklingen und Plötzke auch die älteren Grafen von Querfurt, die Grafen von Seeburg, von Ludesburg („Lüdersburg“ bei Querfurt), die Burggrafen von Magdeburg, die Herren von Rosenburg (bei Barby), die Grafen von Mansfeld querfurtschen Stammes, die Edlen von Schraplau und von Querfurt u. a. zu den Stammesgenossen der Konradsburger zu zählen sind.

*) Er nennt ihn hominem ingenuum und sagt von ihm: qui si quid ingenuitatis a parentibus accepisset, id per furta, per latrocinia, denique per omnia vitiorum probra jam dudum oblitterasset.

Egeno II., der Mörder des Grafen Albert, hinterließ einen Sohn namens Burchard, welcher mit Bia, einer Tochter des Grafen Milo von Hillersleben (Ammensleben), verheiratet war. Er ist der Stifter des Klosters Konradsburg und der Erbauer der Burg Falkenstein, nach welcher er zum erstenmale im Jahre 1120 benannt wird; doch heißt er noch bis 1142 — so in einer kaiserlichen Urkunde von 1129 — auch Burchard von Konradsburg. Infolge seiner Verschwägerung mit dem Grafen Otto von Hillersleben, dem letzten dieses Geschlechts, erlangte er ein Grafenamt und damit den Grafentitel. „Grafen von Falkenstein" heißen er und sein gleichnamiger Sohn zum erstenmal im Jahre 1155. Ihr Komitat umfaßte die s. g. Grafschaft Billingshoge oder Wolmirstedt, den südlich der Ohre gelegenen Teil des Nordthüringgaues, nicht aber die Gegend von Falkenstein, und sie besaßen dasselbe nicht vom Reiche, sondern als Vizegrafen der Markgrafen von Brandenburg. So kommt es auch, daß ihnen anfangs nur diese und die Bischöfe von Brandenburg, sowie die Erzbischöfe von Magdeburg den Grafentitel gaben.

Zur Erhöhung des Ansehens der Falkensteiner trug nicht unwesentlich bei, daß sie bald nach Erlangung der Grafenwürde auch das Amt der Oberschutzvögte des freien Stiftes Quedlinburg erhielten. Wenn auch „Graf Otto" erst im Jahre 1201 ausdrücklich Vogt desselben genannt wird, so werden die Falkensteiner doch, zumal Graf Hoyer von 'Lauenburg, der anscheinend im Jahre 1183 im Besitze der Vogtei war, mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Glied dieses Geschlechts angesprochen werden kann, wohl schon beim Erlöschen der Pfalzgrafen von Sommerschenburg 1179 in den Lehnsbesitz der Stiftsvogtei gekommen sein. Indem ich im übrigen auf die Abschnitte „Quedlinburg" (S. 779) und „Lauenburg" (S. 802) zurückverweise, wiederhole ich hier nur, daß Graf Hoyer, Ottos Sohn, die Vogtei mit Zubehör 1237 an die Grafen von Blankenburg verkaufte.

Verringerte Hoyer durch diesen Verkauf die Macht und durch Gründung eines Domstiftes in Coswig*) im Anhaltschen (1215) den Besitz der Familie, so sicherte er anderseits das kleine geschlossene Harzgebiet dadurch, daß er 1200 eine Burg in Hettstedt**) aufführte und den Falkenstein verstärkte.

Auf Veranlassung dieses Grafen Hoyer stellte Eike von Repkau, Schöffe im Gerichte Dornburg, das Gewohnheitsrecht, wie es im alten Sachsenlande seit alters bestand und durch die Weistümer und Urteile der Freien- und Godinge bestimmte Formen erhalten hatte, in dem berühmten Sachsenspiegel zusammen, der in seiner eigentlichen Gestalt in Norddeutschland, Preußen, Polen und einem Teil der russischen Ostseeprovinzen, in seiner Nachahmung als Deutschenspiegel und dem auf diesem beruhenden Schwabenspiegel im übrigen Deutschland das nationale Gesetzbuch wurde. Den Namen hat der Verfasser selbst seiner Arbeit, die vor dem Jahre 1215 deutsch vollendet sein wird, gegeben:

Spiegel der Saxen
Sal diz Buch sin genant
Wende Saxen Recht ist hier an bekant
Als an einem Spigele de Vrouwen
Ihre Antlize beschouwen.

Seine Beziehungen zu dem Grafen Hoyer ergeben sich aus folgenden Versen seiner Vorrede:

*) Niemeyer, S. 16.
**) v. Rohr, Unterharz 378. 659.

Nun danket all gemeine
Dem von Falkensteine,
Der da ist Graf Hoyer genannt
Daß in Deutsch ist gewandt (übersetzt)
Dies Buch durch seine Bitte,
Eike von Repkau es thäte,
Da ers in Latein hatte bracht
Ohne Hülfe und ohne Lehre.
Dieses Recht habe ich selber nicht erdacht,
Es habens von alters auf uns bracht
Unsere gute Vorfahren;
Und auch ich wills bewahren,
Daß mein Schatz unter die Erde
Nicht mit mir begraben werde.

Von 1230—1232 war eine Gräfin Osterlindis von Falkenstein Äbtissin von Quedlinburg, im Jahre 1250 und nach 1255 die Gräfin Mechtild, Hoyers Schwester, welche auch noch 1261 lebte, Äbtissin des Klosters Münzenberg.

Während das Geschlecht mit dem Grafen Friedrich (1256—1277) auf zwei Augen stand, erblühte diesem und seiner Gemahlin Clementa von Hesnem eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft. Drei der Söhne traten daher in Domherrenstifter ein: Konrad (1287—1317) war Domherr zu Magdeburg und Domprobst zu Hildesheim, Heinrich Domherr zu Halberstadt und Probst zu S. Marien, Siegfried Domherr zu Hildesheim. Die weltlichen Söhne Otto (1270—1323), welcher mit Lutgard von Arnstein verheiratet war, und Volrad (1270—1312), dessen Gemahlin der Familie von Schraplau*) angehörte, besaßen ihre Güter, wie es scheint, zu ungeteilter Hand. Beide nahmen 1291 am Herlingsbergschen Kriege (vergl. 418) als Mitglieder des von geistlichen und weltlichen Fürsten und von Dynasten zur Aufrechterhaltung des Landfriedens geschlossenen Bundes teil. Namentlich Otto stand bei seinen Nachbarn in hohem Ansehen, sie erwählten ihn nicht selten zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten (so der Graf Friedrich von Wernigerode und die Stadt Goslar, 1312 die Äbtissin von Quedlinburg und Graf Ulrich von Regenstein, 1316 Graf Bernhard von Anhalt und der Erzbischof von Magdeburg), und schon 1290 beauftragte ihn König Rudolf, eine Streitigkeit der Gebrüder von Hadmersleben mit dem Simon-Judasstifte zu Goslar in Gemeinschaft mit den Grafen Busso von Mansfeld und Heinrich von Blankenburg beizulegen**), und von dem Rufe, in welchem seine Rechtskunde und seine Unparteilichkeit standen, zeugt, daß die Glossen zum Sachsenspiegel Aussprüche von ihm verzeichnet haben.

Als Ottos Schwager, Walther V. von Arnstein, der letzte seines Geschlechts, um 1296 in den deutschen Orden eintrat, übergab er jenem als seinem nächsten Erben Burg und Herrschaft Arnstein.***) Aber nicht lange sollten sich die Falkensteiner dieses Zuwachses ihres Besitzes erfreuen. Ottos Neffen Friedrich und Volrad und Ottos Söhne Otto, Otto†) und Burchard waren in Domherrenstifter eingetreten und seine anderen Söhne Friedrich und Albert starben kinderlos vor ihm. Da bestimmte er seinen Sohn Burchard, das geistliche

*) Arnstedt in Z. d. H.-V. V, 141 ff.
**) Heinecc. ant. Gosl., 307.
***) Dr. Straßburger in Z. d. H.-V. 1887, 142.
†) Daß zwei oder auch mehr Brüder denselben Namen führten, war damals nicht gar selten.

Gewand wieder abzulegen, sich zu verheiraten und die Herrschaft Falkenstein zu übernehmen. Als aber Bernhard seine Gemahlin Hedwig bald durch den Tod verlor, sehnte er sich, des weltlichen Treibens müde, nach seiner ruhigen Kurie zurück; er beschenkte, wie sein Vater in den letzten Jahren seines Lebens es gethan hatte, Kirchen und Klöster reichlich und verkaufte am 12. Januar 1332 Falkenstein und Ermsleben dem Bischof Albrecht von Halberstadt. Das Domkapitel räumte ihm einen freien Hof in der Stadt ein, den es aus dem Nachlasse des Domdechanten Heidenreich angekauft hatte, und hier beschloß Burchard seine letzten Tage in aller Stille. In seiner letzten bekannten Urkunde schenkt er am 10. August 1332 einer ihm Eigenhörigen Johanna, der Ehefrau Heinrichs von Evessen, samt ihren Kindern die Freiheit, „in Erwägung, daß solches ein frommes und löbliches Werk sei und auch den ursprünglichen und natürlichen Menschenrechten entspreche". Sein Tod soll schon 1334 erfolgt sein.

Der Bischof war damals genötigt, eine Anleihe bei seinem Domkapitel zu machen, und verpfändete diesem dafür die Burgen Falkenstein und Ermsleben, legte aber 1334 die Pfandsumme auf Hornburg.

Die nächsten Verwandten und Allodialerben des letzten Falkensteiners konnten den ohne ihre Zustimmung abgeschlossenen Verkauf nicht als gültig anerkennen. Es waren ein Neffe und zwei Vettern, für welche Erbansprüche von ihren Vätern geltend gemacht wurden; ersterer ein Sohn (Albrecht) des Grafen Albrecht von Regenstein und der Gräfin Oda von Falkenstein, der Schwester Burchards, letztere (Siegfried und Otto) die Söhne des Grafen Burchard von Mansfeld aus seiner ersten Ehe mit Sophie von Falkenstein, der Vatersschwester des Verkäufers. Wollte man indes gegen den Bischof mit Aussicht auf Erfolg vorgehen, so mußten die Regensteiner und Mansfelder vorerst unter einander sich einigen. Die von ihnen am 26. Oktober 1332 zu Schiedsrichtern erwählten Jordan von Neindorf und Heinecke von Hoym sprachen, wie es nicht anders sein konnte, dem erstgenannten das Näherrecht zu. Und nun griffen beide Grafen mit ihren Bundesgenossen einmütig zu den Waffen.*) (Vergl. S. 735 f.) Da der Bischof zwei Züge gegen Falkenstein und Hettstedt gemacht hat, so scheint es, als ob die Verbündeten anfangs mit Glück kämpften und diese beiden Burgen in ihre Hand bekamen. Doch muß der Falkenstein ihnen bald wieder abgewonnen sein, denn der Bischof klagt sie in einem offenen Briefe von 1334 nur an, daß sie ihm (einen Schaden von 1000 Mark Silber zugefügt und) Hettstedt „entwaldiget und rofflíken genomen hebben", ohne zugleich den Falkenstein namhaft zu machen.

Da der Fortgang der Fehde den Hoffnungen des Grafen Albrecht nicht entsprach, so war er 1335 bereit, sich einem Schiedsspruche des Herzogs Otto des Milden von Braunschweig zu fügen. Dieser Spruch, der am 22. Juli erfolgte, berührt die Frage, ob jener Kauf zu Recht bestehen konnte, gar nicht, sondern spricht dem Bischof das Falkensteinsche Allod („des von Valkenstein Eigen"), das er „in rechten Weren" zu besitzen behaupte, bis dahin zu, daß Graf Albrecht beweise, sein Sohn habe ein größeres Recht daran.

So entbrannte denn der Kampf noch einmal, aber wiederum unglücklich für den rechtmäßigen Erben, und am 30. März 1338 mußte Graf Albrecht

*) Diese Fehde ist es, die der Quedlinburger Julius Wolff in seinem Raugrafen so anschaulich schildert.

in einem besonderen Reverse versprechen, alle Punkte jenes Spruches von 1335 so zu halten, wie sie vom Herzoge entschieden waren.

Von den Verwandten der Falkensteiner, welche keine Erbansprüche erhoben oder erheben konnten, kennen wir die Grafen von Woldenberg und von Stolberg: 1311 nennen die Grafen Konrad III. und Johann I. von Woldenberg und ihr Neffe Ludolf VIII. den Dompropst Konrad von Falkenstein, als sie ihm hildesheimsche Lehen abtraten, ihren Blutsverwandten. Doch wird die Verwandtschaft weit zurückliegen. Wahrscheinlich war die Gemahlin Heinrichs I. (1199–1246), die Großmutter der beiden Erstgenannten, eine Falkensteinerin: ein Sohn desselben führte den Namen Hoyer, ein anderer hat in seinem Siegel den Falken als Ahnenwappen.*) Heinrich von Stolberg nennt 1316 den Grafen Burchard seinen Schwager, war also wohl (in kinderloser, erster Ehe) mit dessen Schwester (Mathilde?) verheiratet. — Graf Burchard III. von Falkenstein (1197—1207) hatte eine Gräfin von Ziegenhain zur Gemahlin. Doch konnten aus dieser Verwandtschaft keine Erbansprüche hergeleitet werden, da der letzte Burchard nicht von jenem, sondern von dessen Bruder Hoyer II. abstammte.

Mit den Regensteinern und Mansfeldern waren die Falkensteiner mehrfach verschwägert.

Während die Burg Falkenstein Allod war, gingen die Grafen mit einzelnen ihrer Güter bei dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt, der Äbtissin von Quedlinburg, bei den Herzögen von Sachsen und dem Hause Anhalt zu Lehen. Von ihren Lehns- und Dienstmannen sind 21 Familien, darunter die von Ditfurt, von Hoym, von Meisdorf, von Erxleben, von Heimburg und von Spiegel, bekannt.

2. Ermsleben wurde als bischöfliches Tafelgut angesehen; gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte es der bischöfliche Kanzler Türk in Besitz, nach seinem Ableben wurde es an die Familie von Hoym verpfändet.

Der Falkenstein wurde dagegen mit Burgmannen besetzt; 1370 werden Fritz von Zehling und Heinrich Bars, etwa gleichzeitig Glieder der Familien von Hoym und Brakel, später die Brüder Volkmar und Heinrich von Bugenrode als solche genannt. Zwischen 1427 und 1430 verpfändete ihn Bischof Johann an die Grafen von Mansfeld auf 12 Jahre, wobei er sich die Jagd vorbehielt, doch löste sein Nachfolger die Burg schon 1437 mit 600 Mark Silber, welche ihm Busso und Bernhard von der Asseburg und deren drei Brüdersöhne Kurt, Bernhard und Busso darliehen, wieder ein. Dafür verpfändete er diesen die Burg zunächst auf 25 Jahre, belehnte sie aber schon vor Ablauf dieser Zeit, im Jahre 1449, mit dem schönen Schlosse und dessen wertvollem Zubehör. Der älteste noch vorhandene Lehnsbrief ist vom Bischof Gerhard 1478 ausgefertigt. Seit nun also 450 Jahren befinden sich die Nachkommen des in der Geschichte viel genannten, hervorragenden Reichsdienstmannes und Feldherrn des Kaisers Otto IV., Gunzelins von Wolfenbüttel oder von Peine**), dessen Nachkommen sich auch zeitweilig von Moringen und von Staufenburg schrieben, im Besitze des Falkensteins.

Zunächst bewohnte ihn die Linie, welche von dem unter den Pfandinhabern 1437 genannten Bernhard abstammte. Einer aus derselben, Bernhard

*) Vergl. meinen „Ambergau", S. 256.

**) Von dessen Vorfahren wird am frühesten Widekind von Wolfenbüttel erwähnt, er war 1087 unter den Geiseln, welche Eckbert II. von Braunschweig dem Kaiser für seine Treue stellte. v. Heinemann, Gesch. von Braunsch. u. Hannover, I, S. 150.

53*

der Reiche, erhielt auch Schloß und Gericht Hoym, Ballenstedt und Radisleben in Pfandbesitz. Jähzornig und aufbrausend kündigte er dem Grafen Albrecht VII. von Mansfeld, von dem er sich hinsichtlich der Jagdberechtigung benachteiligt glaubte, Fehde an, doch gelang es dem Domkapitel zu Halberstadt, die Sache gütlich beizulegen. Einer seiner Diener, mit dem er in wilden Streit geriet, erschoß ihn 1524 und stürzte ihn zum Fenster hinaus. Sein gleichnamiger Brudersohn und Erbe ist besonders dadurch bekannt, daß er beim Kloster Heiningen, dem damaligen Erbbegräbnis der Asseburger, und in Magdeburg Seelmessen für die aus seinem Geschlechte Verstorbenen stiftete; gewiß sollten sie namentlich jenem Bernhard, der so jähen Tod gefunden hatte, zu gute kommen. An eine seiner Stiftungen, aus der die Kartäuser auf der Konradsburg den Armen Kleidung und Nahrungsmittel zu spenden hatten, knüpft sich folgende Sage. Einst, als er der Jagd sich erholte, lauerte ihm ein Ritter von Hoym, mit dem er in Fehde lebte, im Hinterhalte auf und suchte sich seiner zu bemächtigen. Bernhard flüchtete vor der Übermacht in den Rosenberg. Als er aber sah, daß Hoym den übrigen Verfolgern weit voraneilte, nahm er den Kampf mit ihm auf und durchbohrte ihn mit seinem Jagdspieße. Deswegen that ihn der Halberstädter Bischof, ein Vetter des Getöteten, in den Bann. Um sich die Lösung aus demselben zu erkaufen, stiftete Bernhard jene Konradsburger Spende.

Da Bernhard kinderlos verstarb, so folgte auf dem Falkenstein die von dem 1437 genannten Kurt abstammende Linie. Die Erben bezogen indes die Burg nicht. Johann wohnte zu Reindorf, sein Bruder Heinrich zu Amfurt. Als der bischöfliche Stuhl zu Halberstadt 1545 erledigt war, forderten die Fürsten von Anhalt die Asseburger auf, sich von ihnen mit Falkenstein, das ehemals ein Fähnlein der Herrschaft Ascharien gewesen sei, belehnen zu lassen, wurden aber mit diesem Ansinnen abgewiesen.

Johanns Sohn August nahm seinen Wohnsitz wieder auf der Burg, deren seit 1524 verödeten Gebäude er 1592 einer Reparatur unterzog, bei welcher der Turm um 7 m erhöht wurde. Ein treuer Anhänger der Reformation, wurde er 1589 vom Bischof Heinrich Julius zum Mitgliede der Visitationskommission ernannt. Von seiner herzlichen Frömmigkeit zeugen u. a. die Inschriften, welche er am Turme und über einer Burgpforte 1601 anbringen ließ: Jene lautet:

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist!
Dein göttlich Wort, das ewige Licht,
Laß ja bei uns verlöschen nicht!

In dieser bittet er Christum, ihn recht leben und gut sterben zu lehren. (Vivere da recte, da bene, Christo, mori!)

Im dreißigjährigen Kriege wußten die Kriegsscharen auch den einsamen Falkenstein zu finden. Im Jahre 1625 wurde Busso, Augusts ältester Sohn, gezwungen, von den Wallensteinschen Truppen 61 Reiter und 20 Musketiere aufzunehmen und zu verpflegen. Erst 1628 erreichte er durch Vermittelung des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen den Abzug dieser schlimmen Gäste, und General Altringer befreite ihn sogar unter lobender Anerkennung seines Verhaltens von ferneren Leistungen. Für die längere Ruhe und Schonung aber schien das Kriegsjahr 1641 sich entschädigen zu wollen. Nicht bloß hausten die Schweden damals übel in der Herrschaft, sondern der kaiserliche General Wahl wies auch das Regiment Wolf zum Unterhalt auf dieselben an. Zu

Anfang des folgenden Jahres legte der schwedische Feldherr Graf Königsmark eine Besatzung in die Burg, und als er dieselbe auf Bussos flehentliche Vorstellungen im Oktober zurückzog, kündigten die Österreicher — und den Erzherzog Leopold Wilhelm, der auch Bischof von Halberstadt war, mußte der Burgherr, als seinen Lehnsherrn ansehen (vergl. S. 745) — ihrerseits eine Besatzung des Falkensteins an. Da erschienen plötzlich auf Königmarks Befehl 500 Schweden — Reiterei, Fußvolk und Geschütz — von Mansfeld aus vor der Burg, um diese wieder zu besetzen, oder im Weigerungsfall zu verbrennen und zu zerstören. Der Befehlshaber forderte Busso zu einer Unterredung vor die Burg, ließ aber sofort bereitstehende Leute durch die sich öffnende Pforte eindringen, und erklärte, als einer derselben von den Dienern Bussos erschossen wurde, dem in die Falle gelockten Burgherrn gegen sein gegebenes Ehrenwort, daß er seine Freiheit nur durch Übergabe der Burg wiedererlangen könne. Falle noch ein Schuß, so sollten alle Dörfer seiner Herrschaft in Flammen aufgehen und die Unterthanen wie Hunde niedergeschossen werden. Inzwischen ließen sich Bussos erschreckte Leute bereits an Stricken von der Mauer hinunter und flohen in den Wald. So blieb ihm denn nichts übrig, als eine Besatzung von 18 Mann einzunehmen. Doch stellte er die Bedingung, daß von ihr das Stift Halberstadt nicht geschädigt werden dürfe, und zog auch selbst, um seinem Lehnsherrn gegenüber jedem Verdachte heimlichen Einverständnisses mit den Schweden entgegenzutreten, mit seinen 13 Kindern nach Aschersleben. Nach langen Verhandlungen erreichte er, daß beide Parteien den Falkenstein für neutral erklärten, und die Schweden zogen am 13. Januar 1643 ab.

Von Bussos Nachkommen starb 1761 der ältere Zweig aus, und die Herrschaft Falkenstein fiel nun an den von Erasmus August, Bussos Enkel, gegründeten Meisdorfer Zweig. Der nächste Erbe war Achaz Ferdinand, der berühmte Staatsmann in dänischen und russischen Diensten. Seit dem Jahre 1762, wo zwei Stiftsfräulein aus dem älteren Zweige die Burg verließen, verödete diese mehr und mehr, denn wenn jener Staatsrat einmal Zeit fand, seine Besitzungen im Harze zu besuchen, so bewohnte er das von ihm erbaute Schloß in Meisdorf. Erst 1816, als die Falkensteinsche Linie völlig erlosch und die Amfurt-Egenstedtsche mit dem Hofjägermeister Ludwig August in das Erbe eintrat, kam die alte Burg wieder zu Ehren. Sie wurde ihrem Baustile entsprechend wieder in stand gesetzt und fürstlich eingerichtet.

Vom 14. bis 17. November 1843 hatte der Falkenstein gar hohen Besuch. „In die stolze herrliche Burg waren drei deutsche Könige eingezogen: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Ernst August von Hannover und Friedrich August II. von Sachsen. Zu den willkommensten hohen Gästen gehörten auch Seine Majestät der nunmehrige ruhmgekrönte Kaiser und König Wilhelm, der Prinz Karl von Preußen und andere fürstliche Personen. Der ritterliche Graf von der Asseburg-Falkenstein, der am 24. Oktober 1869 als Wirklicher Geheimrat und Oberjägermeister starb, hatte die höchsten und hohen Herrschaften zu einer Gebirgsjagd eingeladen, hatte treffliche Vorbereitungen zu derselben und zum Logieren der edlen Gäste auf der Burg und in seinem Schlosse getroffen, und mit frohem Jubelruf wurden dieselben von der aus der ganzen Umgegend herbeigeströmten Bevölkerung empfangen. Die Jagdbeute in den Wäldern und Feldern war reich; die Fürsten waren des besten Humors, das Bild der alten deutschen Königs- und Kaiserjagden, wie sie unseres Volkes Führer aus sächsischem und fränkischem Stamme, ein Heinrich I., Otto I., Heinrich III., auf

des Harzes Höhen abgehalten hatten, lag wieder vor Augen, wenn auch nicht mehr, wie damals, Bären, Wölfe und Luchse, sondern nur noch Hirsche, Rehe und sonstiges Wild gejagt werden konnten. Die Stunden am Abend, in welchen sich die hohen Gäste im Rittersaale zusammenfanden zum fröhlichen Mahle und zu ungezwungener Unterhaltung, wurden vorzüglich gewürzt durch den König Friedrich Wilhelm IV., „diesen hochbegabten Geist, diesen Fürsten von unübertrefflicher Herzensgüte, der alles Große, Edle und Schöne unter seinen Schutz zu stellen gewohnt war“, den ein Kirchenfürst „die Perle unter den Monarchen der Erde“ nannte. Am 16. November vereinigte sich alles zu einem gemeinsamen festlichen Mahle, bei welchem der Burgherr in sinniger, gehaltvoller Weise namens des Burggeistes zu Falkenstein in gebundener Rede einen Trinkspruch auf die „drei deutschen Könige“ ausbrachte. Am 17. November verließen die Fürsten Burg und Schloß.“ *)

3. So reich unser Harz an Burgruinen ist, so hat er doch neben dem Falkenstein kaum eine zweite aus so früher Zeit stammende Burg aufzuweisen, die noch heute als herrliches, bewohnbares Schloß von ihrer Höhe in die Berglande hinausstrahlt, keine, die gleich geeignet wäre, uns ein völlig getreues Bild eines mittelalterlichen Grafensitzes vorzuführen. Hat doch auch der Falkenstein niemals in Fehden und Kriegen, die ihn berührten, Schaden genommen**), ist niemals wie so viele unserer Burgen von einer Feuersbrunst heimgesucht worden.

Die 340 m über dem Meeresspiegel und 134 m aus dem Selkethale sich erhebende Bergplatte, die nur auf dem engen und steilen, hie und da hart an Abgründen hinführenden alten Burgwege zu erklimmen war, ist so schmal, daß sie nur so eben dem Schlosse und seiner Zingel Raum gewährte. Der Form der Platte entsprechend, hat die Burg etwa die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitze nach Osten gerichtet ist.

Von schluchtenartigen Abstürzen eingeengt, ersteigt der Weg das Plateau auf der nach Südosten gerichteten Seite, wo noch die Trümmer der Außenwerke sichtbar sind, welche diesen einzigen Zugang verteidigten. Aber die in die Burg führende Hauptpforte — Thore hatte sie nicht — befindet sich in der Mitte der Westseite. Um zu ihr zu gelangen, müssen wir den s. g. Zwinger durchschreiten. Darunter ist aber hier nicht, wie sonst meistens, ein einzelner starker Turm zu verstehen, sondern ein im Süden sehr schmaler, im Westen sich sehr verbreiternder Gang, der auf der Rechten von dem ungeheuren Mauerwerk, welches auf seinem turmhohen Rücken die Burggebäude trägt, zur Linken von der am Felsrande sich hinziehenden Umfassungsmauer eingeschlossen wird.

Nachdem wir durch den erneuerten Eingang in den Zwinger eingetreten und gleich darauf durch ein Bollwerk gegangen sind, „erblicken wir zur Rechten eine hohe, schmale, im Zickzack zu einem engen Pförtchen hinaufführende Treppe, mittels welcher man den untersten Stock der Burg erklimmen und in den innern Hof eintreten kann.“ Doch sie ist nur für die Burgbewohner bestimmt, und wir setzen deshalb unsern Gang in der Zingel, dem Zwinger, fort. Nach Durchschreitung eines zweiten, viereckigen Bollwerks, in dessen Durchgange sich links ein Gefängnis im Felsen öffnet, und zur Rechten eine mächtige Jaspis-

---

*) Dr. Hoffmann in Z. d. H.-V., III, 998 f.

**) Die Burg Falkenstein, welche Kaiser Lothar 1115 zerstörte, wird die im Gothaischen Amte Georgenthal gelegene Burg dieses Namens sein, nach der sich Glieder des Geschlechts der Grafen von Erfurt (von Gleichen, von Gleichenstein, von Horburg, von Tonna, von Felseck) auch Grafen von Falkenstein nannten.

klippe aus der Grauwacke hervortritt, sehen wir die Zingel sich zwischen der zurücktretenden Umfassungsmauer, die auf ihrer Ecke ein Bollwerk trägt, und den Burgmauern bedeutend erweitern, wir erkennen Grundmauern, die von Ställen und anderen Gebäuden herrühren, und sind nun endlich hier auf der unersteiglichen Westseite in der Nähe der Burgpforte angelangt. Doch zunächst müssen wir noch einen Turm durchschreiten; dann führt uns eine Mauer, die sich der Burg selbst anschließt, zu der byzantinisch gewölbten Pforte.

Diese auf einander folgenden Außenwerke der Burg wurden wohl vorzugsweise von Burgmannen verteidigt. Noch die Asseburger trafen solche an: 1470 fanden sie Volkmar und Hinrik von Bungerode wegen des Burglehns auf der niedersten Vorburg mit Geld ab.

Indem wir durch die Pforte auf den Schloßhof treten, in dessen Mitte sich ein 230 m tiefer Brunnen befindet, der stets Wasser giebt, haben wir zur Linken die 1832 restaurierte Schloßkapelle mit wieder aufgefrischten Malereien aus dem 16. Jahrhundert, zur Rechten mehrere hinter einander liegende Keller. An diese stoßen, den Nordflügel bildend, Pferdestall, Remise und Küche. In letzterer öffnet sich die von außen mittels einer Treppe zu erreichende kleine Pforte. Den Nordflügel nehmen der große Jagdsaal, Bedientenzimmer und Remisen ein. Unter ersterem, den die Sage Marterkammer nennt, liegen tiefe, unterirdische Kerker, darunter ein 6 Fuß langer und 5 Fuß breiter Steinkasten, der durch zwei kleine Öffnungen etwas Luft, aber kein Licht erhält. Eine schlotähnliche Röhre, welche aus dem finsteren Gewölbe aufsteigt, verband entweder die Kerker mit der Marterkammer, oder er war, da in einiger Entfernung davon außen unter den Klippen eine Öffnung gebrochen ist, der Anfang eines geheimen Fluchtweges.

Der Eingangspforte gegenüber erhebt sich auf der Spitze des Dreiecks, doch die Schloßflügel und die ihm im Osten vorgelagerten mit Schießscharten versehenen Mauern nicht berührend, der gewaltige runde Bergfried zu einer Höhe von fast 60 m. Er ist auch jetzt nur von oben zugänglich. Von seiner Gallerie hat man einen wundervollen Blick auf das grüne Waldmeer mit den hochragenden Felsinseln des Rambergs und des Brockens und in das Flachland hinaus bis zu den Bergzügen des Huy und Hakel und zu den Domtürmen von Magdeburg. Seine dunkle Tiefe birgt das schauerliche Burgverließ, in das vom Burghofe durch eine Röhre Wasser und Brot gereicht werden konnte.

Die oberen Räume des Schlosses, der Rittersaal, der Speisesaal, die Gastzimmer u. s. w. einzeln zu beschreiben, verbietet mir der Raum. Aber von den Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen muß ich wenigstens einige nennen: die Fenster mit alter Glasmalerei, welche biblische Geschichten darstellt; ein kunstvolles Kruzifix aus Elfenbein, vom Benvenuto Cellini angefertigt; eine silber-vergoldete Statuette des als Geschichtschreiber berühmten Bischofs Otto von Freisingen; eine antike kupferne Vase aus getriebener Arbeit, einen Bacchuszug darstellend; das Porträt des Kurfürsten Johann Georg als Knaben, von Lukas Cranach; Porträt der Kaiserin Katharina II., von derselben ihrem Minister Achaz Ferd. von der Asseburg geschenkt. Von den Schätzen des Archivs führe ich nur die Korrespondenz Johanns v. d. Asseburg mit der Königin Elisabeth von England und deren Günstling Leicester vom Jahre 1566 und den Schicksals-Becher an, dessen Geschichte ich unter „Wallhausen“ erzähle.

*

In der Herrschaft Falkenstein, etwa zwei Stunden vom Schlosse entfernt, liegt Wolmerschwende oder Wolmerswende, der Geburtsort des Dichters Gottfried August Bürger. Näher noch liegt das Dorf Pansfelde, in dem man das Taubenhain der bekannten Ballade erkannt hat. Bürger hat in dieser indes keine Sage erzählt, sondern Wahrheit mit Dichtung vermischt. Ein Asseburg, erzählt Heinrich Pröhle*), verführte eine Tochter des Pfarrers Kutzbach in Pansfelde, der auch allsonntäglich in der Schloßkapelle auf dem Falkenstein zu predigen hatte und seine beiden Töchter, die Jugendgespielen Bürgers, regelmäßig dahin mitnahm. Aber sie ist weder hingerichtet, noch hat sie ihr Kind getötet, dagegen fand zu jener Zeit eine Hinrichtung im Falkensteinschen, wenn auch nicht am „Unkenteiche", statt, und zwar wegen Ermordung eines Kindes, doch war die Mörderin nicht die Mutter desselben.

40. Der Arnstein.**)

Die Ruine des Arnsteins, d. i. Adlersteins***), welche zu den besterhaltenen der Gegend gehört, erhebt sich auf einem steilen Felsen über dem Thale des Flüßchens Eine, nicht weit vom Dorfe Harkerode. „Hier war der Sitz der Edlen vom Arnstein, die, ein weitverzweigtes Herrengeschlecht, einige Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Rolle spielten."

Nach dem Sachsenspiegel waren die Edlen, welche sich anfangs nach dem benachbarten Dorfe Arnstedt, das 993 zuerst urkundlich erwähnt wird, schrieben, ein schwäbisches Geschlecht, und damit stimmt eine andere alte Nachricht überein, nach welcher sie eines Geschlechts mit dem aus dem Schlosse Staußlingen oder Steußlingen in Südschwaben (Württemberg) stammenden Erzbischof Werner von Magdeburg (1063—1078), dem Bruder des berühmten Erzbischofs Hanno von Köln, waren. Da sie in nahen Beziehungen zu den Stiftern Magdeburg und Halberstadt standen, so sind sie wahrscheinlich von Werner oder dessen Neffen Bukko von Halberstadt in die Harzlande gerufen.

Anno „von Arnstedt" erscheint zuerst im Jahre 1120, und zwar auf der Synode des Bischofs von Halberstadt. Doch ist er mit einem Anno identisch, der schon 1107 samt seinen Brüdern Walther, Werner, Adalbero und Adalbert ohne Zunamen urkundlich vorkommt. Von diesen begleitete Walther den Kaiser Lothar 1126 auf seinem ersten Kriegszuge und fand in der Schlacht bei Kulm in Böhmen, wo das kaiserliche Heer einer mehr als sechsfachen Übermacht gegenüberstand, mit 269 Edlen seinen Tod.

Ein anderer Walther von Arnstedt, wohl der Sohn des gefallenen, trägt zuerst — im Jahre 1139 — den Zunamen von Arnstein. Er muß demnach als der Erbauer dieser Burg angesehen werden. Verschiedene Urkunden zeigen, daß er mit dem Markgrafen Konrad von Meißen, mit den Erzbischöfen Konrad, Friedrich und Wichmann von Magdeburg und dem Markgrafen Albrecht dem Bären auf gutem Fuße stand. Im Jahre 1145 bezeugte er dem Könige Konrad III. eine Urkunde in Magdeburg, und mehrfach finden wir ihn am

---

*) Harz und Kyffhäuser in Gedichten 2c. (Berlin 1870), S. 154 ff.

**) v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Unterharzes, 499—504. — v. Ledebur, G. v. Falkenstein. — Verschiedene Aufsätze in der Z. d. H.-V., insbesondere die eingehende Arbeit: Dr. Straßburger, Die Herren und Grafen von Arnstein (Jahrg. 1887, 116—148).

***) Der Name ist indes vom Dorfe Arnstedt auf die Burg übertragen, und Arnanstedi ist als „Wohnstätte Arnos" zu deuten. In diesem Personennamen steckt aber das ahd. aro, erweitert arn = Adler. Einen Adler führten die Herren von Arnstedt schon vor der Erbauung der Burg im Wappen. (Dr. Größler in Z. d. H.-V. 1886, 331 f.)

Hoflager des Kaisers Friedrich I., so 1159 zu Augsburg, am 8. März 1166 zu Ulm. Die Urkunde von 1159 zeigt ihn auch als Lehnsmann des Erzbischofs von Bremen. Zum letztenmal wird er 1169 genannt.

Sein Sohn Walther III., der beständig den Zunamen von Arnstein führt, wird besonders in Urkunden des Markgrafen Otto II. von Brandenburg, des Bischofs von Halberstadt und der Äbtissin Agnes von Quedlinburg angetroffen. Letztere rechnet ihn (nach 1194) zu den Baronen ihres Stiftes, und da eine Münze mit der Aufschrift Waltherus advocatus Arnstet mit einem schwebenden Adler vorhanden ist, so hat die Annahme, daß er die Unterschutzvogtei von Quedlinburg inne gehabt haben könne, viel für sich. „Als im Jahre 1188 Friedrich Barbarossa in diesen Gegenden weilte, da schloß sich auch Walther an seinen Hof an, und wir finden ihn daher in Nordhausen sowohl wie in Gernrode unter Urkunden Friedrichs genannt. Sein Name kehrt auch unter Schriftstücken Heinrichs VI. wieder, einmal zu Allstedt und das zweitemal zu Nordhausen, beidemal im Jahre 1192." Von dem hohen Ansehen, in dem er stand, zeugt Folgendes. Die Markgrafen Otto II. und Albrecht von Brandenburg, Albrechts des Bären Enkel, waren, um ersteren aus dem Banne des Erzbischofs von Magdeburg zu lösen, genötigt, diesem alle ihre Familiengüter in der Altmark und im westlichen Havellande zu Lehen aufzutragen; diese feierliche Übertragung geschah zu Magdeburg und Gardelegen vor einem Gericht, in welchem Walther von Arnstein nach Bestimmung des Erzbischofs den Vorsitz führte. Die Markgrafen waren ihm nahe verwandt, denn er hatte eine Tochter (Gertrud) des Grafen Albrecht von Ballenstedt, des fünften Sohnes Albrechts des Bären, zur Gemahlin. (Die Mutter derselben war in erster Ehe mit dem Könige Swen von Dänemark verheiratet gewesen.)

Walther III., der bald nach 1196 gestorben zu sein scheint, hinterließ sechs Söhne. Von diesen traten Wichmann und zwei Walther in Domherrenstifter. Von den übrigen wurde ein dritter Walther der Begründer der Linie Barby, Gevehard (Gebhard) der Begründer der Linie Lindow-Ruppin, als Herr zu Arnstein folgte Albert, der älteste der Brüder, ihrem Vater.

Wichmann wurde 1221 von den Mönchen des Klosters Leitzkau, dessen Schutzvogt sein Bruder Gebhard war, zum Bischof von Brandenburg gewählt, doch der Papst Honorius II. bestätigte weder ihn, noch den vom Domkapitel Erwählten. Einer der beiden Domherren Walther war 1222 Dompropst in Magdeburg. Er wird mit dem nur ohne Zunamen vorkommenden „Dompropste Walther", der 1210 abgesetzt wurde, eine Person sein, denn Albrecht von Arnstein mischte sich in diese Angelegenheit, nahm den neuen Dompropst Otto mit mehreren seiner Anhänger gefangen und steckte ihn in einen Turm. Dafür mit dem Banne belegt, machte sich Albrecht mit Empfehlungsschreiben des Erzbischofs von Magdeburg auf die Reise nach Italien und erreichte durch sein inständiges Bitten, daß Innocenz III. ihn, weil er nur aus Leidenschaftlichkeit, nicht aus Vorbedacht oder Bosheit gehandelt habe, am 3. Oktober 1210 vom Banne lossprach. Doch nur unter der Bedingung, „daß er dem Propste Otto Genugthuung und Abbitte leiste, ihn mit 200 Rittern von dem Orte, wo er gefangen genommen, bis zur Stadt Magdeburg geleite und durch alle Stifts- und Klosterkirchen das Schimpfzeichen trage, dem Propste 100 Ritter zu Vasallen gebe und den Turm, in dem Otto gefangen gesessen, der Erde gleichmache. Auch solle der Propst Otto fünf Mark Silber jährlich einer beliebigen Kirche aus Albrechts von Arnstein Einkünften überweisen, und dieser

von ihm die Erlaubnis nachsuchen, ihn mit 20 Edlen körperliche Ehrfurcht beweisen zu dürfen, und mit letztern ihm noch einen Eid leisten, daß er nur aus Zorn und Leidenschaftlichkeit gehandelt habe." (Dr. Straßburger.) Waren manche dieser Verbindlichkeiten für Albrecht überhaupt unerfüllbar — wie konnte er z. B. dem Propste 100 Ritter zu Vasallen geben? — so muß er seine völlige Aussöhnung mit dem Erzstifte schon in den nächsten Jahren erreicht haben, denn 1213 wurde er zum Viztum, d. i. zum weltlichen Verwalter des erzbischöflichen Gutes ernannt. Im Jahre 1226 hatte er dieses Amt, das ihm übrigens nicht als Lehen gegeben war, noch inne. In der Stellung des Viztums erwarb er sich eine große Geschäftsgewandtheit, die ihn später zu wichtigen Sendungen befähigte.

Auf welcher Seite Albrecht an dem Kampfe zwischen den Gegenkönigen Otto IV. und Philipp teilnahm, geht aus den bis jetzt bekannten Urkunden nicht hervor. Nach Philipps Ermordung aber stand er treu zu Otto. Nicht nur finden wir ihn 1209 an seinem Hofe, sondern 1212 war er auch unter dessen Getreuen, welche sich für ihn verbürgten, als er mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen ein Bündnis gegen den Papst Innocenz III., gegen Ottokar von Böhmen, den Landgrafen von Thüringen u. a. schloß.

Da die Arnsteiner später bei Kaiser Friedrich II. in besonderer Gunst standen, so haben sie dessen Partei gleich dem Erzbischof Albrecht wohl schon vor Ottos Tode ergriffen. Gebhard von Arnstein (der Stifter der Linie Lindow-Ruppin) nahm bei jenem geradezu eine hervorragende Stellung ein und war lange Zeit in Italien sein Stellvertreter. Im Jahre 1239 beklagte sich Albert von Böhmen beim Papste, daß das deutsche Reich durch den Grafen Gotthard (Schreibfehler für Gebhard) von Arnstein, dessen dem deutschen Ritterorden angehörenden Bruder (unter dem wohl einer der drei dem geistlichen Stande angehörenden Brüder zu verstehen ist) und einige andere regiert werde.

Nachdem Albrecht von Arnstein seine zweite Reise nach Italien im Jahre 1226 in Begleitung des Erzbischofs von Magdeburg gemacht hatte — er war Zeuge, als der Kaiser im März zu Remini dem deutschen Orden das Land Culm samt allen in Preußen zu erwerbenden Landen zu Lehen gab —, machte er 1234 seine dritte Reise dorthin als Gesandter der deutschen Fürsten. Diese wünschten, daß der Kaiser, der nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge noch nicht wieder in Deutschlaud gewesen war, sich endlich mit Otto dem Kinde von Braunschweig, dem Neffen und Erben des Kaisers Otto IV., aussöhne und so den langjährigen Zwist zwischen Staufen und Welfen begrabe. Daß sie in dieser hochwichtigen Angelegenheit gerade Albrecht von Arnstein zu ihrem Sprecher wählten, wird verschiedene Gründe gehabt haben. Neben seiner Tüchtigkeit war wohl seine Verwandschaft mit den beiden mächtigsten Fürstenhäusern — Ottos des Kindes Gemahlin Mechtild war die Schwester der brandenburgschen Markgrafen, Albrechts Mutter Gertrud hatte eine Staufin (Sophie) zur Großmutter — mitbestimmend; Ausschlag gebend aber jedenfalls die einflußreiche Stellung seines Bruders Gebhard, des kaiserlichen Günstlings.

Er traf den auf einem Zuge gegen die Römer begriffenen Kaiser 1234 in Montefiascone und fand bei ihm geneigtes Gehör. „Der Kaiser erklärt, daß er auf Wunsch der Fürsten und besonders seines geliebten und getreuen Albrecht von Arnstein entschlossen sei, sich mit Otto von Lüneburg wieder auszusöhnen. Er ernennt zur Schlichtung der Angelegenheit Schiedsrichter, unter ihnen auch Gebhard und Albrecht von Arnstein, die zwischen Johannis 1235

und 1236 die Angelegenheit ordnen sollen. Mit diesem Bescheid kehrt Albrecht nach Deutschland zurück und erscheint um Johannis 1235 wieder am Hoflager Friedrichs II. in Nürnberg. Er wird hier Graf Albert von Herrenstein genannt, das einzige Mal, wo er als Graf bezeichnet wird, während sein Bruder Gebhard öfter diesen Titel führt." (Dr. Straßburger.) Als die Grafen von Everstein den vom Reichstage zu Mainz zurückkehrenden Herzog Otto in Göttingen erwarteten, um sich mit ihm auszusöhnen (26. August), übernahmen die Brüder Gebhard und Walther mit drei Grafen von Woldenberg die Bürgschaft für jene.

Da Albrechts Sohn, Walther IV., mit seiner Mutter Mechtild 1255 das Kloster Hettstedt in ein Augustiner-Jungfrauenkloster umwandelte, so war Albrecht damals bereits verstorben. Dagegen kann der Umstand, daß sein Sohn schon 1241 „von Gottes Gnaden Graf von Arnstein" heißt, zur Bestimmung seines Todesjahres kaum herangezogen werden.

Albrechts Bruder Walther wird nur bis zum Jahre 1235 „von Arnstein", später stets „von Barby" genannt. Schon sein Vater muß indes Barby erworben haben, denn schon im Jahre 1194 übte der Vogt von Barby den Blutbann im Namen Walthers III. Die von jenem Walther begründete Linie ist erst am 17. Oktober 1659 mit dem 21jährigen Grafen August Ludwig von Barby und Mühlingen ausgestorben.

Walther IV., des Viztums Sohn, verlegte im Jahre 1261 oder 1262 das oben erwähnte Jungfrauenkloster von Hettstedt nach Wiederstedt. Im Jahre 1259 übergab er dem Erzbischof Ruprecht von Magdeburg, dem Bruder seiner ersten Gemahlin Lucardis von Mansfeld, den Teil des Schlosses Rammelburg, welchen schon sein Vater dem Erzstifte verkauft hatte, und erhielt dagegen von diesem zwei Höfe als Burglehen; er wurde somit Magdeburgscher Lehnsmann. Auch Ministerial der Halberstädter Kirche, trat er zu dieser besonders dadurch in nahe Beziehungen, daß er des Bischofs Volrad Schwester Margarethe von Kranichfeld zu seiner zweiten Gemahlin nahm. Walthers Bruder Albert war Dompropst in Magdeburg.

Im Jahre 1278 fand hier eine zwiespaltige Bischofswahl statt, und es kam zwischen den Anhängern Günthers von Schwalenberg und Erichs von Brandenburg zum Kampfe. In diesem fiel auf der Seite der Brandenburger ein „Graf von Arnstein" bei Frose. Es kann damit Walthers IV. Sohn Albert, der indes sonst niemals als Graf bezeichnet wird, gemeint sein, wenn der 1283 erwähnte Albert von Arnstein ein anderer ist. Vielleicht gehört jener der Linie der Grafen von Lindow an.

Alberts Sohn Walther V., im Dienste des Erzstifts Magdeburg Burggraf in Freckleben, war der Letzte der Hauptlinie. Auf welche Weise seine Herrschaft an die Grafen von Falkenstein und dann 1335 an die Regensteiner kam, habe ich bereits S. 833 f. erzählt.

Schon im Jahre 1387 verkauften diese die Herrschaft Arnstein an die Grafen Busso und Günther von Mansfeld. 1530 nahm Graf Hoyer eine umfangreiche Restauration des Schlosses vor, auf dem eine von den sechs Linien des Hauses Vorderort wohnte. Auch als diese Linie Arnstein 1615 ausstarb, wohnten noch ferner Grafen von Mansfeld auf demselben. Im 30jährigen Kriege wurde es niemals ausgeplündert, weil Graf Johann Georg, der hier residierte, „bei allen Kavalieren in großem Aufnehmen gewesen". 1678 wurde die Herrschaft an den Freiherrn Knigge verkauft. Die Hoheit kam 1780 nach dem Aussterben des Grafenhauses an Sachsen, das schon lange infolge des

über die Grafschaft wegen der Schulden der Mansfelder verhängten Sequesters die Verwaltung geführt hatte. 1815 ging dann die Hoheit an Preußen über.

Die Burg ist nicht wie Dr. Straßburger vermutet, bis zum Jahre 1780 bewohnt worden und erst seitdem verfallen, vielmehr fand sie schon v. Rohr im Jahre 1736 nur noch als Ruine vor. „Aus dem weitläufigen Umfange des Schloßplatzes", schreibt er, „erkennt man, daß vor diesem viele und ansehnliche Gebäude hier müssen gestanden haben; sie liegen aber größtenteils in Ruinen, und von vielen sieht man nichts mehr als die bloßen Mauern. Jedoch sind bei einigen Teilen die Keller noch in gutem Stande. Auf der einen Seite, gegen Abend, steht ein Stück, in welchem noch die Treppen bis unter das Dach ziemlich sicher zu besteigen (sind), die Gemächer auch, wann die Öfen und Fenster erst in gehörigen Stand gesetzt worden, noch einigermaßen bewohnbar wären; sie nähern sich aber jetzt mehr und mehr ihrem Untergange. In einigen Zimmern, welche vermutlich Gastzimmer gewesen sind, findet man die Wappen der fürstlichen und gräflichen Häuser, mit denen die Grafen von Mansfeld verwandt oder sonst durch Heiraten alliiert gewesen, in Stein gehauen und mit Ölfarben überstrichen ..... Die Decken dieser Zimmer sind entweder gewölbt oder hölzern, mit Wasserfarben angestrichen und mit mancherlei Phantasieen der Maler marquiert. Auf diesem Gebäude wird auch noch ein gewisses feuerfestes Gewölbe gezeigt, welches bis dato die Schatzkammer genannt wird, und sollen in selbigem die Grafen von Mansfeld ihre Gelder und Kleinodien ehemals aufbehalten haben. Außen findet man den Namen des Grafen Hoyer mit der Jahreszahl 1530, und muß also dieser Graf diese Stücke um dieselbe Zeit entweder angebaut oder zum wenigsten repariert haben. In einem andern Gebäude wird noch der Ort gezeigt, wo die Küche angelegt gewesen, sie ist aber auch ziemlich verfallen, und sieht man nichts darin, als einen sehr tiefen in den Berg gemauerten Brunnen. — Bei dem Schlosse ist auch noch die Kapelle bis hierher einigermaßen im baulichen Wesen erhalten worden. Man findet darin mancherlei Gemälde von Wasserfarben, die aber ziemlich ausgegangen sind. Die Kirchstühle, Kanzel und Chöre sind dunkelbraun angestrichen und die Leisten mit Gold überzogen; das ehemalige gräfliche Kirchstübchen observiert man auch noch, es wird aber in kurzem verfallen." Über der Kirchthür befand sich die Inschrift: Gott und dein will ich ewig sein! der Wahlspruch der Gräfin Barbara Maria, geb. Gräfin zu Stolberg, welche die Kirche 1634 „mit schweren Kosten" hatte erneuern lassen.

Wie die Burg heute sich uns darstellt, lasse ich Dr. Straßburger beschreiben. Von der Schalksburg (d. i. Knechteburg), einem Außenbollwerke, und den beiden Türmen, welche das Eingangsthor verteidigten, ist nichts mehr vorhanden. Dieses befand sich im Norden, wo die nach drei Seiten steil abfallende Hochfläche mit dem Bergzuge zusammenhing. „Sind wir durch das Hauptthor eingetreten, so liegen links die neuerbauten Wirtschaftsgebäude. Sie lehnen sich an die alte Umfassungsmauer an. Wir durchschreiten sodann den Burghof, der namentlich rechts noch von Resten alten Gemäuers umgeben ist. Hier mögen die Wohnungen der Beamten und Bediensteten des Schlosses*), auch die Stallgebäude und Rüstkammern gelegen haben. Zwischen ihnen erheben sich noch die Überbleibsel eines Turmes. In der Nähe der heutigen Wirtschaftsgebäude befand sich ein alter Brunnen, bei dessen Ausgrabung nichts

*) Von den Burgmannen des Arnsteins ist nur einer, Johann von Lewenberg um 1230, bekannt.

gefunden wurde als eiserne Bänder alter Eimer. Mitten auf dem Hofraume der Burg finden wir eine tiefe Einsenkung von beträchtlicher Größe, deren einstiger Zweck nicht recht klar ist. Mauerwerk ist am Grunde derselben noch heute zu sehen, und so scheint es mir fast, als ob hier ein mit Absicht unterirdisch angelegter Raum sich befunden habe, der entweder als Keller oder als Pferdestall gedient haben mag." (Ist es vielleicht die „Apotheke", welche Gräfin Barbara Maria erbauen ließ?)

„Auf der höchsten Stelle der ganzen Hochfläche befindet sich der eigentliche Burgbau. Das Hauptgebäude ist in seinen Umfassungsmauern noch 20 m hoch und besteht aus fünf Stockwerken. In diesen hinauf führt ein auf der Südseite erhaltener Treppenturm, der mit 100 Stufen uns zu der Brüstung des Hauptgebäudes und zugleich zu der oberen Öffnung des Turmes gelangen läßt. Zu ebener Erde liegt der geräumige, gewölbte Männersaal, der 6,35 m breit, 15,70 m lang und etwa 5 m hoch ist. Nach der Ostseite hinaus ragt ein Söller, der uns eine hübsche Übersicht über die Ebene gewährt. Im ersten Stockwerke befindet sich eine Platte, die im Hochrelief eine auf dem Boden sitzende Frau darstellt, deren einer Arm auf der Weltkugel und deren anderer auf einem Lamme ruht. Es ist das jedenfalls ein Bildwerk späterer Zeit, und vielleicht haben wir in ihr eine Erinnerung an die Spinnerin zu sehen, die nach der Sage des Volks im Arnstein verzaubert sitzen soll.*) An den Fensternischen des 4. Stockwerkes sind auch noch Zeichen von Malerei zu sehen. Auf der nordöstlichen Ecke des Hauptgebäudes ragt ein runder Turm empor, der im obersten Teile einen festen, gewölbten Raum gehabt haben soll, das s. g. Fräuleinzimmer. Im Winter 1848 aber ist dieser Raum zusammengestürzt. Unter dem ganzen Gebäude zieht sich ein geräumiger Keller hin. Neben dem Eingange des Wendeltreppenturmes erblickt man das mansfeldsche Wappen in Stein gehauen mit der Inschrift:

Hoier Grafe Und Herre ziu Mansfeld R.C.T. (reconstruxit) Anno Dei 1530.

Dem heutigen Eingange in den Männersaal gegenüber befand sich die Schloßkapelle, die nur noch in ihren Mauerresten erhalten ist. Der letzte Rest der Hochfläche nach Südwesten hin ist mit Zinnen umgeben und hat den Lustgarten des Schlosses gebildet."

41. Die Schlacht am Welfesholz.

Zwischen den Städten Mansfeld, Hettstedt und Gerbstedt liegt, von seinen Feldern umgeben, das Vorwerk Welfesholz, und nicht weit davon, auf der Feldmark des wüsten Dorfes Dankelsdorf, südwestlich von Gerbstedt und kaum 500 m über der wüsten Dorfstätte Nienstedt, steht, nach Osten geneigt, da wo der Fuchsrain und der Grafenrain sich schneiden, ein starker, verwitterter Feldstein ohne Inschrift, etwa 1 m breit, $^1/_3$ m dick und $^2/_3$ m hoch. Von

*) „Ein Graf Hoyer von Mansfeld hatte eine hochfahrende Gemahlin, die ihre Dienerinnen gar gestreng behandelte und immerfort zum Spinnen anhielt. Mit dem gewonnenen feinen Linnen umwickelte sie sogar die Beine ihres Zelters. Einmal wollte eine Magd aus dem nahen Dorfe Harkerode über Nacht ihre todkranke Mutter pflegen und trotz des Verbotes ihrer Herrin sich wegschleichen; die Unbarmherzige aber ertappte sie dabei und ließ sie in das Burgverließ werfen. Da verfluchte die sterbende Mutter die böse Gräfin, und seitdem wandelt sie als weiße Frau spinnend in der Ruine herum und zwar so lange, bis der Faden abgesponnen ist. — Die Sage ist offenbar älter als die Burg und eine Nornensage" (Dr. Rackwitz), und jene allegorische Figur hatte ohne Zweifel ursprünglich keine Beziehung zur „ewigen Spinnerin".



seinen zahlreichen Vertiefungen werden einige als Eindruck einer Hand und eines Daumens gedeutet, in seine ganze Oberfläche sind Nägel geschlagen, und die Sage*) behauptet, er werde durch jeden heftigen Regenguß erweicht und erst nach einiger Zeit wieder hart. Dieser „Hoyerstein" ist das einzige Denkmal einer der blutigsten Schlachten des 12. Jahrhunderts.

Der Graf Lothar von Supplingenburg, der durch seine Großmutter väterlicherseits dem mit dem sächsischen Kaiserhause nahevermandten Geschlechte der Dynasten von Querfurt angehörte, war nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Billunger vom Kaiser Heinrich V. mit der Herzogswürde in Sachsen betraut. Doch war die Freundschaft leider nur von kurzer Dauer. Als der Kaiser im Jahre 1112 einen unfreien Mann, welcher im Auftrage des Markgrafen von der Nordmark die Grafschaft Stade verwaltete, für einen Freigebornen erklärte, widersetzte sich der Herzog dieser den Gesetzen des Landes zuwiderlaufenden Entscheidung und führte den ehrgeizigen Dienstmann gefangen nach Salzwedel. Darob that der erzürnte Kaiser den Herzog Lothar in die Acht und gab das Herzogtum dem Grafen von Ballenstedt. Und kaum war dieser Zwist durch die demütige Unterwerfung Lothars ausgeglichen, so entstand zwischen Heinrich und den Sachsenfürsten ein Zerwürfnis von solcher Ausdehnung, daß dadurch die kaiserliche Autorität im Sachsenlande völlig in Frage gestellt wurde.

Am 13. Mai 1112 erlosch mit dem Grafen Ulrich das begüterte Geschlecht der Grafen von Weimar-Orlamünde. Nach dem in Sachsen geltenden Erbrecht fielen die Familiengüter, zweifellos mindestens der Teil derselben, welcher nicht Lehen des Reiches war, an den nächsten Verwandten weiblicher Linie, den Pfalzgrafen Siegfried bei Rhein aus dem Hause Ballenstedt, dessen Mutter eine Gräfin von Orlamünde gewesen war. In Mißachtung dieses Gewohnheitsrechtes zog aber der Kaiser ausnahmslos den ganzen Besitz der Orlamünder für das Reich ein. Da verbanden sich, um Siegfried, der durch seine Gemahlin, die zweite Tochter Heinrichs von Northeim, ein Schwager des Herzogs Lothar war, zu seinem Rechte zu verhelfen, die Fürsten Sachsens und Thüringens, vor allen die Northeimer Sippe, Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitsch, Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, Rudolf von Stade; Bischöfe, Reichard von Halberstadt als der eifrigste, selbst Adalbert von Mainz, des Kaisers Ratgeber, schlossen sich an, und Lothar trat an die Spitze des Bundes; aber rascher und glücklicher, als man erwartet hatte, ging der Kaiser vor, setzte seinen abgefallenen Rat in den Trifels, sprach die Acht über die Verbündeten aus und eroberte Halberstadt und Hornburg, und als es seinem Feldhauptmann Hoyer von Mansfeld am 9. März 1113 gelang, die zur Beratung versammelten Fürsten bei Warnstedt in der Nähe von Quedlinburg unversehens zu überfallen, den Pfalzgrafen Siegfried zu erschlagen und den verwundeten Grafen Wiprecht gefangen fortzuführen, da war der bedrohliche Bund mit einem Schlage zerbrochen. Allein geblieben, mußte sich Herzog Lothar im Januar 1114 dazu verstehen, in den glänzenden Tagen der Vermählung Heinrichs V. mit Mathilde von England zu Mainz im härenen Gewande und barfuß um Verzeihung zu flehen.

Aber das Feuer glomm unter der Asche weiter, und ohne neue Veranlassung schlugen die Flammen, vom Papste geschürt, im nächsten Jahre gleichzeitig in ganz Sachsen wieder empor; und der eben aus einem Wendenkriege

---

*) Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Nr. 101.



heimkehrende Lothar trat wieder an die Spitze der Bewegung. Hoyer von Mansfeld vermochte gegen die Verbündeten, welche sich im Ostharze festsetzten und Walbeck und andere Punkte stark befestigten, allein nichts auszurichten. Da entbot der Kaiser die Süddeutschen zur Heerfahrt, er selbst eilte dem sich sammelnden Heere voran, entsetzte Lothar in Goslar seines Amtes und ernannte seinen treuen Hoyer von Mansfeld im voraus zum Herzoge, und eroberte dann, während dieser sich vor Orlamünde legte, Braunschweig, den Mittelpunkt der Macht Lothars. Inzwischen sammelte sich das kaiserliche Heer bei der Pfalz Wallhausen, und der Kaiser sandte es, nachdem er hier in den ersten Tagen des Monats Februar 1115 eine Musterung über dasselbe abgehalten hatte, unter dem Markgrafen Thiemo von Landsberg aus dem Hause Wettin und dem Grafen Hoyer von Mansfeld gegen die Sachsen.

Nach kurzem Marsche stand es vor dem Lager, welches diese auf der Höhe zwischen Hettstadt und Sandersleben aufgeschlagen und stark verschanzt hatten. Doch konnte der Angriff auf dasselbe nicht schon am 10. Februar, wie tags zuvor bestimmt war, unternommen werden, da in der Winternacht große Schneemassen fielen und jede Bewegung erschwerten. Im Kriegsrate wurde sogar der Vorschlag gemacht, gleich den Sachsen vorläufig ein Lager zu errichten; doch drang Hoyer, dessen Herrschaft durch beide Heere bereits bedeutend gelitten hatte, mit seiner Ansicht auf sofortigen Angriff durch.

Angesichts der bedeutenden Streitkräfte, welche ihnen gegenüberstanden, und in Erinnerung an den unglücklichen Ausgang, welchen ihr erster Aufstand genommen hatte, suchten jetzt in letzter Stunde die Sachsen, die einen Heeresteil unter Otto von Ballenstedt den Wenden gegenüber bei Köthen hatten stehen lassen müssen, in den Weg der Verhandlung einzulenken: sie meldeten dem Kaiser durch einen Ritter, „daß nicht sie, sondern er selbst diesen Krieg verursacht, wollten auch keinesweges als ungehorsame Unterthanen wider ihren Herrn, sondern als notleidende Christen fechten, welche sich unrechtmäßiger Gewalt erwehren müßten. Wenn demnach ein groß Blutbad daraus entstünde, blieben sie außer Schuld". Doch der Kaiser entließ den Abgesandten ungnädig, und beide Heere rüsteten sich zur Schlacht.

In der Frühe des 11. Februar hielt Bischof Reichard von Halberstadt im Sachsenlager einen feierlichen Gottesdienst und ermahnte die Streiter, „Gott ernstlich um Hülfe und Beistand anzurufen; wenn sie solches von Herzen thäten, würde sie Gott nicht verlassen, und würden sie, wenn sie sich tapfer und ritterlich hielten, denselben Tag noch Ehre und Beute erwerben". Dann durchritt der Bischof das ganze Lager und sprach noch jeder Schar besonders Mut ein.

Und nun begann die mörderische Schlacht. Den Angriff eröffnete Hoyer mit seinen Harzern in wütendem Sturm. Aber die Sachsen wichen nicht einen Schritt, und die Kaiserlichen kamen trotz des Löwenmutes, mit dem sie immer von neuem wieder gegen die geschlossenen Reihen anstürmten, in schwere Bedrängnis. Da sprang Hoyer von seinem Streitrosse und drang zu Fuß in schwerer Rüstung, den Seinen voran, in den Feind. Gewaltig schwang er das Schwert, schon war eine Bresche in die lebendige Mauer gehauen, und seine Ritter drängten sich ihm nach in die blutige Gasse. Da wurde er im Kampfgewühl des jüngeren Grafen Wiprecht von Groitsch ansichtig und warf sich, alles zur Seite drängend, zum Einzelkampf diesem entgegen. Lange vermochten die beiden ebenbürtigen, kampf- und tourniergeübten Gegner einander keine Blöße abzugewinnen. Doch jetzt führt Wiprecht gegen die Brust des Mans-

felders einen gewaltigen Stoß, den der Schild nicht auffängt, und die Lanze dringt durch den Harnisch tief in die Brust des Feldhauptmanns. Wohl springt der Ritter Ludolf von Hakeborn herzu und reißt das tötliche Eisen heraus aus der Wunde, und Hoyer dringt, seines Blutes nicht achtend, das aus den Panzerringen hervorquillt, von neuem auf seinen Gegner mit dem Schwerte ein. Aber seine Kraft läßt nach und der Arm erlahmt, ein kraftvoller Hieb Wiprechts über den Kopf streckt ihn zu Boden. Noch einmal rafft der Todwunde sich auf, da stößt ihm der Sieger sein Schwert unter dem Saume des Brustharnisches tief in den Leib, und der noch nie besiegte Held bricht zusammen und besiegelt mit seinem Blute die Treue gegen den Kaiser.

Mit dem Tode dieses Führers war das Schicksal der Schlacht entschieden. Mit lautem Jubel stürzten sich die Sachsen auf die Kaiserlichen, und wenn diese auch den Kampf bis zum Abend noch fortsetzten, so wurde ihr Ringen um die Behauptung des Schlachtfeldes doch mehr und mehr aussichtslos. Als die Nacht hereinbrach, war das Heer überall in vollem Rückzuge begriffen.

Das weite Schneefeld aber deckten Tausende von Leichen. Sollen doch manche der Sachsen mehr als zwanzig Gegner an diesem Tage erlegt haben, und giebt doch ein alter lateinischer Vers die Zahl der Gefallenen auf 45000 an. Und Bothos Chronik berichtet: „Dar schach (geschah) ein grot mord, dar de Lüde so vele worden dot geschlaghen, dat me Kulen (Gruben) moste in der erden graven, dat dat blod konte verlopen.“ Die gefallenen sächsischen Edlen wurden meistens in ihre Heimat geschafft und hier beigesetzt, die Leichen der gemeinen Sachsen in Massengräber gebettet. Die Beerdigung der Kaiserlichen verbot dagegen Bischof Reinhard von Halberstadt bei Strafe des Bannes; höchstens wollte er die Verbrennung dieser Leichen gestatten. Die Volkssage bezeichnete, und wohl nicht mit Unrecht, eine Anzahl großer Hügel, welche sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf der Wahlstatt jener blutigen Schlacht, namentlich in der Richtung nach Wiederstedt und Sandersleben, befanden, seitdem aber eingeebnet sind, als die Massengräber der Sachsen. Zugleich erklärt sie den Namen des Dorfes Thondorf bei Mansfeld als Totentorf*) und behauptet, daß hier die auf dem fluchtartigen Rückzuge Erschlagenen von den Bauern eingescharrt seien.

Wo Hoyer seine Ruhestätte gefunden hat, ist nicht bekannt. Man nimmt gewöhnlich an: in Klostermansfeld.

Die Sage weiß über ihn und die Schlacht noch mancherlei zu berichten. Als er zum Angriffe schritt, so erzählt sie u. a., da griff er mit fester Hand in den löcherigen Stein, den ich im Eingange erwähnte, wie in Weizenteig und sagte:

Ich, Graf Hoyer ungeboren,
Hab noch nie eine Schlacht verloren.
So wahr ich greif in diesen Stein,
Auch diese Schlacht muß meine sein.

Den Sieg verdankten die Sachsen einem Wunder. Als sie in schwerer Bedrängnis waren, rief plötzlich ein Weidenstamm dreimal laut Jodute und Zeter (oder Tiodute und Ziodute). Da erschraken die Kaiserlichen und wandten sich zur Flucht.

Zum Andenken an den entscheidenden Sieg errichteten die Sachsen auf dem Schlachtfelde inmitten der Gräber eine Kapelle und stellten in derselben

*) Wie die urkundlichen Formen beweisen, erhält der Name des Dorfes den Personennamen Dodo. (Dr. Größler.)

eine Bildsäule auf, welche einen mit Schwert, Keule und Schild (der das Bild eines weißen Rosses trug, wie man sagt) bewaffneten Krieger im Eisenhelm darstellte. Das Volk nannte ihn den heiligen Jodute (Tiodute) und schrieb ihm den Sieg zu. Einst kannte man ihn weit und breit in den Sachsengauen, denn im Delbrückschen in Westfalen sang man: Sankt Jodute war ein heiliger Mann, Wie der Feind kam, ging er voran. Und im Mansfeldschen ist die Redensart: „Ich will dich schlagen, du sollst Jodute rufen!" kaum erst ausgestorben.

Da das Landvolk dem Bilde abgöttische Verehrung erwies, so ließ es König Rudolf (oder Bischof Friedrich von Halberstadt) umstürzen und in das Kloster Wiederstedt schaffen. Nun übertrug das Volk seine Verehrung auf den Weidenstamm, der jenes „Jodute!" gerufen haben sollte. Auf diesen sind wohl Luthers Worte zu beziehen: „In der Grafschaft Mansfeld, welches mein Vaterland ist, da ist ein Bild, gleichwie ein großer Riese gehauen oder geschnitzt, welches Gedud genannt wird." Dieser Weidenstamm, berichtet von Rohr im Jahre 1736, „soll endlich von den Ackerknechten, die unweit der Kapelle gepflüget und des Mittags daselbst gefüttert, verbrannt worden sein, was eben nicht gar sehr zu beklagen". Von der Kapelle standen damals „noch die Rudera auf dem freien Felde", doch sah „man davon nichts mehr als die bloßen Mauern und die Öffnung einer Thür und Fenster". —

Herzog Lothar und die Sachsenfürsten säumten nicht, den Sieg am Welfesholze rasch und kräftig auszunutzen. Während diese Quedlinburg und Heimburg eroberten, durchzog jener im Fluge ganz Westfalen, belagerte Münster und zerstörte Dortmund und überwältigte nach seiner Rückkehr den einzigen Anhänger von Bedeutung, der dem Kaiser nach Hoyers Tode in Sachsen geblieben, den Grafen Hermann von Winzenburg, der den Sachsen um seiner bayrischen Abstammung willen verhaßt war. Mit der Eroberung der Burgen Wallhausen und Falkenstein, welche Hermann besetzt hielt, verschwanden die kaiserlichen Waffen völlig aus Sachsen, und erst sechs Jahre später stellte sich dieses Herzogtum im Reichsfrieden von Würzburg wieder unter Kaiser und Reichsregiment.

42. Mansfeld.

1. Mit dem „Mannesfelt", welches das Stift Fulda im Jahre 974 tauschweise an Magdeburg abtrat, ist das Dorf Kloster-Mansfeld gemeint, welches bis zur Gründung des dortigen Klosters einfach Mansfeld hieß; denn die Burg, welche erst im 11. Jahrhundert erbaut wurde, ist nach dieser „Rodung des Mano" benannt, und die Stadt (Thal-) Mansfeld erst unter dem Schutze der Burg an deren Fuße entstanden.

Die um Worterklärungen nie verlegene Sage hat hier der Deutungen sogar mehrere bereit. Bald macht sie den mythschen Manno, den Sohn Thuiskos, zum Erbauer der Burg, bald diesen zu einem „Manne im Felde", bald endlich leitet sie den Namen aus einem Scherzworte des Kaisers ab.

Den Lobspruch: „Das ist ein rechter Mann im Felde!" legt sie dem Könige Artus von England in den Mund, zu dessen Tafelrunde der tapfere, rothaarige Hoyer, dem das Wort galt*), nach ihrer Meinung gehörte. Auch die Sage,

*) Wirnt von Gravenberg versetzte in seinem um 1212 gedichteten Wigalois den historischen (1115 gefallenen) Hoyer von Mansfeld, wie er in der Geschichte und in der Sage des Volks lebte, an König Artus Hof:

Der herre der was rîche.
An manheit sîn gelîche



daß Sankt Georg, der den bösen Lindwurm auf dem Lindberge bei Mansfeld erschlug, der Erbauer des Schlosses gewesen sei, läuft auf dieselbe Deutung hinaus. Und so fehlsam diese in sprachlicher Hinsicht ist, so hat doch kaum ein anderes Geschlecht so viel tüchtige Männer ins Feld gestellt, als das Mansfelder. — Die Sage vom „Felde des Mannes“ erzähle ich in einer weniger bekannten Fassung: „Der Stammherr der Grafen von Mansfeld gewann dem Kaiser, seinem Herrn, viele Schlachten in Italien. Aus Freude darüber erlaubte ihm der Kaiser, sich eine Gnade auszubitten, und der Graf bat um soviel Land in Thüringen, als er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Das gewährte der Kaiser gern, und der Graf fuhr mit einem kaiserlichen Rate nach Deutschland, und als sie nach Wallhausen kamen, fing er an zu säen. Er hieß seinen Kutscher langsam fahren und zettelte eine Hand voll Gerste nach der andern dünn über das Feld. Sie fuhren im Kreise um zweihundert und zwei Dörfer, und so entstand die Grafschaft Mansfeld. Der kaiserliche Rat aber glaubte, sein Herr, der Kaiser, sei betrogen, und verklagte den Grafen bei ihm, daß er des Kaisers Gnade gemißbraucht habe. Da lachte der Kaiser und sprach: „Gesagt ist gesagt! Kaiserliches Wort muß wahr bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!“ Darum heißt die Grafschaft bis auf den heutigen Tag Mansfeld, und die Grafen führen Gerstenkörner im Wappen.*)

Wie die Behauptung älterer Chronisten, daß die Mansfelder von einem 993 erwähnten Grafen Karl, dem Sohne des Markgrafen Ricdag von Meißen, abstammen sollten, jedes Beweises und jeder Wahrscheinlichkeit entbehrt, so nennt auch keine Urkunde den „Grafen“ Hoyer von Mansfeld, der zur Zeit des Erzbischofs Engelhard von Magdeburg (1052—1063) gelebt haben soll. Der Stammbaum des Geschlechts läßt sich nicht weiter, als bis auf den berühmten Feldherrn Hoyer, der am 21. Februar 1113 bei Warnstedt siegte und am 11. Februar 1115 in der Schlacht beim Welfesholze fiel, zurückführen. Ohne Zunamen und ohne den Grafentitel erscheint er 1112 und 1114 in Urkunden des Kaisers Heinrich V. als Zeuge.

Bei seinem Tode war sein Sohn Hoyer noch unmündig, denn er wird vor dem Jahre 1133 nicht genannt, als Graf Hoyer (ohne Zunamen) zuerst in zwei Urkunden des Kaisers Konrad III. von 1143 und 1144.**)

Bezögen sich diese nicht auf Hoyer II. von Mansfeld, so wäre eine Urkunde des Kaisers Friedrich I. von 1154 die erste, welche einem Gliede dieses Hauses den Grafentitel beilegt. Ständig wird dieser erst von 1183 an.

Schon im Jahre 1229 oder 1230 starb mit dem Grafen Burchard der Hoyersche Mannesstamm aus, und der Titel ging nun auf seine Schwiegersöhne über, den Burggrafen Hermann von Meißen (erster Dynastie), der mit Burchards ältester Tochter Gertrud, und den Edelherrn Burchard von Querfurt (und

---

Der was niender in der schar.
Ez het von im, daz ist wâr,
Vil maniger sinen lîp verlorn.
Er was von Mannesfelt geborn,
Der grave Hogier was er genant.

„Spätere Zeiten machten aus diesem dichterischen Widerschein eine wirkliche Person und setzten einen Hoyer den Roten in den mansfeldschen Stammbaum.“ (v. Arnstedt.)

*) Dr. Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, 130 ff.

**) Die Ansicht von Arnstedts, daß in diesen beiden kaiserlichen Urkunden „eben so gut“ Graf Hoyer (I.) von Woldenberg gemeint sein könne, teile ich nicht, da dieser erst mit dem Jahre 1152 auftritt. (Vergl. meinen „Ambergau“, S. 194 ff.)

Burggrafen von Magdeburg), der mit Burchards jüngster Tochter Sophie verheiratet war. Hermann von Meißen nennt sich zuerst 1245 Graf von Mansfeld, die Querfurter, von denen die späteren Grafen von Mansfeld abstammen, bedienen sich dieses Titels seit 1257.*)

Diese Mansfelder jüngeren Stammes beherrschten in ihrer Blütezeit ein Gebiet von 20 Quadratmeilen, etwa die jetzigen Kreise Mansfelder Gebirgskreis, Mansfelder Seekreis und Sangerhausen. Wahrlich, ein gesegnetes Ländchen mit seinen üppigen Fluren und einträglichen Obstplantagen, seinen herrlichen Waldungen auf den Höhen und seinem unerschöpflichen Erzreichtum in der Tiefe. Und welche stattliche Reihe von Burgen und Schlössern (Mansfeld, Eisleben, Leimbach, Schraplau, Bornstedt, Arnstein, Friedeburg, Rammelburg, Seeburg, Morungen, Heldrungen u. s. w.) schützte und schmückte einst das Land! Aber die Grafen waren gar fehdelustige Herren. Ich erinnere nur an den Grafen Burchard VII., der mit den Grafen von Regenstein an den Kämpfen gegen Halberstadt teilnahm. (Siehe S. 738.) Und die Zerstückelung des Gebiets konnte den Landen wie den Grafen nicht zum Segen gereichen. Indem ich im allgemeinen auf den „geschichtlichen Überblick“, S. 226 ff., zurückverweise, bemerke ich nur noch, daß zur Zeit der größten Zersplitterung die Hauptlinie Vorderort sich in fünf Zweige, und die Hauptlinie Hinterort in die Zweige Mittelort oder Schraplau und Hinterort spaltete. Die Kosten so zahlreicher Hofhaltungen, die Aufwendungen im Dienste des Kaisers, nicht weniger auch die fortwährenden Streitigkeiten unter einander und mit ihren Lehnsherren brachten Verwirrung in die Verwaltung und Unordnung in die Finanzwirtschaft.

Hatte Kursachsen die Reichsunmittelbarkeit der Grafen, indem es seine Lehnsherrlichkeit über einen Teil der Grafschaft als Landeshoheit ansah, schon im 15. Jahrhundert mit Erfolg in Frage gestellt, so nahm ihnen die Sequestration, welche Kursachsen in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Bischof von Halberstadt 1570 über den Besitz der Linie Vorderort, drei Fünftel des Ganzen, und über den gesamten Bergbau verhängte, den letzten Rest und Schein der Selbständigkeit. (Siehe S. 228.) Nicht lange nachher wurde die Sequestration auch auf die Besitzungen des vereinigten Mittel- und Hinterorts ausgedehnt und nun unter dem Rücktritt von Halberstadt die Verwaltung zu 3/5 von Sachsen, zu 2/5 von Magdeburg geführt. Der Prozeß aber, den die Grafen darob anstrengten, währte, ein „achtes Weltwunder“, bis in unsere Tage.

Die Linie Mittelort erlosch 1567, Hinterort 1666. Auch von den Zweigen des Vorderorts verdorrte einer nach dem andern, bis schließlich nur noch die 1600 in den Reichsfürstenstand erhobene Linie Bornstedt übrig blieb. Auch diese erlosch, nachdem bereits 1710 der eislebensche oder lutherische Zweig derselben ausgegangen war, am 31. März 1780 mit Joseph Wenzel, Fürsten von Fondi und Grafen von Mansfeld, der auf einer Reise mit seinem Wagen in einen Abgrund stürzte. Nun fielen die Besitzungen bis auf einige Allodialgüter, welche auf den Schwiegersohn Joseph Wenzels, den Fürsten Colloredo und seitdem „Grafen von Mansfeld“, vererbten, zu 3/5 an Kursachsen und zu 2/5 an Preußen (Magdeburg).

---

*) v. Mülverstedt in Z. d. H.-V. 1869b, 170 ff. — v. Arnstedt in Z. d. H.-V. 1869c, 122.

2. Zwei Mansfelder von hervorragender weltgeschichtlicher Bedeutung sind Graf Albrecht IV., der Freund und Gönner Dr. Luthers, und Graf Peter Ernst II., der Held des dreißigjährigen Krieges.

Albrecht IV., geb. 18. Juni 1480 zu Leipzig, ein hochbegabter Mann, hatte seine Bildung auf der Universität seiner Vaterstadt empfangen. Schon früh tritt seine Hinneigung zu Luther und der Sache des Evangeliums hervor: als Luther 1518 gen Augsburg gefordert wurde, meldete er ihm durch den Augustinerprior Johann Lange in Erfurt, daß dort sein Leben bedroht sei; auf der Rückreise nach Wittenberg „erwischte“ er ihn in Gräfenthal, lachte über seine Reiterei im Mönchskleide und lud ihn zu Gaste. 1521 schrieb ihm Luther von Eisenach aus umgehend über seine Erlebnisse in Worms und widmete ihm in demselben Jahre den ersten Teil seiner Kirchenpostille. Im Frühjahr 1523 gewährte er den aus Wiederstedt geflohenen Nonnen Zuflucht auf dem Schlosse Mansfeld (wo er in dem von ihm 1511 erbauten Hinterort residierte), richtete in dem von den Mönchen verlassenen S. Annenkloster in der Neustadt Eisleben (das er erst vor zehn Jahren gegründet hatte) die erste evangelische Schule der Grafschaft ein und berief den Magister Michael Stiefel*), einen früheren Augustiner in Eßlingen, zu seinem Hofprediger. Im folgenden Jahre wurden in der Mansfelder Stadtkirche die katholischen Ceremonieen abgestellt. Nach diesen vorbereitenden Schritten erklärte sich Albrecht mit seinem Bruder Gerhard, der auf Seeburg residierte, um Ostern 1525, wenige Wochen vor dem Ausbruche des Bauernaufruhrs, öffentlich für die Sache der Reformation.

Ende Februar war Thomas Münzer wieder in Mühlhausen eingetroffen und hielt nun die Zeit gekommen, als ein zweiter Gideon seinen Musterstaat in seinen Heimatsgegenden aufzurichten.

In einem nach Melanchthons Urteil „teuflischen“ Briefe forderte er namentlich die Berggesellen auf, „nicht länger zu schlafen, sondern endlich Ernst zu machen, ihr Schwert nicht kalt werden zu lassen vom Blut und erbarmungslos gegen die Bösewichter (die Obrigkeit) vorzugehen“. Und auch im Mansfeldischen gab es fast allerorts heimliche Anhänger Münzers, die nur auf das Zeichen zum Losschlagen harrten. Graf Albrecht „ließ es sich sauer werden“, seine Bergleute und Harzbauern vom Zusammenrotten abzuhalten. Dr Luther, der in Eisleben eintraf, um die Schule einzurichten, zog vom 20. April bis 4. Mai, gegen die Schwarmgeister predigend, von Ort zu Ort; dennoch aber brach am 24. April der Aufstand aus, und in den Tagen vom 2. bis 4. Mai wurden auch sämtliche Klöster der Grafschaft Mansfeld geplündert. Auch in Eisleben gärte es, deshalb versammelte Albrecht in Gemeinschaft mit seinem Vetter Philipp vom Vorderort die Bürger vor dem Hohenthore, um ihre Beschwerden anzuhören. Und an demselben Tage ließ ihn Luther ermahnen, sein Schwert gegen die Räuber und Mörder zu gebrauchen, so lange sich eine Ader in seinem Leibe rege: er möge die Sache Gott befehlen und dessen Befehle, das Schwert zu führen, genug thun.

Graf Albrecht säumte nicht, diesen Rat zu befolgen. Mit der zuverlässigen Bürgschaft seiner Städte eilte er den Klosterstürmern nach, die auf dem Marsche nach Frankenhausen waren, griff sie bei Groß Osterhausen, wo sie sich gelagert hatten, an und besiegte sie in heißem Kampfe, in dem siebzig

*) Seine verunglückte Prophezeiung des Weltunterganges im Jahre 1523 rief, zunächst im Munde der getäuschten Bauern, das geflügelte Wort: „Stiefel muß sterben!“ hervor.



Empörer fielen und das Dorf bis auf zwanzig Häuser in Flammen aufging. Dadurch vertrieb er nicht nur seinen Unterthanen die Lust zum Rebellieren, sondern kühlte auch die Kampflust des Haupthaufens bei Frankenhausen soweit ab, daß er den Versuch machte, sie durch Vorstellungen zur Vernunft zu bringen. Die Bauern waren auch nach Zusicherung freies Geleits zu einer Besprechung auf der Helmebrücke bei Martinsriet bereit Aber Münzer, der seine angemaßte Herrscherwürde in Gefahr sah, vereitelte jene Absicht durch zwei überaus freche und prahlerische Schreiben vom 12. Mai. „In dem einen, das er an den Grafen Albrecht richtete, verkündete er diesem, es sei Gottes Wille, daß solche Tyrannen und bösewichtische Obrigkeiten, wie er, vom Stuhle gestoßen würden; daß das Fleisch der Fürsten von den Vögeln des Himmels gefressen und das Blut der großen Hansen von den unvernünftigen Tieren gesoffen werde. Nur wenn er vor der Bauerngemeinde erschiene und sich rechtfertigen könne, wollten sie ihn für einen gemeinen Bruder haben (halten), andernfalls aber wider ihn, wie gegen einen Erzfeind des christlichen Glaubens, fechten. In dem andern an den katholischen Vetter Albrechts, den Grafen Ernst auf Schloß Heldrungen, gerichteten Briefe ermahnt Münzer diesen, den er einen elenden, dürftigen Madensack, einen verstockten heidnischen Bösewicht gleich dem König Pharao und einen schändlichen Staupbesen der Freunde Gottes nennt, doch endlich seiner groben, büffelwütenden Tyrannei zu entsagen, sich zu demütigen vor den Kleinen und vor den Bauern sich zu entschuldigen. Falls er das nicht thue und dem Befehle Münzers nicht nachkomme, solle ohne Erbarmen gegen ihn vorgegangen werden, wie etwan wider die Türken; er solle verfolgt und ausgereutet, sein Nest ausgerissen und zerschmettert werden.“*)

So konnte denn allein das Schwert entscheiden. Die Mansfelder Grafen folgten dem auf Frankenhausen ziehenden Bauernhaufen und vereinigten sich vor der Stadt mit den verbündeten Fürsten. Indes noch einmal wurden auf Albrechts Vorschlag die Bauern zur Niederlegung der Waffen und Auslieferung des Verführers aufgefordert, aber Münzer antwortete mit Ermordung seiner Gefangenen. Nun war auch die Langmut der mildest Gesinnten zu Ende, und es erfolgte am 15. Mai der Angriff. 5000 Bauern fielen in der Schlacht, und Münzer, an den Briefen Albrechts erkannt, erhielt seinen Lohn.

Nach Beseitigung dieser den Umsturz drohenden Gefahr konnte sich Albrecht wieder mit voller Hingebung der Durchführung der Reformation zuwenden. In Mansfeld hatte er bereits 1524 den erwähnten Stiefel durch Michael Cölius ersetzt. Um auch in Eisleben, der Hauptstadt der Grafschaft, die Reformation zu festigen, richtete er nun in Gemeinschaft mit seinem Bruder Gebhard hier eine evangelische Schule ein, deren Rektorat er dem berühmten Johann Agricola, dem späteren ersten Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, übertrug. Evangelische Regungen hatten sich schon 1522 unter der Bürgerschaft bemerklich gemacht; im Jahre 1525 hatte die Reformation bereits in den Kirchen S. Petri (Pastor Reuber), S. Nikolai (Rektor Agricola) und S. Annen (Ottomar Kern) festen Fuß gefaßt, und an der Andreaskirche stand Luthers Freund und Ordensbruder Kaspar Güttel als Nachmittagsprediger dem Konvertiten Georg Wizel gegenüber. Dazu kann die Reformation aller Kirchen in den mittel- und hinterortischen Gemeinden mit dem Jahre 1525 als beendet angesehen werden. Bald gab es in dem geteilten Eisleben

---

*) Dr. Größler, „Graf Albrecht IV. von Mansfeld“ (Halle 1885), welcher interessanten Arbeit ich hier folge.



nach Wizels Briefen nur noch zehn katholische Familien. Auf den raschen und völligen Sieg der Reformation war gewiß nicht ganz ohne Einfluß, daß Dr. Luther der Grafschaft Mansfeld entstammte und ein Bergmannssohn war. Aber dem damaligen Bergmannsstande eignete überhaupt „der auf das Höhere gerichtete Sinn“, und ein alter Chronist rühmt, daß unter den Bergleuten viele ernste Seelen gewesen seien, die „den schönen rotgüldenen Äuglein in den Kobalddrusen glichen“. Nicht nur in den mansfeldischen, in allen Bergstädten (in Zellerfeld, Wildemann, Grund, Goslar, Andreasberg, Annaberg, Schneeberg, Joachimsthal) traten die Bergleute früh und entschieden für Luthers Sache ein.

Konnten die katholischen Grafen der Linie Vorderort die Einführung der Reformation in den mittelortischen (Graf Gebhards) und hinterortischen (Graf Albrechts) Gebieten*) nicht hindern, so setzten sie doch der Ausdehnung derselben auf die allen Linien gemeinschaftlich zustehenden Städte Mansfeld, Eisleben und Hettstedt entschiedenen, wenn auch vergeblichen Widerstand entgegen. In der Schloßkirche zu Mansfeld ließen sie die evangelischen Predigten des Cölius sofort durch zwei Doktoren der Theologie aus Dessau und Erfurt und zwei Mönche aus Arnstadt und Halle widerlegen, in Eisleben kam es zu ärgerlichen Auftritten bei Neubesetzung einer vakanten Pfarrstelle. Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Kardinal Albrecht von Mainz trafen heimlich Abrede, den Grafen Albrecht zu vertreiben, und ersterer verweigerte ihm deshalb die Belehnung. Dies und der Abschluß eines gegen die Evangelischen gerichteten Bundes (Mühlhausen und Dessau 1525) veranlaßten die Brüder Albrecht und Gebhard, am 12. Juni 1526 dem zunächst von dem Kurfürsten Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen zu Torgau geschlossenen Bunde beizutreten.**) Die evangelischen Fürsten setzten in die Thatkraft und Umsicht des Grafen Albrecht großes Vertrauen: als auf dem im Juli 1526 stattfindenden Reichstage zu Speier die kaiserlichen Kommissarien wider Erwarten auf strenger Durchführung des Wormser Edikts bestanden, beschlossen jene, den Kaiser Karl durch einen besondern Gesandten um Aufhebung desselben und Berufung eines Nationalkonzils zu bitten, und betrauten den Grafen Albrecht mit dieser wichtigen Sendung. Noch ehe dieser aber die Reise nach Spanien antreten konnte, änderte der zwischen Kaiser und Papst ausgebrochene Krieg die ganze Sachlage, so daß die Ausführung jenes Edikts unmöglich wurde.

Auch an den Reichstagen zu Speier 1529 und zu Augsburg 1530 nahm Albrecht persönlich teil und vertrat auf letzterem eine Zeitlang den Kurfürsten Johann, namentlich protestierte er in dessen Namen gegen den Reichstagsabschied. Nach Schmalkalden begleitete ihn auch sein Bruder Gebhard und unterschrieb mit ihm am 31. Dezember 1530 die Bundesakte.

So rühmenswert der Glaubenseifer und die Standhaftigkeit des Grafen Albrecht zu jeder Zeit erscheinen werden, so wenig ist es möglich, sein Ver-

*) Dem Grafen Albrecht gehörten außer dem Fünftelanteile an den gemeinschaftlichen drei Städten, an Bergwerk, Jagd und Fischerei: das Oberamt Eisleben, das Hinteramt Mansfeld, das Unteramt Schraplau, die Herrschaft Rammelburg, die Herrschaft Leutenberg am Frankenwald und (seit 1525) das Amt Allstedt, (seit 1527) das Amt Rotenburg a. d. Saale und (seit 1539) das Amt Sittichenbach.

**) Außer ihnen traten zu Magdeburg dem Torgauer Bunde bei: die Herzöge Ernst von Lüneburg und Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Stadt Magdeburg. Während des Reichstags zu Speier erklärten noch Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Ulm ihren Beitritt.



halten gegen seine Verwandten und Unterthanen in allen Stücken zu billigen. Im Jahre 1534 wäre es wegen der Neustadt Eisleben, welcher Albrecht trotz eines kaiserlichen Mandats von 1514 das ihr von ihm widerrechtlich verliehene Stadtrecht beließ, fast zu offenem Kampfe zwischen den Brüdern Albrecht und Gerhard gekommen. Die dem gesamten Grafenhause in der ungeheuren Schuldenlast drohende Gefahr richtig erkennend, suchte Albrecht durch die größte Sparsamkeit und durch stärkere Ausnutzung seiner Gerechtsame — und es ist ihm für Hinter- und Mittelort ja auch gelungen — die Sequestration abzuwenden und ließ sich auch von seinem tiefverschuldeten Bruder Gebhard auf Seeburg dessen Einkünfte und Schulden übertragen. Aber nun schaltete er auch mit den Gütern desselben so willkürlich, daß sich Dr. Luther 1542 genötigt sah, sich dieserhalb an den Herzog Moritz als den Oberlehnsherrn zu wenden, und daß dieser ihn im Frühjahr 1543 in Annaberg gefangen nahm. Da Albrecht indes dorthin in besonderem Auftrage des Kaisers gekommen und ein unmittelbarer Reichsstand war, so mußte ihn Moritz auf Befehl des Kaisers im November wieder freilassen. Aber Gebhard hob den früheren Vertrag auf und schloß sich fortan in allen Angelegenheiten, die das evangelische Bekenntnis nicht berührten, seinen vorderortischen Vettern an.

Seine Habsucht führte den Grafen Albrecht auch zur Unbilligkeit gegen seine Unterthanen: er schmälerte die Einnahmen seiner elf Hüttenmeister und suchte die acht Erbfeuer (s. S. 227) in Herrenfeuer umzuwandeln. Luther, der diese Vorgänge in seiner Heimat um so mehr mit aufmerksamem Auge verfolgte, als von des Grafen Härte auch eine ihm verschwägerte Familie betroffen ward, wurde nicht müde, an Albrecht, sowie an dessen Vettern Philipp und Hans Georg, die nun gleichfalls ihre 33 Erbfeuer einziehen wollten, warnend und mahnend zu schreiben. In seinem letzten Briefe vom 8. Dezember 1542, in welchem es ihm gelang, den Grafen von seinem Vorhaben abzubringen, sagt er: „Gott hat durch E. G. im Anfange des Evangeliums viel lobenswürdige Thaten ausgerichtet, die Kirchen und Predigtstühle, auch die Schule zu Gottes Lob und Ehren fein bestellet und in der Bauern Aufruhr E. G. trefflich und herrlich gebraucht, daß ich aus solchen und andern mehr Ursachen E. G. nicht kann also leichtlich vergessen oder aus meiner Sorge und Gebet lassen. Aber mir kommt vor, zumal durch viel Plaudern und Klagen, wie E. G. sollten vom vorigen Anfang abfallen und viel anders worden sein, welches mir ein sehr groß Herzeleid sein würde für E. G. Person. So fühlen E. G. selbst wohl, wie sie bereits kalt und auf den Mammon geraten sind, gedenken sehr reich zu werden; auch, wie die Klagen gehen, die Unterthanen allzu hart und scharf drücken, sie von ihren Erbfeuern und Gütern zu bringen und schier zu eigen machen gedenken, welches Gott nicht leiden wird."

Die zwischen Albrecht und den übrigen Grafen von Mansfeld schwebenden Streitigkeiten, zu welchen 1542 noch eine neue wegen des Patronatsrechts der Andreaskirche in Mansfeld gekommen war, wurden teilweise in einem Vertrage zu Halle 1544 beigelegt, eine völlige und gründliche Beseitigung aller Irrungen erhoffte man von der Vermittelung Dr. Luthers. Dieser war auch gern bereit, das Amt eines Schiedsrichters zu übernehmen und traf anfangs Oktober 1545, nachdem Graf Albrecht ihm beim Kurfürsten Urlaub erwirkt hatte, in Begleitung Melanchthons und Justus Jonas in Eisleben ein. Doch war die Reise vergeblich, da Graf Albrecht in das sächsische Feldlager eilen mußte, und als Luther zum zweitenmale am 23. Dezember bei strenger Kälte in Mansfeld anlangte, machte Melanchthons plötzliche Erkrankung sofortige

Rückkehr nach Wittenberg erforderlich. Obwohl „alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einäugig", so machte sich Luther im Januar 1546 doch zum drittenmale auf die Reise, da es sein sehnlicher Wunsch war, seine lieben Landesherren vor seinem Ende zu vertragen. Am 28. Januar empfingen ihn die Grafen mit einem Gefolge von 113 „Pferden" ehrenvoll an der Grenze und geleiteten ihn nach Eisleben, wo er bei seinem Freunde, dem Stadtschreiber Johann Albrecht, der im Drachstedtschen Hause der Andreaskirche gegenüber wohnte, abstieg.

Anfangs kam man mit den Verhandlungen, an denen auch Wolfgang von Anhalt und Heinrich der Ältere von Schwarzburg teilnahmen, nicht recht vorwärts, doch waren am 14. Februar die meisten Punkte ausgeglichen, namentlich auch inbetreff der Rechtsverhältnisse der Neustadt eine Einigung erzielt, und an diesem Tage gelang es Dr. Luther zu seiner großen Freude, die Brüder Albrecht und Gebhard, die er zu sich eingeladen hatte, mit einander zu versöhnen. In den folgenden Tagen wurden auch die letzten Streitfragen erledigt, so daß man am 16. und 17. Februar das Ergebnis in zwei Verträgen zusammenfassen konnte.

Obwohl schwach, unterschrieb Luther auch den letzten derselben noch. Aber bald darauf wurde sein Befinden so besorgniserregend, daß seine Freunde die Gemahlin des Grafen Albrecht um ein damals hochgeschätztes Arzneimittel, das s. g. Einhorn (wohl Narwalzahn) bitten ließen. Der Graf selbst brachte es und schabte es für den Kranken. Als sich Luthers Krankheit in der Nacht noch steigerte, kam der Graf mit seiner Gemahlin, und diese rieb den Puls des Sterbenden mit stärkendem Wasser. In der dritten Morgenstunde des 18. Februar verschied der große Mann, und sein früherer Schüler Aurifaber, damals Erzieher der Kinder Albrechts, drückte ihm die Augen zu.

In einem gemeinschaftlichen Schreiben baten die Grafen den Kurfürsten um die Erlaubnis, die Leiche in ihrer Herrschaft beisetzen zu dürfen, aber dieser befahl, dieselbe nach Wittenberg zu bringen. So geleitete denn am 20. Februar ein feierlicher Zug, an dessen Spitze Albrecht mit seinen drei Söhnen ritt, den Toten bis an die Grenze, von wo ihn Albrechts Sohn Hans und der vorderortische Graf Hans Hoier mit 50 berittenen Edelleuten nach Wittenberg führten. Am 8. Mai überwiesen die Grafen, um sich dankbar zu erzeigen, Luthers Witwe und Kindern 2000 Gulden.

Das Friedenswerk hatte leider nur kurzen Bestand, und in dem bald danach ausbrechenden schmalkaldenschen Kriege standen die Grafen einander feindlich gegenüber. Selbst Gebhard hielt mit den vorderortischen Vettern zum Kaiser.

Albrecht schloß sich Ende Juli mit seinen Söhnen Volrad und Wolf in Meiningen dem Heere des Kurfürsten an. Während des Zuges nach Süddeutschland, auf welchem Graf Wolf in Stuttgart starb, half Graf Hans Georg (Vorderort) dem Herzog Moritz die kurfürstlichen Lande einnehmen. Deshalb verfuhr Albrecht, als er nun mit dem Heere des Kurfürsten zurückkehrte, gegen seine Vettern feindlich. Am 27. Dezember 1546 rückte er während des Gottesdienstes mit Reitern, Knechten und vier Geschützen in Eisleben ein, nahm von dem vorder- und mittelortischen Teile der Grafschaft kraft des Rechts der Eroberung Besitz und ließ sich von den Bürgern huldigen. Gegen Abend besetzte er Bornstedt und Allstedt, am folgenden Tage Mansfeld, Arnstein, Ermsleben und Konradsburg. Am 2. Januar kam er aus dem Lager bei Halle noch einmal nach Eisleben, um einen neuen Rat einzusetzen.

Vom 14. bis 28. Januar nahm er mit 6 Büchsen und einem Fähnlein Knechte an der vergeblichen Belagerung Leipzigs teil. Inzwischen erkämpfte sich sein Sohn Volrad bei Rochlitz, wo Moritzens Bundesgenosse, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, gefangen genommen wurde, die ersten Lorbeeren; der Kurfürst belohnte seine Tapferkeit durch Überlassung einer eroberten Fahne und eines Feldgeschützes.

Im Frühling 1547 zog Albrecht an der Spitze eines kurfürstlichen Heeres, das er durch 100 Reiter und ein Fähnlein Knechte verstärkte, aus, um das hart belagerte protestantische Bremen, gegen das sich damals, um die Einnahme zu beschleunigen, auch Herzog Erich von Göttingen auf Befehl des Kaisers gewandt hatte, zu entsetzen. Unterwegs verfuhr er in Feindes Land nach Sitte der Zeit. Nur des Städtchens Hardegsen am Fuße des Sollings verschonte er um des Eisleber Superintendenten Spangenberg willen, der dort geboren war. Ohne sich durch die schlimme Nachricht, daß der Kaiser nach seinem Siege bei Mühlberg (24. April) ihn samt seinen Erben in absteigender Linie am 6. Mai im Feldlager vor Wittenberg „aller Regalien, Lehen, Habe und Güter gänzlich und gar priviert und entsetzt“ und diese dem Grafen Gebhard und den vorderortischen Vettern übertragen hatte, aufhalten zu lassen, ereilte er den Herzog Erich am 24. Mai bei Drakenburg an der Weser und schlug ihn hier dermaßen, daß Erich unter Zurücklassung von 3000 Toten und 2500 Gefangenen kaum Leben und Freiheit zu retten vermochte.

Auf dem Schlosse Mansfeld herbergte Graf Volrad am 29. April den Herzog Johann Friedrich, den bei Mühlberg verwundeten ältesten Sohn des Kurfürsten, gewährte hier auch dem aus Halle vertriebenen Justus Jonas Zuflucht und suchte die Herrschaft vor den Streifereien des frechen Raubritters Jost Hake zu schützen. Schon am 31. Mai erschien eine kaiserliche Heeresabteilung unter Kurt von Boymelburg vor dem Schlosse, die eigentliche Belagerung desselben begann indes erst am 8. Juni, nachdem die Grafen von Mittel- und Vorderort tags zuvor mit Verstärkung in Eisleben eingerückt waren und die Huldigungen der Bürger erzwungen hatten. Die aus Schwaben stammenden Soldaten hausten übel in der Gegend und nahmen sogar die Glocken von den Kirchtürmen. Die Stadt Mansfeld war von allen Weibern und Kindern verlassen. Die von Volrad mit der Verteidigung der Burg beauftragten Hauptleute verloren dem starken Belagerungskorps gegenüber schon nach einigen Tagen den Mut und gingen am 11. Juni einen Waffenstillstand bis zum 21. Juni mit dem Bedinge ein, daß nach Ablauf desselben, wenn bis dahin kein Entsatz erfolge, die Burg von ihnen übergeben werden solle. Da weder der in die Acht erklärte Graf Albrecht, noch sein Sohn Volrad Hülfe zu bringen im stande waren, so nahmen die Kaiserlichen am verabredeten Tage für die übrigen Grafen Besitz vom Schlosse. Vergeblich bemühte sich Graf Heinrich von Schwarzburg, diese gegen seinen alten Freund Albrecht versöhnlich zu stimmen; sie ließen im Sommer 1549 die Festungswerke durch den Magdeburger Baumeister Christoph Stieler gewaltig verstärken. Indes war ihre Furcht vor einem Angriffe Albrechts damals grundlos. Vom Sommer 1549 an leitete dieser die Verteidigung der in die Acht erklärten und hart belagerten Stadt Magdeburg und that den Belagerern, unter denen sich auch sein Vetter Hans Georg befand, in manchem glücklichen Ausfall großen Abbruch. Doch endlich erschöpfte sich die Widerstandskraft der Bürger, und als sie in einem Vertrage vom 3. November 1551 versprachen, keinen Feind des Kaisers in ihren Mauern zu dulden, mußte Albrecht von neuem flüchtig werden.

Doch schon nach kurzem bot sich ihm Gelegenheit, wiederum das Schwert für seinen Glauben zu schwingen. Sobald Moritz von Sachsen sich gegen den Kaiser erklärte, war Albrecht einer der ersten, der ihm zuzog; er begleitete ihn auf seinem Siegeszuge nach Süddeutschland und ward durch den Artikel 7 des Passauer Vertrages (2. August 1552) vom Kaiser wieder zu Gnaden angenommen. Im November söhnte er sich mit seinen Vettern aus und kehrte nun als 72jähriger Greis nach fünfjähriger Verbannung in seine Grafschaft zurück. Doch die ersehnte Ruhe fand er noch nicht.

Am 3. Oktober 1553, als Albrecht mit den übrigen Grafen in Torgau war, um von dem neuen Kurfürsten August die Belehnung zu empfangen, kam der bei Sievershausen geschlagene Markgraf Albrecht von Kulmbach flüchtend durch Mansfeld, und auf dem Fuße folgte ihm Herzog Heinrich von Braunschweig, den Albrecht von Mansfeld im Jahre 1542 in des Kurfüsten Johann Friedrichs Heere aus dem Lande hatte vertreiben helfen, und dessen Gebiet vom Grafen Volrad im Jahre 1552 arg verwüstet war. Jetzt bot sich ihm ungesucht die erwünschte Gelegenheit zur Rache. Zwar führte er diesesmal, um dem Kulmbacher auf der Ferse zu bleiben, seine Absicht, den Hinterort auf Schloß Mansfeld auszubrennen und die hinterortischen Dörfer zu brandschatzen, nicht aus, aber auf seinem Rückmarsche aus Franken im Juli 1554, wo Albrecht in Pommern war, nahm er Rotenburg ein, brandschatzte Eisleben, Mansfeld und Hettstedt und ließ sich von ihren Bürgern betreffs des hinterortischen Anteils huldigen. Das schon belagerte Schloß Rammelburg rettete Graf Hans Georg, Albrechts Schwiegersohn, dadurch, daß er die zum Widerstande entschlossenen Befehlshaber beredete, dasselbe ihm zu übergeben.

Am 3. November 1554 ging auf dem Schlosse Mansfeld das Gerücht um, Graf Albrecht habe dasselbe in der vorhergehenden Nacht, in der ein dichter Nebel geherrscht hatte, ersteigen wollen. Indes erfolgte kein Angriff. Aber die besorgten Grafen der andern Linie beschlossen am 30. November, die Gemahlin Albrechts mit ihrem Hofgesinde zu vertreiben, und nur auf Vorstellung des Hofpredigers Cölius beschränkten sie sich darauf, die männliche Dienerschaft zu verjagen, welche ihnen den Eid zu leisten sich weigerte. Durch ihre Fürbitte erreichten sie endlich am 25. Juli 1555, daß der Herzog dem Grafen Albrecht unter der Bedingung Frieden bewilligte, daß dieser persönlich um Verzeihung bitte, sich mit Frankreich in kein Bündnis einlasse, von dem geächteten Markgrafen sich lossage und 10000 Thaler für sich und die gleiche Summe für seinen Sohn Volrad zahle, der erst nach Aussöhnung mit dem Kaiser in den Vertrag eingeschlossen sein solle.

Schon am 25. Juli kam Albrecht mit seinem Sohne Hans nach Thal-Mansfeld und zog am andern Tage wieder in das Schloß ein; am 13. August wurde die Achtserklärung gegen Volrad zurückgenommen und bald darauf, schon vor Abschluß des Friedensvertrags vom 25. Oktober, die Versöhnung der Linien Vorder- und Hinterort durch eine Heirat besiegelt. Am 30. September, nachdem am Tage zuvor Albrechts Sohn Hans mit seiner jungen Gemahlin, einer pommerschen Prinzessin, eingetroffen war, wurde die Hochzeit des vorderortischen Grafen Hans Ernst mit Albrechts Tochter Sarah gefeiert. Da Hans Georg schon lange Albrechts Schwiegersohn war, und Hans Hoier am 16. Februar 1556 mit Albrechts Tochter Martha vermählt wurde, so waren die beiden Familien nun dreifach verschwägert.

Die Aussöhnung mit dem Grafen Gebhard, welche von der ganzen Grafschaft als Freudenfest gefeiert wurde, erfolgte erst am 20. März 1557 durch

die Vermittelung des Fürsten Wolfgang von Anhalt. Es war auch hohe Zeit, denn schon im folgenden Jahre verschied Gebhard auf der Burg Mansfeld. Graf Albrecht wurde am 4. März 1560 zu Leutenberg bei Saalfeld vom Tode ereilt, wo ihm ein Jahr zuvor seine treue Lebensgefährtin Anna vorangegangen war. Beide ruhen in der Stadtkirche zu Mansfeld; Albrechts Leichenstein ist auf dem Schlosse unweit des Thores eingemauert.

Der meistens nur „Ernst von Mansfeld" genannte Graf Peter Ernst II. war der Sohn des Fürsten Peter Ernst I. aus dessen morganatischer Ehe mit der schönen Anna van Eicken. 1580 zu Luxemburg geboren, wo sein Vater Oberstatthalter war, erhielt er am Hofe seines Paten, des Erzherzogs Ernst von Österreich, katholische Erziehung und kämpfte anfangs in kaiserlichen und spanischen Diensten. Als man ihm mit Undank lohnte, focht er nun für die Union gegen die Spanier und trat 1618 als General der Artillerie in böhmische Dienste. Geächtet, machte er bald im Solde der Generalstaaten oder Englands, bald von Frankreich mit Geld unterstützt, als kühner und gefürchteter Parteigänger mancherlei Kreuz- und Querzüge durch Deutschland, die spanischen Niederlande, Ungarn und Siebenbürgen. Ohne denselben zu folgen, gedenken wir nur einiger seiner Schlachten: Am 27. April 1622 schlug er in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Friedrich von Baden Tilly bei Wiesloch, am 29. August nach seiner Vereinigung mit Christian von Braunschweig den spanischen Feldherrn Gonzalez de Cordova bei Fleurus; am 25. April 1626 wurde er von Wallenstein an der Dessauer Brücke geschlagen, doch nicht besiegt. Um diesen aus Niedersachsen zu locken, fiel er mit einem neugeworbenen Heere in die Erbländer des Kaisers ein. Als aber der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit dem Kaiser sich vertrug, ging er durch türkisches Gebiet auf Venedig, um sich hier nach England einzuschiffen. Da ereilte ihn am 26. November 1626 in dem bosnischen Dörfchen Wrakowicz der Tod. Stehend, von zwei Offizieren gestützt, erwartete er im vollen Waffenschmucke diesen Feind, dem er so oft in heißer Schlacht kühn ins Auge geschaut hatte.

Noch mancher Held ist aus dem Stamme der Mansfelder entsprossen. Ich erinnere nur an Ernsts Bruder Karl, der sich im ungarischen und flandrischen Kriege auszeichnete, an den kaiserlichen Feldmarschall Philipp V. und an den Fürsten Heinrich Franz, den Präsidenten des kaiserlichen Hofkriegsrates.

Von den ausgezeichneten Frauen des Hauses Mansfeld ist Agnes, „die schöne Mansfelderin", durch ihre Schicksale und ihren Geist die berühmteste. „Mit ihr hatte sich Gebhard, Erzbischof und Kurfürst von Köln, im Jahre 1582 vermählt, war zur protestantischen Kirche übergetreten und wollte sein Bistum in ein weltliches Kurfürstentum verwandeln. Als sich das Kapitel darüber in Rom beklagte, wurde er vom Papste in den Bann gethan und abgesetzt. Mit Hülfe protestantischer Fürsten wußte er sich noch eine Zeitlang zu behaupten; als ihm aber 1584 seine letzte Feste, Bonn, genommen wurde, zog er sich nach Holland zurück, wo er bis zu seinem Tode (21. Mai 1601) mit seiner lieben Agnes eine glückliche, aber kinderlose Ehe führte." (Spieker.)

3. Über die Schicksale der Burg ist noch folgendes nachzuholen.

Graf Albrecht IV. hatte anfangs auf Mansfeld keine Wohnung. Erst 1511 wurde ihm durch Vermittelung des Grafen Botho zu Stolberg gestattet, die Scheune seiner Vettern Ernst und Hoier abzubrechen und an deren Stelle ein Schloßgebäude aufzuführen. Da dies den hintersten Teil der Burg nach der Katze zu ausmachte, so bekam es davon den Namen Hinterort. (Krumhaar.)

Im Jahre 1517 wurde der Anfang mit einer Erweiterung und stärkeren Befestigung der Burg gemacht, wozu jeder der Grafen jährlich 200 Gulden bewilligte. An der Spitze der Baukommission stand Graf Gebhard vom Hause Mittelort, Baumeister waren Hans von Trotha und Kaspar von Watzdorf; doch nahm man auch auswärtige Bauverständige in Rat, „namentlich den berühmten Nürnberger Büchsenmeister Matern, die Ritter Georg von Schaumburg, Philipp von Feilitzsch und Georg von Ebeleben. Da die Grafen 1520 unter einander einen Burgfrieden vereinbarten, so wird damals der Bau im wesentlichen vollendet gewesen sein. (v. Arnstedt in Z. d. H.-V., II a., 26 f.)

Im dreißigjährigen Kriege ging die Burg, ohne daß die Grafen es hindern konnte, aus einer Hand in die andere. Merian erzählt darüber in seiner Topographie von Obersachsen, S. 127: „Anno 1630 bekam des Erzbischofs von Magdeburg Obristleutnant Niklas Bock das Haus Mansfeld mit List, indem er etliche Säcke mit geschnittenem Stroh ausfüllen lassen und selbige, als wann es Getreide vom Kloster Mansfeld kommend, auf Wagen gelegt, unter die Säcke aber teils Soldaten versteckt. Es eroberten aber noch dieses 30ste Jahr die Kaiserischen das Schloß wieder, wie auch Querfurt. Anno 31 den 24. November ward Mansfeld den Schweden mit Akkord überlassen. Anno 1630 den 8. April hat sich das Schloß allhie wieder mit Bedinge an die Schweden ergeben; weilen die Besatzung darin Mangel an Pulver hatte; muß daher folgen, daß sie es zuvor verloren gehabt. Anno 1641 ist solches von den Kaiserischen umringet, aber anno 1742 den 3. Mart. vom schwedischen Generalmajor Königsmark entsetzet worden.“

Da die Umgegend unter diesen fast andauernden Belagerungen schwer zu leiden hatte, so beantragten die Landstände die Demolierung der Festungswerke, und im Jahre 1674 verfügte der Landesherr unter Zustimmung der Grafen diese Zerstörung. Am 1. Juni machten 400 Mann mit der Niederreißung des Ravelins am Schloßthore den Anfang. Dann kamen die Mauern an der östlichen Bastei, dem Stern, an die Reihe. Weil aber Kalk und Gestein mit einander untrennbar verkittet war, so rief man 30 Bergleute herbei, damit sie die Mauern mit Pulver sprengten. Nun wurden freilich große Mauerteile umgeworfen und in die Gräben geschleudert, aber hie und da stehen noch einzelne Reste stolz und fest, als wären sie mit dem natürlichen Fels, der sie trägt, zu einem Stück verwachsen.

In Merians Topographie macht die Burg mit ihren Festungswerken einen stattlichen Eindruck. Man sieht der Abbildung nicht an, daß damals (um 1650) bereits die Gebäude des Mittel- und des Hinterortes in Verfall gerieten. Als die Eislebensche Linie ausstarb und die Einkünfte der Grafschaft in die Sequestrationskasse flossen, mag wenig zur Erhaltung des Schlosses geschehen sein*), zumal die Glieder der Bornstedtschen Linie im Österreichschen lebten. Beim Aussterben des Grafenhauses waren nur noch die Gebäude des Vorderorts bewohnbar. Man legte ein Invalidenhospital hinein, welches bis zum Jahre 1807 (oder 1795?) bestand. Die westfälische Regierung verkaufte dann die Ruine an den Oberbergrat Bückling, der allerdings ein ansehnliches, massives Wohnhaus auf der Stelle des mittelortischen Hauptgebäudes erbaute, den Verfall der Burgreste aber beschleunigte. Dagegen hat der folgende Be-

*) Doch berichtet v. Rohr im Jahre 1736: „Jetzo hat sich auf diesem Schlosse vieles verändert, nachdem Ihre Fürstliche Durchlaucht, der Fürst zu Fondi, es nunmehro in einen ganz neuen und andern Stand setzen lassen.“

sitzer, Amtsrat Ubal, viel für Erhaltung der Ruine, für die Wiederherstellung der Schloßkirche in ihrem Innern und für Verschönerung des öden Burgterrains durch Bepflanzung und Gartenanlagen gethan. Eine noch weiter gehende Restauration verdankt die großartige und höchst bedeutsame Ruine dem jetzigen Besitzer, Herrn v. d. Reck.

„Wie die Burg sich gegenwärtig darstellt, so ist es ein ernstes memento mori! das aus diesen trauernden Ruinen uns entgegenhallt und von der Kraft, Herrlichkeit und Größe in den Schöpfungen unserer Altvordern, zugleich aber auch von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen Schöpfungen sprechendes Zeugnis giebt."

„Ein breiter, tief in den Felsen eingehauener Graben, der die Burg auf der Seite von Nordost bis Nordwest umgiebt, zeugt von den ungeheuren Anstrengungen, die für die Befestigung des Platzes gemacht wurden. Ein einziges Thor, das ehemals noch durch Außenwerke gedeckt war, führt auf dieser Seite über den hier verschütteten Graben in den Burghof, den jetzt noch feste, zum Teil doppelte Mauern und Kasematten umschließen. Bei dem Eintritt in den weiten, öden Burghof treten uns von allen Seiten in romantisch-malerischen Gestaltungen die Ruinen der alten Wohnsitze entgegen." (v. Arnstedt.)

Zur Rechten haben wir den Vorderort. Von den Wohngebäuden desselben, welche 1518 restauriert wurden, ist nichts mehr vorhanden. „Am Wallgraben hat sich ein starker Turm erhalten mit einigen angrenzenden Gewölben, in welchen nach der Tradition die Münze sich befunden hat. Auch ragt nicht weit davon ein altes Wachthaus über die Umfassungsmauern", wo sich der beste Aussichtspunkt befindet. Doch „fehlt es der Umgegend", sagt Spieker, im wesentlichen noch heute zutreffend, „an Wald, Wiesen und fruchtreichen Kornfeldern; man sieht fast nur kahle Hügel, Schlackenberge und aufgehäuften Thonschiefer. Nur an der Südseite des Schloßberges lagert sich eine Gruppe von Linden und Eichen. Das Anziehendste ist ein Teil des Wipperthales, den man nordwärts übersieht".

An Stelle des Mittelortes erhebt sich das jetzige Wohnhaus. Doch sind auch noch Reste des alten, vom mehrgenannten Grafen Gebhard herrührenden Baues vorhanden; namentlich ein geräumiges Turmgebäude mit bequemer Wendeltreppe, das über dem Hauptportal weit vorspringt. Zwei Nebenpforten, welche zu den Seiten dieses Gebäudes in ausgedehnte Felsenkeller führen, tragen in halbkreisförmigen Vertiefungen Steinbilder in mehr als halberhabener Arbeit, welche „in ihren Darstellungen den schwelgerischen Humor ihrer Erbauer wiedergeben. Über der Pforte linker Hand erscheint neben anderen Figuren ein Bacchus auf einem Fasse sitzend und aus einem großen Becher trinkend, mit der Überschrift: Bacchus Deus vini. Auf dem Bilde leert ein Mann im Kostüm des 16. Jahrhunderts einen großen Humpen, während ein zweiter mit der Weinkanne nach ihm schlägt und ihm von hinten einen Fußtritt versetzt. Zu beiden Seiten befinden sich noch andere damit harmonierende Figuren mit der wunderlichen Überschrift: „Quid est? bapsi", die an die bekannte Erzählung von den drei fahrenden Schülern erinnert, von denen nur einer libere richtig zu konjugieren wußte. Wohl mochte die Verschwendung und Üppigkeit, die an den Höfen der Mansfelder in der Zeit ihres höchsten Glanzes herrschte, zu dem bald darauf eintretenden Verfalle des Hauses wesentlich mitwirken, und so bewährte sich das weissagende Wort des weisen Martin Luther, als bei einem Besuch auf dem Schlosse ihm auf dem Saal der Wein entgegenfloß. „O, rief er aus, ich will euch sagen, wie

es hier einst sein wird: Dornen und Disteln werden wachsen an der Stätte, wo jetzt Bäche des Rebensaftes fließen!"*) (v. Arnstedt.)

Die östlich sich anschließende Kirche, welche lange der Verwilderung preisgegeben war, ist in neuerer Zeit würdig restauriert. Doch hat sie ihren alten Schmuck zum Teil verloren. Die Kanzel, auf der Luther oftmals gepredigt hat, steht, von eisernem Gitterwerk gebildet, ganz frei in der Mitte der Kirche. Das Altarblatt von Lukas Cranach stellt Christi Höllen- und Himmelfahrt dar.

„Zunächst der Kirche treten die Umfassungsmauern eines stattlichen Gebäudes hervor, dessen Fenster von zwei Seiten nach dem Burghofe gehen. Noch in den Ruinen, in denen hohe Fichten wurzeln, ist ein prachtvoller Bau zu erkennen. Sowohl im Erdgeschoß wie in der Etage waren Zimmer und Säle gewölbt, wie die an den Mauern noch vorspringenden, schöngeformten Tragsteine, welche die Rippen der Gewölbe trugen, erkennen lassen. Aus der Ecke des Gebäudes ragen die Überreste eines schöngearbeiteten Erkers hervor, von dem sich nur die Brustlehne noch erhalten hat. Am Schlußsteine des gewölbten Bogens, durch welchen man aus dem Saale in den Erker trat, ist die Inschrift: „Gebhardus, Graf zu Mansfeld 1532" zu lesen. Dieser Saal, den die Tradition den goldenen nennt, soll der gemeinschaftliche Prunksaal der Häuser Mittel- und Vorderort gewesen sein." (v. Arnstedt.)

Die ausgedehnten Gebäude des Hinterorts, welche sich weiter östlich über den Felsenabhang erstreckten, wurden ehemals als die schönsten gerühmt, „maßen die Gemächer aus kostbarem wohlriechenden Holze ausgelegt gewesen"; jetzt wuchern in und auf den völlig zusammengebrochenen Mauern schon lange Gesträuch und Bäume.

Den schönsten Blick auf die Ruine gewährt der am weitesten nach Osten vorgeschobene Hügel, der ehemals eine Bastei trug. Die mit Pulver gesprengten Mauern derselben liegen in großen Bruchstücken gleich Felsentrümmern im Burggraben.

*

In der am Fuße des Schloßberges liegenden Stadt Mansfeld, welche im Anfange dieses Jahrhunderts erst 1000 Einwohner hatte, und welche Spieker noch vor 30 Jahren „eine alte häßliche Stadt mit etwa 1600 Einwohnern" nennen konnte (im Jahre 1885 hatte sie 2516 Einwohner), ist noch das Haus vorhanden, in dem Martin Luther seine Kindheit verlebte. Sein Vater erwarb es Johannis 1484, 1530 ging es an dessen Sohn Jakob über. Über der vermauerten rundbogigen Pforte aus rotem Sandstein findet sich noch erkennbar das alte Luthersche Wappen, Rosen und Armbrustflügel, mit den Buchstaben J. L. 1530.

43. Eisleben.**)

Eisleben kommt zum erstenmal, und zwar als Islevo, d. i. Erbgut des Iso, in der Urkunde des Kaisers Otto III. vom 23. November 994 vor, in welcher dieser der Stadt Quedlinburg ein bestimmtes Marktgebiet zuweist. (Siehe S. 775.) Wenn daraus allein, daß schon damals ein Markt in Eisleben bestand, allerdings noch nicht geschlossen werden kann, daß dieses bereits

*) Nach andern lautet das Wort: Die Herren düngen gut; es wird brav Gras danach wachsen!

**) Der Aufsatz stützt sich im wesentlichen auf die Arbeiten v. Arnstedts, Krumhaars und Dr. Größlers.

994 Stadtgerechtsame besaß — jene Urkunde würde sonst auch Wallhausen, Rottleberode und Harzgerode als Städte erweisen —, so muß doch der Ort, der seit alters als Malstatt und Sitz eines Archidiakons ausgezeichnet war, an Bedeutung die Ortschaften in seiner Nachbarschaft schon damals übertroffen haben. Eine Urkunde aus dem Jahre 1045 zeigt aber, daß Eisleben („Gisleva") bereits seit längeren Jahren auch Münz- und Zollstätte war. Am 26. September des genannten Jahres bestätigte nämlich Kaiser Heinrich III. dem Bischof Bruno von Minden und dessen Mutter Outa das Markt-, Münz- und Zollrecht in ihrem Gute (praedium) in dem im Hassegau in der Grafschaft des Pfalzgrafen Dedo belegenen Orte (locus) Gisleva mit den Befugnissen, wie sie und ihre Vorfahren solches durch die Gnade seiner Reichsvorgänger bisher benutzt haben. Hiernach waren die Vorfahren der Outa die ältesten Besitzer von Eisleben. Welchem Geschlechte sie aber angehörte, ob dem Querfurtschen oder einem andern, ist bislang nicht genügend nachgewiesen. Bekannt ist nur, daß Bischof Bruno ein Bruder des Merseburger Pfalzgrafen Siegfried war.*)

Wenn es nach dieser Urkunde von 1045 scheint, als ob die Vorfahren der Outa Eisleben unmittelbar vom Reiche zu Lehen getragen haben, so war die innere, alte Stadt doch später unzweifelhaft halberstädtisches Lehen, und es muß deshalb Eisleben mit den benachbarten Dörfern Wimmelburg, Volkstedt, Polleben, Ziegelrode und dem Amte Friedeburg in unbekannter Zeit vom Reiche dem Bistum Halberstadt übereignet sein.

Zeigt die Urkunde von 1045 die ersten Spuren städtischer Entwickelung, so weist auch eine Fürstenversammlung, welche schon ein halbes Jahrhundert später hier stattfand, eine gewisse Bedeutung von Groß Eisleben nach. Die Pöhlder Jahrbücher erzählen nämlich, daß der nach Herzog Rudolfs von Schwaben Tode zum Gegenkönige Kaiser Heinrichs IV. am 26. Dezember 1081 zu Goslar gesalbte Graf Hermann von Salm, der Sohn Hermanns von Lützelburg, davon den Beinamen Knoblauch bekommen habe, daß er zu Eisleben, wo viel Knoblauch wachse, gewählt sei. Noch heute ist dieser Knoblauchskönig das Wahrzeichen der Stadt, sein gekrönter Kopf findet sich sowohl an einer Ecke des Rathauses, wie an der Rückseite der Andreaskirche in Stein gehauen. Daß aber Hermann von Salm — wie Bothos Bilderchronik jene auch sonst bezeugte Nachricht weiter ausführt — auf der Burg zu Eisleben residiert habe, muß um so mehr bezweifelt werden, als auch alle später daran angeschlossenen Erzählungen der Begründung entbehren.

Das „Haus" Ysleibe wird erst 1362 und 1373, wo in demselben der Vogt Henning Bracvogel wohnte, urkundlich erwähnt, doch mag diese ursprünglich durch Wassergräben geschützte Wasserburg wohl schon einige Jahrhunderte früher angelegt sein. Im Jahre 1442 hatte Graf Volrad von Mansfeld die „Burg Isleubin" verpfändet, 1448 stellte Erzbischof Friedrich von Magdeburg in castro Issleben eine Urkunde aus. Später war das Schloß zeitweilig Residenz einer Linie des Grafenhauses. Auf der Ansicht von Eisleben, welche Merian in seiner Topographie Obersachsens bringt, ist das Schloß als ansehnliches Gebäude mit vier besonderen Dächern dargestellt; doch hat der Zeichner hierbei eine ältere Abbildung benutzt, denn Merian schreibt S. 74: „Anno 1612 lag gemeldtes weyland ansehnliches Schloß allhie zu Eißleben

*) Bruno war von 1037 bis 1055 Bischof in Minden, sein Bruder Siegfried starb am 25. April 1038 und ist im Kloster Wimmelburg bei Eisleben begraben.



darnieder und öd, und stunden nur die Mauern noch da", und berichtet weiter, daß dasselbe „1601 den 18. Augusti in der schröcklichen Feuersbrunst" zerstört sei. Ein runder Turm und „einige durch angebaute Mauern gehaltene Teile des untersten Baues" waren noch in diesem Jahrhundert vorhanden; jetzt ist der Turm bis auf eine Höhe von etwa 25 m abgetragen.

Wie Eisleben vom Bischof Bruno und seiner Mutter weiter vererbt ist, läßt sich nicht sagen. Indes war es, wie eine Urkunde von 1229 zeigt, schon im Besitze der Grafen von Mansfeld aus dem (älteren) Hoyerschen Stamme. Wahrscheinlich besaßen auch sie schon, wie später die Grafen Querfurtschen Stammes, die eigentliche Stadt als halberstädtsches Lehen.

Der Umfang der Stadt, welche als solche trotz ihrer alten Gerechtsame erst gegen das Jahr 1300 erscheint (1286 civitas, 1306 oppidum), war anfangs nur gering. „Die Mauer zog sich vom Schlosse an der Nikolaikirche — doch so, daß diese außerhalb lag — bis zum Wineker- oder Winzerthore an dem jetzigen Direktorate, von da durch das dunkle Thor am Graben weg bis zum Goldnen Ring, wo gleichfalls ein Thor stand, und von da bis wieder zum Schlosse. Es geht dies zweifellos daraus hervor, daß nur dieser Teil der Stadt — so ziemlich das jetzige Marktviertel mit Ausschluß des Neuendorfs — Halberstädter Lehen war, während alle weiter unten zu nennenden Vorstädte unter Magdeburger Lehnsherrlichkeit standen. Gar bald aber siedelten sich unmittelbar vor den Thoren neue Anbauer an. Nicht fern der Stadt lagen nämlich folgende jetzt wüste Dörfer: Lütken Eisleben (jetzt der „alte Gottesacker"), Faulensee (an der Schlackenmühle), Eickendorf (zwischen Helbra und Eisleben), Rothardesdorf (Feldflur Roßdorf in der Nähe des Katharinenholzes), Zerzendorf (über dem Nikolaiviertel), Börnecke (bei der Scharfrichterei). Alle diese Dörfer wurden durch die beiden Belagerungen, die Eisleben 1342 und 1362 durch die Halberstädter Bischöfe Albrecht von Braunschweig und Ludwig von Meißen erfuhr, stark beschädigt*), so daß keins derselben bis in das 16. Jahrhundert sich erhalten hat. Die Einwohner dieser Dörfer bauten sich nun nach und nach vor den Stadtthoren an, und so entstanden als Vorstädte das Brücken-, das Neuendorfer-, das Freistraßenviertel, die zusammen einen größern Umfang hatten, als die eigentliche Stadt. — Neuerlich sind in einzelnen Häusern des Neuendorfs unterirdische Gänge aufgefunden, die nach der Altstadt führten. Diese sind sicher angelegt, um bei plötzlichen Überfällen der Feinde schnell unter der Mauer weg in die gutbefestigte Stadt kommen zu können. — Natürlich mußten die Anbauer der Vorstädte die Erweiterung der Stadtmauer wünschen, damit ihnen gleicher Schutz mit den Altstädtern zu Teil werde. Wahrscheinlich geschah dieses zu Ende des 15. Jahrhunderts." (Krumhaar.) In einer Urkunde von 1510 heißt nämlich die früher außerhalb der Mauer belegene Nikolaikirche S. Nicolai in Iszleben, in einer anderen von 1508 die jenseit des Wilderbachs (Klippbachs, der Bösen Sieben**) belegene Petrikirche S. Petri et Pauli in oppido Isleve. „Bei der Erweiterung der Stadtmauer wurden die inneren Thore niedergerissen und dagegen erbaut: das Hohe, das Nußbreiter-, das Ramm-, das Geist-, das Viehweider- und das Neuendorfer Thor, die bis in die neuere Zeit bestanden haben." (Krumhaar.)

*) „Weilen sie (Bischof Ludwig und sein Bruder Landgraf Friedrich) das Schloß abermals nicht gewinnen konnten, haben sie im Zorn die umliegenden Dörffer verbrannt und den Landen sehr grossen Schaden zugefügt." (Merian, 74.)

**) Vergl. S. 10.



Von den Kirchen wird die unter ihrem Namen nicht mehr vorhandene Kirche S. Godehardi zuerst, im Jahre 1191, erwähnt. Sie ist mit der Nikolaikirche, der Pfarrkirche des ehemaligen Friesen- (oder Frei-)straßenviertels, identisch, welche unter diesem Namen, als „außerhalb der Mauern, in der Friesenstraße“ belegen, seit 1327 aufgeführt wird. Indes ist die urkundlich erst 1276 genannte Andreaskirche als die älteste anzusehen. Schon um 1180 bestanden in Eisleben zwei Pfarrgemeinden, und eine Urkunde aus jener Zeit berichtet, daß von ihnen die obere (d. i. die von S. Andreas) von alters her höhere Bedeutung gehabt habe, als die untere. Als Pfarrkirche für das Brückenviertel, für „Eisleben über dem Wasser“, kommt schon 1333 die Peterskirche vor. Als das zuerst 1121 erwähnte Dorf Klein Eisleben einging — die Feldmark desselben ward von den Bürgern besonders zum Weinbau benutzt —, wurde dessen dem Apostel Paulus geweihte Pfarrkirche, welche noch 1352 bestand, der Peterskirche einverleibt, und diese bekam nun den Namen Peterpaulskirche. — Außerdem besaß Eisleben ein Hospital S. Katharinae, welches Graf Burchard 1229 dem von ihm bei der Burg Mansfeld neu gestifteten Cisterzienserkloster schenkte, und ein Stift S. Spiritus für arme Leute, welches schon 1373 bestand und wohl, wie alle Heiligengeisthospitäler, nach der Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts gestiftet ist. Jenes Kloster wurde bald nach seiner Stiftung nach Rothardesdorf und von da schon vor 1262 nach Helfta verlegt. Nachdem es 1342 vom Bischof Albrecht ausgeraubt und teilweise verbrannt war, baute es Graf Burchard als „Neu Helfta“ unmittelbar vor der Stadtmauer von Eisleben wieder auf. —

An der Spitze des Rats stand bis in die neuere Zeit (z. B. noch 1722) ein Stadtvogt. Außer den Ratmannen und den 1384 erwähnten Schöffen nahmen auch die Innungsmeister und Vertreter der Gemeinde am Stadtregimente teil. Ein steinernes Rathaus wird zuerst im 15. Jahrhundert erwähnt. (Die ältesten Teile des im gotischen Stile aufgeführten Baues werden aus den Jahren 1519—30 stammen. Nach dem großen Brande von 1601 im Jahre 1603 neu gebaut, wurde ihm 1683 der Oberbau mit seinen Erkern hinzugefügt.) Schon früh besaß die Stadt ein „Kauf- oder Waghaus“, in dem sich die großen Kupfer- und Handelswagen, sowie „viele unterschiedliche darunter gelegene Kramergewölbe“ befanden. (1564 wurde es durch einen Sturm beschädigt, 1601 und 1689 durch Feuer zerstört, 1691 zum drittenmale aufgebaut.) Zu den beiden Jahrmärkten, deren Verlegung auf einen Sonntag Kaiser Maximilian 1515 gestattete, kam 1521 durch Karls V. „besundere Gnad“ noch ein Ochsenmarkt.

Wenn der Rat im Jahre 1528 sagt, „die Stadt Eisleben sei aus Verleihung des allmächtigen Gottes fast zu allen deutschen und andern Landen berühmt, gepriesen und gelobt“, so übertrieb er damit schwerlich. Gehörte sie doch damals schon zu den volkreichsten Städten am Harzrande. Mit den Hansastädten Halle, Aschersleben, Quedlinburg und Halberstadt eng verbunden, wetteiferte sie mit ihnen in Handel und Verkehr. Großer Reichtum aber brachte ihr damals der blühende Bergbau, denn die Ausbeute kam nicht, wie heute, im wesentlichen fremden Gewerken, sondern den Lehnsinhabern der Erbfeuer und den Pächtern der Herrenfeuer zu gute. Von dem großen Reichtum einiger Eisleber Familien damaliger Zeit, z. B. Bucher und Stahl, erzählt man noch heute. „Zudem war durch die Reformation auch die geistige Regsamkeit neu belebt, und der Ruf von Männern, wie Dr. Güttel, Magister Agricola, Dr. Rühel, reichte weit über ihr Vaterland hinaus.“ (Krumhaar.)

Eine Schädigung ihres Wohlstandes fürchtete die Stadt von der Gründung der gräflichen Neustadt im Anfange des 16. Jahrhunderts. Graf Albrecht IV. (s. S. 227) wies im Jahre 1511 den Bergleuten, welche hier auf seine Aufforderung aus allen Gegenden zusammenströmten, die Gegend vor dem Eisleber Neuendorfe zur Ansiedelung an, und binnen kurzem entstand hier eine ansehnliche Kolonie. Der Graf hatte den kühnen Plan, hier eine Bergstadt zu gründen, die sich von den Mauern der Altstadt über Wimmelburg und seine nächsten Bergdörfer Kreßfeld und Hergisdorf, in denen er deshalb gleichzeitig Häuser für Bergleute aufführen ließ, erstrecken sollte. Er nahm sich dabei den Herzog Georg von Sachsen zum Vorbilde, in dessen Landen damals die beiden Bergstädte Annaberg und Joachimsthal binnen kurzem zu kräftiger Blüte gediehen waren. Der Zuzug war so stark, daß Albrecht der Kolonie schon 1514—1516, gleichzeitig mit einem Augustinerkloster, eine der heiligen Anna, der damaligen Schutzpatronin des Bergbaues, gewidmete Kirche erbaute. Das Kloster freilich, in dem Dr. Luther zweimal im Auftrage des Generalvikars Dr. Staupitz zur Visitation war, hatte nur kurzen Bestand. Die Mönche fielen Luther zu und verließen ihre Zelle im Jahre 1523*), wie „einer unter ihnen zum Gedächtnis diese Rhythmos in seiner Zelle aufgeschrieben hat“:

Da ich saß in meiner Zelle,
Martinus Luther an mir that ein groß Gefälle,
Wider mich er that schreiben,
Daß ich nicht vermocht in der Zelle zu bleiben.

Die Neustadt bestand und wuchs trotz der Mißgunst der Altstadt und des Widerspruchs der andern Grafen, nur durfte ihr Albrecht in Befolgung eines kaiserlichen Schreibens vom 6. Februar 1514 keine städtischen Gerechtsame erteilen. Sie durfte demnach weder fremdes Bier und Wein verschenken, noch das hier gebraute in Tonnen verkaufen. Auch gehörten ihre Handel- und Gewerbtreibenden den Innungen der Altstadt an. Übrigens hatte sie einen Rat nach Art der Städte. (Im Jahre 1724 bestand dieser aus zwei Bürgermeistern, einem Stadtrichter, dem Stadtschreiber und drei Beisitzern.) Im Jahre 1571 erbaute ihr Gräfin Margarethe, geb. Herzogin von Braunschweig, ein Rathaus, das jetzt Schulzwecken dient.

Wie die Vorstädte, so lag auch die Neustadt in dem Gebiete, welches beim Erzstifte Magdeburg zu Lehen ging. Die Unzuträglichkeiten, welche hieraus hin und wieder erwuchsen, wurden besonders fühlbar, als die arg verschuldeten Grafen die Verwaltung ihres Landes 1570 in der „vertrauten Heimstellung“ ihren drei Hauptlehnsherren überließen. Auch der Permutationsrezeß vom 26. Oktober 1573 (vom Kaiser Maximilian am 8. Januar 1574 bestätigt), in welchem Halberstadt Stadt und Schloß Eisleben und die übrigen Lehen der Grafen dem Kurhause Sachsen gegen die Honsteinschen Lehen in Tausch gab, schaffte in dieser Beziehung keinen Wandel, da Kursachsen nun mit Magdeburg vielfach in Zwiespalt und Streit geriet. Doch kam am 10. Juni 1579 ein zweiter Permutationsrezeß zu stande, nach welchem das Erzstift die drei Vorstädte, nämlich das Brücken-, Neudorfer- und Friesenstraßenviertel, sowie die Neustadt und das Dorf Neu-Helfta oder Siebenhitze nebst dem Amte Rammelburg u. s. w. gegen Verzicht auf die Rechte des Burggraftums in Magdeburg und Halle an Sachsen vertauschte.

*) Inbetreff der Einführung der Reformation und des schmalkaldischen Krieges verweise ich auf „Mansfeld“, S. 853 ff.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde Eisleben vielfach von großen Seuchen und verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht. Nachdem schon im Jahre 1529 der sogen. englische Schweiß viele Menschen hinweggerafft hatte, brach im Jahre 1576 die Pest aus und steigerte sich im nächsten Jahre so, daß allein im Marktviertel im August 84, im September 85 und Oktober 77 Personen begraben wurden. Mit größerer Wut noch kehrte sie 20 Jahre später zurück: 1597 erlagen ihr 589, 1598 gar 2930 Menschen; und im Kriegsjahre 1626 raffte sie 3028 Personen hinweg.

Im Jahre 1498 „ist die gantze stat Eisleben ausgebrunnen". 1546 brach in Luthers Sterbehause Feuer aus, 1562 brannte das Neuedorf mit der Katharinenkirche nieder. Im Jahre 1569 brach fünfmal Feuer aus; am 5. Mai sanken 36 Häuser im Petriviertel in Asche. In jener schrecklichen Feuersbrunst, welche am 12. August 1601 entstand und drei Tage wütete, wurde fast die ganze Stadt, nämlich die meisten öffentlichen Gebäude, 253 Wohnhäuser und 84 Scheunen, verwüstet.

Schwer hatte Eisleben auch vom dreißigjährigen Kriege zu leiden. Auf kursächsische und mansfeldische Einquartierung im Jahre 1623 folgte Wallensteinsche, kaiserliche und wieder kursächsische in den beiden folgenden Jahren. 1628 besetzte der kaiserliche General Montecuculi die Stadt, 1631 nahm hier Tilly nach der Zerstörung Magdeburgs, Pappenheim nach der Niederlage bei Breitenfeld Quartier; im folgenden Jahre nahmen die Schweden die Stadt ein und hielten sie mit geringen Unterbrechungen bis 1642 besetzt. Im Jahre 1636 entging sie kaum der Zerstörung und wurde von Baner ausgeplündert. Die Kontributionen, welche dieser ihr auferlegte, waren so drückend, daß sich ein Teil der verzweifelnden Bürger gegen den Rat empörte. 1641 nahmen die Kaiserlichen die Stadt ein und plünderten sie. Ihnen folgten die Schweden, wurden aber von den Bürgern hinausgetrieben. Doch kamen sie im März 1642 unter Königsmark wieder und plünderten nun die Stadt sechs Stunden lang. Am 11./21. November 1644 wurde Eisleben von den Kaiserlichen überfallen; als diese aber zu plündern begannen und 14 Häuser in Brand steckten, rotteten sich die Bürger zusammen und schlugen sie mit einem Verluste von 100 Mann zur Stadt hinaus.

Im folgenden Jahre brannten 165 Häuser*) in der Altstadt und im Neuendorfe nieder, 1653 = 34 Wohnhäuser und 27 Scheunen in der Neustadt und 132 Wohnhäuser und 68 Scheunen in der Altstadt, 1676: 11 Häuser und 20 Scheunen in der Freistraße und deren Umgegend, 1689: 127 Wohnhäuser im Petri- und Andreasviertel, darunter Luthers Geburtshaus. — Im Jahre 1681 sollen in der Stadt 8000 und in der ganzen Grafschaft 16 bis 17000 Menschen an der Pest gestorben sein.

Unter den Nachwehen so schwerer Heimsuchungen hat die Stadt lange Zeit gelitten. Noch im Jahre 1842 schreibt Duval: „Seit dieser Zeit ist Eisleben nie wieder zu seinem früheren Glanze gelangt. Auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten sind, deren es in Eisleben viele und von großem Umfange giebt, standen ehedem die schönsten Häuser und Paläste, wovon noch die großen und schönen Keller zeugen, die jetzt unter Scheunen und Gärten in großer Länge und Breite hinlaufen, z. B. in der Herrengasse, die mit dem Schlosse zusammenhing und große und kostbare Gebäude hatte."

---

*) Nach Merian 280 Wohnhäuser und 70 Scheunen.

Der mächtige Aufschwung nach allmählicher Erstarkung beginnt erst mit der gewaltigen Steigerung des Bergbaubetriebes in den letzten Jahrzehnten. (Siehe S. 234.) Ist doch die Einwohnerzahl von 13900 im Jahre 1871 auf 23142 im Jahre 1885 gestiegen. —

Bei einem Gange durch die Stadt gilt unser erster Besuch dem Geburtshause Luthers, einem „in einfachen Formen deutscher Renaissance in den Jahren 1693 und 1694 erbauten und in den Jahren 1863—66 restaurierten Hause mit einem aus älterer Zeit herrührenden Erdgeschosse, in dessen links vom Hausflur liegender Stube Martin Luther geboren ist." (Dr. Größler.) Schon in der großen Feuersbrunst von 1601 war das Haus stark bedroht, und die Bürger vermochten es nur dadurch zu schützen, daß sie die benachbarten Gebäude niederrissen. Dagegen berichtet die Stadtchronik: „D. 19. Juli 1689 ist das Hauß, darinnen der selige Mann Dr. Lutherus gebohren, auff den Grund ausgebrannt." Ausgebrannt, nicht niedergebrannt! Aus anderen gleichzeitigen Nachrichten ergiebt sich mit voller Sicherheit, daß damals das Erdgeschoß im wesentlichen unversehrt geblieben ist: es war nicht nur ein Luther und Melanchthon darstellendes Glasgemälde im Fenster des Hausflurs, sondern sogar ein auf Holz gemaltes Bild Luthers („der unverbrannte Luther") über der Hausthür nach dem Brande völlig unverletzt. Beide Gemälde werden nebst zwei Büsten Luthers und wertvollen Ölgemälden im Geburtszimmer aufbewahrt. Andere Gemälde aus dem 16. und 17. Jahrhundert und verschiedene Altertümer aus der Reformationszeit befinden sich in den beiden Sälen des oberen Stockes; ich nenne von letzteren nur: vier auf Pergament geschriebene Originalablaßbriefe aus Rom, aus den Jahren 1497 bis 1516; zwei vorluthersche deutsche Bibelübersetzungen mit schönen Anfangsbuchstaben und Holzschnitten, 1477 in Köln und 1483 in Nürnberg gedruckt; die erste Ausgabe des Lutherschen neuen Testaments von 1522; eigenhändige Briefe Luthers und dessen ovaler Tisch mit dem Schwan als Schreib- und Lesepult. — Oberhalb der Hausthür befindet sich über dem nicht gut getroffenen Bildnis Luthers die Inschrift:

„Anno 1483 ist D. Martinus Luther in diesem Hause geboren
und zu S. P. P. getauft."

und darunter in lateinischer Sprache:

Feind war ich dem Papst und die Pest für seine Genossen;
Christum in Predigt und Schrift habe ich einzig gelehrt.
Im Monat Mai des Jahres 1694 erneuert.

Hinter dem Lutherhause steht die vom Könige Friedrich Wilhelm III., der dieses in seinen besonderen Schutz nahm, gegründete, dem Seminar übergebene Lutherschule.

Nicht fern vom Lutherhause treffen wir die Peterpaulskirche an, einen dreischiffigen, spätgotischen Bau mit stark entwickeltem Ostchor und einem westlich vorliegenden Turm. Letzterer ist in den Jahren 1447—1474, die Kirche selbst von 1486—1518 erbaut und zuletzt 1879 restauriert. Der obere Rand des Taufsteins trägt die (lateinische) Inschrift: „Überrest des Taufbeckens, in welchem der selige Martin Luther im Jahre 1483 getauft worden." „Übrigens scheint hier", urteilt Prof. Dr. Größler in seinen „Inscriptiones Islebiensis" S. 81, „durch ein späteres Mißverständnis ein jüngerer Taufstein an Stelle eines älteren, echten getreten zu sein, welcher in einem Verschlage neben der nördlichen Thür steht."

Am Andreaskirchhofe liegt Luthers Sterbehaus, „ein in spätgotischem Stil einfach erbautes, noch aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts herrührendes, später wiederholt renoviertes Haus", im Jahre 1546 die Dienstwohnung des mit Luther befreundeten Dr. Drachstedt. Das Sterbezimmer des Reformators ist die auf die Straße gehende Kammer im oberen Stock. (Vergl. S. 856.)

Gegenüber erhebt sich die dem heil. Andreas geweihte Hauptkirche der Stadt und der Grafschaft. Ihre ältesten Teile, die beiden Hausmannstürme im Westen, stammen aus dem 13., der dreischiffige gotische Hallenbau aus dem 14. oder 15., der nördlich vorgelegte Glockenturm und die Chorabseiten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf der „Lutherkanzel" hielt der Glaubensheld seine letzten vier Predigten, die letzte zwei Tage vor seinem Tode. „Ein eigenes Gefühl muß jeden ergreifen", sagt Büsching, „der diesen engen Raum betritt, von dem einst die machtvolle Rede Europa erschütterte und deren Widerhall in allen Weltteilen sich verbreitete." Die prachtvolle Kanzelbekleidung von rotem Samt, in welchen Scenen aus dem neuen Testamente und Heiligenfiguren in bunten Farben und Gold und Arabesken in hochroter Farbe gestickt sind, ist von einer Gräfin von Mansfeld nach der Zeichnung eines tüchtigen Meisters gearbeitet. Außer dem durch kunstvolle Holzschnitzerei ausgezeichneten Altar sind namentlich die Grabsteine und Denkmale der Grafen und Gräfinnen von Mansfeld sehenswert. Der älteste Grabstein ist der des Grafen Burchard aus Hoyerschem Stamme († 1229) und seiner Gemahlin Elisabeth von Schwarzburg, das kunstvollste Grabdenkmal das des Grafen Hoyer aus dem Jahre 1541. (Als Pfarrer zu St. Andreas schrieb Johann Arnd 1609—11 sein „Wahres Christentum".) Das benachbarte alte Gymnasium trägt über der Thür folgende (lateinische) Inschrift: „Gymnasium, Christo und dem gemeinen Nutzen gewidmet, auf Veranlassung Doktor Luthers von den Grafen von Mansfeld im Jahre 1546 gestiftet, zum erstenmale im Jahre 1564 erbaut, dann aber, nachdem es durch die Länge der Zeit baufällig geworden, sorgfältiger wieder hergestellt und stattlicher ausgebaut durch die Fürsorge und Freigebigkeit des großmächtigen Fürsten und Herrn, Friedrich Wilhelms IV., Königs von Preußen, im Jahre 1846." Von 1546—64 diente die Superintendentur als Gymnasium; das 1564 aufgeführte Gebäude mußte, was die Inschrift auffallenderweise zu erwähnen vergißt, nach dem Brande von 1601 von Grund auf neugebaut werden.

Die im 15. Jahrhundert erbaute dreischiffige gotische Nikolaikirche, deren Breite in ungewöhnlicher Weise die Länge übertrifft, enthält außer wertvollen Altarbildern einen kleinen Klappaltar aus dem ältesten, dem heil. Godehard geweihten Bau. In der Annenkirche in der Neustadt, welche nur im Chor gewölbt ist, ruhen viele Glieder des Grafenhauses; vom Grafen Albrecht 1514 begonnen (s. S. 866), wurde sie erst 1585 von der Gräfin Margarethe fortgeführt und 1608 vollendet.

*

Zum Schlusse wollen wir noch des Eisleber Wiesenmarktes gedenken, der in der zweiten Hälfte des Septembers auf den Wiesen im Osten der Stadt abgehalten wird. Während er im Mittelalter eine wichtige Messe war, verschwinden jetzt die Kaufmannsstände fast ganz unter der Menge der Zelte von Wirten, Zuckerbäckern und Wursthändlern, der Schau-, Schieß- und Glücksbuden und Karussels. Von nah und fern strömen die Gäste herzu,

und bei angenehmem Wetter zählt die Menge, welche zwischen den 800 Zelten und Buden unter einem auf starke Nerven berechneten Lärm auf- und abwogt, an den beiden Haupttagen, dem „Wiesenmarkts-Sonntag und -Montag“, wohl an 40000 Köpfe. Welche Wurst- und Biervorräte verschwinden da in wenigen Stunden! Ob das Eisleber Gebräu noch jetzt die Warnung rechtfertigt, die Spieker 1800 als zutreffend erkannte? Der Inhaber des Goldenen Schiffs, ein ehemaliger Feldchirurg, mahnte ihn, „davon mit Maßen, nicht quantum libet, sondern quantum satis zu trinken, es sei ein verführerisches, aber gefährliches Bier wie alle mulieres blandae, tumultiere im Blute und Kopfe wie die Jakobiner im Konvent, so daß man die Wände hinauf laufen möchte, wovon es auch Kribbel, Krabbel an der Wand heiße“. Fünfzig Jahre später fand der ehrwürdige Harzjubilar das Bier allerdings „nicht mehr so schwer und dick, aber mit baierscher Zuthat verbittert“, so daß er mit dem längst entschlafenen Barbiser noch immer gehörige Vorsicht zu empfehlen für nötig fand. Ich meinerseits habe kein Urteil über die weitere Entwickelung, da ich es leider versäumte, im gemütlichen Goldenen Schiff und andernorts den geschätzten Krabbel ausdrücklich zu fordern.

44. In Mansfelder Gruben.*)

Wie den Oberharzer Bergmann, so dürfen wir auch nicht versäumen, den Mansfelder Bergknappen an seine Arbeitsstätte in der erzreichen Teufe zu begleiten. Ist doch die Erzgewinnung in dem Kupferschieferflöz (s. S. 232 ff.) durchweg anders, als in den westharzischen Ganggebieten.

Für die Einfahrt werden auf Gruben von geringer Teufe noch die Fahrten (Leitern), in drei Schächten auch Fahrkünste (s. S. 641) benutzt. In den meisten Schächten aber ist die Seilfahrung in der Weise in Thätigkeit, daß auf den Fahrkorb jedesmal 6 bis 10 Mann auftreten.

Der Abbau der Schiefern geschieht im Strebbau, der einfachsten Art der Erzgewinnung. Es wird also nicht, wie beim s. g. Pfeilerbau, zuvor das Flöz mit Abbaustrecken durchfahren, ehe der Abbau selbst beginnen kann, sondern es wird nach Entblößung des Flözes (welche als beschafft gilt, wenn die Tiefbausohlenstrecke und vom Schachte nach der oberen Sohle die flache Durchschnittsstrecke getrieben sind) sofort mit der Wegnahme begonnen. Da indes die „gültigen“ Schieferlagen nur eine Mächtigkeit von 7—13 cm haben, so muß, um dem Arbeiter den nötigen Raum zu schaffen, beim Abbau noch ein Teil des Nebengesteins mit hereingenommen werden. Der Bergmann arbeitet liegend, der Arbeitsraum muß deshalb mindestens nur die Höhe der Schulterbreite haben; doch wird die Decke meistens bis zu einer Gesamthöhe von $^1/_2$ m weggehauen. Als Breite des Arbeitsraumes ist nur 1,5 m erforderlich, und auf diese geringe Ausdehnung — der abgebaute Raum wird sofort wieder mit „Berg“ verstürzt — trägt sich das auf einer Seite auf diesem Bergversatze, auf der andern auf dem festen Arbeitsstoße ruhende Dach frei und sicher, so daß sich der Häuer ohne Ängstlichkeit bewegen kann.

„Bei der Arbeit liegt er auf der linken Seite. Um nicht auf dem kalten und zum Teil nassen Gestein des Weißliegenden liegen zu müssen und sich vor dem Arbeitsstoße ohne sonderliche Anstrengung bewegen zu können, ist

*) „Der Kupferschieferbau und der Hüttenbetrieb“, 1881 von der Ober-Berg- und Hütten-Direktion in Eisleben herausgegeben. Dieser Arbeit sind auch die Citate entnommen.

eine Unterlage nötig, deren er sich in Gestalt eines Beinbrettes und eines Achselbrettes bedient. Das Beinbrett wird an das linke Bein angeschnallt, das Achselbrett lose gehandgehabt."

Die Arbeit des Strebhäuers besteht im Schrämen mittels der Keilhaue, im Zuschlagen der Schiefern mit Schlägel und Keil, im Bohren der Sprenglöcher mittels verschiedenartiger Bohrer und des Fäustels, dem Hereinschießen des Hangenden und dem Hereinwältigen und Versetzen der Berge (des unhaltigen Gesteins) mit Hülfe des Langbohrers und der Brechstange. Die Löcher werden 1—1½ m tief gebohrt und mit Dynamitpatronen besetzt.

Die Leistung eines Strebhäuers ist sehr verschieden, sie bewegt sich zwischen 1½ und 12 Zentner in der achtstündigen Schicht, im Durchschnitt ist sie auf 5 Zentner Schiefern anzunehmen. Alle Strebhäuer arbeiten im Gedinge. Von ihrem Haugelde (7 bis 40 ℳ pro Tonne à 20 Zentner) haben sie die Kosten für Anschaffung des Gezähes, des Pulvers, sowie das Lohn des „Treckers" (Bergjungen) mit zu bestreiten. Für die achtstündige Schicht beträgt der Verdienst im großen Durchschnitt 2 ℳ 80 ₰.

Von den Strebräumen führen sogen. Fahrten, d. i. 1 m breite, ½ m hohe und 50—60 m Stollen, nach den Förderstrecken, welche in 40—60 m rechtwinkligem Abstande von einander angelegt sind. Die gewonnenen Schiefern und das beim Bergversatz nicht untergebrachte Gestein wird in kleinen vierräderigen Wagen von den Treckern durch die Fahrten nach der Förderstrecke und in dieser bis zu einem Sturzort gezogen, wo die Ladung ausgekippt wird.

„Der Mansfeldsche Hund ist ein langer, niedriger Kasten. Der 1,41 m lange, 42—47 cm breite und 14—16 cm hohe und aus weichem Holze gefertigte Wagenkasten ruht mittels zweier eisernen Achsen auf vier Stahlguß-Rädern, welche neben dem Kasten laufen und 29 cm hoch sind. An jedem Giebelende befindet sich ein eiserner Bügel (Hundeöhr) zur Befestigung des Hunderiemens. Die Spurweite beträgt 52 bis 58 cm. Der räumliche Inhalt des Kastens beträgt circa 0,1 cbm, doch wird beim Füllen noch aufgestuft, so daß das Ladungsgewicht circa 3 Zentner beträgt."

Diesen Hund hat also der Bergjunge (Trecker oder Schlepper), welcher im Alter von 14—19½ Jahren steht, in den niedrigen, etwa ½ m hohen Räumen fortzuschaffen. „Er schnallt sich ein mit 8 cm hohen Stollen oder Langeïsen versehenes Beinbrett vorn auf den linken Oberschenkel, so daß die Stollen nach außen stehen, nimmt das Achselbrett zur Hand und legt sich vor den Hund auf das Liegende nieder. Den Oberkörper nach dem Hunde zu drehend, nimmt er den 5 cm breiten Hunderiemen, zieht denselben durch das Hundeöhr und knebelt das Knöchelgelenk des rechten Beines mittels des Riemens an den Hund. Dann sich wieder nach vorn drehend, legt er sich mit dem linken Oberarm auf das Achselbrett, stützt sich mit der rechten Hand auf das Liegende und hakt mit den Stollen des Beinbretts auf das Liegende auf. In dieser Lage beginnt er die Bewegung dadurch, daß er das linke Bein an sich zieht, dasselbe wieder auf die Stollen stützt, den linken im Knie gekrümmten Fuß bezw. die Fußsohle fest gegen das Dach der Fahrt setzt und, so einen festen Halt gewinnend, nunmehr den Oberkörper ausstreckt. Indem er gleichzeitig das Achselbrett mit der linken Hand fortschiebt und das rechte Bein nachzieht, wird auch der Hund auf dem blanken Liegenden mit fortgezogen."

„Diese Fördermethode ist natürlich anstrengend für den Jungen — sie ist aber eine sehr gute, nicht ersetzbare Vorbereitung desselben für seinen künftigen Beruf, ein geschickter Strebhäuer zu werden. Den jüngeren Bergjungen giebt

man die kurzen, den älteren, sowie den Schleppern die langen Fahrten. Die Leistungen bei der Hundeförderung sind nicht hoch: in einer achtstündigen Schicht mit sieben Stunden Arbeitszeit werden 10—18 Hunde „getreckt". Nichtsdestoweniger wird man diese uralte Hundeförderung beibehalten müssen, da es bisher nicht gelungen ist, eine bessere an ihre Stelle zu setzen, namentlich würde die Anlegung von Schienenbahnen in den Fahrten — statt des bloßen Liegenden — die Kosten nicht decken." Das Lohn des Bergjungen beträgt, mit dem Alter desselben steigend, für die Schicht 1 M bis 1,60 M

Wenn der Junge die Ladung in das seiner Häuerkameradschaft gehörende Stürzort durch Umwerfen des Hundes gestürzt hat, fährt er mit dem leeren Hunde wieder „vor Ort". Vom Stürzorte fahren Förderleute (im Alter von 20—30 Jahren) die Fördermassen in eisernen Wagen von 10 Zentner Inhalt an den Schacht. In einigen Schächten werden dabei Pferde, neuerdings auch die Dampfkraft benutzt.

Mittels dieser werden auch die Förderwagen im Schachte zu Tage gehoben. Hier stürzen dann „Wipper" den Berg auf die Halde, die Schiefern in die Schieferställe, wo sie „geklaubt", d. i. von dem wertlosen Gestein mit dem Hammer geschieden werden. Nun werden sie durch Fuhrwerk, oder auf der Drahtseilbahn oder in neuester Zeit auf Sekundärbahnen den Hütten zugeführt.

45. Der Königshof Tilleda.*)

Bei dem in der Goldenen Au (Kreis Sangerhausen) anmutig gelegenen alten Dorfe Tilleda, welches schon 786 unter den Ortschaften genannt wird, in denen das Stift Hersfeld Besitzungen erwarb, bestand ehemals ein Königshof, welcher wohl — wie die benachbarte Pfalz Wallhausen — ursprünglich ein Familiengut der reichbegüterten Ludolfinger war und gleich jener seine Anlage vielleicht schon dem Herzoge Otto dem Erlauchten, dem Vater König Heinrichs I., verdankte. Erwähnt wird er freilich erst zur Zeit des Kaisers Otto II. In dem Ehevertrage, welchen dieser am 14. April 972 mit der griechischen Kaisertochter Theophano errichtete — einer im Wolfenbüttler Archiv noch vorhandenen prachtvollen, mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament zwischen 16 Medaillons geschriebenen und von Randzeichnungen umgebenen Urkunde — verschrieb er nämlich dieser seiner Gemahlin neben den Reichshöfen Boppard am Rhein, Thiel in den Niederlanden und Herford in Westfalen auch diejenigen in Tilleda (Dullede) und Northausen.

Im Mai 974 hielt sich Otto II., im Dezember 993 sein Sohn Otto III. in Tilleda auf. Öfter weilte hier Kaiser Konrad II.; zuerst mit seiner Gemahlin Gisela und seinem Sohn Heinrich am 24. Oktober 1034. Ende August 1036 brach er von hier gegen die Leutizen auf nnd kehrte nach deren Besiegung im Oktober hierher zurück. Damals sah Tilleda seine glanzvollsten Tage. Führte doch der Kaisersohn Heinrich III., von seiner Mutter Gisela begleitet, seine junge liebreizende Gemahlin Gunihild, die Tochter des Dänenkönigs Knud, mit der er sich am 24. Juni zu Nymwegen vermählt hatte, seinem Vater zu. Bis in den Anfang des Winters verweilte die Kaiserfamilie in Tilleda, um dann gemeinschaftlich, Vater, Sohn und beider Gemahlinnen, nach Italien aufzubrechen.

*) Karl Meyer im Sonntagsblatte „Aus der Heimat", 1886, Nr. 5 und 6. — von Rohr, Merkwürdigkeiten des Unterharzes, S. 269 ff. — Leuckfeld, antiquit. Halberst. 154. 253. 259. 659.



Noch zweimal kehrte Kaiser Heinrich III. mit seiner Mutter nach Tilleda zurück, doch ohne seine Gemahlin Gunihild; sie war ihm schon am 18. Juli 1038, nach einjähriger Ehe, zu Mantua von der Seite gerissen. Am 22. Juli 1041 besprach Heinrich mit dem Markgrafen Ekkehard von Meißen in Tilleda den Feldzug gegen den Böhmenherzog Wratislaw; und im Juli 1042 erteilte er hier in Ekkehards Gegenwart auf Bitten der Äbtissin Adelheid von Quedlinburg den Kaufleuten von Quedlinburg die Freiheiten der Kaufherren zu Goslar und Magdeburg.

Kaiser Friedrich I. wird Tilleda zum erstenmale auf seinem Königsritt durch Thüringen im Jahre 1152 besucht haben: gleich darauf ward der Wiederaufbau der 1118 von Lothar von Supplingenburg zerstörten Burg Kyffhausen in Angriff genommen. Im Februar 1174 brach er von Tilleda nach Italien zur Belagerung der Stadt Alessandria auf.

Nach diesem Jahre sah die Pfalz nur einmal noch einen deutschen König in ihren Mauern. Heinrich VI. hatte den alternden und nun nach Ruhe sich sehnenden Welfen Heinrich den Löwen nach Saalfeld beschieden. Dieser hatte auch die Reise dahin angetreten, aber bei einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde bei Bodfeld im Harze das Bein gebrochen und sah nun bei dem gastfreundlichen Abte Dietmar zu Walkenried der Heilung entgegen. Wenn auch nicht ohne Mißtrauen, so ließ sich doch der Kaiser durch diesen Freund des Löwen bestimmen, den Ort der Zusammenkunft an den Südrand des Harzes zu verlegen. Schon am 7. März 1194 stellte er zu Tullede eine Urkunde aus. Wenige Tage später langte denn auch der noch schwache Herzog hier an, und in mündlicher Besprechung begruben der Staufe und der Welfe die langjährige Fehde. Der Kaiser bestätigte dem Herzog den Besitz seiner Erblande und sicherte dessen Sohne Heinrich die durch Heirat erworbene Pfalzgrafschaft bei Rhein zu.

Seitdem verschwindet das Tilleda aus der Kaisergeschichte. Neben der wiederhergestellten stattlichen Kaiserburg Kyffhausen vermochte sich der alte einfache Königshof nicht zu behaupten; er wurde mit seinen Gütern ein Zubehör jener und ward, wie es scheint, dem Verfall überlassen.

Bis in die neueste Zeit kannte man nicht einmal genau die Lage der Pfalz. Erst in den letzten Jahrzehnten haben Nachgrabungen auf dem „alten Tille“, dem südlich vom Dorfe steil aufsteigenden Pfingstberge, welcher durch einen Hügelzug mit dem Kyffhäuserberge verbunden ist, die Stätte bestimmt nachgewiesen. Man fand hier, auf der östlichen schmalen Hügelzunge, die Fundamente der Ringmauern und eines mächtigen viereckigen Thorturmes, sowie die Spuren dreier Wallgräben, welche die Burgstätte im Westen von dem Hügelzuge abschnitten. Der „Kaiserweg“, ein gepflasterter Hochweg, welcher den Königshof Tilleda mit der Kaiserpfalz Allstedt verband, läßt sich über Hackpfiffel und Edersleben durch das Ried der beiden Helmearme, wenn auch vielerorts nur mit Mühe, noch verfolgen.

Die Aussicht von der Burgstätte ist überaus schön. Vom Fuße des Berges bis zum Dorfe erstreckt sich eine große, mit Obstbäumen bepflanzte Wiesenfläche, vormals, wie der Name noch heute besagt, ein „See“. „Im Süden erhebt sich das steil aus der Güldenen Au emporsteigende, mit herrlichen Laubwäldern bedeckte Kyffhäusergebirge, und im Westen tritt als mächtiger Eckpfeiler des Gebirges der sagenumwobene Berg hervor, der seit 1115 die kaiserliche Burg Kyffhausen trägt. Nach Nordwesten, Norden und Nordosten schweift der Blick über das Helmethal, welches seit 1140 durch die

rastlose Thätigkeit der eingewanderten Fläminger aus einem Riede in die Güldene Au verwandelt worden ist, bis nach dem Harze und dem hinter der Pfalz Allstedt aufsteigenden „Forste“, welcher von Barbarossa „die Wüste“ genannt wird.“ (Karl Meyer.)

46. Die Burg Grillenberg.*)

Die Burg Grillenberg, deren Ruinen auf einem waldigen Bergrücken über dem Dorfe gleiches Namens liegen, das schon im alten Hersfelder Zehntverzeichnisse als Coriledorpf vorkommt und wohl erst nach Erbauung der Burg seinen Namen änderte, wird anscheinend, da ein Dietrich von Grillenberg, welcher 1117 eine zu Kalbe ausgestellte Urkunde des Erzbischofs Albert von Magdeburg bezeugte, nach einem Orte bei Tharand benannt sein wird, erst 1254 urkundlich erwähnt. In diesem Jahre stellte nämlich Burggraf Burchard von Magdeburg, genannt de Monte, in „Grellenbergk“ eine das benachbarte Kloster Kaltenborn betreffende Urkunde aus. Da unter den Zeugen auch Eberhard, sein Vogt daselbst, aufgeführt ist, so war Burchard, welcher dem Dynastengeschlechte von Querfurt angehörte, der Besitzer des Grillenberges. Höchstwahrscheinlich stand indes die Burg damals mindestens schon ein Jahrzehnt. Ein Vogt Eberhard erscheint nämlich schon in den Jahren 1246 und 1251 als Zeuge in burggräflichen Urkunden, von denen die eine gleichfalls auf Kaltenborn, die andere auf den unter dem Gillenberge belegenen Wald Horle („Horne“ bei dem jetzt wüsten Segeremesdorf oder Sigegrimesdorf) sich bezieht.

Da Grillenberg später stets als Zubehör von Sangerhausen erscheint, dieses aber 1254 im Besitze des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen war, so werden die Querfurter die Burg als Lehen besessen haben. Indes kann solche Belehnung nur inbetreff Sangerhausens nachgewiesen werden: am 16. November 1271 stellte Markgraf Dietrich von Landsberg, der Sohn Heinrichs des Erlauchten, den Edelherren Gebhard VI. und Gerhard II. von Querfurt einen Lehnsbrief über Schloß und Stadt aus.

Bald nachher findet sich Grillenberg wieder im unmittelbaren Besitze des Lehnsherrn. In einer zu Gunsten des Klosters Walkenried ausgestellten Verzichts- und Verkaufsurkunde vom 22. Dezember 1286 wird nämlich unter den Zeugen Kuno von Schirwirt als Burgvogt des Markgrafen in Grillenberg aufgeführt. Unter diesem kann nur Friedrich der Stammler, der einzige Sohn des 1283 verstorbenen Dietrichs von Landsberg, verstanden werden.

Als Burgmannen auf dem Grillenberge nennt dieselbe Urkunde Goswin und Friedrich aus dem Sangerhäuser Patriziergeschlechte Muser (Mäusefalke), Otto Schönhals, Rudolf Busche, den Dinggrafen Heinrich aus dem Geschlechte der Kale von Sangerhausen und Ulrich von Morungen. Die ungewöhnlich starke Besetzung der Burg findet wohl ihre Erklärung in den Kämpfen, unter welchen damals ganz Thüringen schwer litt: Albrecht der Entartete, Heinrichs des Erlauchten ältester Sohn, hatte seine edle Gemahlin Margarete, die Tochter des Kaisers Friedrich II., um des Hoffräuleins Kunigunde von Eisenberg willen verstoßen und verfolgte sogar seine Söhne Friedrich („mit der gebissenen Wange“) und Diezmann; für diese aber griffen ihr Oheim Friedrich, sowie Grafen und Herren zu den Waffen.

---

*) Neben zerstreuten Nachrichten in der Zeitschrift des Harzvereins und anderen Schriften benutze ich namentlich einen Aufsatz von Cl. Menzel in „Aus der Heimat“, Jahrgang 1886, Nr. 40—42.

Als Friedrich der Stammler 1291 ohne Söhne starb, verkaufte Albrecht dessen ihm zugefallene Lande, um sie seinen Söhnen zu entziehen, sofort an den Markgrafen Otto IV. („mit dem Pfeile“) von Brandenburg. Dessen Bruder und Nachfolger Heinrich hielt sich mit seiner Gemahlin Agnes, der Schwester des Kaisers Ludwig des Bayern, oft in Sangerhausen auf und wird von da auch wohl den Grillenberg besucht haben.

Unglückliche Fehden nötigten den Markgrafen Heinrich, das Haus Grillenberg, welches also bis dahin Allod gewesen war, am 4. Januar 1311 dem Erzbischof Burchard von Magdeburg zu Lehen aufzutragen, ja nach einer Urkunde vom 11. Februar desselben Jahrs verpflichtete er sich sogar, dem Erzbischof Grillenberg ganz zu überlassen, und, falls dieses nicht bis Michaelis 1312 geschehen sei, ihm Schloß und Stadt Sangerhausen zu eigen zu geben. Sangerhausen gelangte nicht in Magdeburgschen Besitz: nach Heinrichs Tode 1317 verblieb es seiner Witwe und kam dann nebst der Markgrafschaft Landsberg als Heiratsgut seiner Tochter Sophie 1327 an den Herzog Magnus von Braunschweig, dessen Sohn Magnus mit der Kette Schloß und Stadt 1372, zunächst wiederkäuflich nach zwei Jahren, den Markgrafen von Meißen abtrat. Danach müßte Grillenberg an Magdeburg übergeben sein. Aber jener Vertrag von 1311 gelangte, wie es scheint, in keinem Stücke zur Ausführung. Denn wenn Markgraf Friedrich der Strenge von Meißen nach einer Nachricht Haus und Dorf Grillenberg 1347 (von wem?) erkaufte und nach einer zweiten, eben so verbürgten in demselben Jahre die Markgrafschaft Landsberg vom Herzog Magnus von Braunschweig käuflich erwarb*), so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß hier Grillenberg als ein Zubehör der genannten Mark angesehen ist, von 1317 bis 1347 also in braunschweigschem Besitze war. Doch war es während desselben vielleicht auf kurze Zeit an die mit den Dynasten von Querfurt verwandten Edelherren von Hakeborn verpfändet, denn 1323 heißt „Grellenbergk“ „castrum domini de Hakeborn“.

Als Burgmannen werden in dieser Zeit genannt: 1323 Ritter Rudolf Busso, dessen Sohn Heino der Vogt, Heinrich von Morungen und die beiden Muser Friedrich und Goswin, Brüder; nach einer andern Urkunde aus demselben Jahre Ritter Heinrich von Morungen, Heinrich Schonehalß und Goswin Muser; im Jahre 1328 Goswin Muser.

Noch im Jahre 1347 verkaufte Friedrich der Strenge Grillenberg dem Edelherrn Friedrich von Heldrungen auf Wiederkauf. In die Zeit dieses Pfandbesitzes fällt die Zerstörung der Burg. Friedrichs des Markgrafen Bruder Ludwig und Gebhard, des Grafen Albrecht von Mansfeld Bruder, kämpften nämlich mit einander um den Bischofssitz zu Halberstadt und verheerten gegenseitig ihre Erblande. Da legten sich die Mansfelder auch vor den Grillenberg, erstürmten ihn nach mehrtägiger Belagerung und zerstörten ihn teilweise. Vergeblich protestierte Friedrich von Heldrungen, der in dieser Bischofsfehde neutral blieb, gegen die Besetzung; er mußte sich sogar unter Zustimmung seines Sohnes Heinrich am 15. August 1361 dazu verstehen, dem Grafen Albrecht, dessen Bruder Burchard III. die Burg besetzt hielt, sein Pfandrecht um 800 Schock schmaler Groschen abzutreten.

Als Graf Albrecht im folgenden Jahre starb, überließ sein Bruder Burchard III. Grillenberg seinem Schwiegervater Herzog Magnus mit der Kette von Braunschweig, der damals noch Sangerhausen besaß. Dieser verwandte

*) Koch, Pragm. Geschichte 208.



beträchtliche Summen auf den Wiederaufbau der Burg, doch nötigten ihn bald seine Fehden, die viel Geld kosteten, dieselbe zuerst an die Familie von Rottleben, dann an die von Bennungen und von Schwende zu verpfänden. An die Markgrafen von Meißen gelangte sie anscheinend 1372 mit Sangerhausen zurück.

Während die Markgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm sie anfangs gemeinschaftlich besaßen, wurde sie nach Friedrichs Tode durch den Chemnitzer Teilungsvertrag vom 13. November 1382 mit der Landgrafschaft Thüringen dem Markgrafen Balthasar zugewiesen. Dieser ließ sie durch einen „Amtmann“ verwalten; als solcher wird im Jahre 1408 Hans von Polenz genannt, der zugleich Amtmann in Sangerhausen war. Balthasars Sohn Friedrich der Einfältige verkaufte dann Schloß und Amt am 6. Juni 1430 für 500 löt. Mark Silber Erfurter Währung an die Neffen Friedrich und Günther von Morungen, die damaligen Pfandinhaber, zu erblichem Mannlehen, behielt sich aber das Öffnungsrecht, die Jagd für sich und seine Jäger und der Stadt Sangerhausen das Weiderecht im Burggebiete vor. Dasselbe umfaßte nach dieser Urkunde nur die Dörfer Blankenhain, Hilborgerode (jetzt Klosterrode) und Lüdersdorf, sowie die Wüstungen Brumbach (Kirche und „Brumbachswiesen“ zwischen Sangerhausen und Wippra), Regensdorf (bei Piskaborn), Bussenrode, (am Memesberge), Löpnitz (zwischen Pölsfeld und Annarode), Herchinsol (zwischen Pölsfeld und Riestedt), Haynichen (in der Gormäer Flur), und die ihrer Lage nach unbekannten Wüstungen Epkeborn, Sigegrimesdorf, Wigenhain, Metstich und Uzkendorf.

Für den Fall, daß der Landesherr von dem ihm vorbehaltenen Öffnungsrechte Gebrauch machen würde, sollte seine Besatzung — wie jene Verkaufsurkunde bestimmt — die Burgleute der Morunger nicht kränken, auch mußte der Landesherr, so lange er die Burg besetzt hielt, Hausleute, Thorwärter und Wächter beköstigen. Soviel bekannt ist, kam diese Bestimmung nur einmal in Anwendung: im Jahre 1485 legten die Herzöge Albrecht und Ernst von Sachsen den Amtmann Bernhard Marschall mit vier reisigen Pferden auf die Burg. Vielleicht befürchteten sie damals, in der Zeit zahlreicher Fehden, welche sie mit den Städten Halberstadt, Quedlinburg, Halle und Erfurt führten, eine Belagerung des Grillenbergs.

Noch ein Jahrhundert wohnten die Morunger auf der abgelegenen Burg. Im Jahre 1581 aber verließ Wolf Christoph diese Waldeinsamkeit und nahm mit seiner Familie auf seinem Gute in Obersdorf seinen Wohnsitz. In die alternden Mauern zog nun der gutsherrliche Förster ein, doch war auch seines Bleibens hier nicht mehr lange.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll — wie Cl. Menzel nach einer „Volkssage“ erzählt — „ein alter Förster namens Lehmann, der die Ruine als Einsiedler bewohnte, die Straße von Sangerhausen nach Wippra, welche an der Burgruine vorüberführt, dermaßen mit Wegelagern und Erpressungen unsicher gemacht haben, daß sich jeder Reisende von der Gewalt des Alten gern dadurch befreite, daß er ein Stück Geld als Tribut in einen verwitterten Eichenstamm legte. Von Zeit zu Zeit verließ dann der Alte seinen Horst und leerte die Sparbüchse, um den Erlös in Branntwein zu vertrinken. Als er hörte, daß die Schweden von Mansfeld im Anzuge seien, setzte er sich in Verteidigungszustand und erwartete so ruhig den Feind. Doch kein Schwede ließ vor der Burg sich sehen, da schulterte er seine Büchse und durchstreifte den dichten Wald. In der Nähe des jetzigen Zollhauses auf der sogen. Kohlen-

straße kam ihm ein schwedischer Reiter entgegen. Schnell legte er an, und Knall und Fall war eins. Da er bei der Durchsuchung des Gefallenen sonst keine des Mitnehmens werten Gegenstände fand, so eignete er sich wenigstens den noch einigermaßen guten weißen Reitermantel an und ließ ihn sich später in Sangerhausen schwarz färben."

Die Ruine der Burg, welche 1719 nach dem Tode des letzten Morungers an Preußen fiel und dem Forstbezirke Pölsfeld zugewiesen wurde, beschreibt Cl. Menzel folgendermaßen: Unmittelbar beim Dorfe Grillenberg steigt ein bewaldeter Bergrücken auf, der sich in der Richtung von Osten nach Westen in das Thal der Gonna vorschiebt. „Ein noch jetzt 20 Fuß tiefer Burggraben schneidet den westlichen Teil des Hügels ab und macht ihn von der Seite des Gebirges her unzugänglich. Unmittelbar aus diesem Graben erheben sich die Umfassungsmauern der Burg, erbaut aus Quadern von rotem Sandstein, die vermutlich aus dem Graben entnommen und vereinzelt mit Zechsteinen vermischt sind. Diese Umfassungsmauern haben die Gestalt eines regelmäßigen Vierecks oder, genau genommen, da die südliche Seite in einem allerdings sehr stumpfen Winkel gebrochen ist, eines Fünfecks; von den Ecken waren jedenfalls zwei (nach SO und SW hin), vermutlich aber noch eine dritte, an welcher gegenwärtig die Mauer in den Graben hinabgestürzt ist (nach SO), durch runde Türme geschützt, die jedoch, nach der geringen Stärke der noch vorhandenen Fundamente zu schließen, nur eine mäßige Höhe gehabt haben können. An den Umfassungsmauern finden sich Reihen von Löchern, welche auf einen äußern hölzernen Umgang hinzudeuten scheinen. — Den östlichen Teil des Burgplatzes nahm ein hohes Gebäude ein, von dem die östliche Wand mit Ansätzen zu der nördlichen und südlichen Seitenwand bis zu einer bedeutenden Höhe erhalten ist. Die unteren Teile des Burggebäudes sind ebenfalls aus rotem Sandstein erbaut, die oberen aber aus Ziegeln, die unregelmäßig auf den Sandsteinen aufsetzen." Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so ist dieser (auf Herzog Magnus von Braunschweig zurückzuführende) Ziegelbau im sogen. Kastenbau aufgeführt. „Die Nische mit runder Wölbung, welche halbkreisförmig in die Ostwand einschneidet, ist wohl ein Rest der Burgkapelle."

„Die Burg nimmt die ganze Breite des Hügelrückens ein und wie nach Osten, so ist sie auch nach Westen hin durch einen — allerdings weniger tiefen — Graben gedeckt. Doch war auch der westlich von diesem Graben liegende, noch etwa 200 Schritt weit sich erstreckende Teil des Berges jedenfalls befestigt. Da jedoch nach Osten die eigentliche Burg, nach den übrigen Seiten hin der steile Abhang des Berges schon bedeutenden Schutz gewährte, so mochten wohl zur Verteidigung mäßige Maueranlagen ausreichen, weshalb von ihnen nur noch geringe Spuren vorhanden sind. Besonders bemerkenswert ist der auf diesem Teile des Berges etwa 100 Schritt von dem westlichen Graben der Burg entfernt liegende Brunnen, der bis auf eine Tiefe von 20 Fuß zugeschüttet ist. Derselbe geht nach oben zu aus kreisförmigem in quadratischen Querschnitt über, und zwar vermittelst flacher Rundbögen, die auf vier Eckpfeilern ruhen und die oben vierseitige Einfassung tragen. Bei der Masse von Schutt, welche diesen Teil des Berges bedeckt, scheint es nicht unmöglich, daß dieser viereckige Teil des Brunnenhalses einst über der Erde stand und ein über dem Brunnen stehendes Brunnenhaus bildete."

Die königliche Forstverwaltung hat in den letzten Jahrzehnten viel zur Erhaltung und Aufräumung der Ruine gethan. Sie hat die Trümmerreste bloßgelegt, den Boden geebnet, Lauben und andere Ruheplätze, sowie Wege

auf den Burgberg und zu den einzelnen Teilen der Ruine angelegt. Seitdem ist der Grillenberg der besuchteste Punkt der Gegend geworden. Allerdings gewährt das Burgplateau nur nach Süden, durch das Gonnathal, eine Fernsicht, aber eben dieser Blick aus dem Waldversteck über Sangerhausen auf die Allstedter Höhen und den Kyffhäuser und bis zur Finne und Schmücke bei Sachsenburg gehört zu dem Lieblichsten, was der Südharz zu bieten vermag.

47. Burg Morungen.

Die Ruinen der Burg Morungen sind trotz ihres bedeutenden Umfanges ziemlich unansehnlich, denn sie ist schon zur Zeit der Reformation verfallen. Dennoch verdient sie um der herrlichen Aussicht willen, welche sie darbietet, vor vielen andern einen Besuch. Der Blick auf das an den südlichen Fuß des Burgberges sich schmiegende Dorf Morungen und über dasselbe hinaus in die liebliche Berg- und Waldlandschaft wirkt besonders überraschend, wenn man, ohne vorher das Morunger Thal gesehen zu haben, von Norden oder Westen aus dem keine Aussicht gestattenden Walde plötzlich auf das Plateau tritt.**)

Den Erbauer der Burg und das Jahr ihrer Erbauung kennt man nicht. Die Sage berichtet, daß Kaiser Heinrich IV. sie einem Markgrafen von Meißen entrissen habe, daß sie 1076 von den aufständischen Sachsen erobert und zerstört, aber nach endlicher Besiegung der Empörer vom Kaiser wieder hergestellt sei.

Ein verhältnismäßig hohes Alter ist ihr indes zuzusprechen, und auf ihre Bedeutung scheint der Umstand hinzuweisen, daß sie mit ihrem Gebiete in ältester Zeit als eine dem Markgrafen von Meißen zuständige besondere Grafschaft bezeichnet wird. Der älteste bekannte Besitzer derselben war Graf Goswin von Leige. Als sich seine Tochter (im Anfange des 11. Jahrhunderts) mit dem Grafen Wiprecht von Groitsch vermählte, gab er ihr Morungen und Gatersleben mit allem Zubehör zur Mitgift.***) Doch war die Burg nur kurze Zeit in Wiprechts Besitze. Sein Sohn fiel in die Gefangenschaft des Kaisers Heinrich V.; um ihn zu lösen, trat er diesem u. a. auch Morungen ab. Der Kaiser belehnte damit den Grafen Hoyer von Mansfeld, seinen getreuen Anhänger.

Trotzdem sind die Besitz- und Lehnsverhältnisse der Burg in den folgenden Jahrhunderten unklar und verworren. Jedenfalls war sie samt Zubehör im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts in den Händen des Landgrafen Friedrichs des Freidigen (Kühnen) von Thüringen und seines Sohnes Friedrichs des Strengen. 1326 oder 1330 erwarben die Grafen von Honstein — Graf Heinrich bezw. Graf Dietrich — von ihnen einen Teil derselben. Im Anfange des folgenden Jahrhunderts gelangte sie dann (wieder) in den Besitz

---

*) Ich folge hauptsächlich einem (nicht zu Ende geführten) Aufsatze des Geh. Archivrats G. A. von Mülverstedt: „Des Minnesängers Heinrich von Morungen Heimat und Geschlecht.“ (Z. des H.-V. 1880, S. 440—476.) Einige Nachrichten habe ich auch einer Arbeit Cl. Menzels über die Grillenburg und anderen Aufsätzen der Harzzeitschrift entnehmen können.

**) Ich kam von Grillenberg auf einem den „Kunstteich“ berührenden Fußwege.

***) Nach Rohrs Merkwürdigkeiten (II, 646) war ein Bild des Grafen Wiprecht, welches die Kirche des von diesem gestifteten Klosters Pegau aufbewahrte, mit folgender Inschrift versehen: „Wiprecht, Graf zu Grötsch, Marggraf zu Lausnitz, Graf zu Eckartsberge, Herr zu Budißin, Nisin und Morungen.“

der Grafen von Mansfeld. Während nach einer Nachricht Graf Heinrich II. von Honstein seinen Anteil im Jahre 1401 zunächst an die Grafen von Schwarzburg um 3787 Gulden verpfändet und 1408 erblich verkauft haben soll, berichtet eine andere, jener widersprechende, daß 1401 ganz Morungen den Grafen Busse, Günther, Albrecht und Volrad von Mansfeld verpfändet und 1408 dem letzgenannten unter Verweisung an die Lehnshoheit des Reichs erblich verkauft worden sei. Sicher ist, daß Kaiser Siegismund 1417 die Grafen Volrad, Gebhard und Busse von Mansfeld mit Morungen nebst Zubehör belehnte. Im Jahre 1424 war die Herrschaft in gemeinschaftlichem Besitze des Grafen Volrad und seiner Neffen Günther und Hoyer. 1430 erhielt bei einer Teilung Volrad die eine, Graf Günther die andere Hälfte von Morungen und den dazu gehörenden Dörfern Leinungen, Horla und Rotha. 1437 wiederholte der Kaiser die Belehnung mit ganz Morungen.

Von 1440—1491 war die eine Hälfte im Pfandbesitze der Grafen von Stolberg. Betreffs der anderen samt dem dazu gehörenden Bergbau (auf Kupferschiefer) verwies Kaiser Friedrich III. die Mansfelder 1466 an den Kurfürsten von Sachsen als ihren Lehnsherrn; und 1487 gab ihnen Kurfürst Albrecht nach seines Bruders Ernst Tode darüber einen Lehnsbrief. 1491 erhielten sie auch die stolbergsche Hälfte; bei der Erbteilung von 1492 fiel diese dem Grafen Albrecht aus der Linie Hinterort, der immer mansfeldisch gebliebene Teil dem Grafen Hoyer von der Linie Vorderort zu; Wald, Bergbau und Fischfang sollte gemeinschaftlich bleiben. Durch Kauf kam ganz Morungen im Jahre 1505 an den Grafen Gebhard von der Linie Mittelort und wurde von diesem 1535 an die Linie Vorderort verpfändet.

Hatten sich diese Veräußerungen innerhalb des Grafenhauses gehalten, so wurde dieses einige Jahrzehnte später durch die erdrückende Schuldenlast genötigt, den größten Teil seiner Güter in fremde Hand zu geben. 1562 verkauften die Grafen Morungen an Asche von Holla und Ludolf von Bortfeld wiederkäuflich für 3000 Thlr. und 13000 Goldgulden. Ersterer, der seine Mitbesitzer schon nach Jahr und Tag abgefunden hatte, trat sein Pfandrecht 1571 an Andreas Kahle ab. Diesem folgten im raschen Wechsel als Pfandgläubiger: 1575 Gebhard, Philipp und Klaus von Bortfeld, 1580 Heinrich von Bila und Georg Hutten, 1585 Christoph von Hoym, 1605 dessen sechs Söhne, 1617 Siegfried allein, 1621 Johann Statz von Raschau, braunschweigscher Obristleutnant. Als dieser am 5. April 1623 infolge tödlicher Verwundung starb, übergab seine Witwe Katharine geb. von Ilten mit Zustimmung ihres Schwagers Joachim von Raschau Morungen und Leinungen ihrem Sohne erster Ehe Wulbrand Georg Bock von Wülfingen (auf Gronau und Elze im Hildesheimischen), welcher das Gut im Dorfe Morungen — die Burg war bereits verfallen — an Christoph von Hacke verpachtete. Wulbrands Sohn, Siegmund Levin, verkaufte dann am 25. Januar die Ämter Morungen und Leinungen für 24000 Gulden an den Generalleutnant (späteren Feldmarschall) Ernst Albrecht von Eberstein, dessen Nachkommen die Güter noch heute besitzen. Bei allen diesen Verkäufen, auch bei dem letzten, ward das Wiedereinlösungsrecht der Grafen von Mansfeld ausdrücklich gewahrt.

Das Gut im Dorfe ist aus den ehemaligen Burgmannssitzen entstanden. Eine Burgmannenfamilie schrieb sich nach der Burg „von Morungen". Allerdings ist keine Urkunde vorhanden, in welcher ein Glied derselben als Burgmann gerade dieser Burg erscheint, aber selbst wenn die Besitzer von Morungen nicht bekannt wären, würde der Name jener Familie doch nur auf

ein burgmännisches Verhältnis zurückgeführt werden können, da Burgherren nicht dem niederen Dienstmannenadel angehörten. Mit der niedersächsischen Adelsfamilie „von Morungen", welche, ein Zweig des Geschlechts von Asseburg (Peine, Wolfenbüttel, Staufenburg), sich nach der Burg in der jetzigen Stadt Moringen im Fürstentum Göttingen benannte, ist unsere südharzisch-thüringische nicht verwandt: jene führte den Wolf, diese Halbmond und Stern im Wappen.

Der erste dieser südharzischen Familie, Heinrich von Morungen, dessen Leben ungefähr in die Zeit von 1150 bis 1220 fällt, ist einer der hervorragendsten Minnesänger des 13. Jahrhunderts. „Was uns berechtigt", sagt Dr. Zurborg, „Heinrich von Morungen unter die bedeutendsten Dichter seiner Zeit zu rechnen, ist einmal die virtuose Behandlung der dichterischen Form, durch welche er, und in einigen Punkten er zuerst, sich auszeichnet. Dahin gehört die strenge Gliederung des Versbaues. Die morungischen Strophen zeigen durchweg die regelmäßige Durchführung der Dreiteilung, ohne daß jemals die Regelmäßigkeit zur Einförmigkeit wurde, da die mannigfache Art, wie die Reime mit einander korrespondieren, und die sparsame, aber wirkungsvolle Anwendung kunstreicher Reimfiguren reichliche Abwechselung bringt. Die Versfüße sind meist trochäischer bezw. jambischer Messung, jedoch findet sich häufiger als bei den meisten Vorgängern die Anwendung daktylisch-hüpfender Rhythmen; Morungen ist aber in seiner Metrik ein gelehriger Schüler der provençalischen Poesie gewesen. Die Genauigkeit und Reinheit endlich des Reims ist bei ihm strenger als bei Früheren gewahrt."

„Was den dichterischen Wert und Gehalt seiner Lieder anlangt, so ist freilich zu beachten, daß Morungen sich einerseits in seinem Gesichtskreise, gleichsam im Repertoire seines Dichtens, von seinen Zeit- und Berufsgenossen nicht wesentlich unterscheidet, sowie anderseits, daß er an den größten unter ihnen, Walther von der Vogelweide, namentlich was die Kunst einer mehr und individuell empfundenen Gelegenheitsdichtung betrifft, nicht entfernt heranreicht. Und doch können wir auch hier immerhin einige dichterische Eigenheiten namhaft machen, die ihn aus der großen Menge der Dutzenddichter vorteilhaft hervorheben. So ist es charakteristisch, daß bei Morungen sich eine Gattung von Dichtungen, die der „Sommer"- und „Winterlieder", welche von den Minnesängern gewöhnlichen Schlages in endlosen Variationen und oft mit ermüdender Eintönigkeit gepflegt wurde, bis auf mehrere gelegentliche Anklänge gänzlich vermieden wird. Gegenstand seiner Logik ist lediglich sein Verhältnis zu seiner Dame, dessen verschiedene Stadien und Situationen er in erfindungsreicher Mannigfaltigkeit bald mit dem vorherrschenden Charakterzuge geistreicher Reflexion, bald mit wirklich tiefer Empfindung dichterisch wiedergiebt. So gelingt es ihm immerhin in etwas, den Charakter stereotyper Einförmigkeit, der sonst der ganzen Dichtungsart des Minnesangs in einer für unsern modernen Geschmack vielfach befremdlichen Weise eignet, aufzuheben und zu durchbrechen. Wenn Morungen das Lob seiner Dame, sei es ihrer Schönheit, sei es ihrer Tugend, singt, so begnügt er sich nicht, wie seine Vorgänger, mit einigen schmückenden Beiworten allgemeinen Inhalts oder kurzen Vergleichen, sondern er führt in speziellen, lebensvollen Zügen uns ihr Bild vor. Seine Empfindungen der Herrin — ihrer Huld wie ihrer Ungnade — gegenüber, seine Stimmungen in allen den wechselvollen Zuständen seines Liebeslebens, werden uns meist in pointierter und geistreicher Darstellung, in einer nicht selten bilder- und antithesenreichen, von originellen Wendungen belebten Ausdrucksweise ver-

anschaulicht, wodurch allerdings seine Poesie vielfach mehr den Charakter des Reflektierten als des Empfundenen erhält. Auch Züge eines freien Humors fehlen nicht ganz. Alles in allem kann man behaupten, daß Morungens Poesie dem modernen Geschmack bedeutend näher steht als die seiner Vorgänger. So erscheint unser Dichter als wirklicher Vorläufer Walthers von der Vogelweide, und wenn sich auch eine direkte Beeinflussung desselben durch ihn kaum wird nachweisen lassen, so bezeichnet doch Morungens Dichtung immerhin eine Übergangsstufe zwischen den älteren Mustern des Minnesangs, Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldekin, und den späteren großen Dichtern dieses Genres, Reinmer und Walther; sie ist ein Zwischenglied, welches als die notwendige litterarhistorische Voraussetzung für die unmittelbar bevorstehende höchste Blüte der Gattung zu betrachten ist."

„Wir müssen uns versagen, hier Proben morungischer Poesie zu geben. Ob die etwas über dreißig verschiedenen „Töne", die uns erhalten sind (darunter einige verstümmelt), die ganze Summe seines Dichtens umfaßten, oder nur den dürftigen Rest einer reichen dichterischen Produktion repräsentieren, läßt sich natürlich nicht mehr ermitteln. Steht somit Morungens Poesie auch quantitativ, wenigstens für uns, hinter denen vieler anderer mittelhochdeutschen Lyriker bedeutend zurück, so haben wir doch ein Recht, in unserm Landsmann mit Rücksicht auf den dichterischen Wert seiner Schöpfungen einen der ersten Sänger seiner Zeit, vielleicht den bedeutendsten deutschen Lyriker der vorwaltherschen Periode zu erblicken. Wir sollten meinen, daß wenn Tirol auf seinen Oswald von Wolkenstein stolz ist, dessen Grabmal in Brixen gezeigt wird, und wenn es dem großen Walther, auf dessen Landsmannschaft es doch nur einen zweifelhaften Anspruch geltend machen kann, in der Landeshauptstadt und am s. g. Vogelweidhof bei Lozen prunkvolle Denkmäler errichtet hat, auch unserm Dichter eine bescheidene Gedenktafel an geeigneter Stätte als pietätvolle Gabe der dankbaren Nachwelt wohl zu gönnen wäre."

Über die äußeren Lebensumstände Heinrichs ist nur wenig bekannt. Daß die Burg Morungen als seine Geburtsstätte anzusehen sein wird, kann kaum zweifelhaft sein. In seinen jungen Jahren mag er sich an manches Fürsten Hofe aufgehalten und ob seiner edlen Sangeskunst überall freundliche Aufnahme gefunden haben; in seinem hohen Alter lebte er als „Ritter emeritus" am Hofe des Markgrafen Dietrich von Meißen. Da ihn an diesen kein Erblehen und Dienst band, so müssen ihn persönliche Beziehungen dorthin geführt haben. Am nächsten liegt da die Erklärung, daß Heinrich vormals, als der Quell des Liedes ihm am frischesten floß, sich gleich anderen ritterlichen Sängern dem Landgrafen Hermann von Thüringen, dem Pfleger und Hort der deutschen Dichtkunst, angeschlossen hatte, und später der Tochter desselben, Jutte, bei ihrer Vermählung mit dem Markgrafen Dietrich nach Meißen folgte.

In einer in die Jahre 1215—1224 fallenden Urkunde bestätigte dieser dem Thomaskloster zu Leipzig eine Zuwendung, welche demselben der „miles emeritus" Heinrich von Morungen mit Einkünften aus der Münze zu Leipzig gemacht hatte. Die Münzstätte war eine landesherrliche; und da die Morunger in keinem Vasallen- oder ähnlichen Verhältnisse zu den Markgrafen von Meißen standen, so erkennen wir aus dem Umstande, daß Heinrich jene Einnahme für seine Person zugewiesen war, die Gunst, in welcher der alternde Dichter beim Markgrafen stand. Nicht weniger gehen seine nahen Beziehungen zu diesem und seiner Familie auch daraus hervor, daß der Morunger gerade das Thomaskloster, eine Stiftung Dietrichs und dessen Gemahlin Jutta, be-

schenkt und gerade dieses, und nicht ein Kloster seiner Heimatlande zur letzten Ruhestätte sich ausersieht. Der Grabstein des „edlen Moringers“ war dort noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts unversehrt vorhanden. Das in denselben eingehauene Wappen zeigte nach dem zu jener Zeit entstandenen Wappenbuche des süddeutschen Ritters Konrad von Grünenberg einen gelben, mit den Hörnern aufwärts gekehrten Halbmond im blauen Felde, oben, unten und an jeder Seite einen sechsstrahligen Stern, als Helmschmuck ein wachsendes Frauenbild, das in jeder — halb erhobenen — Hand ein niedriges kelchartiges, oben mit Pfauenfedern bestecktes Gefäß (oder eine Kapsel ohne Stiel) hielt.

Der Minnesänger Heinrich scheint ohne Leibeserben verstorben zu sein, so daß die späteren „von Morungen“ als die Nachkommen seiner Brüder oder Vettern anzusehen sein werden. Ein Ritter Heinrich von M. war nebst anderen Mannen aus der Herrschaft Querfurt — dem Ulrich Dinggrafe von Sangerhausen, dem B. Muser (Mäusefalke) aus einem Sangerhäuser Patriziergeschlechte, nach welchem das benachbarte Vorwerk Lengefeld früher Muser- oder Mieser-Lengefeld hieß — im Gefolge des Burggrafen von Magdeburg und Erbherrn von Querfurt im Dezember 1268 (oder 1267?) in Gransen bei den Markgrafen von Brandenburg. Im Jahre 1286 war Ulrich von M. Burgmann in Grillenberg. Ein anderer Ulrich von M., Ritter, tritt in einer Urkunde pommerscher Fürsten von 1261—1269 auf. (Im 13. Jahrhundert und im Anfange des 14. wandten sich viele Söhne des thüringischen, mansfeldschen, anhaltschen ꝛc. Adels nach Mecklenburg und Pommern, um den dortigen Fürsten im Kampfe gegen die Wenden und in der Germanisierung der Grenzlande zur Seite zu stehen.) Der Ritter Rudolf von M., welcher dem Herzog Otto von Pommern als dessen Vasall im Jahre 1305 zu Stettin eine Urkunde bezeugte, wird der Sohn jenes Rudolf sein.

Nach einer zweiten Urkunde aus dem Jahre 1286 saßen außer dem genannten Ulrich auch die Gebrüder Heinze und Daniel von M. auf Grillenberg. Dagegen ist Busso von Morungen, welcher sich für diese in jener Urkunde verbürgt, wie der Wolf in seinem Siegel beweist, ein Glied des Asseburgschen Geschlechts. Ritter Burchard von M. bezeugt seinen Freunden von Sangerhausen am 28. Juli 1303 eine Urkunde, in welcher sie dem Kloster Kaltenborn einen Zehnten verkaufen, und 1310 eine dem Markgrafen Heinrich von Landsberg ausgestellte Urkunde. Im Jahre 1323 gehörte „Herr“ (d. i. Ritter) Heinrich von M., den eine andere Urkunde aus demselben Jahre „Heinrich, Ritter von Morungen“ nennt, zu den Burgmannen des Grillenbergs. Im Jahre 1415 bekannte Kurfürst Friedrich, dem Friedrich und Bernd v. d. Asseburg, Friedrich von Morungen und Christian von Witzleben 110 Mark schuldig zu sein.

Im Jahre 1422 belehnte Landgraf Friedrich von Thüringen, damals Herr der Burg Grillenberg, die Brüder und Vettern Wolf, Günther und Friedrich von M. mit den Zinsen und Besitzungen im Gerichte Grillenberg, wie sie dieselben von ihren Eltern ererbt hätten. Der Burgmannssitz hatte demnach schon längst erblichen Charakter angenommen. Nach Cl. Menzel*) hatten die Morunger damals die Grillenburg pfandweise inne.

Am 6. Juni 1430 verkaufte dann Landgraf Friedrich der Einfältige den Vettern Friedrich und Günther von Morungen Burg und Amt Grillenberg für 500 löt. Mark Silber und belehnte sie und ihre Leibeserben damit zu rechtem Mannlehen.

*) Aus der Heimat 1886, Nr. 40—41.

Anderthalb Jahrhunderte später (1581) überließ Wolf Christoph von M. die alternde Grillenburg dem Verfall und verlegte seinen Wohnsitz auf sein Gut im benachbarten Obersdorf. Auch hier gehörte ihm das Kirchenpatronat, doch die Gerichtsbarkeit nur bis an den Zaun seines Gutes.

Neben diesem Zweige Grillenberg (Obersdorf) bestanden noch die Zweige Sangerhausen und Riestedt. In Sangerhausen erscheinen die Morunger zuerst 1311 als Burgmannen. Im Jahre 1367 bezeugte Ritter Hentze von M. den Befreiungsbrief, welchen Herzog Magnus von Braunschweig zu Sangerhausen dem Heiligengeisthospitale daselbst ausstellte. 1379 war Berthold von M. Propst des Klosters Neuwerk zu Nordhausen. Im Jahre 1400 hatte Henze v. M. einen Streit mit dem Kloster Kaltenborn, den der Amtmann Hans von Polentz zu Sangerhausen schlichtete. 1401 legte Friedrich von M. in Gemeinschaft mit diesem eine Streitsache zwischen den Gebrüdern Kale und dem Rate von Sangerhausen bei.

Fast zu derselben Zeit, in welcher die Morunger den Grillenberg eigentümlich erwarben, verpfändeten ihnen die Brüder Bruno und Gebhard von Querfurt das benachbarte Schloß Wippra für 2700 rhein. Gulden: Am 23. Februar 1440, als der Letztgenannte bereits verstorben war, genehmigte Erzbischof Günther von Magdeburg diese Verpfändung. Da indes der Edelherr Bruno Burg Wippra schon am 18. Juni desselben Jahres den Grafen von Stolberg und von Mansfeld verkaufte, so muß die Einlösung jener Genehmigung fast auf dem Fuße gefolgt sein.

In den Jahren 1441—1445 war Friedrich von M. Amtmann zu Sangerhausen. Am 27. März 1441 überwiesen ihm die Herzöge Friedrich und Wilhelm von Sachsen zur Abtragung einer Schuld von 180 Gl. die Jahresrente von Sangerhausen mit 170 Gl. und 10 Gl. von der Jahresrente zu Oldisleben. Er besaß das Gut neben der Ulrichskirche, welches noch jetzt Morungshof heißt, und bezog aus der Sangerhäuser Flur bedeutende Zinsgefälle, namentlich den s. g. Morungenschen Ritschart.

In den Jahren 1483 und 1484 genehmigte Georg von M. mehrere Ackerverpfändungen zu Gunsten des Siechenhauses vor Sangerhausen. 1508 war Volkmar von M. gräflich stolbergscher Vogt und sein Sohn oder Bruder Philipp Diener des Grafen, 1509 seine Tochter Käte im Dienste der Gräfin. 1511 willigte Volkmar als Lehnsherr ein, daß dem Siechenhause ein Acker verpfändet und ein Zins von 11 halben Schneebergern wiederkäuflich überlassen wurde. 1534 hatte er mit dem Rate zu Sangerhausen einen Streit wegen des Röhrgrabens. Im Jahre 1601 waren unter den Paten eines Sohnes des Amtshauptmanns von Tettenborn zu Sangerhausen Marie von M., Melchior von Morungens Witwe, und Wolf von M. Letzterer starb 1626 zu Edersleben, wohin er vor der Pest geflohen war, an der Ruhr. „Er stund wohl ein halbes Jahr in einem Keller seines Hauses, ehe er zur Erden bestattet wurde, denn die Söhne waren im Kriege, und furchte sich die Wittib vor dem Sterben, in die Stadt zu kommen; es sollte erst alles wieder gut werden." — „Melchior von Morungen" (vielleicht des 1601 als verstorben erwähnten Melchiors Sohn), „der auch 1626 gestorben, hat drei junge Söhne gelassen. Von der Verstorbenen guten Werken weiß man nichts. Melchior aber hat gemeiner Stadt Rechtfertigungen zugezogen, etliche Hufen Landes dem Stift zum heil. Geist verkauft und hernach nicht gewähren können, darüber eine Zanksache worden. Seine Söhne sind einer dem Könige von Dänemark, der andere dem Kaiser zugezogen im niedersächsischen Kriege, und also

einer den andern zu erschlagen. Es soll dieses sich versucht heißen." „Melchior von Morungen" (der eine von den drei Brüdern) „ist ein wüster Mensch gewesen, den Leuten die Fenster eingeschlagen, viel verwundet, die Bürgermeister agirt und auf dem Felde zu Boden geritten, nämlich Bürgermeister Johann Klebischen. Anno 1635 hielt er Haus, daß er das liebe Brot nicht hatte, kunnte sich auch nicht länger behelfen, zog davon und ließ das Gut stehen. Heinrich, sein Bruder, war ein jung Bürschlein; es erstach ihn einer liederlich. Es stehet auf diesen Dreien von Morungen das ganze Geschlecht; gehen sie ab, als leicht geschehen kann, gehet das ganze Geschlecht dahin." (Samuel Müller, „Chronicka der Uralten Berg-Stadt Sangerhaußen".)

Der Sangerhäuser Zweig starb zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus; und bald darauf, im Jahre 1719, erlosch mit dem Tode des Leutnants Karl Otto aus dem Zweige Obersdorf (Grillenberg) das Geschlecht überhaupt. Damit fielen auch Grillenburg und Obersdorf als erledigte landesherrliche Lehen an Preußen.

Über den Umfang und das Ende des von Morungenschen Besitzes in Morungen ist Näheres nicht bekannt. Doch stand der Familie auch in späterer Zeit noch das Kirchenpatronat in Leinungen, der Mutterkirche von Morungen, zu.

48. Die Pfalz Wallhausen.*)

Auf den ersten Blick scheint der Name Wallhausen mit Wall gebildet zu sein. Liegt doch der Ort hart an der Ostgrenze des thüringenschen Helmegaues und damit unmittelbar an dem von Wällen begleiteten Sachsgraben, durch welchen die Sachsen die Westgrenze ihres um 530 eroberten Anteils am Südharze (vergl. S. 10) schützten. Indes heißt der Ort in ältester Zeit Walo- und Walahusen, der Name ist deshalb entweder als Wohnsitz des Walo oder der Wala, oder auch als „heiliges Haus" zu deuten. Für die Ableitung von Wala, d. i. Heiligtum, heidnische Opfer- und Gerichtsstätte, scheint der Umstand zu sprechen, daß Wallhausen eine alte Malstatt war, wo die Bewohner des Helmegaues auch im späteren Mittelalter zweimal jährlich zu Beratung und Gericht zusammenkamen.

Zur Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels gehörte Wallhausen zu den fünf Pfalzen, welche den deutschen Königen nach der Verschenkung der Königsburgen Dahlum (bei Bockenem) und Brüggen (bei Alfeld) an die Stifter Gandersheim bezw. Essen in den Sachsenlanden verblieben waren. Indes war sie, wie diese, ursprünglich nicht Reichspfalz, sondern Eigentum der mit Heinrich dem Vogelsteller auf den deutschen Thron gelangenden Herzogsfamilie der Ludolfinger. Schon Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen und Thüringen, hielt sich häufig auf seinem Schlosse Wallhausen auf und ist wahrscheinlich auch der Erbauer desselben, so daß die Erbauung der Pfalz in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts zu setzen sein wird. Sie lag nicht an der Stelle des jetzigen Schlosses, sondern nördlich vom Flecken auf dem jetzt „Kaiser" genannten Berge, zu dem von zwei Seiten ein „Burgweg" hinaufführt.

Im Juli des Jahres 909 sah das Herzogsschloß gar festliche Tage. Von allen Seiten ritten die Großen Sachsens und Thüringens, begleitet von

*) von Rohr, Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, S. 287 ff. — Leuckfeld, Kurze Nachricht von der vormaligen kaiserl. Pfalzstadt Wallhausen (in dessen Antiquit. Blankenburgens., p. 83 — 100). — Leuckfeld, ant. Halberst., p. 112. 116. 168. 270 f. — Besonders benutzt ist die Arbeit Karl Meyers in dem Sonntagsblatte „Aus der Heimat" 1887, Nr. 14 und 15.



ihren festlich geschmückten Frauen und Töchtern, in seine Thore ein. Galt es doch, die Hochzeit Heinrichs, des Sohnes ihres alternden Herzogs Otto, zu feiern. Graf Thietmar, der herzogliche Hofmeister, geleitete die glückliche Braut, die edle westfälische Grafentochter Mathilde aus Wittekinds Geschlechte, an der Spitze einer stattlichen Ritterschar von Herford, wo sie erzogen war, durch die Städte Sachsens in die Goldene Au; und von der Pracht des Beilagers erzählen die Geschichtschreiber noch nach hundert Jahren. Als Morgengabe schenkte Heinrich seiner jungen Gemahlin Burg und Stadt Wallhausen mit allem Zubehör.

Wahrscheinlich ist in Wallhausen der spätere Kaiser Otto I. (am 22. November 912) geboren und wenige Tage später (am 30. November) dessen Großvater, Herzog Otto der Erlauchte, hochbetagt gestorben.

Auch als König hielt sich Heinrich I. mehrfach auf dieser Pfalz auf; so hat er hier u. a. am 22. Januar 922 und am 1. Dezember 930 Urkunden ausgestellt. Öfter aber noch schlug Otto der Große, besonders in der Zeit der Jagden, hier angesichts der Harzberge sein Hoflager auf. Nach Ausweis bekannter Urkunden weilte er hier am 8. August 937, am 26. November 943, am 28. Juli 951, am 26. Oktober 952, im April 961, am 28. Juli und vom 27. bis 29. November 965 und am 12. Februar 966. Begleiteten ihn seine Söhne mehrfach hierher, so Ludolf im Jahre 952, Otto beide Male im Jahre 965, so nahm letzterer auch häufig in Abwesenheit seines Vaters, wie Urkunden vom 24. Juli 961 und aus dem Sommer 962 erweisen, seinen Aufenthalt in Wallhausen. Als Kaiser war Otto II. hier vom 15. bis 22. Dezember und am 21. Juli 981.

Seltener als die Ludolfinger kamen die Salier hierher. Kaiser Konrad II. hielt im August 1029 mit seiner Gemahlin Gisela, Heinrich III. im Februar 1046 auf Wallhausen Hof. Im Anfange des Jahres 1115 sammelte hier Kaiser Heinrich V. sein Heer und brach dann gegen die in der Nähe lagernden Sachsen unter ihrem Herzoge Lothar auf. Doch das Kriegsglück war ihm nicht günstig; am Welfesholze am 11. Februar völlig geschlagen, wandte er sich nach dem Süden. Die Burg Wallhausen (wie den Falkenstein) hielt indes Graf Hermann von Winzenburg*), des Kaisers treuester Anhänger, besetzt und betrieb von hier den Kleinkrieg mit Raub und Plünderung. Da legte sich Herzog Lothar, nachdem er Dortmund erobert und Münster belagert hatte, noch in demselben Jahre vor Wallhausen und eroberte und zerstörte die Pfalz. Indes muß sie bald wieder aufgebaut sein, denn in den ersten Tagen des Monats Februar 1169 hielt Friedrich Barbarossa einen glänzenden Reichs- und Fürstentag in Wallhausen. Wann und wodurch diese Kaiserburg ihr Ende gefunden hat, ist nicht bekannt.

Die Besatzung derselben bestand aus Reichsdienstmannen, von denen die angesehenste Familie, welcher der Oberbefehl zustand, sich nach der Pfalz benannte. Konrad von Wallhausen, das erste bekannte Glied des Geschlechts, war am 12. April 1134 zu Allstedt im Gefolge des Kaisers Lothar. 1151 vertauschte er unter Genehmigung des Kaisers Konrad III. Güter mit dem Burggrafen Burchard von Magdeburg aus dem Hause Querfurt. Die Familie

*) v. Heinemann, Gesch. von Braunschweig und Hannover I, 165. (Betreffs Hermanns von Winzenburg mache ich auf die kritischen Erörterungen von Prof G. Waitz „Wann wurde Hermann von Winzenburg Landgraf von Thüringen?“ und von Prof. K. Fr. Stumpf: „Die Landgrafen Hermann von Winzenburg“ in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ XIV, S. 29 ff. und S. 621 f., aufmerksam.)



führte als Sinnbild ihrer Treue und Wachsamkeit einen rückwärts schauenden Hund im Wappen.

Der ursprünglich reiche Grund- und Landbesitz, welcher „das untere Drittel des Helmegaues und ein ansehnliches Stück des Harzwaldes" umfaßte, wurde durch die Freigebigkeit, welche die Kaiser den benachbarten Stiftern und Klöstern erzeigten, allgemach immer kleiner. Nachdem schon Otto I. dem Stifte Magdeburg die zu Wallhausen gehörenden Güter zu Breitungen und in dem bei Roßla ausgegangenen Bernsrode und Otto III. dem Stifte Quedlinburg, wo damals seines Vaters Schwester Mathilde Äbtissin war, die Königshöfe Berga bei Roßla und Wallhausen, unter welch letzterem indes nicht die Königsburg verstanden werden muß, geschenkt hatten, übertrug Kaiser Friedrich II. am 11. März 1223 dem Domherrnstifte S. Crucis in Nordhausen die Kapelle S. Martini in Wallhausen und, wohl bald darauf, die Pfalz selbst mit dem ganzen Reste ihres Zubehörs dem Erzstifte Magdeburg. Dieses belehnte damit die Grafen von Beichlingen-Rothenburg. Schon 1231 heißt der frühere Reichsritter (miles quondam imperii) Thomas von Wallhausen Lehnsmann der Grafen. Da in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch ein Deutschordenshaus in Wallhausen bestand, so wird Kaiser Friedrich II., dem der Hochmeister Hermann von Salza (Langensalza) befreundet war, dasselbe schon vor jener Schenkung an Magdeburg mit früheren Reichsgütern ausgestattet haben.

Die Grafen von Beichlingen teilten die Herrschaft Wallhausen, in welcher sie noch vor dem Jahre 1300 die Burgen Questenberg und Roßla erbauten, in drei nach den Burgen benannte Ämter. Doch wußten sie sich dieselben nur kurze Zeit zu erhalten. Roßla verkauften sie schon 1302 an die Grafen von Honstein und von Stolberg, die beiden andern Ämter 1330 an den Landgrafen von Thüringen, Markgrafen Friedrich von Meißen, der sie sechs Jahre später den Grafen von Honstein als Pfandbesitz einräumte.

Graf Friedrich von Beichlingen, der auf nicht bekannte Weise wieder in den Besitz der kleinen Herrschaft (des Amtes) Wallhausen gelangte, war arg verschuldet und verpfändete sie deshalb 1347 an seinen Schwiegervater, den Grafen Heinrich V. von Honstein-Sondershausen, auf Lebenszeit. Nach dessen Tode 1356 heimgefallen, kam sie bei einer Erbteilung der Grafen von Beichlingen-Rothenburg an Albrecht zu Brücken, nach dessen Tode 1362 — ohne daß eine Bestimmung des Erzbischofs Otto als Oberlehnsherrn, nach welcher sie nun den Erben jenes Grafen Heinrich V. von Honstein, den Grafen von Schwarzburg, zufallen sollte, zur Ausführung kam — an seinen unmündigen Sohn Friedrich, der sie seinem Vormunde, dem Dynasten Gebhard von Querfurt, abtrat. 1370 heißt Ritter Klaus von Wallhausen dessen Lehnsmann. Durch die Hände der Grafen von Mansfeld gelangte sie wenige Jahrzehnte später an die Asseburger (schon 1414 wohnte Bernhard von der Asseburg auf Wallhausen), welche sie noch jetzt besitzen.

Wie die ganze Goldene Au, so litt auch Wallhausen schwer im Bauernkriege. Wohl hatte der Freiherr den Dr. Luther, als dieser im Frühjahre die Thüringerlande durchzog, um die erregten Gemüter zu beruhigen, am 1. Mai nach Wallhausen geholt, und dieser hatte noch am selben Tage in der Fleckenskirche im Anschluß an Matth. 7, 15 gewaltig gegen die falschen Propheten des Bauernkrieges gepredigt; aber seine Warnung hatte nur geringen Erfolg, denn in der Schlacht bei Frankenhausen fanden drei Männer aus Wallhausen ihren Tod, drei wurden flüchtig und 60 wurden vom Herzog Georg von Sachsen um je fünf Gulden gestraft. Im ganzen zählte aber der Flecken nur 83 Familienväter.

In Wallhausen waren die Aufrührer Sonntag Jubilate den 7. Mai; sie plünderten das Schloß, raubten das Vieh und verübten großen Mutwillen.

Auf dem Schlosse bewahrte die Familie von der Asseburg lange Zeit die drei Becher auf, an welche die Sage das Geschick des Geschlechts knüpft. Ich erzähle dieselbe im Anschluß an Professor Dr. Größler.*)

„In einer hellen, klaren Winternacht schlief in einem der Gemächer des Schlosses Asseburg sanft und friedlich mit ihren Kindern die Herrin der Burg, deren Gemahl im Gefolge seines Kaisers in Welschland weilte. Plötzlich fühlte sie ihre Hand sanft gedrückt und lächelte friedlich, weil der Traum ihr vorgaukelte, der Ritter sei heimgekehrt und ergreife zum Willkommen die Hand seines treuen Weibes. Als sie jedoch darauf ihre Hand schütteln fühlte, erwachte sie und sah zunächst nur die Scheibe des Mondes, welcher mild zum Fenster hereinleuchtete, dann aber niederwärts vor ihrem Bette ein kleines Männchen, welches ihre Rechte zwischen beiden Händen hielt. Es war ein Bergmännchen, welches flehentlich sie bat, sie möge mitkommen und seinem kranken Weibe Beistand leisten. Frau Helene, welche schon oft den Weibern ihrer Knechte als barmherzige Helferin sich erwiesen hatte, folgte dem Kleinen in die kalte Winternacht hinaus. Unberührt öffneten und schlossen sich Thüren und Thore, und bald gelangten sie an den Eingang einer Felsenhöhle unweit der Burg. Auf einem schroff abwärts führenden Pfade, der durch kein Licht, sondern durch das flimmernde Gestein erleuchtet wurde, welches die Wände bedeckte, gelangten beide durch unzählige, sich kreuzende Gänge und Gemächer endlich bis dahin, wo das Weibchen des Zwerges lag. Nachdem sie derselben hilfreich beigestanden, drängten sich die winzigen Basen und Gevatterinnen herbei, um ihr unter lautem Jubel die Hand zu küssen. Die Gattin des Zwerges aber überreichte ihr zum Abschied drei gläserne Becher und drei goldene Kugeln mit der Mahnung, alle diese Stücke wohl zu verwahren, denn an sie sei das Bestehen und das Glück ihres Hauses geknüpft. So lange auch nur eins dieser Stücke im Besitze ihrer Nachkommen sei, werde ihr Stamm grünen und blühen, geehrt und geliebt von hoch und niedrig. Seien aber die Kugeln verloren und der letzte Becher zerbrochen, so werde der letzte ihres Stammes in die Gruft sinken, und nur in Büchern noch werde man lesen, daß es einst ein Geschlecht von der Asseburg gegeben. Sorgsam nahm die Edelfrau Becher und Kugeln zu sich und ließ sich wieder nach ihrem Schlosse zurückführen. Am andern Morgen wäre ihr alles Erlebte wie im Traum erschienen, wenn nicht vor ihrem Bette die drei Becher gestanden hätten, in denen jedem eine goldene Kugel lag. In der Truhe, in welcher sie ihre kostbarsten Kleinodien verwahrte, barg sie die verhängnisvollen Geschenke.

Einige hundert Jahre später, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, als man Helene von der Asseburg kaum noch dem Namen nach kannte, und die alte Stammburg in Trümmer gefallen war, die Nachkommen des Geschlechtes aber auf anderen Schlössern und weit ausgebreiteten Besitzungen wohnten, da befanden sich die drei Becher — die goldenen Kugeln waren im Laufe der Zeit abhanden gekommen — im Besitze einer verwitweten Frau von der Asseburg auf Wallhausen, welche nur zwei Söhne hatte, die in dem benachbarten Dorfe Brücken auf einem Gute lebten. Einst waren dieselben in Begleitung eines Freundes, eines Herrn von Werther, nach Wallhausen gekommen, um in zahl-

*) Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung (Eisleben 1880), S. 171 ff.



reicher Gesellschaft den Geburtstag ihrer Mutter festlich zu begehen. Als die Herren bereits etwas berauscht waren, bat der ältere Junker seine Mutter um die drei Familienbecher, um daraus auf ihr Wohl zu trinken. Vergeblich machte die Edelfrau Einwendungen, weil sie Unheil ahnte; aber endlich gab sie den stürmischen Bitten des geliebten Sohnes nach, holte die Becher herbei und bat nur die Zecher, ja recht vorsichtig mit denselben umzugehen, weil an sie das Glück des Hauses geknüpft sei. Lachend ob der Besorgnis seiner Mutter, füllte der ältere Junker die Becher, jeder der drei Freunde ergriff einen derselben, und klirrend stießen sie zusammen. Aber, o weh! ein schriller Ton mischte sich in den Jubel: der Becher, welchen der ältere Junker in der Hand gehalten hatte, lag in Scherben am Boden. Starrer Schreck ergriff alle, und die Edelfrau sank, banger Ahnungen voll, auf einen Sessel. Vergebens suchte der Herr von Werther durch die Bemerkung, man brauche nicht zu verzagen, da ja zwei Becher noch unversehrt und wohl erhalten seien, die frohe Stimmung oder wenigstens den Gleichmut der Gesellschaft wieder herzustellen; selbst die redseligsten Zungen waren auf die Kunde von dem vorgefallenen Unglück verstummt, und bald brachen die Gäste unter verschiedenen Vorwänden auf. Auch der von Werther befahl seinem Knechte, die Pferde anzuspannen; da erklärten die Brüder von der Asseburg, sie wollten mit ihrem Freunde nach Brücken zurückfahren. Zwar bat die besorgte Mutter ihre Söhne, die Nacht über bei ihr zu bleiben und erst am andern Morgen zurückzufahren, aber der jüngere entgegnete, auch bei der Mutter könne sie ein Unglück treffen, und der ältere fügte hinzu, wegen des zerbrochenen lumpigen Bechers würden sie doch nicht wie alte Weiber in den Winkel kriechen. Sie umarmten ihre Mutter, sprangen hinab in den Hof, und schon im nächsten Augenblicke saßen sie in dem Wagen. Mächtig griffen die feurigen Rosse aus, und bald lag das Städtchen hinter ihnen. Als aber plötzlich die raschen Tiere vom Wege ablenkten und über eine Wiese hinweg auf das hohe, abschüssige Ufer der Helme zueilten, da wurde den Dreien doch wunderlich zu Mute, und unwillkürlich gedachten sie des zerbrochenen Bechers. Vergebens suchten sie die Pferde zu halten, endlich rissen sogar die straffgespannten Zügel, der aufgelockerte Uferrasen gab nach, und Rosse und Wagen sanken in die von geschmolzenem Harzschnee angeschwollenen Fluten der Helme hinab. Am andern Morgen brachten Landleute der unglückseligen Mutter die von den Fluten ausgeworfenen Leichen ihrer Söhne in das Haus. Noch ein Jahr lebte die trostlose, ihrer Kinder beraubte Witwe, dann bettete man auch sie an den Ort des ewigen Friedens.

Die beiden unversehrt gebliebenen Becher von starkem, gelblichgrünem Glase sind noch jetzt im Besitze derer von der Asseburg. Der eine befindet sich auf Hinneburg in Westfalen, einer der ältesten Besitzungen des Geschlechts; der andere wird, wohlverwahrt und dreifach behütet, auf Burg Falkenstein im Unterharze aufbewahrt und den wißbegierigen Fremden gern gezeigt."

Auf jenen Unglücksfall bezieht sich folgende Einzeichnung im Kirchenbuche von Wallhausen. „Am 9. August 1696 kamen die beiden Söhne Ludwigs von der Asseburg auf den unseligen Einfall, aus einem dieser Becher ihrem Gaste, einem Baron von Werthern (aus Brücken), zuzutrinken. Bei dieser Gelegenheit zerbrach das eine der verhängnisvollen Gefäße. Am selbigen Tage fanden auch beide Brüder den Tod dadurch, daß die Pferde scheu wurden, und der Wagen, in dem die jungen Männer saßen, in die Helme stürzte." (Karl Meyer.) Der Ort des Unglücks ist durch ein Steinkreuz bezeichnet.

49. Der Totenweg.*)

Etwa in der Mitte zwischen Nordhausen und Roßla liegt am Saume des Gebirges das flämische Dorf Görsbach. Von diesem führt in nördlicher Richtung, so daß Urbach zur Linken und Uftrungen zur Rechten bleibt, ein alter Weg über den durch seine vorzügliche Aussicht in die Goldene Au mit ihrem Kyffhäuser und über das Eichsfeld mit seinen Dün- und Ohmbergen bekannten Immenberg nach Rottleberode im Thyrathale. Von der Höhe abwärts wird er durch eine schauerliche Felsschlucht gebildet, welche, gleichsam von Menschenhand mühsam eingehauen, sich 2 km lang in der Breite nur eines Wagengleises zwischen 70 bis 80 m hohen nackten, nur hier und da dem weißen Leberblümchen Raum und Nahrung gewährenden Felswänden abwärts zieht und beim Rottleberoder Schloßteiche, dem Reste eines ehemaligen großen Sumpfes, das Thyrathal erreicht. Diese finstere, grausige Schlucht heißt der Totenweg.

Auf dem bischöflichen Stuhle zu Halberstadt saß vom 7. Mai 1437 bis in das Jahr 1458 Burchard III., Edler von Warberg, ein ritterlicher, streitbarer Herr. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung geriet er aus unbekannter Ursache mit den Grafen von Schwarzburg in Fehde. Eine Erbverbrüderung von 1433 verpflichtete auch die Grafen von Honstein und von Stolberg, sich an derselben zu Gunsten der Schwarzburger zu beteiligen. Heinrich „der Kühne“ von Honstein scheint das nicht ungern gethan zu haben. Mit wohlgerüsteter Ritter- und Reiterschar fiel er unvermutet in das Gebiet des Bischofs ein, sengte und brannte, raubte den Bauern Vieh und Getreide und kehrte mit Herden und anderer Beute ungefährdet heim. Als die Grafen von Schwarzburg, denen der Bischof, jedenfalls nicht mit Unrecht, diesen Überfall in Rechnung stellte, seine Bitte um Rückgabe des Raubes schnöde zurückwiesen, beschloß Burchard, sofort mit einem Rachezuge zu antworten. Mit der stattlichen Schar seiner eiligst entbotenen Freunde, Vasallen und Dienstmannen vereinigten sich bei Quedlinburg die Bürger von Halberstadt, Aschersleben und Quedlinburg; kriegserfahrene Hauptleute, Hans und Friedrich von Hoym, Polde von Quedlinburg und Michel von Quenstadt, ordneten den Heerhaufen, und der Bischof selbst übernahm den Oberbefehl. Nachdem auch die Grafen von Blankenburg, Regenstein und Schönburg mit ihren Mannschaften sich angeschlossen hatten, trat man siegesgewiß den Marsch in den Harz an. An der Grenze der Grafschaft Stolberg angekommen, bat der Bischof den Grafen Botho VII. unter der Zusicherung, daß seine Unterthanen nicht beschwert werden sollten, um freien Durchzug. Den Stolberger verpflichtete die Erbeinigung von 1433 ebenso wie den Honsteiner, den bedrohten Schwarzburgern Beistand zu leisten. Aber dem übermächtigen Feinde den erbetenen Durchmarsch zu verweigern, war er allein zu schwach. Doch säumte er nicht, seinen erbverbrüderten Freunden durch Eilboten den Anmarsch der Halberstädter zu melden, und sich zur Hülfeleistung zu rüsten und bereit zu halten.

Der Bischof zog aus dem Stolbergschen nach Westen, marschierte im Behrethale hinunter und gelangte über Ilfeld in die Ebene bei Nordhausen. Dann wandte er sich, um vor allem das Gebiet der Schwarzburger zu schädigen, nach Südosten und brach in das schwarzburgsche Amt Heringen ein. Schrecklich wüteten hier seine Scharen mit Raub und Brand. Manche Ortschaften, welche

*) Ausführlicher: Cl. Menzel in dem Sonntagsblatt „Aus der Heimat“ 1885, Nr. 6—8. (Menzel irrt nur darin, daß er den Bischof Burchard, der erst am 7. Mai 1437 gewählt wurde, den Streit mit den Schwarzburgern schon vor diesem Jahre beginnen läßt.)

damals ihren Untergang fanden (Hattendorf zwischen Questenberg und Uftrungen, Bernecke bei Uftrungen, Walkerode südwestlich von Heringen, Bockenrode unterhalb der Ebersburg u. a.) haben sich niemals wieder aus der Asche erhoben. Fast endlos war die Wagenreihe, welche ihnen das erbeutete Gut nachfuhren, als es nichts mehr zu plündern und zu rauben gab. Ohne auf dem ganzen Zuge auch nur einen Gegner gesehen zu haben, trat Burchard den Rückmarsch über Ilfeld an. Schon lag diese „Pforte Hercyniens" offen vor ihnen, und freudig stimmte das Heer ein Danklied an, da stockte plötzlich der Vormarsch, und es kam dem Bischof die unerwartete Meldung, der Ilfelder Paß sei durch Tausende von Rittern und bewaffneten Bauern verlegt. Was nun? Ohne harten Kampf war ein Durchschlagen nicht möglich; jedenfalls aber ging dabei die reiche Beute, der Preis des ganzen Zuges, unrettbar verloren.

Da wurde vor den Bischof ein honsteinscher Bauer geführt, der, um sich an seinem Herrn für eine Unbill zu rächen, zum Verräter an ihm zu werden bereit war. Es sei, so berichtete er, noch ein zweiter, wenig bekannter und darum unbesetzter Paß vorhanden, den wolle er das Heer führen. Seinen Worten trauend, zog man wieder an den Wällen Nordhausens vorüber und den Südrand des Gebirges entlang bis Görsbach. Allen voran erreichte von hier Bischof Burchard mit den ihm befreundeten Grafen und den städtischen Hauptleuten die Höhe des Immenberges, überzeugte sich zu seiner Freude, daß der Paß frei war und erwartete den Gewalthaufen. Doch als er nun näher hinanritt und in den finstern Schlund hinabsah, aus dem ein Entrinnen nicht möglich war, da zögerte er, den Befehl zum Vorrücken zu geben. Indes zu langem Überlegen war keine Zeit, auch meldeten die in den Engpaß vorgesandten Kundschafter, Gefahr sei nirgend zu erspähen. So ritten denn, wenn auch mit einiger Beklemmung, die Scharen in ihren „Totenweg" ein.

Die verbündeten Grafen hatten die Halberstädter in ihrem Raubgeschäfte nicht stören können, da sie ihnen im offenen Felde nicht gewachsen waren. Ihre Maßregeln waren aber darauf berechnet, ihnen unterwegs den Raub wieder abzujagen und ihnen an geeigneter Stelle im Gebirge eine blutige Züchtigung zu teil werden zu lassen. Graf Heinrich von Honstein und Graf Heinrich der Jüngere von Schwarzburg, der damals auf der Burg Honstein residierte, besetzten deshalb den Ilfelder Paß, Graf Heinrich der Ältere von Schwarzburg übernahm die Verteidigung der Görsbacher Felsschlucht: er besetzte die Felshöhen zu beiden Seiten mit den Bauern von Schwenda, Dietersdorf, Breitungen, Uftrungen und anderen benachbarten Harzorten und legte sich nahe dem Eingange zum Felsenpasse in sichern Hinterhalt. Suchten die Feinde sich durch den Ilfelder Paß durchzuschlagen, so hatte er immer noch Zeit, ihnen in den Rücken zu fallen. Doch hofften die Grafen, den Bischof mit Hülfe jenes verschmitzten Bauern in den Totenweg zu locken, und, wie wir bereits sahen, hatten sie sich in dieser Berechnung nicht getäuscht: Burchard ging ohne großes Bedenken in die ihm gelegte Falle. — Auch das Thyrathal, der dritte aus der Goldenen Au auf Quedlinburg führende Paß, war ihm verrannt. Hier erwartete ihn Graf Botho von Stolberg mit seinen Vasallen von Ebra, von Geringen, von Arnswald, von Tyrburg, von Gersdorf und andern Mannen, und zwar am Ausgange des Totenweges bei Rottleberode. Sollte der Feind unter Vermeidung desselben von der Goldenen Au über Berga und Uftrungen das Thyrathal aufwärts marschieren, so konnte Graf Botho leicht durch den älteren Schwarzburger verstärkt werden.

Ungefährdet ritt die stolze Ritterschar in langer Linie die schmale Schlucht hinunter. Schon war die Spitze des Zuges in der Mitte derselben angekommen. Da trat eine Stockung ein, und ehe man die Ursache derselben erkannte, ertönte plötzlich auf dem Gipfel der Felswand hoch zu ihren Häupten' ein weithin gellender Schrei, und nun wurde wie mit einem Zauberschlage Wald und Gebirge lebendig. Gewaltige Felsblöcke, mächtige Baumstämme sausten wuchtig hernieder, zerschmetterten Roß und Mann, brachten unausweichbar Tod und Verwirrung. Zurück! zurück! hieß nun die Losung. Aber als jener Schrei ertönte und tausendfältigen Widerhall fand die ganze Schlucht entlang, da war Graf Heinrich wie ein Wetter aus seinem Hinterhalt hervorgebrochen, hatte sich mit wehenden Fahnen auf den Rest des Heeres gestürzt, der noch nicht in den Paß hatte eintreten können, und räumte nun gewaltig unter ihnen auf. Doch heißer entbrannte der Kampf, als Burchard mit seinen Rittern wieder aus der Schlucht vorstürmte. Die Schwarzburger Ritter, voran ihr Bannerträger Friedrich von Werthern, kämpften wie Helden, und mit ihnen wetteiferten die Bürger der schwarzburgschen Städte. Zweimal war Bischof Burchard, der, hoch zu Roß in blinkender Rüstung, den Seinen in Kampfesmut und Kühnheit vorleuchtete und mit gewaltigen Streichen alles zu Boden schlug, nahe daran, den Ausgang aus dem Kampfgewühl zu gewinnen; aber jedesmal warfen sich ihm die Heringer Bürger kühn entgegen und drängten ihn wieder hinein in den Knäuel.

Auf und ab wogte der Kampf. Doch als nun die Bürger von Aschersleben und der Hauptmann Polde von Quedlinburg mit den Seinen den Kampfplatz flüchtend verließen und ihr Heil im Engpasse suchten, da vermochten auch der Bischof und die Brüder Hans und Friedrich von Hoym die Ihren nicht mehr zu halten. Mit verhängten Zügeln und flüchtiges Fußes gings hinein in den offenen Schlund; in rasendem Ritt, nicht achtend der Leichen, der Stürzenden, stürmte man vorwärts, auf den Fersen den jubelnden Feind, hinweg über niedersausende Felstrümmer, hinunter den Todesweg durch das hochaufspritzende Blut, das zu einem Bache sich zu vereinigen begann. Aber blinkt dort nicht schon verheißend das helle Tageslicht durch die Mündung? und grüßt dort nicht schon tröstend die Kuppe des Auerbergs? Trügerische Hoffnung! Statt Rettung neue, ungeschwächte Feinde!

Nur wenigen gelang es, durch die Stolbergschen sich durchzuschlagen, uuter ihnen dem durch einen Pfeilschuß am Schenkel verwundeten Bischof. „Als er diesen Feind sah, wollte er auch nicht der letzte sein, noch zum Beschluß einer so ungewöhnlichen Messe des Segens erwarten, sondern sehen, wie er davon kommen möchte, und entkam auch mit aller Not selbander den Feinden aus den Händen.“ Viele, darunter Gebhard von Warberg, Burchards Bruder, fanden durch das Schwert der Stolberger den Tod. Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, zugleich aber, um Lösegeld zu gewinnen, drängte Graf Botho an 700 Feinde in den Teich, so daß sie sich gefangen geben mußten. Im ganzen wurden 400 Reiter und 700 Mann Fußvolk gefangen genommen und auf die Burgen Honstein, Lohra, Klettenberg, Kelbra, Heringen und Sondershausen abgeführt.

In Halberstadt matt und krank angekommen, sann Bischof Burchard auf Rache und forderte zunächst unter schweren Bedrohungen die Freigabe aller Gefangenen. Um ihre Lande nicht neuen Raubzügen aussetzen zu müssen, wandten sich die verbündeten Grafen mit einem Hülferuf an den Kurfürsten Friedrich und den Herzog Wilhelm von Sachsen, und diese, welche namentlich

dem Grafen von Schwarzburg wegen seines Beistandes im Hussitenkriege verpflichtet waren, versprachen, ihnen auf Erfordern eine Schar Ritter zu senden. Nun erst nahm, aber mit Groll und Grimm, der Bischof von Gewaltmitteln Abstand und einigte sich mit den Grafen dahin, die Sache dem Erzbischof Günther von Magdeburg, dem genannten Kurfürsten von Sachsen und dem Bischof Johann von Merseburg zur Entscheidung zu verstellen. Diese entschieden nach Anhörung der Parteien auf einem Tage zu Leipzig am 3. Febr. 1438, die Gegner sollten ihrer Feindschaft vergessen und die Gefangenen ausliefern, doch in der Weise, daß der Bischof samt den drei Städten den Grafen von Schwarzburg und Honstein 16000 rhein. Gulden in zwei Terminen als Lösegeld zahle, und die Gefangenen derselben Wirte und Ärzte zuvor gebührlich entschädigten, auch sollten Ritter und Reisige den Herzögen von Sachsen und den Grafen Urfelde schwören.

Obwohl beide Teile diesem Vertrage zustimmten, so gingen die Forderungen der Grafen doch bald darüber hinaus: sie beanspruchten unter Zustimmung der Herzöge von Sachsen und der Grafen von Mansfeld auch Vergütung des Schadens, welcher ihren Landen bei jener Fehde zugefügt war, und der von ihnen zur Abwehr des Einfalls aufgewandten Kosten. Nun verweigerte der Bischof jede Zahlung und drohte mit neuer Fehde. Als aber die Verbündeten sich zu einem Einfalle in das Bistum rüsteten, war er sich einem neuen Schiedsspruche zu fügen bereit. Dieser fiel (1439 zu Eisleben) dahin aus, daß er, sein Kapitel und die drei Städte sich unter Bürgschaft der Städte Mühlhausen und Nordhausen zu verpflichten hatten, den verbündeten Grafen, den Herzögen von Sachsen und den Grafen von Mansfeld im ganzen 29000 rhein. Gulden in drei Terminen zu zahlen. Daß er in einem Schreiben an die Herzöge von Braunschweig und die Fürsten von Anhalt, sowie an die Städte Halle, Braunschweig, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt, Sangerhausen und Eisenach die Rechtmäßigkeit seiner Fehde zu beweisen suchte, half ihm nichts; er mußte zahlen.

Drei Bürger aus Quedlinburg und einer aus Halberstadt, welche sich vermutlich als Brandstifter hervorgethan hatten, wurden nicht mit ausgeliefert, sondern wie schwere Verbrecher zu Sondershausen in den Stock gelegt. Friedrich von Hoym, der ein Interesse daran haben mochte, daß sie nicht zu ihn belastenden Aussagen gezwungen wurden, erreichte indes ihre vorläufige Freilassung gegen eine Kaution von 1000 Gulden. Selbstverständlich ließ er diese verfallen.

Der Sieg über die bischöflichen Waffen gab den Grafen zu mancherlei Stiftungen und Gnadenerweisen Veranlassung. Dem Dorfe Questenberg verlieh Graf Botho in Anerkennung der von seinen Bewohnern bewiesenen Tapferkeit Rügegericht, Roland (also Marktberechtigung) und Halseisen, der Stadt Heringen erweiterten die Grafen von Schwarzburg Privilegien und Grundbesitz; in der Kapelle auf dem Kyffhäuser stifteten dieselben mit jährlich zehn Gulden vom Schoß zu Frankenhausen eine dreimal wöchentlich zu haltende Messe. Auch wurden die Bürger von Halberstadt auf dem Tage zu Eisleben verpflichtet, mit jährlich 30 Goldgulden am Dome Messen und Vigilien für die gefallenen Bürger zu fundieren. Dem tapfern Bannerträger Fritz von Werthern schenkte Graf Heinrich d. Ä. von Schwarzburg am 20. Mai 1438 die Summe von 200 Thalern. Aus der darüber ausgefertigten Urkunde geht hervor, daß auch Graf Heinrich der Jüngere am Kampfe „im Thal bei Off-

terungen“ (Ustrungen) teilgenommen hat. Es wird also — ein weiterer Anhalt fehlt — die ganze Besatzung des Ilfelder Passes dem Feinde gefolgt sein und in den Kampf eingegriffen haben.

50. Stolberg.

Die alten Chronisten führen den Ursprung des erlauchten Hauses der Harzgrafen zu Stolberg auf den römischen Konsul Cajus Marius zurück. Otto de Columna (von der Säule), ein Nachkomme desselben, so erzählen sie, zog im Jahre 566 von Italien nach Deutschland und machte sich am Harze ansässig. Er erwarb sich dadurch die besondere Gunst des Kaisers Justin II., dem er als Kriegsoberst gegen den „rebellischen“ Thüringerkönig Hermannfried diente, daß er ihm einen schwarzen Hirsch zum Geschenke machte, den er auf dem alten Stolberge bei Rottleberode (nach anderen an der Stelle des jetzigen Schlosses) gefangen hatte. Zum Dank für diese Aufmerksamkeit schenkte ihm der Kaiser „den ganzen Strich und Ort Landes, darauf der Hirsch gefangen, auf etliche Meilweges breit und lang“, ernannte ihn zum Grafen und gab ihm den Hirsch zum Wappen.*)

Fällt diese nur zur Erklärung des Wappens erfundene Erzählung schon dadurch in sich selbst zusammen, daß sich der Hirsch bei den Grafen zu Stolberg erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts als Wappenbild findet, und daß früher ein einfach gespaltener Schild als Wappen erscheint**), so gehört u. a. auch die Nachricht, daß die Nachkommen jenes Otto de Columna zu den „zwölf edlen Vierfürsten des sächsischen Reichs“ gehört haben, „aus welchen zur Kriegszeit Herzöge und Könige erwählt worden“, in das Gebiet der Fabeln.

Die Stolberger lassen sich nicht über das Jahr 1210 zurückverfolgen. In diesem Jahre heißt Heinrich von Vokstete (Voigtstedt bei Artern in der Goldenen Au), der unter diesem Namen seit 1200 vorkommt, zum erstenmale Graf von Stalberg. Die Burg dieses Namens, die auch als Stahilberg und Stailberg vorkommt***) — das vielfach in Orts- und Waldnamen auftretende Stâl, Stahel bedeutet Sitz, Stätte — ist danach erst zwischen den Jahren 1200 und 1210 erbaut.

Daß Heinrich von Voigtstedt nicht damals erst in die südlichen Harzlande eingewandert sein kann, daß ihm schon vor Erbaunng seiner Burg Stolberg ein Anteil am Gebirge zugestanden haben muß, ist selbstverständlich. Aber welchem Geschlechte gehörte er an? Es ist erwiesen, daß gemeinsamer Besitz noch mehr oft als gleiches Wappenzeichen Adelsfamilien als Zweige eines Stammes erkennen lassen. Nun ist es auffallend, „daß die Besitzungen und Jurisdiktionsverhältnisse der Grafen von Stolberg, Honstein und Clettenberg so eigentümlich durch- und ineinander liegen, daß manche Orte sogar zwei- und dreimal geteilt sind. Dies Zusammenliegen findet sich aber ebenso in den später geschlossenen Stolbergschen Gebieten, wie in den Außenbesitzungen bis in die Gegend von Artern, an der Finne, bei Buttstedt und anderen abgelegenen Partieen. Man kann deshalb auch kaum anders annehmen, als die drei Geschlechter waren ursprünglich eines Mannsstammes und teilten sich später, um eigene Grafen- und Herrschaftsbezirke zu bilden, wobei aber der Stolbergsche

*) Zeitfuchs, Stolbergische Kirchen- und Stadt-Historie (Frankfurt und Leipzig 1717), S. 8 ff.

**) Botho, Graf zu Stolberg, in Z. d. H.-V. 1872, 491.

***) Dr. Jacobs, Z. d. H.-V. 1879, 384. v. Ledebur, Z. d. H.-V. 1872, 236 ff.

Anteil offenbar der zerrissenste war.“ (Graf Botho.) Dazu kommt, daß die Clettenberger den Hirsch schon seit 1205, wenn auch nicht ausschließlich, im Wappen und die Honsteiner das Hirschgeweih als Helmschmuck führten.

Die dabei offenbleibende Frage, an welches dieser beiden Grafenhäuser sich das Stolbergsche zunächst anschließt, ist (von Karl Meyer) dahin beantwortet, daß Heinrich von Voigtstedt, der Stammvater der Grafen zu Stolberg, als ein Sohn des vor dem Jahre 1200 verstorbenen Grafen Friedrich von Honstein, eines jüngeren Bruders Elgers III. von Honstein († 1219), anzusehen ist. Im Jahre 1201 verglich nämlich Landgraf Hermann von Thüringen die ungenannten Söhne des verstorbenen Friedrich von Honstein, welche mit ihrem Vatersbruder Elger über eine Teilung ihrer Lande uneins geworden waren. Unter dieser kann nur die Absonderung des Nordostteils der Grafschaft Ilfeld-Honstein verstanden werden, welcher nach der Burg, die sich Heinrich (dessen jüngerer Bruder Diedrich in das Nordhäuser Domstift eintrat) in diesem abgezweigten Besitze erbaute, den Namen Grafschaft Stolberg erhielt.*)

Auf die Abstammung von Friedrich von Honstein weist auch der Umstand hin, daß einer der Söhne Heinrichs von Stolberg (der 1231 eine Wallfahrt nach Jerusalem machte) wieder den Namen Friedrich führte. Er war 1268 Dingrichter in Sangerhausen; auch wohl schon 1252, denn in diesem Jahre erscheint in einer von ihm und seinem Bruder Heinrich ausgestellten Urkunde ein Ritter Kunemund von Sangerhausen als Zeuge. (Cl. Menzel in Z. d. H.-V. XII, 558. 565.)

Waren die alten Stammbesitzungen des Grafenhauses nicht unbedeutend, so sind doch als die eigentlichen Begründer der Bedeutung und des Ansehens desselben die beiden Grafen Botho anzusehen.

Botho der Ältere, der 1400 zuerst genannt wird und von 1402 bis 1416 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich, von da bis zu seinem Tode, 15. März 1455, allein regierte, „war ein für seinen Beruf trefflich vorgebildeter Herr und diente mit seiner Geschäftstüchtigkeit seinem thüringischen Oberlehnsherrn zu Weimar als Hofmeister oder Rat. Zu seiner Grafschaft Stolberg, Roßla und den übrigen Stammbesitzungen südlich vom Harz gewann er seit 1413 erst als Pfand, dann als Lehen mit den Grafen zu Schwarzburg das honsteinsche Amt Kelbra, im Jahre 1417 in ähnlicher Weise das früher gleichfalls honsteinsche Heringen. Teils durch Erbschaft von seiner Mutter Elisabeth, Gräfin zu Honstein, her, teils durch Kauf erlangte er gleichzeitig erst den Mitbesitz, dann das alleinige Eigentum der noch jetzt unter diesem Namen bekannten Grafschaft Honstein als welfisches Lehen.“ (Siehe S. 318.)

„Hierzu trat 1429 am Nordharz die Grafschaft Wernigerode mit der Herrschaft Elbingerode und den sonstigen Besitzungen und Lehen des erloschenen wernigerodeschen Geschlechts. (Seite 608 f.) Im Jahre 1431 erwarb Graf Botho erst als Pfand, dann als erbliches Mannlehen von den Landgrafen von Thüringen das Amt Questenberg. Eine Zeitlang hatten er und seine Erben noch weitere Besitzungen in ihrer Hand. So hatten 1419 die Herzöge von Sachsen die Schlösser Harzgerode und Güntersberge eingeräumt, die 1536 an Anhalt zurückfielen. Nur kurze Zeit blieben im Mansfeldischen seit etwa 1440 Schloß Wippra und bis gegen 1490 die gleichzeitig erworbene Hälfte von Morungen in stolbergschem Besitz.“

*) Karl Meyer in „Aus der Heimat“ 1887, Nr. 29.



„Nicht unwichtig war der Besitz der im Jahre 1448 erst pfandweise, dann käuflich erworbenen altbeichlingischen Herrschaft Frohndorf (zumeist im Kr. Eckartsberga belegen), die im Jahre 1505 unter Vorbehalt des Lehnsbesitzes an die Familie von Werthern verkauft wurde." (Dr. Jacobs in Z. d. H.-V. 1879, 385 f.)

Bothos und seiner Gemahlin Anna von Schwarzburg einziger Sohn Heinrich (der Ältere) machte in der Zeit vom 21. März bis 10. Oktober 1461 samt dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, dem Grafen Günther von Schwarzburg, seinem Vetter, und anderen Grafen, mit stattlichem Rittergefolge eine Pilgerfahrt in das heilige Land. Er war ein „christlich und kirchlich gesinnter Mann, der seine landesherrlichen Pflichten sehr ernst auffaßte". War sein Bemühen, die sittlichen und kirchlichen Zustände in seinen Landen zu heben, nicht ohne Erfolg, so wuchs doch unter den vielen Fehden, die er im Interesse seiner Freunde unternahm (vergl. S. 681), die Schuldenlast derart an, daß er sich veranlaßt sah, seine Söhne zu Mitregenten anzunehmen.

Von diesen Zwillingsbrüdern Heinrich und Botho, welche ihm seine erste Gemahlin Mathilde von Mansfeld (seine zweite Ehe mit Margarete von Württemberg, der Schwester des Herzogs Eberhard im Bart, war kinderlos) am 4. Januar 1467 geboren hatte, blieb Heinrich, der am sächsischen Hofe erzogen wurde und meistens in sächsischen Diensten, zuletzt als Statthalter von Westfriesland, stand (vom März bis September 1493 machte er in Begleitung des Kurfürsten Friedrich des Weisen eine Palästinafahrt), unvermählt (gestorben 16. Dezember 1508 zu Köln); dagegen legte Botho „der Glückselige" durch seine eheliche Verbindung mit der Gräfin Anna zu Königstein (1500) den Grund zu einer weiteren Entfaltung des Besitzes und Ansehens seines Hauses. Nachdem Botho am Hofe Eberhards von Württemberg seine Bildung vollendet hatte, machte er, 26 Jahre alt, in der Zeit vom 16. April 1493 bis 9. Februar 1494 eine „Meerfahrt" in das gelobte Land. Doch zog er diesem, wie Dr. Luther erzählt, die Goldene Au vor. Es gelang ihm nicht nur, den Besitz seines Hauses zu vermehren (so kaufte er 1518 die Harzgüter der Herren von Hoym, erwarb Ringelsbach von den Fürsten von Anhalt als Lehen), sondern auch wieder Ordnung in die Finanzen zu bringen. Wenn er auch seinem Vater an gelehrter Bildung nicht gleichkam, so übertraf er ihn doch an Schärfe des Verstandes und Geschäftsgewandtheit. War er doch nicht nur Hofmeister (Statthalter) des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg, sondern auch Rat des Herzogs Georg von Sachsen und selbst des Kaisers.

Seinen Söhnen ließ er eine entschieden wissenschaftliche Ausbildung angedeihen. Ihren Jugendunterricht genossen sie, da der Gräfin Anna bei der häufigen Abwesenheit ihres Gemahls die Erziehung ihrer dreizehn Kinder zu viel werden mußte, besonders am Hofe ihres Oheims zu Königstein. Graf Eberhard bestimmte, welcher Sohn weltlich, welcher geistlich werden sollte, und verschaffte den geistlichen Präbenden in Köln, Mainz, Trier und Straßburg. Die ältesten Söhne Wolfgang und Ludwig bezogen im Herbste 1520 die Universität Wittenberg; ersterer war im folgenden Sommersemester Rektor der Universität, letzteren schätzte Melanchthon „als wissenschaftlich gegründete Stütze der evangelischen Kirche". (Von seiner hervorragenden Gabe der Rede legte Graf Ludwig 1567 in einer kaiserlichen Gesandtschaft vor der Königin Elisabeth von England in lateinischer Sprache eine glänzende Probe ab.) Wohl auf das Drängen des lutherfeindlichen Herzogs Georg von Sachsen studierten

die folgenden Söhne Heinrich und Albrecht Georg 1525/26 in Leipzig. Doch wandten auch sie sich, wie jene, entschieden der Reformation zu.

Indem ich im übrigen, um nicht zu wiederholen, auf den Abschnitt „Wernigerode" zurückverweise, bemerke ich nur noch, daß in der Erbteilung vom 31. Mai 1645 die jetzigen Grafschaften Stolberg und Roßla Johann Martin, dem jüngeren Sohne des Grafen Christophs von der Rheinlinie, der 1631 die Harzlinie beerbte, zufielen, und daß dessen Nachkommen sich 1706 in die noch heute blühenden Zweige Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla spalteten, von denen die erstgenannte ein Gebiet von $3^1/_4$ Quadrat-Meilen am Harze, die letztere $5^1/_3$ Qu.-M. in Preußen, Großherzogtum Hessen und Herzogtum Anhalt besitzt. Einem noch blühenden Nebenaste der Linie Stolberg-Stolberg, welchen Graf Christian Günther, Geheimer Rat in dänischen Diensten († 1765), stiftete, gehören die Dichter Christian († 1821) und Friedrich Leopold († 1819), die Söhne des Genannten, an, von denen letzterer zur katholischen Kirche übertrat.*)

*

Die Stadt Stolberg ist jünger als das Schloß, das sie mit ihren schmalen, langen Armen zu umklammern sich bemüht. Von allen Seiten durch hohe Berge eingeengt, erscheinen ihre langen Gassen „gleichsam in die Thäler eingegossen". (Dr. Jacobs.) „Die Berge sind hier auseinander gerissen", sagt Schönichen, als ob ein gewaltiger Blitz strahlenförmig die Gebirgsmassen zerteilt hätte, und der Mittelpunkt dieser riesigen Furchen ist als Mittelpunkt der Stadt auch deren Marktplatz." Von keinem Punkte aus kann die Stadt vollständig übersehen werden. Den besten Überblick gewinnt man noch auf dem dem Schlosse gegenüber liegenden Berge. Hier stand auch Dr. Luther, als er die Stadt mit einem fliegenden Vogel verglich: das Schloß bildet Kopf und Krone, der Marktplatz den Körper und die drei sichtbaren Straßen die ausgebreiteten Schwingen und den Schwanz.

Diese eigentümliche Gestalt der Stadt und die wunderbare Lage der Häuser — ausnahmsweise liegt sogar der Eingang zum Keller unter dem Dache — machte eine Befestigung durch Wälle und Mauern unmöglich. Man beschränkte sich darauf, die Stadt mit einem Zaume zu umziehen und an den Ausgängen der vier Gassen, der Eselgasse, der Niedergasse, des Kaltenthals und der Neustadt, Thore aufzuführen. Nur der Markt, auf dem die vier Straßen zusammenlaufen, und an dem alle öffentlichen Gebäude und die Häuser der vornehmsten Bürger lagen, dieses Herz der kleinen Stadt, „von welchem aus alles Leben pulsiert", war noch dadurch besonders geschützt und befestigt, daß sich über der Einmündung der Thäler ihn abschließende Thore erhoben.

Die Eselgasse soll ihren Namen bei folgender Gelegenheit erhalten haben.**) Am 27. November 1427 fielen die Herren von Schwiecheldt (vgl. S. 472) im Bunde mit den Bürgern von Goslar von Hainfeld aus in Stolberg ein. Ohne Widerstand zu finden, durchzogen sie die Obergasse. Als sie aber dem Markte nahe waren, wurden sie von den Bewohnern der Untergasse heftig angegriffen und mit Verlust zur Stadt hinausgetrieben. Seitdem nannte man jene die Eselgasse, die untere aber, weil ihre Bürger sich so ritterlich gehalten hatten, die Rittergasse.

*) Inbetreff der Abzweigung Stolberg-Söder siehe meinen „Ambergau", S. 172.
**) Zeitfuchs, S. 226 f.

Als Rathaus diente in ältester Zeit das Thor, welches den Eingang in die Niedergasse überspannte; es ist von ihm nur noch der Uhrturm vorhanden. Der Ratskeller, welcher auch Weinkeller hieß, obwohl in ihm vorwiegend Einbecker und Märzenbier, zuweilen auch Mumme ausgeschenkt wurde, lag an der gegenüberliegenden Seite des Marktes. Da der Thorbogen, welcher den Namen Rathaus führte, nicht viel Räumlichkeit bieten konnte, so wurde für allgemeine Bürgerversammlungen, auch für Gerichtssitzungen das Kaufhaus benutzt, in dem ohne Zweifel die Wollenweber — die 1490 einen Auflauf machten, um die fremden Gewandschneider vom Freimarkte zu vertreiben — und andere Handeltreibende ihre Ware feilhielten. Wo das älteste Kaufhaus stand, ist nicht bekannt. Im Jahre 1451 wurden vom Rate drei Häuser an dem steilen Aufgange vom Markte zur Martinikirche angekauft und abgetragen und an deren Stelle 1454 ein neues Kaufhaus erbaut. Hinter und neben diesem lag aber der erwähnte Ratskeller; als auf diesem 1482 ein neues Rathaus aufgeführt wurde, verschmolzen beide Gebäude ineinander, und der Name Kaufhaus verlor sich allmählich. Da das alte Rathaus über dem Thore nicht etwa wegen Baufälligkeit verlassen werden mußte — noch 1717, als Zeitfuchs schrieb, wurde es vom gräflichen Amte benutzt — so sollte der Neubau wohl besonders ein geräumigeres Vergnügungs- und Tanzhaus für die Gemeinde schaffen, in dem diese ihre Hochzeiten mit feierlichen Tänzen und fröhlichen Gelagen feiern konnte. — Jetzt sieht dies „neue" Rathaus mit seinem hohen, verfallenen Dache recht altersgrau aus. Wie die meisten alten Häuser in Stolberg zeichnet es sich durch viele Fenster auf der Straßenseite aus. Findet man diese Vorliebe für helle Zimmer fast überall im Harze, so ist in Stolberg, wo die Felsen oft unmittelbar hinter den Häusern aufsteigen, der Fensterreichtum am wenigsten ein Luxus. (Auf das Rathaus bezieht sich das berühmte Stolberger Rätsel: In welchem Hause sind drei Stockwerke und keine Treppen?)

Daß die Stadt klein und unbedeutend blieb, kann nicht auffallen. Der Bergbau war kaum nennenswert, Ackerbau gestatteten die schroffen Bergabhänge nicht, und für den Handel lag Stolberg nicht günstig genug. Dazu kamen mancherlei Heimsuchungen. Im Jahre 1415 war der Winter so hart und andauernd, daß alle Mühlen ein Vierteljahr lang stillstehen mußten; „daher ein solcher Hunger und Not erwachsen, daß sich ein ehrbarer Rat zu Magdeburg des Elendes erbarmet und den Hunger zu stillen, aus Mitleiden der Bürgerschaft mit etlichen Wagen Brot zu Hülfe kommen; anders hätte müssen die Bürgerschaft verschmachten". (Zeitfuchs 333.) Von 1433—36 herrschte eine Teurung, daß der Scheffel Roggen auf 42 Groschen kam. Nachdem die Pest schon 1439, 1463 und 1475 arg gewütet hatte, raffte sie in Stolberg im Winter von 1484 auf 1485 800 Menschen und ebensoviel im Jahre 1520 hinweg. In den Jahren 1467, 1486, 1495 und 1507 thaten hohe Wasserfluten großen Schaden in der Stadt, rissen Thor und Mauer, Hütten und Kornwagen weg und zerstörten alle Wege.

Als Graf Botho im Jahre 1513 seinen Schwager Eberhard zu Königstein einlud, mit den Seinen vor der am Rhein herrschenden Seuche in Stolberg Zuflucht zu suchen, nennt er dieses „eine arme, wüste Herberge". Und der rheinische Gelehrte Cäsarius klagte 1528, es gebe in Stolberg außer ein paar Leuten (Reiffenstein, Plathner, Faber) niemanden, mit dem er verkehren könne, er müßte sonst die langen Nächte hindurch zechen und sich mit Jagdgeschichten unterhalten lassen. „Sowohl infolge der Kirchenreformation als

des so eifrig von den Grafen betriebenen Bergwerkswesens hob sich der Ort im 15. Jahrhundert etwas." Graf Johann konnte am 25. November 1548 eine Bergwerksfreiheit als „Geschehen in vnser Bergstadt Stolbergk" unterzeichnen. Im 17. Jahrhundert erfolgte aber wieder ein bedeutender Rückschlag.

An dem von Thomas Münzer geleiteten Aufstande nahmen die Stolberger Unterthanen, Bürger wie Bauern, allgemeiner und in größerer Erregung teil, als die Bewohner der übrigen Harzlande. War doch Münzer in Stolberg, wo seine Familie seit alters ansässig war, geboren*) und hatte hier oftmals mit großem Beifall gepredigt. Nach einer Angabe Melanchthons war er auf den Grafen besonders aufgebracht, weil dieser seinen Vater hatte hängen lassen; ihm und seinen Landen sollte der erste Angriff gelten. Dr. Luther, welcher damals in Eisleben eingetroffen war, um die Schule einzurichten, konnte darum seinen alten Landesherren, den Grafen von Mansfeld, nicht besser dienen, als wenn er seinen Versuch, die aufgeregten und irregeleiteten Gemüter zu beruhigen und auf den Weg der Ordnung durch seine gewaltige Beredsamkeit zurückzuführen, in Stolberg begann. Zudem hegte er gegen den „alten Herrn" auf dem Schlosse eine besondere Hochachtung und Wohlwollen, wie aus wiederholten Erwähnungen in den Tischreden hervorgeht, und hatte in der Stadt ihm nahe verwandte und befreundete Familien. Er kehrte dort im Hause des gräflichen Rentmeisters Wilhelm Reiffenstein ein, den er und sein Bruder Jakob ihren Schwager nennen. Der Rat sandte ihm als Ehrengeschenk je drei Stübchen Frankenwein und Einbecker Bier. Luther wird am Abend des 20. April in Stolberg eingetroffen sein, denn er predigte hier am folgenden Tage, dem Freitage vor Ostern; nachher stieg er mit Reiffenstein auf den Berg, wo er die Stadt mit einem Vogel verglich.

Wenn Luther später von der Erfolglosigkeit seines Bemühens überhaupt sagt: „Mitten bin ich unter den Bauern gewesen und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens"; „ich habe sie selbst erfahren, daß, je mehr man sie vermahnet und lehret, je störriger, stolzer und toller sie wurden, und haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellt, als wollten sie alle ohne Gnade und Barmherzigkeit erwürgt sein", so gilt das insbesondere auch von den Stolbergern. Es mag sein, daß Luthers Worte die wilden Leidenschaften einstweilen zügelten, daß sie den offenen Ausbruch der Empörung um einige Tage hinausschoben; aber schon am 2. Mai 1525 „durchbrach die ganz in der Nähe unter Münzers Führung immer mächtiger anschwellende Flut alle Dämme und ergoß sich tosend über die in den Bergen versteckte Grafenstadt". (Dr. Jacobs.) Wohl war das Schloß in Verteidigungsstand gesetzt, Pulver und Blei in hinreichender Menge angefertigt, die nach dem Schlosse führenden Straßen waren durch Ketten gesperrt. Doch auf Hülfe von außen war nicht zu rechnen: Graf Botho hatte den Amtmann in Heringen aufgeboten, aber vom Grafen Heinrich von Schwarzburg, dem Mitbesitzer dieses Amts, die eilige Antwort erhalten, das gehe nicht mehr an, denn er habe samt allen seinen Unterthanen in die Artikel, die ihnen von dem „trefflichen" Haufen, der itzo in seiner Herrschaft liege und sich merklich stärke, willigen und dieselben gleich seinem Schager von Honstein beschwören müssen.

So fand denn der über tausend Köpfe zählende Haufen Stolberger Bürger und Bauern keinen Widerstand; die Ketten waren bald zerhauen und die Thore genommen, und der Graf sah sich, als sein und der Seinen Leben schwer be-

*) Sein Geburtshaus wurde durch Feuer zerstört.



droht wurden, genötigt, jene Artikel gleichfalls anzunehmen. Fühlte er sich in Wernigerode, wohin er sich mit seiner Familie begab, ungleich sicherer, als in dem in wilder Empörung begriffenen Stolberg, so machte ihm doch das Geschick seines ältesten Sohnes Wolfgang große Sorge. Dieser, ein junger Mann von 23 Jahren, hatte sich ohne Wissen und Willen seiner Eltern unter die Aufständischen gewagt, um sie durch vernünftige Behandlung und Belehrung zur Besinnung zu bringen. Aber diese umzingelte ihn, sein Leben bedrohend, und zwangen ihn, mit zum großen Haufen gen Frankenhausen zu ziehen. Vergebens versuchte der geängstete Vater, durch seine Getreuen, Hans von Werthern und Kaspar von Rurleben, seine Befreiung zu erwirken; die Bauern behielten auch letzteren gefangen zurück. Nun sandte der Graf ein Geschütz und einen reisigen Wagen mit Bedeckung zur Befreiung des Sohnes aus, aber die Mannschaft muß zu den Bauern übergegangen sein, denn bei Frankenhausen fiel ein Teil derselben, und der Rest wurde gefangen, und Graf Ernst von Mansfeld warf dem Grafen Botho vor, daß er mehrere Hundert seiner Unterthanen dem Bauernherrn zugesandt habe. Der junge Graf Wolfgang fiel kurz vor der Schlacht in die Gefangenschaft des Herzogs Georg von Sachsen.

Nach ihrer Niederlage bei Frankenhausen am 15. Mai krochen die Stolberger, wie Graf Botho seinem Schwager zu Königstein schreibt, zu Kreuze und gaben sich in seine Gnade. Sie bekannten in besonderen Reversen (deren einen, den der Gemeinde Haynrode, Zeitfuchs S. 160 f. mitteilt) demütig ihre Schuld und verpflichteten sich von neuem ihrer Obrigkeit. Neun der Rädelsführer, meistens Bürger zu Stolberg, ließ der Graf, dessen Gericht durch Milde sich auszeichnete, hinrichten, im übrigen strafte er die Gemeinden je nach dem Maße ihrer Beteiligung mit Geldbußen von 16 bis 600 Gulden. Auf einer öffentlichen Versöhnungsfeier leisteten dann die Unterthanen am 3. Juni eine neue Erbhuldigung.*)

Da Stolberg an einer der alten Hauptstraßen lag, welche den Harz durchsetzten, so hatte es im dreißigjährigen Kriege schwer zu leiden. Von 1623 an bis zum Friedensschlusse folgten sich fast ohne Unterbrechung Truppendurchzüge und Einquartierungen, und eine Partei suchte es der andern in Erhebung und Erpressung von Kontributionen und Brandschatzungen zuvorzuthun (Am schändlichsten benahmen sich die Italiener, welche am 17. Mai 1628 einrückten.) Zu den Kriegsdrangsalen gesellten sich Teurung und Pest. Im Jahre 1626 raffte diese in Stolberg 623 Personen, darunter die beiden Prediger, den Bürgermeister, den Stadtschreiber und den Kämmerer, hinweg.**) Von Verderben

---

*) Dr. Jacobs, „Das Stolbergsche Ratsjahrbuch“ in Z. d. H.-V., 1884.

**) In Zeitschr. d. H.-V. II d, S. 170 f., findet sich folgende Mitteilung: „Der Rat zu Stolberg schreibt vom 18. April 1655, es sei im Jahre 1633 durch den Einfall der barbarischen Kroaten der beste Teil der Stadt nebst der Kirche zu S. Jakob, auch die Schule und Pfarre abgebrannt. Sie hätten sich bisher eines kleinen, weit entlegenen Sacellum, das zu Begräbnissen und Leichenbestattungen benutzt worden, zum Gottesdienste bedient. Bei dem gewöhnlichen Gottesdienste und bei Kommunionen habe aber darin kaum der sechste Teil ihrer Gemeinde Raum gehabt und viele wieder weggehen, auch krank herausgebracht werden müssen. Nach 22 Jahren sei nun ihre neue Kirche bis zum Dache aufgeführt, weshalb sie zum Weiterbau um eine Unterstützung bitten. Wiederholt ersucht der Rat zu Stolberg am 12. Juni 1665 um eine nochmalige Beisteuer zur Erbauung der obengenannten Gebäude, da von ihrer gering gewerketen Bürgerschaft, welche in den rauhen Harzklippen wohnte, da weder Sand noch Land sei, die Kosten nicht aufgebracht werden könnten.“ Diese Nachricht kann sich trotz der „rauhen Harzklippen“ nicht auf unser harzisches Stolberg beziehen. Zeitfuchs, der 1717 schrieb und keinen Brand vergißt, auch wenn es sich, wie im Jahre 1628, nur um ein

bringenden Wasserfluten wurde die Stadt namentlich in den Jahren 1775 und 1834 wiederum heimgesucht.

Seitdem der Bergbau in Rückgang und zum Erliegen gekommen ist, die Eisenbahnen den Verkehr abgelenkt haben, und die Drell- und Leinenweberei, die im Anfange dieses Jahrhunderts 80 Meister beschäftigte, hier wie überall von den Fabriken überholt ist, hat sich die Stadt nicht weiter entwickeln, sondern kaum nur ihren früheren Stand behaupten können. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1807: 1948, im Jahre 1875: 2274, im Jahre 1885: 2232. Ihre interessante Lage, die anziehende Umgebung mit ihrer friedlichen, erquickenden Stille führen ihr im Sommer zahlreiche Gäste zu. Hoffen wir, daß die schon lange geplante Bahn vom Selkethal durch das Thyrathal in die Goldene Au ihr für Handel und Gewerbe neues Leben zuführt.

„Auf die friedlichen Wohnungen genügsamer Menschen blickt das inmitten überragender, mit Waldungen bewachsener Berge belegene Schloß in sicherer Ruhe herab.“ (Spieker.) Der älteste Teil desselben ist der östliche Flügel, in dessen Turme sich die Schloßkirche befindet. In älterer Zeit eine zur Pfarrkirche S. Martini gehörende Kapelle, wurde sie 1324 vom Grafen Heinrich davon abgetrennt und bald darauf, 1328 und 1377, mit reichen Ablaßspenden begabt. Im folgenden Jahrhundert muß ein Umbau vorgenommen sein, denn 1441 wurde sie vom mainzischen Weihbischof Hermann mit zwei Altären neu geweiht. Seitdem heißt sie nach ihrer Mitpatronin Kirche S. Julianae; ihr Hauptpatron war seit alters der Evangelist Johannes. 1449 gestattete Papst Nikolaus den Grafen, sich einen besonderen Hofprediger und Beichtvater zu halten. Im Jahre 1667 erhielt sie durch Graf Johann Martin einen schönen Altar aus Alabaster, den Graf Christoph Friedrich 1716 mit großen silbernen Leuchtern und drei schönen Statuen schmückte. Sehr sinnvoll sind die Inschriften derselben: ein Apostel trägt eine aufgeschlagene Bibel mit den Worten: Glaube das! Moses mit den Gesetzestafeln ruft: Thue das! Christus mit dem Kreuze mahnt: Dulde das! und die darüber schwebende Glorie mit der Inschrift Javeh verheißt: Hoffe das! Ein Gemälde, welches Christus am Kreuze darstellt, ist von Lukas Cranach.

Unter diesem alten Flügel zieht sich das Burgverließ in mehreren Abstufungen in den Felsen hinein.

Das sehr geräumige Schloß enthält eine große Anzahl von Zimmern, von denen die zum Empfange hoher Gäste bestimmten mit fürstlicher Pracht ausgestattet sind. Von hohem Werte ist die etwa 50000 Bände zählende Bibliothek, welche viele seltene alte Bibelausgaben und theologische, juristische und Geschichtswerke enthält und mit ihrer Sammlung von etwa 20000 Leichenpredigten einzig dasteht. Neben ihr sind namentlich noch die Waffensammlung,

---

einziges Haus handelt, weiß nichts von dieser schrecklichen Feuersbrunst. Alle Drangsale des dreißigjährigen Krieges, die Stärke, Dauer und Kosten der Einquartierung u. s. w., hat der während dieses Krieges regierende Bürgermeister, Dr. med. Grüling, in allen Einzelheiten aufgezeichnet (abgedruckt Zeitfuchs, S. 269—312); aber jenen Einfall der Kroaten und die Zerstörung der Stadt erwähnt er nicht. Dagegen bezeichnet er genau jede schwedische und kursächsische Kompanie, welche im Jahre 1633 in Stolberg Quartier nahm. Zudem hat Stolberg nie eine dem heil. Jakob geweihte Kirche besessen, und die vorhandene Martinikirche stammt aus dem 15. Jahrhundert. — Jene Nachricht bezieht sich auf Stolberg im Erzgebirge. Merian schreibt im Jahre 1650: „Es ist auch ein Stolberg in Meißen und desselben erzgebirgischem Kreise, nahe bei Schneeberg, dem Herrn Kurfürsten zu Sachsen gehörig: welches zwar Anno 1633 den 5. Augusti von den Kroaten geplündert und abgebrannt, nachmals aber wieder gebaut worden.“ (Sax. sup. 166.)

die Bildergallerie und die Sammlung seltener Uhren zu nennen. Zwei in Stein gehauene riesige Hirsche zieren den Haupteingang, und das blendend weiße Schloß hebt sich von dem Hintergrunde des grünen Buchenwaldes gar ausdrucksvoll ab.

Unterhalb des Schlosses erhebt sich auf einem Absatze des Berges die Stadtkirche S. Martini. Von jenem führt ein brückenartiger überbauter Gang in das Dach derselben. Im Jahre 1355 war sie schon vorhanden, doch ist später vielfach daran gebaut, so stammt das Chor aus den Jahren 1484 bis 1488. Unter ihr liegt das gräfliche Erbbegräbnis. Sie besitzt ein sehr schönes Geläute und eine große Orgel; auf der älteren der beiden Kanzeln hat Dr. Luther gepredigt. An dieser Kirche standen als Pfarrer der eifrige Beförderer der Reformation D. Tilemann Plathner und die Geschichtschreiber Spangenberg und Zeitfuchs.

Von den uralten Bürgerhäusern in malerischer Holzkonstruktion nenne ich nur das 1525 erbaute, in welchem die Gerichtsverhandlungen stattfinden.



Sachregister.



Geographisches Register.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Seite 3, Z. 5 v. o. lies „in Norddeutschland“ statt „nördlich der Alpen“.
Seite 4, Z. 11 v. u. lies Honstein statt Hohnstein.
Seite 9, Z. 19 v. u. lies l. statt r.
„ 9, „ 20 v. u. „ r. statt l.
„ 9, „ 6 v. u. Der schon oben auf derselben Seite erwähnte Gebirgsbann ist hier zu streichen.
Seite 10, Z. 13 v. o. lies Morungen statt Mohrungen.
Seite 17, Z. 18 v. u. lies Südwestseite statt Südostseite.
Seite 19. Auch der Osterberg bei Welbsleben ist eine heidnische Opferstätte. Auf seinem Gipfel, den ein Wall von etwa 2 m Höhe umgiebt, hat man Tausende von Urnen mit allerlei Geräten der Vorzeit ausgegraben. (Dr. Größler, Sagen d. Gr. M., S. 106.)
Seite 19, Z. 1 der Anmerkung lies Leubingen statt Laubingen.
Seite 23, Z. 2 v. o. lies 1074 statt 1704.
„ 24, „ 2 v. o. „ K. Meyer in Z. statt Z.
Seite 25, Z. 15 v. u. Die Grundmauern der Heinrichsburg sind mannshoch aufgedeckt. (Gef. Mitteilung des Lehrers Herrn Karl Meyer in Nordhausen.)
Seite 26, Z. 18 v. u. Der Friesengraben ist der obere Teil des Sachsgrabens.
Seite 35, Z. 22 v. u. lies Ödeshausen statt Odeshausen.
Seite 36, Z. 21 v. u. Wasserleben ist hier zu streichen, da die älteste Namensform Waterler ist.
Seite 39, Z. 18 u. 11 v. u. Güsten ist deutsch: 1234 überträgt König Heinrich dem magdeburgschen Vizedominus die Vogtei in Gutzstene. (Urkunde abgedruckt Hercyn. Archiv, S. 457.)

Zusatz: Auch am Südrande des Harzes findet sich eine Reihe Wendendörfer. Die Kaiser, namentlich die aus dem sächsischen Hause, „liebten es, auf den Ländereien der Königshöfe und Pfalzen in Thüringen Wenden anzusiedeln“. (Dr. Radwitz, Zur Volkskunde von Thüringen, S. 13.)

Seite 40, Z. 2 v. u. lies Hesle = Gestrüpp.
„ 42, „ 11 v. u. ist „Lichtung“ zu tilgen.
„ 43, „ 4 v. o. ist hinzuzufügen Bartholfelde.
Seite 45, Z. 12 v. u. ist hinzuzufügen: Nach Karl Meyer und Leuckfeld.
Seite 46, Z. 3 v. o. lies Nanauen statt Nahnauen.
Seite 46, Z. 10 v. o. lies Honstein statt Hohenstein.
Seite 47, Z. 23 v. o. lies Ellrich statt Elrich.
„ 48, „ 18 v. o. lies schon vor dem statt im.
Seite 49, Z. 3 u. 6 v. u. Straßberg kommt schon kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts vor. Fuldaisch war Ober-, nicht Niedersachswerfen. (Gef. Mitteilung des Herrn K. Meyer.)
Seite 52, Z. 15 v. o. lies Berzincroth statt Berzineroth.
Seite 52, Z. 1 v. o. lies hatte statt hat.
„ 59, „ 21 v. o. lies „nach der Mitte des 10. Jahrh. statt „um das Jahr 1000“.
Seite 61, Z. 18 v. o. lies der statt des.
„ 61, „ 8 v. u. „ den statt dem.
„ 61, „ 12 v. u. Zipollenbleek ist hier nicht, wie ein Rezensent meint, mit Zwiebelbleek, sondern wie geschehen, zu übersetzen.
Seite 63, Z. 23 v. u. lies 1271 statt 1261.
„ 66, „ 16 v. u „ Wildemann statt Wildenmann.
Seite 74, Z. 6 v. o. Auch schon 1544 wird des Herzogs Philipp von Grubenhagen Bergwerk Heilige Dreifaltigkeit „an dem Zeller Felde“ erwähnt. (Dr. Jacobs in Z. d. H.-V. III, 111.)
Seite 85, Z. 3 v. u. und S. 101. Bei Morungen liegt ein Giebichenberg (Dr. Größler.)
Seite 86, Z. 4 v. u. lies Krotho statt Kortho.
„ 90, „ 1 v. u. „ bis etwa statt bis.
„ 92, „ 1 v. u. lies Beckenstedt statt Bakenstedt.
Seite 93, Z. 19 v o. ist Welbsleben hinzuzufügen.
Seite 94. Anmerkung. Im Mansfeldischen ist der Name Wütendes Heer bekannt.
Anmerkung zu Seite 108 f. Die letzten Orte nach Osten, in denen Osterfeuer angezündet werden, sind Tilleda, Sittendorf, Bennungen, Wickerode, Kl. Leinungen, Drebsdorf, Gr. Leinungen, Muserlengefeld, Morungen, Horla; die sich nächst anschließenden Orte Ichstedt, Hackpfüffel, Brücken, Hohlstedt, Wallhausen, Berchtewende, Lengefeld, Wettelrode, Grillenberg haben schon Johannisfeuer.
Seite 110, Z. 8 v. u. ist „oft“ zu tilgen.
„ 114, „ 24 v. o. lies Marienkälbchen statt Marienkäfer.
Seite 123, Z. 9 v. o. lies wüst statt meist.
„ 126, „ 10 v. o. „ Vater statt Volke.

Seite 127, Z. 15 v. o. ist hinzuzufügen: Otto I. von Bodfeld und Siptenfelde, Otto II. von Bodfeld.

Seite 128, Z. 5 und 10 v. o. lies Hohenkehle und Hohlenkehle statt Hohenkohle und Hohlenkohle.

Seite 132, Z. 15 v. o. lies Richtung statt Ordnung.

Seite 134, Z. 25 v. o. lies Dietrichsberg statt Dietrichsweg.

Seite 140, Z. 18 v. o. lies Suterode statt Süterode.

Seite 142, Z. 16 v. u. lies Pansfelde statt Pansfellde.

Seite 142. Die nordthüringische Mundart betreffend. Das Gebiet dieser Mundart wird durch eine etwa von Südwesten nach Nordosten ziehende Grenzlinie in zwei Unterabteilungen zerlegt. Sie zieht zunächst in der Richtung von S. nach N. über den Hagen, so daß Scherſen, Buchholz und Auleben r., Hamma l. bleiben, wendet sich am Hammabache nach O. (rechts: Auleben, Rumburg, Kelbra), überschreitet südwestl. von Thürungen die Helme, um hier wieder nördliche Richtung einzuschlagen (links: Berga, Arnswald, Uftrungen; rechts: Thürungen, Rosperwende, Breitungen, Breitenberg, Dietersdorf), zieht von der Haſſel bis zur Käkelsburg östlich (links: Schwende, Wolfsberg, Breitenbach, Rotha; rechts: Dietersdorf und die Wüstungen Schwiderſwende, Hatzichendorf, Herlahain) und wendet sich zwischen Rotha und Horla nach Nordosten. (Karl Meyers Karte zu Dr. Rackwitz „Zur Volkskunde von Thüringen".) Die westlich dieser Linie herrschende s. g. oberländische und die östlich davon herrschende s. g. unterländische Sprechweise unterscheiden sich nur im Vokalismus und im Gebrauch bestimmter Redensarten und Worte. So heißt Brot oberl. Brât, unterl. Brût oder Bruot,

tot	„	tât,	„	tût	„ tuot,
Dorn	„	Dârn,	„	Dûrn	„ Duern,
Kühe	„	Keïwe,	„	Kiewe,	
Klee	„	Klä,	„	Klie,	
geh	„	gäh,	„	gih,	
gehütet	„	gehutt,	„	gehitt,	
kehrte	„	kahrte,	„	kihrte.	

Daß die Landesgrenze der Sachsen und Thüringer nicht mit der Sprachgrenze zusammenfällt, findet in folgendem seine Erklärung: „Am Ende des 7. Jahrhunderts herrschte über die Thüringer ein Herzog Heden, dessen Residenz in Würzburg gewesen sein soll. Der nun verfuhr gar gewaltthätig; da empörten sich die Thüringer am Rande des Südharzes und schlossen sich dem Bunde der Sachsen an. Daher bestimmen denn die Quedlinburger Annalen schon zum Jahre 781 und später der Annalista Saxo nebst dem Chronicon Halberstadense die Grenze in der angegebenen Richtung." (Dr. Rackwitz l. c. 24 f.)

Seite 142, Z. 1 v. u. lies und statt nur.
„ 143, „ 16 v. u. „ Ahnlog st. ahnlog.
„ 144, „ 8 v. o. „ Bruchberg statt Burgberg.

Seite 150, Z 24 v. u. lies 16 statt 11.
„ 158, „ 15 v. o. „ Tannen statt Tanne.

Seite 159, Z. 8 v. o. lies still statt stille.
„ 159, „ 16 v. o. „ Ramler statt Remler.

Seite 159, Z. 11 v. u. lies 25 od. 26 statt 27.
„ 160, „ 18 v. o. „ Rothaar statt Rothaer.

Seite 162, Z. 7 v. u. lies 200 statt 20.
„ 164, „ 7 v. o. „ Mäander statt Mänaden.

Seite 164, Z. 16 v. u. ist das zweite „völlig" zu tilgen.

Seite 165, Z. 19 v. o. lies verglichen statt zu vergleichen.

Seite 166, Z. 20 v. o. Seit dem Jahre 1881 und 1882 ist eine große Anzahl von Beobachtungsstationen durch den Verein für Wetterkunde in Mitteldeutschland eingerichtet, neben denen jetzt 20 braunschweigsche Forststationen bestehen.

Seite 167, Z. 14 v. o. lies würde statt wird.
„ 167, „ 24 v. o. „ vor statt von.
„ 172, „ 2 v. o. „ 1883 statt 1880.
„ 173, „ 9 ff. v. o. Die Ansicht Schoofs, daß die Regenperiode des Sommers durch den Zusammenstoß des Äquatorialstroms und des Nordweststroms hervorgerufen werde, entspricht den jetzt herrschenden meteorologischen Anschauungen nicht mehr.

Seite 173, Z. 12 ff. v. u. Schoofs Angaben über Gewitter unterhalb des Plateaus von Klausthal beruhen auf Irrtum.

Seite 182 u. 160. Das Brockengespenst betreffend. „Die vom Brockenwirt Rehse herrührende Behauptung von der riesenhaften Vergrößerung, welche der Schatten des Beobachters bei dem sogen. Brockengespenst annehmen soll, gehört in das Gebiet der optischen Täuschungen. Da die Strahlen der Sonne als parallel betrachtet werden müssen, kann ein Vergrößerung des Schattenbildes nicht stattfinden, wohl aber eine Verlängerung." (Die das Klima betr. Zusätze nach der von mir mit lebhaftem Danke entgegengenommenen anerkennenden Rezension der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Verhandlungen derselben 1885 Nr. 10.)

Seite 184, Z. 16 v. u. „Gewitter unterhalb der Brockenkuppe sind als durchaus noch nicht sicher konstatiert anzusehen, da alle bisherigen Berichte bei genauerer Untersuchung sich als optische Täuschungen oder übertreibungen herausgestellt haben."

Seite 187, Z. 19 v. o. lies Kramenzelstein = Kalksteinknollen.
Seite 192, Z. 19 v. u. lies Rotesütte statt Rotehütte.
Seite 197, Z. 24 v. o. und sonst einigemale: lies des Bergzehnten statt Bergzehntens.
Seite 206, Z. 9 v. u. lies Kupferrauch statt Kupfervitriol.
Seite 206, Z. 6 v. u. lies Bergrat Wimmer.
„ 207, „ 11 v. u. „ Kaufglätte statt Kaufplätte.
Seite 209. Von den hier genannten Schächten ist die Jungfrau inzwischen zugestürzt und die neue Margarethe (Elisabeth) zu Bruch gegangen.
Seite 210, Z. 2 v. o. lies am statt vom.
„ 212, „ 9 v. o. „ ℳ statt t.
„ 213, „ 11 v. o. „ ℳ statt t.
„ 220, „ 17 v. u. „ vor statt von.
„ 227, „ 5 v. o. „ dieselbe statt dieselben.
Seite 229, Z. 4 v. o. lies Ausbeute- statt Ausbeute.
Seite 229, Z. 29 v. o. lies an statt von.
„ 251, Anmerk. Z. 2 lies 1834 statt 1854.
„ 254, Z. 11 v. u. lies massenhaft statt massenhaften.
Seite 264, Z. 20 v. o. lies 1800 statt 1860.
„ 265, „ 13 v. o. „ ward statt war.
„ 267, „ 24 v. o. ist bei „Coupe“ zur Erklärung hinzuzusetzen: Schale mit Fuß.
Seite 268, Z. 5 v. o. lies Thorwaldsenschen statt Thorwaldschen.
Seite 271, Z. 13 v. u. lies ihren statt ihrem.
„ 284, Anmerk. Z. 5 v. u. lies Wirts Mutter statt Wirtsmutter.
Seite 300, Z. 22 v. o. lies den statt der.
Seite 310, Z. 9 v. o. Der Bruder Dietrichs (Heinrich) war nicht kinderlos, wird vielmehr als der Stammvater der Grafen zu Stolberg angesehen.
Seite 311, Z. 4 v. o. lies Gruzen statt Grupen.
„ 313, „ 11 v. o. „ Bähre (Behre) statt Bäche.
Seite 320, Z. 8 v. o. lies bis statt bins.
„ 330, „ 10 v. u. „ vnde statt vede.
„ 332, „ 12 v. o. „ Burchard I. statt Burchard II.
Seite 334, Z. 10 v. u. lies Beanwartung statt Beantwortung.
Seite 336, Anmerk. Z 1 v. u. lies Harz statt Herz.
Seite 337, Z. 4 v. o. ist nach „Jahren“ 1136 einzuschalten.
Seite 344. Der Brunnen ist gereinigt und das Brunnenhäuschen repariert.
Seite 345, Z. 8 v. o. ist nach „nur“ einzuschalten: den Sachsen- und den Römerstein.
Seite 345, Z. 8 v. o. lies Gerode statt Gernrode.
Seite 347, Z. 24 v. o. ist vor „Januar“ einzuschalten: 1.

Seite 351, Z. 4 v. u. lies keine statt keinen.
„ 353, „ 15 v. o. „ dieselben statt dieselbe.
Seite 357, Z. 12 v. o. lies Heinrichs III. statt Heinrich III.
Seite 377, Z. 22 v. u. ist nach „wessen geluchte“ zur Erklärung einzuschalten: Wachslicht.
Seite 391, Z. 3 v. u. lies den statt der.
„ 400, „ 17 v. u. ist hinter „Halberstädtschen“ einzuschalten: und Hildesheimschen.
Seite 403. Die Kelle erwähnt schon 1591 Eckstorm in einem Briefe an Brendel.
Seite 404, Z. 12 v. o. lies bewachen statt bewahren.
Seite 404, Z. 1 v. u. lies 10 und 5 m statt 30 und 15 m.
Seite 405, Z. 12 v. o. lies von statt an.
„ 410. Der Ochsenpfuhl ist ausgefüllt.
„ 411, Z. 23 v. u. lies und statt aber.
„ 415, „ 13 v. o. „ Regierungshandlungen statt Regierungsverhandlungen.
Seite 426, Z. 3 v. u. lies Woche statt Nacht.
„ 427, „ 23 v. u. „ die Brust statt den Leib.
Seite 434, Z. 24 v. o. lies Stätte statt Städte.
„ 447, „ 6 v. u. „ reisige statt riesige.
„ 449, „ 22 v. o. „ geistlichen statt päpstlichen.
Seite 460, Z. 24 v. o. lies Harzburg statt Habsburg.
Seite 461, Z. 16 v. u. lies verbreiten statt verbreiteten.
Seite 463, Z. 5 v. o. lies verdecken statt vereiteln.
Seite 473, Z. 7 v. o. lies Lose statt Lehen.
„ 475, „ 5 v. o. lies aber noch statt noch aber.
Seite 475, Z. 6 v. u. lies das statt dies.
„ 479, „ 14 v. o. „ vorherzuschaun st. vorherzuschauen.
Seite 492, Z. 16 v. u. lies den statt dem.
„ 495, Anmerk. Z. 9 v. u. muß hinter „Nacht“ statt des Punktes ein Komma stehen.
Seite 508, Z. 4 v. o. lies Jahr statt das Jahr.
„ 523, „ 1 v. u. „ hatten statt haben.
„ 524, „ 16 v. u. „ Langen statt Lange.
„ 530, „ 8 v. u. „ in statt im
„ 537, „ 2 v. u. „ Buchberg statt Bruchberg.
Seite 550, Z. 6 v. o. lies doch statt auch.
„ 560, „ 20 v. u. „ den statt die.
„ 561, „ 15 v. u. „ sein statt werden.
„ 566, „ 5 v. o. „ ein willkommnes statt einen willkommenen.
Seite 580 hinzuzufügen: Nach der Zählung vom 3. Dezember 1886: Altenau 314, Andreasberg 487, Klausthal 818, Grund 193, Lautenthal 163, Wildemann 163, Zellerfeld 532, zusammen 3852. Zunahme gegen 1885 = 105, 1884 = 474, 1883 = 609 Stück.

Seite 604, Z. 20 v. u. lies Zwischenbau statt Zwischenraum.
Seite 608, Z. 4 v. o. lies Androhung statt Bedrohung.
Seite 612, Z. 12 v. o. und 613, Z. 21 v. o. lies Geld statt Gold.
Seite 616, Z. 13 v. o. lies erfahren hätte statt erfuhr.
Seite 617, Z. 13 v. o. lies könne statt können.
„ 619, „ 5 v. u. „ bezw. statt bzgl.
„ 637, „ 6 v. o. „ Erzgang statt Enggang.
Seite 638, Z. 11 v. u. lies annähernd statt annähreud.
Seite 640, Z. 17 v. o. ist das erste „dabei" zu tilgen.
Seite 644, Z. 22 v. u. lies gepocht st. gemacht.
„ 644, „ 18 v. u. „ erfolgen statt erfolgten.
Seite 644, Z. 8 v. u. lies vorstehenden statt vorstehendem.
Seite 645, Z. 1 v. u. lies vom statt von.
„ 646, „ 13 v. o. „ geringen statt gerinigen.
Seite 647, Z. 19 v. u. lies Grube statt Tiefe.
„ 648, „ 10 v. o. „ Neben statt Über.
„ 649, „ 3 v. o. „ fast statt fest.
„ 649, „ 12 v. o. ist „nicht" zu tilgen.
„ 649, „ 16 v. u. lies geringe st. wenige.
„ 650, „ 4 v. o. „ 1850 statt 1856.
„ 655, „ 21 v. o. „ zerkleinert statt verkleinert.
Seite 656, Z. 8 v. u. lies Öfen statt Ofen.
„ 660, „ 6 v. o. „ vor statt von.
„ 660, „ 10 v. u. „ dann statt davon.
„ 667, „ 12 v. o. „ vermochte statt vermochten.
Seite 670, Z. 14 v. u. lies verkündigt statt angekündigt.
Seite 672, Z. 24 v. u. lies Flechten st. Felsen.
„ 672, „ 17 v. u. „ Beglückten ein statt Beglückten.
Seite 681, Z. 25 v. u. lies 1541 statt 1641.
„ 688. Stammtafel unten ist zu lesen:
Friedrich Karl zu Gedern, Fürst, † 1767
|
† 1804.
Seite 704, Z. 9 v. o. lies ausgestellten statt ausgestatteten.
Seite 710, Z. 6 v. u. ist hinter „Schoffer" zur Erklärung einzuschalten: Amtmann.
Seite 714, Anmerkung Z. 5 v. o. lies Cramer statt Crmmer.
Seite 716, Z. 9 v. o. lies Utzleben) statt Utzleben.
Seite 718, Z. 16 v. u. lies Gebiets statt Gebiet.
Seite 724, Z. 2 v. u. Noch im Jahre 1406 soll ein „Bruder Roloff" zu S. Volkmar gewohnt haben.
Seite 726, Z. 19 v. u. lies außer dem statt außerdem.
Seite 727, Z. 1 v. o. lies wertvollstes statt wertvolles.
Seite 734, Z. 6 v. o. ist „als" zu tilgen.
„ 734, „ 5 v. u. lies noch aufzuschieben statt zu verschieben.
Seite 736, Z. 10 v. o. lies heimlich statt Heinrich.
Seite 736, Z. 22 v. u. lies den statt dem.
„ 740, „ 1 v. o. ist „des" zu tilgen.
„ 745, „ 4 v. u. lies Brandenburg statt Blankenburg.
Seite 761, Z. 16 v. o. lies gedeckte statt bedeckte.
Seite 776, Z. 15 v. o. lies Stifters statt Stiftes.
Seite 776, Z. 18 v. u. lies die Vogtei statt sie.
„ 784, „ 22 v. o. „ welcher st. welchen.
„ 797, „ 6 v. u. und S. 798, Z. 12 v. o. lies Bonifatius statt Bonifacius.
Seite 809 Anmerkung Z. 3 ist nach „und" was Beckmann einzuschalten.
Seite 817, Z. 18 v. o. lies 18 statt 17.
Seite 817. Anmerkung. Gegen Ende des Jahres 1880 ist an der von Basse bezeichneten Stelle („Adalbertus ursus Marchio sepultus est cum patribus suis in monasterio Ballenstede in capella S. Nicolai") das Grab Albrechts und seiner Gemahlin Sophie unter dem Glockenturme aufgefunden. Die beiden mit Kopfnische versehenen Sandstein-Sarkophage enthielten außer den ziemlich erhaltenen Skeletten nur noch geringe Überreste von den untergelegten Lederpolstern. Die Lage der Gebeine ließ erkennen, daß des Markgrafen Grab, doch nicht das seiner Gemahlin, schon einmal geöffnet worden ist. (Ballenstedter Kreisblatt vom 1. Februar 1881.)
Seite 817, Z. 19 v. o. ist „selbst" zu tilgen.
„ 823. Anm. Z. 3 v. u. lies 1887 statt 1879.
Seite 823, Z. 2 v. u. lies Austberges statt Außberges.
Seite 825, Z. 13 v. u. lies Gräben statt Gräber.
Seite 827, Z. 2 v. u. sind die Sternchen zu tilgen (welche zu „Rügegericht" gehören).
Seite 831, Z. 13 v. u. lies Egeno I. statt II.
Seite 837, Z. 24 v. u. lies begründeten statt gegründeten.
Seite 846 ff. v. Heinemann, Gesch. v. Br. u. Hannover I, 162 ff.

Kleinere Versehen — wie tötlich, Nachbaren, Frohn, Bedauern, Schö-pfung, den Name, den st. dem, in st. im, Blau st. Bau, Geißeln st. Geiseln, Herr st. Heer, Fähren st. Fährten, dunkeln st. dunklen, einem st. einen — wollen die verehrten Leser freundlichst berichtigen.

Sehr unangenehm ist mir, daß die Karte nicht, wie ich erwarten mußte, auch die Sprach- und Dialektgrenzen, sowie die Grenze zwischen Oster- und Johannisfeuer wiedergiebt. (Berichtigung: Das Vorwerk Heber liegt im Ambergau, nicht in Flenithi. Die Grenze von Friesenfeld-Hassegau ist aus Versehen teilweise nicht farbig wiedergegeben.)

